



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

DD
801
.R725
248
v.5
pt.3



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

5. Jahrgang
1908

Drittes Heft



Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttemann, G. m. b. H.
(vorm. Baedeker'sche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.



Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

5. Jahrgang.

1908.

Drittes Heft.

Das Nachbarrecht

in der Bürgermeisterei Menden a. d. Sieg.

Von Johannes Bender.

Nachdem ich im 75. Hefte des Jahrganges 1903 der Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein unter der Aufschrift: „der öckmüllendorfer hundschaftsbaurgerichtsnachbarbuch aus anno 1581“ ein typisches Beispiel eines alten Gemeinde- bezw. Nachbarbuches zum Abdruck gebracht habe, will ich es nicht unterlassen, eine Auslese aus den anderen noch vorhandenen Nachbarbüchern der Bürgermeisterei Menden a. d. Sieg der Öffentlichkeit bekannt zu geben.

Noch bis in das 19. Jahrhundert hinein verfügten in einem ausgedehnten Gebiete am Rhein die Dorfgemeinden in mancher Beziehung über eine grosse Selbständigkeit. Sie bildeten gewissermassen einen Staat im Staate. Die Bauern bildeten eine förmliche Gemeinschaft und sorgten selbst für die Aufrechthaltung der Ordnung nach althergebrachten, von den Bauern selbst gutgeheissenen Gesetzen. Diese gesetzlichen Bestimmungen wurden im Laufe der Zeit auch schriftlich niedergelegt, nachdem sie wohl Jahrhunderte hindurch nur mündlich überliefert worden waren. So kam es, dass jede Ortsgemeinde ihr Gesetzbuch hatte, wonach über vielerlei Dinge, die zur Aufrechthaltung der Ordnung nötig waren, am Orte selbst entschieden wurde.

Die Bauern nannten sich als Angehörige dieser Gemeinschaft „Nachbarn“ und die rechtlichen Bestimmungen fasste man zusammen unter der Bezeichnung „Nachbarrecht“. Diese

Rechtsbestimmungen sind aus einer gemeinsamen Quelle hervorgegangen, und es unterliegt keinem Zweifel, dass die alt-ehrwürdigen Satzungen dieser Nachbarbücher zum Teil in die ältesten germanischen Zeiten zurückreichen. Darauf weisen die vielfach wiederkehrenden Alliterationen hin, sowie das echt germanische Recht der Gemeinde, gewisse Übeltäter ihres Bannes zu verweisen. Ist doch auch der „Zuhof“ die uralte Form der germanischen Güter am Rhein. Darüber sagt Asbach in seiner Schrift: „Zur Geschichte und Kultur der römischen Rheinlande“ S. 12: „Die villae rusticae sind landwirtschaftliche Gehöfte, die Wohnungen der kelto-germanischen Latifundienbesitzer. Ihre Form ist vorwiegend quadratisch, in der Mitte liegt ein grosser, offener Hof, der auf allen vier Seiten von Wohn- und Wirtschaftsräumen umgeben ist.“ Dieses Recht wird wohl mit den Franken an den Rhein gekommen sein, oder sie haben es dort schon vorgefunden. Dass die Quelle eine gemeinsame gewesen ist, geht daraus hervor, dass in allen Büchern die meisten Bestimmungen fast wörtlich wiederkehren. Aber jede Gemeinde hat dieses Recht im Laufe der Zeit nach eigenem Geschmack zugeschnitten. Solche Änderungen wurden von der Nachbarschaft selbst beschlossen und auch durchgeführt.

An der Spitze der Verwaltung stand der Hun, so genannt nach der Bezeichnung „Honschaft“. Er wurde von seiner Obrigkeit vereidigt und hatte die Verpflichtung, an bestimmten Tagen die Nachbarn zum „Ding“ zu versammeln und Recht zu sprechen und überhaupt für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen.

Wie aus den überlieferten Satzungen hervorgeht, waren die Rechte der Nachbarn je nach dem Besitz verschieden. In Müllendorf musste jeder Nachbar einen Zuhof haben. Der halfman unterschied sich vom hausman. Die halfleute — jetzt noch Halefen genannt — trieben ein oder mehrere Pferde — je nach der Grösse des Besitztums wurde die Zahl festgesetzt — zu Felde. Der hausman durfte nur, wenn er zehn Morgen Land besass, ein Pferd halten wie ein halfman. Wenn aber das Pferd vom Flurschütz, losgelassen, angetroffen wurde, so musste der Besitzer, wenn er hausman war, Strafe bezahlen.

In der Honschaft Obermenden unterschied man drei Arten von Nachbarn: halfman, hausman, kötter.

In der Honschaft Peckelhoven, Holzlahr und Kohlkaul war wieder eine andere Einteilung vorhanden. Hier bildeten die sogenannten geburen eine besondere Gruppe. Es waren im ganzen 14 geburen, alle Hofbesitzer. Die Höfe, die einen gebur stellten, waren genau bestimmt. Diese hielten allerdings mit Zuziehung sämtlicher Nachbarn den Ding ab.

Wie bereits in den Annalen mitgeteilt wurde, sind in der Bürgermeisterei Menden a. d. Sieg ausser dem Müldorfer Buche noch die Nachbarbücher der Honschaften Obermenden, Meindorf und Holzlar-Kohlkaul-Bechlinghoven vorhanden. Alle drei Bücher sind in guterhaltenen Foliobänden vollständig erhalten und mit Absehen von einzelnen Stellen gut leserlich.

Das Nachbarbuch von Obermenden ist eine von dem Schulmeister Christian Müller in Meindorf im Jahre 1781 angefertigte Abschrift, die zurückgeht auf eine Niederschrift vom Jahre 1662. Diese wurde ausgeführt von dem Königlichen Notar Adolph Hochrodt und beglaubigt durch den Scheffen des Landgerichts Geistingen Rupert Hengesberg und sämtliche 33 Nachbarn der Honschaft.

Am 2. Mai 1710 wird das Nachbarrecht wieder bestätigt von Johann Werner de Warth, Amtsverwalter zu Blankenberg.

Am Schlusse des Buches befindet sich noch ein von dem obengenannten Abschreiber geschriebenes Sachregister.

Das Buch stimmt mit dem Öckmüllendorfer, abgesehen von notwendigen Änderungen lokaler Natur, meist wörtlich überein. Nur fehlt durchweg die genaue Angabe der Strafen. Auch Obermenden ist ein Zudorf und hat vier „fallthore“. Wesentlich ist der Unterschied, dass es dort ausser den Halfleuten und Hausleuten noch Kötter gab. In § 47 heisst es nämlich: Die Nachbahren zu Obermenden erkennen jederem Halfman in die brach zu säen einen Morgen, und dem haufman einen halben Morgen Lands auf das seinige, und nicht aufgehürtes Land. und einem Kötter ein Viertel . . .

Sollte etwa ein solcher Kötter ein Bauer sein, der eine Kuh oder auch zwei zu Feld treibt? Wären dann die sogenannten Hausleute ursprünglich Ochsenbauern, die, wenn sie zehn

Morgen Land „in einer gewahn“ besassen, ein Perd halten und zur Weide führen durften¹⁾. Jedenfalls ist bei den Hausleuten der Besitz von Pferden die Ausnahme gewesen, sie waren den Halfleuten vorbehalten.

Beachtenswerte Zusätze sind auch folgende:

„25. Item soll auch nach S. Bartholomai des Apostels Tag alles Heus aus den wiesen ausgeführt, und die wiesen wieder der Nachbahrtschaft zu nutz sein.

42. Item es soll auch kein pferd hinten beschlagen sein, bey höchster Nachbahr straf, nemblich fünf Mark weniger sechs heller.

51. Item alle auswendige, so wiesen in unserm bahnn und flohr haben, die seind den Nachbahren von jedem Morgen alle jahrs schuldig zu geben zween alb. cöllnisch, und so lang das nicht bezahlt, soll kein Nachbahr schütz verursacht sein, wan jemand darauf graßet oder weydet. zu $\frac{1}{2}$.

52. Diejenige so eichen bäume in unseren hecken haben, sollen solche keines wegs abhauen, damit nit unser hecken und weyde verwüst und auf geätzt werden.

53. Item auch lassen die Nachbahr nicht zu das jemand so in unseren kühhecken wie auch in den wiesen und Meyweyd Eichen, daß selbige zur herbst Zeit ihre schwein hinein treiben und selbige auf ätzen wollen sonderen gestehen dem Mann welchem die eichen zuständig, das er sie mach schüdden und schlagen und den ecker auf lesen, aber durch aus nit keine schwein huet darin zu haben, auf das der Nachbahr weydgang durch der schwein graben nicht verwüst werde, bey straf der höchster Kühr alle Tage.

60. Die Nachbahre zu Obermenden gestehen nicht, das jederman, der keine schläm hat, zu zeit und dasselbige anderen zu schaden, gürd, band, wie auch schelweyden schneiden wird und nicht sagen kan von wem ihm erlaubt say weyden zu schneiden, und soll solcher übertretter dem Herrn vor die Gewalt, und den Nachbahren mit der höchster kühr doppel bestraft werden, dan die Nachbahren erkennen die alte und junge schlämme so frey als einen mneßgarthen, vorbehalten Laub und Gras.

¹⁾ Vgl. Ann. S. 77 f. § 30, 31.

73. Die Nachbahren gestehen dem frohnhalfman eine schäferey zu halten, und so viell er schaaf auswinderen kan, mag er auch sommeren, aber nicht vor der Nachbahr herten austreiben, wan der Nachbahrhirt oder schäfer heraus ist, so mag der frohn Halfmansschäfer auch austreiben.“

Es scheint auch wiederholt Querköpfe in der Gemeinde gegeben zu haben, wie aus folgendem Beschlusse hervorgeht: „Anno 1772 diese willkühr hat die ganze Obermender gemeinde sich einhellig vereinbahrt, daß was an der baur bank gehandelt wird oder tractirt, was die gemeinde sachen betreffet, soll auch dabei verbleiben, fals einer da über attrapirt werden soll, ohne Betten den Nachbahren erfallen sein mit zwey ohmen wein, so geschehen Menden dx 29ten May.“

Der Beschluss ist vom Baurmeister Johannes Schomacher und 31 Nachbarn unterschrieben.

Das Nachbarbuch der Honschaft Meindorf ist nebst Zusätzen, die bis zum Jahre 1771 reichen, in Abschrift vorhanden. Die Übereinstimmung mit dem Original ist von dem Notar Thomas und durch dessen Siegel beglaubigt. Das Jahr ist nicht angegeben. Doch weist der erste Zusatz von anderer Hand die Jahreszahl 1773 auf.

Auch Meindorf war ein Zudorf und hatte 4 Faltore.

Auf dem ersten Blatt steht eine Notiz, eine Ablösung betreffend, vom Jahre 1720. Dann folgt das eigentliche Nachbarrecht, das, im Jahre 1717 angelegt, im ganzen unwesentliche Abweichungen von dem Rechte in den anderen Orten aufweist.

§ 68 lautet: „It. haben die Nachbahren ihren Brauch zu Herbst ihre Schwein auf eine herd zu schlagen um der Eicheln zu genießen, so doch aber ein Windsturm käme und die Eicheln häufiger weiße abschlagen thäte, soll jedwederer mit den Eichel lesen unter den ihrigen Eichen verbleiben, was aber sonst täglich fällt, sollen die schweine insgemein genießen, des armen sowohl als des reichen auch was auf die Wiesen feld, soll den Nachbahren verbleiben zu lesen.“

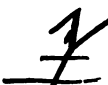
Von den Zusätzen späterer Zeit ist bemerkenswert die „Aufnehmung einer neuen Nachbarschaft“ vom 24. Mai 1732, wo die Nachbaren versprechen, den Besitzstand zu verteidigen,

Streitigkeiten zu wehren, keine neue Gerechtigkeit einzuführen und weder einander, noch den Nachkommen Schaden zuzufügen. Hervorzuheben ist daraus die Zusammenstellung „gerechtigkeiten und possessionen von veyd und schweid und von Wegh und Steg und von sohren und Mahlen und von Einkünften und Schenken“.


Die Unterschriften sind beachtenswert, weil bei den meisten Namen noch die Merkzeichen derjenigen hinzugefügt sind, die nicht schreiben konnten. Es sind folgende:


Piter Brüls, Buermeister Mirk 

Heinrich Hochheußeres mirkzeichen 


Peter Coerscheit mirk 


Jörgen Gielstorf

Peter Büßchen Mirk 


Pieter Schmitz sein Merkzeichen 


Christian Schmitz


Thunes Wirtß Mirk 

Heindrich Höster Mirk 

Anthonius Krüseler


Theilimanus Metz 


Peter Henrichs 

Görgen Schneiter Mirk 

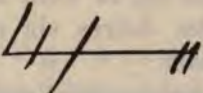
Bernardus Hartmann

Dietrich Wollzester

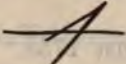
Wilhelm Graß Mirk 


Lienhard Adolf Merk 

Theiß Brotteser

Michel Hirtz Merk 

Heinrich Brodesser

Peter Wirts Mirk 

Peter Hirtz Mirk 

Jenes Schriftstück haben in den folgenden Jahren alle neue Nachbarn unterschrieben bis zum Jahre 1752, im ganzen ihrer 27. Als Merkzeichen dient aber bei diesen und auch später noch ein einfaches Kreuz. Nur unterschreibt im Jahre 1766 Peter Schmidt der jüngere mit demselben Merkzeichen wie der oben genannte Pieter Schmitz, dessen Sohn wohl jener war. Danach scheinen sich jene Merkzeichen manchmal vererbt zu haben. An obige Unterschriften schliesst sich folgender Beschluss:

„Es wird hiermit aufrichtig benachrichtiget waß gestalt auf heuth dato zu Entsgen. die achtbare Nachbarn sich bestendig vertragen und vereinbarth haben bei angelegter Theilung einiger Örther der gemeinde so der gemeinschaft zugehörig ist. Erstlich so solle keiner von seinen lößen eins verkaufen und sie sollen bey seinem angetheilten Hauß bleiben.

2^{tens} solle gedachte lößer bey seiner angelegener gewahren und besahmung gehalten werden, damit der Weithgang nach brauch gehalten werden kann.

Und zwar zum dritten ist aus drucklich ausgehalten daß jeder solle und wolle einen wohl geordneten daam ahm schiltgen: jedoch wohe es am dienstlichsten ist ohn widerspruch nach der sath den anfang zu machen einig worden.

Zum vierten solle der außwendige Nachbahr sich bey den Nachbahren angefragt ob er bey ihnen Niedersässung und sie gedulten mögen, so solle selbiger ihnen Nachbahren geben ad zwey rthlers: und wama einß von den Ehepakten allhier zu hauß ist, so wolle selbiger den Nachbahren geben zu Martiny des Jahres ein rsth. zur halbscheid einßmahls als ein Nachbahr.

Ein solches thun wir Nachbahren samt den unparteyischen landtmesser der Wahrheit zur Steuer aufs Treulichst hiemit bezeugen.

den 26^{ten} august 1738.“

Dann heisst es:-

„Ferner ist ausdrücklich benachrichtet, daß derjenige, der von nun an sich als ein Nachbahr sich vereinleibt, derselbe solle den Nachbahren geben Einen Thaller worbey dann auch ausgehalten worden wann ein Hauß abstellig, und die solstat nicht bewohnt, so solle selbige der gemeinde so lang zur beweydung bleiben, bis der grund ordentlich umbzäunt seyn wird, sein gemeinschaftliches lößer wieder an erfallen sein einig worden.“

Das Schriftstück ist datiert:

„Henff den 10^{ten} xbris 1748 im gericht.“

Diese beiden Bestimmungen haben deshalb besondern Wert, weil sie in unsern Büchern die einzigen sind, die Andeutungen enthalten über die Einteilung des Gemeinlandes in Lose. Das Los haftete an einem bestimmten Hause und durfte nicht verkauft werden. In der Bewirtschaftung musste sich der Besitzer nach der allgemeinen Vorschrift richten. Wurde ein Haus nicht mehr bewohnt, so fiel das Los an die Gemeinde wieder zurück.

Beachtenswert ist auch folgender Beschluss:

„Das von der Meindorfer Nachbarschaft zur bestätigung eingebrachtes nachbahrliches buch wird dieser gestalten Obrigkeitlich conformirt, daß der 5^{ter} punct, wohn von auf-

Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Nr. 7.

(Korrespondenzblatt)

Juli 1908.

Program m der zweiten Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

Die zweite Tagung des Verbandes wird am
2. und 3. Oktober 1908 in Berlin
mit folgendem Programm stattfinden:

Freitag, am 2. Oktober, abends 7¹/₂ Uhr:

Begrüßung mit Vorführungen volkscundlicher Art in der
Ressource zur Unterhaltung, Oranienburger Str. 18, nahe dem
Monbijouplatz und dem Stadtbahnhof Börse.

Sonnabend, am 3. Oktober, vormittags 10 Uhr:

Geschäftliche Beratung der Abgeordneten in der Ressource:

1. Geschäfts- und Rechnungsbericht des Ausschusses.
2. Bericht über die Aufzeichnung der deutschen Volkslieder.
3. Bericht über die geplante Sammlung von Zauberformeln.
4. Frage der Zeitschriftenchau.
5. Denkschrift und Petition an den Reichskanzler.
6. Frage der Angliederung an den „Internationalen Bund folkloristischer Forscher FF.“
7. Wünsche und Anträge.

Zu 1 und 2 beantragt der Ausschuß: Die eingesetzten Ausschüsse bleiben bestehen. Bis zur Errichtung einer Zentralstelle für Volkskunde sind die Manuskripte an die betreffenden Vorsitzenden einzusenden.

8. Nächster Verbandstag. Vorschlag des Ausschusses: 1909 in Graz, im Anschluß an den dort stattfindenden Ersten Kongreß für sachliche Volkskunde.
9. Neuwahl des Ausschusses.

An diesen Verhandlungen können nach § 8 der Satzungen auch nicht abgeordnete Mitglieder der Einzelvereine und Anstalten mit beratender Stimme teilnehmen.

Um 12 Uhr: Kleine Vorträge.

1. Vortrag des Herrn Professor Dr. Hauffen aus Prag: Über das Volkslied in Österreich und seine vorbereitete Herausgabe.
2. Vortrag des Herrn Pfarrer Dr. Schullerus aus Hermannstadt.

Um 5¹/₂ Uhr: Öffentliche Versammlung in der Ressource:

Einleitende Ansprache des Herrn Professor Dr. Mogk.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Siebs-Breslau.

Nach den Vorträgen **Festmahl** und darauf **volkskundliche Aufführungen**.

Anmeldungen zur Teilnahme werden bis zum 12. September bei der Verlagshandlung Behrend & Co., Berlin W. 64, Unter den Linden 16, erbeten, und zwar unter Beifügung von 4 Mk. für die Person, wofür das trockene Gedeck beim Festessen und die volkskundlichen Vorstellungen geboten werden. Genaue Angabe der Adresse ist wegen Übersendung der Festkarte notwendig. An die Firma Behrend & Co. bitten wir auch alle etwaigen Anfragen zu richten.

Die Teilnahme am Verbandstage steht Herren und Damen frei. Für die Führung durch Museen und zu sonstigen Sehenswürdigkeiten wird gesorgt sein. Wie der Verein für Volkskunde in Berlin mitteilt, hat Seine Excellenz der Herr Minister des Unterrichts gern in Aussicht genommen, einen Vertreter zum Verbandstage zu entsenden. Der genannte Verein wird später noch ein genaueres Programm an die Verbandsvereine senden und ihnen auf Wunsch jede erforderliche Zahl von Exemplaren zuschicken.

Der geschäftsführende Ausschuß
des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde.

Altertümliche rechtsymbolische Handlung bei Vollzug der Strafe für Rechtsverweigerung.

Es ist ein bekanntes Gesetz der kulturgeschichtlichen Entwicklung, daß das Abstraktionsvermögen mit steigender Kultur zunimmt. Diese Gesamterscheinung findet man natürlich auch im Rechtsleben wieder. Niedere Kulturen sind noch nicht imstande, abstrakte Rechtsideen und Rechtshandlungen rein abstrakt zu fassen bezw. zu vollziehen. Die Idee muß noch durch einen sinnlichen

Vorgang dargestellt werden. Das germanische Recht in alter Zeit und im Mittelalter ist reich an rechtsymbolischen Bräuchen.

Für das römische Kulturvolk genügte Vertrag und Übergabe, um Kauf oder Verkauf von Immobilien rechtskräftig zu vollziehen. Nicht so beim germanischen Halbkulturvolke. Hier mußte der Verkäufer dem Käufer einen Halm, ein Rasenstück, einen Stuhl überreichen. Fehlte diese symbolische Handlung, so war der Kauf nicht rechtskräftig. Solche symbolische Handlungen haben sich bis in die Neuzeit erhalten. Die Überreichung des Halms und andre Zeremonien bei Immobilienverkauf wurden im Trierschen erst durch das Landrecht vom Jahre 1668 allgemein abgeschafft.

Uns soll hier eine Gruppe rechtsymbolischer Handlungen beschäftigen: die, welche beim Vollzuge der Strafe für Rechtsverweigerung vollzogen wurden. In altgermanischer Zeit erfolgte die sogenannte Friedloslegung; d. h. dem Schuldigen wurden alle Mittel zum Leben entzogen; sein Haus wurde niedergerissen, sein Tor verpfählt, sein Brunnen verschüttet, sein Feuer ausgelöscht. Die Entziehung der unentbehrlichsten Existenzmittel zwang ihn zum Verlassen der Heimat. Die Gemeinschaft stieß den aus, der ihre als heilig geachtete Rechtsordnung mißachtete. Wir haben es hier nicht mit symbolischen Handlungen zu tun, sondern mit realen Handlungen, deren reale Folgen in vollem Umfange beabsichtigt waren.

In Duellen des ausgehenden Mittelalters kehren diese Handlungen wieder, aber in abgeschwächter Form; und die reale Handlung hat nun teilweise einen symbolischen Sinn.

Das Tor wird nicht mehr völlig verpfählt; aber nach dem Weistum von Kreuznach wurde noch dem, der sich weigerte, den Herdzins zu geben, ein Stecken vor die Tür geschlagen: so oft er darüber ging, zahlte er die höchste zulässige Geldstrafe, 60 Schillinge. Die Zwangsmaßregel mußte natürlich helfen.

Ein verwandtes Verfahren berichten die Weistümer von Bacharach: Lehnt einer die Wahl zum Schöffen ab, so zieht der Schultheiß mit zwei Schöffen einen Faden vor seine Tür. So oft er oder sein Gefinde über den Faden oder auf das Erbe (= Besitz an Flur) gehen, zahlen sie die höchste Buße.

Vom Niederreißen des Hauses verlaudet nichts mehr; aber aus den luxemburgischen Städten Remich (1462) und Echternach erfahren wir, daß dort mit Beihilfe der Bürger dem der First des Hauses entzweigehauen ward, der sich der Pfändung durch den geschworenen Gerichtsboten widersetzte bezw. das Pfand widerrechtlich wieder an sich riß.

Vom Verschütten des Brunnens ist nicht mehr die Rede. Aber nach dem Weistum von Warmroth und Genheim (Gunsrück, 1608) wurde Wasser und Weide und Anspruch auf den Gemeindevald dem (auch den Nachkommen) entzogen, der seine Pflicht gegenüber der Markgenossenschaft nicht erfüllte.

In Filsdorf (Luxemburg, 1601—1603) schickte man viermal eine Aufforderung an den Pfandweigerer. Jedesmal mußte er Buße zahlen. Gab er nicht nach, dann wurde ihm Wasser und Weide verboten. Half auch das noch nicht, so wurde er ausgewiesen; und zwar wurde ihm dabei das Feuer ausgelöscht. Hier finden wir also noch das obenerwähnte altgermanische Verfahren an. Es war das äußerste rechtliche Zwangsmittel.

Wir scheint, daß das Feuerauslöschchen nicht bloß eine symbolische Begleit-handlung war. Feuer war damals viel schwerer zu erlangen als jetzt.

Verleitet es, so holte man es vom Herde des Nachbarn. Der Hauptweigerer erhielt man gewöhnlich von niemand Feuer. Dieses nötige Element war ihm im Dorfe entzogen. Die realen Folgen des rechtsförmlichen Ausschließens schon zwangen ihn zum Verlassen des Hauses und des Landes.

Stellte sich der Mörder oder Totschläger dem Gerichte nicht, so trat das „Verzelen“ des Rechtes ein, noch nach dem Blutrrecht von Bucharoch (vor 1350). Es erfolgte in symbolischer Form: nach fränkischen Rechten schwang der Richter im Volksgerichte feierlich die Fackel über er zerbrach den Stock. Nach dem angeblich Rheingauischen Landrecht (14. Jahrh.) wurde der Mchtige virzalet (althochd. firzellan = verzelen mit Feuer und mit brant. Der so Beurteilte war recht- und ehelos. Die Gefügten des Gerichten „hinnen achter susterkinde“ konnten ihn schlagen; schlugen sie ihn tot, so zahlten sie nur eine geringe Scheinbuße.

Wir haben bis jetzt Quellen aus der Rheingegend angeführt. Wir sind aber in der Lage, auch aus Mitteldeutschland wenigstens einen Beleg zu bringen.

Als westdeutsche und niederländische Bauern seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts sich östlich der Saale und Elbe niederließen, haben sie offenbar auch heimische Rechtsitten mit eingeführt. In Gohlis bei Leipzig haben sich neben der slavischen Bevölkerung vermutlich Slaven angesiedelt. Wenigstens galt dort das slawische Erbrecht bis zum Jahre 1720. Dort haben wir aus später Zeit noch ein Zeugnis für einen altertümlichen rechts-symbolischen Brauch beim Vollzug der Strafe für Mißachtung der Dorfordnung. Nach der Dorfordnung vom Jahre 1657, die ich jüngst (in verdrorbter Handschrift) fand, soll dem Hofeigentümer, der zur Verwaltung des Gutes gegen die Dorfordnung eine unbekannte, nicht vertrauenswürdige Person einsetzt, „die Hofstatt vergraben und er aller nachbarlichen Freiheit und Gerechtigkeit so lange entsetzt werden, bis er der Gemeinde nach altem wohl hergebrachten Brauch einen ehrlichen und untadeligen Mann vorstellen . . . tut“. Er ging also des Anrechtes auf Nutzung des Gemeindegutens (Wasser, Weide, eventuell Wald) und der Nachbarrechte verlustig. Er existierte nicht mehr für die Gemeinde (wie oben nach dem Weistum von Filsdorf). Symbolisch wurde dies in sinnenfälliger Weise durch das Vergraben der Hofstatt angebeutet. Auch die realen Nachteile sind zu beachten: Der Abgeschlossene konnte nicht mit dem Wagen oder mit Ackergeräten den Hof verlassen.

Also auch östlich der Saale finden wir mittelalterliche rechtsymbolische Handlung vor, und noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts!

Wir erfahren aber noch mehr. Im Jahre 1720 war der Brauch verschwunden. Die im wesentlichen sonst mit der vom Jahre 1657 gleichlautende Dorfordnung vom Jahre 1720 läßt den Passus weg: „die Hofstatt vergraben.“ Sie sagt nur, der Hofeigentümer solle aller nachbarlichen Freiheit und Gerechtigkeit so lange entsetzt werden usw. Sie fügt aber dafür neu hinzu: „auf Obrigkeitliches Gutbefinden.“

Der Hergang ist offenbar dieser: Inzwischen ist die betreffende rechtliche Funktion von der Dorfgemeinde an die Dorfobrigkeit übergegangen; und diese hat den ihr fremden volkstümlichen Brauch beseitigt, nicht mehr beachtet.

Ein weiteres ist zu beachten: In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann man von oben her, wohl unter dem Einflusse des römischen Rechtes, alte Reste des volkstümlichen deutschen Rechtes abzuschaffen. Sie waren den Juristen unverständlich, sinnlos. Den Juristen fehlte das historische

Verständnis. So erklärt sich wohl die völlige Beseitigung der rechtssymbolischen Bräuche bei Immobilienverkauf durch das Trierische Landrecht 1668; das Aufhören des Begrabens der Hofstatt zwischen 1657 und 1720 in Gohlis. Als weiterer Beleg mag die Tatsache dienen, daß in einem Leipziger Ratshofe 1684 oder 1685 das den Juristen historisch unverständliche blämische Recht durch den Einfluß von Juristen und nach eingeholter rechtlicher Erkenntnis des kurfürstlichen Schöppenstuhles in Leipzig zwangsweise als zu der „Untertanen Ruin reichende übele Gewohnheit“ abgeschafft wurde.

Lic. Dr. Markgraf-Leipzig.

Erster Kongreß für sachliche Volkskunde September 1909 in Graz.

Aus einem Aufruf, den Herr Hofrat Dr. Schuchardt und Herr Professor Dr. Meringer von Graz aus im Januar dieses Jahres verfaßt haben, teilen wir folgendes mit:

„Im September 1909 findet in Graz die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner statt. Dieser wichtige Gedenttag gibt Veranlassung, den Blick auf Vergangenheit und Zukunft zu lenken.

Schon Jakob Grimm hat „Wörter“ und „Sachen“ in einem Atem genannt, aber erst die letzten Jahre haben zur klaren Erkenntnis geführt, daß die Sprachforschung der Sachforschung als notwendiger Ergänzung bedarf, daß die Etymologie der Kenntnis der „Sachen“ nicht entzogen kann, daß das, was die Archäologie für die klassische Philologie bedeutet, in entsprechender Weise auch für die anderen philologischen Disziplinen geschaffen werden muß.

Die sachliche Volkskunde bietet dazu die Mittel. Deshalb wollen die Unterzeichneten als Ergänzung des Arbeitsplanes der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Bildung einer Sektion beantragen, welche die Forschungen über die „Arbeitsbeschäftigungen“ (Ackerbau, Fischerei, Hirtenwesen), über das Haus und seine Geräte sowie über die im Hause geübten Techniken (Nähen, Spinnen, Flechten, Weben usw.) zum Gegenstande ihrer Verhandlungen machen soll.

Die Beschränkung auf diese Teile der allgemeinen Volkskunde ist darin begründet, daß die berührten Fragen zurzeit im Mittelpunkt des Interesses — auch für die Schule — stehen, sowie ferner darin, daß es unmöglich ist, der ganzen ungeheuren Reichhaltigkeit der Volkskunde in dem gegebenen Rahmen gerecht zu werden. Die Bildung einer eigenen Sektion für die sachliche Volkskunde empfiehlt sich auch deswegen, weil ihre Gegenstände nicht wie die geistigen Erzeugnisse der Volksseele (Sagen, Märchen, Bräuche usw.) in den anderen Sektionen zur Besprechung gelangen können.“

Wie wir hören, ist inzwischen eine genügende Anzahl Zustimmungserklärungen bei den Herren Verfassern dieses Aufrufes eingelaufen, so daß die Bildung einer besonderen Sektion gesichert erscheint. Wir begrüßen den außerordentlich dankenswerten Plan als einen neuen Schritt vorwärts und bitten die Mitglieder des Verbandes, die Sache der Grazer durch zahlreiche Beteiligung zu unterstützen.

Wie im letzten Hefte unserer Mitteilungen bekannt gegeben wurde, ist der Plan einer internationalen Vereinigung aller Vereine für Volkskunde im Werke. Dieser Plan ist durch unsere finnischen und skandinavischen Fachgenossen zur Tat geworden. Die folgenden Abschnitte bringen die Aufgaben und Ziele der Vereinigung.

Erste Mitteilung des folkloristischen Forscherbundes „FF“.

Die Sammeltätigkeit auf dem volkstündlichen (folkloristischen) Gebiete während der letzten Jahrzehnte hat eine unübersehbare Masse wissenschaftlichen Materials zusammengebracht. Nicht nur die intensive Arbeit organisierter Gesellschaften, sondern auch die Leistungen einzelner Personen weisen staunenswerte Resultate auf. Brauche ich den Namen des größten Sammlers deutscher Volkskunde, Dr. Richard Wossidlo, zu nennen, welcher in der anspruchlosen Stellung eines Gymnasiallehrers in der kleinen Stadt Waren über 700 Landsleute zur Aufzeichnung mecklenburgischer Überlieferungen angefeuert hat? Oder soll ich des verstorbenen estnischen Pastors Dr. Jacob Hurts erwähnen, welcher über 100 000 Seiten Manuskript von zirka 1000 helfenden Händen hinterließ?

Daß dieser fast unendliche Reichtum von Dokumenten eine breite und feste Grundlage für die vergleichende Volkskunde bilden wird, ist eine augenscheinliche und erfreuliche Tatsache. Andererseits aber wirkt derselbe auf den gewissenhaften Forscher beinahe erdrückend. Kaum vermag er die angehäuften Materialien seines eigenen Volkes zu bewältigen. Wie soll er da hoffen, den rastlosen Fortschritten der Sammeltätigkeit in den verschiedensten Ländern und Sprachen gebührend folgen zu können? Schon die Anschaffung der zerstreuten Druckfachen ist heutzutage ein schwieriges Unternehmen. Aber der bei weitem größte Teil des Stoffes ist bloß handschriftlich in einem Exemplare an einem Orte vorhanden, und es werden gewiß mehrere Menschenalter vergehen, ehe die Kräfte und Kosten zur Herausgabe der immer wachsenden Masse beschafft worden sind. Einem Volkskunder (Folkloristen), welcher nicht über unbegrenzte Mittel und Zeit verfügt und ein ungewöhnliches Sprachtalent besitzt, bleibt somit nur ein Ausweg übrig: der Beistand seiner Mitforscher.

Wie ist aber dieser Beistand zu erlangen? An wen darf man sich wenden? Wie weit darf man es wagen einen anderen zu belästigen? Wie soll man seine Mühe und Unkosten vergüten? Diese Bedenken haben wohl manchen feinfühligem Forscher abgeschreckt, und nicht ohne Ursache. Schwerlich kann man einem stark beschäftigten Wissenschaftsmann zumuten, daß er jederzeit bereit sei, für fremden Bedarf eine Menge Handschriften durchzustöbern und außerdem für Abschreiber und Übersetzer zu sorgen. Aber ohne diese Voraussetzung ist eine wirkliche und rechtzeitige Hilfe bei einer wissenschaftlichen Arbeit kaum denkbar.

Als ich im vergangenen Juni mit dem ausgezeichneten Forscher und Lehrer der Volkskunde an der Universität zu Kopenhagen, Dr. Axel Olrik, die Besorgnisse unserer Wissenschaft besprach, kamen wir zu dem Resultate, daß ein internationaler Verein zu gegenseitigem Beistand gegründet werden müßte. In erster Linie galt es uns, die Vermittlung von Abschriften, Auszügen und Übersetzungen von Handschriften und schwer zugänglichen Druckwerken zu ordnen. Diese wäre möglich durch einen Lokalverein in jedem Lande, welcher über

Studierende oder andere nicht allzuteure Arbeitskräfte verfügte, um aus den ihm zugänglichen Sammlungen das gewünschte auszusuchen, abschreiben, eventuell auch übersetzen zu lassen, welcher außerdem bereit wäre, die Bestellungen seiner eigenen Mitglieder an andere Lokalvereine zu vermitteln und nötigenfalls für dieselben zu bürgen. Schon wegen des letzterwähnten Risikos, aber auch um leichtfertige Bestellungen zu verhindern, müßte von jedem Mitgliede des Lokalvereins eine mäßige Eintrittsabgabe ein für allemal entrichtet werden. Einige Bestimmungen gegen Mißbrauch des für wissenschaftliche Forschungen anvertrauten Materiales sollten auch festgestellt werden, vor allem, um Gesamtpublikationen aus fremden Sammlungen ohne besondere Bewilligung vorzubeugen.

Vorläufig wäre es nicht nötig, von einem Lokalvereine und seiner Verwaltung, um die Gründung derselben bei weniger günstigen Verhältnissen nicht zu erschweren, mehr als diese Vermittlung des Austausches von Materialien zu fordern. Ihr eigenes Interesse für die Sache würde sie allmählich schon dazu führen, die Sammlungen eines Landes soweit wie möglich an einem Aufbewahrungsorte zusammenzubringen und dieselben inhaltlich zu ordnen, damit nicht ein jeder Besteller immer von neuem die Durchsichtung des gesamten zerstreuten und chaotischen Materiales zu bestreiten brauchte. Die Kataloge könnten zu allererst die verschiedenen Arten der an einem Orte aufbewahrten Volksüberlieferungen angeben mit Verweisen auf Nummern oder Seiten. Nach und nach müßten aber noch Verzeichnisse der verschiedenen Themata ausgearbeitet werden. Das Bedürfnis gegenseitigen Beistandes würde der beste Ansporn zum Wettstreifen in systematischem Ordnen sein.

Ein Bund der Lokalvereine könnte ferner auf die wissenschaftlichen Ausgaben der volkskundlichen Materialien Einfluß haben, sowohl in der Beförderung einheitlicher Pläne als in der Überwindung sprachlicher Schwierigkeiten. Daß auf die Früchte der Sammeltätigkeit die Landsleute, die sich an der Arbeit beteiligt haben, das nächste Anrecht haben, ist natürlich und unbestreitbar, denn ohne Publikationen in der heimischen Sprache wird das Interesse für die Volkskunde nicht aufrechterhalten. Auch gibt es Überlieferungen, besonders die metrischen, welche jedenfalls in der Originalsprache veröffentlicht werden müssen. Aber es könnte sogar im letzteren Falle ein Referat in einer Weltsprache beigelegt werden, wie z. B. in den drei Bänden der setulefischen Lieder von Dr. J. Hurt, in welchen den 736 + 710 + 474 Seiten estnischer Dialekttexte eine ausführliche Inhaltsangabe von 88 + 168 + 137 Seiten in deutscher Sprache folgt. Jetzt erwägt man ernstlich in Hinsicht auf die zirka 20 000 finnischen und 10 000 estnischen Märchenvarianten, ob es nicht am zweckmäßigsten wäre, dieselben, wie auch alle übrigen Märchen der Welt, in einer den Fachmännern allgemein zugänglichen Sprache möglichst kurz referiert herauszugeben und in der Originalsprache bloß eine Auswahl der besten Aufzeichnungen in extenso zu drucken. Ohne über Geldmittel zu verfügen, könnte der Bund in dieser Richtung manches wirken, indem er durch Erteilung seiner Signatur die Aufmerksamkeit der Forscher auf Publikationen lenkte, die dem Zwecke des Bundes entsprechen, und somit den Absatz derselben erleichterte.

Schließlich müßte der Bund für die Hebung der Volkskunde auf das Niveau einer streng geschulten Disziplin und für die Einführung dieser Wissenschaft als Studienschach an den Universitäten arbeiten. In Kristiania bekleidet Molke Moe mit Ehren eine Professur der „Volksstradition und mittelalterlichen Literatur“. An der Universität zu Helsingfors sind während der letzten Jahre nicht wenige Kandidaten- und Lizentiatenexamina in der durch eine e. o.

Professur vertretenen „finnischen und vergleichenden Volksdichtungsforschung“ besonders von Lehrern der Muttersprache und der Landesgeschichte abgelegt worden. In Kopenhagen hat Dr. Nriik als Vertreter der „nordischen Volkskunde“ ein sichtbares Interesse unter den Studenten erweckt; es bedarf bloß des Examensrechtes, um die hohe Stellung dieser Wissenschaft seit Sv. Grundtvig auch in der Zukunft für Dänemark zu sichern. Ebenso würde die deutsche Volkskunde, welche auf die Initiative der Gebrüder Grimm und die Vorarbeiten Reinhold Köhlers hinweisen kann, sich noch kräftiger entwickeln, wenn ihre hervorragenden Vertreter mehr Gelegenheit hätten, die studierende Jugend an den Universitäten anzuregen und anzuleiten.

An der Ausarbeitung der folgenden Statuten hat ein junger, für die Volkskunde energisch arbeitender Schwede, C. W. von Sydow, teilgenommen. Einige Verbesserungen verdanken wir den gütigen Bemerkungen des Herausgebers der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin, Dr. J. Volkes. Vorschläge zu Änderungen und Anmeldungen gegründeter Lokalvereine können vorläufig an einen der Unterzeichner der Statuten des Bundes gesandt werden.

Helsingfors, den 23. Nov. 1907.

Kaarle Krohn.

Statuten des Bundes „FF“.

§ 1. Der Name des Bundes wird bezeichnet durch „FF“ (Folklore Fellows, Folkemind-Forskere, Fédération des Folkloristes, Folkloristischer Forscherbund).

§ 2. Der Bund verfolgt den Zweck:

a) den Forschern volkskundliches (folkloristisches) Material aus den verschiedenen Ländern zugänglich zu machen und Kataloge derartiger Sammlungen herauszugeben;

b) die Herausgabe wissenschaftlich befriedigender Veröffentlichungen volkskundlicher (folkloristischer) Materialien in einer leicht zugänglichen Sprache oder mit Referaten in einer solchen zu fördern.

§ 3. Durch Vermittlung des Bundes können Abschriften, Auszüge und Übersetzungen von Handschriften und schwer zugänglichen Druckwerken aus öffentlichen und, soweit wie möglich, auch aus privaten Sammlungen beschafft werden.

§ 4. Das von dem Bunde besorgte Material darf ohne besondere Erlaubnis nicht zu anderen Zwecken als wissenschaftlicher Forschung benutzt werden (NB. nicht für Gesamtpublikationen). Wird Material verlangt, das gelegentlich zu einer wissenschaftlichen Arbeit im eigenen Lande verwendet werden soll, ist der Vermittler berechtigt, dasselbe während einer bestimmten Zeit zurückzuhalten.

§ 5. Für jedes Land, das im Bunde durch Mitglieder vertreten ist, soll eine Lokalverwaltung oder ein Vertreter eingesetzt werden, der die Bestellungen des Materials vermittelt.

§ 6. Beim Beitritt zu dem Bunde sind als Beitrag zur Bestreitung der laufenden Ausgaben des Bundes und zur Deckung des Risikos, das die Lokalverwaltung oder der Vertreter bei Bestellungen übernimmt, an diese ein für allemal 10 Franks zu entrichten.

§ 7. Die Mitteilungen des Bundes werden allen Mitgliedern unentgeltlich zugestellt. Bei Abschrift leicht leserlicher Originale wird für 1000 Buchstaben zirka 0,35 fr. oder zirka 1 fr. für die Arbeitsstunde bezahlt. Das

Kollationieren und Auffuchen wird mit höchstens 1½ frks. für die Stunde honoriert. Dasselbe gilt von Kopien schwer lesbarer Originale und Übersetzungen (NB. literarisch verwendbare Übersetzungen nach Übereinkunft). In größeren Städten kann bei weiter Entfernung und beschränkter Zugänglichkeit der Abschreibestellen eine entsprechende Vergütung des Zeitverlustes festgesetzt werden.

§ 8. Ein Redaktionsauschuß von drei Personen veröffentlicht Mitteilungen über die handschriftlichen Sammlungen und den Stand ihrer Benutzung.

§ 9. Dieser Auschuß ist befugt, Publikationen, die dem Zwecke des Bundes entsprechen, die Signatur des Bundes zu erteilen. Fürs erste werden „International series“ und „Northern series“ der „FF publications“ herausgegeben, letztere Serie umfaßt das skandinavische und finnisch-estnische Material. Neue Serien können mit Hilfe der Lokalverwaltungen von dem Redaktionsauschuß veranstaltet werden.

§ 10. Der Redaktionsauschuß wird alle drei Jahre auf einem allgemeinen Kongreß oder durch schriftliche Abstimmung mit einer Stimme für jede Lokalverwaltung bzw. jeden Vertreter gewählt. Auf ähnliche Weise wird über Änderung der Satzungen des Bundes abgestimmt, zu welcher stets eine Mehrheit von zwei Dritteln der Stimmen erforderlich ist.

Agel Dirik.	C. B. von Sydow.	Kaarle Krohn.
Dansk Folkemindesamling, Kopenhagen.	Ronneby, Schweden.	Helsingfors, Finnland.

„FF“ publications Northern series 1.

Die Signatur des Bundes hat der interimistische Redaktionsauschuß den erwähnten drei Bänden estnischer Lieder von J. Hurt erteilt. Ihr vollständiger Titel lautet lateinisch:

Monumenta Estoniae antiquae vel Thesaurus antiquus, carmina, sermones, opiniones aliasque antiquioris aevi commemorationes Estonorum continens. Per multis sociis adjuvantibus collegit et edidit Dr. Jacobus Hurt. Pars prima: Carmina popularia. Volumen primum, secundum, tertium. Helsingforsiae, sumptibus et typis Societatis Litterarum Fennicae 1904—7. Im ganzen LXXVIII + 1920 (estnisch) + 393 (deutsch) = 2401 Seiten Großoktav. Preis 16 + 16 + 10 = 42 frank.

Zu dem ermäßigten Preis von bloß 30 frank (inklusive des bedeutenden Postportos) wird dieses alle Lieder der f. g. Setulesen umfassende Werk den Mitgliedern des Bundes „FF“ durch die finnische Lokalverwaltung unter Kreuzband zugesandt.

„FF“ publications Northern series 2.

Hjalmar Thuren, Folkesangen paa Færøerne (The folksong in the Faeroe Islands, with an excerpt in german) Kopenhagen 1907.

Wird den Mitgliedern des Bundes „FF“ ebenfalls zu ermäßigtem Preis von der dänischen Lokalverwaltung zugesandt.

Zur Förderung der Volkskunde.

Zweierlei fruchtbare Gedanken sind es, die in der vorliegenden Nummer unseres Korrespondenzblattes zum Ausdruck gebracht sind, der eine vom Norden her, der andere vom Süden, beide in gleicher Weise geeignet, dem jugendlichen Tatendrang der Volkskunde mächtig Vorschub zu leisten: der Länder-Zusammenschluß wissenschaftlicher Arbeit und die Förderung der sachlichen Volkskunde.

Wenn es mir erlaubt ist, ein paar Worte aus dem Stegreif dazu zu sagen, so kann ich den Plan des internationalen Bundes aus eigener Erfahrung nicht anders bezeichnen als eine erlösende Tat. Nichts ist für den Volksforscher so schwierig, wie die Beschaffung ausländischer Materialien. Hätte ich nicht das wirklich seltene Glück gehabt, für meine Natursagen freundliche Helfer zu finden, das Werk wäre kläglich gescheitert. Zwar ist mir die Enttäuschung, im Stich gelassen zu werden, nicht erspart geblieben, und die oben berührte Frage, inwieweit es zulässig ist, andern mit seinen Wünschen zur Last zu fallen, hat mich oft in ihrer ganzen peinlichen Schwere bedrückt; aber andererseits entschädigte die Hilfsbereitschaft williger Freunde in reichlichem Maße. Wieviel mehr jedoch kann ein Bund zu gegenseitiger Unterstützung leisten! Wie manchem mitstrebenden Forscher mag er den Weg zu vergleichenden Studien ebnen, wie manchen noch abseits stehenden gewinnen! Und welchen Aufschwung unserer Wissenschaft darf man erwarten, — nicht nur von der erhöhten Teilnahme der Fachgenossen, sondern vor allem auch von der Erschließung unentbehrlicher Quellen! Das läßt sich vorläufig nur ahnen.

Näher liegen die Ziele, die sich aus der Förderung der sachlichen Volkskunde ergeben. Ich knüpfe an den Grazer Kongreß sehr weitgehende Hoffnungen und wünsche von Herzen, daß diesem vielverheißenden Anfang eine ununterbrochene Reihe erfolgreicher Tagungen folgen möge.

Aber höher noch, als der wissenschaftliche Wert dieses ersten Kongresses, steht mir seine pädagogische Bedeutung, insofern er seine Tätigkeit dem Arbeitsplan der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner angliedert und über Fragen verhandelt, die „im Mittelpunkt des Interesses — auch für die Schule — stehen“. Mit dieser Rücksicht auf die Schule wird eine Forderung erfüllt, die seit Jahren — je öfter, je überzeugender — erhoben worden ist: die Volkskunde für den Unterricht nutzbar zu machen. Als ich im Jahre 1899 in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ ein paar Anregungen in dieser Richtung gab und dann in der Bearbeitung des Hieckeschen Lesebuchs für höhere Schulen im Verein mit Rudolf Hildebrandts gleichgesinntem Freunde Georg Berlit für volkskundlichen Lesestoff sorgte, da hieß es wohl hier und da: die Zeit ist noch nicht gekommen, die Wissenschaft zu jung. Seitdem ist eine Periode angestrengter Arbeit verstrichen, die Volkskunde hat sich in raschem Aufschwung entwickelt, und eine Anzahl prächtiger, auch den Fernerstehenden fesselnder Werke ist erschienen. Kein Wunder, daß die Losung: mehr Volkskunde in der Schule! jetzt lauter ertönt denn je, und daß z. B. der Verein für Sächsische Volkskunde für den nächsten Winter eine Reihe von Vorträgen über volkskundliches in der Schule plant. Ein höchst dankenswerthes Unternehmen! Denn wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Und ich bin fest überzeugt, daß das Heil der Volkskunde vorzugsweise auf der Schule beruht. Aber andererseits meine ich, daß es mit Kongressen und Vorträgen nicht getan ist. Anregungen, die man durch

solche empfängt, verflüchtigen sich allzu leicht; die Zahl der Hörer ist verhältnismäßig klein; und gerade die, die man gewinnen möchte, sind ausgeblieben.

Was wir brauchen, sind literarische Hilfsmittel, die ausschließlich für das Bedürfnis der Schule zugeschnitten sind.

Ich selbst beschäftige mich seit Jahren mit den Vorarbeiten zu einem umfangreichen illustrierten Werke „Bilder aus der deutschen Volkskunde“, das ich nach Vollendung des Manuskriptes von Band 3 und 4 meiner Natur sagen, vermutlich im Laufe des nächsten Jahres, energisch in Angriff nehmen werde. Es soll nach Art der Grubeschen Charakterbilder abgerundete, dem jugendlichen Geschmack und Verständnis angepasste Darstellungen aus dem Gesamtgebiete der Volkskunde darbieten. Eine Monographie über das Märchen in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ soll als selbständige Ergänzung erscheinen. Solche Bücher müßten, denk ich, recht nach dem Herzen der Schüler sein. Wie wenig dazu gehört, deren Interesse für Volkskunde zu wecken, das hat mich ein kleines Erlebnis gelehrt. Es war in Obersekunda, wo ich für Schülervorträge nur geringe selbständige Arbeit verlange. Ich bot unter verschiedenen Auswahlthemata auch ein sehr einfaches an: ein Referat über Hüflers in der „Zfchr. f. Bl.“ erschienenen Aufsätze über Festgebäude. Allgemeines Schütteln des Kopfes, verbucht lächelnde Gesichter, leises Schaudern! Man wußte offenbar nicht, was man damit anfangen sollte. Endlich erbot sich ein armer Schlucker, der wohl nichts weiter fühlte, als daß seine schwache Kraft für ein solches Referat ausreichte. Und siehe da! Der Versuch glückte. Selten sind meine großstädtischen jungen Herren so aufmerksam gewesen, wie damals, als sie zum erstenmal von Speiseopfern und Gebäckbrotten hörten. Ähnlich ist es mir oft gegangen, wenn ich mich auf Lieblingsgebiete meiner Spezialstudien verirre oder — wie der Schüler sagt — ins Kohlen kam. Man darf für gewiß annehmen, daß auf jeder Altersstufe des Gymnasiums eine sehr lebhaft Auffassung für alles, was Volkstum heißt, vorhanden ist. Es fehlt nur an geeigneten Büchern, die die Jugend in dieses Gebiet einführen könnten.

Aber auch der Lehrer bedarf der Hilfsmittel, um jederzeit das nötige Material zur Hand zu haben.

Wenn ich an die Lektüre der höheren Schulen denke, — wie oft und wie ungezwungen lassen sich da Ausblicke auf volkswundliche Themata geben! Und wie wenige wissen in diesen Dingen Bescheid! Es ist ja das Unglück der Volkskunde, daß ihre Literatur über alle Beschreibung mühselig zusammenzuholen ist! Wer hätte Zeit und Lust dazu! Wenn schon in einer großen Bibliothek wie in Leipzig eine so reichhaltige Zeitschrift wie die „Revue des traditions populaires“ fehlt, vieler Einzelwerke nicht zu gedenken, — was soll man gar von den Kollegen in kleinen Städten erwarten, wo weniger als nichts zu haben ist? Und wieviel Material aus älterer Zeit ruht versteckt in Zeitschriften, wie dem „Globus!“ Wer will die Bände alle durchsehen, wer sich Zettelkästen anlegen, die sich nur langsam und spärlich füllen werden?

Ich halte es daher für eine der dringendsten Aufgaben der kommenden Jahre, daß uns außer einem methodischen Handbuch über „Volkskunde und Gymnasialunterricht“ volkswundliche Kommentare nicht nur zu deutschen Lesebüchern, sondern auch zu den wichtigsten Schriftstellern geliefert werden. Vorarbeiten, z. B. über Volkskunde bei Horaz (italienisch), liegen zwar vor, aber doch spärlich. Über Virgil im Mittelalter erfährt der Schüler kaum je etwas. Wozu gibt es Teubners Jahrbücher, in denen

bisweilen auch zusammenfassende Referate ohne selbständige Forſchung erſcheinen? Iſt es nicht ſehr weſentlich für uns Lehrer, die wir unmöglich in allen Sätteln feſtſetzen können, Aufſätze zu erhalten, die in einzelnen Teilen womöglich zum Vorleſen in Oberklaſſen geeignet ſind? Ich habe mich gelegentlich durch ein ſolches Referat über die Groſſvaterforſchung ſo eingehend unterrichtet, wie ich es ſonſt niemals vermocht hätte! Was aber für germaniſtiſche, jedem Akademiker naheliegende Gegenſtände gilt, das gilt in erhöhtem Maße von der Volkskunde. Helft nur, ihr Kundigen, und ihr öffnet das Gymnaſium eurer Wiſſenſchaft! Wohlgemerkt, eine Beſtandteil bedeutet die immer nur gelegentliche Unterweiſung in der Volkskunde nicht, wohl aber eine erfreuliche Abwechſlung in dem Einerlei des Unterrichtsbetriebes. Welchen Wert ſie für die Kräftigung des Nationalgefühls haben müßte, braucht nicht geſagt zu werden. Jenen ehrlichen Ausruf, den E. S. Meyer einmal von einem Zuhörer vernahm, „daß ihm durch die Volkskunde erſt die Augen geöffnet ſeien über die Heimat und das eigne Leben,“ möchte man ſo gern auch aus dem Munde eines Schülers hören!

Und noch eins! Wir leben im Zeitalter der Dilettantenphotographie. Kein Schüler, der nicht Luſt hätte, mit dem Apparat hinauszuzwandern und ſeine Heimat künſtleriſch ſehen zu lernen. Wohlan! Lehrt ihn, ſie auch volkskundlich zu ſehen, und ihr gebt ihm das Bößtlichſte, was ihr in nationaler und hiſtoriſcher Hinſicht geben könnt. Habt ihr ein Skioptikon in der Schule, ſo verwendet die Bilder eurer Schüler für Vorträge, die natürlich vor dem Geſamtkörpers in der Aula zu halten ſind. Der Nutzen lohnt die Mühe reichlich.

Wenn nun in dem obigen Ausruf zur Gründung des internationalen Bundes Profefſuren für Volkskunde gefordert werden, ſo ſcheint mir dieſe Forderung, wenigſtens in Deutschland, erſt dann Ausſicht auf Erfolg zu haben, wenn das volkskundliche Studium ſchon auf der Schule vorbereitet und das Intereſſe für dieſes Fach geweckt worden iſt. So nur wird die Frage, was ſie werden muß: eine Bedürfnisfrage. Was iſt heutzutage dem Studenten die Volkskunde! Durchschnittsſtudenten kümmern ſich um das, wovon ſie nie etwas Beſtimmtes erfahren haben, in der Regel nicht viel. Gäbe man aber auf der Schule genügende volkskundliche Anregung, ſo würde manch einer auch auf der Univerſität und ſpäter im Amt ein Herz für dieſe einzigartige Wiſſenſchaft haben, die ihn das Wort Felix Dahns verſtehen lehrt: Das höchſte Gut des Mannes iſt ſein Volk!

Es dürfte ſomit eine notwendige Pflicht des Verbandes ſein, eine Bewegung einzuleiten, die den Endzweck hat, auf Erweiterung der Lehrpläne im volkskundlichen Sinne einzuwirken und auf Einführung eines geeigneten durch Handbücher zu beſchaffenden Lehrſtoffes zu dringen! Die Verbindung eines Kongreſſes für Volkskunde mit einer Philologenverſammlung, wie ſie in Graz für 1909 geplant iſt, erſcheint mir als außerordentlich geeignet, die Idee des volkskundlichen Unterrichts zu fördern.

Dr. Oskar Dähnhardt, Leipzig.

Hufforderung.

Diejenigen Verbandsmitglieder, deren Jahresbeitrag noch nicht eingelaſt iſt, werden gebeten, ihn möglicht ſofort an Herrn Dr. Pantenius (Boigtländers Verlag), Leipzig, Hoſpitalſtraße 10, zu entrichten.

Schriftleitung: Dr. Dähnhardt, Leipzig-Wohlitz, Marbachſtraße 9.

Buchdruckeret Richard Bahn (S. Otto), Leipzig.

werfung eines grabens und verweigerung des wassers Meldung geschicht, wie auch der 54^{ter} punct, wohn bey veranstaltender Nachbarlicher zusammenberufung der in unrecht sich befindender Theill einem jeden Theill fünf schilling zu geben schuldig erkennt wird, zu cessionen kommen sondern nur mit der höchsten Ruhr der beklagter gestraft werden solle.

Sign. Henf den 10^t xber 1748 ut supra.“

Hierauf folgen die Namen von 18 Nachbarn, die vom 1. Juni 1752 bis zum Jahre 1771 aufgenommen sind, mit ihren Bürgen. Auf den 30 letzten Seiten stehen, von anderer Hand geschrieben, die Namen der Nachbarn, die vom Jahre 1773 bis 1808 aufgenommen worden sind mit den Bürgen. Es waren im ganzen 47 Nachbarn.

Von einigem Interesse dürfte es auch sein, dass die dortige Gegend in damaliger Zeit noch von Wölfen heimgesucht wurde. Denn es heisst in § 24 von einem verloren gegangenen Stück Vieh: „es sey versoffen oder von den Wölfen zerrissen.“

Das Nachbarbuch der ehemaligen Honschaft Peckelkoven, Holzlahr und Kohlkaul ist am wenigsten umfangreich. Die Orte Bechlinghoven, Holzlahr und Kohlkaul waren ehemals zu einer Honschaft vereinigt. Bechlinghoven ist jetzt vollständig von den beiden anderen Orten getrennt; es gehört sogar zu einer andern Bürgermeisterei, nämlich zu Vilich. Holzlahr und Kohlkaul gehören zur Bürgermeisterei Menden und bilden gemeinsam mit Roleber und Gielgen eine einzige Gemeinde.

Die Abschrift stützt sich auf eine Niederschrift vom Jahre 1646: „Pro Notabene Anno 1646 a. 8. May, seind alle diese Sachen obgesetzter Maaßen durch alle ältesten der Honschaft Holzlohr und Kohlkull und Pechelkoven erzehlt und von dem damahligen Commissario Hrn. Hens Rödingen Blankenbergischen Legerbuch insinuiret und versiegelt und unterschrieben: ut videre et folio 253.“

Siegel und Unterschriften fehlen.

Diese Niederschrift scheint die Grundlage gebildet zu haben zu einer Umarbeitung im Jahre 1729, wie aus folgendem Schlusspassus hervorgeht¹⁾:

¹⁾ Das Latein ist einzig in seiner Art.

„ad requisitionem Communitatis Pechel-koven Holzlahr et Kohl-kull vidimavi ão Milesimo Septingentesimo vigesimo Nono a. 23^t May hanc copiam et in veni quod hae copia orginally suo usp ad arlm 48 verbotemis concordant reŝpoi²⁾ ad arlm 57 arly extractus sunt ex libro Communitatis Nieder Pleis, et tresultimi concordant lib: vicinitatis in Pechel-koven Holzlohr et Kohlkull attestor et sigillo Notariali consueto communivi ego Joannes Michäll Frembgen Notaria ut supra publicatus Mppria.“

Auch hier fehlen Siegel wie Unterschriften. Hieraus geht hervor, dass wir nur eine spätere Abschrift vor uns haben. Dieses wird dadurch bestätigt, dass al. 47 den Zusatz enthält: „Anno 1731 ist vereinbahret worden von jedem neuen Nachbarn zu geben zwey rr.“ Jene notarielle Abschrift stammt nämlich aus dem Jahre 1729.

Aus den angeführten Stellen können wir genau ersehen, wie das jetzt vorliegende Buch entstanden ist. Im Jahre 1646 wurde nach mündlichen Berichten der ältesten Nachbarn die erste Niederschrift angefertigt. Sie umfasste die Absätze 1—48 und 58—60 des noch vorhandenen Buches. Diese erste Niederschrift wurde i. J. 1729 durch den Notar Frembgen erneuert und durch die Absätze 49—57 erweitert, die dem Nachbarbuche der Honschaft Niederpleiss entnommen wurden. Von dieser notariellen Niederschrift wurde später von unbekannter Hand wieder eine Abschrift angefertigt unter Hinzufügung der nach dem Jahre 1729 gefassten Beschlüsse. Ein solcher Zusatz ist der oben angeführte Beschluss vom Jahre 1731.

Gleich im Anfange heisst es ausserhalb der nummerierten Absätze: „Erstlich sollen in unser Nachbarschaft oder Honnschaft Pechelkoven Holzlahr und Kohlkaull sein vierzehn gebühren welche mit zu zziehung der ander sämblichen Nachbarn, auch dafern es nach gelegenheit der Sachen Noth wäre vermittels Rath und Beistand unseres Oberhaupt zu Hangelohr das gewöhnliche geding jährlichst dreymahl auf bestimmten dingliche Täg als nämlich des Sonntag vor halben Mertz auf Christi Himmelfahrt und des Sonntags vor

²⁾ reliqui?

aller Heiligen besitzen und das Nachbar recht sprechen solle, dieses für vierzehn geburen, werden gehalten auf nach folgenden Örthern.

1.^s Hält der Capitals Hof einen geburen

Nach Schiken Hofrecht auf dem Bekers Bongart einen gebur.

Nach Albrechs Hofrecht einen gebuhr der Hennes

nach Weymar Deywalt einen gebur auf das Hofrecht

nach Jacob Siebers einen gebur

nach des Hrn. Hofrecht zum stein ein gebur

nach Hennrich Hennes einen gebur

nach Thiel Linden zwey geburen

nach Nöltgen auf dem Höfel ein gebur

nach Peter gorgens einen gebur

nach der Haber hof zwey geburen.

Deren einem Hennes auf der Kohl kull an sich genohmen, diese obgesetzte vierzehn geburen sambt der ander Nachbaren sollen einem Schützen zu zweyen Jahren ab und ansetzen, derselbe nach recht und nicht nach gunst und gaben fügen oder die nachbar kur selbst geben.“

Demgemäss stand die Nachbarschaft in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zur Honschaft Hangelar vermittelt deren „Rath und Beistand“ im Falle der Not das Geding abgehalten wurde. Das Geding fand nicht sonntäglich, sondern nur an 3 bestimmten Tagen des Jahres statt. Da es aber ausdrücklich heisst „das gewöhnliche Geding“, ist zu vermuten, dass auch aussergewöhnliche Sitzungen stattfanden. Das Geding bestand aus vierzehn „geburen“ mit Zuziehung sämtlicher Nachbarn. Das ist wohl so zu verstehen, dass nur jene Vierzehn Stimmrecht hatten. Das Recht, als Gebur zu fungieren, haftete an bestimmten Höfen.

Nach § 14 galt dort ein bestimmter Hof auf drei Tage als Freistätte für jedermann. Da heisst es: „Itm. der Capituls Hof ist ein freier Hof also daß kein persohn aus was ursachen es wäre in die Hofrecht beziek innerhalb dreyer Tagen keinen gefänglich angreifen werde wan er die zuflucht darinn nimbt.“ Über das Ausroden von Eichen war folgendes bestimmt: „..... und es soll auch kein auswendiger noch

inwendiger Eichen stöck ausrothen, sondern abhawen, dan der stumpf gehöret der gemeinde.“ Ein interessanter Ausdruck für die Bezeichnung der Breite eines Fusspfades findet sich in § 41: „ein fußpfad so breyd das ein ohmig Faß dadurch scheiben kann.“

Ein anderer Paragraph (47) handelt über die Aufnahme Einheimischer oder Auswärtiger in die Nachbarschaft. Der Schlusssatz lautet: „Und wohn der auswärtiger nicht gesessen solle der Eigenthümer des Hauses vor alle entstehente schaden als auch churfürstliche Brüchten davor stehen.“

Liess sich also ein Auswärtiger im Orte nieder, so hatte er, solange er nicht „gesessen“, d. h. wohl als Nachbar aufgenommen war, keine Rechte. Der Eigenthümer des von ihm bewohnten Hauses musste für ihn aufkommen.

Nach § 58 war jeder verpflichtet, an der Anfertigung des Sarges zu helfen, wenn es sich um eine Hauptleiche handelte: „Item wan in der Nachbarschaft ist ein Haupt Leiche, soll ein jeder Nachbars Mann an der Latten helfen machen.“

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von Paul Sartori.

VIII. Bangebräuche. ¹⁾

Man beginnt keinen Neubau an einem Montag (Frille, Quetzen, Kr. Minden).

Hat der Blitz ein Haus angezündet, so darf es nicht wieder auf demselben Platz gebaut werden, weil es sonst keine fünf Jahre steht (Rhaden, Kr. Lübbecke).

Will jemand ein Haus oder eine Scheune bauen, so helfen ihm die Bewohner des Dorfes, soweit es nötig ist, das

*) S. Bd. III, S. 200, Anm.

¹⁾ Vgl. Weddigen, Neues westphäl. Magazin, 3 (1792), 191 f. (Grafsch. Mark). Ravensberger Blätter, 7, 22. Hartmann. Bilder a. Westfalen, 80 ff. Hüser im Progr. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, 39 f. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 26 f. Für das Bergische: Schell im Globus, 91 (1907), 336.

Baumaterial an die Baustelle fahren ohne irgendwelche Belohnung. Alle, die geholfen haben, werden zum Richtfest (Richtinge) eingeladen (Frille, Kr. Minden).

Im Delbrücker Lande wird für Steinfuhren die sog. „Steintehrige“ (= Verzeherung, Mahlzeit) gegeben. Hat jemand Bruchsteine zu einem Bau nötig, so spannen auf seine Einladung nahe und entfernte Nachbarn an, um von Paderborn, Borchon oder Anröchte Steine zu holen. Als Entgelt gibt er dafür den Knechten ausser einem Trinkgeld eine Festlichkeit, bestehend in Essen, Trinken und Tanzen. Unterlässt er es, so muss er bitteren Spott über sich ergehen lassen. Früher spielte man ihm sogar oft den tollsten Schabernack. Man hat einem solchen Kneifer z. B. wohl schon nachts ein Fuder Dünger oben auf den Dachfirst gesetzt. (Ähnlich wurde in Hövelhof die sog. „Mergeltehrige“ gefeiert, wenn zu landwirtschaftlichen Zwecken Mergel aus dem Lippischen geholt wurde.)

Ist mit einem Hausbau begonnen, so machen beim Fachwerksbau die Zimmerer abends einen gewaltigen Lärm; man sagt: sie rufen nach Holz, d. h. die Nachbarn sollen ihnen Branntwein bringen (Land Delbrück).

Die Handlanger der Maurer brandschatzten früher gern die Besucher eines noch unfertigen Baues. Einer von ihnen, einen Strohwisch in der Hand, empfing die Besucher mit dem Spruche:

„Ihnen zur Ehre, mir zum Nutzen,
Will ich jetzt die Schuhe putzen.“

Oder ein Maurer oder Zimmermann tritt dem Besucher entgegen, hält mit der Rechten den abgezogenen Hut, mit der Linken „den“ Schnur, wie das Lot bei den Maurern und Zimmerleuten genannt wird, und spricht: [linke Hand,

„Mit Gunst und Erlaubnis nehme ich den Schnur in meine

Es wird mir von keinem König und Kaiser abgewandt.

Kein Fürst, kein Graf, kein Edelmann,

Der unser Handwerk entbehren kann.

Sie werden uns bedenken und beschenken

Mit etwas Bier oder Wein.

So können Sie vor den Schnur entledigt sein.

Mit Gunst!“ (Kr. Herford).

Wenn das Gebälk des Hauses fertiggestellt war, wurde eine Feier veranstaltet, die sog. „Haushebung“. Danach wurde von den Zimmerleuten der letzte Nagel eingeschlagen. Wie das ganze Gebälk des Hauses von hölzernen Nägeln zusammengehalten wurde, so konnte auch zu dieser Nagelung nur ein solcher in Betracht kommen. Zum Unterschiede von den andern aber war sein frei aus dem Balken hervorragendes Ende zu irgend einer Figur mehr oder weniger kunstvoll geschnitzt, z. B. zu einem Mannskopf. In feierlichem Zuge wurde nun dieser mit Blumen und Bändern geschmückte Nagel von zwei Zimmerleuten zum Hausherrn getragen, der die Stelle zum Einschlagen angab. Auch wurden wohl zwei Nägel für Hausherrn und Hausfrau rechts und links von der Eingangstür eingeschlagen. Mit dieser letzten Nagelung war erst das Werk der Zimmerleute vollendet, die danach vom Bauherrn festlich bewirtet wurden (Herford). Auch in Heimsen (Kr. Minden) lässt der Zimmermeister beim Richten den letzten Nagel vom Bauherrn einschlagen, der dafür das Richtfest oder bei kleineren Bauten Bier und Zigarren gibt.

Vor Abbruch und Richtung eines Hauses und vor dem Einzuge wird fast immer eine kirchliche Fürbitte bestellt (Blasheim, Kr. Lübbecke).

Am Abend vor der Hausrichtung schlagen die Handwerker die sog. Hillebille, d. h. sie klopfen mit ihrem Handwerkszeug und rasseln mit Ketten (Valdorf, Kr. Herford)¹⁾.

¹⁾ Über die Hillebille als Signalgerät handelte zuerst R. Andree in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 5, 103 ff. Über die Hillebille der Zimmerleute im Bückeburgischen: ebda. 6, 445; 15, 98; 16, 430. — In den „Warendorfer Blättern“ 1906, 42 wird dies Getöse folgendermassen geschildert und zugleich gedeutet: „Wenn das letzte Sparrenpaar aufgerichtet ist, bewaffnen sich alle, die bei der sauren Arbeit geholfen haben, mit einem Gerät, einem Hammer oder Beil, einer Kette oder Latte. Mit diesen Instrumenten begeben sie sich auf den Boden des Hauses. Hier beginnt dann mit „jüchen un krijöhlen“ das sogenannte „üttrummeln“. Man schlägt mit den genannten Geräten auf den Bretterbelag des Bodens, als gälte es Geister zu bannen und Kobolde zu vertreiben. (Anm. Vielfach wird noch in unserer Gegend das „üttrummeln“ mit den Worten: „Se drivet nu den düvel üt“ bezeichnet.) Dreimal wiederholt sich das Klopfen, dreimal wird es durch kreischende Rufe unterbrochen. Dann scheint ein freudiges Hurra das Entfliehen der Unholde anzudeuten. Um

In Jöllenbeck (Kr. Bielefeld) wird am Vorabend einer Hausrichtung von den Zimmerleuten „der Stockfisch für den andern Tag weich geklopft“ („Stockfischklopfen“). Es wird ein Balken etwas hohl gelegt und dann mit der Axt in verschiedenem Takt auf ihn geschlagen. Von fern klingt dieses eigentümliche, trommelartige Getön garnicht übel.

Am Morgen des Richttages besuchen sämtliche Bauleute die Messe (sog. Richtmesse). Nach vollbrachtem Tagewerk wird vom Baumeister oder ältesten Gesellen ein entsprechender Spruch von dem mit einem Maibaum und einem Kranze („gebunden von Kranzjungfern“: Valdorf, Kr. Herford) gezierten Giebel herab gesprochen¹⁾. Dafür erhält er ein Taschentuch. Auch wird ihm ein Glas Bier oder Schnaps hinaufgereicht, auf dessen Boden ein Geldstück liegt (so auch in Lippspringe, Kr. Paderborn). Er leert das Glas, steckt das Geldstück ein und wirft das Glas im weiten Bogen zur Erde, dass es zerschellt (Reckenberg, Kr. Wiedenbrück). Dagegen glaubt man in Aminghausen (Kr. Minden), wenn das Glas unzerbrochen bleibe, so sei das Haus vor allem Schaden bewahrt²⁾.

In Bierde (Kr. Minden) wird ein mit buntem Papier und Taschentüchern geschmückter Kranz an der Spitze des Giebels befestigt. Der Zimmermeister hält dabei eine gereimte Ansprache. Nach der Feier werden die Tücher den Gesellen überlassen. Zimmer- und Maurermeister erhalten jeder ein neues Hemd.

In Blasheim (Kr. Lübbecke) erhält der Zimmermeister ein neues Hemd, der erste Polier einen Taler. Die Nachbarn und Verwandten helfen, und zum Schlusse gibt's ein Essen ähnlich dem bei einer Hochzeit.

Im Delbrücker Lande spricht der Altgeselle den Spruch vom Giebel herab und nagelt schliesslich unter furchtbarem Spektakel — Klopfen, Hämmern, Klappern, Ketten-

aber des Erfolges sicher zu bleiben, sucht man durch nochmaliges, gleichzeitiges Rufen und Klopfen ihre Rückkehr zu verhindern.“

¹⁾ Vgl. Ravensberger Blätter, 2, 83. 91. Warendorfer Blätter, 1906, 43 (Kirchspiel Freckenhorst).

²⁾ Vgl. Warendorfer Blätter, 1906, 43.

rasseln — den Richtkranz an die Spitze des Giebelsparrens. Er erhält ein Geldgeschenk und ein seidenes Tuch.

In Eisbergen (Kr. Minden) wird beim Richtfest „Hillebille geschlagen“, eine Rede gehalten und dann geschmaust.

In Lippspringe und Marienloh (Kr. Paderborn) geht vor dem Richtfest die Tochter oder Magd des Bauherrn mit dem Kranze, der einige Tage den Giebel zieren soll, dreimal um das neuerbaute Haus. Ihr voran schreitet ein junger Mann mit einem Besen, die Bewegung des Fegens machend.

Eine besonders ausführliche Darstellung des Richtfestes ist aus Minden gegeben:

Ist der Rohbau eines Hauses soweit gebracht, dass die Hausbalken und das Dachgerüst aufgebracht werden müssen, so findet das zum Haushabetage veranstaltete Haushabefest statt. Zu den am Bau beschäftigten Maurern und Zimmerleuten gesellen sich Nachbarn, Verwandte und Freunde des Bauherrn in so reichlicher Zahl, dass Balken und Sparren ohne übergrosse Anstrengung von den Richtleuten an ihren Bestimmungsort gebracht werden können. Das ist ein lustiges Treiben, ein laut schallendes Hämmern und Klopfen den ganzen Tag über, bis der letzte Nagel eingetrieben ist. Nun kommt ein feierlicher Akt: die Hausrede muss gehalten und das Haus mit dem Kranze gekrönt werden. Zimmer- und Maurerpolier besteigen das Dachgerüst und halten vom Giebel herab wechselweise die Hausrede. Die in den Reden sich oft wiederholenden Pausen werden mit Musik und heftigem Gehämmern und Gerassel ausgefüllt. Zunächst kommen die Kranzjungfern mit der schön ausgestaffierten Krone, mit der die Giebelspitze gekrönt werden soll. Sie beginnen etwa:

„Gott helf! Ihr braven Maurer und Zimmerleut' dort oben,
Wir hörten euer Werk im ganzen Lande loben;
Drum sind wir gar fleissig dran gewesen
Und haben in Wiesen und Gärten gelesen
Die allerschönsten Sträucher und Blumen aus,
Damit zu schmücken das neue Haus.
Eine Krone haben wir daraus gewunden,
Schöne Bänder und Tücher daran gebunden,
Mit goldenen Stücken sie herrlich geziert,
Aufs allerbeste sei sie ausgestaffiert,

Viele gute Gedanken und Wünsche auch
Sind daran gehängt nach altem Brauch.
Und wollt ihr erfüllen nun unser Verlangen,
So lasst die Krone am Giebel des Hauses schön prangen.“

Der Zimmermann:

„Habt Dank, ihr schönen Jungfrauen, es soll so geschehen;
Ihr sollt die Krone am Giebel des Hauses nun sehen.
Da soll sie schmücken das neue Gebäude
Zu eurer und unsrer herzinnigen Freude.
Befestigt die Schnur! Es beginne der Lauf
Der Krone zur schwindlichen Höhe herauf.“

(Die an einem Stabe befestigte Krone wird mit
einem herabgelassenen Seile nach oben gezogen und mit
wichtigen Hammerschlägen an der Spitze des Giebels
befestigt.)

Der Zimmermann (fährt fort):

„Da prangt sie hoch oben, die Krone, und zieret
Das Werk, das so emsig wir ausgeführt;
Haben Balken und Sparren, haben Ständer und Riegel
[verbunden
Ganz regelrecht, wie wir's mit Hilfe des Winkels, des Lotes
[und Richtscheits gefunden.
Drum ist uns, den Zimmerleuten, alles bisher geraten so wohl,
Wie's ferner und immer geraten soll.“

Der Maurer:

„Wir Maurer sind nicht minder fleissig gewesen,
Einen guten Grund haben wir auserlesen,
Das Haus im Fundamente verwahret wohl,
Die Mauern gerichtet, wie man soll.
Und dass alles aufs beste verbunden,
Das sollen die entferntesten Zeiten bekunden.
Maurer und Zimmerleute haben keinen Fleiss gespart,
Zu tun, was ihnen aufgetragen ward.
Drum fragen wir den Bauherrn mit frischem, freien Mut,
Wie ihm der Bau gefallen tut.“

Der Bauherr:

„Gut“.

Der Maurer:

„Gefällt der Bau dem Bauherrn gut,
So bekennen wir mit frischem und freiem Mut,
Dass er auch Meister und Gesellen gefallen tut.“

Der Maurer oder der Zimmermann:

„Doch die Ehre gebühret allein Gott dem Herrn.
Der hilft, wenn wirs redlich führen, ja so gern,
Drum hat er auch hier alles freundlich geleitet
Und uns diesen fröhlichen Tag bereitet.
In seine Hut befehlen wir nunmehr das Haus
Und alle, die hier gehen ein und aus.
Und alt und jung auf allen Wegen
Begleite der Herr mit seinem Segen!“

Auf das Wohl des Bauherrn wird sodann oben ein Glas geleert, dieses aber, ohne ihm nachzusehen, hinterwärts vom Giebel auf den Bau hinabgeworfen. Zerschellt es, so bedeutet es Glück. Mit einem guten Haushabeschmause wird das Fest beschlossen.

Aus dem Kreise Halle ist folgende Baurede mitgeteilt:

„Ich stehe hier an dem Gipfel dieses Baues, um, wie es sich geziemt, über den Bau eine Rede oder Sermon auszusprechen.

Wir dürfen reden und mit dem Psalmisten sprechen (Ps. 127, 1): „Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen, wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst.“ Hier an diesem Bau hat keiner Schaden erlitten, keiner ist in Unfall geraten. Wir dürfen darum weiter mit dem Psalmisten sprechen (Ps. 126, 3): „Der Herr hat Grosses an uns getan, des sind wir fröhlich.“ Wir sind darum schuldig, mit dem Dankliede dafür unsern Dank auszusprechen:

„Nun danket alle Gott“ usw. (Str. 1 und 2).

„Hier steht ein neuer Bau,
Erbaut in Gottes Namen,
So tu sich denn mein Herz
In treusten Wünschen auf.
Ihr alle sprecht dazu
Ein wohlgemeintes Amen.
Gott, aber drücke du
Das Siegel selbst darauf.

So schicke denn, o Gott,
Die schöne Himmelstaube,
Die über deinem Sohn
Am Jordan hat geschwebt,

Auf dass kein Unfall mir
Den Seelenfrieden raube,
Wenn sich des Friedens Geist
In unser Herz erhebt
Und aller, die fortan
Dies Haus bewohnen werden,
Dass jeder ohne Zwang
Den Wandel unverletzt
Zu Gottes Ehren führet.

Bis soweit hat uns Gott gebracht usw. (Str. 1).

Nimmt Gott, dem wir vertrauen,
Nicht unsers Werks sich an,
Will er das Haus nicht bauen,
Vergebens bau'n wir dran.
Will er den Ort nicht schützen,
Er, stark durch Rat und Macht,
Was wird's dem Wächter nützen?
Umsonst ist's, dass er wacht.

Was hilft's, dass man vom Morgen
Bis in die Nacht sich quält,
Lass unsern Vater sorgen,
Der weiss selbst, was uns fehlt.
Er, der uns stets in Leiden
So treu und fröhlich liebt
Und uns so viele Freuden
Auch unerwartet gibt.

Nun plagt der Durst mich kühnen Sprecher
Mehr als mein Geld, doch frischen Mut!
So reicht mir den bekränzten Becher,
Der Bauherr ist doch wahrlich gut.
Ihm, der sich dieses Haus lässt bauen,
Ihm sei der erste Trunk geweiht.
Bewohnt dasselbe mit Vertrauen,
In Ruhe und Zufriedenheit!
Bauherr, ich frage mit frischem, freien Mut,
Wie ihm dieser Bau gefallen tut? — Gut! —

Dieser Bau ist für gut erkannt. Wir wünschen unserm Bauherrn mit Weib und Kind viel Glück und Segen. Der liebe Gott wolle ihn noch viele Jahre in guter Gesundheit leben lassen. Das gebe Gott in Gnaden.

Unser Zimmermeister, der treue Freund,
Der's im Handwerk sehr gut mit seinen Gesellen meint,

Hat uns vorgeschrieben die rechte Länge und Winkelmass,
Auch ihm weihe ich einen Trunk aus diesem Glas.
Unser Maurermeister mit seinen Gesellen,
Die geben uns den festen Grund der Schwellen,
Hätten wir gebaut auf lockern Sand,
So wäre unser Handwerk ein eitler Tand.
Dieser Bau steht felsenfest;
Wer sich auf seinen Gott verlässt,
Wird nie zuschanden werden.

Unsere Kranzjungfern, die waren vom frühen Morgen
bis zum späten Abend darauf bedacht, zu Ehren für diesen
Bau uns diese schöne Krone zu binden, die jetzt den Gipfel
des Baues zierte, wofür wir vielen Dank sagen.

Zur Erinnerung für die Familien, die dieses Haus be-
wohnen, sagen wir noch:

Unsern Ausgang segne Gott usw.

Endlich und zum letzten übergeben wir diesen Bau dem
ewigen Baumeister, der da ist, der da war und der da sein
wird von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Nun wird gesungen das Danklied: „Nun danket alle
Gott usw.“

In Wiedenbrück wurde um 1895 beim Hausheben des
Neubaues der Johanna H., Kreisköchin zu Wiedenbrück,
folgender Spruch gehalten:

(Der Polier steht am Giebel, die Zimmergesellen verteilt
auf dem Dache. Bei jedem ausgebrachten Hoch wird mit
den zu diesem Zwecke angebrachten Ketten gerasselt. Am
Schlusse wirft der Polier das ausgetrunkene Glas fort, so
dass es zerschellt.)

„Joseph, den heiligen Zimmermann,
Ruf ich um seinen Beistand an.
Auch zieh vor allen ich die Mütze
Hier oben auf des Hauses Spitze
Und grüss die Männer und die Frauen,
Die hoch zum Bau hinauf jetzt schauen.
Die Mitarbeiter und Gesellen
Ich grüsse sie von diesen Stellen.
So schwinget denn im Takt den Hammer (geschieht)
Hier oben in der Bodenkammer
Und mit den Ketten rasselt auch, (geschieht)
Wie's bei den Zimmerleuten Brauch.

Und wär' der Bau auch noch so klein,
Beim Richten muss Spektakel sein.
Der neue Bau ist nun gehoben,
Drum lasst den höchsten Herrn uns loben
Mit hoher Stimme, hell und laut,
Ihn, der die ganze Welt erbaut,
Der Tag um Tag uns hat beschützt,
Uns Wetter gab, das uns genützt,
So dass wir legten Stein um Stein
Zu diesen festen Mauern ein,
So dass entstanden weiter immer
Die Küche, Keller und die Zimmer.
Der Bau ist, wie ihr seht, vollend't,
Er steht auf festem Fundament.
Fürwahr, die Arbeit war nicht klein,
Wir mussten rühren Arm und Bein.
Wer hätte es denn nicht gesehen,
Wie mancher Hammerschlag geschehen.
Mir will das Knarren bei dem Bohren
Bis heut zur Stund' nicht aus den Ohren.
Und wollet ihr's nun all' erwägen:
Im Buckel hab ich's noch vom Sägen.
Ja, glaubt es mir, dass viele Schwitzen
Bleibt mir allein im Wamse sitzen.
Wie viele Hände waren tätig,
Wie viele Kräfte waren nötig,
Bis dieses Haus, wie ihr es schaut,
Bis hoch zum Dach ist aufgebaut.
Nun wolle Gott auch ferner walten
Und diesen Bau gar lang erhalten,
Dass er den andern Bauten gleiche
Und einst zum höchsten Alter reiche.
Ich möchte machen eine Wette,
Dass existieren nicht viel Städte,
Dass existiert nicht eine Stadt,
Die soviel alte Häuser hat —
Und dachte ich auch weit zurück —
Als unser altes Wiedenbrück.
Die Häuser steh'n drei, vier Jahrhundert
Und werden überall bewundert.
Auch dieser Bau mög' lange stehen,
Gar manch Jahrhundert mög' er sehen.
Es walte Gott in seiner Gnade,
Dass Blitz und Sturm ihm niemals schade.
Das ganze Haus, wie es gebaut,
Dem lieben Herrn sei's anvertraut,

Sankt Agatha nehm' es zu Nutz,
So lang es steh', in ihren Schutz.
Glaub', Hoffnung, Liebe mög' hier thronen,
Zufriedenheit hier immer wohnen,
Vor allem sei ein gut Gewissen
Das weichste, beste Ruhekissen.
Nun habe ich noch eine Bitte:
Lasst ehren uns die alte Sitte,
Schickt mir hinauf ein volles Glas,
Das vollgefüllt mit edlem Nass.
Ich werd' es leeren bis zur Neige,
Bevor ich hier heruntersteige. —

Die Bauherrin zuerst soll leben,
Der Himmel segne ihr Bestreben,
Der ihre Schritte hat geleitet,
Dass Wohltun stets sie hat verbreitet,
Die an so manchem Hochzeitsfeste
Gespeist hat Tausende von Gäste,
So dass sie diesen Bau vermocht,
Sie hat ihn rein herausgekocht.
Fräulein Johanna H. soll leben hoch! hoch! hoch!

Mein Hoch gilt Meister und Gesellen,
Die richteten an dieser Stellen
Das Haus, so wie es fertig steht,
Auf dem die Fahne flatternd weht.
Sie leben hoch! hoch! hoch!

Die ganze Stadt, sie möge leben!
Der ganze Wohlstand mög' sich heben,
Und Wiedenbrück mög' hier auf Erden
Die schönste Stadt im Kreise werden.
Wiedenbrück soll leben hoch! hoch! hoch!

So hab' ich nun mein Glas geleert,
Zur Nagelprobe umgekehrt.
Das Glas werf' nunmehr ich in Stücke,
Wie's Brauch im alten Wiedenbrücke.
Aus diesem Glas von hoher Stelle
Trinkt nur allein der Altgeselle.“ —

Folgender Spruch ist beim Hausheben des Franziskaner-
klosters in Wiedenbrück (etwa 1878) gehalten:

„Bevor ich hier heruntersteige,
Nur noch ein wenig habt Geduld,
Abtragen muss ich eine Schuld.
Mein Trinkspruch gilt zunächst dem Mann,
Der diesen Bau gefangen an.

Der anstimmt stets das Pater noster,
Das Szepter führt in diesem Kloster.
Der Herr woll' lange ihn erhalten
Und segnen stets sein Tun und Walten,
Dass recht er leite den Konvent,
Dass weise sei sein Regiment.
Der hochwürdige Herr Pater Guardian Johannes
soll leben hoch! hoch! hoch!

Zum zweiten will ich leben lassen
Des Klosters friedliche Insassen,
Die Patres, Fratres und die Brüder,
Die sich gelassen bei uns nieder,
Die gerne kehrten einst zurück
Zu unserm alten Wiedenbrück.
Sie alle, alle sollen leben
Dass an dem Bau die Wände beben.
Sie leben hoch! hoch! hoch!
Zum Schlusse lass ich leben alle
Mit kräftigem Posaunenschalle,
Sie, die geholfen bei den Bauten,
Die Tag und Nacht sich fleissig schauten,
Des Baues Meister, die Rektoren,
Gesellen und Kalkulatoren,
Die mühevoll den Kalk bereitet,
Und die gefahren Kalk, Holz und Stein,
Ich schliesse alle ein.
Sie leben hoch! hoch! hoch!“

Als Beispiel eines Zimmerspruches aus Heimsen (Kreis
Minden) endlich ist mitgeteilt:

„Mit Gunst, ihr werten Herrn und Frauen,
Die ihr dort unten versammelt seid,
Das neu gerichtete Haus zu beschauen:
Ich steh nach Handwerksbrauch bereit
In Gottes Namen, dem Bauherrn zur Freude,
Einen Segen zu sprechen über dieses Gebäude.
Es sei denn im Namen Gottes geweiht,
Er hebe an es zu segnen heut
Und fahre fort, so lang' es hier steht,
Dass der Segen nie wieder zu Ende geht.
Der Friede möge über dem Hause walten
Und den Hausherrn und die Hausfrau,
Die Jungen und Alten
In steter Eintracht beisammen halten.

Die Mässigkeit über die Tische regiére,
Gastfreiheit halte offen die Türe,
Über die Schwelle trete nie Zank und Streit,
In den Stuben wohne Verträglichkeit.
Gott bewahre die Kammern vor Krankenbetten,
Gesundheit ruh' auf den Lagerstätten,
Stets seien die Böden vom Korne schwer
Und die Keller und Vorratskammern nie leer.
Und über das alles im Hause finde
Sich allezeit ein frommes Gesinde.
So sei denn, wenn wir stecken und mauern aus,
Der Segen Gottes in diesem Haus.“ —

Eine vor das Scheunentor genagelte Eule schützt vor
Feuersgefahr (Rahden, Kreis Lübbecke).

Wenn ein sog. Hungerei in ein Astloch am Gebäude
gelegt wird, soll kein Feuer im Hause entstehen. Ein Donner-
keil (Steinbeil), im Hause aufbewahrt, hält den Blitz ab
(Dielingen-Wehden Kreis Lübbecke).

Kinderspiele aus Lippe.

Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

23. Der Gänsedieb.

Wer die Gans gestohlen hat,
Der ist ein Dieb;
Wer sie mir aber wieder gibt,
Der ist mir lieb. —
Da steht der Gänsedieb.

Die Kinder (eine ungerade Zahl) bilden einen Kreis,
singen um ein anderes Kind herum, welches bei der letzten
Zeile einen der Mitspielenden erwählt und tanzt, worauf alle
dasselbe tun, jedoch einer übrig bleibt: Der Gänsedieb.
Dieser tritt nun in die Mitte.

Das Spiel ist in ganz Deutschland bekannt, wenn auch
mit verschiedenen Variationen. Nach demselben dichtete E.
Anschütz um 1824 sein bekanntes Lied: Fuchs, du hast die
Gans gestohlen usw. (Böhme 465).

24. Der Gänsedieb.

Wer mir die Gans gestohlen hat,
Der ist ein Dieb,
Und wer sie mir dann wiedergibt,
Der ist mir lieb.
Da steht der Gänsedieb!
Viel Glück zu deinem neuen Orden,
Denn du bist Gänsedieb geworden,
Viel Glück, Meister Gänsedieb!
Viel Glück, Meister Gänsedieb!

Die Zahl der in einem Kreise spielenden Kinder ist eine ungerade. Nach den Worten: „Der ist mir lieb“, fassen sich je zwei Kinder gegenseitig an und umarmen sich, zeigen dann auf den Gänsedieb und sprechen den Schluss.

25. Nachahmungsspiel.

So langsam wie der Regen,
So geschwind wie der Wind —
10, 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80, 90, 100.

Die Kinder stellen sich in Stirnreihe auf, fassen gegenseitig ihre Händchen und gehen singend weiter; bei der Zeile: so geschwind usw., die zweimal gesungen wird, hüpfen sie sehr schnell bis zur Zahl 100. Dann drehen sie sich um, und das Spiel beginnt, den alten Weg wieder zurücklegend, von neuem. Die Zahlen werden nicht gesungen, sondern nur gesprochen.

Melodie und Text sonst nirgends mitgeteilt gefunden.

26. Der Bauer (Singspiel mit Pantomimen).

1. Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer aussät?
Seht so, so sät der Bauer seinen Hafer ins Feld.
2. Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer abmäht?
Seht so, so macht der Bauer, wenn er Hafer abmäht.
3. Wollt ihr wissen, wie der Bauer sein Schnäpschen austrinkt?
Seht so, so macht der Bauer, wenn er's Schnäpschen austrinkt.
4. Wollt ihr wissen, wie der Bauer sein Schnäpschen bezahlt?
Seht so, so macht der Bauer, wenn er's Schnäpschen bezahlt.
5. Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer einfährt?
Seht so, so macht der Bauer, wenn er Hafer einfährt.
6. Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer ausdrischt?
Seht so, so macht der Bauer, wenn er Hafer ausdrischt.

Bei den entsprechenden Stellen machen die Kinder die Bewegungen: 1. des Säens, 2. des Mähens, 3. des Trinkens, 4. des Bezahlens, 5. des Knallens mit der Peitsche, 6. des Dreschens.

Melodie ähnlich im Rheinland; Text öfter mitgeteilt, doch habe ich Strophe 5 und 6 an keiner Stelle gefunden, dafür aber Strophen, die das Wirtshausgehen behandeln und die ich in Lippe noch nie gehört habe.

27. Adams Söhne.

Adam hatte sieben Söhn',
Sieben Söhn' hatt' Adam.
Sie assen nicht, sie tranken nicht,
Sie schlugen sich ins Angesicht,
Sie taten alle so (— lange Nase machen),
Mit den Fingern tipp, tipp, tipp,
Mit dem Köpfchen nick, nick, nick,
Mit den Füßen trapp, trapp, trapp,
Mit den Händen klapp, klapp, klapp.

Der Kreis geht rund und singt. Bei den Worten: sie taten alle so, bleiben die Kinder stehen und machen nun die vorgeschriebenen Gebärden.

28. Der Bauer im Holz.

1. ∴ Es fuhr ein Bauer ins Holz ∴
Ei so, Viktoria, es fuhr ein Bauer ins Holz.
(Ein Kind tritt bei dieser Strophe in den Kreis hinein.)
2. Der Bauer nahm sich 'ne Frau usw.
(Das erste Kind erwählt sich ein anderes, so dass jetzt zwei im Kreisinnern sind.)
3. Die Frau nahm sich ein Kind usw.
(Das Kind holt noch ein anderes hinzu.)
4. Das Kind nahm sich 'ne Puppe usw.
(Es wird noch ein Kind geholt.)
5. Der Bauer schied von der Frau usw.
(Das betr. Kind nimmt durch Händedruck von den Übrigbleibenden Abschied und springt zurück zu den den Kreis bildenden Kindern.)
6. Die Frau schied von dem Kind usw.
(Wie bei Strophe 5).

7. Das Kind schied von der Puppe usw.

(Die Puppe bleibt allein übrig und bildet beim Fortgang des Spieles den Bauer, so dass die folgende Strophe wieder heisst:

8. Es fuhr ein Bauer ins Holz usw.

Die Melodie dieses Liedes ist eine schon uralte Volksmelodie, in fast allen Teilen Deutschlands im Volke bekannt. Schon im 18. Jahrhundert wurde sie in einem Studentenliede verwendet, heute noch bei der sogen. Fuchstaufer (Was kommt dort von der Höh' usw.)

Das Spiel ist nach Böhme S. 674 ein sehr altes Gesellschaftsspiel, das früher nur von Erwachsenen gespielt wurde, auch stellenweise in mehr Strophen bekannt ist, wie oben mitgeteilt. Es wurde gesungen zur Erhöhung der Kirmeslust, weshalb die Strophe in der Wiederholung auch heisst: Es fuhr ein Bauer ins Kirmesholz usw. Später wurde das Lied von Kindern aufgeschnappt. Spielten es die Erwachsenen, so schieden sie mit einem Kusse voneinander; ob das bei uns Kinder auch tun, weiss ich nicht.

29. Der Mausemann.

1. ∴ Es war einmal ein Mann, ∴
Es war einmal ein Mausemann,
Mi, ma, Mausemann,
Es war einmal ein Mann.
2. Der hatte eine Katz usw., der hatte eine Mausekatz usw.
3. Was wollt' er mit der Katz usw., was wollt' er mit der Mausekatz?
4. Er rupft ihr ab das Fell usw.
5. Was wollt' er mit dem Fell usw.?
6. Er nähte sich 'ne Tasch usw.
7. Was wollt' er mit der Tasch usw.?
8. Er zählt darein sein Geld usw.?
9. Was wollt' er mit dem Geld usw.?
10. Er kauft dafür ein Pferd usw.
11. Was wollt' er mit dem Pferd usw.?
12. Er zog damit in'n Krieg usw.
13. Was wollt' er in dem Krieg usw.?
14. Er schoss sie alle tot usw., er schoss die Mäuse alle tot usw.

30. Die lustigen Musikanten aus Schwaben.

1. Solo: Ich bin ein Musikante
Und komm aus Schwabenland.
Chor: Wir sind die Musikanten
Und sind aus Schwabenland.
Solo: Ich kann spielen
Auf meiner Trompete.
Chor: Wir können spielen
Auf der Trompete:
Schnäderengtengteng
2. Ich bin ein Musikante . . .
usw. Violine: tilitittit
3. Flöte (wird gepiffen)

So werden möglichst alle Instrumente markiert. In ähnlicher Weise, nur mit anderer Melodie, ist das Lied in verschiedenen Gegenden Deutschlands zu Hause (Böhme 670).

31. Das Haus in Polen.

1. ∴ In Polen steht ein Haus ∴
In Polen steht ein grosses Haus,
Hi, ha, grosses Haus,
In Polen steht ein Haus.
2. Darinnen wohnt ein Mann
.... Pulschermann
3. Der Mann nahm sich 'ne Frau.
4. Die Frau nahm sich 'nen Knecht.
5. Der Knecht nahm sich 'ne Magd.
6. Der Mann muss in den Krieg.
7. Da schossen sie ihn tot.

Melodie wie: Es war einmal ein Mann Beim Singen von Strophe zwei kommt ein erwählter Spieler in den Kreis, der sich dann nacheinander die Frau, diese den Knecht usw. holt. Schliesslich wird der Mann erschossen, man zeigt mit Fingern auf ihn, und er fällt nieder.

32. Das kleine Freundchen.

Es ist ein kleines Freundchen da,
Juchhei, juchhei, juchheisassa!
An roter Mütze kennt man's ja;
Juchhei, juchhei, juchheisassa!
Und wo man dieses Mützchen sah,
Juchhei, juchhei, juchheisassa!
Da ist das kleine Freundchen da,
Juchhei, juchhei, juchheisassa!

Die spielenden Kinder bilden einen Kreis, in dem das kleine Freundchen „mit der roten Mütze“ umherhüpft. Das Kind, vor welchem es nach dem Absingen der letzten Zeile steht, ist für das neue Spiel das „Freundchen“.

33. Wanderspiel.

Ritsche, ratsche, rutsch,
Wir fahren in der Kutsch,
Wir schiessen mit Kanonen
Pitschi, patschi, putsch.

Zwei Kinder fassen sich kreuzweis an den Händen und gehen, kräftig schreitend, voran, bei dem Worte „putsch“ plötzlich „Kehrt“ machend, ohne dabei die Hände zu lösen.

Nur die zweite Zeile finden wir in einem Reime aus Dresden, das Übrige ist sonst nirgends mitgeteilt gefunden (Böhme 594).

34. Wanderspiel.

Eins, zwei, drei,
An der Bank vorbei,
;: An der Magd, an der Frau ;:
An der Wand vorbei.

Zwei Kinder fassen die Hände kreuzweis, gehen in schnellem Tempo, dem Takte der schönen Melodie angemessen, nach vorn, die Hände und Arme dabei hin und her schiebend. Beim letzten Ton des Liedes drehen sie plötzlich um und gehen in derselben Weise zurück. Spiel und Lied sind sonst scheinbar unbekannt.

35. Die Fischlein.

Drüben am Karoler See,
Wo die Fischlein schwimmen,
Freue sich mein ganzes Herz
Voller Lust und Singen.
Rolla, rolla, wir sind hier,
Der Goldfisch, der Goldfisch, er folge mir!

Die Kinder bilden einen grossen Kreis. Ein Kind, den Fischer bildend, geht in den Kreis, zieht noch verschiedene andere hinein und gibt ihnen einen Namen (Goldfisch, Hai-fisch, Hering, Karpfen, Hecht usw.). Diese Fische bilden einen zweiten Kreis im ersten, beide bewegen sich dann entgegengesetzt und der Fischer zwischen beiden Kreisen.

Er ruft nach und nach seine Fischlein unter sich, so dass zwischen den beiden Kreisen eine Reihe sich hinschlingelt. Sind alle Fischlein ihm zugelegt, so singen alle: Rolla, rolla, wir sind hier, die Fischlein, die Fischlein, sie folgen mir. Diese entziehen und werden von dem sich auflösenden äusseren Kreise verfolgt.

36. Der Fürst von Thoren.

A. Ich bin der Fürst von Thoren.

Hab' Scharen auserkoren.

B. Lad' bin alhier erschienen.

Dich fürstlich zu bedienen.

A. Spann, Jäger, dein Gefieder.

Schliess mit dies Vöglein nieder!

Alle. Stoos ein! Das Horn weit schallen tut!

Die Kinder bilden einen Kreis um A. den Fürst von Thoren, der zu sprechen anfängt. Das Doppelgespräch dauert fort, bis A bei der letzten Zeile mit einem „Puff“ den Kreis sprengt, flieht und von den übrigen Spielern verfolgt wird. Dann wird der Folgende der Fürst.

37. Verstecken.

Nachdem ausgezählt ist, wer suchen muss, stellt sich der Sucher in eine Ecke, während sich die übrigen sorgfältig innerhalb eines bestimmten Bezirks verstecken. Nachdem jeder seinen Platz gefunden, wird gerufen: hut! hut! usw. Wer zu erst gefunden wird, muss bei der Wiederholung den Sucher machen, das Spiel ist aber erst zuende, wenn alle gefunden sind.

38. Der böse Wolf.

Wir woll'n einmal spazieren geh'n,

Ob der böse Wolf nicht käm.

Schlug eine, er kam noch nicht,

Schlug zwole, er kam noch nicht,

usw. bis

Schlug zwölfe — er kam!

Der Wolf versteckt sich in einer Ecke, die Schafe gehen in einer Reihe, sich anfassend, dem Wolf entgegen. Bei dem Rufe: er kam! lassen sie sich los und laufen fort; der Wolf springt aus seinem Verstecke hervor und sucht ein Schaf zu erhaschen, das dann an seine Stelle tritt.

39. Gänse hüten.

Die Kinder fassen eins das andere hinten ans Kleid, so dass eine grosse Reihe (Flankenreihe) entsteht, das grösste Kind vorn. Ein ausser der Reihe stehendes Kind wendet sich an das erste und fragt, ob es wohl eins bekommen könne. Auf die Antwort: Nein! läuft es, um eins zu erhaschen. Das erste wehrt mit ausgebreiteten Armen ab, die hinter ihm Stehenden laufen auch aus dem Wege, ohne loszulassen, so dass naturgemäss eine Schlangenwindung mit grosser Beweglichkeit entsteht.

Sonst unbekannt.

40. Finkenstein.

(Verstecken und Suchen.)

Durch Auszählen wird jemand bestimmt, der „suchen“ muss, er stellt sich ans „Freimal“, den Finkenstein, das Gesicht, mit den Händen bedeckt, der Wand (einem Baum, einer Mauer oder dergl.) zugewandt. Dann zählt er von 1—10 und dann 10, 20, 30 usw. bis 100. Alle andern haben sich jetzt versteckt. Nun fängt er an zu suchen, hütet sich jedoch, zu weit von dem Finkenstein sich zu entfernen, denn wenn es einem anderen gelingt, an den Finkenstein heranzukommen, eher der Sucher daran ist und mit den Worten: „Eins, zwei, drei, vier, Finkenstein“ klopft, so muss er noch einmal suchen, und das Spiel beginnt von neuem. Um das zu verhindern, läuft er, sobald er einen Versteckten erblickt, möglichst schnell — denn der Gesehene läuft auch — zum Finkenstein und ruft laut: „Finkenstein für N. N.“ (der Name dessen, den er gesehen hat und dem es nicht gelang, vor ihm den Finkenstein zu erreichen). Jetzt tritt N. N. an seine Stelle, und das Spiel beginnt von neuem.

Ähnlich in verschiedenen deutschen Gegenden (Böhme 561).

41. Linnenverkaufen und Linnendieb.

Bei dem Spiele werden ausgelost: ein Hahn, der die Leinwand bewachen muss, ein Dieb und der Besitzer der Leinwand. Die übrigen Mitspieler stellen sich nebeneinander mit ausgespreizten Armen so auf, dass ihre Fingerspitzen sich gegenseitig berühren. Bei dem letzten Kinde hat der

Hahn als Wächter seinen Platz, der Dieb steht an derselben Seite, aber weiter hin. Der Besitzer fängt an der entgegengesetzten Seite an, mit irgend einem Stück Holz oder dergleichen, die Leinwand zu messen. Der Dieb erspäht einen Augenblick, in dem er ein Stück Leinwand — das letzte Kind — erreichen kann, der Hahn kräht, doch kommt der Besitzer oft nicht früh genug herzu, um den Dieb zu verjagen. Der Hahn muss sich jetzt alle möglichen Vorwürfe gefallen lassen, doch dauert es nicht lange, bis wieder ein Stück Leinwand gestohlen ist, und so geht es weiter, bis alle Leinwand dem Diebe in die Hände gefallen und selbst der Hahn trotz tapferen Krähens in die Hände des Diebes geraten ist. Wenn der Hahn kräht, begibt sich der Verkäufer immer zu ihm und fragt, was ihm fehle. Er antwortet dann, er habe einen Dorn im Fusse, der ihn schmerze, worauf der Fuss untersucht, der Nagel herausgezogen und dieses durch einige mit der Elle ausgeführte Schläge auf die Fusssohle markiert wird. Sind Hahn und Leinwand gestohlen, so beginnt das Spiel von neuem.

42. Vögel verkaufen oder Vogel flieg aus.

Es werden ein Vogelhändler und ein Käufer erwählt. Ersterer verabredet mit den Spielenden, welchen Vogel sie vorstellen wollen. Der Käufer kommt und fragt:

Guten Tag, mein Herr!

Antwort: Guten Tag, mein Herr!

Der Erste: Ich möchte gern Vögel kaufen.

Antwort: Was für welche?

Jetzt muss er raten. Ist ein Vogel nicht vertreten, so heisst es: „Ist nicht da“, im andern Falle läuft der Spieler, der den betr. Vogelnamen hat, fort, der Käufer sucht ihn einzuholen und stellt ihn, wenn das gelingt, an einen bestimmten Ort. Entwischt er ihm, oder erreicht er einen bestimmten Platz, so kommt er wieder in die Reihe und erhält einen neuen Namen. Das Spiel dauert, bis alle Vögel gefangen sind. Das Spiel ist in ganz Deutschland gekannt, am ähnlichsten ist der lippischen Spielweise die oldenburger (Böhme 588).

43. Handwerksspiel (die stummen Arbeiter).

Es bilden sich zwei Gruppen, eine kleinere A und eine grössere B, welche sich gegenüber aufstellen. A kommt näher mit den folgenden Worten:

A: Wir kommen aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt,
Wir sehen aus wie Mohren
Und haben unser Geld verloren.
Können wir wohl Arbeit kriegen?

B: Jawohl!

A: Was für welche?

Dann werden verschiedene Arbeiten vorgeführt, ohne ein Wort dabei zu sprechen. A muss alsdann aus den Bewegungen die Arbeit erraten. Bei richtiger Lösung wird A durch das Kind, dessen Bewegung er erraten hat, abgelöst, und das Spiel beginnt von neuem, wenn alle Handwerke erraten sind.

Ähnlich in der Provinz Preussen, in Schleswig, in Sachsen und anderen Gegenden bekannt (Böhme 667).

44. Die Mohren.

Wir kommen aus dem Mohrenland,
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt.
Wir sehen aus wie Mohren
Und haben schwarze Ohren.
(Ihr auch?)

Die Spielenden sind in zwei Parteien geteilt. Die eine kommt, diese Verse singend, den andern entgegen. Haben sie geendet, stürzen die andern auf sie zu und ziehen zu ihrer Partei herüber, wenn sie fassten, bevor er das Mal erreichte.

45. Die Mohren.

Wir kommen aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns schwarz gebrannt,
Die Mutter hat uns weiss gewaschen,
Wir sehen aus wie Lämmer.

46. Beim Topfhändler.

A. Klink, klink an der Tür.
B. Wer ist dafür?
A. Ein Käufer.

B. Was will er denn?

A. Schöne Töpfe kaufen.

B. Was für welche?

A. Einen Milchtopf, (Esstopf, Suppentopf oder dergl.).

B. Hier sind die Töpfe (auf die in der Hurke sitzenden Spieler zeigend).

A. Ich will mal sehen, ob sie auch gut sind.

Stösst oder klopft die Kinder vor die Stirn. Fallen sie, was in der Huckenstellung leicht möglich ist, um, so sind die Töpfe nicht gut; bleiben sie auf wiederholtes Klopfen stehen oder wackeln sie nur, so sind sie gut. Der Käufer und der Verkäufer fassen die Töpfe an den Henkeln an und tragen sie in eine Ecke, wo sie bleiben, bis alle Töpfe verkauft sind. Die Henkel der Töpfe werden durch die Arme gebildet. Sind alle Töpfe verkauft, so laufen sie davon, der Topfhändler hinter ihnen her. Wer von ihm gefasst wird, ist jetzt Topfhändler.

Sonst habe ich das Spiel nirgends mitgeteilt gefunden.

47. Der Kaufmann aus Paris.

Ich bin der Kaufmann aus Paris,
Ich verkaufe wunderschöne Sachen,
Ich verbiete das „Ja“ sagen, das „Nein“ sagen,
Das Weinen*) und das Lachen.

Was gefällt dir nun von meinen Sachen?

Wünsch'st du einen neuen Anzug?

Antwort: einen neuen Hut!

Oder einen Hut?

Antwort: einen Hut! usw. usw.

Durch allerlei kuriose Bewegungen, Fratzen usw. sucht der Kaufmann aus Paris seine Kunden zum Lachen, zum Nicken, zum „Ja“ sagen usw. zu bewegen. Gelingt ihm das, so kostet es ein Pfand.

In obiger Form sonst nirgends bekannt.

48. Die Frau von Rechen.

Ich bin die Frau von Rechen,
Verbiете Lachen und Sprechen!
Wer da lacht oder spricht,
Dem ein Pfand gebricht!

*) Statt „weinen“ als Variation = das „Niköppen“ (=Kopfnicken.)

Die Kinder stellen Tiere vor, jedes ein anderes. Ein Kind, das sich mit obigem Verse einführt, redet die Tiere an, z. B. „Löwe, wie sprichst du?“ worauf die Kinder möglichst komisch die Tiere nachahmen, um die andern zum Lachen zu bringen.

49. Sonne und Mond oder Messer und Gabel.
(Brückenspiel.)

Zwei ziemlich gleichstarke Kinder treten voreinander, halten ihre Hände, die sie gegenseitig erfassen, hoch, so dass sie gleichsam einen Torbogen bilden. Vorher haben diese beiden miteinander insgeheim abgesprochen, wer von ihnen die Sonne und wer der Mond sein soll (bezw. Messer oder Gabel, Himmel oder Hölle, oder auch irgend andere Bezeichnungen).

Die übrigen Mitspieler bilden eine Flankenreihe, fassen sich gegenseitig an ihre Kleider und gehen unter dem Torbogen her, indem folgendes Verschen gesungen wird:

Wir kommen unter'n Wagen.
Was sitzt denn unter'm Wagen?
Ein Mann mit rotem Kragen.
Was will er denn?
Was will er denn?
Er will ein Mädchen haben (oder Jungen),
Ein Mädchen von sieben Jahren.

Sonne und Mond suchen das letzte Kind zu erfassen, dürfen jedoch ihre Hände nicht lösen. Durch Bücken und geschwindes Durchhuschen sucht das letzte Kind der Reihe zu entschlüpfen, darf sich jedoch ebenfalls nicht loslassen, sonst „ist es nicht mehr mit“. Das gefangene Kind muss nun heimlich erklären, ob es zur Sonne oder zum Mond will und stellt sich dann hinter das Kind, welches seiner Wahl entspricht.

So geschieht es bis zum letzten, gewöhnlich dem grössten der Kinder, dem Führer der Reihe. Dieser hat das Vorrecht, dreimal durch das geöffnete Tor (die Hände des „Tores“ sind gelöst) zu laufen, beim viertenmal schliessen sich die Hände wieder und er muss versuchen, durch schnelles Laufen und starken Anprall das Tor zu brechen, bis auch er schliesslich gefangen wird und wählt.

Nun wird ein Mal (ein Strich, ein Stück Holz, ein Stein oder dergl.) bestimmt, die Parteien fassen sich an, Sonne und Mond reichen sich die Hände und suchen mit Hilfe ihrer Partei den Gegner über das Mal zu ziehen. Wer von ihnen zuerst darüber hintritt bzw. hingezogen ist, hat verloren, wobei der Ruf: „Feuer, Feuer“ erschallt.

Das Spiel ist ähnlich in ganz Deutschland und weiter verbreitet, es findet sich bei Böhme 529 ein in etwa mit obigem zu vergleichendes Spiel aus dem Aargau, wo aber von einer holländischen oder silbernen Brücke die Rede ist.

Auch findet sich bei Böhme 522 ein Brückenspiel aus Westfalen angegeben, bei welchem die Ausführung und der Kampf ähnlich sind, die dabei gesprochenen Worte jedoch nicht mitgeteilt werden.

Im Mittelalter war das Spiel unter mancherlei Namen bekannt. So kennt es Fischart als „der faule Brucken,“ „auf der Bruckensupfern in glorie“ und „Ritter durch Gitter,“ „In Himmel, in d' Höll“. Geiler von Keisersberg führt es in seiner Predigt über die Sünden des Mundes an, wo er sagt: „Wolltestu jetzt den faulen Brucken springen, als da du zwölf jahr alt warest oder vierzehn alt: es wurd dir ubel anstön; den alten stot nit an als den jungen.“ —

Zu bemerken ist noch, dass ich in keiner Mitteilung den in Lippe beim Ziehkampf erschallenden Ruf „Feuer“ gefunden habe.

Vgl. auch: P. J. Kreuzberg, Das Brückenspiel in der Rheinprovinz, in dieser Zeitschrift II. 1905 S. 149—156.

50. Durchs Tor gehen.

1. Macht auf das Tor, macht auf das Tor,
;: Wir kommen mit dem Wagen ;:
2. Wer sitzt darin? Wer sitzt darin?
Ein Mann mit rotem Kragen.
3. Was will er denn?
Er will die Tochter haben (Er will Charlotte u. a. haben)
4. Was tat sie denn?
Sie hat ja was gestohlen.
5. Was ist es denn?
Ein Körbchen voll mit Kohlen.

Zwei Kinder bilden mit den Armen ein Tor, die übrigen gehen hintereinander (angefasst) hindurch, Das letzte Kind wird angehalten und muss sich hinter eins der das Tor bildenden Kinder stellen.

Kinderreime und Wiegenlieder

aus den Kreisen Mülheim-Rhein und Wipperfürth.

Von **Heinr. Löhr**, Berg.-Gladbach.

1. heja, popęia, popūzən,
dat keęschən wel nit mūzən;
da welə mər et ens op dat šteiətschən ślən,
da zal et wal liərən mūzən jən!
2. rigə peiədchən nq də mūlən,
də pāf, de zqs om fūlən,
qfərman op de boęktə kū,
retən zə nq de mūlən tsū.
3. qvən em dqrp on oęən em dqrp
dq būkən zə hefəkūchən.
de man, de śmeiət də botər jēt dek,
dⁱ frqū, dⁱ jqv zⁱch an et flūchən.
4. dq qvən em dqrəp on oęəm em dqrəp,
dq wqntən tswēi ālə wīvər,
dī ēn, dī dēt et kūchən bakən,
dī ander dēt et rīvən.
5. ślōf, keęchən. ślōf,
dīęə papa hūt də śqf;
mama jēt nq wipəlštēn,
bręęt dem keę ən wīj met hēm.
6. heja keęchən, ech wījən dech.
dⁱ helⁱjən eęəlchən, dⁱ hqlən dech
en dat dīpə kūlchən.
tsūkərchən en dat mūlchən,
klēn štēnchər qvən drop;
štēt de klēnə N. nūmər mī op.
7. rigə peiədchən op on af,
mouən es et zondag,
kumən al dⁱ heiərən,
mēnən wat zə wōūərən,

kumən al dⁱ joŋən,
met deŋ boŋktən hoŋən,
kumən al dⁱ wivər,
met de laŋə livərən,
kumən al dⁱ frəuən,
met de laŋə moŋən,
kumən al dⁱ jüfərçhən,
met deŋ boŋktə tüfəlçhən,
kōm ən ālən akərsman
hat zih peiət wōl an dər hānd,
kabqu, kabqu, kabqu.

8. dag, mēztər jacob,
hat ər nūs tsə mālən?
3 maldər wēs, 3 maldər kouən.
šaləwip, šaləwap,
kqch miər də pap
va wēsəməļ,
dⁱ frəu es šəl
de man es bleŋk,
dⁱ kū dⁱ heŋkt,
dat fərçhən šteŋkt.
wal öm dən böš, də jüg dⁱ mös,
dū šrou dat keŋk!
flädərmūs, dⁱ keiət dat hūs,
mös dⁱ šmist dən drek ərūs.
ət ālə ūmçhən zqs op dem dāch,
hat z'ch bāl kapət jəlāch.
9. rigə, rigə, ramən,
ejer en də panən,
botər bei de feš.
wan dat dər būər nit māg,
wat dēt he dan am deš?
10. linⁱjenblat, dⁱ kū zint zat,
zin zə zat, da jən zə hēm
nə de jrūnə wəjən,
wə dⁱ vūjəlsər ejər ləjən.
də höpt de špēj,
də frūs de knēj,
də jušən dⁱ mülən
də wədən dⁱ fulən,
də šreiən dⁱ mēdsən: juchheja.
11. heja, popeja, popeichən,
dat hūnsən lēt ən eichən

en dat kofərə kəsəlchən.
wan dū miər ət nit jlöven wels,
ech han dəbei jəzəsən.
dat zöl ech nit zāghən,
zēt ech dat, dū ślūghən zə mech,
du kreš ech.
du jofən zə miər ə štök kīs on brūt,
du šwech ech.

12. bim, bom, bitsən,
em himəl wənt də śmitsən,
śmet dən eiədən boltsən.
wī ech vam boltsən hēm kōm
lōgh ə kələfchən en də wījən.
dat hōŋchən śnapt də flījən;
flādermūs, dⁱ keiət dat hūs usw. wie bei Nr. 8.
13. bim, bom, bejər,
küstər magh ken ejər.
wat magh ə dan?
špek en də pan!
es dat kenə vərślōghənə küstərman?
14. heja, popeja, ślagh kitshūnchən dūt,
štich ət en ət həlschən, dan blūt ət z'ch dūt.
trekə mər əm al dⁱ fədərcher ūs,
māghə miər ə kōschən van,
fū də klənə kwātśsak.
15. miŋ mūdər jij nq kirchən,
brēt miər ən štirkə met,
dⁱ zöl ech hūden;
šproŋ zə mər en dⁱ rūbən,
ūs də rūbən en ət jras.
dq zōsən 2 hāzən,
ēnə šwatsən on ēnə wīsən.
ēnə jij əch op rigən, andər pakt əch an də hānd,
du ret ech nq brōbānt.
brōbānt wouər vərślōsən,
də ślösəl wouər tsərbrōchən,
ret əch an ən andər dūər,
wouər ən frōu am wəkbrei kōchən.
zēt əch, zī zöl mər jēt met jəvən.
du šept zə mər jēt en də katsəpōt.
hat əch kenə lēfəl,
mōt əch hēm jōn on hōlən ən lēfəl,
wī əch widər kōm, hat də kats ət frēsən.

nöm ech ən štøk, slügh zə op də kōp,
lif zī də trap erop, lēf ech ər nō.
kōm ət jēl hūn, on frōs mər də šūn,
du mūt əch op də klōmpchər widər hēm bisələn.

Kinderreime aus M.Gladbach.

Von Frau **Maria Lennarz** in Düren.

I. Reime bei besonderen Gelegenheiten.

1. Neujahr:

Pros Nōjohr,
Der Kopp voll Hoor,
Der Teller voll Wanze,
Der Schnieder kann danze.

2. Fastnacht:

Haarig, haarig, haarig es de Katz,
Un wenn de Katz net haarig es,
Dann fängt se kene Mäuse mehr,
Haarig, haarig, haarig es de Katz.

3. St. Martin:

Zenkmäte, Zenkmäte,
De Äppel on de Biere sind jejäte;
Ene Appelskok, ene Bockelskok,
Dat dāt de deke Zenkmäte jod.

4. Nikolaus:

Klos met de Kiepe
Will de Kenger griepe,
Kenger lopen de Trepp herob,
Klos stippt de Ben ut.

II. Reime für das ganze Jahr.

1. Auszählreime:

- a. 1 2 3 rische, rasche reih,
rische rasche Plaudertasche
1 2 3.
- b. Mer wolle net lang Hokes Pokes make,
On du solls hengeren am Nohloppe sen.

c. Ich ging einmal nach Engelland,
Begegnet mir ein Elephant,
Elephant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
Kuh mir Milch gab,
Milch ich der Mutter gab,
Mutter mir 'nen Dreier gab,
Dreier ich dem Bäcker gab,
Bäcker mir ein Brötchen gab,
Brötchen ich dem Metzger gab,
Metzger mir ein Würstchen gab,
Würstchen ich dem Hund gab,
Hund mir ein Pfötchen gab,
Pfötchen ich der Magd gab,
Magd mir 'ne Schelle gab,
Schelle ich der Magd wiedergab.

2. Schossliedchen:

a Holz schneide, von alle die Weide
Klompe mache, dat se krache,
In dat Bäckesch Hüske,
Da set e kle Múske.
Wi sät dat Múske:
Pip, pip, pip.

Das Kind wird auf die Knie gesetzt, gleichmässig hin und her geschaukelt und bei dem Ausruf „Pip“ durch ein Kitzeln am Halse zum Lachen gebracht.

b. Hopp Mariänike, popp Mariänike,
Lot die Pöppkes danze,
Ome Bier, ome Wein,
Ome muß ja danze.
Weß du och, wo Rombach wonnt?
Rombach wonnt am Pömpke.
Alle die Mätches kriege 'ne Mann,
On ech krieg noch kä Stömpke.

Während dieses Liedchens lässt man das Kind auf dem Schosse auf- und niederhopsen.

c. Schlaf, Kindchen, schlaf,
Deine Mutter hüt' die Schaf,
Ein schwarzes und ein weisses,
Die wollen's Kindchen beissen.
Schlaf, Kindchen, schlaf.

Dieses Lied wird mit ziemlich gleichmässiger Melodie gesungen, indem man das Kind auf dem Arme hin- und herwiegt.

3. Kreislieder.

- a. Ringele, ringele Rose,
Schöne Aprikose,
Veilchen und Vergissmeinnicht,
Alle Kinder setzen sich.
- b. Ringele, ringele Rosenkranz,
Mutter, gehst du mit zum Tanz?
Kind, ich hab' keine Schuh',
Dann zieh die roten Schlüpkes an
Und tanz damit dazu.
- c. Machet auf das Tor,
Machet auf das Tor,
Wir kommen mit dem Wagen!
Wer sitzt darin?
Wer sitzt darin?
Ein Mann mit rotem Kragen.
Was will er denn?
Was will er denn?
Er will die N. N. holen.
Die N. N. hat ja gestohlen.

4. Sonstige Lieder und Spiele.

- a. Rira rutsch,
Wir fahren in der Kutsch,
Wir fahren mit der Eisenbahn,
Rira rutsch.

Die Kinder stellen sich für dieses Spiel paarweise zusammen. Mit überkreuzten Armen gehen sie vorwärts und sagen den Text. Beim letzten Wort machen sie eine halbe Drehung und wiederholen das Spiel nach der entgegengesetzten Richtung.

- b. Et regnet, Jott segnet,
De Panne werde naß.
Da kame drei Pastore,
Die wusche sich, die kämte sich,
Bis de Regen über war.

In möglichst raschem Tempo wird das Lied von den Kindern, die sich in ziemlich langen Reihen zusammenschliessen, gesungen.

- c. Appel, Appel, golde Bier,
Möhl mak de Dür op.

Zwei der mitspielenden Kinder, welche Apfel- und Birnbaum darstellen sollen, stellen sich einander gegenüber und bilden mit ihren Armen ein Tor, durch welches die übrigen Kinder nacheinander ziehen. Das letzte wird festgehalten und von den beiden am Tor Stehenden gefragt, ob es einen Apfel oder eine Birne wünsche. Je nach der Entscheidung muss es sich hinter den „Apfel-“ oder „Birnbaum“ stellen. Das Spiel wird so lange wiederholt, bis alle gewählt haben. Dann fassen die beiden ersten die rechten Hände und versuchen jedes durch Ziehen — wobei die andern nachhelfen — die ihnen gegenüber stehende Partei auf ihre Seite zu bringen. Wem dies gelingt, hat gesiegt.

Ferner werden fast alle im 1. Heft 1907 bei den Kinderreimen an der unteren Agger erwähnten Lieder, teils mit gleichem Text, teils mit kleineren Änderungen, auch in M.Gladbach gesungen.

Rätsel aus der Eifel.

Von Lehrer **P. Wimmert**, Laubach.

1. Schwarz sitzt auf Schwarz und guckt in Schwarz und denkt: Hätt' ich Schwarz durch das Schwarz, dann fräss' ich Schwarz. (Ein Rabe sieht im Schornstein den schwarzgeräucherten Schinken.)
2. Vorn Fleisch und hinten Fleisch und in der Mitte Eisen und Holz. (Mann mit bespanntem Pflug.)
3. Es kamen fünf gegangen; die nahmen den Einen gefangen. Sie führten ihn nach Rübenach, dann auf die andere Seite nach Nagelbach und dort ward er umgebracht. (Floh!)
4. Hoch klomm ich, sieben Lebendige fand ich. (Ein Vogelnest mit sieben Jungen.)
5. Kaiser Carolus hatte einen Hund;
Der Hund hiess Also. Wie hiess der Hund?
(Die Worte des Rätsels werden ohne Zeichen schnell gelesen.)
6. Zwei Bein waschen ein Bein. Nun kommen vier Beine und holen den zwei Beinen das eine Bein ab. Dann

- gehen die zwei Bein und holen drei Bein und werfen den vier Beinen die drei Beine nach. Was ist das? (Ein Hund stiehlt einer Frau ein zu putzendes Kuhbein; diese Frau wirft dem Hund ihren dreibeinigen Schemel nach.)
7. Was hat der Jägersmann, wenn er geschossen hat?
(Ein stinkiges Rohr.)
 8. Wer ist in der Kirche am frechsten? (Die Fliege, denn sie setzt sich selbst dem Pastor auf den Rücken)
 9. Loch kriecht durchs Loch bei den schwarzen Mann; läuft in der ganzen Welt herum. Wer es kann, ist ein gelehrter Mann. (Den Gänsekiel steckt man durch die Öffnung des Tintenfassens in die Tinte.)
 10. Kohlrabenschwarz bin ich tot,
Lebendig zunderfeuerrot. (Die Kohle.)
 11. Die Arbeit hasst er und den Fleiss,
Deshalb gibt man Disteln ihm zur Speis'.
Doch liebt er Reinlichkeit gar sehr,
Er schreitet nie im Schmutz einher. (Esel.)
 12. Welche Stelzen gehen allein. (Bachstelzen.)
 13. Es geht Tag und Nacht und kommt doch nicht vom Fleck. (Die Uhr.)
 14. Wieviel Nägel braucht man zu einem gut beschlagenen Pferde? (Keine.)
 15. In meinen jungen Jahren war ich grün und schön, ich wurde blau und schwarz geschlagen, auf Herren Schultern wurde ich getragen, auf Herren Stuhl ward ich gebracht und hier wurden allerlei Künsteleien aus mir gemacht.
(Flachs.)
 16. Hundert Zähne hat's
Und's beisst und krallt wie eine Katz'. (Säge.)
 17. Er liebt sie,
Sie liebt ihn nicht.
Er hat sie gern,
Sie mag ihn nicht,
Doch freut sie sich,
Wenn sie ihn kriegt. (Frau und Floh.)
 18. Loch durch Loch und hält doch. (Kette.)
 19. Es hängt an der Wand
Und hat zwei Taler in der Hand. (Kohlenzange.)

20. Es hängt an der Wand
Und hat den Arsch verbrannt. (Pfanne.)
21. Es hängt an der Wand
Und hat zwei Knüppelchen in der Hand.
(Die Uhr mit den Gewichten.)
22. Am Tag wie eine Leiter; nachts wie eine Schlange.
(Schuhriemen.)
23. In einem Stälchen sind 32 Gesellen.
(Mund mit den Zähnen.)
24. Rund wirft man's aufs Dach,
Lang kommt's herab. (Ein Knäuel Garn.)
25. Ein eisernes Maul, ein hölzerner Leib und ein Stroh-
schwanz. (Eine mit Stroh gefüllte Häckselmaschine.)
26. Man wirft's weiss auf das Dach
Und es kommt gelb herab. (Ein Ei.)
27. Es ist nicht dicker als ein Katzenkopf
Und doch bekommen's zwei Pferd nicht den Berg herab.
(Ein Knäuel Garn; es geht auf.)
28. Es hat geblutet und blutet nicht mehr
Und geht doch alle Tage über den Weg.
(Das Leder der Schuhe.)
29. Es hängt an der Wand
Und hat zwei Klös' in der Hand.
(Das Schnoidmesser, ein Handwerkszeug des
Schreiners.)
30. Was machen die zwölf Apostel im Himmel aus?
(Ein Dutzend.)
31. Wieviel Flöhe gehen auf ein Scheffel?
(Keine, sie hüpfen alle davon.)
32. Wie fliegt der Rabe über die Stadt? (Schwarz.)
33. Wohin hat Abraham den ersten Nagel geschlagen?
(Auf den Kopf.)
34. Hoch hing ich,
Hoch fiel ich.
Da kamen vier haarige Bein
Und trugen den „Hochhingich“ heim.
(Ein Schwein findet eine Eichel.)
35. Es ist nicht möglich; eine alte Frau probiert's doch.
(Sie versucht zuweilen, den Zwirnsfaden in die Nadel-
spitze einzufädeln.)

36. Es sitzt auf einem Böckelchen,
Guckt durch das Löchelchen
Und denkt: Hätt' ich den „Langen“ dadurch.
(Eine schlecht sehende Frau sitzt auf einem Stuhl
und versucht die Nadel einzufädeln.)
37. Ri, ri, Rippel,
Gelb ist der Zipfel,
Schwarz ist das Loch,
Woraus der gelbe Jippel kroch. (Eine Möhre.)
38. Es sitzt auf dem Heckelchen,
Hat ein rotes Röckelchen
Und ein schwarzes Käppelchen
Und den Bauch voll Steinchen. (Eine Hagebutte.)
39. Ein krummer Vater, eine hohle Mutter und drei schlanke
Töchter. Was ist das? (Ein alter Kochtopf; Vater
ist der Henkel, Mutter der Kessel selbst und die Töchter
der zugehörige Dreifuß.)
40. Auf einem Baume hingen zwei Äpfel; ein Knabe warf
nach ihnen. Es kamen aber keine Äpfel herunter und
es blieben auch keine drauf. (Ein Apfel fiel, der andere
blieb hängen.)
41. Meines Vaters Sohn und doch nicht mein Bruder. (Ich.)
42. Auf zwei Stempelchen liegt ein Klötzchen; auf dem
Klötzchen liegen zwei Lättchen. Auf den Lättchen
sitzt wieder ein Klötzchen mit einem Büschelchen.
(Der menschliche Körper.)

Das Brauchen.

(Nachtrag.)

Von Dr. Esser, Malmedy.

Dem Braucher, wie der Vertreiber des Krankheitsdämons auf dem Hunsrück und im Gebiete der Nahe und Blies genannt wird, entspricht im deutschen Westböhmen der Bűßer: vgl. John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen (Prag 1905), S. 268—69. „Die Bűßer wollen durch Auflegung ihrer Hände und durch geheime Sprüche die Leute, wenn sie mit anhaltenden langen Krank-

heiten, Gliederreissen, Kopfschmerzen, Augenweh, Grimmen des Magens und der Gedärme behaftet sind, gesund machen“: ebendas. 269. Wie Braucher von brauchen (d. i. beräuchern) gebildet ist, so Bäufer von büßen (d. i. bessern, heilen, flicken), mhd. buezen, büzen einem = ihm das Kopfweh durch Besprechung heben: Quelle im Mhd. Wb. von Lexer u. buezen. In Westfalen lautet das Zeitwort böten (nom. ag. Boiter = Besprecher: vgl. I 215 der vorliegenden Zeitschrift), das nach Grimm, Mythologie, S. 988³, noch jetzt Bezug hat auf alte Zaubermittel des Volkes gegenüber der gelehrten Arzneikunst. Dementsprechend heisst es im hessischen Idiotikon von Vilmar (S. 49): böten = eine Krankheit durch eine Segensformel heilen.

Im elsässischen Sundgau gilt „schirmen“ (eigentlich retten, conservare) für brauchen oder büssen, in anderen deutschen Gegenden besprechen, versprechen oder ansprechen. Im frz. Dep. Des Vosges lautet der Ausdruck für das Besprechen einer Krankheit arrêter (die Krankheit zum Stillstand bringen, den Krankheitsdämon unschädlich machen), und ebenso wie der Braucher oder Büsser arbeitet auch der arrêteur mit Hokuspokusmachen und neuntägigen Andachten: vgl. Mélusine I 479.

Da beim Brauchen oder Büßen meist über dem kranken Körperteil das Kreuzzeichen gemacht, d. h. der betr. Körperteil gesegnet wird, so bedient man sich auch des Wortes „segnen“ in der Bedeutung von brauchen, und versteht unter einem Segner oder einer Segnerin eine Person, die im guten Sinne eine Krankheit durch „segnen“ vertreiben, aber auch eine solche, die im bösen Sinne eine Krankheit anhexen kann. Diese doppelte Bedeutung hat nun auch das entsprechende wallonische segnî (= frz. signer aus lat. signare, eig. mit einem Zeichen versehen, dann in der Kirchensprache „signum crucis digitis ac manu effingere“), das nicht nur im Sinne von segnen, sondern auch von behexen gebraucht wird. Über den wallon. sègneu (den Segner) finden wir im Questionnaire de Folklore publié par la Société du Folklore Wallon (Liège 1890) pg. 32 f. unter „Les guérisseurs“ folgendes: „Es gibt Männer und Frauen, die die Macht haben

zu heilen, indem sie ein Kreuzzeichen über den kranken Körperteil machen. Jeder hat sein besonderes Verfahren. Man nennt diese Leute *sègneu* (Segner). Wer ein guter *sègneu* sein will, muss vor allem den Vornamen Louis tragen, seinen Vater nicht gekannt haben und der siebente Sohn der Familie sein. Der *sègneu* geht in vielen Fällen in der folgenden Weise vor: er spuckt auf den kranken Körperteil, macht ein Kreuzzeichen, während er den Speichel mit dem Finger auseinanderbreitet, macht dann ein zweites Kreuzzeichen in Segensform und murmelt dabei ein Gebet. Ein Einwohner von Vottem (Prov. Lüttich) heilt alle Krankheiten mit Hilfe von neuntägigen Andachten, bei denen er zwischen zwei Mandeln Kartoffeln auf den Knien sitzend betet.“ Wie beim wallon. *sègneu* so spielt auch beim deutschen Braucher der Speichel eine grosse Rolle (vgl. Bd. II S. 142 f. der vorliegenden Zeitschrift), ebenso die neuntägige Andacht, nur mit dem Unterschiede, dass er sie nicht, wie der Mann aus Vottem, zwischen zwei Mandeln Kartoffeln knieend zu halten pflegt. —

Was das mit dem Brauchen oder Büßen ursprünglich verbundene Räuchern betrifft, so finde ich dafür einen beweiskräftigen Beleg bei John lc. S. 268, wo es heisst: „Zuweilen findet [beim Büßen] vorher eine Räucherung des Hauses, oder, wenn es sich um Tierkrankheiten handelt, des Stalles unter allerlei Gebets- und Zauberformeln statt.“ Über sonstige Räucherungen, z. B. am Dreikönigstage sowie am Palmsonntag, berichtet John lc. 32 und 58. Dass man heutzutage selbst noch im „hellen“ Sachsen glaubt, böse Geister durch Räuchern vertreiben zu können, zeigte eine im November v. J. von den Zeitungen gebrachte Mitteilung über eine Gerichtsverhandlung zu Leipzig wegen Betrugs. Ein altes vermögendes Fräulein hatte nachts öfters schreckhafte Träume und Gesichte und wandte sich in dieser Not an eine Kartenlegerin. Die riet ihr, die Spukgestalten durch Räuchern zu vertreiben. Als das jedoch nicht half, sprachen Nachbarn die Vermutung aus, dass vielleicht die nächtlichen Beängstigungen von den „Freimaurern“ herrührten usw. Es ist interessant, hier zu vernehmen, wie von gewissen Leuten die Freimaurer

gleichsam als Helfershelfer des Teufels mit den bösen Geistern auf eine Stufe gestellt werden.

Bei der Häufigkeit des abergläubischen Räucherns muss sich uns von selbst die Frage aufdrängen, von welcher Anschauung man eigentlich bei dieser Handlung ausgegangen sein mag. Aus dem Alten Testament wissen wir, dass Tobias den bösen Geist Asmodi in der Brautnacht durch den Rauch der auf glühende Kohlen gelegten Leber eines im Tigris gefangenen Fisches vertrieben haben soll. Hieraus folgerten die Theologen, „dass die Anwendung eines übelriechenden Gegenstandes für die Demütigung des dämonischen Stolzes sehr geeignet sei“. „Wie die Wohlgerüche des gottesdienstlichen Räucherwerkes“, heisst es in einem vor kurzem von einem deutschen Jesuiten herausgegebenen Buche über den Teufel im Lichte der Glaubensquellen, S. 14, „zum Throne Gottes aufsteigen, so sind die üblen Gerüche von angezündeter Fischleber für die Vertreibung des Dämons das entsprechende Mittel . . . Der Teufel wird als Ungeziefer angesehen und dementsprechend vertrieben, wie man Ungeziefer vertreibt.“ Diese Ansicht kann ich nicht teilen, denn wenn es möglich wäre, den bösen Geistern mit „üblen Gerüchen“ zu imponieren, so würden alte Schuhsohlen, die zudem billiger und einfacher zu haben sind wie Fischleber, jedenfalls bessere Dienste tun. Zudem geschieht ja, wie wir früher gesehen haben, das Ausräuchern der Krankheitsdämonen vorzugsweise durch das Verbrennen getrockneter Pflanzen, wodurch zwar meistens kein angenehmer, aber auch kein besonders übler Geruch entsteht. Ich möchte deshalb annehmen, dass man die Wohnräume eines Hauses, oder die Viehställe, oder einzelne Körperteile kranker Menschen in demselben Sinne beräuchert, wie man Personen oder Sachen mit Weihwasser besprengt oder das Kreuzzeichen darüber macht; ursprünglich wurden wohl nur „geweihte“ Gegenstände, besonders Pflanzen, angezündet, und so war es gleichsam die „Heiligkeit“ des Rauches, vor dem die Teufel die Flucht ergriffen. Soweit der Rauch der angezündeten Weihkräuter in der Luft sich ausbreitet (vgl. John lc. S. 239), soweit der Ton der geweihten Glocken beim Gewitterläuten dem Ohre vernehmbar ist,

soweit das „Hagelkreuz“ in der Feldflur geschaut werden kann: soweit dürfen die bösen Geister keinen Schaden tun, in der betreffenden Zone ist ihre Macht durch die Heiligkeit des Rauches, des Schalles, des sichtbaren Kreuzes gebrochen. Es scheint jedoch, dass später manche Pflanzen, so besonders die früher namhaft gemachten Beschrei- oder Berufkräuter, als „heilig“ galten, ohne dass eine besondere Weihung oder Segnung derselben durch einen Priester stattgefunden hatte: eine übernatürliche Kraft war ihnen gleichsam angewachsen. — Zu Schluss möchte ich noch einige Bemerkungen anschliessen über die neueste Form des Brauchens oder Büssens: die „Gesundbeterei“ und die damit in Zusammenhang stehende „Zungenrederei“; die letztere verlegt sich nämlich ebenfalls auf Gebetsheilungen und sucht auf diese Weise das Volk, das ja auch die Religion praktisch zu verwerten bestrebt ist, an sich zu ziehen. Was den Glauben an die Kraft des Gebetes zur Heilung körperlicher Leiden betrifft, so finden wir denselben schon bei den ersten Christen. Im Laufe der Zeit nahm er dann Formen an, die wir sonst als Hokuspokus zu bezeichnen pflegen und mit denen die Braucher und Büsser ihn im Interesse ihres Ansehens einem rohen und ungebildeten Publikum gegenüber umgeben zu müssen glaubten. Die letzte Phase ist dann die heutige Gesundbeterei, bei der es natürlich ohne etwas Brimborium auch nicht abgeht; jedoch hütet man sich sorgfältig vor kompromittierenden Manipulationen und versteckt sich lieber hinter religiösen Floskeln und Redensarten. Auf diese Weise wird es den stark zum Mystizismus hinneigenden sehr hohen Gesellschaftsschichten besonders in Berlin leicht gemacht, sich in dieser sonderbaren Bewegung eifrig zu betätigen. Übrigens ist es nicht richtig, die vorzugsweise in Berlin und Potsdam grassierende Gesundbeterei lediglich als amerikanischen Import anzusehen: schon im alten freigeistigen Berlin des 18. Jahrhunderts gab es einen renommierten Gesundbeter, namens Weisleber, den die Mitbürger den „Mondscheinpriester“ nannten, weil er seinen Patienten namentlich Beten bei Mondschein verordnete. Indessen fehlte es dem Manne an der hocharistokratischen Klientel, deren sich die heutigen

Gesundbeter und Gesundbeterinnen rühmen dürfen: sonst würde die Behörde, die damals Gesundbeten für Schwindel hielt, den „menschenfreundlichen“ Weisleber nicht zeitig kalt gestellt haben: vgl. Berliner Tageblatt vom 12./9. 1906 Nr. 463.

Die Siebenbürger „Bruderschaft“.

Ein Beitrag zur rheinischen Sittengeschichte.

Von G. Kentenich, Trier.

In seiner Abhandlung über „Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen“ berichtet O. Wittstock¹⁾ u. a. über eine eigenartige Institution unter dem jungen Nachwuchs des den Rheinländern stammverwandten Volkes. „Alle unverheirateten Jünglinge eines sächsischen Dorfes, die „Knechte“, bilden einen eigenen Verband, die Bruderschaft, welcher unter selbstgewählten Beamten und eigenen Satzungen steht. Unverkennbar zeigt sich die ordnende Hand der Kirche in der ganzen Organisation, deren Zweck es ist, den gesamten Wandel der mannbaren Dorfjugend, zumal ihr sittliches Leben und ihre Geselligkeit einer strengen Aufsicht zu unterwerfen. Eine ähnliche Vereinigung bilden die erwachsenen Mädchen, die „Mädche“. Die Aufnahme in die Bruderschaft erfolgt in feierlicher Weise durch Bitte um Aufnahme, Ablegung des Versprechens, jeden guten Bruder zu achten und zu ehren, schliesslich Vorlesung der Bruderschaftsordnung. Deren Gesetze regeln das Betragen der Knechte in der Kirche, bei ihren öffentlichen Unterhaltungen und in ihren Versammlungen. Die höchste Instanz der Bruderschaft ist der Ortspfarrer. Neben ihm stehen zwei Kirchen- oder Knechtväter. Aus ihrer Mitte wählen die Knechte eine eigene Regierung, den Altknecht.“

Schon Schuller hat im Jahre 1866 auf verwandte Institutionen am Niederrhein und zu Moselweis hingewiesen. Entgangen ist ihm dabei eine ähnliche Einrichtung, welche bei dem Trierer Stift Paulin, dessen Ursprung in das Ende

¹⁾ Kirchhoffs Forschungen, Bd. IX Heft 2.

des 4. Jahrhunderts zurückreicht, bestand. Über sie berichtet Handschrift 1675 der Trierer Stadtbibliothek. Im Jahre 1509 erneuerte Arnold von Salm, der Pauliner Probst, in Gegenwart des Kapitels die Statuten einer Marienbruderschaft. Ihre Mitglieder müssen versprechen, „in omnibus locis missis orationibus congregationibus universis sacerdotaliter ac honeste se regere et tenere et nulli vanitati contumeliose inhaerere neminem verbo aut facto offendendo.“ An der Spitze dieser Bruderschaft stehen zwei Stiftsmitglieder als Meister. Die in der Handschrift enthaltenen Mitgliederlisten der anscheinend sehr alten Bruderschaft beginnen schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Sie verzeichnen Männer, Frauen und Kinder aus den verschiedensten Orten und Gegenden. Darin liegt ein charakteristischer Unterschied gegenüber den Siebenbürger Bruderschaften, welche nur die unverheiratete Jugend der einzelnen Orte umfassen. Dem Kerne nach aber sind diese Bruderschaften identisch, indem sie denselben Vereinszweck haben: Förderung eines gesitteten Betragens in Kirche und sonstigen Versammlungen. Zweifellos haben diese Bruderschaften zur Milderung der Sitten vieles beigetragen. Insofern ist ihre Erforschung eine Aufgabe der rheinisch-westfälischen Volkskunde.

Die genannte Pauliner Bruderschaft scheint sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts einer ausserordentlichen Beliebtheit erfreut zu haben. Wir finden unter ihren Mitgliedern solche „ex brussia“ und „ex missia“, das Interessanteste aber ist, dass eine grosse Zahl von Ungari als Mitglieder verzeichnet sind (vgl. S. 58, 152 usw.). Diese Ungari scheinen prozessionsweise in ganzen Scharen zum Trierer Paulinstift gekommen zu sein, und zwar sind es anscheinend meist Knaben und Mädchen, da durchweg jeder Zuname fehlt. Als Führer erscheint 1524 Matthias Presbiter, die Handschrift fügt hinzu „cum suis fratribus et sororibus“. Es folgen dann die Namen Paulus, Benedictus, Calotta, Johannes, Thomas, Andreas, Ambrosius, Elsebet, Franziscus, Clemens, Gregorius, Blasius, Dionysius, Nicolas, Stephanus, Petrus, Laurentius, Hans Caspar, Margaretha, Dorothea, Agatha, Walpurgis, Gertrudis,

Martha, Maria, Ursula, Agnesa usw. S. 153 finden sich auch einige Zunamen: Antonius Breidt, Martin Cersten, Georgius Rommesser.

Diese „Ungari“ sind wohl zweifellos Siebenbürger Sachsen, die prozessionsweise ihre alte Heimat aufsuchen und dem ihrer heimatlichen Institution der „Bruderschaft“ stammverwandten Trierer Institut beitreten.

Drei Lieder aus der Burscheider Gegend.

Mitgeteilt von **Prof. Dr. Fassbender**, Altona.

Drei Lieder, bezw. Melodien gebe ich im folgenden, die vielleicht zum Teil weiteren Kreisen bekannt sind, die ich aber nie gedruckt oder aufgeschrieben gefunden habe. Gemeinsam ist ihnen, dass sie das alte, ewig neue Thema, treue Liebe, besingen:

1. Ritter Ewald, vielgesungen von den „Fabricks“, den die Fabrik besuchenden jungen Mädchen, wenn sie abends nach der Arbeit bei schönem Wetter in Trupps vergnügt nach Hause ziehen, auch von den Dienstmädchen bei der Arbeit. Der Text weist augenscheinlich Lücken auf, die vielleicht ein Leser ergänzen kann. Es ist eine „Romanze“ im Geschmacke der Zeit, in der das bekanntere:

Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten,
Einer reichen Erbin an dem Rhein usw.

gesungen wurde.

2. Eine Melodie zu Bürgers Lenore, die bis vor etwa 40 Jahren ein alter Mann auf seinen Gängen gesungen hat: der Hefe-Konroet's (Hefe-Conrads). Ob er je alle 32 Strophen hintereinander gesungen hat, weiss ich nicht, aber jedenfalls hat er mit dem Liede sich seine zum Teil recht weiten Wege gekürzt. Der Hefenhändler war zur Zeit unserer Grossväter noch eine wichtige Persönlichkeit. B. war noch ein recht kleiner Ort, wenn die Gegend auch schon ziemlich dicht mit Höfen besät war. Back- und Konditorwaren wurden wenig verlangt und waren im Orte kaum zu haben. Selbst das

sonntägliche Weissbrot wurde zum grössten Teile von einer Botenfrau wöchentlich von Mülheim am Rhein oder gar Köln, also 4 bis 5 Stunden weit, im Korbe auf dem Kopfe mit dazwischen gelegtem „Wösch“ (= Wisch, ein ringförmiges Polster) geholt. Ihr Weg, der jetzt vollständig verwachsen ist, führte über Heddinghofen am „Drauberg“ vorbei auf die Lennep-Kölner Heerstrasse. Viel gegessen wurden und werden noch die „Puffetskuchen“ oder „Puffeder“, grössere oder kleinere Kuchen aus gegangemem Mehlteich (daher der meiste Hefebrauch). Von Hof zu Hof (ein „Hof“ besteht nach dem dortigen Sprachgebrauch aus 5 bis 20 Familiensitzen) zog der Händler mit seinem Korb am Arm, an wenigen, bestimmten Stellen vorfragend oder unterwegs von den Konsumenten angerufen (das ihm eigentümliche Lied hat wohl auch dazu gedient, auf sein Kommen aufmerksam zu machen), in der blauen Leinenbluse, dem „Kiddel“, der vorn am Kopfschlitz und um die Handgelenke hübsch rot benäht oder besetzt war, die Tasche in der linken Hüftnaht sich mit dem grossen, roten Taschentuche ausbeutelnd. In der Hand fehlte nie „de Mespel“, ein derber, zäher Mispelstock, unten mit schwerem, zuweilen zierlich gearbeitetem Messing- und Eisenbeschlag, oben mit einem runden Lederknopfe, mit eingeflochtenem Riemchen zierlich befestigt — eine Spanne drunter ein Faustriemen, eine kräftige lederne Schlinge, ähnlich dem Lanzenriemen der Soldaten, nur dünner, um im Ernstfalle die Hand zum sicheren Festhalten des Stockes durchzustecken.

Die Mispelstöcke waren sehr gesucht und wurden ohne grosse Gewissensbedenken gern bei Nacht und Nebel dem Nachbarn, der sie zu eigenem Gebrauche grossgezogen, aus dem Baumhofe geholt, abgeschält, am offenen Backofenfeuer sorgfältig hart „gebäht“ und dann dem Drechsler und dem Sattler zur weiteren Fertigstellung übergeben. Mit harten „Mespeln“ ist mancher schlimme bergische Strauss ausgefochten worden. Die Männer hingen an den über die Schulter gelegten Stock hinten ihren Korb mit Butter, Eiern, Hefe usw. — Als Konrads starb, hat lange Jahre „de ahl Frau Hähr (Herr)“ das Geschäft besorgt. Ihr jetzt etwa achtzigjähriger Sohn

verkauft auch immer noch nur Hefe, aber nur im Hause.
Das Herumziehen lohnt nicht mehr.

3. Ein Lied von einem ganz verschiedenen Charakter. Man möge entscheiden, ob der von mir stammende Titel dazu passt. Er dürfte vielleicht auch „Jugend und Alter“ lauten. Der in Dialogform angeordnete Text behandelt das Thema von zwei wiederstreitenden Gesichtspunkten. Charakteristisch und erfreulich ist, dass die Jugend, wenigstens soweit ich den Text beibringen kann, das letzte Wort und Recht behält. — Ein Beispiel, wie scheinbar sinnlose Lautverbindungen in einem Liede entstehen können, die dann gelegentlich aus dem Indogermanischen oder sonst wie ungeneuer gelehrt abgeleitet werden: Jüngere Mädchen sangen:

Teirateira nur allein
Wird das beste sein.

Ritter Ewald.

1. In des Gartens dunkler Laube
Sassen einstens Hand in Hand
Ritter Ewald mit der Lina.¹⁾
Die der Liebe Schwur verband.²⁾
2. Liebe Lina, sprach er zärtlich,³⁾
Liebe, lass das Weinen sein.
Eh' die Rosen wieder blühen,
Werd' ich wiedrum bei dir sein.
3. Eh' die Rosen wieder blühen.
Ach, so werd' ich nicht mehr sein,⁴⁾
Und du findest dann statt meiner
Einen schönen Leichenstein.
4. Da zog Ewald aus zum Kampfe
Fürs geliebte Vaterland:
Er gedachte seiner Lina,
Wenn der Mond am Himmel stand.
5. Wiedrum ist ein Jahr verflossen.
Eh' die letzte Knospe brach,
Da eilt Ewald hin zur Laube,
Wo er einst die Holde sprach.⁵⁾
6. Ach, was fand er? Statt der Laube
Ein schön Denkmal aufgebaut,⁶⁾
Und auf Marmor stand geschrieben:
Hier ruht Lina, Ewald's Braut.⁷⁾

7. Ewald ging hinab zum Kloster,⁸⁾
Legte Schwert und Panzer ab.
Eh' die Rosen wieder blühten,
Gruben Mönche ihm sein Grab.⁹⁾

Varianten.

- 1) Ritter Ewald, kühn und mutig,
Der mit Lina sich verband.
- 2) Von der Liebe festgebannt. 3) tröstend.
- 4) Ei, so findst du mich nicht mehr. 5) traf.
- 6) Einen Grabeshügel da.
- 7) Lina ruht in Frieden hier,
oder: Lina lebt nicht wieder auf.
- 8) Ritter Ewald ging ins Kloster,
oder: Darauf ging er in ein Kloster.
- 9) Legten (oder Trugen) Mönche ihn ins Grab.

Ritter Ewald.

Schmachtend und zärtlich „drehend“.

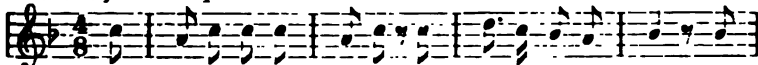
1. In des Gar-tens dunkler Lau-be sassen einstens Hand in Hand Ritter
E-wald mit der Li-na, die der Lie-be Schwur verband.

Leonore fuhr ums Morgenrot.

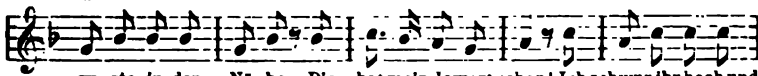
Le-o - no-re fuhr ums Mor-gen - rot Her - vor aus
Bist untreu, Wil-helm, o - der tot? Wie lan-ge
schwe-ren Träu - men: Er war mit Kö - nig Friedrichs
willst du säu - men? Und hat-te nicht ge - - schrie -
Macht ge - zo-gen in die Pra - ger Schlacht
ben, Ob er ge - sund ge - - blie - - ben.

Liebe und Vernunft.

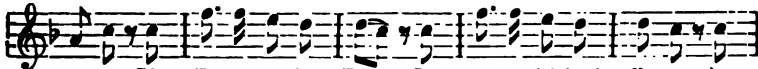
Stemlich Nottes Tempo.



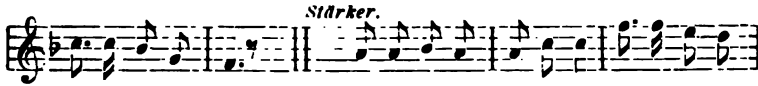
Sohn: 1. „Mein Va-ter, ich ge - ste - he, Dir heute als dein Sohn: Au-
Vater: 2. „Mein Sohn, was muss ich hö - ren Von Heirat auf dem Fleck? Du



gu - ste in der Nä - he, Die hat mein Jawort schon! Ich schwur ihr hoch und
musst dich sehr be - keh - ren, Sonst fällst du in den Dreck! Die Zel - ten sind ent -



ten - er Die Treue vor der Tü - r. Da - zusprach ich mit Feuer: Au -
setz - lich. Kein Mensch hat was zu tu - un. Und du sprichst ganz er - götlich Mir



Stärker.
gu - ste, du hörst mir!“ Refrain: „Wenn auch alles wankt und bricht, von Auguste
von der Hei - rat nun!“ (der Sohn)



lass ich nicht! Heirat. Heirat nur allein, Wird das Beste sein!“

Kirmesgebräuche in Brück (Langenbrück) bei Cöln.

Von **Joseph Klein**, Hauptlehrer in Worringen.

Der Zacheies oder Peigass.

Die jungen Burschen vereinigten sich vor der Kirmes und bildeten ein „Gelog“ (= Gelage). Die „Gelogsjunge“ setzten sich mit einem Wirte in Verbindung, um mit dessen Hilfe Tanzmusik abhalten zu können. Das Tanzzelt, wo das „Gelog“ war, hatte gewöhnlich den meisten Zuspruch. Die „Gelogsjunge“ sorgten für ordentliche Musik, welche sie bezahlten, wofür sie das Tanzgeld einseckelten. Sie trugen alle ein Abzeichen und hatten freies Tanzen. Doch hielten sie sich vom Tanzen zurück, wenn es sehr „besetzt“ war.

Vor Beginn des Tanzens machte das „Gelog“ einen Zug durch das Dorf. Das Musikchor schritt vorauf, einen Marsch spielend. Vor dem Zuge wurde der „Zacheies“ oder „Peigass“ getragen. Es war dies eine ziemlich grosse bunt

bekleidete Puppe ähnlich einem Harlekin. Auf dem Kopfe hatte die Puppe eine Bauernmütze oder einen alten Zylinder. Ein lustiger „Gelogsjung“, der sich durch Trinken auf die Höhe der Situation gebracht hatte, trug die Puppe und machte vor den Zuschauern damit die tollsten Schwenkungen und Tänze. Oft flog dieselbe zur Belustigung von jung und alt hoch in die Luft, um wieder an einem Bein, am Kopf oder Arm aufgefangen zu werden. Dies geschah alles während des Marsches unter lustiger Begleitung der Musik. Um eine durchschlagende Lachwirkung zu erzielen, musste zum Peigassschwanken ein gewisses Geschick vorhanden sein. Im Tanzlokal erhielt der „Zacheies“ den Ehrenplatz vor der Musikerbühne.

Diese Sitte wurde in den achtziger Jahren eingestellt, wahrscheinlich verboten.

Die Kirmes wird begraben.

Am 4. Kirmestage (Kirmesvier) am Mittwoch nach der eigentlichen Kirmes wurde vormittags von den „Gelogsjungen“ die Kirmes begraben. Auf dem Rücken hatte jeder mit Kreide eine grosse „Vier“ geschrieben und die Röcke waren vielfach herumgewendet. Aus der Kasse wurde ein fetter Hahn gekauft. Dieser wurde auf eine Leiter mit den Füßen festgebunden. Vier Burschen trugen die Leiter mit dem Hahn auf der Schulter, wie man eine Bahre trägt. Einer von ihnen trug eine Kiepe, worein Fleisch, Brot u. a. Nahrungsmittel gesammelt wurden. Auch Geld und Getränke wurden dankend angenommen. So zogen sie im Zuge unter Voranschritt wenigstens einiger Musikanten durchs Dorf. Vor dem Dorfe gingen sie auf einen bestimmten Acker. An einer weichen Stelle wurde der Hahn so begraben, dass der Kopf herauskam. Nun verband man einigen die Augen und mit Dreschflegeln oder Knütteln schlug man den Hahn tot. Der Kopf wurde ihm sofort abgeschnitten und an der Stelle begraben. Der Hahn nebst den gesammelten Speisevorräten wurde des Abends in der Wirtschaft bei fröhlichem Mahle verzehrt. Dieser Gebrauch wurde in den achtziger Jahren wegen der damit verbundenen Tierquälerei verboten.

Eifler Dorfkirmes.

Von J. Mayer, Lutzerath.

„Es ist kein Dorflein so klein.
Des Jahres muss einmal Kirmes drin sein.“

Obschon der Eifler nicht vergnügungssüchtiger ist als andere Leute, so finden sich obige Worte auch in der Eifel hinreichend bestätigt. Es gibt Ortschaften in derselben, welche sich nicht mit einer Kirmes begnügen, sondern deren zwei, eine kleine und eine grosse Kirmes, feiern. Erstere findet am Gedächtnistage des Kirchenpatrons, oder an dem folgenden Sonntage statt; die grosse Kirmes wird stets im Herbst gefeiert, weil dann die Feldarbeit ruht, und vielleicht auch weil dann — der Beutel am besten gefüllt ist: denn seine Kirmes lässt sich der Eifler etwas kosten. Diese wenigen Tage der Fröhlichkeit erheischen eine grosse Vorbereitung. Wochenlang rüstet die Hausfrau, und der Hausvater richtet seine Tätigkeit in dieser unruhigen Zeit auf die Verwaltung der Finanzen. Da fliegen die „goldenen Fische“ (Goldstücke) nur so für Kleider, Schuh und sonstiges und die „Nähtesch“ hat bis tief in die Nacht am Kirmesstaat zu arbeiten.

Auch die Wohnung erhält ein neues Gewand: die Wände werden tapeziert, die Decken und Türen gestrichen, das Fachwerk wird frisch getüncht, Stube und Kammern werden einer gründlichen Reinigung unterworfen, die damit schliesst, dass der blitzblanke Fussboden und die Treppe neu geölt werden. Wer sich's leisten kann, schlachtet zur Kirmes ein eigens zu diesem Zwecke gemästetes Borstentier, welches ausschliesslich zu Wurst und Braten verarbeitet wird, sowie auch vortrefflichen Schinken liefert.

Während in früherer Zeit die Kirmeskuchen von den Hausfrauen gebacken wurden, wird dies heute meistens von dem am Orte ansässigen Bäcker besorgt, welcher in diesen Tagen vollauf zu tun hat. Mit ängstlicher Sorgfalt wird seine Arbeit von den Hausfrauen, die sich während des Backens im Backhause aufhalten, überwacht und mit strenger Kritik wird jeder Kuchen, der den Ofen verlässt, gemustert, und wehe dem Bäcker, wenn die Produkte der Backkunst um eine Schattierung zu braun geworden sind. Da unter-

scheidet man Form- und Blechkuchen, die entweder rund oder viereckig, und mit Zucker bestreut sind. Von dem Dufte der Obstkuchen, Fladen genannt, ist das ganze Haus erfüllt. Und Welch eine Menge wird an solchen Tagen gebacken. Doch die Angehörigen der Familie verzehren die Kuchenberge nicht allein, sondern ihre Kirmesgäste leisten tapferen Beistand. Zudem herrscht bei dem gastfreundlichen Eifler die Sitte, jedem Gaste ein Paket Kuchen von stattlichem Umfange mit auf den Heimweg zu geben.

Da zu einem guten Bissen auch ein guter Trunk gehört, schafft der Hausvater auch ein Fässchen Wein ins Haus. So sorgt also der Eifler an diesem Tage hinreichend für seine leiblichen Bedürfnisse.

Mag die Witterung noch so ungünstig sein, die Kirmesgäste bleiben nicht aus. Was sollte auch aus all den Speisevorräten werden? Schon am Tage vorher haben sich die Gäste, die mit der Bahn gekommen sind und der Hausfrau noch behilflich sein wollen, eingefunden. Dass auch die, welche in der Fremde weilen und in der Welt auf Arbeit sind, nicht fehlen, ist selbstverständlich.

Über die Festfreude vergisst der Eifler den ursprünglichen Zweck der Kirmes nicht. Die Glocken rufen zum Gottesdienst, und in bunten Scharen strömen die Dörfler mit ihren Gästen in die heute so festlich geschmückte Kirche, die an diesem Tage die Schar der Beter nicht zu fassen vermag.

Nach dem Gottesdienste geht man zum wichtigsten Punkte der Tagesordnung über, zum Mittagessen. Die in den Putzstuben unserer Grossstätte befindlichen zierlichen Tische würden ohne Zweifel die Last der dampfenden Schüsseln nicht tragen können. Manchem würde beim Anblick der riesigen Fleischportionen und kolossalen Suppenschüsseln unheimlich zumute werden; aber er muss, will er die Hausfrau nicht beleidigen, ordentlich zulangen. Bald nach dem Mittagessen wird der Kaffee zur Feier des Tages, ohne Zichorien gebraut, und in bunten Tassen mit breitem Goldrand serviert. Zwischen den Tassen und weitbauchigen Kaffeekannen thronen die gewaltigen Kuchenberge, von denen jeder nach Belieben zulangen kann und welche immer in neuen Auflagen ersetzt werden.

Auch der Jugend wird in den Kirmestagen ihr Recht gelassen. Dann tanzen die Burschen und Mädchen zwei Nächte hindurch mit unermüdlicher Ausdauer und erschöpften Gesichtern, vom frühen Nachmittag bis in den grauen Morgen hinein. In den Pausen sitzen dieselben nebeneinander und singen ihre von den Vorfahren her vererbten Lieder.

Früher herrschte in manchen Ortschaften der Eifel die Sitte, die Kirwes zu begraben. So zogen die Burschen von Lauterath, gewöhnlich am dritten Kirmestage, mit einer hoch auf einer Stange thronenden Strohpuppe unter Gesang von Haus zu Haus und sammelten Küchenreste, Speckschwarten und Knochen. Diese Überbleibsel wurden auf eine Stelle ausserhalb des Dorfes zusammengetragen und begraben. Die Strohpuppe wurde daselbst verbrannt. Hierauf begaben sich die Burschen in ein Wirtshaus, wo die Kirwes nach einem guten Trunke als beendet galt. Dieser Gebrauch ist schon seit zwanzig Jahren vom Kirmesprogramm gestrichen, weil man an derartigen Vergnügungen keine Befriedigung mehr findet. So werden die von den Grosseltern überlieferten Sitten und Gebräuche von Jahr zu Jahr geringer.

Aus dem Sagenschatze der Vordereifel.

Von Th. Ehrlich, Sayn.

Erzählungen über verzauberte Tiere.

I.

Vor wenigen Jahrzehnten noch, da reihte sich im waldigen Enderbachtale Mühle an Mühle, und kaum war der Bach an einem Mühlrade in Tätigkeit, so wurden seine zerteilten Wasser in dem Teich der folgenden Mühle schon wieder zu neuer Arbeit gesammelt. Jetzt aber sind die meisten Mühlen verfallen, und Brombeer- und Efeuranken wuchern über den eingestürzten Mauern.

Auch die Mausmühle bei Müllenbach hat dieses Schicksal ereilt. Ihr letzter Besitzer war der Grietchesmüller. Dieser war zeitlebens ein armer Mann; denn das Müllergeschäft,

wenn redlich betrieben, war zu jener Zeit wenig einträglich. Darum verlegte sich der Grietchesmüller neben seinem eigentlichen Erwerb auch auf die Schweinezucht. Aber auch darin mied ihn das Glück. Hatte er einmal eine schöne Zucht und glaubte schon die harten Taler in der Tasche klingen zu hören, so gingen die Tiere ein. Da er glaubte, seine Frau versorge die Schweine nicht gut, so fütterte und pflegte er die Tiere selbst. Doch auch jetzt wurde es nicht besser, und der Müller vermutete daher, es ginge nicht mit richtigen Dingen in seinem Stall zu. Besonders auffallend war es ihm, dass das Dach, welches sich mit der Rückseite an die felsige Talwand anlehnte, über dem Stall häufig zerstört war. Anfänglich glaubte er, herabfallendes Felsgestein hätte dies bewirkt, bis er eines Tages ein fremdes Schwein, eifrig am Dache wühlend, antraf. Ergrimmt schlug der erzürnte Müller mit einer scharfkantigen Latte auf das Tier los. Aber erst, nachdem er ihm den Kopf blutig geschlagen, liess es ab, schaute den Müller boshaft an und rannte dann den Berg hinauf dem Dorfe zu.

Tags darauf ging der Grietchesmüller nach Müllenbach. Unterwegs begegnete ihm eine wohlbekannte Frau aus dem Dorfe. Ihr Kopf, in Tücher eingewickelt, schien arg zerschunden, und nur die Augen waren zu sehen. Bei dem Anblick derselben wäre der Mann fast vor Schreck umgefallen; denn waren das nicht die rottriefenden Schweinsaugen von gestern, die ihn da anfunkelten! Eisigkalt überlief es ihn aber, als ihm die Frau im Vorbeigehen zuraunte: „Du Sauschinder!“ Aha, dachte der Müller, bist du es. Niemals aber verriet er den Namen der Hexe, nicht einmal seinem Sohne und seinem Enkel, welch letzterer mir dieses erzählt hat.

II.

Zwei Männer aus Hauröth befanden sich mit schwerbeladener Fuhre auf dem Heimweg. Die Abenddämmerung begann eben ihre grauen Schatten auszubreiten, als sie am Hauröther Berg ankamen. Wacker griffen die braven Pferde aus und mit Wucht warfen sie sich in die Sielen, als ob sie den Wunsch ihrer Herren erraten hätten, vor Einbruch völliger

Dunkelheit zu Hause zu sein. Eine kurze Strecke noch und die Höhe war erklimmen, da versperrte ihnen eine dunkle Masse den Weg. Ärgerlich über den unliebsamen Aufenthalt hielten die Fuhrleute ihr Gefährt an und schritten der Gestalt zu. Zu ihrer Verwunderung sahen sie alsbald einen Ochsen, welcher quer über dem Wege liegend zu itterichen¹⁾ schien. Ein paar kräftige Hiebe mit der Peitsche vermochten das steifnackige Tier nicht auf die Beine zu bringen. Kurz entschlossen packten die Männer es daher bei Kopf und Schwanz an, um ihm auf diese Weise nachzuhelfen. Aber, o Entsetzen, was war denn das? Obwohl unbeweglich auf der Erde liegend bleibend, wurde der Ochse immer grösser und wuchs unter ihren Händen. Da ward es ihnen doch schwül zumute. Ihr Hut schien sich zu lüften und Peitsche, Wagen und Pferde im Stiche lassend, stürmten sie dem Dorfe zu.

Als sie sich dann in Begleitung einer Anzahl Dorfgenossen an die unheimliche Stelle zurückwagten, fanden sie das Gespann unversehrt, von dem gespenstischen Ochsen aber keine Spur.

III.

Es mögen schon mehr denn dreissig Jahre her sein, als eines Abends in der Nähe des Meilensteines, an der Poststrasse zwischen Kaisersesch und Kochem, ein junger Mann in nachlässig wartender Haltung an einer Telegraphenstange lehnte. Von Eppenbergr, seinem Heimatdorfe, war der Bursche, welcher Matth. Jos. Nass hiess, an diese Stelle geeilt, um daselbst seine Braut zu erwarten, welche eine Fussreise nach Kochem unternommen hatte und um diese Zeit zurückkehren wollte.

Den Rücken dem Walde zugekehrt, stand der Bursche an der Stange und blickte unverwandt nach der Richtung, aus welcher seine Braut kommen musste. Aber Minute um Minute verrann und keine Gestalt tauchte vor ihm auf. Dafür ward es bald hinter ihm im Walde lebendig, aus welchem ein unbekanntes Geräusch an sein Ohr schlug. Die Ursache desselben zu erkunden, wandte er sich um. Da sah er ein

¹⁾ itterichen = wiederkauen.

weisses Tier, welches einem Schafe ähnlich war und auf ihn zugeeilt kam. Hinter dem Tiere erhob sich ein grosses Getümmel, wie von vielen Hunden herrührend, und der Bursche vermeinte auch die Schatten einer Anzahl Hunde durch den Wald huschen zu sehen. Das verfolgte Tier musst du in Schutz nehmen, dachte der gutmütige Bursche, und er sprang auf die andere Seite des Strassengrabens, wo inzwischen das vermeintliche Schaf angekommen war. Während er sich darnach bückte, um es zu ergreifen, verschwand dasselbe plötzlich und auch das Geräusch im Walde verstummte.

Als wäre nichts vorgefallen, stellte der Bursche sich wieder auf seinen Beobachtungsposten an die Telegraphenstange. Je länger er aber wartete, um so heisser wurde es ihm bei der Erinnerung an das soeben Erlebte. Immer unheimlicher kam ihm der Ort vor, und schliesslich glaubte er, der Boden würde ihm unter den Füssen brennen. Da hielt er es denn nicht mehr länger aus, und mit beschleunigten Schritten wandte er der gespenstischen Stelle den Rücken.

IV.

Geresroder Pesch, so heisst eine Wiesenfläche in Hochpochten, auf der noch vor einiger Zeit ein Hof gleichen Namens stand. Bevor der Geresroder Hof in staatlichen Besitz überging, wohnte daselbst der Bauer Hermann Alfien. Dessen Schwager war ein Anwohner der Kölschen Höfe, welche, rings von Wald umgeben, jetzt noch am Nordrande des grossen Königlichen Waldes Hochpochten liegen. Bei dieser Lage gab es daher auf den Kölschen Höfen zu jeder Zeit Mäuse und anderes schädliche Getier übergenug. Besonders schwer war der Schwager des Geresroder Hofbauern davon heimgesucht. Einstmals überlegend, wie dem abzustellen, erinnerte sich jener, dass die Katze seines Schwagers vor etlichen Monden gejüngelt hatte. Gewiss würde ihm dieser eine junge Katze ablassen, dachte er, und etwas früher Feierabend machend, begab er sich noch selbigen Tags auf den Geresroder Hof, der nur eine halbe Stunde entfernt lag. Dort angekommen, wurde seinem Wunsche gern zugesagt, jedoch vermerkt, er möge sich selbst eines der gewünschten und halbwildten Tiere fangen. Nachdem er aber in der Scheune

vergebens nach den jungen Katzen gehascht hatte, storgte²⁾ er in der Stube noch eine geraume Weile mit seinen Verwandten und machte sich dann unverrichteter Dinge wieder auf den Heimweg.

Rüstig schritt er voran; denn die Pfade durch Wald und Feld waren ihm wohlbekannt und dazu schien der Mond hell. Bald war er an der Stolle Flur, da sah er am Reach³⁾ ein weisses Kätzchen spielen. Du kommst mir ja wie gerufen, dachte der Mann, und hob das Tierchen auf. Dieses stellte sich keineswegs scheu, machte auch keine Miene zu entfliehen, schmiegte sich vielmehr fest an die Schulter seines neuen Herrn an. Sich über diese Zutraulichkeit freudig, wanderte der Mann weiter. Doch, was war das? Das kleine Tierchen kam ihm bei jedem Schritt schwerer vor und lastete bald unerträglich auf ihm. So schaute er denn einmal nach dem Kätzchen hinauf, und — o Schrecken, er sah auf seinem Rücken ein Tier hängen, so gross wie ein Lamm, und dasselbe schien noch immer zu wachsen. Von Entsetzen geschüttelt taumelte der Mann noch einige Schritte vorwärts; dann fiel er ins Leid⁴⁾.

Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, war die Katze verschwunden. Mehr tot als lebendig kam er auf seinem Hofe an, wo er nach kurzer Zeit starb.

V.

Ein Jäger aus Mannebach ging eines Abends in den Wald Eschend auf den Schnepfenstrich. Lange Zeit hatte er schon auf seinem Stande ausgeharrt, ohne dass ihm eine Schnepfe zu Gesicht gekommen wäre. Dafür umkreiste ihn beständig und unter eigentümlichem Geschrei ein grosser Vogel. Ärgerlich darüber, dass derselbe ihm die Schnepfen verscheuchte und auch voll Neugier, welcher Art der ihm unbekanntes Vogel sei, legte er die Büchse auf denselben an und drückte ab. Er musste den Vogel auch getroffen haben; denn nach einigen sonderbaren Bewegungen senkte sich derselbe

²⁾ storgte = plauderte.

³⁾ Reach = Rain.

⁴⁾ Leid = Ohnmacht.

hernieder, aber nicht auf die Erde, sondern auf den Rücken des Schützen. Dort klammerte er sich fest und liess nicht los, so sehr der Jäger sich auch darum bemühte. Mit dem unheimlichen Tiere auf dem Rücken, eilte der Mann voll Schrecken seinem Heimatdorfe zu; eine kurze Strecke von demselben noch entfernt, verschwand der Vogel plötzlich. Zu Hause angekommen, erkrankte der Jäger sogleich und nicht lange, da hörte er auch schon auf zu leben.

Abergläubisches aus der Pflanzenwelt der Vordereifel.

Von **J. Mayer**, Lutzerath.

Unsere Bäume und Sträucher, sowie die bunten Kinder Floras waren von jeher eng mit unserm Volksleben verwachsen und spendeten äusserst wohlthätige Dienste. Es ist deshalb leicht begreiflich, dass sie zu vielerlei Aberglauben Anlass boten und die Sage sie mit wunderbarem Kranze umflocht. Eine kleine Auslese aus diesem Aberglauben, welcher auch zum Teil heute noch unter den Bewohnern der Vordereifel existiert, möchte ich hier bieten.

Wie es nach dem Volksglauben Bäume gibt, welche den Blitz anziehen, so stehen hingegen wieder andere in dem Rufe, den Blitz abzuhalten. Zu den letztern gehört der Apfelbaum. Jedem neugeborenen Kinde wurde — unter andern — meistens ein Apfelbaum gepflanzt. Je nachdem dieser gedieh, glaubte man das Schicksal des betreffenden Menschen, dem er gehörte, daraus zu ersehn. Trug ein solcher Baum die ersten Früchte, so wurde er „Lebensbaum“ genannt. Verdorrte aber ein solcher Baum, so glaubte man sicher, dass das betreffende Kind bald sterbe. Die Frucht eines zum erstenmal tragenden Apfelbaumes darf nur von dem betreffenden Hausherrn gepflückt werden, wenn der Baum je wieder tragen soll. Wird die erstmalige Frucht gestohlen, so trägt der Baum in zehn Jahren nicht mehr. Wer am Neujahrstage Äpfel isst, bekommt soviel Geschwüre, als er Äpfel gegessen hat. Am Ostermorgen stillschweigend vor

Sonnenaufgang einen Apfel geniessen, verhütet das Wechsel-
fieber. Ferner glaubt man, dass ein Apfel, welchen man in
den 12 hl. Nächten finde, wenn man diesen Fund verschweige,
sich in Gold verwandle. Den Ausdruck „Jetzt haben die
Äpfel goldne Schwänze“ kann man im Frühjahr auch heute
noch öfters hören.

Die knorrige Eiche als Königin des Waldes sowie die
schlanke Buche mit ihrem silbergrauen, glatten Stamme,
gehören zu den Wetterpropheten. Tragen sie viele Früchte,
so folgt ein harter Winter, welcher viel Schnee bringt. Sind
die Galläpfel zu Anfang Oktober leer und feucht, so bedeutet
dies ein feuchtes Jahr, aber einen gelinden Winter. Sind sie
verdorrt, so soll das Jahr unfruchtbar werden und ein strenger
Winter folgen. Wie die Eiche den Blitz anziehen soll, so ist
bei der Buche das Gegenteil der Fall. In der Nähe von
Demrath auf einer Höhe sowie am Kolberborn bei Driesch
befindet sich eine Eiche, welche im Volksmunde den Namen
„Wachteiche“ führt.

Daselbst soll in früheren Zeiten, als die Schweden die
Eifel unsicher machten, eine Wache gestanden haben. Der
Name ist bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

Auch die Birke, das Märchen des Waldes, mit ihrem
silberumkleideten Stamme hat sich der Aberglaube zu Nutze
gemacht. Da sie den Blitz anziehen soll, wurde sie in der
Nähe menschlicher Wohnungen nicht angepflanzt. Wer an
Gicht leidet und davon befreit sein will, soll vor Sonnen-
aufgang, ohne das vorher zu verraten, stillschweigend auf dem
Hin- und Herwege zur Birke gehn, einige Zweige zusammen-
knoten, sie schütteln und dabei sprechen:

Birkenbaum ich schüttle dich,
77erlei Gichten quälen mich,
So lang soll sie in dir sein verbunden,
Bis meine 77erlei Gicht ist verschwunden.

Eschenholz in der Johannisnacht geschnitten, soll alle
Wunden heilen; die Esche wird deshalb auch „Wundbaum“
genannt.

Die Weide, welche als alter geborstner Baum mit seinen
dürren, zum Himmel gereckten Armen für das Auge wenig
Erfreuliches hat, gilt als Zuflucht für Gespenster und Hexen.

Von letzteren wird geglaubt, dass sie sich manchmal in diesen Baum verwandelten, und wurde ein Gespenst gebannt, so galt die Weide als dessen Aufenthalt.

Da die Linde den Blitz abhält und auch vor andern Schäden schützt, wurde sie früher und mancherorts heute noch in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen gepflanzt. Man glaubt, sie halte Krankheit und Gebrechen fern. Auch Zaubereien und Hexen soll die Linde abhalten. Äckern, welche mit Lindenasche bestreut wurden, blieb das Ungeziefer fern. Lindenbast bei sich getragen, galt als Talisman gegen Hexen und Zauberer. Viele Ortschaften und Fluren verdanken der Linde ihren Namen, oder sind mit ihr auf irgend eine Weise verbunden. Die unweit Alflen gelegene, im Schwedenkriege zerstörte Stadt „Lind“ soll der Volkssage gemäss von den vielen Linden, die daselbst gestanden haben, ihren Namen haben. Auf der Flurkarte steht diese Stelle auch heute noch unter dem Namen „Lindenflur“ verzeichnet.

Der Holunder, welcher als „Glücksbaum“ gilt, wurde stets vom Landmann in einer Ecke seines Hofes gepflegt, mit der strengen Mahnung, des Baumes zu schonen. Ausgezogene Zähne, sowie abgeschnittene Haare und Fingernägel wurden unter dem Holunderbaum begraben, um zu verhüten, dass der ehemalige Besitzer damit bezaubert würde.

Die Tanne, welche bereits im Altertume hochgeschätzt wurde, wird auch heute noch bei allen festlichen Gelegenheiten als Schmück benutzt. Auf den Giebel eines neuerrichteten Hauses wird eine mit Bändern und Blumen geschmückte Tanne gesteckt, in dem Glauben, dadurch Blitz und Ungemach von dem Hause und dessen Bewohnern abzuhalten und es dem guten Hausgeiste zu weihen. Dieser Gebrauch ist bis heute erhalten geblieben.

Vom Wachholder berichtet der Volksglaube, dass der Fuhrmann nur einen Wachholderstock als Geisselstiel benutzte, um die Pferde vor dem Festbannen zu hüten. Auch jetzt sieht man noch Fuhrleute, welche diesem Glauben treu geblieben sind und sich von ihrem Wachholder-Geisselstiele nicht zu trennen vermögen.

Freimaurerei und Volkskunde.

Gesammelt von C. Lellmann, Isenburg b. Sayn.

I. Der Teufelsglauben im allgemeinen.

Isenburg.

Die Leute, die zu den Freimaurern übertreten wollen, müssen sich mit ihrem eigenen Blute dem Teufel verschreiben. Sie bekommen einen Schnitt in die Hand und schreiben mit dem daraus fließenden Blute. Während dieser Handlung liegt der Teufel unter dem Tisch, an dem sie schreiben. In dem Sitzungszimmer wird ihr Porträt aufgehängt. Verstossen sie in irgend einer Weise gegen die Satzungen der Loge, oder kommen sie sonst ihren Versprechungen nicht nach, so bemerken die Logenvorsteher dieses an den Veränderungen, die mit dem Bilde vor sich gehen. Sie stossen mit einem Messer in das Bild und der Betreffende fällt sofort tot nieder, wo er sich auch befinden mag. Der Teufel versorgt die Mitglieder mit Geld; aber nur dreimal hilft er ihnen aus der Verlegenheit, das vierte Mal nicht mehr.

Herkersdorf b. Kirchen (Sieg).

Die Freimaurer bilden eine Versammlung vornehmer (feiner) Leute, welche ihre eigene Religion haben. Dabei arbeiten und kämpfen sie bei jeder Gelegenheit heimlich und offen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gegen andere Religionen, besonders gegen die katholische. — (Die Gegend ist grösstenteils katholisch.) — Die Freimaurer halten ihre Versammlungen in geheimen Sälen ab. Kein Unberufener kennt und findet sie. Mit verbundenen Augen und in verschlossenen Wagen werden die neu aufzunehmenden Mitglieder in die Versammlungen gebracht. Niemand weiss Ort und Zeit der Versammlungen. Jeder muss sich mit eigenem Blute unterschreiben. Dadurch verpflichtet er sich, über den ganzen Vorgang und alles Kommende tiefes Schweigen zu beachten; ferner, die Satzungen genau zu halten und den Teufel als seinen obersten Herrn anzuerkennen. Gleichzeitig ist damit dem Teufel die Seele verschrieben. Um den Teufel zu befriedigen, muss ihm alle 6 Jahre (Zeit verschieden) eine

Seele geopfert werden. Das Mitglied muss sich entweder selbst das Leben nehmen, oder es wird hingemordet. Das Opfer wird durchs Los bestimmt und muss getreu seiner Verpflichtung gehorchen, sonst wird es dazu gezwungen und nachts beseitigt. Wohin das Opfer kommt, wird kein Mensch gewahr.

Kaimt b. Zell (Mosel).

Der Freimaurer steht mit dem Teufel in Verbindung. Sobald er in die Loge eintritt, muss er sich mit seinem Blute dem Teufel verschreiben. Das Blut wird ihm mittels einer geweihten Pinzette der Herzgegend entnommen. Durch die Unterschrift verkauft er dem Teufel seine Seele für ewig, und wehe ihm, wenn er sich später anders besinnen sollte; denn sobald es in der Loge bekannt wird, dass ein Mitglied untreu geworden ist, wird durchs Los derjenige bestimmt, welcher den Untreuen zu beseitigen hat. Dies geschieht durch Gift oder geheimen Mord. Sobald ein neues Mitglied die Unterschrift geleistet hat, wird es durch den Bruderkuss als Bruder aufgenommen und erhält sodann, wenn es reich ist, die Aufforderung, eine bestimmte Summe in die Kasse zu zahlen. Kommt der Aufgenommene später auf irgend eine Weise in Geldverlegenheit, so erhält er aus der Kasse soviel Geld, als er nötig hat. Dreimal wird ihm in solchen Fällen fortgeholfen. Bei weiteren Anträgen wird er als Unwürdiger aus der Loge ausgestossen und nie wieder aufgenommen.

Der Kultus in der Loge ist folgender:

In einem schwarz dekorierten Saale steht vorn ein schwarz verhängter Tisch. Hinter demselben steht der Logenmeister mit einem Schwerte umgürtet. Zu beiden Seiten des Tisches stehen je 6 Räte, mit einem Schurzfell bekleidet und mit aufgerollten Ärmeln, in der rechten Hand hat jeder einen Hammer. Der neu Aufzunehmende wird von den 12 Räten an den Tisch geführt. Dort muss er seinen bisherigen Glauben ab-, und dem Teufel zuschwören. Dann wird ihm bei entblösster Brust das Blut entnommen, mit dem er sich unterschreiben muss. Der Logenmeister legt ihm dreimal das Schwert auf den Kopf, und von den zwölf Räten schlägt

jeder mit dem Hammer zwölfmal auf einen auf dem Tisch stehenden Amboss. Darauf begeben sich alle an einen gedeckten Tisch, wo das Brudermahl eingenommen wird.

II. Teufelerscheinungen.

1.

Es mögen wohl 30 bis 40 Jahre her sein, da ging der Johann Hermann aus Isenburg, genannt der Kaul, von Isenburg nach Sayn. Er war oft in Geldverlegenheit gewesen, hatte auch schon vielfach gehört, dass der Teufel die Freimaurer reichlich mit Geld versorge, und so war bei ihm der Entschluss gereift, selbst zu den Freimaurern überzutreten. Wie er nun so still für sich daherging, beschäftigte sich sein Geist wieder mit solchen Gedanken. Da plötzlich — unterhalb der Wirtschaft Kreier in der Nähe des Froschweiher — gesellte sich ein vornehm gekleideter Herr zu ihm. Wie durch Zufall lenkte dieser das Gespräch auf die Freimaurer und wusste dieselben nicht genug zu loben, so dass unser guter Kaul in dem Vorhaben, zu den Freimaurern überzutreten, noch erheblich bestärkt wurde. Als er nun zufällig zu Boden schaute, entdeckte er zu seinem Schrecken, dass der vornehme Herr einen Pferdefuss hatte. Nun befand er sich sicher in der Gesellschaft des leibhaftigen Teufels. Sein vorhin gefasster Entschluss war in nichts zerfallen, und da beide inzwischen in Sayn angekommen waren, suchte er sobald als möglich sich der Gesellschaft dieses unheimlichen Begleiters zu entledigen.

Später erzählte er den Vorfall seinem Beichtvater, der ihn darob heftig ausschimpfte.

2.

Der alte aus Gladbach, ein sehr achtbarer, religiöser und glaubwürdiger Mann, war in seiner Jugend nach Amerika ausgewandert, um dort sein Glück zu suchen. Es gelang ihm aber nicht, eine passende Stellung zu erlangen, und er sah sich genötigt, den Pförtnerdienst in einer Freimaurerloge zu übernehmen. Da war es ihm nun strenge zur Pflicht gemacht, beim Ein- und Austreten die Türen sorgfältig zu schliessen, damit kein Unberufener sich einschleichen konnte.

Als er nun eines Tages nach Schluss einer Versammlung das Sitzungszimmer reinigen sollte, bemerkte er eine schwarze, menschliche Gestalt mit Pferdefüßen, die, an eine Wand gelehnt, ihm gelassen zuschaute. Eine unheimliche Angst überfiel ihn und lähmte seine Glieder, so dass er das Gebäude nicht verlassen konnte. Sehnsüchtig schaute er nach der Türe, ob nicht sein Prinzipal bald käme und ihn aus dieser peinlichen Lage befreie. — Da kam dieser, und die Gestalt verschwand. Die Logenmitglieder unterzogen ihn nachher einem strengen Verhör; er aber behauptete fest und sicher, der Teufel sei ihm erschienen.

Kleinere Mitteilungen.

Umfrage über Freimaurerei. Im Anschluss an die vorstehenden Ausführungen des Herrn C. Lellmann über Freimaurerei und Volkskunde möchte ich hierdurch weitere Mitteilungen über das Thema erbitten, um eine Übersicht zu erhalten über das, was das Volk von den Freimaurern sagt und glaubt.

Schon vor längerer Zeit habe ich mich mit derselben Bitte an eine Reihe von Mitgliedern unseres Vereins persönlich gewandt und zwar mit dem glücklichen Erfolge, dass eine schöne Reihe von zum Teil recht ausführlichen Einsendungen einlief, für die ich auch an dieser Stelle herzlich danke. Für ganze weite Landstriche fehlt aber noch jedes Material, so dass eine eingehende Übersicht über das ganze Gebiet leider noch nicht zu geben ist.

Es möge noch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass bei dieser Arbeit nur volkskundliche Zwecke verfolgt werden sollen, es liegt mir nichts ferner als einerseits vielleicht Geheimnisse der Freimaurerei zu enthüllen — es kommt ja nur das in Betracht, was das „Volk“ von ihr denkt und glaubt — oder ferner auch nach irgend einer anderen Seite Anstoss zu erregen.

K. Wehrhan, Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76 I.

Eine wahre Geschichte.

Von **Jos. Klein**, Hauptlehrer in Worringen.

In Brück (Langenbrück bei Cöln) wohnte einst ein karger und geiziger Bauer. Wegen seiner roten Haare nannte man ihn den „Roten“. Als Christ war er nicht berühmt und hielt vom Beten nicht viel. Einst

war ein heisser Sommer, und lange Zeit war der Regen ausgeblieben, so dass man allgemein eine Missernte befürchtete. Da wurde in der Kirche gebetet, dass Gott Regen spenden möge. Auch sollte ein Bittgang nach einer nahen Gnadenkapelle gemacht werden. Deshalb wurden auf jedem Hofe die Leute dazu bestellt, damit wenigstens einige Knechte oder Mägde sich daran beteiligten. Als auch die Besteller auf den Hof unseres „Boten“ kamen, war dieser nicht sehr erbauet von ihrem Vorhaben und schlug ihnen ihre Bitte ab. Seine Leute hätten Arbeit, er könne keinen mitgehen lassen. Zudem könnte man nicht so „spetz“ (spitz) beten, dass, wenn Hilfe käme, es auf seine Äcker nicht regnete. Sprachs und liess die Bittsteller allein stehen.

Hochzeitsgebrauch in Brück.

Von Jos. Klein, Hauptlehrer in Worringen.

Wenn die Neuvermählten aus der Kirche treten und den Weg nach Hause einschlagen, so wird ihnen, wie dem ganzen Hochzeitszug, an verschiedenen Stellen der Weg durch ein buntes Band versperrt. Im Volksmund nennt man dies „das ‚Lint‘ aufhalten“. Es geschieht dies besonders an der Kirche und beim Eintritt ins Haus. Gewöhnlich sind es arme Kinder, die dies tun, nicht selten aber auch Erwachsene. Auf einem Teller haben sie einen Liqueur (gewöhnlich Vanille). Erst gegen ein den Vermögensverhältnissen entsprechendes Geldgeschenk wird die Passage freigelassen. Dieser Gebrauch hat sich vereinzelt noch bis zur Gegenwart erhalten.

Eifel und Ostpreussen.

In C. Viebig's Naturgewalten, neue Geschichten aus der Eifel (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin 1905; 5. Auflage) fielen mir viele Ausdrücke auf, die ebenso oder ähnlich in meiner Heimat Ostpreussen anzutreffen sind; auch zeigt der Dialekt manche Übereinstimmung. Zur Zeit der Ordensritter*) kamen bekanntlich aus gar verschiedenen Gauen Deutschlands Kolonisten nach Preussen; ob das Eifelgebiet vertreten war, ist mir nicht bekannt.

Hier einige Beispiele.

Übereinstimmend sind: ech (ich), dech (dich), sech (sich), mer (mir), se (sie), es (ist).

Eifel unse, Ostpreussen unse, onse (unsere); E. jao, O. jau (ja); E. schons, O. schonst (schon); E. widder, O. wedder (wieder); E.

*) Der bei einer Belagerung von Akkon 1190 gegründete „Deutsche Orden“ (ursprünglich eine Bruderschaft zur Krankenpflege und erst 1198 zum ritterlichen Orden umgewandelt) wurde 1226 von Herzog Konrad von Masovien zur Bekämpfung der heidnischen Preussen herbeigerufen.

u. O. krigge (bekommen; in O. „was kunn eeh da krigge?“); E. wanneh, O. wanneer (wann); E. neist for ungod, O. „nehme Se's nech fer ungut!“ E. bißche, O. bische, besche (ein wenig); E. se sein, O. se sein, se seie (sie sind); E. alert, O. alart (munter); E. prowiere, O. prowe (probieren); E. u. O. pisacken, pisaken (peinigen); E. ackerat, O. akrats (genau); E. u. O. Schubjack (erbärmlicher Mensch); E. schlorrte, O. schlorrte, schlorte (ging, ohne die Füße viel zu heben); E. on, O. un (und); E. u. O. Kittche, Kittchen (Gefängnis); beim Abwehren des Dankes: E. kein Ursach, O. kei' Ursach; E. u. O. als wäre die Petersilie verhagelt.

Elisabeth Lemke, Berlin.

Berichte und Bücherschau.

Bruinier, J. W., Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. 2. unveränd. Abdruck. Leipzig 1904. 156 S. (Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 7.) 1.— M.

Treffliche Worte sind es, die der Verfasser für die Pflege des deutschen Volksliedes in der Gegenwart ausspricht und in denen er besonders die Vorwürfe zurückweist, die gegen das Volkslied erhoben worden sind; eine poetische Stimmung weht uns aus seinen Ausführungen entgegen. Und wenn nach bangen Zweifeln, ob das Volkslied sich halten wird, dem Verfasser doch die Hoffnung des Sieges der guten Sache, des deutschen Volkstums und damit des Volksliedes, als sicher bleibt, so schliessen wir uns gern an: „... Und so wird am deutschen Wesen, noch dereinst die Welt genesen... Klinge, Balmung! Klinge und blitze über Meer und Land! Wir lassen hinter uns die brauenden Nebel. Nein, der Wolf aus der Hölle wird deine Sonne nicht verschlingen, o du mein deutsches Leben!“ — Die ferneren Abschnitte behandeln: Wesen und Ursprung des deutschen Volksgesanges; die Priestersänger; Skop und Spielmann; Heldensang; Geschichte und Märe; Leben und Liebe. Dass das Werk in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte, spricht für seinen Wert.

Wehrhan.

Kopp, Arthur. Bremberger Gedichte. Ein Beitrag zur Bremberger Sage. Wien. Rud. Ludwigs Verlag 1908. 63 S. 8°. 2.— M. [Quellen und Forschungen zur Deutschen Volkskunde, hrsgeg. von E. K. Blümml. 2. Bd.]

Die Bremberger Gedichte behandeln die weitverbreitete sogenannte Herzmäre: Ein Minnesänger oder sonst jemand, der einer edlen Frau zugetan ist, wird von deren Gemahl umgebracht, das zubereitete Herz des Getöteten wird darauf der Frau vorgesetzt, die es ohne Argwohn isst, dann aber aufgeklärt wird und sich nun das Leben nimmt. Soweit kurz der Sageninhalt, der in Deutschland durch die Geschichte vom

Ritter Brennenberg oder **Bremberg** dargestellt wird, in anderen Ländern sich ähnlich findet (vgl. Uhlands Gedichte über den Castellan von Coucy). Die eingehende Einleitung dieses Buches über die Bremberger Gedichte, die hier nach fliegenden Blättern mitgeteilt werden, berichtet uns über die geschichtliche Persönlichkeit des Ritters und Minnesängers Brennenberger, Bremberger oder Prennberger, der im 13. Jahrhundert etwa lebte; alsdann werden die Lieder selber einer Untersuchung unterzogen. Auch die äussere Ausstattung des Buches ist zu loben. Wehrhan.

Muck, Rudolf, Deutsche Stammeskunde. (Sammlung Götschen Nr. 126.) 2. Aufl. Mit 2 Karten und 2 Tafeln. Leipzig 1905. 140 S., geb. 0,80 M.

Herkunft und Stammesgliederung des deutschen Volkes sind für die Volkskunde von grosser Wichtigkeit. In dem kleinen Büchlein wird die Frage der Herkunft der Volksstämme einer neuen Untersuchung unterzogen, besonders werden die verschiedenen germanischen Stämme charakterisiert. Wehrhan.

Vergleichende Volksmedizin. Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten hrsg. v. Dr. O. v. Hovorka und Dr. A. Kronfeld. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. M. Neuburger. Mit 28 Tafeln und etwa 500 Textabbildungen. In zwei Bände geheftet 22,40 Mark, gebunden (Halbfranz) 28.— Mark. Verlag von Strecker und Schröder, Stuttgart.

Von dem gross angelegten Werke, dessen erste Lieferung wir schon begrüsst *), ist nunmehr das erste Buch (XXIII u. 459 S., gr. Lex.-Form.) und ein Teil des zweiten (S. 1—192) erschienen. Die Fortsetzung hält, was uns die erste Lieferung versprochen, es ist jedenfalls ein einzig dastehendes Werk und darf als unentbehrliches Hand- und Nachschlagbuch in der Bibliothek keines Forschers fehlen, der sich mit dem Gebiete befassen will. Es liegt hiermit ungefähr die Hälfte des ganzen Werkes vor, die mit ihren 273 Textabbildungen und 17 Tafeln einen stattlichen Eindruck macht. Nicht nur die glänzende Ausstattung und die z. T. originellen Illustrationen, sondern auch die reichliche Heranziehung der einschlägigen Literatur aller Völker, die Anführung der Texte in der Ursprache (neben guter deutscher Übersetzung), sowie die medikohistorische Bearbeitung der Schriftsteller des Altertums ist hervorzuheben. Es kommt die gesamte Volksmedizin aller Völker, besonders der europäischen, zu systematischer vergleichender Behandlung. Für die Volkskunde, Sitten- und Kulturgeschichte ist das Werk gleich bedeutsam wie für die Geschichte der Heilwissenschaft. Der Raum ver-

*) Vgl. Ztschrft. V 1908 S. 155 f.

bietet uns hier, auf die einzelnen Kapitel näher einzugehen, sie auch nur der Hauptsache nach aufzuführen; wir kommen gelegentlich noch näher darauf zurück.

Wehrhan.

Zum Rheinischen Wörterbuch. Mit der Vorgeschichte und den Anfängen der Arbeiten zu dem mit Freuden begrüßten Rheinischen Wörterbuch sind unsere Leser bekannt.*) Da wir schon aus Prinzip dieses dankenswerte Werk fördern, wollen wir auch über den Fortgang der Arbeit gern berichten und tun das im Anschluss an einige kleine Veröffentlichungen:

J. Frank, Das Wörterbuch der rheinischen Mundarten. Trier 1908. 39 S. 8°. [S.-A. aus der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Heft I 1908.]

Frank, Müller, Trense. Anfragen und Mitteilungen zum Rheinischen Wörterbuch. Nr. 1—3. 52 S. gr. 8°.

Die mehr allgemeinen Charakter tragende und orientierende Abhandlung von dem verdienstvollen Bonner Universitätsprofessor J. Frank führt in die Bedeutung der Mundart für das Leben und Denken des Volkes und geht dabei insbesondere auf das Rheinische ein, dessen Abgrenzung und Gliederung uns in grossen und klaren Zügen vor Augen tritt, zeigt die lautliche Vielgestaltigkeit neben der Reichhaltigkeit und Originalität in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, führt einen guten Teil der bisher veröffentlichten Literatur über die Mundart des Gebietes an und bringt die Geschichte des jetzt in Angriff genommenen Wörterbuchs, um schliesslich eingehend die Technik der Sammlung nach allen Seiten zu erläutern. Die trefflichen Ausführungen sind in der Tat vorzüglich geeignet, „einen richtigen Begriff zu geben von den Aufgaben des weitausschauenden Unternehmens“; sie seien daher an dieser Stelle jedem Interessenten — und derer dürften viele sein, die sich für Mitarbeit entscheiden — empfohlen.

Dasselbe möchten wir von den „Anfragen und Mitteilungen“ sagen, die eine Art Bindeglied zwischen der Leitung des Wörterbuchs und den Helfern, Sammlern, Mitarbeitern bilden sollen; sie wollen vor allem auch zur Sammeltätigkeit anregen, was erreicht werden soll durch die gegebene

- a. lexikalische Ausarbeitung eines Einzelwortes, aus der die Anlage des Wörterbuches ersichtlich ist (bisher erschienen die Artikel: „der Pfuhl“, „gross“).
- b. Behandlung eines umfassenden Begriffskreises (bisher: „der menschliche Körper“, „das Haar“).
- c. Behandlung einzelner Begriffe (bisher: „kleiner Mensch“, „Geiz, geizig, geizen, Geizhals“, „das Messer“, „wie verspottet der Volksmund den Plänemacher, der zu oft das Wörtchen »wenn« im

*) Vgl. Ztschrift. II 1905 S. 1 ff.; IV 1907 S. 150 ff.

Munde führt?“, „einen Hund necken, reizen“, „Kartoffel“, „Lügen, Lüge, Lügner“, „Kaffee“, „magerer Mensch“, „kalt, Kälte, Kälte empfinden“, „altes baufälliges Haus“, „Stubenhocker“, „Gefängnis“, „einen Verweis erteilen“, „gleich und gleich gesellt sich gern“, „einträchtig handeln“),

- d. Behandlung und Andeutung grammatischer Gruppen (bisher: Gattungsnamen männlichen Geschlechts auf -erich, -es, Schallwörter auf -tech, Genetivadverbien auf s); (Abelach; Schifferausdrücke; Mös für „Vogel“).

Schier staunen müssen wir vor der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit der einzelnen Gruppen, und alle Achtung vor der gründlichen Tätigkeit der Leiter vor allem und auch der zahlreichen Mitarbeiter. Wir hoffen, noch öfter von dem regen Fortgang der Arbeit berichten zu können.

Wehrhan.

Johannes Kruse, Der Armeleutpastor. Ein Lebens- und Kulturbild aus altwestfälischer Zeit. Leipzig, Carl Ziegenhirt [1908]. 395 S. 8°.

Da schildert uns einmal wieder ein Westfale von echtem Schrot und Korn das liebe und heimische Land der roten Erde, wo der schweigsame und verschlossene Bauer zäher an seiner ererbten Scholle hängt, als anderswo, wo altväterliche Sitte, uralter Brauch sich getreuer in unsere flüchtigen Tage gerettet haben und sich noch in alter Bewährtheit behaupten, wo noch vor allem das Wort des Mannes gilt, selbst in der inneren Politik des bäuerlichen Wirtschaftslebens. Da werden beim Lesen des schönen Buches echte westfälische Bilder vor die Seele projiziert, die unsere Teilnahme fesseln. So ist vor allem die meisterhaft gezeichnete Gestalt der Hauptperson, der Pastor Busch, von echter heimatlicher Art, „grade durch“, sich keine Meinung aufoktroyieren lassend. Und dabei die Weichheit des Gemüts, das vor dem Elend des einzelnen Menschenkindes schmilzt, wie die erste Schneeflocke vor der Novembersonne; die tiefe Innerlichkeit, die uns einen Blick tun lässt in das im Herzen verborgene rege Leben eines Westfalen, das unter dem rauhen Kern garnicht vermutet wird. Daneben reihen sich die andern Personen des an Szenen abwechslungsreichen Stückes zu einer einheitlichen Kette zusammen; wir können ihre Glieder nicht alle nennen; von dem Schloss- und Gutsherrn, Herrn von Rosenfels, herab bis auf den kostbaren alten Schäfer Veit liesse sich sonst manches berichten.

Hier interessieren in erster Linie die vortrefflich geschilderten Vorgänge aus dem ländlichen Leben, soweit sie mit alter Sitte, edlem Brauch in Zusammenhang stehen, und gerade diese Seite des Romans ist unserer Meinung nach am besten gelungen, da tritt uns die uralte Weisheit, die unvergängliche Schönheit und die unbesiegbare Stärke der alten Überlieferungen so recht hell vor die Seele. Man lese nur, um einiges herauszugreifen, die lebenswahren Kapitel über das Martinsfest;

man feiere in Gedanken die alte westfälische Bauernhochzeit mit, besehe und bedenke die vielen an passender Stelle verwerteten Perlen aus dem Sprichwörter- und Spruch- oder Liederschatze des Volkes; bei der Schilderung der Freuden des Kartoffelfeuers meint man förmlich den anheimelnden Geruch der Erdscholle, den appetitlichen Duft des im Feuer gebratenen Erdapfels zu empfinden. Ja, Heimat, echtes Volkstum ist es, das das Büchlein atmet, und darum möchten wir es auch jedem, der die Heimat lieb hat, mit Freuden in die Hand drücken. Auch die Ausstattung, insbesondere die zum Charakter des Buches passenden, etwas altertümlich dreinschauenden Lettern sind zu loben.

Wehrhan.

Karl Prümer, Aus Altwestfalen. Volkskundliche und kulturgeschichtliche Beiträge. Leipzig 1908. Otto Lenz. 131 S. 8°.

Eine der wesentlichsten Aufgaben der Volkskunde ist die Verfolgung der heutigen Sitten und Bräuche, Sagen und Lieder usw. nach rückwärts, um ihr geschichtliches Werden und Wachsen festzustellen. Da diese Feststellungen aber ungeheure Schwierigkeiten bieten, haben sich die meisten Sammler der volkskundlichen Überlieferungen nur auf die Gegenwart beschränkt. Das Prümersche Buch ist nun besonders dadurch wertvoll für die heimische Volkskunde, dass es uns eine reiche Stufenfolge von Mitteilungen aus früherer Zeit bringt, die sich auf heimische Sitte, heimischen Brauch beziehen und so dem Forscher mühelos in den Schoss wirft, was er sonst in langer Schürfarbeit in vergilbten Akten und staubigen Folianten suchen muss und trotzdem seine Mühe nicht entsprechend gelohnt findet. Die hier gegebenen Bausteine für die eingehende und vergleichende Forschung sind ein sehr wertvoller Beitrag für unsere Wissenschaft und für die Heimatkunde des Landes der roten Erde, für die dem Sammler und Herausgeber der Dank vieler werden wird. Von der Reichhaltigkeit des Inhalts — ein genaues Inhaltsverzeichnis wäre sehr erwünscht gewesen — mögen einige Kapitelüberschriften in bunter Reihenfolge Zeugnis ablegen: Über Döhnten, das Bauernhaus im Herzogtum Westfalen, Gastereien, Hochzeiten, Kindtaufen, Aberglaube, Charakteristik der Münsterischen Bauern, Gespenstergeschichten, westfälisches Hausheben, Fastnacht usw. usw. Die Mitteilungen entstammen fast ausschliesslich dem 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

Wehrhan.

Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Düsseldorf am 5. Juli 1908.

Nach vorhergehender kurzer Vorstandssitzung wurde die Hauptversammlung um 11¹/₄ Uhr vom 1. Vorsitzenden, Prof. Sartori, eröffnet, Aus dem von ihm verlesenen Jahresberichte ist hervorzuheben, dass die

Zahl der Mitglieder jetzt 650 beträgt (darunter 4 lebenslängliche und 50 körperschaftliche). Einer Einnahme von 2245,89 Mk. stehen Ausgaben im Betrage von 2088,71 Mk. gegenüber, so dass ein Überschuss von 157,18 Mk. verbleibt. — Die bisherigen Mitglieder des Vorstandes werden wiedergewählt. — Die nächste Hauptversammlung soll in der ersten Julihälfte 1909 an einem noch zu bestimmenden westfälischen Orte stattfinden. — Nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten ergriff Herr Direktor Frauberger vom Kunstgewerbemuseum in Düsseldorf das Wort und wies in längeren Ausführungen auf die Notwendigkeit hin, die noch vorhandenen Erzeugnisse der Volkskunst zu sammeln und in besonderen Museen zu vereinigen. Die Versammlung beschloss die Sache nach Kräften zu fördern. Es sprachen dann noch die Herren O. Schell über bergische Trachten, K. Wehrhan über rheinische Motiv- und Weihegaben und R. Clément über das Leben in der Altstadt Düsseldorf. Die von den Anwesenden mit lebhaftem Beifall ausgezeichneten Vorträge werden voraussichtlich in unserer Zeitschrift abgedruckt werden. — Schluss der Versammlung 1 $\frac{1}{2}$ Uhr. — Am Nachmittag folgten die Teilnehmer dann noch einer freundlichen Einladung des Herrn Direktors Frauberger zur Besichtigung des Kunstgewerbemuseums.

Die internationale Ausstellung f. Volkskunst in Berlin 1909.

Von **Heinrich Frauberger**,

Direktor des Kunstgewerbe-Museums in Düsseldorf.

Der Lyceum-Klub (E. V.) wird in Berlin vom 20. Januar bis 20. März 1909 in den geräumigen hellen Sälen Vossstrasse 32 eine internationale Ausstellung für Volkskunst veranstalten, die „das Interesse für Volkskunst anregen und den Weltmarkt dafür erschliessen helfen“ soll.

„Die Ausstellung soll, soweit als möglich, die Volkskunst in ihrer „geschichtlichen Entwicklung vorführen und feststellen, was von dem „Schatz überkommener Formen und künstlerischen Empfindens alter Zeit „sich in die Gegenwart gerettet hat.“

„Es wird angestrebt, der Volksseele in ihren künstlerischen „Äusserungen nachzuspüren und zu ermitteln, wie weit auf dem national „differenzierten Boden das Kunsthandwerk von heute aus den ererbten, „echten volkstümlichen Anschauungen, Anregungen für die Produktion „der Gegenwart finden kann.“

„Die Eigenart in der Produktion der verschiedenen Länder soll „ganz besonders zur Darstellung gebracht werden, so dass uns in mancher „Hinsicht eine Leistung in minder wertvoller Ausführung, welche typisch „für die volkstümliche Formanschauung ist, wichtiger sein kann, als „eine vollendete Leistung mit verwischem nationalen Charakter.“

Die Durchführung dieses Programms soll in drei Abteilungen zur Schau kommen:

- „1. Abteilung: Volkskunst (auch verkäufliche Arbeiten).
- „2. Abteilung: Auf Volkskunst fussende künstlerische Frauenarbeiten.
- „3. Abteilung: Historische Abteilung (alte Volkskunst mit besonderer Berücksichtigung dahingehöriger Frauenarbeit).“

Es geht schon daraus hervor, dass für diese Ausstellung hauptsächlich Frauenarbeiten von der Leitung gewünscht werden, die in den Händen der Frau Helene Gräfin Harrach als Vorsitzende, Frau Hedwig Heyl als geschäftsführende Vorsitzende und des Generalsekretärs Herrn Wolf Wertheim ruht, der für den Zweck die schönen Ausstellungsräume des Kaufhauses Wertheim, in denen bereits mehrere sehr interessante Sonderausstellungen veranstaltet worden sind, dem Lyceumklub überlässt und durch die ihm reichlich zur Verfügung stehenden Dekorationsmittel eine geschmackvolle Aufstellung erleichtert. Das Arrangement der historischen Abteilung besorgt Professor Curt Stoeving. Er wird dabei unterstützt vom Direktor der Sammlungen des Kgl. Kunstgewerbe-Museums, Professor Dr. Otto von Falke, vom Direktor Sökeland und vom hervorragenden Kunstamateur James Simon. Alle bisher genannten Namen verbürgen demnach eine ernste, Erfolg versprechende Ausstellung.

Um für sie eine angemessene Beteiligung der **Rheinprovinz** zu erhalten, hat sich die Vorsitzende, Frau Gräfin Harrach, an Ihre Exzellenz Frau Baronin von Schorlemer gewandt. Auf Wunsch der Frau Oberpräsidentin habe ich die auf die Beteiligung der Rheinprovinz bezüglichen Arbeiten übernommen.

Ich richte demnach an die Mitglieder die Bitte, mich dabei unterstützen zu wollen, damit auf dieser Ausstellung auch die Rheinprovinz in angemessener und würdiger Weise vertreten sei.

Kosten werden durch die Beteiligung den Ausstellern nicht erwachsen, weil sie von dem zu bildenden Lokalkomitee für die Rheinprovinz getragen werden.

Anmeldungen werden bis 1. Oktober entgegengenommen. Die Einlieferung der auszustellenden Gegenstände hat zwischen 10.—15. Dezember an das „Kunstgewerbe-Museum in Düsseldorf, Friedrichsplatz 3—7“ zu erfolgen. Die zur Ausstellung angenommenen Gegenstände dürften gegen 15. April 1909 wieder zurückgegeben werden. Verkäufliche Gegenstände sind mit Angabe des Kaufpreises, nicht verkäufliche mit Angabe des Versicherungswertes in zwei getrennten Listen anzumelden.



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Das Nachbarrecht in der Bürgermeisterei Menden a. d. Sieg. Von Johannes Bender	Seite 161
Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Von Paul Sartori, VIII. Raugebräuche	172
Kinderspiele aus Lippe. Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.	184
Kinderreime und Wiegenlieder aus den Kreisen Mülheim-Rhein und Wipperfürth. Von Heinr. Löhr, Berg.-Gladbach	197
Kinderreime aus M.-Gladbach. Von Frau Maria Lennarz in Düren	200
Rätsel aus der Eifel. Von Lehrer P. Wimmert, Laubach	203
Das Brauchen (Nachtrag). Von Dr. Esser, Malmady	206
Die Siebenbürger „Bruderschaft“. Ein Beitrag zur rheinischen Sittengeschichte. Von G. Kentenich, Trier	211
Drei Lieder aus der Burscheider Gegend. Mitgeteilt von Prof. Dr. Fassbender, Altona	213
Kirmesgebräuche in Brück (Langenbrück) bei Köln. Von Jos. Klein, Hauptlehrer in Worringen	217
Eifler Dorfkirmes. Von J. Mayer, Lutzerath	219
Aus dem Sagenschatz der Vordereifel. Von Th. Ehrlich, Sayn	221
Abergläubisches aus der Pflanzenwelt der Vordereifel. Von J. Mayer, Lutzerath	226
Freimaurerei und Volkskunde. Gesammelt von C. Lellmann, Isenburg b. Sayn	229

Kleinere Mitteilungen:

Umfrage über Freimaurerei. Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.	Seite 232
Eine wahre Geschichte. Von Jos. Klein, Hauptl. in Worringen	232
Hochzeitsgebrauch in Brück. Von Demselben	233
Eifel und Ostpreussen. Von Elisabeth Lemke, Berlin	233

Berichte und Bücherschau.

Verschiedene Bücherbesprechungen	Seite 234
Hauptversammlung in Düsseldorf am 5. Juli 1908	238
Die internationale Ausstellung für Volkskunst in Berlin 1909. Von Heinrich Frauberger, Direktor des Kunstgewerbe- Museums in Düsseldorf	239

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte an Herrn Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29, erbeten.



DD
801
.R725
Z 48
V.5



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

H. Prümmer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und H. Wehrhan, Frankfurt a. M.

5. Jahrgang
1908

Viertes Heft



Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung U. Martini & Grüttesien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.



Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

5. Jahrgang.

1908.

Viertes Heft.

Tod und Leichenbrauch im Bergischen.

Von **O. Schell**, Elberfeld.

Vor keinem Feste und den damit verknüpften Bräuchen hat der alles nivellierende Zeitgeist so pietätvoll haltgemacht, wie vor der Totenfeier und den Leichenbräuchen. Und das ist leicht begreiflich, wenn man den Ernst der Situation ins Auge fasst und die Unvermeidlichkeit des Eintrittes des Todes beherzigt, wodurch andererseits die Ausbildung fest geregelter Bräuche wesentlich gefördert wird.

Das Nahen des allgewaltigen Todes, der dem irdischen Dasein ein Ende macht, vorherzuwissen, ist ein natürlich berechtigter Zug, der zu einem weitverbreiteten, fast überall wiederkehrenden Zweige des Aberglaubens entwickelt wurde, zu den sogenannten Todvorbedeutungen (m. vergl. dazu u. a. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, S. 143 ff.). Gar mancherlei Zeichen deuten dem Menschen, nach der Ansicht des Volkes, den Tod an, mag dieser nun die eigene Person oder Nahestehende treffen. Diese Zeichen entnimmt der Volksglaube dem eigenen Körper, dem Leichnam, dem Pflanzen- und Tierreich, ja vielfach sogar dem Gebiete der leblosen Dinge.

Hat ein neugeborenes Kind auf der Nase ein blaues Mal, so nennt man letzteres ein „Duadenläddschen“ (= Sarg), und das Kind wird nicht alt (Elberfeld). Den Todeskandidaten kennt man auch sonst; er ist fee = lebt nicht lange mehr, sagt man in Wildberg. „Gehster-Pettschen“ an den Beinen und Schenkeln (Werlhoff'sche Blutfleckenkrankheit), angeblich vom Kneifen der Geister herrührend, zeigen den Tod des Menschen an (Niederwupper). Träumt man von Eiern oder Fischen, so muss ein Verwandter oder Bekannter sterben

(Delling). Träumt man im Winter von Äpfeln, Trauben und andern Früchten, so bedeutet das eine Leiche. Der ungerufen zu einem Kranken kommende Priester ist ein Verkündiger des Todes (Solingen). Geht man nach einer Beerdigung vom Kirchhof in Trupps und einzeln nach Hause, so stirbt bald jemand aus der Trauergesellschaft (Wipperfürth). Hat man des Nachts grosse Unruhe, so stirbt bald ein Verwandter (Delling). Die dortige Bevölkerung erklärt das folgendermassen: Der Geist ist etwas Unbegreifliches im Menschen. Liegt nun jemand todkrank darnieder und hegt grosse Sehnsucht nach einem andern, so macht der Geist des Schwerkranken dem Geist des andern Mitteilung, und dieser hat infolgedessen im Schlafe keine Ruhe (genau nach den Angaben eines Tagelöhners in Delling). Stirbt jemand, so besorgen die Nachbarn desselben das sogenannte Ausleichen. Man ist der festen Überzeugung, dass die betreffenden Nachbarn kurz vorher bei Tag oder Nacht ein Pochen an ihrer Türe vernehmen. Sehen sie in solchem Falle an der Türe nach, dann steht niemand draussen, der Einlass begehrte. Das geschieht zweimal. Wenn aber das Klopfen zum dritten Male erfolgt, dann findet man einen Boten vor der Türe, welcher den Tod des Nachbarn ansagt und sie bittet, ihrer Pflicht als Nachbarn nachzukommen (Mettmann). Wenn bei einem Leichnam erst nach längerer Zeit die Totenstarre eintritt, so folgt bald ein anderer Toter aus demselben Hause nach (Elberfeld). Ein Mann (der mir selbst diese Mitteilungen machte) ging als junger Bursche einst mit seinem Lehrmeister zum alten katholischen Kirchhofe an der Albrechtstrasse in Elberfeld. Plötzlich blieb der Meister stehen und sah scharf auf den Boden. Auf die Frage seines Begleiters, was er sehe, winkte er nur mit der Hand. Erst nach einiger Zeit setzte er seinen Weg fort und teilte nun jenem mit, dass er dort hätte halten müssen, um den Geist eines Menschen, der bald sterben werde, und dessen Leichenwagen er gesehen habe, passieren zu lassen (Elberfeld). Unzählige verwandte Züge aus allen Gegenden des Bergischen liessen sich beibringen. Eines Abends ging die 11jährige Tochter eines Bauern auf den Hof. Nach kurzer Zeit stürmte sie atemlos herein und

rief den Eltern zu, auf dem Misthaufen sei ein Spuk, sie habe dort etwas Weisses gesehen. Die Eltern folgten ihr, fanden das Weisse, gruben nach und fanden den Leichnam eines neugeborenen Kindes, welcher dort soeben von einem Nachbarn verscharrt worden war (Delling). Von den vielen hierher gehörigen Erzählungen nur noch eine. Cäsarius von Heisterbach erzählt: „Von einem Gespenst, das zu Bonn aus einem Grabe herauskam und in ein anderes hineinging. Etwas Ähnliches passierte in der Kirche zu Bonn. Als die Schüler einst nach der Vesper im Kloster spielten, sahen sie aus einem der Gräber, in denen die Kanoniken beigesetzt zu werden pflegten, eine Art menschlicher Gestalt herauskommen, welche über einige Gräber hinging und dann in ein Grab hinabstieg. Kurze Zeit darauf starb ein Kanonikus und wurde in das Grab gelegt, aus dem die Erscheinung herausgekommen war. Dann, wenige Tage nachher, starb ein anderer Kanonikus derselben Kirche und wurde in demselben Grabe begraben, wo jene Erscheinung hineingegangen war. Unser Mönch Christian aus Bonn war bei diesem Gesichte dabei.“ In Nr. 53 seines XI. Buches (Dialog. mir.) berichtet er eine ähnliche Erscheinung aus Stammheim. — Wer in der Mathiasnacht (25. Februar) um 12 Uhr auf den Friedhof zu Dürscheid geht, sieht dort viele Geister umgehen. Wer unter diesen einen kopflosen Geist erblickt, muss noch im Laufe desselben Jahres sterben (Olpe, Delling, Forste usw.).

Wenden wir uns den Todvorbedeutungen aus dem Tierreich zu.

In kalten Herbstnächten ertönt mitunter ein schauriges „hu, hu“ durch die Luft. Es ist das Geheul eines Hundes, der seinem Herrn meldet, dass seine Lebensuhr in 14 Tagen abgelaufen ist. Nicht selten erscheinen auch Hunde unter den Fenstern dessen, dem die Todesbotschaft gilt. Vor allen Dingen sind schwarze Hunde sichere Todesboten (Solingen). Oft heult ein Hund an dem Wege, über welchen nach einigen Tagen eine Leiche gebracht wird (Dönberg, Deilbach, Uckerath an der Sieg); m. vergl. dazu Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 23. Der Hund vermag die Geister zu sehen; darum gibt er zuweilen durch ein ganz eigenartiges Bellen das Zeichen, dass

ein Todesfall eintreten wird (an verschiedenen Orten). Wenn Hund oder Katze in der Nacht an einem Hause schreien, stirbt jemand (Rade vorm Wald). Fällt eine Kette vom Pferde herab, so stirbt jemand (Elberfeld). Wirft ein Maulwurf einen Haufen Erde aus einem Hause heraus, so muss einer aus dem Hause weg; wirft er dagegen einen Haufen Erde in ein Haus, so kommt noch einer mehr ins Haus (Olpe). Zeigen sich weisse Mäuse in einem Hause, so stirbt jemand (Broich bei Mülheim an der Ruhr). In der Vogelwelt gelten in erster Linie Käuzchen und Eule (wie vielerorts) als Leichenvogel, Totenhuhn, Leicheneule usw. Der Ruf des Käuzchens wird in Elberfeld auf die Worte: „Komm mit“ gedeutet. In Delling vernimmt man im Rufe dieses Vogels die Worte: „Lík, Lík (= Leiche). Auch in Rederscheid am Siebengebirge ist der Ruf der Eule todvorbedeutend. Leichenvorbedeutend ist es ferner, wenn Hahn oder Huhn Stroh schleppen (Solingen). Schüttelt sich ein Pferd, so muss es in den nächsten Tagen eine Leiche fahren (Delling). Einen Todesfall meldet auch das Pferd des gerufenen Geistlichen, wenn es das Haupt senkt (Solingen). Ruft eine Elster ums Haus, so stirbt jemand darin (Delling). Die Elster gilt namentlich als Todesbote, wenn sie im Winter an die Häuser herankommt und schreit (Lüttringhausen). Elstern fliegen beim herannahenden Tode eines Knaben ums Haus herum (Morsbach). Fliegt eine Elster auf das Fensterbrett, so stirbt jemand (Orscheid). Fliegt die Elster auf das Dach eines Hauses, so stirbt dort jemand (Windhagen). Nagen Mäuse an den Kleidern eines Schlafenden, so naht dem Betreffenden der Tod (Solingen). Auf der Höhe zwischen Waldbröl und Schladern liegt ein dicker Stein als Wegweiser. Nahe dabei befindet sich ein Sumpf, in welchem kleine Kröten leben. Dieselben begleiten den Wanderer, in dessen Familie ein Todesfall bevorsteht. Auch das Ticken des Holzwurms (Toten- oder Wanduhr genannt) ist in beregtem Sinne unheilverkündend (überall im Bergischen Lande). Spinnen und andere kleine Tiere sitzen oft in der Wand. Das läuft ab wie eine Uhr. Wenn es abgelaufen ist, dann stirbt jemand. Dann läuft die Uhr wieder an und später wieder ab (Remlingrade). Es stellt auch sicheren Tod in Aussicht, wenn eine schwarze

Kuh, ein schwarzer Ochse geschlachtet wird (Solingen). Derjenige, welcher im Frühjahr den Kuckuck rufen hört, lebt noch so viele Jahre, als der Kuckuck seinen Ruf ausstösst (allgemein; schon Cäsarius von Heisterbach berichtet davon).

Aus dem Pflanzenreich vermag ich nur einige Züge anzufügen. Werden die dicken Bohnen (*Vicia faba* L.) grün und es zeigt sich eine gelbe dazwischen, so tritt ein Todesfall ein (Elberfeld; m. vergl. dazu Rochholz, D. Glaube und Brauch I, 134). Blüht eine Blume zu ungewöhnlicher Zeit, so stirbt jemand auf dem Hofe (Wittlaer).

Schier zahllos sind die Todvorbedeutungen aus dem Gebiete der leblosen Dinge.

„Versiegendes Wasser, ein knarrender Balken und einstürzende Erdlöcher weissagen Todesfall, und aus dem Klang der aufs Grab geworfenen ersten Erdschollen entnimmt man, ob andere bald nachsterben oder nicht. Der losspringende Reif am Fass und das Einstürzen des Brautkuchens oder Mandelberges sind ebenfalls schlimme Zeichen“ (Solinger Kreis-Intelligenz-Blatt vom 17. April 1872). Findet man des Morgens ein kleines, schwarzes Kreuz im Bettuch, so stirbt in kurzer Zeit eine Person in dem Hause (sehr verbreitet). Kreuze im Bettuch, durch dickere Fäden, kreuzweise Falten usw. hervorgebracht, melden einen Toten an (Elberfeld). Wenn jemand stirbt, so hören die Hinterbliebenen siebenmal einen Nagel aufschlagen (Meiderich). Das Krachen der Treppenstufen bedeutet einen künftigen Todesfall (Elberfeld, Hasslinghausen). Am Knistern der Federkissen merkt man, ob jemand demnächst sterben wird (Meiderich). Vernimmt man ein Gerassel, als wenn Bretter aufeinanderfielen, dann muss jemand sterben; wird eine Kiste zugeschlagen, oder fällt ein blechernes Gefäss herunter, so stirbt ebenfalls jemand (allgemein). Stehen zufällig drei brennende Lampen auf einem Tisch, so ist eine Braut im Hause oder es steht ein Todesfall bevor (Mettmann; erstere Ansicht gilt auch in Elberfeld). Klingende Sägen und Sensen, ein herabfallendes Tuch (namentlich eine Futterschwinge) sind Todvorbedeutungen (Elberfeld, Kronenberg usw.). Beim Schreiner „schwitzt“ das Geschirr (Hand-

werkszeug), wenn er bald darnach einen Sarg machen muss (Bockum bei Wittlaer). Wenn die Ketten an einer Karre blinken, stirbt bald hernach jemand (Schlebusch). Fährt ein Fuhrwerk an einem Hause vorüber und es fällt plötzlich eine Kette herab, so stirbt bald darnach eine Person in dem Hause (Elberfeld). Wenn beim Weben plötzlich der Tritt abschnappt, stirbt jemand (Elberfeld). Pferdegeschirr bewegt sich im Stall, wenn bald ein Todesfall eintritt (Ägidienberg und Umgegend). Eine Truhe, in welcher Leinwand aufbewahrt wird, fällt auf und zu mit hörbarem Geräusch, wenn ein Todesfall bevorsteht. Wenn ein Spiegel springt, so nennt man das in Ägidienberg, Orscheid, Wülscheid usw. einen Zufall, d. h. es kündigt einen baldigen Todesfall an. Wenn das Kettchen, mit welchem man die Türe zu verschliessen pflegt, rasselt, wird man gleich nachher zu einem toten Nachbarn geboten, um ihn aufs Schöf zu setzen (Orscheid, Wülscheid, Ägidienberg usw.). Mancher sieht einen Sarg mit brennenden Lichtern, wenn jemand sterben soll, (Bockum bei Wittlaer). Mancher bemerkt ein brennendes Licht in einem Zimmer, wo in der Tat keins brennt, wenn jemand sterben wird (Wittlaer). Wenn am Sonntag beim Hoçhamt während der Wandlung die Uhr schlägt, stirbt jemand (Gimborn). Wenn der Tisch knackt, stirbt jemand (Delling). Wenn beim Verbrennen des Schöfs (Sterbstroh) der Rauch dem Sterbehause zufliegt, so wird geglaubt, dass der Verstorbene bald noch jemand aus diesem Hause nachhole (Velbert). In der Richtung, nach welcher der Rauch oder die Flamme des brennenden Schöfstrohs schlägt, stirbt bald jemand (Homberg bei Ratingen). Brennt das Herdfeuer im Hause eines Schwerkranken nicht, so stirbt er (Elberfeld).

Wenn auch, streng genommen, nicht hierher gehörig, so doch in sehr naher Verbindung mit den Todvorbedeutungen stehend, ist das Bestreben, das Ende eines mit dem Tode Ringenden zu beschleunigen. Liegt jemand schwerkrank, so geht man nach der „Spitze“ (kleine Ortschaft bei Herrenstrunden, durch Sagen bekannt) um „fusszufallen“, damit der Tod jenem leicht werde (Delling). „Kann ein Todkranker nicht verscheiden, so soll man eine Schindel auf dem Dache

wenden, drei Ziegeln ausheben, oder festes Hausgerät umkehren“ (Solinger Kr.-Int.-Bl. vom 17. April 1872). Dem Sterbenden gibt man noch heute in katholischen Gegenden eine geweihte Kerze in die Hand.

Die Trennung der Seele vom Körper, den Eintritt des Todes, fasst das bergische Volk seit alter Zeit als einen Kampf, den Todeskampf, auf. Schon Cäsarius von Heisterbach berichtet in seinem anno 1226 verfassten Volumen *minus miraculorum*, dass nach dem Tode eines Menschen Dämonen und Engel um seine Seele stritten. Darum, so ermahnt der seelsorgerische Mönch, sollen wir uns hüten, an der Bahre eines Verstorbenen Böses über ihn zu denken oder gar zu sprechen, denn dadurch treten wir gewissermassen als Zeugen gegen ihn auf. Dringen die Dämonen in dem Kampfe durch, so wird die Seele von dem Teufel geholt.

Der naive Mönch von Heisterbach gibt mit dieser Auslassung offenbar einer uralten germanischen Auffassung Ausdruck, welche schon in dem althochdeutschen Muspilli durchklingt, der die abgestorbene Seele zum Zankapfel zweier Heerhaufen von Himmelsengeln und Pechteufeln macht. Von einem ganz ähnlichen Kampf berichtet auch der Chronist beim Abscheiden Kaiser Lothars im Kloster Prüm. Diese Anschauung hat sich in vielen Sagen des bergischen Volkes verdichtet, von denen ich nur den „Todeskampf in der Luft“ (des Verf. *Bergische Sagen*, S. 16) und „Der schwarze und der weisse Rabe streiten sich um die Seele eines Menschen“ (ebenda, S. 426) anführen will (m. vgl. ferner Rochholz, *D. Glaube und Brauch I*, 168). Das zeitliche Hinausschieben dieses Todeskampfes in der älteren germanischen Auffassung gegen die neuzeitlicheren Sagendarstellungen ist von ganz untergeordneter Bedeutung.

Im 13. Jahrhundert war es am Niederrhein Brauch, einen Leidenden, der dem Tode nahe war, aus dem Bette zu heben und auf die Erde zu legen.

Wenn der Hausherr gestorben ist, so muss es den Bienen angesagt werden, indem der Erbe dreimal an den Bienenstock klopft und spricht:

„Imen, önke Hiar es duat,
Verlôt meck nitt en miner Nuat,“

denn sonst sterben sie ab (Mettmann). Starb im nördlichen Kirchspiel von Elberfeld ein Bauer, so ging einer der überlebenden Anverwandten, vor allen Dingen ein Sohn, zum Vieh und redete jedes mit seinem Namen an, etwa: „Bless (Pferdenname), dein Herr ist tot“.

In Wildbergerhütte und der ganzen Umgegend ist Sterben gleich bedeutend mit dem Ausdruck: Die Finger werden gleich lang.

Sobald die Seele im Todeskampfe ausgerungen hat, werden die nächsten Nachbarn oder Nachbarinnen benachrichtigt und gebeten, den Verstorbenen auszuleichen oder „aufs Schôf zu setzen“. Die nächsten Nachbarn gleichen Geschlechts finden sich ungesäumt ein, waschen die Leiche (rasieren den Mann) und kleiden sie an. Dabei bleiben die Fenster fest verschlossen, denn sonst läuft der Leichnam auf, wie man in Gimborn sagt. Dem Toten werden Mund und Augen geschlossen, damit der böse Blick nicht schade. Mit Tüchern werden sie oft gewaltsam verbunden (Archiv für Religionswissenschaft II, 219). Ist in Lieberhausen und Umgegend ein Jude gestorben, so legt man ihm gleich nach dem Tode Scherben auf die Augen, denn er kann immer noch sehen (Archiv für Religionswissenschaft II, 221 ff.). In den Sarg eines Juden legt man Hammer, Nähadel und Zwirn (Elberfeld, Lieberhausen). Die Nägel des Toten müssen sorgfältig beschnitten werden, sonst findet der Tote im Grabe keine Ruhe (m. vergl. die Sage vom alten Bross in meinen „Bergischen Sagen“, S. 171). Andere sagen, der Verstorbene muss reinlich und anständig vor Gott treten. Es war bereits im germanischen Heidentum bestimmte Vorschrift, die Leiche zu waschen, zu kämmen und ihr die Nägel zu beschneiden. Einst aber, heisst es in der Edda, wird der Eigennutz so weit überhandnehmen, dass man so weit die Pflicht der Nächstenliebe vergisst und den Leichen die Nägel nicht beschneidet; das wird ein Vorzeichen sein vom Beginn des Weltunterganges, denn aus den Nägeln der Toten wird das Schiff Naglfar gebaut, welches los wird, wenn das Ende hereinbricht.

In Nosbach, Wildberg usw. band man früher der Leiche die beiden grossen Zehen mit einem oder zwei Strohhalmen zusammen. So wurde der Tote auch bestattet. Ohr- und Fingerringe gibt man den Toten nicht mit ins Grab.

Ist die Leiche gewaschen und gekämmt, dann nimmt man eine Türe (oder ein sonst geeignetes Brett), legt diese auf zwei Stühle, breitet Stroh darauf, welches der nächste Bauer spendet, und bettet die Leiche darauf. Die Füsse derselben müssen nach der Türe gerichtet sein, während dieselben auf dem Kirchhofe nach Morgen gekehrt sein müssen, der Sonne entgegen, erstens, damit der Tote nicht wiederköhre, letzteres, damit der Tote dem aufgehenden Lichte und der zukünftigen Auferstehung entgegenszehen vermag. In Wildberg, Nosbach usw. legt man auch heute noch zuweilen eine Hand voll Stroh unter die Leiche.

Wenn das alles verrichtet ist, wird den Nachbarn oder Nachbarinnen Kaffee gereicht. Der Bauer, der es eben einrichten kann, lässt den Toten gern in einem besondern Zimmer des Erdgeschosses aufbahren. Es gibt darum Bauerngüter, wo seit undenklichen Zeiten alle im Hause Verstorbenen in demselben Gemach auf dem Schöf gestanden haben.

In Herkenrath bei Bensberg sagt man: „Du kommst auf das Brett“. Dieser Ausdruck ist nach den vorigen Ausführungen verständlich (m. vergl. die Sterbebretter in Oberbayern usw.).

Die Leiche ist, so lange sie im Sterbeause liegt, von brennenden Lichtern umgeben, und zwar brennen am Sarge katholischer Leichen drei Kerzen. Sind dieselben am Morgen noch nicht erloschen, so lässt man sie ausbrennen. Bei protestantischen Leichen steht in der Nacht eine brennende Lampe. Auch auf dem Wege nach dem Kirchhofe wurde die Leiche bis vor kurzem in manchen Gegenden (vielleicht noch hier und da gebräuchlich) mit brennenden Kerzen begleitet. Dieser Brauch ist ziemlich alt, denn aus dem Bergischen Synodal-Protokoll vom Jahre 1598 ersehen wir, dass man bei Begräbnissen Tarren (d. h. Teer)-Kerzen trug, namentlich in katholischen Gegenden. Kurfürst Clemens August von Köln bestimmte in einer Trauerordnung vom

Jahre 1730 für die Kölnischen Lande, dass höchstens sechs Wachslichter im Leichengefolge geführt werden dürften. Keins derselben sollte schwerer als drei Pfund sein.

Die auf dem Schöf ruhende Leiche wird mit einem weissen Tuche bedeckt. In Windhagen begründet man diesen Gebrauch mit dem Bemerken, unser Herrgott habe auch ein Leichentuch getragen. Rochholz (D. Glaube und Brauch I, 133 ff.) ist darum und auf Grund anderer Tatsachen berechtigt, die weisse Farbe als die altddeutsche Leidfarbe anzusprechen. Für das Bergische sind mehrfache Anzeichen vorhanden, dass dasselbe auch hier einst galt. So wird z. B. das Kind noch heute im Bergischen in einem weissgestrichenen Sarge begraben, aber auch Jünglinge und Jungfrauen. Der weissen Farbe begegneten wir auch mehrmals bei den Todvorbedeutungen. Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts hin wurden die Verheirateten durchweg in schwarzen Särgen begraben; nun ist Braun die herrschende Farbe.

Noch vielfach finden sich auf dem Lande am Abend vor der Beerdigung die Nachbarsfrauen im Trauerhause ein, um gemeinschaftlich das Totenkleid anzufertigen. Alte Leute hielten streng darauf, dass dem Toten kein langes Totenkleid angelegt werde, damit sich bei der Auferstehung die Füsse des Toten nicht im Totenkleid verwickeln möchten. Vielfach bestimmte der Totkranke selbst, man möge ihm nur ein kurzes Totenkleid anlegen. Weiss ist das Totenkleid. Die verstorbene Frau erhielt ausserdem eine weisse Haube mit einem schwarzen Einsatz (Elberfeld). Der Sarg wurde früher erst am Abend vor der Beerdigung abgeliefert. Dann war auch das Sterbekleid fertiggestellt, und der Tote wurde in den Sarg gebettet. Die Nadel, mit welcher man das Totenhemd nähte, wird nebst dem zugehörigen Faden dem Toten in den Sarg gelegt, damit, wenn bei der Auferstehung am jüngsten Tag das Totenkleid zerreisst, der Schaden ausgebessert werden kann. Dieser christliche Anstrich darf uns über den germanisch-heidnischen Kern nicht täuschen. In Ägidienberg wird noch heute das Totenkleid von Frauen und Mädchen gemeinschaftlich angefertigt.

Eine andere Totenzugabe besteht in einem Geldstück,

dazu bestimmt, etwas zu kaufen auf der Reise der Seele ins Jenseits. Es ist aber auch das Fährgeld, welches Griechen, Römer und vielfach auch die Germanen dem Toten in den Sarg legten, damit er den Fährmann lohnen möge, der ihn über den Totenstrom setzen muss. Als das Christentum in Deutschland zur Herrschaft gelangte, verwandelte sich dieses Fährgeld für den Totenschiffer in eine Peterssteuer, die nach damaliger Auffassung von dem Verstorbenen dem Türhüter des Himmels, Petrus, entrichtet werden musste. Daher findet man in christlich-germanischen Gräbern vom 3. bis 15. Jahrhundert Schädel, in deren Mundhöhlen kleine Silbermünzen liegen. Dieser Brauch scheint kirchlich sanktioniert worden zu sein, da die Kirche noch heute die dem Sterbenden verabreichte Kommunion als Wegzehrung und Viaticum bezeichnet. Der katholische Landmann nennt aber in seiner derben Weise die Totenmünze ein Trinkgeld, das nach der Anschauung verschiedener deutscher Landschaften im Nobiskrug, dem Wirtshause der Unterwelt, in Gemeinschaft vieler Verstorbenen bis zum letzten Heller verzehrt wird. Dieser alte Brauch ist dann zum Trinkgeld für den Leichenbitter und die Kinder, welche den Rosenkranz beten, entartet (m. vergl. die Abhandlung von P. Sartori, Die Totenmünze im Archiv für Religionswissenschaft, II, 205 ff.).

Einer jüdischen Leiche gibt man hingegen Hammer, Zange, einige Kupfermünzen und ein Stück Weissbrot mit ins Grab. Mit Hammer und Zange muss der Tote am jüngsten Tage seinen Sarg öffnen.

Am Trauerhause werden gleich nach dem Eintritt des Todes sämtliche Fensterladen soweit angelehnt, dass nur ein schmaler Lichtstreifen in die Wohnräume einfallen kann, und man bringt einen schwarzen Flor an der Haustüre an. Im Oberbergischen, z. B. in Lindlar, kennt man diesen Brauch nicht. In kleineren oberbergischen Gemeinden wird das Hinscheiden eines der Glieder auch heute noch durch das Läuten der Kirchenglocken verkündet. Während jetzt die Schaufstellung der Leiche auf das Haus beschränkt ist, war eine solche ehemals in der katholischen Kirche während des Trauergottesdienstes üblich, während dessen die Leiche

eingesegnet wurde und die üblichen Vigilien (Leichenwachen-Gesänge) erschallten. Ein kirchliches Verbot hat diese Sitte beseitigt. Ein leerer Sarg vertritt nun die Stelle der Leiche in der Kirche. „Früher waren Sarg, Träger und Kerzen mit Schmuck überfüllt. Erzbischöfliche Verbote haben diesen Prunk abgestellt. Den einzigen Schmuck des Leichenzuges und der Kerzen bilden jetzt schwarze Trauerflore und schwarze Kleidung. Der Leiche voran wird ein mit einem Trauerflor bezeichnetes Kreuz getragen. Der Sarg selber ist mit einem Tuche bedeckt. War der Verlebte verehelicht, so ist's ein schwarzes Tuch mit weissem Kreuze, war er unverehelicht, so ist's ein weisses Tuch mit grünem Kreuze. Starb eine Frau in den Wochen, so bedeckt ein ganz weisses Tuch den Sarg“ (Montanus). In Lüttringhausen war nur ein schwarzes Tuch im Gebrauch. Aber auch das Pferd, welches den Leichenwagen zog, trug in Lüttringhausen einen schwarzen Flor.

Die Beileidsbezeugungen unterschieden sich früher so wesentlich von der heute allgemein üblichen Form, dass derselben hier Erwähnung geschehen muss. Wir folgen bei diesen Ausführungen im wesentlichen den Ausführungen des Elberfelder Chronisten Merken, welcher um die Mitte des 18. Jahrhunderts lebte. War jemand gestorben, so wurde es den Verwandten und Bekannten angesagt. Diese hielten sich für verpflichtet, so lange der Tote unbeerdigt war, die Schlagläden an ihren Häusern ganz oder wenigstens halb zu schliessen. An dem folgenden Tage versammelten sich die Verwandten vor allen Dingen um 3 Uhr im Sterbehaus, die Männer mit hängenden Schleiern und abgezogenen Hüten, die Frauen aber tief verhüllt in schwarze Regentücher, um die Toten wache zu halten. Lautlos empfing sie ein Leichenbitter und führte sie in ein fast ganz verfinstertes Zimmer. Dort sass man eine viertel bis eine halbe Stunde still und schweigend, um dann andern Ankömmlingen Platz zu machen. Ohne zu sprechen, verliess man das Trauerhaus. Das währte bis zum späten Abend. Während der ganzen Zeit sass die Trauerleute, Mann oder Frau mit ihren Kindern, auf dem finstern Zimmer. Am folgenden Tage wiederholte sich diese Zeremonie in der Zeit von 3 bis 6 Uhr. Diese zweite Toten-

wache wurde namentlich von Bekannten, Freunden und Nachbarn abgehalten.

Die Totenwachen verliefen meistens nicht so harmlos, wie es nach dem Bericht des Elberfelder Chronisten scheinen möchte. Schon Burkard von Worms (1025—1038) eifert gegen diese Leichenwachen am Vorabend des Begräbnisses als eine heidnische Sitte, bei welcher diabolische Gesänge, Tänze aufgeführt, Trinkgelage gehalten wurden.

Früher versammelten sich im Trauerhause, besonders in der Nacht vor dem Begräbnisse, die Freunde und Nachbarn des Verblichenen. Man vertrieb sich die Zeit mit lauten Gebeten, mit Erzählungen, mit Gesängen (geistlichen und vielfach auch weltlichen). Je grösser die Zahl der Teilnehmer an der Totenwache war, je ehrenvoller war es für den Verstorbenen und seine Angehörigen. Aber die Zecherei, welche dabei üblich war, liess selbst das unheimliche Gefühl, welches uns in der Gegenwart einer Leiche unwillkürlich beschleicht, verschwinden und Zügellosigkeiten der schlimmsten Art aufkommen. In Wildberg wurden die Totenwachen alle drei Nächte hindurch, welche der Tote aufgebahrt war, gehalten. Man warf einige Bund Stroh auf die Erde, auf welche sich alle Teilnehmer (beiderlei Geschlechts) legten. In Erdingen ging einst ein Bursche her und nähte allen Schlafenden die Kleider zusammen. Als man aufwachte, entstand ein schreckliches Durcheinander, sodass selbst die Leiche umgeworfen wurde. Jetzt halten dort 4—5 Männer die Totenwache. In Gimborn ist noch heute die Totenwache üblich und zwar in der Form, dass jeden Abend, solange der Tote über der Erde steht, Verwandte und Bekannte im Sterbehause eine Stunde beten. Früher hielten in Gimborn zwei Männer die ganze Nacht hindurch die Totenwache.

Es ist leicht begreiflich, dass diese Totenwachen seit alter Zeit ein Stein des Anstosses und Ärgernisses waren für Staat und Gemeinde, für Fürst und Kirche. Die bergische Regierung wandte sich in den Jahren 1709, 1734, 1742 und 1785 gegen solch ärgerliches Treiben. Herzog Karl Philipp verordnete im Jahre 1742: „Die Übertreter des Verbotes der schwelgerischen Leichen-Wachen sollen bei den Herren-

gedingen ausgemittelt und bei den Bruchten-Verhören gestraft werden“. Die Schwarzenbergische Polizei-Ordnung für Gimborn-Neustadt vom Jahre 1766 verbot die Totenwachen bei Nacht.

Die Ortsbehörden gingen mit der Landesregierung Hand in Hand. Als z. B. im Jahre 1742 bei dem Tode des reformierten Predigers Meyer und des Stadtscheffen Seybels (Siebels) in Elberfeld grosse Unordnungen vorkamen, verbot die städtische Behörde jede Totenwache und das Ausschicken von Bier und Wein sowohl vor als nach der Beerdigung.

Eifriger noch als die weltlichen Behörden war namentlich das strenge reformierte Kirchenregiment im Bergischen bemüht, die Auswüchse, welche die Ausübung der Totenwache gezeitigt hatte, abzustellen. So wird im reformierten Konsistorium zu Sonnborn im Jahre 1699 darüber geklagt, dass selbst im Angesicht des Todes die Vergnügungssucht ihre Orgien feiere, dass bei den Totenwachen allerhand unordentliches Wesen besonders von jüngeren Leuten getrieben werde. Man traf die Bestimmung, „dass nur verheiratete Personen die Wache halten sollen, die jüngeren Leute aber bei keiner Totenwache sich einfinden dürften, widrigenfalls die Kirchenzensur gegen sie gebraucht würde“. In den Konsistorial-Dekreten der reformierten Gemeinde zu Elberfeld vom 3. November 1664 heisst es im Anschluss an § 17 der Kirchenordnung: „Demnach die also genannte Totenwache hierselbst im Brauch bei vielen bisher gewesen sind, als sollen hinfort dieselbigen, weil sie mehr als heidnisch sind, nicht geziemen, hiemit bei allen rechtschaffenen Christen hierselbst abgeschafft sein, widrigenfalls sollen sie deswegen zur Rede gestellt werden. Doch aber mögen nächste Freunde und Verwandten, christlichem Brauch nach, ihr Leidwesen im Hause, da die Leiche ist, bezeugen.“ Schon 1681 musste jedoch abermals wider „solch ärgerliches, Christen ungeziemendes Wesen“ in Elberfeld ernstlich vorgegangen werden.

In Herkenrath bei Bensberg wurden früher Leichenwachen gehalten; die Träger, welche aus den Nachbarn gewählt wurden, besorgten diese Wachen abwechselnd. Heute ist es dort noch Sitte, dass am Tage vor der Beerdigung die Träger

oder Nachbarn zu einer Stunde Gebets sich im Sterbehaus versammeln.

Zur Teilnahme an der Beerdigung lud früher der Leichenbitter ein, der mit hohem Zylinder, von welchem ein langer schwarzer Schleier herab wallte, und schwarzem Mantel von Haus zu Haus schritt. Für weite Landbezirke versah oft lange Jahre ein und dieselbe Persönlichkeit dieses Amt, ähnlich wie der Hochzeitbitter. In Herkenrath bei Bensberg war eine Leichenbitterin. Sie sass mit dem Kreuz auf der Leichenkarre oder ging vor derselben her. Zu Paffrath wird bei Sterbefällen innerhalb der alten Nachbarschaften (heute Bezirke genannt), welche genau begrenzt sind, zur Leiche gebeten. Der Leichenbitter spricht dabei folgendes: „Peter N. und Frau lassen euch beschweren (beschwören), morgen mit zum Begräbnis des P. P. dort und dort um so und so viel Uhr zu gehen.“

Die Toten wurden durchweg bei Tage beerdigt. Doch waren die Lutherianer zu Elberfeld in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts zu folgender Klage genötigt: „Ferner Reformierte uns in Begrabung unserer Toten viele molesten machen, ob wir gleich dieselbe in höchster Stille und einsam, auch selbst zur Abendzeit und bei Leuchten (Laternen) vornehmen, dennoch solchen Tumult erregen, dass man wegen Umblauß des Gepöbelß nicht nur keinen freien Durchzug auf öffentlicher Strassen haben, sondern auch wegen Gepfeiffe und Gejuches weder sehen noch hören mag, und wir dann kein remedium sehen, diesem zu begegnen, es sei denn, dass denen Beampten loci sampt und sonders befohlen werde, uns bei unserer einmal erhaltenen Concession zu handhaben und zu schützen.“

Der Sarg wird unmittelbar vor der Beerdigung auf den grossen Hausflur, die Diele, gestellt, vor den Herd, den geheiligten Mittelpunkt des Hauses. Hier erfolgt auch die Leichenpredigt. Am dritten Tage wird jetzt allgemein die Leiche aus dem Hause gebracht (früher nicht, worauf wir weiter unten zurückkommen werden). Die Füsse müssen unbedingt voran, was in alten Bauernhäusern oft grosse Mühe verursacht. Kaum ist der Sarg auf den Leichenwagen gehoben,

so wird das Schöfstroh auf den Weg zerstreut, den der Leichenzug einschlägt, und verbrannt. Dieser Brauch ist auch in Schwelm, zwei Stunden von Elberfeld entfernt, üblich, wo noch heute der Grabweg „Notweg“ genannt wird. Dort vermeint man durch das Verbrennen des Sterbstrohs (Rewestro) die Rückkehr des Toten zu verhüten. In Windhagen hinter dem Siebengebirge verbrennt man das Sterbstroh ebenfalls, aber nicht hinter dem Leichenwagen her, sondern neben dem Hause, an einem entlegenen Orte. Auch in Remlingrade war das Schöfbrennen bis vor kurzem üblich, denn dann konnte nach der Auffassung der dortigen Bevölkerung der Geist des Verstorbenen nicht zurückkehren. In Wildberg, Nosbach, Wildbergerhütte wird das Schöfstroh unweit des Hauses verbrannt. Das Schöf bestand hier nur aus einer Hand voll Stroh, welche man unter die Leiche legte. Am Tage nach dem Hinscheiden läutet man. Das nennt man in dieser Gegend noch heute „auf das Schöf läuten“. In Hülsenbusch wird der Tote am Abend vor der Beerdigung in den Sarg gelegt; dann wird das Schöfstroh an einem benachbarten Hügel an einem „Fussfall“ (Bildstock des Stationswegs), an welchem den nächsten Tag die Leiche vorübergefahren wird, verbrannt. Auch in Ägidienberg wird das Sterbstroh verbrannt. In der Umgegend von Lüttringhausen verbrannte man das Schöfstroh nach der Beerdigung auf einem nahen Felde. Über das Schöf vergl. man die interessanten Arbeiten von A. de Cock in „Volkskunde“, Tijdschrift voor Nederlandche Folklore 13 S. 184 f. Rhein. Gesch.-Blätter II, Heft 12, III, Heft 4 usw.

Nach Montanus-Waldbrühl (Die Vorzeit der Länder Cleve-Mark, Jülich-Berg, I, 171) war bei Merheim im Bergischen (unweit Köln) ehemals folgender Brauch herrschend: „Bei Merheim, unterhalb Bensberg, wurden früher die Leichen zum Friedhofe gefahren. Der hölzerne Sarg wurde auf den Karren auf zwei Strohbündel gelegt und zwar dergestalt, dass die Füße des Toten nach vorne zu liegen kamen. Auf diesen Sarg setzte sich dann stets die Leichenbitterin, welche, obgleich das Begräbnis am hellen Mittage stattfand, eine brennende Leuchte in der Hand trug. Der Fuhrmann schritt stumm neben dem Wagen einher, indes die Frau oben mit lauter

Stimme alte Gebete hersagte. Am Friedhofe hielt der Wagen, der Sarg wurde auf die Bahre gesetzt und von den Freunden des Verbliebenen wenigstens einmal, bei angesehenen Toten aber dreimal um die Kirche und dann erst zu Grabe getragen. Der Fuhrmann, welcher die Leiche gefahren hatte, musste nun den Wagen so herumzufahren suchen, dass die Strohbindel, worauf der Sarg gelegen, nicht mit in den Hof zurückgelangen, weil sonst Krankheit und Tod mit hineingebracht würden; auch durfte er sie nicht eigenhändig herabwerfen, weil er sonst vom Übel befallen werden könne. Er suchte sich daher die holperigsten Wege aus und fuhr auf diesen mit einer Eile, welche gegen die gemessene Hinfahrt abstach, zurück, um so die verhängnisvollen Bündel durch das Schütteln des Gefährts zu verlieren.“

Bedeutsamer ist offenbar das Verbrennen des Sterbstrohs. Unzweifelhaft hat man darin zunächst einen Desinfektionsprozess zu erkennen. Das erhellt auch aus der Art und Weise, wie man sich in Merheim der Strohbindel entledigte. Aber dieses Sterbstrohbrengen erinnert auch unwillkürlich an den altdeutschen Leichenbrand, was Grimm (D. Mythologie³, S. 342 f.) und Simrock (Handbuch d. d. Mythologie⁶, S. 292, 561) in eingehender Untersuchung längst klar gestellt haben. Das Verbrennen des Schöfs ist demnach als der letzte Rest und ein direkter Anklang an jene um mehr als tausend Jahre zurückliegende germanisch-heidnische Sitte anzusehen. Wie in der Leichenverbrennung überhaupt dürfen wir aber auch mit Tylor (Anfänge der Kultur) im Sterbstrohbrengen das Symbol eines weit verbreiteten Reinigungsofers erkennen.

Das Verbrennen des Sterbstrohs (Reefstroh) verbot der grosse Kurfürst für die Grafschaft Mark, welche an das Bergische angrenzt, schon im Jahre 1669, wie auch, dass das Totengebot zuletzt an einen hohlen Baum gebracht werde (Zeitschrift des Berg. Gesch.-Ver. XI, 96). Über das Verbrennen des Sterbstrohs vergleiche man noch Liebrecht, zur Volkskunde, S. 316.

Der Sarg wurde früher allgemein, jetzt nur noch in rein ländlichen Gegenden, mit einem grossen Tuche, dem sogenannten Leichentuche bedeckt, wenn er zum Friedhofe

hinausgefahren wurde. Über die Farbe dieses Tuches wurde an anderer Stelle das Nähere mitgeteilt. In Elberfeld war allem Anschein nach seit alter Zeit (wie wir aus dem Konsist.-Protokoll von 1662 ersehen) dieses Leichentuch Eigentum der reformierten Gemeinde, welche damals die einzige Kirchengemeinde der Stadt war. Die Kirche verlieh dieses Leichentuch gegen eine Geldentschädigung, welche den Armenmitteln zufloss. Eine solche ergiebige Einnahmequelle musste bald den Neid der Bürger erwecken. Darum wird im Jahre 1662 seitens des Konsistoriums geklagt, dass Werner Teschemacher von der Aue Leichttücher ausleihe. „Er sollte deswegen erinnert werden, dass er solches zum praejuditz und Nachteil der Armen nicht tun wolte.“ In demselben Jahre ging auch Unterbarmen in ähnlicher Weise vor, um die Einkünfte für seine Armen zu verwenden. Diese Fälle blieben jedoch nicht vereinzelt, so dass schon 1671 die „Krämer“ erinnert werden mussten, dass man zu ihnen das gute Vertrauen habe, „dass sie hinfort nicht mehr zum Nachteil der Armen Tücher auf Leichen ausleihen würden“.

Früher fand die Beerdigung am 3., 4. oder gar 5. Tage nach dem Hinscheiden statt, zu welcher Verwandte und Nachbarn eingeladen wurden. Auf dem Lande ist vielfach der Kreis der einzuladenden Nachbarn genau bestimmt und örtlich scharf abgegrenzt. Grade der letztere Umstand ist beachtenswert, da er ein Überrest der Nachbarschaften ist, welche am Niederrhein vielfach noch erhalten geblieben sind. Die Männer erschienen zum Leichengefolge wiederum mit hohen Zylindern, hängenden Schleiern und schwarzen Mänteln, die Frauen in schwarzen Regentüchern. Die nächsten Verwandten kamen „mit tief abgezügelden“ Hüten und weissen Schnupftüchern (Mitte des 18. Jahrhunderts in Elberfeld) in den Händen. In Hülsenbusch tragen die Frauen noch jetzt bei Beerdigungen die grossen schwarzen Regentücher, in dem benachbarten Gimborn schon nicht mehr. In Refrath tragen die Männer bei Beerdigungen eine kleine schwarze Trauerschleife am Arme. Mädchen und Frauen tragen dort bei der Beerdigung eines Kindes eine kleine weisse oder weissgraue Schleife an der Brust. In Broich bei Mülheim an der Ruhr sind die

Hüll- oder Regentücher noch bekannt. In Angermund tragen die Frauen des Trauergefolges noch durchweg schwarze Regentücher, zwar nicht mehr die grossen.

Bevor der Trauerzug das Haus verliess, wurden in früherer Zeit die Erschienenen mit einem Trunk Zitronenbier beehrt, die verheirateten Leichenträger dazu mit schwarzen, die unverheirateten mit weissen Lederhandschuhen bedacht. Jetzt sind weisse Baumwollhandschuhe allein üblich für die Träger, bei dem Trauergefolge nur schwarze, auch auf dem Lande.

Stirbt in der Mettmanner und Hubbelrather Gegend heute ein Bauer, der noch auf seine „Bauernehre“ hält, so wird der Sarg auf eine Schlagkarre gesetzt. Die Radspeichen werden sorgfältig geputzt und mit Tran geschmiert. Das eigene Pferd zieht den Leichenkarren. In Hubbelrath benutzt man dazu das Pferd des nächsten Nachbarn. Alles Lederzeug muss frisch geschmiert und alle Hufe des Pferdes müssen geputzt und geschmiert sein. Der zweitnächste Bauer spannt sein Pferd vor das erstere. Der Knecht geht mit getranten Stiefeln neben dem Fuhrwerk her. Auf dem Vorspannpferd sitzt der zugehörige Knecht (der Pferdeknecht heisst hier Enk) rittlings (nach Frauenart) mit langen Stiefeln und blauem Kittel. In den Brustschlitz des Kittels hat er ein weisses Taschentuch gebunden.

In Lieberhausen kommt neben dem Leichenwagen auch noch eine zweirädrige Karre zur Anwendung. Der Sarg steht ohne Tuch auf demselben. Der Knecht, welcher das Pferd führt, geht oft noch in blauem Kittel.

In Wittlaer bei Kaiserswerth setzt man den Sarg auf einen Karren (Leiterwagen, von welchem die Leitern heruntergenommen sind). Früher wurde ein Leichentuch darüber gebreitet und zwar bei unverheirateten Personen ein schwarzes Tuch mit weissem Kreuz, bei verheirateten ein schwarzes.

In Ägidienberg benutzte man bis vor kurzem ein schwarzes Leichentuch mit weissem Kreuz. Dasselbe ist zwar noch vorhanden, wird aber nicht mehr benutzt, um mit dem Sarge besser prunken zu können.

In Refrath bei Bensberg wird der weisse Sarg eines

kleinen Kindes von einem erwachsenen Mädchen, mag das Verstorbene männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, allen Leidtragenden voran auf dem Kopfe getragen und geschickt mit einer Hand balanciert. Auch in einigen Strichen des Kreises Solingen ist das üblich.

Gleich hinter dem Leichenwagen geht der nächste Nachbar, welcher aber verheiratet sein muss. Dann folgen die männlichen Verwandten des Verstorbenen und zwar einzeln und genau nach dem Verwandtschaftsgrade geordnet. Auf die Verwandten folgen die Nachbarn. Acht derselben sind gewöhnlich zu Trägern bestimmt. Dann folgt die Frau des nächsten Nachbarn mit den weiblichen Angehörigen des Verleblichen, denen sich die Nachbarinnen anreihen (nördl. Kirchspiele von Elberfeld). Der Trauerzug wird in der Gemeinde Velbert durch die Träger beschlossen, welche sämtlich mit einem weissleinenen Taschentuch und (bei feineren Leichenbegängnissen) auch mit weissen Handschuhen versehen werden. Wenn sich Vereine beteiligen, so müssen sich die Mitglieder derselben paarweise hinten angliedern, während dieselben in Elberfeld dem Leichenwagen voranschreiten. Nach den Mitteilungen von Montanus (wohl auf die untere Wupper beschränkt) schliesst in Landgemeinden die Leichenbitterin den Zug, die ein einfaches, kleines, mit Immergrün geschmücktes Holzkreuz trägt, das sie auf das geschlossene Grab steckt.

In Wildberg bestand das Leichengefolge früher nur aus Männern; jetzt gehen auch Frauen mit zum Grabe.

In Wittlaer schritt früher ein bezahlter Mann gleich hinter dem Sarge her, welcher eine Leuchte trug. Dann folgten die Verwandten und darauf die Bekannten und Nachbarn. Der Bruder des Verstorbenen kam zuerst; ihm folgte der Schwager.

Im Dönberg und am Deilbach trug ehemals der Vorgänger beim Leichenzug (der erste Nachbar, welcher unmittelbar dem Sarge folgte) eine Zitrone in der Hand, wenn ein reicher Bauer gestorben war. Bei armen Leuten war dieser Brauch nicht üblich.

In Gimborn, Wipperfürth usw. gehen (gleichviel ob ein Mann oder eine Frau begraben wird) gleich hinter dem Sarge

die männlichen Verwandten nach dem Grade ihrer Verwandtschaft; dann folgen die Frauen in derselben Weise, hierauf erst die Männer und dann die Frauen der Bekanntschaft.

In Lüttringhausen folgten die Sänger (16—20 jährige Burschen aus der Umgegend sangen bei Beerdigungen vor dem Sterbehause, wofür sie mit Schnaps regaliert wurden; besonders beliebte Lieder waren: „Freu dich sehr, o meine Seele; Was Gott tut, das ist wohlgetan“) unmittelbar nach dem Leichenwagen, dann die Angehörigen.

In Mettmann werden die Katholiken namentlich (aber auch schon einzelne Evangelische) morgens um 10 Uhr begraben; vier brennende Laternen befinden sich am Wagen; diese Sitte ist dort neuerdings eingeführt worden, soll aber früherem Gebrauch entsprechen.

In Bensberg ging früher jemand mit einer brennenden Laterne dem Leichenwagen voran.

In Homberg bei Ratingen hatte man ehemals besondere Leichenkarren mit Holzachsen. Diese Karren waren schwarz gestrichen und wurden oft von 3, meist aber von 2 Pferden gezogen; ein oder zwei Führer sassen auf den Pferden. Ein Lunzenkieker (Lunzen sind die Stecken am Rade) ging nebenher. Arme Leute wurden auf gewöhnlichen Karren gefahren.

Kein Teilnehmer an einem Leichenzuge darf Gold oder glänzendes Metall tragen. Die Uhr wird für diese Zeit an eine schwarze Schnur befestigt. So bewegt sich der Zug zum Kirchhofe und vielerorts auch in derselben Ordnung zurück, bis er das Stadtgebiet hinter sich gelassen hat (z. B. in Velbert). In der Gemeinde Wülfrath ist es ebenso, nur mit dem geringfügigen Unterschiede, dass die Träger zu den Seiten des Leichenwagens (je drei und drei) gehen. Die Hüte, Schleier, Mäntel und Regentücher lieh man in gewissen Geschäften. Selten war man im Besitz dieser Trauerartikel.

Im Kirchspiel Elberfeld sind gewöhnlich acht Leichenträger üblich, welche durchweg aus den Nachbarn ausgewählt werden. Es wurde beispielsweise im Jahre 1772 durch den Elberfelder Magistrat ausdrücklich bestimmt, dass die Leichenträger in Zukunft aus der nächsten Nachbarschaft zu wählen seien. Ehe sie die Leiche aufhoben, mussten jedem

mindesten 30 Stüber (aber nicht mehr als 1 Rtlr.) gereicht werden. Die Reichen dehnten den Begriff „Reichstaler“ und gaben einen Krontaler. Das Überreichen von Handschuhen und Zitronen wurde damals freigestellt. Diese Bestimmung über die Auswahl der Träger hatte jedoch manche Unannehmlichkeiten im Gefolge und scheint schon bald eine Abänderung erfahren zu haben.

Früher war es im Bergischen bei Beerdigungen ziemlich überall Sitte, namentlich bei der Beerdigung von Personen der bessern Stände, den Leichenträgern eine Zitrone zu reichen. In Barmen und Kronenberg z. B. erhielt sich dieser Brauch bis in die neuere Zeit hinein, etwa bis zum Jahre 1860. Der damit beabsichtigte Zweck scheint ursprünglich der gewesen zu sein, dem häufig unvermeidlichen Leichengeruche entgegenzuwirken. Als nach Einführung der Leichenwagen die Träger mit dem Sarge weniger in Berührung kamen, scheint man den Brauch allmählich haben fallen lassen. Der Zitrone dürfte in diesem Zusammenhange jedoch auch eine symbolische Bedeutung beizumessen sein. Das lässt sich aus einer Mitteilung Heinrich Heine's in seinem „Rabbi von Bacharach“ erschliessen, wo es heisst: „Andere hielten unter die Nase der Ohnmächtigen eine alte Zitrone, die, mit Gewürznägelchen durchstochen, vom letzten Festtage herrührte, wo sie zum nervenstärkenden Anriechen diente“. Der Ort dieser Handlung ist zwar die Synagoge zu Frankfurt am Main. Ob dieser Gebrauch, die Citrone als Riech- und Belebungs mittel anzuwenden, dort einheimisch war, oder ob er Heine von Düsseldorf im Bergischen her bekannt war, oder ob es endlich ein spezifisch-jüdischer Gebrauch war, ist ungewiss. Doch scheint manches dafür zu sprechen, dass es eine dem Dichter von Düsseldorf her bekannte Sitte war. Dafür könnte angeführt werden, dass man ehemals im Rheinlande sogar dem Toten eine Citrone in die Hand gab. In der dritten Strophe des bekannten Liedes (Dichter unbekannt): „Ihr Brüder, wenn ich nicht mehr trinke“, heisst es nämlich:

„Beim Sarge lasst es nur bewenden,
Legt mich nur in ein rhein'sches Fass,
Statt der Zitrone in den Händen
Reicht mir ein volles Deckelglas“.

Dazu passt auch eine Mitteilung aus Naumburg an der Saale. Als diese Stadt durch Prokop mit seinen Hussiten belagert wurde, retteten die Kinder bekanntlich die Stadt, indem sie, geführt von einem Lehrer, im Feindeslager erschienen. Sie trugen weisse Sterbegewänder, in der rechten Hand eine Zitrone, in der linken einen grünen Zweig. Das trug sich im Jahre 1432 zu. Mithin war es schon damals Sitte, Zitronen bei Beerdigungen zu tragen. Von Bedeutung für die Erklärung und Begründung dieses Brauches ist eine Mitteilung von Andreas Clauberg in seiner „Heiligen Weltbeschreibung“. Andreas Clauberg war aus Solingen gebürtig und später Pfarrer in Frechen bei Köln. In den Jahren 1673—1714 war er auch als brandenburgischer Feldprediger in Köln tätig, in welcher Stadt er in den Jahren 1696 und 1697 wohnte.

Andreas Clauberg bemerkt also:

„Das fürnembste, so von den Citronenbäumen zu sagen fällt, ist, dass sie stets grünen, und ihre Früchte das gantze Jahr durchtragen, so, dass wann die ersten zeitig sind, die andern Äpfel alsobald darauff folgen. Wann sie zeitig sind, so haben sie eine schöne Goldfarbe; desswegen sie auch von Poeten Göldene Aepfel hin und wieder genannt werden; wie auch denn Martialis eine Taffel mit Citronen auffgetischt einem göldenen Tische vergleicht. Sie sind eines lieblichen Geruchs, und vertreiben dadurch manchmal einen Gestanck; Weil der Parther grentzen stincken, bedienen sich die grossen Herren der Körner von Assyrischen Aepfeln, spricht Plinius. Wer kann einen Citronen-Apfel in den Händen tragen, und den angenehmen Geruch nicht davon empfinden? Die Erfahrung lehrt auch, wann man einem Patienten, der an einer hitzigen Krankheit matt und schwach darnieder liegt, die Citronenschnitte auf den Puls bindet, dass sie ihre kühlende und Herzstärckende Krafft dem Geblüt mittheilen. Der Geschmack des häufigen Saffts in diesen äpfeln, ist wohl nicht unangenehm, doch sehr scharff und säuerlich, daher er auch vor Alters zur Speise nicht gebraucht worden, selbst zu den Zeiten Teophrasti nicht, sondern allein des Geruchs halber; wie denn auch die Alten die Äpfel in die Kleyder haben

pflügen zu legen, dieselben dadurch für den Motten zu bewahren, wie Plinius berichtet.“

Von Bedeutung ist der Weg, welchen der Leichenzug nimmt, der Leichenweg. Es ist durchaus nicht gleichgültig, welcher Weg mit der Leiche eingeschlagen wird. Von Generation zu Generation pflanzte sich das unverrückte Festhalten am alten Leichenwege fort. Ich selber entsinne mich, an Beerdigungen bei Elberfeld am Ausgang der 70er Jahre teilgenommen zu haben, bei welchen das Verlassen des alten Leichenwegs im Winter, durch Schnee, Frost und völlige Unwegsamkeit förmlich aufgezwungen, doch lautes Murren unter dem Leichengefolge hervorrief. Es kursieren noch viele verbürgte Erzählungen, dass dieser oder jener Bauer mitten über den Leichenweg eine Scheune gebaut habe; er sei aber gehalten gewesen, diese so aufzuführen, dass der Leichenzug den alten Weg selbst über die Tenne der Scheune nehmen konnte (z. B. auf dem Reinshagens Katernberg bei Elberfeld soll dies der Fall gewesen sein). Eine Strasse in Elberfeld, jetzt fast völlig ausgebaut, heisst noch im Volksmunde das „Leichensträsschen“. Dieselbe Bezeichnung für diese Strasse ist urkundlich schon im 17. Jahrhundert nachweisbar.

Die Innehaltung des Totenwegs, Leichenwegs, auch Notweg genannt (ein solcher kommt 1646 im Elberfelder Widenhof vor), wurde sehr streng beobachtet, heute aber unter anderm noch in Homberg bei Ratingen. Einst stand z. B. die Leiche eines Bauern auf der Beek hinter dem Wollbruch (Siebeneichen bei Neviges) drei Tage lang im freien Felde, weil der Besitzer desselben den Durchzug auf dem altherkömmlichen Leichenwege nicht gestatten wollte. Eine Wache wurde dabei aufgestellt, und nur das Einschreiten der Obrigkeit erzwang endlich den Weiterzug.

Mit der Verlegung der Begräbnisstätten vor die Stadt Solingen (der heute noch benutzte evangelische Friedhof wurde im Jahre 1804 eingeweiht) und zweifelsohne auch schon früher waren dort bestimmte Leichenwege in Gebrauch gekommen, welche die Leichenzüge stets einzuschlagen pflügten, obgleich inzwischen nähere Wege entstanden waren. „Die gegenwärtigen Hauptstrassenzüge Solingens, die Kaiserstrasse

und die Kölnerstrasse, welche ehemals, Lage und Entstehung nach, eine Reihe besonderer Namen führten, galten in erster Linie als Leichenwege. Einer derselben wurde stets berührt, es müsste sich denn um Beerdigungen aus der nächsten Umgebung der Friedhöfe gehandelt haben.

Der ständig wachsende Verkehr auf den Hauptstrassen und sonstige Gründe der Zweckmässigkeit haben im Jahre 1898 das Presbyterium der evangelischen Gemeinde Solingen veranlasst, mit dem alten Brauche zu brechen und die Kutscher der Leichenwagen anzuweisen, nunmehr immer die nächsten Wege zum Friedhof einzuschlagen und den nördlichen Eingang desselben zu benutzen, wenn dadurch die Begräbnisstätte leichter zu erreichen ist.“

Die Scheu, einen Leichenzug an seinem Fenster vorbeiziehen zu sehen, welche für das Mittelalter charakteristisch ist, findet unter anderem auch im Weistum von Olpe im ehemaligen Amte Steinbach, aus dem Jahre 1383 aufgezeichnet vorliegend, gebührende Berücksichtigung. Es ist ein genau vorgeschriebener „Lichweg“ festgesetzt, der so gelegt ist, dass der Lehnsherr in seinem Schlosse niemals durch den Anblick eines solchen Trauerzuges belästigt werden konnte.

Bezeichnend für die Hartnäckigkeit, mit welcher die bergische Bevölkerung an dem alten Herkommen lediglich des durchs Alter geheiligten Leichenweges hängt, ist eine Tatsache, welche sich 1728 in Langenberg zutrug, und welche Bender (Geschichte der Herrschaft Hardenberg, Langenberg 1879) schildert. —

Althergebracht sind im Bergischen die Leichenpredigten. Einen Einblick nach der Richtung gewährt uns das Konsistorial-Dekret der reformierten Gemeinde zu Elberfeld vom Jahre 1664, worin es also lautet: „Bei den Leichenpredigten soll man sich vieles Rühmens sowohl bei Reichen als Armen enthalten, wann aber die Abgestorbenen öffentliche Dienste zu Nutz der Gemeinde fleissig vertreten und sonst sich erbaulich im Leben getragen haben, soll solches der Gemeine zum Exempel und Nachfolg vorgestellt werden.

Bei der Leiche, damit der öffentliche Gottesdienst nicht allzulange aufgehalten werde, soll vor der Thür, da die Leiche

ist, nicht mehr als 3 Verse gesungen werden, wie auch solches bräuchlich gewesen, und sollen auch hierin Reiche und Arme von den zeitlichen praeceptores und Schulmeistern gleich gehalten werden.

Demnach auch viele Eltern hinfort nicht gestatten wollen, dass insonderheit bei Regen und Ungewitter ihre Kinder den Leichen weit nachgehen sollen, als sollen hinfür, wie vor alters bräuchlich, die praeceptores mit ihren Schulknaben ausser der Bürgerschaft nicht gehen.

Weil auch dadurch, dass die Leichen so lange aufgehalten werden, viele Unordnungen entstehen, als nämlich, dass viele Zuhörer vom Gehör göttlichen Wortes auf- und abgehalten werden, die ganze Gemeinde wegen etlicher weniger Personen discommodirt wird, auch selbst den Predigern das ungebührliche Warten oft gar ungelegen kommt, als sollen die Leichen auf gewisse übliche Stunden zum Grab gebracht werden. Doch aber soll auf gewöhnliche Predigt-tage bei Winterzeit den Leichen aus Kirspel und Barmen von der Zeit des 1. Oktobers bis 1. Aprils eine Stunde allein in den Wochenpredigten gegeben werden, ausgenommen Sonntags-Nachmittags, damit die ganze Gemeinde nicht aufgehalten, und etliche den h. Sabbath zu entheiligen kein Anlass gegeben werde, sollen alle Leichen praecise um 1 Uhr zum Grab gebracht werden, also dass man die Leichen auf gesetzte Zeiten nicht werden bei der Hand sein, soll mit dem Gesang in der Kirche und Predigt göttlichen Wortes fortgefahren und der Verstorbenen, sie seien reich oder arm, vom Pastor in der Predigt nicht gedacht werden.“

Am 2. Juli 1775 heisst es in derselben Quelle: „Kon-sistorium verordnet hiermit, dass der Gemeinde durch ein öffentliches proclama bekannt gemacht werde, dass alle Glieder, welche künftighin des Freitags Leichen zur Erde bestatten wollen, solche Beerdigung vormittags bei dem ordentlichen Gottesdienst zu besorgen, keineswegs aber eine Nachmittags-Leichenpredigt zu suchen oder zu erwarten haben.“

Aus diesen Angaben erhellt, dass die Leichen oft ungebührlich lange „über der Erde“ standen.

In schweren Kriegszeiten unterblieben die Leichen-

predigten, wie 1638 aus Elberfeld berichtet wird, „wegen des grossen Volkes“ (vielen Kriegsvolkes). Leichenpredigten sind heute noch in Overath, Lüttringhausen, Herkenrath üblich. In letzterem Ort kehren nach derselben alle Teilnehmer im Wirtshause ein und lassen sich eine Flasche Schnaps und einen Teller Zucker geben. Jeder bereitet dann seinen Zuckerbranntwein selbst. Alle bezahlen gemeinschaftlich.

Heute ist eine kurze Rede des Pfarrers am offenen Grabe oder in der Kirchhofs-Kapelle oder auch in der Kirche noch allgemein üblich.

Das Leichensingen wurde vorhin schon kurz gestreift. Widmen wir demselben etwas eingehendere Aufmerksamkeit.

Dieser Gebrauch muss eine alte und hierzulande weit verbreitete Gepflogenheit gewesen sein, so dass sich sogar 1811 (24. Dezember) der Präfekt des Rheindepartements, zu welchem damals das Bergische gehörte, zur Billigung desselben genötigt sah, allerdings mit der schon an vielen Orten bestehenden Einschränkung, dass die Schullehrer mit den Schulkindern für die Zukunft da, wo es bis dahin gebräuchlich war, die Leichen nicht weiter als bis zum Ende der Pfarrorte abholen sollten und von da zum Grabe besingen.

Nach der Beerdigung kehrte das ganze Leichengefolge zum Sterbehause zurück, um an der Leichenzeche (Likzech) teilzunehmen. In Neustadt am Siebengebirge wird dasselbe im Sterbehause gegeben, in Windhagen hingegen im Wirtshause. Der Name ist bezeichnend und gibt dieses Festmahl hinreichenden Aufschluss, welches allerdings oft mehr einer regelrechten Zecherei denn einem ernsten Mahle, bestimmt durch den Eintritt des Todes, der eine Lücke in den Verwandten- und Bekanntenkreis gerissen, gleicht. Heute besteht die Leichenzeche meist in der Bewirtung mit Kaffee und Weissbrot. Für die Mitte des 18. Jahrhunderts entwirft Merken für Elberfeld folgendes Bild von der Leichenzeche: „Am Abend der Beerdigung fand ein grosses Essen statt, an dem die Verwandten und Leichenträger, welche meist aus jenen genommen wurden, teilnahmen. Es war die sogenannte „Leichenzeche“. In den meisten Fällen fand dieselbe in einer Wirtschaft statt. Früher, etwa bis zum

Anfang des 18. Jahrhunderts, waren diese Essen einfach, kosteten sie doch nur 6, 8 bis 12 Stüber. Später aber artete diese Sitte sehr aus. Tauben, Hühner, Wildbret, Vögel, verschiedene Braten, Fische, Krebse, verschiedenes Gebäck, Konfituren, kostbare Weine wurden aufgetragen. Es waren „fürstliche Traktamente“. Da erliess, um diesem Unwesen zu steuern, die Elberfelder Obrigkeit im Jahre 1772 eine Verordnung, welche vorschrieb, dass das Leichenessen im Trauerhause gehalten werden und sich bei ungedeckter Tafel auf einen Trunk und ein „trucknes Essen“ beschränken müsste. Aber schon bald wurde dieses Gesetz wieder durchbrochen und die Leichenzechen wieder kostbarer wie ehemals. So wurden beispielsweise bei einer Leichenzeche in einem vornehmen Bürgerhause zu Elberfeld im Jahre 1800 verzehrt: 2 Schinken von 27 Pfund (zu 13 Stbr.), 11 Gebund Krammetsvögel (zu 7 Stbr.), 6 verschiedene Torten und Kuchen, $\frac{1}{2}$ Anker weissen Weins (9 Rtlr.) und $\frac{1}{2}$ Anker Medoc ($5\frac{1}{2}$ Rtlr.). Die gesamten Begräbniskosten beliefen sich auf 117 Rtlr. 18 Stbr. In einer Aufstellung der Beerdigungskosten für den am 23. März 1778 zu Solingen verstorbenen Kaufmann Abrh. Berg, welcher 1751/52 Bürgermeister von Solingen war, sind 57 $\frac{1}{2}$ Stbr. für die „Leichen-Betherin“ und 11 Rtlr. für 22 „Leuchenträger“ aufgeführt.

Bezüglich der Leichenzeche bemerkt Montanus: „Es lag der Familie des Begrabenen ob, den ganzen Leichenzug, so gut es anging, zu bewirten, ihm ein feierliches Gastmahl zu bereiten, oder doch Brot und Wein zu reichen. Der Ehre des Verlebten nichts zu vergeben, wollten da oft ärmere Leute den Bemittelten im Aufwande nicht nachstehen, und taten sich weh, um der Sitte zu huldigen. Dasselbe regelte in den Bergischen und Jülich'schen Landen eine Allgemeine Landesherrliche Trauerordnung vom 7. März 1709 in Art und Dauer der Leichenfeste und die Grösse des sogenannten Reuen, des Trauermahls.“ Die Schwarzenbergische Polizei-Ordnung für Gimborn-Neustadt vom Jahre 1766 verbot die Reu-Zechen. Johann Wilhelm († 1715) untersagte ein Begräbnis- und Gebeessen.

Die Trauerzeit ist gekennzeichnet durch das Tragen

schwarzer Trauerkleider oder schwarzer Trauerbänder um Hut und Arm. Diese sogenannte tiefe Trauer wurde im Kirchspiel von Elberfeld ein Halbjahr beibehalten; dann trug man ein Vierteljahr Dunkelviolett und darnach ein Vierteljahr Hellviolett. Durch die schon wiederholt angezogene kurkölnische Trauerordnung war die Zeit der Trauer um Verstorbene für Ehegatten, Eltern, Kinder und Testamentserben auf 6 Monate festgesetzt, für Grosseltern, Geschwister und Schwäger auf drei Monate, für die weitere Verwandtschaft auf 6 Wochen. Es war bei einer Strafe von 200 Goldgulden durch dieselbe Verordnung verboten, die Dienerschaft in Trauer zu kleiden und Trauerschmuck an Häusern, Pferden und Wagen anzubringen.

Noch einige Bemerkungen über die Form des Grabes und dessen Ausschmückung mögen angefügt werden. Nach einer Mitteilung von Dirksen (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, I, 220) herrscht in Meiderich und Beek ziemlich allgemein der Brauch, kurze Zeit nach der Beerdigung den Grabhügel oben abzuplatten und demselben die Gestalt eines umgekehrten kiellosten Bootes oder Kahnens zu geben, die Seiten des Hügels aber mit schwarzen und weissen Kieselsteinen zu bedecken. Dirksen glaubt, diesen Brauch darauf zurückführen zu dürfen, dass in dortiger Gegend ziemlich viele Rheinschiffer leben. Immerhin ist die Möglichkeit jedoch nicht ausgeschlossen, dass auch ältere heidnische Anschauungen hier durchklingen, worauf wir noch bei dem Abschnitt von der Seelenüberfahrt zurückzukommen gedenken.

Die Raute, nach dem Glauben unserer Bevölkerung seit alter Zeit ein heilkräftiges Kraut, diente ehemals oft zum Schmuck des Grabes. Daneben findet man noch vielfach auf den Friedhöfen kleiner Landgemeinden das schwermütige Immergrün mit seinen hellblauen Blütensternen, überschattet von Fliederbaum und Linde. Eine Reihe einsamer Rottannen säumt nicht selten, namentlich in den gebirgigen Strichen, den Gottesacker zu einem stimmungsvollen Bilde der Weltabgeschiedenheit und Trauer ein.

Einen eigenartigen Grabschmuck fand man ehemals hin und wieder auf einem Grabhügel zu Meiderich, nämlich ein

viereckiges Lämpchen, welches an allen vier Enden mit einer kleinen Schleife versehen war. In einem solchen Grabe ruhte eine Wöchnerin. Spezifische Grabmäler waren früher in Solingen üblich: grosse, aufrecht gestellte Bruchstücke gesprungener Schleifsteine, die die Ruhestätten von Schleifern, welche durch sie bei der Ausübung ihres Berufs das Leben verloren hatten, kennzeichneten. Auf den Steinen waren ohne weiteren Schmuck die Namen und Daten ihrer Opfer angebracht. Nach den Mitteilungen von Herrn Alb. Weyersberg in Solingen sind noch zwei solcher Grabmäler auf dem evgl. Friedhofe in Solingen erhalten.

Der Tote lebt nicht allein im Gedächtnis des Volkes und in seinen Sagen weiter, sondern bei seinen Überresten sucht der Leidende Heilung von allerlei Schäden und Übeln. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Einfluss zu, der Toten oder einzelnen Körperteilen solcher auf noch lebende Menschen zugeschrieben wird. In den Uferstrichen am Rhein und tief landeinwärts ist es eine unausrottbare Überzeugung, dass der Rhein seine Opfer (Ertrunkene) drei Tage festhalte und sie dann erst freigebe. Scheint in dieser Ansicht die uralte Geschenktheorie für den vom Rheinstrom gespendeten Segen durchzuklingen, so tritt andererseits aber auch der tote Menschenkörper als segenspendend auf. Es sei hier nur erwähnt, dass die sogenannten Gründungs- oder Banopfer (Tylor, Anfänge der Kultur, I, 97 ff.; Sartori, Über das Banopfer in der Zeitschrift für Ethnologie 1898) unserm Landstrich nicht fremd zu sein scheinen, wie auch der vielfach übliche Ersatz dafür. Warzen, die man über einen Toten streicht, oder mit der Hand eines solchen berührt, nehmen ab und verschwinden im gleichen Masse, wie der Körper des Toten der Verwesung anheimfällt. Dasselbe gilt von Geschwüren, Ausschlag, Auswüchsen, knorpelartigen Verhärtungen, sogenannten Überbeinen usw. (m. vergl. Strackerjan, Oldenburg, I Seite 70). Kranke Augen heilt man ebenfalls dadurch, dass man verstorben mit der Hand eines Toten über dieselben streicht.

Aber nicht nur die unmittelbare Berührung mit dem menschlichen Leichnam ist erforderlich. Wird ein Toter mit

Glockengeläute beerdigt, so tritt man an ein fließendes Gewässer, schöpft daraus stromaufwärts mit der Hand und spricht:

„Sie lüdden en Duaden en et Graf;
Hie wäsch eck all minne Watten af.“

Offenbar mehr als eine genaue Befolgung der biblischen Stelle (Genesis 3, 19) ist es, wenn die durch Unglücksfälle abgetrennten Körperteile einem im Sarge Liegenden beigefügt oder heimlich ihm ins Grab nachgeworfen werden.

In Altenberg an der Dhünn und in der Umgegend von Mettmann trugen die Leute früher Fingerringe gegen Gicht und Rheumatismus, welche aus solchem Eisen geschmiedet waren, das von einem Sarge herrührte. Noch vor 20 Jahren war dieses üblich. In Dürscheid meint man, dass beim Tanzen jedesmal der Teufel zugegen sei. Aber man sieht ihn nicht. Will man seiner ansichtig werden, so nimmt man ein Stück von einem alten Sarg, bohrt ein Loch hinein und schaut hindurch. Dann erblickt man den Teufel. Auch hier zeigt sich die Kraft des toten Körpers, auf den Sarg übertragen. Der Glaube an die Heiligen und ihre Reliquien soll hier nicht berücksichtigt werden.

Wirkt in den angeführten Reminiszenzen der Volkseele der tote Menschenkörper segnend, versöhnend und heilend, so tritt auch, allerdings vereinzelt, der Fall ein, dass der Tote Verderben bringt. Der Baum, an dem sich jemand erhängte, verdorrt. Da er mithin dem Untergange geweiht ist, war es jedermann freigestellt, ihn zu fällen und beliebig zu verwerten. Blutstropfen Hingerichteter suchte das Volk begierig zu erlangen, wohl in unbewusster Konsequenz des zugrunde liegenden Glaubens von der segenbringenden Wirkung solchen Blutes. Aber der Selbstmörder selbst gilt als verflucht und unselig. Man begrub ihn früher in einem Sacke. Noch im Anfang der 90er Jahre fand man bei dem Städtchen Ratingen im Bergischen die Leiche eines solchen, welche man auf Geheiß des Bürgermeisters in einen Sack steckte und begrub. Die Regierung griff aber ein, liess den Leichnam ausgraben und in üblicher Form beerdigen. Für den Leichnam des Selbstmörders oder Hingerichteten

öffnete sich früher nur ein Seitenpförtchen des Friedhofes, wo er an der Mauer oder im Wege seine vielbesuchte Ruhestätte fand. In der Mitte des achten Jahrhunderts entbrannte in Elberfeld ein heftiger Streit wegen der Beisetzung eines Selbstmörders, welchen die Regierung entschied. Er wurde an einem dritten, aber nicht unehrlichen Orte begraben. Im engsten Zusammenhange damit steht die allgemein verbreitete Scheu, Ertrunkenen beizustehen (vergl. Tylor, Anfänge der Kultur I, 97 ff.), die zu landesherrlichen Verordnungen (Scotti, Gesetze und Verordnungen) und volkstümlichen Belehrungen in Kalendern und Lesebüchern bis auf unsere Zeit herab Anlass bot.

Ausser der Heilkraft erweist sich das Blut auch als Rächer am Mörder in der sehr weit verbreiteten Leichenprobe oder dem Bahrrecht, das auch im Bergischen üblich war und beispielsweise in der Sage „Trinchens Gericht“ (Des Verf. Bergische Sagen, S. 345) auftritt. Als Rächer tritt das unschuldig vergossene Menschenblut auch insofern auf, als es nicht ausgetilgt werden kann. Hierher sind auch die zahllosen Sagen über das Umgehen der Geister solcher Verstorbenen, die im Leben einen Frevel begingen, namentlich Grenzsteine verrückten, Witwen und Waisen um ihr Gut betrogen usw., zu rechnen.

Nach der bei Elberfeld verbreiteten Ansicht sind Irrlichter, welchen man oft Selbstbestimmung zuschreibt, die Seelen solcher Kinder, welche ungetauft gestorben sind.

Der Zahn, namentlich der Milchzahn eines Kindes, wird ins Mausloch gesteckt mit der Bitte, die Maus möge einen neuen bringen. Erwägt man, dass die Maus im germanischen Volksglauben als Schicksalstier, das namentlich Bezug auf den Tod hat, gilt, so dürfte die Anführung dieses Zuges hier ganz am Platze sein (Hopf, Tierorakel und Orakeltiere, 64/65).

Dass sich auch der Diebgllauben an den Zauber des Toten klammerte, bedarf kaum der besonderen Erwähnung. Nach alter Anschauung sollen die Hände ungeborener Kinder wie Lichter brennen. Wurden solche von Dieben benutzt, so konnten sie ungestraft ihrem Handwerk nachgehen,

da niemand erwachte, solange ein solches Licht brannte. Aus den Gerichtsakten des ehemaligen Herzogtums Berg geht auch klar hervor, dass die Meinung, dass drei (die Anzahl ist sehr schwankend) Herzen von ungeborenen Kindern den Besitzer zu einem grossen Zauberer machten, der sich unsichtbar machen und eine Menge Teufelskünste vollbringen konnte, hierzulande herrschte. Von Geldgier getrieben verkaufte ein Mann, namens Erkelenz, sein hochschwangeres Weib im Jahre 1645 an zwei Räuber, die es zu töten im Begriff waren, um noch das dritte Herz eines ungeborenen Kindes zu gewinnen, aber an der scheusslichen Tat durch den Bruder der Frau verhindert wurden. Erkelenz stühnte seinen Frevel auf dem Rade zu Düsseldorf (Montanus, Die deutschen Volksfeste, 130).

Wir haben bis hierhin den toten Menschenkörper zur letzten Ruhestätte begleitet und gesehen, dass dieser im Tode noch segnend, versöhnend und heilend, aber andererseits auch verderbenbringend wirkt.

Wenden wir uns nunmehr der Seele und ihrem Schicksale nach altgermanischer Auffassung im steten Hinblick auf das ehemalige Bergische zu.

Einiges hierher Gehörige wurde schon an anderer Stelle aufgeführt, z. B. die Mitgabe des Fährgeldes. Wie ich an anderer Stelle (Der Rhein als Totenstrom, Barmer Zeitung vom 16. Mai 1896 usw.) nachwies, wechselte die germanische Anschauung über den Aufenthalt der Toten im Laufe der Zeit mehrfach, richtiger gesagt, entwickelte sich diese Anschauung im Laufe der Zeit unter lokaler Anlehnung. Dadurch wurde auch die Anschauung über den hemmenden Totenstrom, der doch zugleich auch die Verbindung mit dem Totenreich abgab, verändert und umgebildet. Die Wolken wurden darum zum nordischen Meer, zum Strom, zum Rhein usw., zum Rhein in erster Linie, dem Grenzstrom der Germanen z. B. zur Zeit des Tacitus.

An die Stelle eines Totenflusses trat im germanischen Volksbewusstsein vielfach eine Totenbrücke, welcher wir schon in der Edda begegnen. Darum wurde den Leichen der Totenschuh für die lange Wanderung mitgegeben und

an die Füße gebunden. Dieser altnordische *helskó* begegnet uns auch in mehreren Sagen des bergischen Landes, z. B. in der Gegend von Ratingen, wo ein Geist alljährlich ein Paar neuer Blechuhe empfängt. In dieser Anschauung wurzelt auch der Wunsch des Sterbenden im Bergischen, ein kurzes Totenkleid zu tragen.

Bis zu den 70er Jahren hin war es selbst bei Elberfeld noch strenge Sitte, allen Hindernissen zum Trotz, den alten Leichenweg oder Leichen-Notweg (im 17. Jahrhundert so im ref. Konsist.-Protokoll genannt) einzuschlagen, wenn ein Toter zur letzten Ruhe gebettet wurde. Es ist der Hellweg, von dem ein Abweichen nicht möglich ist, der einzige Weg zur Gruft, wie auch nur eine Brücke, ein Strom, ein Meer die Überfahrt oder den Übergang der Seele zur Unterwelt ermöglicht.

Den grössten Raum sowohl in alten Überlieferungen als auch in mündlichen Traditionen scheint bis auf unsere Tage herab das Übersetzen über den Totenstrom einzunehmen. Jeder Ort hat darum seinen Totenstrom, sein Tötenwasser. Wie aber dem Deutschen vor allem und zu allen Zeiten der Rhein heilig war, so war es eine unausbleibliche Folge dieser Verehrung, dass er auch in erster Linie, in ganz hervorragendem Masse zum Totenstrom wurde. Dazu mochte auch seine Eigenschaft als Grenzstrom in den ältesten Zeiten beigetragen haben, namentlich aber sein unmittelbares Hinüberweisen nach Britannien, dem alten Totenlande. Dass aber auch im Bergischen England als Totenland angesehen wurde, dürfte folgender Kinderreim beweisen:

Krone, Krahne, schwickle schwane,
Môn dann wöfi no England fahren,
England es geschlôten,
De Schlöttel es terbrôken.
Wo söffi'n denn met wier maken?
Met Beenerkes, met Steenerkes,
Krupe, krupe alleenerkes.

Der Rhein ist also der Grenzstrom zwischen der Ober- und Unterwelt, welcher hinüberführt zum Aufenthalte der Gestorbenen. Darum sind von der Sieg bis zur Ruhr hinab die sandigen Haiden des Bergischen Landes am Rheinufer

entlang mit unzähligen germanischen Grabhügeln bedeckt. Schon dieser Totenfelder wegen dürfen auch die Sagen dieser Gegend besonders Interesse beanspruchen. Gespenstige Rosse, Wagen mit Katzenspannen, Sagen von Heidenkönigen mit unermesslichen Grabschätzen, mit silbernen Rüstungen und goldenen Särgen treten hier auf. Hier muss auch die Legende vom schwarzen und weissen Ewald beachtet werden, welche einer am Morsbach bei Müngsten heimischen Überlieferung zufolge diesen Bach zur Wupper hinabtrieben bis zu deren Einmündung in den Rhein, dann aber den Rhein aufwärts schwammen, bis sie in Köln landeten, wo Pipin ihnen eine Ruhestätte in geweihter Erde bereitete.

Besonders wichtig ist die von Cäsarius von Heisterbach berichtete Sage (Dial. XI, 33), nach welcher einem Mönche des Klosters Heisterbach einst in der Nacht der verstorbene Klosterkellner Richwin im Chor erschien und sprach: „Bruder Lambert, komm, lass uns zum Rhein gehen“. Darauf starb Lambert in wenigen Tagen. Sterben hiess also damals (im Anfang des 13. Jahrhunderts) noch mit einer stehenden Redensart „an den Rhein gehen“. Der Rhein muss mithin damals noch allgemein als ein zur Seelenüberfahrt dienender Strom gegolten haben, denn der alte Mönch geht, wie schon Wolf angenommen hat, offenbar zum Rheine, weil dort die Seelenüberfahrt stattfindet.

Grade das Siebengebirge, in dem in geschützter Talenkung Heisterbach liegt, liefert noch weitere Ausbeute. Nach Simrock (Rheinland 329) ist hier eine Art Vorhölle, indem die armen Seelen, die am jüngsten Tage kein gutes Urteil zu erwarten haben, einstweilen dorthin verbannt werden. Ein Kölnischer Wucherer soll der Sage nach dort in Bleischuhen und Bleimantel einherwandern, ein Bonner Minister aber als Feuermann. Der Volksglaube gewinnt darum eine gewisse Berechtigung, wenn er die aus den Schlünden des Gebirges emporsteigenden Nebelwolken für dichte Schaaren nach Erlösung schmachtender Seelen hält. Nach Hocker (Stammsagen) braust oft in den Quatembernächten ein glühender, mit feurigen Rossen bespannter Wagen durch das Gebirge, durch Tal und Schlucht, über Berg und Hügel.

Eine wunderschöne Jungfrau lenkt das unbändige Gespann mit demantschimmernden Zügeln. Hoher Ernst und Milde strahlt von ihrem Antlitz, einen goldenen Schlüssel hält sie im Munde; so kommt sie um die zwölfte Stunde von der Höhe des Drachenfels, an dessen Fuss das feurige Gespann ihrer harret. Sie steigt ein, und wie der Sturm donnert der Wagen dahin und verschwindet in Honnef auf der Wiese hinter einem Hause, welches zur Hölle genannt wird, dessen Torweg bis zur jüngsten Zeit nie durch ein Tor gesperrt war. „Wer erkannte nicht“, bemerkt Hocker, „die Gestalt der alten Göttin, die mit der Unterwelt in Verbindung steht und daher auch im Hause zur Hölle, eine Erinnerung an die Hel, verschwindet“ (?).

Noch bezeichnender ist die Sage von dem oben erwähnten Kölner Wucherer. Nach seinem Tode wagte niemand, sein Haus zu beziehen, da sein unruhiger Geist fortwährend in demselben sein Wesen trieb. Endlich unternahmen es zwei Kapuziner, ihn zu bannen. Einer von ihnen kam eines Abends, schwer unter einer unsichtbaren Last keuchend, an den Rhein zu einem Fährmann, und bat denselben, ihn stromauf zum Siebengebirge zu fahren. Der Fährmann willigte ein. Als aber der Mönch den Kahn bestiegen hatte, sank dieser tief ein. Als nun der Fährmann dem Mönch über die linke Schulter sah, bemerkte er, dass dieser den Kaufherrn trug. Nach langer Fahrt kamen sie zum Siebengebirge, wohin nun der Wucherer verbannt wurde.

Diese Sage stützt die Vermutung O. Schade's (Ürsula-sage, S. 123), dass auch bei Köln eine Überfahrtsstelle der Seelen war. Der Wagen ist vielleicht im Volksglauben ursprünglicher als das Schiff. Letzteres dürfte in dem Schiffwagen, der im 13. Jahrhundert von Köln ausfuhr, um die englische Gemahlin Kaiser Friedrichs II. einzuholen, ein Abbild gefunden haben. Auch heute fährt noch in jedem Kölner Karnevalszug ein Schiffwagen. Ihm verwandt ist das Totenschiff, in dem bei Speyer und Köln Mönche fuhren.

Eine eigenartige Umbildung haben die Sagen von der Überfahrt der Seelen an manchen Orten dadurch erfahren, dass die Seelen zu Elben geworden sind, welche aus-

wandern, in erster Linie wieder über den Rhein. Es besteht eine nahe Verwandtschaft zwischen Seelen und Elben. Die Menschen treten bei der Geburt aus der Gemeinschaft der Elben heraus und kehren beim Tode in die alten Beziehungen zurück. Diese Auffassung wurzelt tief im germanischen Heidentum; und der Folgerung, welche Sommer, Rochholz und andere daraus gezogen haben, kann man nur beipflichten, dass nämlich die Elben aus einer Personifikation der elementarischen Kräfte entsprungen sind, dass die menschliche Seele eben darum nur ein Teil der Naturkraft ist. Es ist eine pantheistische Anschauungsweise, welche hier, wie in andern Gebieten, durchbricht.

Alle Sagen des Niederrheins, welche von ausziehenden Elben zu berichten wissen, enthalten die Züge, welche in Speyer, am Siebengebirge, in Köln an den Sagen von der Seelenüberfahrt haften, in deutlicher Form. Unsichtbar sind die Elben, wie die überfahrenden Seelen; ununterbrochenes Getrappel ist zu vernehmen; tief sinkt das Fahrzeug in die Wellen ein, mit alten Münzen oder ungemünztem Golde lohnen sie ebenfalls den Fährmann. „So ist es die Unterwelt, wohin der Abzug geschieht“, bemerkt Simrock. Darum ist es berechtigt, auch derartige Sagenstoffe hier anzuziehen. Auch Grimm erkennt die Verwandtschaft dieser Sagen mit den Totenüberfahrtsagen unumwunden an, da eben die Verwandtschaft der elbischen Wesen mit den Seelen zu deutlich sei.

Da die Unterwelt jenseits des Rheins gedacht wurde, so erklärt sich vielleicht auch der immer wiederkehrende Zuruf in den Liedern vom Martinsvögelchen, über den Rhein zu fliegen. Der Martinsvogel ist zwar dem Donar, nicht dem Totengott par excellence, Wuotan, geheiligt. Aber Donar vertritt erwiesenermassen Wuotan in seiner Eigenschaft als Totengott oder Seelen-Fährmann.

Nachklänge an diese Toten-Überfahrt, vom Empfinden des Volkes mehr oder weniger losgelöst, frei aufgefasst und gewiss oft mit menschlichen Lebensschicksalen verwoben, begegnen uns auch in vielen Volksliedern und andern Erzeugnissen der freier gestaltenden Volksseele. Es mangelt hier der Raum, um näher darauf einzugehen.

Vielleicht die interessanteste und zugleich wertvollste hierher gehörige Sage, weil uralte, germanische Mythenstoffe aufweisend, die im ältesten deutschen Heldengedichte (Beowulf) wie im jetzt noch geübten Brauch wiederklingen, begegnet uns in der zu Kleve lokalisierten Sage vom Schwannritter. Die alte Vorstellung, der zufolge die Unterwelt (Wasser) als Anfang und Ende alles Daseins zu denken ist, wie auch Hel zugleich Göttin des Lebens und des Todes ist, begegnet kaum in einer Sage so schön vereint wie in dieser.

Sprichwörter:

1. En aulen Mann es en Mann van ênem Dag, He get met ênem Beng em Graf.
2. Gegen den Duat es ken Krût gewâssen.
3. En auld Mensch es en Stên woran seck jieder stött (Woeste, Westf. Wörterbuch, S. 65).
4. De Duad well en Ursâk hann.
5. Ömsöss es de Duad, on de kost noch et Lewen.
6. Wer will ruhig sterben, der vermache sein Gut an den richtigen Erben (Refrath bei Bensberg).
7. Wenn de Asse breckt, leit de ganze Kâr em Dreck (sagt man beim Tode einer Hausfrau).
8. Wo der Baum (Mensch) hinfällt, da bleibt er liegen (Schladern).
9. Heute ruft die Sterbeglocke, Heute mir — morgen dir.
10. Me mott seck nitt ia uttrecken, bis me en't Bett gêt.

Kinderspiele aus Lippe.

Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

(Fortsetzung.)

51. Ringlein verbergen.

Dieser Taler, der muss wandern
Von der einen Hand zur andern.
O wie schön, o wie schön,
Lässt er sich 'ne Nase dreh'n.

Ein Strick wird zusammengebunden, so dass ein Ring (ein Band ohne Ende) entsteht, der auf der zusammen-

geknoteten Stelle einen Knoten — den Taler — hat. Die Kinder setzen sich im Kreise herum, fassen alle den Strick und lassen ihn so durch ihre Hände gleiten, dass der Taler (Knoten) einem in der Mitte des Kreises stehenden Kinde verborgen bleibt. Dieses muss ihn zu erraten suchen, findet es ihn — was es durch einen Schlag auf die Hand des betr. Kindes andeutet — bei einem Kinde, so tritt dieses an seine Stelle und das Spiel beginnt von vorn. (Zuweilen nimmt man nur einen Ring oder einen andern Gegenstand und gibt ihn weiter.)

Text und Melodie sind in ähnlicher Fassung auch weiterhin bekannt (Böhme 662), doch ist der Schluss des Reimes überall anders, wie oben.

52. Schinken klopfen.

1. Ein Kind setzt oder stellt sich hin, ein anderes bückt sich und legt seinen Kopf in des ersten Schoss bzw. vor des ersten Leib, so, dass er nichts sieht. Die übrigen stellen sich hinter ihn und geben ihm einen Schlag, doch nicht alle, sondern nur einer oder mehrere. Dann dreht sich der in gebückter Stellung Verharrende um und muss raten, wer ihn geschlagen hat; trifft er ihn, so kommt dieser an seine Stelle, trifft er ihn nicht, muss er sich so lange schlagen lassen, bis er richtig rät.

Sonst nirgends mitgeteilt gefunden.

2. Ich schneide, ich schneide Schinken,
Wen ich lieb habe, tue ich winken.

Ein Kind, das diese Worte spricht, macht dazu eine sägende Bewegung mit der rechten Hand über den linken Arm, winkt dann einem andern, das sich vor dasselbe stellt und einem zweiten winkt, was sich dann immer wiederholt, bis alle Mitspieler in einer Reihe stehen, jeder mit den Händen die Taille des Nächsten umfassend.

53. Überlistungsstreich.

Ein Kind rühmt sich den andern gegenüber, es sei nicht kitzlich, hält auch seinen Arm gestreckt von sich ab, um das andere zu veranlassen, seine Aussage durch Kitzeln in den Schulterhöhlen zu erproben. Tut das jemand, so erhält es

mit dem ausgestreckten Arme einen Schlag an die Backen. Das überlistete Kind wird ausgelacht.

Sonst nirgends mitgeteilt gefunden.

54. Die Stärke von jemand erproben.

Man sagt zu jemand: „Ek will mol söin, ob diu'n Scheffel Hawern dregen kannst“ und krabbelt oder kitzelt ihm das Knie. Das erregt gewöhnlich die Lachmuskeln des zu Prüfenden und gibt infolgedessen zu Heiterkeitsszenen hinreichend Veranlassung. In diesem Falle wird gesagt, er sei zu schwach und könne keinen Scheffel Hafer tragen. Verträgt er das Kitzeln, ohne die Gesichtsmuskeln zu bewegen, so steht er als Starker da.

Sonst nirgends mitgeteilt gefunden.

„Habersaat“ (Habersäen) war im Mittelalter ein Gesellschaftsspiel, bei dem es sehr lustig herging, dessen Ausführung aber nicht bekannt ist. Fischart (Gargentua) nennt unter den vielen Gesellschaftsspielen seiner Zeit auch „Habern säien“.

55. Roulettespiel.

Ein Stäbchen, an einem Ende zeigerartig zugespitzt, wird in der Mitte mit einer Stecknadel auf dem Tische so befestigt, dass es sich durch einen Stoss frei drehen kann. Auf den Tisch werden in der Länge des Stäbchens 2 Kreise um den Mittelpunkt (die Stecknadel) gezogen, so dass ein Ring entsteht, der in 24 ziemlich gleich grosse Abschnitte geteilt wird. Zwölf derselben werden mit den Zahlen 1—12 so beschrieben, dass zwischen zwei beschriebenen Zwischenräumen ein unbeschriebener sich befindet. Auf die Zahlen legt man nun 1—12 Nüsse (Bohnen usw.). Die Spieler setzen der Reihe nach das Stäbchen in Bewegung. Bleibt es auf einer Zahl stehen, gehört dem betr. Spieler der Inhalt des Raumes und der folgende Spieler beginnt. Zeigt das Stäbchen auf einen leeren Zwischenraum, so bekommt der Spieler nichts. Allmählich werden die erst belegten Räume frei, kommt dann der Zeiger auf einen solchen, so muss der Spieler ihn wieder mit der Anzahl, welche die Zahl angibt, von Nüssen oder dergl. belegen.

Das Spiel habe ich nirgends mitgeteilt gefunden.

56. Schnellzählen.

A. Rodder, rodder, Pewert'n (=Pforte).

B. Männchen un Knaben.

A. Wovel kann't maken?

B. Lott se mol japp'n!

Ein in der Weihnachtszeit sehr häufiges Spiel, gewöhnlich mit Nüssen, aber auch mit Vietsbohnen, Knipferkugeln usw. gespielt.

A hat eine gewisse Zahl Nüsse genommen, die er mit seinen Händen (die beiden Hohlhände aufeinandergelegt) verdeckt. Er schüttelt sie und sagt die erste Zeile beim Klappern, Rütteln (=roddern) derselben. Nachdem ihm B geantwortet, fragt er die dritte Zeile, worauf B verlangt, dass er sie jappen (bedeutet eigentlich: nach Luft schnappen) lassen soll. Darauf hebt A die eine Hand auf, verdeckt die Nüsse jedoch so schnell wieder wie möglich. Nachdem nun B dieselben gesehen hat, muss er erraten, wieviel es sind. Trifft er die Zahl, erhält er alle, trifft er sie nicht, so muss er soviel zulegen, als der Unterschied zwischen der wirklichen Zahl der Nüsse und der von ihm angegebenen Zahl beträgt.

Durch allerlei Spitzfindigkeiten wird der Gegner zu täuschen gesucht, indem man z. B. den Inhalt möglichst gross bzw. klein erscheinen lässt, eine Walnuss unten hinlegt und kleinere Nüsse darüber u. dergl.

Der Grundgedanke des Spiels ist der, möglichst schnell einen Überblick über die Anzahl von gleichen Gegenständen zu erhalten.

Ist sonst nirgends mitgeteilt gefunden.

57. Spiel.

Pinkepanke in wecker Hand,

In düsser är in der?

In der Weihnachtszeit viel gespielt. Ein Kind nimmt eine Nuss in eine Hand, ohne dass das andere sieht, in welche. Indem es dann beide geschlossenen Hände dem andern hinhält, dabei die beiden Hände abwechselnd über- und untereinander schlägt, muss das andere raten, in welcher Hand sich die Nuss befindet. Rät es richtig, so bekommt

es die Nuss, andernfalls wird es ausgelacht oder muss gar eine in die leere Hand hineinlegen.

Ähnlich mitgeteilt in „Niedersachsen“ XIII. 1907/08 S. 59, wo der Reim heisst: „Pinkepank, de Sond is krank. Wo schall he wahren, innen oder bawen?“

58. Ich werfe meine Schere kreuzweis!

Ausführung: Irgend ein Gegenstand wird mit obigen Worten von einem Kinde zum andern — ohne eine Reihenfolge innezuhalten — geworfen; dieses Kind muss den Gegenstand mit denselben Worten weiter werfen, dabei aber seine Füsse gekreuzt haben. Tut es das letztere nicht, ist es pfandpflichtig. Da nie gesagt wird, welche Formalität zu beobachten ist, so gibt es sehr viele Pfänder, besonders von frisch hinzugetretenen Spielern.

59. Alle Vögel fliegen.

Anforderung zum Spiel: Alle Vögel fliegen!

Alsdann:

Alle Gänse fliegen!
Alle Enten fliegen!
Alle Beine fliegen!
Alle Stühle fliegen!
Alle Spatzen fliegen!
usw.

Einer der Mitspielenden sitzt so, dass er von allen gesehen werden kann. Er, sowie alle übrigen klopfen mit ihren Zeigefingern fortwährend auf den Tisch, der Wortführer sagt dann obige Sätze. Nennt er einen Vogel, so erheben sich alle Hände, nennt er einen andern Gegenstand, so muss tapfer weiter geklopft werden. Wer nicht aufpasst, muss ein Pfand geben.

Ähnlich auch in Böhme 676.

60. Ich auch. (Fragenspiel.)

Ein scherzhaftes Zwiesgespräch, bei welchem jemand (der Natur der Sache gemäss gewöhnlich ein jüngeres Kind) aufgefordert wird, auf alles, was ihm vorgesagt wird, mit: „ich auch“ zu antworten. Beantwortet es die letzte Zeile auch mit diesen Worten, so lacht man es aus. Beantwortet

es, um dem allgemeinen Gelächter zu entgehen, diese letztere Frage mit: „ich nicht!“ muss es ein Pfand hergeben z. B.:

Ich ging 'mal in den Wald. — Ich auch.

Ich setzte mich nieder. — Ich auch.

Ich hatte ein Butterbrot. — Ich auch.

Ich hatte Käse auf dem Butterbrot. — Ich auch.

Der Käse roch. — Ich

Doch bilden obige Sätze keine feststehende Reihenfolge, vielmehr spielt die Phantasie alles Mögliche und Unmögliche hinein.

Ähnlich in Kassel, Elsass usw. (Böhme 274).

61. Meister und Gesellen.

Die Kinder setzen sich alle um einen Tisch und klopfen mit ihren beiden Zeigefingern auf den Tischrand. Einer ist Meister, die andern sind Gesellen. Die Gesellen wählen, was sie sein wollen, die Knaben sind Schmiede, Tischler, Trompeter, Schneider usw., die Mädchen Plätterinnen, Schneiderinnen usw. Während nun alle klopfen, macht der Meister die Bewegung, die irgend ein Handwerk charakterisiert, z. B. er fasst mit der geschlossenen Hand vor den Mund, und sofort muss der betreffende Gesell es nachmachen, oder, der Meister macht die Bewegung des Nähens, des Plättens usw. und die betreffenden Gesellen machen alles nach. Wer nicht schnell die Bewegung des Meisters erkennt und nachahmt, muss ein Pfand geben.

Aus anderen Gegenden Deutschlands noch nicht mitgeteilt.

62. Die fleissigen Waschfrauen.

Zeigt her eure Füße,

Zeigt her eure Schuh,

Und sehet und sehet

Den fleissigen Waschfrauen zu!

Sie waschen, sie waschen den ganzen Tag.

Sie waschen, sie waschen den ganzen Tag.

Die Kinder bilden einen Kreis und machen das im Verschen Angegebene nach, sie zeigen ihre Füße usw. und waschen.

Beim zweimaligen Durchsingen der Strophe heisst es: „sie bleichen, sie bleichen den ganzen Tag“. In den folgenden

Strophen ahmen sie nach das Spülen, Trocknen, Rollen, Bügeln, Trinken, Ruhen, Klatschen, Tanzen usw.

63. Fingerratspiel.

Rumpel, Pumpel, Eierkasten,
Welcher Finger steht?

Jemand legt seinen Kopf in den Schoss eines andern oder auch auf den Tisch, bedeckt sein Gesicht mit seinen Händen, während auf seinen Rücken ein anderer mit steifen Fingern, indem er obigen Vers dabei aufsagt, taktmässig schlägt und schliesslich einen Finger stehen lässt. Es wird solange geraten, bis der rechte Finger genannt ist.

Sonst nirgends mitgeteilt gefunden, doch findet sich bei Böhme 633 ein Spiel, dem obigen in etwa ähnlich, aus Elberfeld, Krefeld und dem Bergischen mitgeteilt.

64. Das Lachen verhalten:

Allgemein bekannt ist, dass Kinder sich gegenseitig zum Lachen zu bringen suchen. Lacht dann ein Kind, so muss es ein Pfand hergeben oder aber es ist dem Gelächter der übrigen ausgesetzt. Verschiedenartige Versuche gibt es, um ein Kind zum Lachen zu bewegen z. B.

1. Das „Stutengucken“. Zwei Kinder schauen sich gegenseitig an mit weit geöffneten Augen, schneiden dabei auch allerlei Grimassen und machen möglichst dummes Zeug. Sobald ein Kind lacht, ist es pfandpflichtig, ebenso, wenn es sein Gegenüber nicht kerzengerade anschaut, sondern sich dem Blick desselben zu entziehen versucht.

2. Wer Zähne bleckt, muss ein Pfand geben. Das Spiel ist ähnlich, doch macht schon das Zeigen der Zähne pfandpflichtig.

3. Kuckel, hupf am Dach,
Wer schmutzt (schmunzt = schmunzelt) wer lacht,
Wer Zähne bleckt,
Muss ein Pfand hergeben.

Sonst nirgends mitgeteilt gefunden, doch wird das Stutengucken auch ähnlich von Bremen mitgeteilt (Böhme 660.)

65. Was Schulden gern isst.

Jeder Spieler muss einen Satz etwa wie folgenden bilden:
Schulden mag keinen Tee — aber Reis. Die Spieler sitzen im Kreise, werfen sich gegenseitig einen Gegenstand (Ball o. dgl.) zu, und wer den Ball jedesmal erhält, muss einen solchen Satz schnell bilden. Es kommt darauf an, eine Speise ohne den Buchstaben „A“ zu nennen, sonst ist ein Pfand fällig.

66. Papier blasen.

Auf einem Tische liegt ein Streifen Papier (auch eine Feder o. dgl.). Jeder Spieler bläst das Papierstückchen von sich ab den andern zu. Wer nicht genug blasen kann oder im geeigneten Augenblicke unaufmerksam ist und so das Papier zugeblasen erhält, dass es vom Tische auf ihn fliegt, gibt ein Pfand.

67. Scheibchen greifen.

Auf einem runden Tische mit beliebiger Spielerzahl wird eine Pappscheibe, ein Deckel o. dgl. auf der Kante in kreisende Bewegung gesetzt. Jeder Spieler hat eine bestimmte Zahl, sobald der Spielleiter eine Zahl nennt, muss der betr. Spieler den Deckel ergreifen, bevor er umfällt, sonst ist ein Pfand fällig.

68. Pfandauflösungen.

Es bestimmt jemand aus der Gesellschaft, der das betr. Pfand nicht sehen kann, was der Besitzer des Pfandes, um es zu erlangen, tun soll auf die Frage: „Was soll der tun, dem dieses Pfand gehört?“

Einige beliebte Pfandauflösungen.

1. Ein Lieblingslied singen.
2. Die Tür (oder Ofentür) einmal öffnen und schliessen.
3. Auf einem Bein um den Tisch hüpfen.
4. Einem andern die Hand reichen.
5. Zusehen, ob einem das Halstuch recht sitzt.
6. Hören, wie das Gras wächst (d. h. das Ohr auf den Fussboden legen).
7. Hören, ob die Mäuse piepen (d. h. an der Wand horchen).
8. Von 1—100 zählen.
9. Sich bücken, bis die Fingerspitzen den Boden berühren.

10. Mit den Fingern eine Schattenfigur an die Wand malen.
11. Sich von jemandem etwas leise ins Ohr sagen lassen, das man laut nachsagen muss.
12. Drei (oder irgend eine Anzahl) Karren Steine fahren (d. h. mit der Stirn die Tür entlang rutschen).
13. Den Ofen anbeten.

69. Der Briefbote.

Ein Kind A tritt in das Zimmer und sagt:

A: Ich bringe, ich bringe 'n Brief.

Alle: An wen?

A: An N. N.

Alle: Was ist es für ein Brief?

A: Ein Geldbrief.

Alle: Ist er versiegelt?

A: Ja?

Alle: Mit was für Siegeln?

A: Mit roten (oder mit schwarzen)

Alle: Mit wieviel?

A: Mit Siegel.

Heisst die Antwort: „mit roten Siegeln“, so erhält der Empfänger soviel Küsse, als der Brief enthält; heisst die Antwort: „mit schwarzen Siegeln“, so bekommt der Empfänger des Briefes soviel Schläge auf den Rücken, als Siegel vorhanden sind.

Sonst an keiner anderen Stelle mitgeteilt gefunden.

70. In den Brunnen fallen:

Kommt auf die Frage: „Was soll der tun, dem dieses Pfand gehört?“ die Antwort: „Er soll in den Brunnen fallen“, so geschieht die Auflösung folgendermassen:

Das Kind, dem das Pfand gehört (A) sagt:

A: Ich fall, ich fall in den Brunnen.

Der Sprecher (B) sagt dann:

B: Wie tief?

A: 10 Klafter tief (oder irgend ein anderes Mass.)

B: Wer soll dich herausziehen?

A: N. N. (A nennt gewöhnlich jemand, den er gern hat.)

B: Was soll er dafür haben?

A: Küsse (oder A sagt: Schläge.)

Alsdann bekommt N. N. entweder soviel Küsse oder soviel Schläge, als A Klaftern angab.

Das Brauchen.

Von Professor **Dr. Karl Helm**, Giessen.

Die Ausführungen über das Brauchen, die in dieser Zeitschrift Bd. V, S. 101 ff.¹⁾ veröffentlicht sind, lesen sich zunächst bestechend. Denn wenn auch das Räuchern nur bei einer verhältnismässig kleinen Zahl magischer Handlungen eine Rolle spielt, so wäre es doch immerhin denkbar, dass von dieser Minderzahl aus der Ausdruck allgemeinere Bedeutung, etwa schlechtweg: „eine magische Handlung ausführen“ angenommen hätte und eben deshalb dann auf alle andern derartigen Handlungen, auch wenn sie nie mit Räuchern verbunden waren, übertragen worden wäre. Sachlich läge also gegen Esser's Ableitung des Ausdrucks „brauchen“ von „berauchen“ ein unüberwindliches Bedenken nicht vor; dagegen steht ihr ein umso schwereres sprachliches Hindernis im Wege, dessentwegen wir Esser's Herleitung als unhaltbar erklären müssen. Das nhd. „brauchen“ und das von Esser angenommene „berauchen“ haben Diphthonge ganz verschiedener Herkunft: mhd. brûchen und berouchen. Die Mundarten scheiden die beiden Laute noch heute durchaus; bei den mundartlichen Formen muss also die Entscheidung liegen, ob Esser's Theorie richtig ist. In Oberhessen ist altes û zu au geworden, altes ou zu Monophthong ā. Es heisst āg (Auge), āch (auch), Rāch (Rauch), entsprechend müssten wir also, falls Esser im Recht wäre, für das Brauchen die mundartliche Form * b(e)rāchen erwarten. Es heisst aber bei uns stets „brauchen“, und diese Form entspricht nach dem Lautstand der Mundart nur dem mhd. brûchen. Ganz ebenso liegt es in dem von Esser namhaft gemachten Gebiet an Nahe und Blies und auf dem Hunsrück. Wenn man dort die Form „Brauchen“ verwendet, so entspricht sie gleichfalls nur dem mhd. brûchen, denn ein mhd. ou ist auch dort zum Monophthongen ā oder ǣ geworden. Wir werden also dabei bleiben müssen, dass das mundartliche „brauchen“ in magischem Sinne mit dem schrift-

¹⁾ S. 206 ff. gibt E. einen Nachtrag mit wertvollen weiteren Ausführungen über das Räuchern. Meine sprachlichen Bemerkungen werden dadurch nicht berührt.

deutschen „brauchen“ identisch ist. Das ist auch trotz Essers Bedenken (S. 102) ganz sinngemäss. Im allgemeinen wird „brauchen“ ja in dieser magischen Bedeutung als absolutes Verbum verwendet, aber das Objekt, das dazu ergänzt werden kann, ist nicht die Person des Kranken sondern das Heilmittel: Man „braucht“ nicht den Kranken, um ihn zu heilen, wie Esser annimmt, sondern man „braucht“ das (magische) Mittel, die Krankheit zu verjagen. Ganz ebenso wird das Verbum „brauchen“ statt streng schriftgemässen „gebrauchen, anwenden“ auch vielfach verwendet, wenn von wirklichen ärztlichen Mitteln die Rede ist, und zwar bald wieder absolut, bald mit einem Objekt; man vergleiche z. B die Belege im Schweizerischen Jdiotikon V, 352: er brücht die Mixtur und Er häd Öppis zum „Brüche“ g'holt (hat ein Mittel zum Einnehmen geholt). Übrigens sagen wir ja auch schriftdeutsch: „er braucht Sympathie“ für: „er wendet Sympathie an“!

Abzählreime.

Gesammelt von **P. Wimmert**, Laubach.

1. Meine alte Schwiegermutter mit der krummen Faust,
Die war einmal im Himmel gewesen, da kam sie wieder
Ist das nicht ein dummes Weib, [heraus.
Dass sie nicht im Himmel bleibt.
Eins, zwei, drei
Und du musst sein.
2. A, u, s, aus.
Jud bleib' draus.
Komm nicht herein,
Sonst musst du Fänger im Hause sein.
3. Gnäd'ges Fräulein darf ich's wagen,
Sie zu fragen, wieviel Kragen
Sie getragen in den Tagen,
Da sie waren bei dem Herrn von Kopenhagen.
(Nun wird von einem Kinde eine Zahl genannt, und
das, auf welches die Nummer fällt, muss ausscheiden.)
4. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
An der Landstrass' Numero sieben
Ist ein Kind geboren worden.
Wie soll es heissen?

Anna Maria Strampelkasten.

Wer will seine Windeln waschen?

Ich oder du?

Dann kauf' ich mir 'ne Kuh,
Und wenn die Kuh ein Schwänzchen hat,
Das bekommst du.

5. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7

Wo sind die Franzosen geblieben?

Zu Moskau im tiefen Schnee

Rufen sie all: O weh, o weh.

6. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7

Eine alte Frau kocht Rüben,

Eine alte Frau kocht Speck,

Ich oder du musst weg, weg, weg.

7. Eins, zwei, Polizei,

Drei, vier, Offizier,

Fünf, sechs, alte Hex',

Sieben, acht, gute Nacht,

Neun, zehn, ich muss geh'n,

Elf, zwölf, kommen die Wölf.

8. Eins, zwei, drei . . . bis 12

Ein Mann kaufte Wölf'

Er spannt sie an,

Und du bist dran.

9. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7

Wo ist denn mein Schatz geblieben?

In Berlin, in Stettin,

Wo die Rosen zweimal blüh'n.

10. 1, 2, 3 . . . bis 20.

Die Franzosen zogen nach Danzig.

Danzig fing nun an zu brennen,

Da bekamen sie das Rennen.

Ohne Strümpf' und ohne Schuh'

Eilten sie nach Frankreich zu.

11. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7.

Morgen kommt der Spielmann wieder,

Hat noch einen Groschen im Sack,

Dafür kauft er Schnupftabak.

12. Auf dem Dache liegt ein Päckchen Papier

In dem Päckchen ist Wein und Bier.

Was willst du? Wein oder Bier. (Antwort.)

(Wein.) 1, 2, 3, du musst sein!

(Bier.) 1, 2, 3, 4, du bleibst hier!

13. 1, 2, 3, 4, 5.
Mutter strick' mir ein Paar Strümpf.
Einmal links und einmal rechts,
Nicht zu gross und nicht zu klein,
Dann sollst du auch mein Herrchen sein.
14. Du hast ein weisses Hemdchen an,
Daran sind weisse Knöpfchen dran.
Wieviele denn? (Zahl wird genannt.)
15. 1, 2, 3
An der Eselsbank vorbei
Kann nun wieder lustig sein
1, 2, 3 und du bist frei.
16. änkələ, sänkələ, sikələ söl.
rīpche, dīpche, bipche knöl.
17. Zehn gebrannte Kaffeebohnen!
Wieviel Kinder sind geboren?
Und das rate du
Und halt ihm die Augen zu.
18. Auf dem Klavier
Steht ein Glas Bier.
Wer daraus trinkt,
Der stinkt.
19. öf dām sē
šwūm ä rī
īpəs, dīpəs, dāpəs
dōu bos'n fläbəs
īpəs, dīpəs mōus
dōu bos ōus.
20. öf dām klāvār (Anm.: Nr. 18 in Eifeler Mundart.)
štāəd ä jolās bār
bā dōrōus drengt
dā štengt.
21. āwō, dāwō. du mō nī
wākən brud, sūnō nī
āwō, štāwō mōus, dūd ōus.
22. armō, dāwō, dōmō mechəl
fēš on brūd, sūnō nūd
nā'es špil, tswär, ōus.
23. Es war einmal ein Männchen,
Das kroch in ein Kännchen,
Kroch wieder heraus
Und du bist aus.

24. Eins, zwei, drei,
Auf der Treppe liegt ein Ei
Wer darauf tritt,
Der darf nicht mit.
25. āwel, dāwel, domeni
wāke, brūd, sinq nī
āwer, štāwer, mōus, dūd, qus.

Volkskundlich interessante Kinderreime aus Saarbrücken.

Von cand. theol. F. Schön.

Im Folgenden seien eine Anzahl Kinderreime mitgeteilt, die von Interesse für die Volkskunde sind. Viele derselben verdanke ich Herrn Karl Lohmeyer-Saarbrücken, dem ich hiermit besten Dank sage. Ich gebe die Kinderlieder ohne viel Kommentar, da sie für den Kundigen leicht durchsichtig sind.

Aberglauben:

Häle, Häle, Gānsje,
's Kätzje hat e Schwāntzje.
E Schwāntzje hat 's Kätzje,
's N, iss mei Schätzje.

Häle, häle, Katzedreck,
Morje frieh iss alles eweg.

Tage.

Proscht Neijor,
E Bretzel wie e Scheierdor!
E Perrigg vunn Geisehor!

Lichtmess,
Schbinne vergess,
Bei Daag ze Nacht gess!

Alter Brauch.

O Bauer hast du Geld

— — — — —
So küsse dir dein Weib.
So knie auf der Erd.
Steh auf von der Erd!
Steh auf von der Kirmeserd.
Geh raus aus dem Kreis,
Geh raus aus dem Kirmeskreis!

(Aus einem Kinderspiel.)

Soziale Verhältnisse.

Aus einem Spiele:

Kaiser, König, Edelmann,
Bürger, Bauer, Bettelmann.

Tross, Tross, Trillche,
Der Bauer hat e Fillche,
Fillche will nit laufe,
Da muss es d'r Bauer verkaufe.
Kommt ein Herr aus Würzburg her,
Der setzt die Köchin auf das Pford;
Die Köchin, die ist alt.
Die Küche, die ist kalt.
Der Wein, der ist sauer,
Den trinken die Bauer.
Das Bier das ist bitter,
Das trinken die Ritter.
So reiten die kleinen Herrenkinder,
Wenn sie noch klein winzig sind;
Wenn sie grösser werden
Dann reiten sie auf Pferden,
Wenn sie grösser wachsen,
Dann reiten sie nach Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen,
Hätt ich dran gedacht,
So hätt ich dir eins mitgebracht. (Reiterreim.)

Die Kinder spielen Schuster, Schneider, Schreiner; das erste tut, als ob es den Pechdraht zieht und spricht:

Speck unn Erbse mân ich nit! Brr!

Das zweite macht die Bewegung des Nähens und spricht:

Hätt ich se, hätt ich se!

Das dritte hobelt und spricht:

Do hascht's, do hascht's!

*

Schneider, Schneider, Ehle,
Dut e Läbbche stäle,
Hier e Läbbche, dort e Läbbche,
Gebbt zeletscht e Polkajäckhe!

*

Müller, Müller, Mahler,
Hat e Sack voll Daler;
Schmeisst 'ne wider weg,
Miller hat e Dreck!

Ein alter
Posthalter
Von siebenzig Jahren
Der wollt mit seinen sieben Schimmeln
In's Himmelreich fahren.
Die Schimmel liefen trab, trab, trab
Und warfen den alten Posthalter ab.

Parrersch Döchter
Unn Millersch Kih,
Gerate selte oder nie.

Jud, jud, johne,
Morje krie-mer Bohne,
Morje krie-mer Sauerkraut,
Hat dr Jud sei Nescht gebaut!

Den Ballen werf ich an die Wand,
Er springt zurück in meine Hand.
Fangeball!

Einmal 3 ein Lehrling noch,
Zweimal 3 Geselle doch,
3 mal 3 ein Meister,
N. so heisst er!

Bim, bam,
Die Klock iss krank,
Leit e doder Mann im Schank.
Wer hilft 'ne begrawe?
Die Katze unn die Râwel

Familienverhältnisse.

(Anzählreim.)

Eins, zwei, drei!
Higge, hagge, Hei!
Higge, hagge, Bohnestroh
Morje simmer alle froh!
Miller hat sei Frau verlör.
Hat se nimmeh funn.
Sucht se mit de Hunn.
Hunn hat se funn.
Maus kehrt de Dreck heraus,
Veegel baue Nescher draus,
Huckt e Mäde uffem Dach
Hat sich bald halb dod gelacht.

Uff der Heh,
Wachst dr Kleh,

Fudder for mei Geilche!
Wamm mei Vadder in's Wirtshaus geht,
Macht mei Mudder e Meilche.
Wann er awwer Kaffee trinkt,
Peift se wie e Dischtelfink!

Die Schwiermudder
Iss e Schindluder.
Hat de Pannekuche verbrennt,
Hat de Pannekuche
Mit dr Mischtgawel
Unn em Hemdzibbel umgewendt.

Die Riwe, die Riwe,
Die hawwe mich vertrieuwe,
Hätt mei Mudder Speck gekocht,
Wär ich bei ihr bliewe.

Die Schul iss aus,
Mr gehn nach Haus;
Die Mudder springt zum Bett eraus!

Mudder
Stoss Budder,
Vadder stoss Käs,
Dass die alt Grossmudder
Nix devunn wääss!

*

Wenn mei Frâ nit danze will,
Dann weiss ich, was ich tu:
Ich steck se in e Hawwersack
Unn binne ne owwe zu!

Unn wann se dann Majore schreit:
„Ach, lieber Mann, mach auf!“
Dann holl ich noch e Bäsemstil
Unn klobb noch owwe drauf!

*

Witte, witte, witt,
Mei Frau is krank.
Witte, witte, witt,
Was fält er dann?
Witte, witte, witt,
E Schebbeche Wein!
Witte, witte, witt,
Das kann nicht sein! —

Es ist gerade kein liebenswürdiger Charakter der Saarbrücker Bevölkerung, der sich in den letzten Reimen zeigt.

Doch erklärt sich dies daraus, dass in diesen Versen Kritik am Nebenmenschen ausgeübt wird. Und eine solche fällt überall scharf aus.

Neben diesen Reimen hat Saarbrücken noch eine grosse Anzahl anderer, die viel Schönes und auch Poetisches enthalten. Vielleicht ist es mir in einem späteren Aufsätze vergönnt, davon Mitteilung zu machen. —

Kleinere Mitteilungen.

Das Sammeln von kleineren Drucksachen der rheinischen Landesliteratur.*)

(Erwiderung.)

Herr Stadtbibliothekar Dr. Kentenich-Trier beschäftigt sich in seiner unter obigem Titel in Heft 2 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift S. 143/4 abgedruckten Erklärung mit der von mir im Auftrage des Verbandes Rheinischer Bibliotheken bearbeiteten, von A. Wrede besprochenen Denkschrift und beginnt dabei mit der Schilderung der Sammelarbeit für die „Trevirensia“ der von ihm geleiteten Bibliothek. Es könnte das den Anschein erwecken, als ob irgend jemand an dieser Tätigkeit Zweifel hegte; in der Denkschrift ist kein Wort darüber enthalten. Es heisst da einfach: „Die Antworten lauteten in der Hauptsache zustimmend, nur die Verwaltung der Stadtbibliothek in Trier lehnte eine jede Beteiligung grundsätzlich ab, indem ihr Vorsteher sich die selbständige Marschroute entschieden vorbehielt.“ Herr K. hat es fertig gebracht, aus diesen Worten, wie er mir brieflich bestätigt, einen Angriff auf die Trierer Stadtbibliothek zu konstruieren, wie leicht ersichtlich ohne jede Spur einer Berechtigung. Die Tatsache konnte doch selbstredend nicht unterdrückt werden, aber einer Kritik habe ich mich absichtlich enthalten; es ist mir sogar gelungen, den Ausdruck des Bedauerns über das Fernbleiben dieser besonders für den Süden der Provinz wichtigen Bibliothek zurückzuhalten. Wenn dies den Herren Rezensenten weniger gut gelungen ist, so ist das doch nicht meine Schuld. Das Beispiel der Konkurrenz zwischen Trier und Cöln bei einer Auktion ist nicht sehr glücklich gewählt. Ich kann und will gar nicht bestreiten, dass mein Vertreter, für dessen Vorgehen ich die volle Verantwortung übernehme, bona fide in einzelnen Fällen Trier überboten hat. Das beweist aber gerade, wie notwendig eine grundsätzliche Einigung unter den Rheinischen Bibliotheken schon damals gewesen wäre, und so darf

*) Durch ein bedauerliches Versehen hat sich die Aufnahme dieses Artikels verspätet. Die Red.

ich wohl vor der Öffentlichkeit, in die Herr Dr. K. sich flüchtet, mildernde Umstände erhoffen. Zudem ist nicht einzusehen, warum nicht Herr K. seinerseits rechtzeitig vor der Auktion eine Einigung mit der Kölner Stadtbibliothek versucht hat, anstatt gerade von dieser einen solchen Schritt oder gar einen Verzicht auf Ergänzung einer wichtigen Gruppe zu erwarten. Es war ihm ja schon damals bekannt, dass wir für die gesamte Rheinische Poesie, Sprach- und Literaturgeschichte eine umfassende Sammlung angelegt hatten. Hieran werden auch Herrn K.'s Anschauungen nichts ändern, denn nicht nur unsere Bibliothekverwaltung, sondern auch zahlreiche Gelehrte und Forscher haben mit dem Grundsatz, dass man gerade eine solche Sammlung nicht ohne Not auseinanderreißen solle, die allgünstigsten Erfahrungen gemacht. Wer vergleichende Studien macht, beispielsweise auf dem Gebiete der Rheinischen Sagen- oder Mundarten-Forschung, der weiss auch den Vorteil zu schätzen, dass er das Material zusammen findet und hierfür ist die recht ansehnliche Bibliothek der grössten Stadt unserer Provinz noch gar nicht die schlechteste Stelle. Im übrigen hat ja auch fernerhin jede Bibliothek vollkommen freie Hand und braucht sich keiner „auf Keysser's Anregung geschaffenen Organisation zu unterstellen“. Die Zugehörigkeit zum Verbands Rheinischer Bibliotheken verpflichtet lediglich zu einem Minimum an Sammelarbeit auf bestimmten Gebieten; und was wir wollen, ist nicht Zentralisation, sondern gegenseitige Hilfe und organisierte Arbeitsteilung; dass dabei eine grössere Bibliothek einmal eine grössere Gesamtaufgabe erhalten hat, ist doch ganz natürlich. Auf den Vorwurf eines Mangels an Kollegialität, der in der Auktionsaffaire implicite und in einer direkten Zuschrift deutlich ausgesprochen hat, gehe ich nicht ein; dafür ist eine Zeitschrift für Volkskunde nicht der richtige Platz und Herr Dr. K. möge sich überlegen, ob gerade er besonders berufen ist, einen Kollegen über solche Dinge zu belehren.

Cöln.

A. Keysser.

Eine Hexengeschichte vom Hunsrück.

(Aus Niederheimbacher Volksmund.)

Als mein Vater noch so ein Bursche von 20—22 Jahren war, ging er (von Karbach Kr. St. Goar) eines Tages nach Rheinbay auf die Kegelbahn. Wie er mit seiner Gesellschaft nun munter am Schieben war, kam ein schwer beladener Wagen daher. Da sagte einer der Kegler: „Soll ich einmal machen, dass der Wagen nicht mehr weiter kann?“ Die andern lachten und glaubten, es sei Spass. Wirklich kam aber auf einmal der Wagen nicht mehr vom Fleck. Der Fuhrmann fluchte und schlug auf die Pferde. Umsonst. Da holte der Fuhrmann seine Häb und hieb eine Speiche aus einem Vorderrad. Da ging der Wagen weiter. Aber — der Bursche, der vorhin so sagte, fiel zur selbigen Minute um und hatte ein Bein entzwei.

Fr. C. Amlinger.

Storchreime aus Lübbecke-Rahden-Ströhen.

1. Stork, Stork, Langebäin,
Wónäir wult du lange täin (ziehen)?
Wenn de Rogge riep es,
Wenn de Wage piep segg.
2. Klipp, klapp, Ölgefatt,
Schmäir den Kinnern Ölgebotter,
Schmiet se in'n Säut
3. Storch, Storch, o du Langebein!
Wirst du lange bei uns sein? —
„Bis dort auf dem Dach im Neste,
Flügge sind die kleinen Gäste;
Wenn im Korn die Sense klingt,
Abends froh der Mäher singt,
An den vollen Erntekarren
Lauter alle Räder knarren,
Hoch von langen Leiterwagen
Goldgelb Hafergarben ragen,
Auf der Tenne. klipp, klipp, klapp!
Gehn die Drescher auf und ab.“

Ziehst du über unsern Ort,
Bleibe nicht zu lange fort!
Stelz' einher durch Bach und Auen,
Hübsche Kindchen zu erschauen.
Hol 'nen Jungen aus dem Sod, (Brunnen)
Öl und Honig bring aufs Brot,
Krieg uns aus dem tiefen Pütt (Quell)
Auch dazu ein feines Lütt (Mädchen)!
Flieg dann übers Bäckerhaus,
Wirf ein süss Gebäck heraus,
Mir ein grosses, dir ein kleins
Und den andern auch noch eins.

W. Brinckhoff.

Peitschenknallen. Wie vor einigen Jahren von dem Schöffengerichte Horn in Lippe ein junger Knecht aus Kohlstädt verurteilt wurde, weil er vor den Häusern kinderloser Eheleute des Nachts mit der Peitsche geknallt hatte, ist schon an dieser Stelle mitgeteilt (s. Ztschrft. III. 1906 S. 229). Auch an anderen Orten in Lippe ist der Glaube, dass die die Kinderlosigkeit verursachenden bösen Geister durch Peitschenknallen vertrieben werden können, noch heute lebendig. Der Brauch des Peitschenknallens wird besonders in den Mainächten geübt, und in dem Kirchdorf Heiden bei Lage in Lippe ist es dieses Jahr im Mai so arg gewesen, dass die Bewohner sich öffentlich darüber beschwert haben. Meistens geschieht das Knallen von einer ganzen Rotte junger Burschen, die es ausserdem noch mit lautem Gejohle begleiten.

K. Wehrhan.

In dem Dorfe Welschbillig bei Trier besteht der uralte Brauch, dass ein jung verheiratetes Paar von den Dorfburschen „eingesegnet“

wird. Einer der Burschen nimmt die Funktionen eines Geistlichen vor. Er ist zu diesem Zweck mit einem Hemd bekleidet. Zu seiner Unterstützung hat er einen Küster, der einen Eimer Wasser und einen Schrubber bereit hält. Unter Nachahmung kirchlicher Zeremonien nimmt der Einsegnungs-Kommissar die Amtshandlung vor. Zuletzt wird das neuvermählte Paar beim Absingen eines gemeinschaftlichen Liedes mit Wasser bespritzt. Alsdann wird den Teilnehmern von den Eltern der Braut oder des Bräutigams ein reichlicher Trunk gereicht. Jüngst wurde nun in Welschbillig im Anschluss an die „Einsegnung“ ein Gelage abgehalten, bei dem es zu einer wüsten Schlägerei kam. Die Ortpolizei fasste die Sache als groben Unfug auf und bestrafte alle neun Teilnehmer mit je 5 Mark Geldbusse. Sieben der Bestraften gaben sich zufrieden, die zwei andern beantragten jedoch gerichtliche Entscheidung. Bei der Verhandlung vor dem Schöffengericht behaupteten diese, dass es sich bei dem Brauch um eine uralte Sitte des Dorfes handle, die im Einverständnis mit den Eltern und dem jung verheirateten Paare ausgeübt worden sei. Das Gericht war zwar der Ansicht, dass ein grober Unfug nicht vorliege, und hob darum die polizeiliche Strafverfügung auf. Aber es sah in der alten Sitte ein Vergehen gegen § 166 des Strafgesetzbuches, wonach jeder mit Gefängnis bis zu 3 Jahren bestraft wird, der öffentlich die Gebräuche und Einrichtungen einer gesetzlich anerkannten Religionsgesellschaft beschimpft. Die zwei Burschen, die gegen die Polizeistrafe Einspruch erhoben hatten, werden sich nun vor der Strafkammer zu verantworten haben. Kölnische Zeitung.

Berichte und Bücherschau.

De Kiepenkerl, Westfälischer Volkskalender für 1909. Mit vielen volkstümlichen Abbildungen. 91 S. Preis Mark —50, auf besserem Papier Mark —80.

Im Verlage von Fredebeul & Koenen in Essen erschien vor kurzem ein westfälischer Volkskalender, welcher den originellen Titel: „De Kiepenkerl“ trägt und von August Wibbelt, dem bekannten niederdeutschen Schriftsteller, herausgegeben ist. Wie der Kiepenkerl, der auch in Westfalen, von altersher, volkstümlich ist, in seiner Kiepe allerlei Sachen durchs Land trägt, so hat es auch der Herausgeber des Kalenders verstanden, mit glücklicher Hand mancherlei zusammenzubringen: Scherz und Ernst, Belehrendes und Unterhaltendes in Prosa und Poesien, in Nieder- und Hochdeutsch. Er klopft, wie der Kiepenkerl, an viele Türen und ladet zum Kauf ein. Verschiedene westfälische Schriftsteller standen dem Herausgeber getreulich zur Seite und führten dem „Warenhaus“ des „Kiepenkerls“ mancherlei Beiträge zu, wie es in hervorragender Weise der Herausgeber selbst getan hat. Möge der Kiepenkerl-Kalender ein Hausfreund werden, nicht nur im Lande der roten Erde, sondern auch allüberall da, wo man noch niederdeutsche Art zu schätzen weiss!

K. Prümer.

Leithaeuser, Jul., Sprachliche und kulturgeschichtliche Skizzen zur Jahrhundert-Feier. Aus der Festschrift der Barmer Zeitung. Barmen. Staats. 1908. 28 S. 8°. Diese Skizzen tragen folgende Einzelüberschriften: 1. Der Name „Barmen“ und seine Entstehung. 2. Die Landwehr. 3. Was uns die Barmer Flurnamen erzählen. 4. Das älteste Einwohner-Verzeichnis von Barmen aus dem Jahre 1466. 5. Aus dem Wortschatz der Barmer Mundart. 6. Barmer Alltagsdeutsch. Diese Arbeiten sind wichtige Bausteine auch für die Volkskunde und deren zurzeit bevorzugtes Gebiet der Dialektforschung. Darin liegt ihre über Barmen hinausreichende Bedeutung. Vor allen Dingen verdienen darum die beiden letzten Kapitel Beachtung. O. Schell.

Albert Hellwig, Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkstümlichen Kriminalistik. B. G. Teubner. 1908. VI und 189 S., 8° (= Aus Natur und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen Nr. 212). Preis 1.— Mark, gebunden 1.25 Mark.

Mit unermüdlichem Fleisse und seltenem Glück, aber auch mit vorzüglichem Geschick ist der Verfasser — Jurist und Folklorist zugleich — auf dem Grenzgebiet der Kriminalistik und Volkskunde seit Jahren tätig und hat uns schon eine namhafte Reihe eingehender Arbeiten auf diesem Gebiete geliefert. Eine kurze übersichtliche Darstellung seiner eingehenden Forschungen finden wir nun in dem vorliegenden Bändchen, das weiteren Kreisen Gelegenheit geben will, sich über das interessante Gebiet des kriminellen Aberglaubens zu orientieren, was in folgenden Kapiteln geschieht: Moderne Hexenprozesse, Vampirglaube, Besessene und Geisteskranke, Wechselbälge, Sympathiekuren, Gesundbohnen, Blut und Fleisch als Heilmittel, Totenfetische, Wahrsagen, verborgene Schätze, Bauopfer, Prozesstalismane, Meineidszeremonien, Kinderraub durch Zigeuner. — Fast täglich bringen die Tageszeitungen Berichte über Leichenschändungen, eigentümliche Äusserungen des Aberglaubens, über Kurpfuscher, die mit allerhand eigenartigen, auf den Aberglauben der Menge spekulierenden Mittelchen diejenigen heilen, welche „daran glauben“, über Beschmutzungen des Tatorts beim Diebstahl, über Kinderraub durch Zigeuner usw. Hellwig unterwirft alle diese Äusserungen des Aberglaubens einer gründlichen Untersuchung, stellt an ihnen das Tatsächliche fest, forscht der sie hervorbringenden Ursache nach und gibt so wünschenswerte Aufklärung über so manche merkwürdige Tatsache, die uns täglich begegnet und für die wir so leicht keine Erklärung finden können. Wir wünschen dem Büchlein eine weite Verbreitung. Wehrhan.

Karl Prümer, Unsere westfälische Heimat und ihre Nachbargebiete. Landschaftliche und bauliche Schönheiten. Landesgebiete. Städte und Ortschaften. Volksseele. Sitten und Gebräuche. Sagen. Landwirtschaft. Handel. Industrie. Mit zahlreichen Abbildungen

aus alter und neuer Zeit. Verlag von Karl Ziegenhirt in Leipzig. [1908.] In 15 Lieferungen zu je 2 Bogen (24 S.) gross 4°. Preis jeder Lieferung Mark —.80.

Von dem soeben zu erscheinen beginnenden gross angelegten Werke liegt uns heute nur das erste Heft vor. Aber schon dieses, vor allem auch der bekannte Name unseres Vorstandsmitgliedes, des beliebten westfälischen Schriftstellers Karl Prümer, bürgt für alles. Die erste Lieferung enthält ausser dem Text noch ungefähr 50 ganzseitige oder kleinere Bilder, Haustypen, Gehöfte, Ortschaften, landschaftliche Schönheiten usw. darstellend. Wir werden von dem Fortgang des Werkes berichten. Wehrhan.

Aigremont, Volkserotik und Pflanzenwelt. Eine Darstellung alter wie moderner erotischer und sexueller Gebräuche, Vergleiche, Benennungen, Sprichwörter, Redewendungen, Rätsel, Volkslieder, erotischen Zaubers und Volksglaubens, sexueller Heilkunde, die sich auf Pflanzen beziehen. Bd. I. Halle a. S. Hallescher Verlag, Gebr. Tren-singer. 1908. 165 S. 8°. Preis 5.— Mark.

Seit einigen Jahren mehren sich die Bestrebungen, die Entwicklung eines der stärksten Triebe, des Geschlechtstriebes, in der Kulturwelt zu verfolgen und besonders festzustellen, welchen Einfluss er auf Sitte und Leben des Volkes ausgeübt, welche Spuren er hinterlassen hat. Dass manches auf ihn zurückzuführen ist, was wir, am Ende der Entwicklungsreihe stehend, nicht mehr ohne weiteres als durch ihn beeinflusst erkennen können, zeigt uns das vorliegende Werk an vielen Beispielen, die sich nur an die Pflanzenwelt halten. Wenn das Werk vollständig vorliegt, werden wir noch darauf zurückkommen. Wehrhan.

Richard Huss, Vergleichende Lautlehre des Siebenbürgisch-Moselfränkisch-Ripuarischen mit den moselfranzösisch und wallonischen Mundarten. Inaugural-Dissertation. Strassburg. 1908. 297 S. gr. 8°. (S.-A. aus Bd. XXXV des Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.)

Auf die Beziehungen der siebenbürgischen Mundarten mit den moselfränkisch-ripuarischen hinzuweisen, ist schon verschiedentlich Gelegenheit geboten gewesen. (Vgl. Ztschrft. III 1906 S. 172 ff., V 1908 S. 77.) Um so lieber ist es uns, feststellen zu können, dass das Interesse an der genaueren Präzisierung und Erforschung dieser Beziehungen immer reger wird und sich zu einer reichen Literatur verdichtet, deren letzte und nicht minder bedeutende Gabe uns hier vorliegt. Wie bei allen sprachlichen Arbeiten dieser Art wird neben dem eigentlich philologischen Zweck noch ein anderer verfolgt, nämlich festzustellen, wo die Heimat der vor ca. 800 Jahren ausgewanderten Siebenbürger Sachsen sich befindet. Oft tritt dieses Ziel gar in den Vordergrund der Untersuchung. Auch vorliegendes Werk musste sich naturgemäss damit befassen und kommt schliesslich S. 267 f. zu dem Ergebnis: „Die Nord-

siebenbürger-Sachsen erscheinen . . . hauptsächlich als Luxemburger, zum geringen Teile als Moselfranken, die Südsiebenbürger-Sachsen wenigstens zum grossen Teil als Ripuarier. Die aus der Eifelgegend stammenden Südsiebenbürger dürften ein Mischstamm von Ripuariern und Moselfranken sein. . . Die südöstliche Gruppe des Siebenbürgischen (Burzenland), die vorwiegend palatal ist, gehört . . . an den Rhein heran, die südwestliche (Hermannstadt usw.) nach der wallonischen Grenze hin, die mittlere ordnet sich wohlgefällig dazwischen ein. Jedenfalls sind alle südsiebenbürgisch-sächsischen Mundarten linksrheinisch.“

Huss untersucht nur den Konsonantismus, das Gerippe der Sprache, verzichtet also auf eine Darstellung des Vokalismus. Von nicht geringem Wert ist schliesslich noch das Literaturverzeichnis und das Glossar (S. 269—297). Das Buch wird auch in der Heimat der Siebenbürger Sachsen grossem Interesse begegnen. Wehrhan.

Herm. S. Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Mit 11 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1908. (= Aus Natur und Geisteswelt, 214. Bändchen). 118 S. Preis 1.— Mark, gebunden 1.25 Mark.

Das kleine Büchlein hat es sich zur Aufgabe gemacht, aus dem weitumgrenzten Gebiete der Volkskunde die Feste und Bräuche des Volkes in gedrängter Fassung zur Darstellung zu bringen, und so zieht an unserm geistigen Auge das ganze Jahr sowohl mit all seinen festlichen Gewohnheiten vom Neujahrssingen bis zum Sylvesterschlagen wie auch das Leben des einzelnen Menschen von seiner Geburt bis zu seinem Tode vorbei. Es wäre für das Büchlein vielleicht besser gewesen, wenn einige Darstellungen ausführlicher geworden und wenn die instruktiven Abbildungen, die in diesen Fällen meistens mehr besagen, als ganze Seiten voll Beschreibungen, vermehrt worden wären. Doch begrüssen wir das Büchlein gern und wünschen ihm gute Aufnahme.

Wehrhan.

Alexander von Padberg, Haussprüche und Inschriften in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz. 2. verm. Aufl. Paderborn. VIII und 128 S. kl. 8°. Preis 1.50 Mark.

Die vorstehend genannte Sammlung bringt Inschriften aller Art, ernste und heitere, gereimte und ungereimte, mundartliche und hochdeutsche, selbst lateinische, alte und neue. Sie gruppieren sich unter die Kapitel: Kirche, Glocke, Gottesacker und Grab, Rathaus, Schulhaus, andere öffentliche Gebäude und Denkmäler, Herberge und Wirtschaft, Handwerk und Gewerbe, Brunnen, Wohnhaus, am Ofen, in der Schlafkammer, an Wand und Bett. Bemerkenswert soll noch werden, dass unter den vielen Inschriften aus einem grossen Teil unseres Erdteils auch eine schöne Reihe aus unserem Gebiet uns begrüsst. Das Büchlein gibt gewissermassen charakteristische Perlen aus jedem Gebiet und kann zur Einführung und zum schnellen Überblick sehr gut dienen.

Wehrhan.

Karl Lohmeyer, Zur Kulturgeschichte der Saargegend.

Unter vorstehendem Titel liegt ein kleiner Wiederdruck eines Vortrags aus der „Saarbrücker Zeitung“ vor, der es verdient, in weiteren Kreisen gebührende Beachtung zu finden, es sind nämlich Mitteilungen aus alten vergilbten Manuskripten. Das eine Manuskript enthält althergebrachte Heilmittel „zum vielfältigen Gebrauch von einem alten Saarbrücker zusammengetragen“, das andere enthält mancherlei Mitteilungen über den Hexenglauben des 17. Jahrhunderts. Da werden uns wunderliche Rezepte und merkwürdige Verhexungen mitgeteilt. Doch der Verfasser gibt zu diesen reichen Mitteilungen noch eine schöne Auswahl aus den Sitten und Bräuchen der Saarbrücker Gegend von der Göttergestalt des wilden Jägers bis zu den Kinderliedern herab. Es wäre zu wünschen, dass der Vortrag noch an einem für die Wissenschaft zugänglicheren Orte veröffentlicht würde.

Wehrhan.

Aloys Schulte, Vom Grutbiere. Eine Studie zur Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte (S.-A. aus „Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein“, Heft LXXXV S. 118—146).

Es ist bekannt, welche Rolle das Bier bei unsern Vorfahren gespielt hat, bekannt ist auch, dass es sich in Art und Herstellung von dem heutigen Getränk unterschied. Dem Verfasser kommt es nun darauf an, nachzuweisen, welche Bestandteile des Bieres der Hopfen vertrieben hat, also die zur Würze und zur Erhaltung zugleich dienenden Stoffe zu behandeln, mit einem Worte Grut genannt. Es ist nun sehr interessant, zu sehen, wie die Grut aus mancherlei Kräutern usw., die z. T. noch heute im Volksglauben eine Rolle spielen, hergestellt wurde. Die vorliegende Arbeit bietet nach manchen Seiten des Interessanten viel, besonders hervorheben wollen wir hier nur noch die alten Namen für Pflanzen, Geräte usw.

Wehrhan.

Das bei Herder in Freiburg i. Br. erschienene „Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907“ (1. Jahrg. hsg. v. Dr. Fr. Schnürer, Mark 7.50, ein Seitenstück zu dem im gleichen Verlag schon seit 1886 erscheinenden „Jahrbuch der Naturwissenschaften“) zeigt „das gesamte kirchliche, politische, soziale, wissenschaftliche und künstlerische Leben des Jahres 1907 in seinen Resultaten“. Es enthält in seinem 5. Abschnitt unter „Wissenschaften“ einen besonderen Aufsatz „Volkskunde“ aus der Feder des bekannten Folkloristen E. K. Blümml, eine genussreiche Rundschau über die volkskundlichen Bibliographien des genannten Jahres sowie über die allgemeinen volkskundlichen Werke selbst. Letztere beziehen sich auf Land und Leute mit ihrem mannigfaltig und eigenartig ausgeprägten Leben, auf Mundarten in Anknüpfung an Namen, Worte und Wendungen, auf die Volksdichtung wie Volkslieder, Kinderlieder und Kinderreime, Inschriften, Spruchdichtungen, Rätsel, Volksschauspiele, Sagen, Märchen, Legenden und Schwänke. In der gut und schnell unterrichtenden Auseinandersetzung findet der Freund des Volkstümlichen, was ihm im

Laufe des Jahres etwa entgangen ist, und insofern er nicht selbst zur Anschaffung des Jahrbuches schreitet, das auch wegen der die Volkskunde berührenden anderen wissenschaftlichen Disziplinen nur empfohlen werden kann, wird er stets gut tun, es in der von ihm benutzten Bibliothek öffentlichen oder privaten Charakters zu verlangen. Sollte es nicht angängig sein, namentlich der vergleichenden Forschung wegen auch die wichtigeren volkskundlichen Werke fremdsprachiger Völker aufzuzeigen, so wie in der „Volkskundlichen Zeitschriftenschau“ (von der übrigens auch ein Bericht über 1908, der erste, vorliegt) die Zeitschriften und Akademieberichte anderer Völker gebührend berücksichtigt werden? Der Verlag, dem überhaupt zu danken ist, dass er der rastlos vorwärts strebenden Volkskunde eine würdige Stätte für ihre literarischen Erscheinungen gewährte, würde sich durch Erweiterung der Rundschau in der vorher angedeuteten Weise sicherlich noch mehr Dank erwerben.

Dr. A. Wrede.

Ein „Rheinisch-Westfälischer Kalender 1909 mit Steinzeichnungen von Herm. Pfeiffer, Darmstadt, und Erläuterungen von Wehrhan“ (Verlag und Druck H. Hohmann, Darmstadt) bildet einen hübschen Beitrag zur künstlerisch auf der Höhe stehenden Kalender-Literatur, die in den letzten Jahren immer mehr auf Kosten — mit Recht! — der auch auf diesem Gebiete bestehenden Schundliteratur gefördert worden ist. Die 6 Steinzeichnungen (Trier, Insel Nonnenwerth, Köln-Bei St. Maria im Capitol, Dortmund, Bielefeld-altes Haus, Bruchhäuser Steine) verraten lebenswarme Auffassung und eigenartige Wiedergabe berühmter Stätten ideeller und materieller Kultur aus den beiden blühendsten Provinzen Preussens. Die Begleitworte sind frisch und lebendig dazu gesetzt, Geschichte und Sage geschickt miteinander verwebend. Im Kalendarium vermisst man die mehr unter den Katholiken üblichen Vornamen. Wie wäre es, wenn man in diesem besonders eigenartige, häufig oder stets wiederkehrende volkskundliche Feste oder Bräuche, z. B. November Martin[sabend]: Düsseldorf Umzug der Kinder usw. anbrächte? Das Interesse an solchen Kalendern würde sicher dadurch wachsen. Aber auch in der vorliegenden Form sei der Kalender als Bildungs- und Anschauungsmittel empfohlen.

Dr. A. Wrede.

Von den „Handbüchern zur Volkskunde“ erschien als 3. Band „Das Volkslied“ von Otto Schell (Wilhelm Heims, Leipzig 1908. VIII, 204 S. Mk. 2, geb. Mk. 2.75). Unter ausgiebiger Verwendung und Verarbeitung der Ergebnisse bereits früher erschienener wertvoller Untersuchungen von Uhland bis Böckel zeichnet der Verfasser in 20 Hauptabschnitten ein Bild des Volksliedes bei den deutschen Stämmen unter fortwährender Heranziehung und Berücksichtigung der Volkslieder anderer europäischer Völker. Mit kundiger und von Liebe zur Sache geführter Hand verbreitet er sich über Wesen, Werden und Wandel des Volksliedes, spürt seinem Urheber nach und seinem Vermittler, zeigt

die Sprache des Liedes und lüftet sein musikalisches Gewand, weist die Stätten auf, wo es erklang und heute noch erklingt, und die Zeiten, wann es ertönte. Er lässt es als Widerhall von Kundgebungen des Volkes bei Festen und Bräuchen im Kreislauf des Jahres und in den Wechselfällen des Lebens erscheinen, also, dem Standpunkt der Sammlung entsprechend, als volkskundlichen Spiegel, und nicht mit Unrecht preist er es als wertvolles Dokument des Charakters eines Volkes und seiner Zeit. Dass der Verfasser nicht vergisst, auch auf des Liedes Bedeutung als historische Quelle hinzuweisen, ist zu billigen; natürlich ist es als solche mit Vorsicht zu verwenden. So sucht Schell alle Seiten und Beziehungen des weit verzweigten Gebietes des Volksliedes zu berücksichtigen oder wenigstens zu streifen, mit besonderer Betonung auch, in welchem Verhältnis es den Menschen zu Gott und seinem Lebenskreis, d. h. der Natur und den Mitmenschen desselben oder des anderen Geschlechts erscheinen lässt, indem die daraus resultierenden Stimmungen und Gefühle aufgedeckt werden. In seinen Ausführungen erweist sich der Verfasser als guten Kenner der Geschichte des Volksliedes; die Interpretation von ihm gesammelter, hier zuerst veröffentlichter Lieder sowie der anderswo bereits mitgeteilten Volkslieder zeigt sein feines Verständnis für die Regungen und Äusserungen der Volkseele. Ein besonderer (21.) Abschnitt gibt eine verhältnismässig vollständige Übersicht über die Volkslied-Literatur (S. 188—204). Vielleicht wäre es angebracht gewesen, diejenigen „Sammlungen“, die in der Hauptsache Darstellungen des Volksliedes sind oder grössere Einleitungen und Bearbeitungen enthalten, im Drucke hervorzuheben, um sie so von den reinen Quellen(Lieder-)sammlungen kenntlich zu machen. Ergänzungen zur Literatur, deren hier einige gemacht werden könnten, übermittle man dem Verfasser am besten selbst; dass es von jedem, der dazu in der Lage ist, geschieht, liegt im Interesse aller Forscher und Freunde des Volksliedes. Wenn Schell im Vorwort sagt, es habe nicht in seiner Absicht gelegen, Neues zu bieten, weil das auf dem vorliegenden Gebiete unmöglich sei, so finden wir dennoch in seinem Buche keine unnütze Vermehrung der Volkslied-Literatur, sondern eine brauchbare Ergänzung zu Büchern ähnlicher Richtung. Ausstellungen formeller Natur vermögen demgemäss den Wert der Arbeit nicht zu beeinträchtigen. Wie Wehrhan's „Sage“ (Bd. I der Handbücher) so trägt auch Schell's „Volkslied“ den Nachweis der Existenzberechtigung in sich.

Dr. A. Wrede.

Namen- und Sachregister.

- Aaron** 33.
Abtiss 34.
Abzählreime 59. 136 ff. 200 f.
288 ff. 293.
Adams Söhne (Spiel) 186.
Ägidienberg (Siebengebirge) 246.
250. 256. 259.
Ägyptiertag 34.
Ahr 141.
Alant 6. 34. 45.
Almena (Lippe) 72.
Altenberg a. d. Dhünn 271.
Althaea 37.
Aminghausen (Kr. Minden) 175.
Amkraut 34.
Angelica 34.
Angermund 259.
St. Antonius 61.
Apfel 100. 226 f. 242.
Apfel- und Birnbaum (Spiel) 203.
Apostemenkraut 34.
Apostolicum 34 f.
April, erster 51.
Arzneibuch 4. 20.
Augenkrankheiten, Mittel dagegen
95. 100. 270.
Ausleichen 242. 248.
- Backbeere** 35.
Bahrrecht 272.
Balsam 36.
Bargenschmalz 35.
Barmen 139. 262.
Barntrup (Lippe) 73 f.
Bauer, der - im Holz (Spiel) 186 f.
Bauernregeln 26.
Baugebräuche 172 ff.
- Beerdigung** 255 ff.
Beileidsbezeugung 252.
Beltheim 60.
Bensberg 261.
Beräuchern 102 ff. 208 ff.
Berg 121. 241.
Bernkassel 120.
Besen 144. 176.
Besprechen 95 f. 96. 99. 101. 227.
Betonie 6. 36.
Beuren (Eifel) 117.
Bierde (Kr. Minden) 95. 175.
Birke 98. 100. 227.
Blasheim (Kr. Lübbecke) 174. 175.
Blaue Stein, der (Spiel) 85.
Blindekuh 111.
Blitz 98. 103. 172. 226. 227. 228.
Blomberg (Lippe) 74. 81. 91.
Blut 271 f.
Blutstillen 94.
Blutvergiftung 95.
Bockum b. Wittlaer 246.
Bohne 245.
Bonn 243.
Böser Blick 248.
Böten 93 f.
Brackwede (Kr. Bielefeld) 96.
Brand, Mittel dagegen 94.
Brauchen 101 ff. 206 ff. 287 f.
Braut 117 ff.
Brautkerze 118.
Brautkleid 119.
Brautkuchen 245.
Brautschleier 118.
Broich a. Ruhr 244. 258.
Brück b. Cöln s. Langenbrück.
Brückenlied 84.
Brückenspiel 195 f.

- Bruckhausen 65.
 Bruderschaften 211 f.
 Brunnen 144.

 Brunnen, in den — fallen (Spiel)
 286.
 Buche 100.
 Buchsbaum 100.
 Buko v. Halberstadt 55.
 Burscheid 213.
 Büßen 206 f.

 Coblenz 60.
 Cöln 149.
 Conz 61.

 Dachtraufe 98.
 Dankersen (Kr. Minden) 94. 97.
 98. 99.
 Deilbach 243. 260.
 Delbrück 173. 175.
 Delling (i. Berg.) 242. 243. 244. 246.
 Demrath (Vordereifel) 227.
 Detmold 81.
 Diachylon 37.
 Diebsglaube 272 f.
 Dielingen-Wehdem (Kr. Lübbecke)
 184.
 Diptam 37.
 Döhren (Kr. Minden) 99. 100.
 Dönberg 260.
 Donnerkeil 184.
 Dorflinde 148.
 Dost 37.
 Dreifaltigkeitssonntag 49.
 Dreizehn 120.
 Driburg 51.
 Driesch (Vordereifel) 227.
 Dringenberg (Kr. Warburg) 54.
 98. 99.
 Durchziehen zur Heilung 98 f.
 Düren 60.
 Dürscheid (i. Berg.) 243. 271.

 Ehrenpreis 37 f.
 Ei 98. 184. 241.
 Eiche 98. 100. 164. 165. 227.
 Eifel 70. 119. 144. 203. 219. 221.
 226. 233.
 Eigentumsspruch 149.
 Eilshausen (Kr. Herford) 94. 98.
 Einpföcken (der Krankheit) 98.
 Eisbergen (Kr. Minden) 97. 176.
 Elben 276 f.
 Elberfeld 140. 241 ff. 244 ff. 248.
 250. 252. 254 f. 258. 260 f.
 264. 267 f. 274.
 Els 6. 38.
 Elster 120. 244.
 Enger (Kr. Herford) 94. 95. 99.
 100.
 England 274.
 Erde, ⁿ Sterbender auf die — gelegt
 247.
 Erdingen 253.
 Ernst (Mosel) 61.
 Ertrunkene 270. 272.
 Esche 94. 98. 227.
 Essen u. Trinken 122.
 Eule 184. 244.
 Ewald, schwarzer u. weisser 275.
 Exter (Kr. Herford) 99.

 Fallsucht, Mittel dagegen 95. 98 f.
 Fastnacht 200.
 Fastnachtssitzung 74.
 Fastnachtstag 51.
 Feldnamen 69.
 Feuer, wildes 99.
 Fingerratespiel 284.
 Finkenstein (Spiel) 191.
 Fisch 241.
 Flechte, Mittel dagegen 94.
 Flurnamen 96.
 Freimaurer 208 f. 229 ff. 232.
 Freistätte 171.
 Freitag 49. 93. 119.
 Friedewalde (Kr. Minden) 94.
 Frille (Kr. Minden) 172. 173.

Frommsontag 49.
Frosch 95.
Fünfadern (Wegerich) 100.

Gähnen 149.
Gänsedieb (Spiel) 184 f.
Gänse hüten (Spiel) 191.
Gebehochzeit 114.
Geding 171.
Geister 48. 51 ff. 103 f. 275.
Geisteraustreiben 174. 209.
Geisterkniff 241.
Gelbsucht, Mittel dagegen 96. 100.
Gelog 217.
Geschwür, Mittel dagegen 96.
Gesundbeten 210.
Gewitter 103.
Gicht, Mittel dagegen 227. 271.
Gimborn 246. 248. 253. 260. 268.
M.-Gladbach 66. 133. 134. 136.
200. 231.
Glas 120. 175. 178.
Glockenläuten 97. 271. 278.
Grab 269.
Grabma 270.
Grabschmuck 269 f.
Grenzbegehung 73.
Gutenberg 60.
„Guter Freund, ich frage dich“ 108.

Haar 98. 228.
Hahn 133. 192. 218. 244.
Halefen 162.
Halfman 162.
Kr. Halle 94 ff. 178.
Halskrankheiten 96. 150.
Halsweh, Mittel dagegen 150.
Handschuhe (bei d. Beerdigung)
259. 260. 262.
Handwerksspiel 193.
Häschen i. d. Grube (Spiel) 86. f.
Hasslinghausen 245.
Hauroth (Vordereifel) 222.
Haus, das — in Polen (Spiel) 188.
Hausbau 172 ff.

Hausheben 174. 176.
Hausman 162 f.
Hausmarken 166 f.
Hausrichten 111 ff. 174 ff.
Hausrichtesprüche 176 ff.
Heepen (Kr Bielefeld) 93. 95.
Hefenhändler 213.
Heiden b. Lage (Lippe) 297.
Heidenoldendorf (Lippe) 81.
Heilkräuter 100 f.
Heimsen (Kr. Minden) 97. 98. 174.
188.
Heiraten im Mai 46 ff.
Heisterbach 275.
Hemd 175.
Herckersdorf b. Kirchen (Sieg) 229.
Herd 255.
Herdfeuer 246.
Herford 174.
Herkenrath b. Bensberg 249. 254.
255. 267.
Hermenslied 59.
Herrstein 60.
Hexen 72. 102 f. 227 f. 296.
Hiärbram 51 f.
Hillebille 174 ff.
Hingerichteter 95. 271.
Hirte 74.
Hochpochten (Vordereifel) 224.
Hochzeit 89. 114. 117 ff. 233. 297 f.
Holunder 228.
Holwurz 39.
Homburg b. Ratingen 246. 261.
264.
Honschaft 162 f.
Hörde 144.
Hüftweh 96.
Huhn 244.
Hülsenbusch (i. Berg.) 256. 258.
Hun 162.
Hund 243 f.
Hundskamille 150.
Hungerei 184.
Hünxe (b. Wesel) 61.

- „Ich bin die Frau von Toren“ 109.
Ilvese (Kr. Minden) 96.
Johannisnacht 94. 227.
Jöllenbeck (Kr. Bielefeld) 175.
Irreführungen, volkskundliche 71.
Irrlicht 272.
Isenburg 231.
Jude 248. 251.
Jülich 103.
- Kaimt b. Zell (Mosel) 230.
Kaiseresch 120. 223.
Karfreitag 50 f.
Käspappel 39.
Katze, gespenstische 225.
Kaufmann aus Paris (Spiel) 194.
Käuzchen 244.
Kerze 118. 247. 249 f. 252. S. Licht.
Kilian 145 f.
Kinderlieder 54 ff. 82 ff.
Kinderreigen 140.
Kinderreime 197 ff. 200 ff. 288 ff.
291 ff.
Kinderspiele 81 ff. 184 ff. 278 ff.
Kinder, ungeborene 272 f.
Kirchenschlüssel 99.
Kirchweih 51.
Kirmes 145 f. 217 f. 219 ff.
Kirmesbegraben 218.
Kleipitten 95.
Knierleiterlieder 56 f.
Kochem 223.
Königstochter, eingemauerte (Spiel)
92.
Krämpfe, Mittel dagegen 99.
Kranzjungfern 175. 180.
Krätze, Mittel dagegen 100.
Kraup Fössken usw. 106. 108.
Krebs, Mittel dagegen 95. 100.
Kreislieder 202.
Kreuzdorn 94.
Kreuze im Bettuch 245.
Kreuzweg 96.
Kronenberg 262.
- Kröte 96 f. 97. 244.
Kuckuck 120. 245.
Kuh 99. 245.
- Langenbrück b. Cöln 217. 232. 233.
Laubach 288.
Lebensbaum 226.
Leichenbitter 255. 260.
Leichenbrauch 241 ff.
Leichengefolge 258 f.
Leichenpredigt 265 ff.
Leichensingen 267.
Leichenträger 261 f.
Leichtentuch 252. 257 f. 259.
Leichenwache 252 ff.
Leichenwaschung 248 f.
Leichenwasser 97.
Leichenweg 256. 264 f. 274.
Leichenzeche 267 f.
Lemurien 48.
Leonore 213. 216.
Leteln (Kr. Minden) 94.
Licht (Lampe, Laterne) 118. 119.
245. 246. 249 f. 255. 256. 260.
261. 268. 272. f. S. Kerze.
Lieberhausen (i. Berg.) 248. 259.
Liebstöckel 40.
Linde 148. 228.
Lindlar (i. Oberberg.) 251.
Linnenverkaufen 191 f.
Lint, das — aufhalten 233.
Lippe 54. 72 f. 81 ff. 149 f. 184.
278. 297.
Lippspringe (Kr. Paderborn) 175.
176.
Loccumer Heide 95.
Lorbeer 35. 40.
Lübbecke 297.
Lunzenkieker 261.
Lüttringhausen 244. 252. 256. 261.
267.
- Mai, Heiraten im — 46 ff.
Maibaum 175; vgl. 228.
Maikäferlied 58.

- Mainacht** 297.
Maitag 72.
Malmedy 47. 104.
Mannebach (Vordereifel) 225.
Marienloh (Kr. Paderborn) 176.
Mark, westfälische 129.
St. Martin 200.
Martinsvogel 277.
Matthiasnacht 243.
Maulwurf 98. 244.
Maus 69 f. 244. 272.
Mausemann (i. Kinderlied) 187.
Meiderich 245. 269.
Meisterwurz 41.
Menden a. d. Sieg 161.
Menwel 41.
Mergeltehrige 173.
Merheim (i. Berg.) 256 f.
Merkzeichen 166 f.
Mettlach 69. 119.
Mettmann 242. 245. 248. 259. 261. 271.
Metz 50. 70.
Minden 93 ff. 172 ff.
Mispelstock 214.
Mitgaben an Tote 250 f.
Moers 111 f.
Mohren (i. Spiel) 193.
Montag 49. 172.
Morsbach (i. Berg.) 244.
Mosel 119. 120.
Moselland 49 ff. 69.
Mülheim a. Rhein 197.
Müllenbach (Vordereifel) 221.
Myrte 118.

Nachahmungsspiele 18b.
Nachbarn 112. 161 ff. 173. 175. 242. 248 f. 250. 253 f. 258 f. 260.
Nachbarrecht 161 ff.
Nagel einschlagen (b. Hausbau) 174.
Nägel des Toten 248.
Neujahrsprüche 59 ff. 200. 291.
Neujahrstag 73. 226.

Neunkirchen 60.
Neunkraft 41.
Neustadt a. Siebengeb. 267.
Nicht reden 95. 98.
Niederheimbach (Hunsrück) 296.
Niederwupper 241.
Nikolaus 200.
Nosbach (i. Berg.) 249.
Notfeuer 99.
Notweg 256. 264 f. 274.

Ochse, gespenstischer 223.
Oelde (Kr. Beckum) 105.
Ohring 249.
Olewig 61.
Olpe (i. Berg.) 243. 244. 265.
Orscheid (i. Berg.) 244. 246.
Osterhase 51.
Osterluzei 42.
Ostermorgen 95.
Ostpreussen 233 f.
Ostscheidt (Kr. Herford) 93. 96.
Ovenstädt (Kr. Minden) 95 ff.
Oxyroceum 42. 45.

Paderborn 51. 126.
Paffrath 255.
Pappelsalbe 35. 42.
Peigass 217 f.
Peitschenknallen 297.
Pestilenzwurzel 43.
Petersilie 43.
Pferd 244. 246. 259.
Pfingstbraut 145.
Pfingstbrunnen 144.
Pfingsteier sammeln 58.
Pfingsten 105.
Pfingstenkranz 105 ff.
Pflanzen 100 f. 103. 226 ff. 245. 269.
Puffetskuchen 214.

Quellen 144.
Quetzen (Kr. Minden) 172.

- Rabe 120.
Radevormwald 114. 244.
Rahden (Kr. Lübbecke) 99. 172.
184. 297.
Ratingen 271. 274.
Rätsel 134 ff. 139 ff. 203 ff.
Räuchern 102 ff. 208 ff. 287 f.
Raute 43. 269.
Rechen, Frau von — (Spiel) 194 f.
Rechtsbrauch 73.
Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) 175.
Reden, nicht — 95. 98.
Redensarten 121 ff. 129 ff.
Reefstroh 256 f.
Refrath (i. Berg.) 258. 259. 278.
Reisbrei 118.
Religiöser Aberglaube 49 ff.
Remlingrade (i. Berg.) 244. 256.
Rhein 270.
Rhein als Totenstrom 273 ff.
Rheumatismus, Mittel dagegen 97.
Richtfest 111 ff. 173. 174 ff.
Richtkranz 113. 175. 176 f.
Richtmesse 175.
Ring 118. 119. 249. 271.
Ringelreihen 82 ff.
Ritter Ewald 213. 215 f.
Röling 44.
Rose, Mittel dagegen 94. 95.
Rosspappel 39. 44.
Rotlaufseuche, Mittel dagegen 99.
Roulettespiel 280.
Rückgratsverkrümmung. Mittel da-
gegen 98.
- Saar 69. 119.
Saarbrücken 71. 118. 119. 291.
Saarhölzbach 59 f.
Saarlouis 119.
Saffran 44.
Sagen 51 ff. 141. 221 ff. 229 ff.
232 f. 275 ff.
Salgagel 49.
Salm-Reifferscheidt (Nordeifel) 69.
Salz 95.
- Sanickel 44. 101.
Sauerampfer 41. 44.
Schaf, gespenstisches 224. 1.
Schaflaus 96.
Scharbock 44.
Schinkenklopfen (Spiel) 279.
Schlebusch (i. Berg.) 246.
Schleifstein als Grabmal 270.
Schlüsselblume 100.
Schnecke 97. 149.
Schneckenlied 58.
Schnellenberg, Tarquinius 1 ff.
Schnellzählen 281.
Schnur vorhalten 173.
Schöf 246. 248 f. 250. 256 f.
Schornkapelle 141.
Schossliedchen 201.
Schötmar (Lippe) 145.
Schützenketten 61.
Schwalbe 98.
Schwangerschaft 69 ff.
Schwanritter 278.
Schwein 96. 99. 119. 164 f. 222.
Schweiz 118.
Schwelm 256.
Seele 273 ff.
Segnen 207.
Selbstmörder 271 f.
Siebenbürger Bruderschaft 211 f.
Siebengebirge 275 f.
Skrofeln, Mittel dagegen 98.
Solingen 242 ff. 264. 270.
Sonnabend 50.
Sonnborn 254.
Sonne u. Mond (Spiel) 195 f.
Sonntagskinder 50.
Speichel 149. 208.
Spenge (Kr. Herford) 97. 100.
Spiegel 120. 246.
Spinne 244.
Spinnewebe 149.
Sprichwörter 66 ff. 121 ff. 278.
Sprüche (an Schützenketten) 61 ff.
Stein, der blaue (Spiel) 85.
Steinteilige 173.

Sterbender meldet sich 120 f.
Sterbstroh 246. 256 f.
Stockfischklopfen 175.
Stöpf 45.
Storchreime 297.
Pr. Ströhen (Kr. Lübbecke) 297.
Strumpf 150.
Stuten (als Geschenk) 73 f.
Stutengucken (Spiel) 284.
Südlengern (Kr. Herford) 93.

Tanne 228.
Taschentuch 175 f. 259. 260.
Taubenhaus (Spiel) 110 f.
Teufel austreiben 174. 209 f.
Teufelsbiss 34.
Teufelerscheinungen 231 f.
Teufelsglaube 229 ff.
Theesen (Kr. Bielefeld) 95. 98. 99.
Tiere, verzauberte 222 ff.
Tiernamen 127 f.
Tierprozess 146 f.
Tierstimmen 128.
Tod 241 ff.
Todansagen 247 f. 252. 257.
Tod beschleunigt 246 f.
Todeskampf 247.
Totenhausen (Kr. Minden) 98.
Todvorzeichen 120 f. 241 ff.
Tor, durchs — gehen (Spiel) 196.
203.
Totenbrücke 273.
Totenfetisch 97. 98. 99. 103. 270.
Totenfluss 273 ff.
Totenhand 97.
Totenkleid 250. 274.
Totenmünze 250 f.
Totenschiffer 251. 273.
Totenschuh 273 f.
Totenuhr 120. 244.
Totenwache 252 ff.
Totenzettel 79.
Trauerkleidung 250. 258. 269.
Trauermahl 267 f.
Trauerzeit 268 f.

Traum 241 f.
Trauring 118. 119.
Trier 49. 50. 60. 69. 70. 118. 119.
120. 147. 211 f.
Trunksucht, Heilung der — 98.

Überfahrt der Toten 251. 269.
273 ff.
Uckerath a. d. Sieg 243.
Unehelich 130. 131 f.

Valdorf (Kr. Herford) 175.
Velbert (i. Berg.) 246. 260. 261.
Verl (Kr. Wiedenbrück) 98.
Verstecken 190.
Vertrinken (Magenerkältung) 96.
Viehheilung 99 f. 101 ff.
Vogel flieg aus (Spiel) 192.
Vogel, gespenstischer 225 f.
Vogel verkaufen (Spiel) 192.
Volkslieder 106 ff. 148. 213 ff.
Volksmedizin 5 ff. 93 ff. 101 ff.
206 ff. 226 ff. 270 ff. 287 f.
Vollmond 98.
Vorbedeutung 117 ff. 120 f. 241 ff.
Vorgesicht 242.

Wachholder 45. 228.
Waldnamen 69.
Wanderspiel 189.
Warzen (Mittel dagegen) 97. 149 f.
270 f.
Waschfrauen, die fleissigen — (Spiel)
283 f.
Wechselsefieber (Mittel dagegen) 149.
Wehdem (Kr. Lübbecke) 95. 184.
Weide 227 f.
Weidenbaum 98.
Weihnachtstag 51.
Weiss als Leidfarbe 250.
Welschbillig b. Trier 297.
Wermut 6. 38. 45. 100.
Westerwald 148.
Wetterbüchlein 4. 16 ff. 24 ff. 28 ff.
Wetterregeln 227.

- | | |
|------------------------------------|-----------------------------------|
| Wiedenbrück 180. 182. | Wolf, der böse — (Spiel) 190. |
| Wiegenlieder 55. 197 ff. | Wülfrath (i. Berg.) 261. |
| Wildberg (i. Berg.) 249. 253. 260. | |
| Wildes Feuer 99. | Zacheies 217 f. |
| Windhagen (i. Berg.) 244. 250. | Zahn 103. 228. 272. |
| 256. 267. | Zahnschmerzen, Mittel dagegen 98. |
| Wipperfürth 197. 242. 260. | Zehen der Toten zusammenge- |
| Wittlaer (i. Berg.) 245. 246. 259. | bunden 249. |
| 260. | Ziege 99. |
| Wittlich 49. | Zitronenbier 259. |
| Witzerath 60. | Zitrone 260. 262 f. |
| Wöchnerin 69. 252. 270. | |
-

Mitgliederverzeichnis

des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Bestand vom 1. November 1908.

I. Vorstand:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29	} Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32	
O. Schell, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	} Schriftführer.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76 ¹	
O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.	} Beisitzer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.	
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn	
Lehrer Gust. Ad. Jäger, Elberfeld	
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.	
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Bonn	
Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Köln	
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.	
Rektor C. Rademacher, Köln	
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt	
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld	
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln.	

II. Ehrenmitglieder:

Exzellenz Freiherr von der Recke, Oberpräsident von Westfalen,
Münster i. W.
Regierungspräsident Schreiber, Düsseldorf.
Regierungspräsident Dr. Kruse, Minden.

III. Ordentliche Mitglieder.*)

Aachen

Dr. phil. E. Arens, Oberlehrer.
Franz Heinrich, Amtsgerichts-
sekretär.

Dr. Krabbel, Sanitätsrat.

Dr. med. Hans Mönicks,
Zahnarzt.

Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzen-
der des kath. Lehrerverbandes
Rheinland.

Dr. Carl Schué, Oberlehrer.
Stadtbibliothek.

Aachen-Burtscheid

Franz von Birgeln.

Aegidienberg b. Himberg-Honnef

Steiz, Hauptlehrer.

Ahrweiler

Chr. Strauck, Hauptlehrer.

Altenberg (Rhld.)

Wilh. Borsbach, Hotelbesitzer.

Altenkirchen

Kreislehrerbibliothek. (2 Expl.)

Altona

Museum.

Altona-Othmarschen

Dr. L. Fassbender, Professor.

Andernach

Steph. Weidenbach, Lehrer.

Aplerbeck

A. Clarenbach, Rentner.

Fr. Grügelsiepe, Kaufmann.

Askov, ved Veijen, Dänemark

(Jütland)

Dr. H. F. Feilberg, Pastor emer.

Barmen

Dr. Dütschke, Professor.

Jul. Leithaeuser, Professor.

Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).

Volksschullehrerbibliothek.

Ad. Werth, Fabrikant.

Joh. Wilh. Werth, Fabrikant.

Bedburg

Dr. Heckhausen, Gerichts-
Assessor.

Dr. Kaussen.

Bendorf a. Rh.

Jos. Alken, Lehrer.

Berchum b. Halden a. Lenne

Hermann Fermum, Lehrer.

Bergisch-Gladbach

Feiber, Hauptmann a. D.

Heinrich Löhr.

Berlin

Dr. J. Bolte, Professor.

Bildhauer Dorls.

Dr. G. Minden, Syndikus.

Kgl. Museum für Völkerkunde.

Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.

H. Sökeland, Schriftführer des
Museumsvereins.

Süreth, Ingenieur.

Berlin-Charlottenburg

Robert Mielcke, Schriftsteller
und Geschäftsführer des
„Heimatbund“.

Berlin-Schöneberg

Baurat Gerlach.

Sekretär Wälter.

Berlin-Weidmannslust

Dr. jur. Alb. Hellwig, Kammer-
gerichtsreferendar.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet. Etwaige Irrtümer und Änderungen wolle man gefl. Herrn K. Wehrhan, Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76I, mitteilen.

Betrath b. M.-Gladbach
H. Gierlichs, Hauptlehrer.

Bielefeld
Historischer Verein für die Graf-
schaft Ravensberg.
Ed. Magnus, Lehrer.
Dr. Tümpel, Professor.

Birgel bei Düren
Graf Spee, Pfarrer.

Bitburg
Lentz, Kreisschulinspektor.

Blankenburg a. H.
Professor Ed. Damköhler.

Bochum
Franz Hase, Bauunternehmer.
Fr. Kerper, Rektor.
Wilh. Spiekermann, Lehrer.

Bodelschwingh i. W.
Schopohl, Lehrer.

Bollenbach bei Rhauen
Bolz, Lehrer.

Bommerhelz i. W. (Ruhr)
A. H. Blesken, Hauptlehrer.

Bonn
Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.
M. Foyen, kgl. Gerichtsvollzieher.
Dr. J. Franck, Univ.-Professor.
Dr. Walter Kruse, Univ.-Prof.
Liesenfeld, cand. phil.
C. Meurer, Gymnas.-Oberlehrer.
Dr. Jos. Müller, Oberl. (2 Expl.)
Dr. Pohl, Gymn.-Direkt. a. D.
Dr. Eugen Prym, Professor.
Dr. Franz Schultz, Privatdozent.
Dr. Felix Solmsen, Univ.-Prof.
Stadt Bonn (Oberbürgermeister).
Dr. Fritz Stier-Somlo, Univ.-Prof.
Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.
Dr. Wilmanns, Univ.-Professor.

Borgeln, Kreis Soest
Pastor Clarenbach.

Borken i. W.
Dr. med. W. Conrads.

Bremen
Stadtbibliothek.

Brühl bei Köln
Gymnasialbibliothek.

Buenos-Aires (Südamerika)
* Frau Adele Potersen.
* Frau Louise Plate.

Buer i. W.
van Kell, Hauptlehrer.

Burgbrohl
Dr. H. Andreae.

Burscheid
Otto Richarts-Stindt.

Caternberg b. Essen
W. Terhardt-Bommann, Lehrer.

Chemnitz
Curt Rothe, Rechtsanwalt.

Cleinich, Kreis Bernkastel
Fleck, Lehrer.

Cleve
Kreisausschuss des Kreises Cleve.

Coblenz
Dr. M. Bastgen, Oberlehrer.
Dr. Follmann, Oberlehrer.
Dr. Hessel, Direktor.
Kgl. Staatsarchiv.
Stadtbibliothek.

Cochem (Mosel)
Ockenfels, Hauptlehrer.

Crefeld
Frl. L. Boeder, Lehrerin.
Wilh. Klinkhammer, Lehrer.
Kreisausschuss des Landkreises
Crefeld.
Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).
Rich. Wolferts.

Cronenberg b. Elberfeld
O. Leihener, Rektor.

Daaden, Reg.-Bez. Coblenz
Lehrerverein.

Darmstadt
Grossherzogl. Hofbibliothek.

Derne b. Dortmund
Paul Stolle, Hauptlehrer.

Detmold
Fräulein Clara Bornebusch.
Frau Prof. Brückner.
Dr. K. Tielker, Rechtsanwalt.

Dierdorf (Bez. Coblenz)
Gross, Hauptlehrer.

Dortmund
Joh. Andree, Ingenieur.
Anthes, Professor.
Augusti, Direktor der Essener
Kreditanstalt.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner.
Baumhögger, Bauunternehmer.
Bein, Bauunternehmer.
v. d. Berken, städt. Vermessungs-
inspektor.
Blume, Kaufmann.
Bodenstein, Zahnarzt.
Böker, Kaufmann.
Brackmann, Bahnhofswirt.
Brand, Dr. med.
Brausewaldt, Oberlehrer.
Brügmann, P., Holzindustrieller.
Buff, Kaufmann.
Busch, Maler und Zeichenlehrer.
Clod, Kaufmann.
Colignon, Stationsvorsteher I.Kl.
Curtius, Stationseinnehmer.
Deter, Kaufmann.
Dibbelt, Dr. phil., Oberlehrer.
Diedrichs, Sparkassenrendant.
Dornheckter, Dr. phil., Stadt-
schulrat.
Dortmunder Lehrerverein.
Droste, Dr. phil., Professor.
Düsing, Lehrer.
Eckardt, Zivilingenieur.

Estner, Ingenieur.
Faubel, Zahnarzt.
Flach, Dr. phil., Professor.
Fleer, Generalagent.
Geis, Bahnmeister.
Geselbracht, Justizrat.
Gewerbeverein.
Gockel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gronemeyer, Professor.
Haebling v. Lanzenauer, Major
a. D., Standesbeamter.
Hannes, Kaufmann.
Harms, Kaufmann.
Heim, Kgl. Steuerinspektor.
Herrmann, Lehrer.
Hildebrand, Dr. phil., Oberlehrer.
Hoffmann, Generalagent.
Haupt, Bureau-Assistent.
Janssen, kgl. u. städt. Musik-
direktor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.
Kaue, Gerichtstaxator.
Kaue, Dr. med.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpper, Kaufmann.
Kohn, Rechtsanwalt.
Kramberg, Justizrat.
Krimtschule.
Kuckuck, Ingenieur.
Küper, Fabrikbesitzer.
Lahme, Prokurist.
Lehnhoff, Lehrer.
Lemberg, Lehrer.
Lemberg, Dr. phil., Professor.
Lentze, Kaufmann.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Lock, Kaufmann.
Lorenz, Lehrer.
Städt. höhere Mädchenschule
Maess, Optiker.
Markmann, Architekt.
Marx, Architekt.

Meininghaus, Dr. der Staatswissenschaften.

Meyer, Kaufmann.

Meyer, Zimmermeister.

Metzmacher, Stadtrat.

Städt. Museum.

Overhoff, Lehrer.

Panhoff, Dr. phil., Professor.

Peter, kgl. Oberlandmesser.

Realgymnasium.

Reese, Direktor des städt.

Wasserwerks.

Rehmann, Generalagent.

Reinartz, Ober-Telegraphensekretär.

Ruben, Dr. jur., Magistratsassessor.

Ruhfuss, Dr. phil., Verlagsbuchhändler.

Salié, Lehrer.

Sartori, Professor.

Sauerländer Gebirgsverein, Ortsgruppe Dortmund.

Schäfer, Professor.

†**Schäfer**, Fabrikbesitzer(Cörne).

Schapler, Dr. phil., Stadtschulrat.

Frl. M. Schmemann.

Schulte, E. W., Kaufmann.

Schulte, H. W., Kaufmann.

Siebert, Versicherungsbeamter.

Spangenberg, Brauereidirektor. Stadtbibliothek.

Steinweg, Bergwerksverwalter a. D.

Steneberg, Professor.

Stoffregen, Gärtnereibesitzer.

Strohmeier, Oberturnlehrer.

Tewes, Juwelier.

Tiefensee, Kaufmann.

Treeck, Kaufmann.

Uhlmann-Bixterheide, Telegr.-Bauführer und Schriftsteller.

Ullner, Prokurist.

v. Velsen, Kaufmann.

Verron, Rentner.

Weimann, Rektor.

Witteberg sr., Kaufmann.

Witteberg jr., Kaufmann.

Wolff, Generalagent.

Duisburg

Stadtgemeinde (Oberbürgermeister).

Duisburg-Meiderich

W. Back, Rektor.

Eugen Kern, Kaufmann.

Vorel, Rektor.

Adolf Winkel.

F. Wippermann, Oberlehrer.

Duisburg-Ruhrort

Horn, Pfarrer.

Dr. E. Meyer, Gymn.-Oberlehrer.

Kreisausschuss des Landkreises.

Duisburg-Wanheim

H. Meyers, Lehrer.

Düren

Kurt Hein, Gymn.-Oberlehrer.

Heinr. Hoffmann, Lehrer.

Karl Lammenett, Lehrer.

Dr. Albert Lennartz, Oberlehrer.

Düsseldorf

Karl vom Berg jun.

Bibliothek d. Geschichtsvereins.

Dr. R. W. Carl.

Rud. Clément, Prov.-Sekretär.

Frauberger, Direktor.

Wilh. Grevel.

Hobräck, Kaufmann.

Dr. Junius, Direktor.

Kuhl, Rektor.

Landes- und Stadt-Bibliothek.

Dr. Renvers, Landeshauptmann der Rheinprovinz.

Lehrerkollegium der Volksschule a. d. Blücherstrasse.

Professor Willy Spatz, Maler.

Karl Ufer, Gymnas.-Oberlehrer.

Düsseldorf-Grafenberg

Dierlamm, Lehrer.

Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.

Eilshausen

Sievert, Hauptlehrer.

Elberfeld

*Fr. Bayer, Kommerzienrat.

M. Bethany, Privatgelehrter.

Bibliothek des Bergischen
Geschichtsvereins.

Joh. Black, Direktor.

C. Clément, Standesbeamter.

Elsas, Professor.

Dr. Gerth.

Ernst Giesecking, Lehrer.

B. Grauvogel, Sekretär.

O. Grüttefen, Buchhändler.

Jos. Gunck, Landger.-Sekretär.

Hartnack, Töchterschullehrer.

Otto Hausmann, Schriftsteller.

Dr. Hilt, Pfarrer.

Chr. Höhler, stellv. Leiter der
Fortbildungsschule.

A. Hoelper, Eisenbahn-Sekretär.

Gust. Ad. Jäger, Lehrer.

Jürges, Lehrer.

Friedr. Just, Eis.-Sekretär.

Rud. Nostiz, Lehrer.

Realgymnasium.

E. Riepenberg, Kaufmann.

E. Roehder, Stadtsekretär.

Herm. Sanner.

Franz Schaeper, Lehrer.

Scheibe, Prof., Gymnasial-Dir.

E. Schell, Kaufmann.

O. Schell, Lehrer und Biblio-
thekar des Berg. Geschichts-
vereins.

Frau Calla Schell.

Franz Schleyer, Gerichts-
sekretär.

Albert Schneider, Rektor.

F. L. Schneider.

Ludw. Schooff, Staatsanwalt-
schafts-Obersekretär.

Rud. Schwander, Lehrer.

Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).

Stadtbücherei Elberfeld.

Rud. Thietz, Lehrer.

Kath. Vereinigung berg. Lehrer.

Emsbüren b. Osnabrück

J. Tiesmeyer, Lehrer.

Engers b. Coblenz

Schüller, Hauptlehrer.

Enkirch (Mosel)

J. Speth, Lehrer.

Erwitzen b. Nieheim, Kr. Höxter

Bökamp, Lehrer.

Eschmar

Stärk, Lehrer.

Eschweileraue (Rheinland)

Franz Kapell, Lehrer.

Essen (Ruhr)

Herm. Brown.

A. Eifler, Rektor.

Hugo Kückelhaus.

Museumsverein.

Pieck, Lehrer.

Ortsverband des Allgem. Deut-
schen Sprachvereins.

Esserden bei Rees a. Niederrhein

Georg Köster, Kandidat d. höh.
Schulamts.

Frankfurt a. M.

Dillmann, Lehrer.

Jaspert, Lehrer.

E. Kniepkamp, Mittelschullehrer.

K. Wehrhan, Mittelschullehrer.

Freudenberg, Siegkreis

K. Becker, Rektoratsschullehrer

Friedenau b. Berlin

H. Brüsker, Buchdruckerei-
besitzer.

Dr. Ed. Kück, Gymnasial-
Oberlehrer.

Friedr.-Wilhelm-Hütte (Siegkr.)

Helikum, Lehrer.

Gebroth, Post Winterburg,
Kreuznach
Franz, Pfarrer.

Geldern
Königl. Landratsamt.

Gelsenkirchen
Hirschmann, Pfarrer.
Jos. Merten, Lehrer.
E. Stracke, cand. med.

Gerresheim
Meng, Lehrer.

Gevelsberg
Lehrerverein.
Realschule.

Giessen
Dr. Hugo Hepding, Hilfs-
bibliothekar.

Goch
Speer, Lehrer.

Göttingen
Dr. B. Crome.

Greifswald
Universitätsbibliothek.

Grevenbroich
Janssen, Hauptlehrer.
Zumbusch, Professor.

Grosslichterfelde
Dr. Hauptmann, Univers.-Prof.

Gummersbach
Seminar.

Hagen i. W.
Paul vom Berge.
Friedr. Heyden.
R. Kolb, Ingenieur.
Sauerländischer Gebirgsverein,
Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privat-
gelehrter.

Halle i. W.
Chr. Frederking, Rektor der
höh. Privatschule.

Halle a. S.
H. J. Sprenger, cand. phil.

Hamburg
Professor Dr. Lauffer, Direktor d.
Museums für Altertumskunde.
Chr. Münster (i. F. Walsøe u.
Hagen).

Hamm i. W.
E. Raabe, Oberlandgerichtssek.

Hannover
Dr. Willi Pessler, Geograph.

Hasslinghausen-Üllendahl
H. Graebner, Lehrer.

Hausen b. Rhaunen
Schüler, Pfarrer.

Heiligenstadt a. Eichsfeld
Prof. Strothkötter.

Heinsberg
Joh. Bender, Kreisschulinspektor.

Hennef a. d. Sieg
Wilh. Schneider, Kaufmann.

Herdecke (Ruhr)
Walter Stein, Präparandenlehrer
und Schriftsteller.
Volksbibliothek.

Hermeskeil, Bez. Trier
Dr. Michel, prakt. Arzt.
Schmitt, Postmeister.

Herne i. W.
Blennemann, Rektor.
Holtsträter, Rektor.

Heven b. Witten a. d. Ruhr
Dr. med. Straube.

Hiddinghausen b. Hasslinghausen
G. Pausch, Hauptlehrer.

Hildesheim
Müller, Seminar-Oberlehrer

Hilgen b. Burscheid
Ernst Guldner, Hauptlehrer.

Hochheide

Fr. Fassbender, Lehrer.

Höchst a. M.

Dr. Alb. Blank, Chemiker.

Hohenlimburg

H. Pohlmann, Lehrer.

Holdingen (Luxemburg)

Nikolaus Stephany, Privat-
Jagd- und Waldhüter.

Homburg v. d. H.

Langenfeld, Bürgermeister a. D.

Hörde b. Dortmund

Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

Hottenbach a. Fischbach a. d. Nahe

Dr. Hackenberg, Prof., Kreis-
schulinspektor.

Hülscheid b. Lüdenscheid

Ed. Winkler, Lehrer.

Hünxe, Kreis Ruhrort

Herm. Sander, Pfarrer.
Schlickum, Pastor.

Isenburg, Post Sayn

Karl Lellmann, Lehrer.

Iserlohn

Lohmann, Pastor.
Ludw. Schröder, Schriftsteller.

St. Johann-Saarbrücken

H. Focht, Eisenbahnsekretär.

Itter b. Düsseldorf

P. Matthieu, Lehrer.

Kalk b. Köln

Dr. Jakob Kemp, Oberlehrer.
Hermann Schumacher, cand. hist.

Kalterherberg b. Montjoie

Kesternich, Hauptlehrer.

Kempenich

Simon, Pfarrer.

Kettwig a. d. Ruhr

Lehrerbibliothek der höheren
Stadtschule.

Köln

Backes, Rektor, Vors. d. Rhein.
Prov.-Lehrerverbandes.

Emil Baur, stud. med.

Dr. phil. Karl Beckmann.

Dr. Berlage, Domprobst u. Ober-
schulrat a. D.

Ernst Bertsch, Rentner.

Lucas Brems jun.

E. P. Buchholz.

Robert Engelhard.

Dr. Walter Fückermann.

Jakob Geich, Oberlehrer.

Wilh. Hirtz, Referendar.

Willy Hoeppe, cand. phil.

Dr. med. L. Huismanns, Arzt.

Mittlere Knabenschule II.

Jos. Kneer, Amtsgerichtsrat.

Georg König, Apotheker.

Paul Kotulla, stud. phil.

Fr. Lange, Oberlehrer.

Dr. B. Lauffer.

Mittlere Mädchenschule II.

Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.

Wilh. Minlos, Fabrikant.

Ottomar Müller, Oberlandes-
gerichtsrat.

v. Pelzer-Berensberg, Kgl. Reg.-
u. Baurat.

Dr. phil. Heinz Pesch.

C. Rademacher, Rektor.

Dr. H. Reuther, Oberlehrer.

Ludw. Rheindorff, stud. jur.

Felix Rumöller, Oberlehrer.

Theodor Scheve, Hauptlehrer.

Stadtbibliothek.

K. A. Stauff, Antiquariat, Buch-
u. Kunsthandlung.

H. Steins, cand. phil.

Xaver Stolbrink, Kaufmann.

Heinr. Sürth.

Hans Thurn.

- Justizrat Weissweiler.**
Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.
Dr. Ed. Wiepen, Professor.
Dr. A. Wrede, Oberlehrer.
- Köln-Ehrenfeld**
Jos. Berens, Vorschullehrer.
Heinrich Bornheim, Fabrikant.
Goswin Joesten, stud. phil.
Max Krasmann, Gymnasial-
lehrer.
Richard Winkel, stud. math. et
rer. nat.
Joh. Zilkens, stud. jur.
- Köln-Merheim**
Krupp, Lehrer.
- Köln-Müngersdorf**
Jos. Kann, Mittelschullehrer.
- Köln-Nippes**
Dr. Fr. Kortz, Realgymnasial-
direktor.
Hadrian, Polizei-Bauingenieur.
- Köln-Sülz**
Heinr. C. Kuetgens, Gutsbesitzer.
- Konstantinopel**
Karl Lucks, i. F. Eduard Känni.
- Kopenhagen (Dänemark)**
Alfred Hviid, Kaufmann.
Oskar Juulmann, Maler.
Chr. Juulmann, Maler.
Harald Juul-Jensn, cand. phil.
- Kreuznach**
Schumacher, Rektor.
Städtische Volksbibliothek.
- Kühlsen b. Neuenheerse (Warburg)**
Wilh. Oeke, Lehrer.
- Langenberg (Rhld.)**
Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.
- Haus Leerbach b. Berg-Gladbach**
Frau Rich. Zanders, Fabrik-
und Rittergutsbesitzerin.
- Leibolz b. Eiterfeld, Kreis-Hünfeld**
Bez. Cassel.
Jos. Ehrlich, Lehrer.
- Leienkaul b. Kaisersesch**
Jakob Lescher, Lehrer.
- Leipzig**
Wilh. Heims, Verlag.
- Leipzig-Reudnitz**
Lic. theol. Marckgraf, Pastor.
- Leitmeritz (Böhmen)**
Ignaz Peters, Gymnasialprof.
- Leiwen (Mosel)**
H. Laven, Pfarrer.
- Lemgo (Lippe)**
Fürstliches Gymnasium.
- Lendersdorf b. Düren**
Puessenich, Pfarrer.
- Lengerich i. W.**
W. Kirchhoff, Lehrer.
- Lindau a. Bodensee**
Freiherr Lochner v. Hüttenbach,
kgl. bayer. Kämmerer usw.
- Linden i. W.**
Dr. med. Krüger, Sanitätsrat.
- Lindenscheid, Post Rhaunen**
Regitz, Lehrer.
- Listrup b. Leschede (Osnabrück)**
Thiemann, Lehrer.
- Lübeck**
Frl. Anna Sartori
- Lüdenscheid**
Dr. jur. Schmalenbach,
Rechtsanwalt.
- Lülsdorf b. Niedercassel a. Rh.**
Klüppel, Lehrer.
- Lünen**
Bibliothek d. Progymnasiums.
Wilhelm Coers, Kaufmann.
Val. Greve, Kaufmann.

Alfr. Potthoff, Fabrikbesitzer.
Gottfried Quitmann.
C. Thiemann, Apotheker.
Dr. Wortmann, Arzt.

Lüttringhausen

Bornefeld, Pfarrer.

Lutzerath

Jos. Mayer, Buchhändler.

Malmedy

Dr. Esser, Schulrat, Kreisschul-
inspektor a. D.

Marburg a. d. Lahn

Dr. Emil Böhmer.

Mayen (Eifel)

Kreislehrerbibliothek.

Mehr b. Cleve

Dr. Augustin Wibbelt, Kaplan.

**Meiningsen, Post Ampen, Kreis
Soest**

Raabe, Pfarrer.

Menden i. W.

Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

Minden i. W.

Kreisausschuss des Kr. Minden
(Kgl. Landrat).

Montabaur

Lehrerseminarbibliothek.

Mörs

P. Geiss, Kgl. Seminarlehrer.
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Mülfort bei Rheydt

Krampen, Lehrer.

Mülheim a. Rhein

Chr. Boden, Rektor.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer.
Wilh. Kössler, Betriebsbeamter.
Oberbürgermeisteramt.
Zurhellen, Superintendent.

Mülheim a. d. Ruhr

Herm. Becker jun., Kaufmann.
Herm. Blech sen.
Dr. Deicke, Amtsgerichtsrat.
Kreislehrerbibliothek.

Mülhofen b. Engers

Stillger, Hauptlehrer.

München

Jos. Denk, Pfarrer.
Dr. Paul Wolter, Professor an
der Universität.

München-Gladbach

D. Bitzer, Zigarrenfabrikant.
Dr. Brasse, Oberlehrer.
H. Bruckhaus, Kaufmann.
H. Essen, Lehrer.
Hans Nolden, Lehrer.
Hubert Schumacher, Kaplan.
Stadtgemeinde.
Zweigverein d. Allgem. dtsh.
Sprachvereins.

Münster i. W.

Dr. Bahlmann, Professor, Kgl.
Oberbibliothekar.
Öffentliche Bücher- u. Leschalle.
Dr. Fritz Castelle, Redakteur.
Rektor Düpmeier.
Dr. Hammerschmidt, Landes-
hauptmann.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Rektor Oberg.
Provinzial-Verwaltung der
Provinz Westfalen.
K. Prümer, Schriftsteller.
Univ.-Professor Dr. L.
Radermacher.
Kgl. Univers.-Bibliothek.
Westfäl. Gruppe für Anthro-
pologie, Ethnographie und
Urgeschichte.
Wolff, Kommerzienrat.

Münstereifel

Th. Busch, Gymn.-Oberlehrer.

P. Elbern, Schriftführer des
Verschönerungs-Vereins.

C. Nellen, Seminarlehrer.

Neunkirchen, Bez. Trier

Heck, Lehrer.

Neuss

Dr. Jardon, Oberlehrer.

Neuwied

H. Keller, Lehrer.

Niedermendig (Kreis Mayen)

Aloys Christ, Hauptlehrer.

Oberholzklaun bei Geisweid

G. Demmer, Lehrer.

Oberpleis (Sieg)

Karl Harth, Hauptlehrer.

Oberstein

Franz Massing, Redakteur.

Oberursel i. T.

Bibliothek der verein. Volks-
und Realschule.

Odenkirchen

P. Bockmühl, Pastor.

Oelde i. W.

J. Bäcker.

Hans Heuft.

Ohligs

Dr. C. Goerlichs, Direktor.

Ohrsen (Lippe)

Bunte, Lehrer.

Oldesloe (Holstein)

J. A. Bartholly.

Ophoven b. Wasserberg

Klinckhammer, Lehrer.

Ottensen

Prof. Dr. Heinr. Schüth.

Ottweiler, Bez. Trier

Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Kreis-Lehrerverband.

J. Simon, Kreisschulinspektor.

Petershagen a. d. Weser

Seminarbibliothek.

Pfaffendorf a. Rh.

Franz Heister, Gymnasial-Ober-
lehrer.

Prüm (Trier)

P. J. Kreuzberg, Seminarlehrer.

Raversbeuren, Post Buchen-

beuren, Bez. Coblenz

Knebel, Lehrer (2 Exempl.).

Remscheid

Karl Hutter stud. phil.

Lieser, Rektor.

Verein für öffentliche Lesehallen
und Stadtbibliotheken (Karl
Friedrichs-Stiftung).

Rhannun

Haberkamp, Pfarrer.

Rheidt (Siegkreis)

Christian Wierz, Hauptlehrer.

Rheydt

Deussen, Hauptlehrer.

Aug. Klein, Lehrer.

Kopsch, Lehrer

Kreislehrerbücherei.

Städt. Museum.

P. Prikartz, Hauptlehrer.

A. Schmitt-Hartlieb, Oberlehrer.

Dr. Paul Trense, Oberlehrer.

Volksbücherei.

Rogasen (Posen)

Otto Knoop, Professor.

Rölsdorf (Düren)

Ludwig Napp.

Ronsdorf

Staas, Bürgermeister.

Rotthausen b. Essen
Boeker, Lehrer.

Ruppichteroth
Pastor O. Giesecking.

Saarbrücken
Karl Lohmeyer.
Stadtgemeinde.
Historischer Verein für die
Saargegend.

Sangerhausen (Merseburg)
E. Gnau, Professor.

Sayn b. Bendorf a. Rh.
Löcher, Hauptlehrer.
Theod. Ehrlich, Lehrer.

Schlebusch (Rhld.)
Wilh. Höcker, Lehrer (2 Expl.)

Schwelm i. W.
Dr. phil. Gregorius, Gymnasial-
direktor.
Verein für Heimatkunde.

Siegburg
Grimm, Kgl. Seminardirektor.
am Zehnhoff, Lehrer.

Siegburg-Wolsdorf
Mich. Schumacher, Lehrer.

Sieglar (Troisdorf)
Zimmermann, Lehrer.

Sobernheim
Lehrerverein.

Soest
Archigymnasium.
Verein Heimatpflege.

Solingen
Kreisausschuss (Kgl. Landrat)
Alb. Weyersberg, Fabrikant.

Sprockhövel
Kreislehrerbibliothek.

Stentrop b. Fröndenberg
J. Kinold, Lehrer.

Stolberg b. Aachen
Dr. Willner.

Stoppenberg b. Essen
Bürgermeisterei.

Strassburg
Universitätsbibliothek.

Stürzelberg b. Zons a. Rh.
Mich. Breuer, Hauptlehrer.

Suhl i. Th.
F. Kunze, Lehrer.

Talge b. Bersenbrück
W. Gieske-Trimpe, Gutsbesitzer.

Thalfang (Kreis Bernkastel)
Fröhlich, Pfarrer.

Thier b. Wipperfürth
H. Meuwesen, Pastor.

Thurn-Delbrück (Rhld.)
Dr. Hillmann, Pfarrer.

Bad Tölz (Bayern)
Dr. Max Höfler, Hofrat.

Trier
P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas.
Dr. med. Cüppers, Zahnarzt.
Ewen, Professor.
Heim, Oberlehrer.
Wilh. Jacobi.
Dr. Menniken, Oberlehrer.
Dr. Mittweg, Sanitätsrat.
Engelbert Richarz, Oberlehrer.
Rossbach, Professor.
C. Schmitz, Steuerinspektor.
Theodor Siersdorfer.
Stadtbibliothek.
Theussner, Oberpostdirektor.
Jos. Weis.
P. Züscher, Rektor.

Troisdorf
Schoeneshoefer, Lehrer.

Uerdingen a. Rh.
Bürgermeisteramt.
*A. Büttner, Fabrikant.

Viersen (Rhld.)
Alfons Davidts, Hauptlehrer.

Vohwinkel

Wilh. Köhrmann, Rentner.
Kreisausschuss des Kreises
Mettmann.
Arthur Pattberg, Kaufmann.

Völklingen

Dr. J. Ludwig, Oberlehrer.

Wald (Rhld.)

H. Fischer, Hauptlehrer.

Warburg i. W.

Dr. Hüser, Direktor.

Warendorf

Verein für Orts- und Heimat-
kunde im Kreise Warendorf.

Wehden, Kreis Lübbecke

A. Grupen, Kreisboniteur.

Weimar

Grossherzogl. Bibliothek.

Weitersberg b. Vallendar

M. Cremer, Lehrer.

Wellinghofen (Kreis Hörde)

Bibliothek.

Wermelskirchen

W. Idel, Rektor.
Stadtgemeinde.

Wickrath b. Rheydt

Paulmanns, Lehrer.

Wickrathberg

W. Rheinen, Hauptlehrer.

Wiebelskirchen

Bürgermeisteramt.

Wiehl (Kreis Gummersbach)

Wolff, Amtsrichter.

Wien

E. K. Blüml.

Wiesbaden

Jos. Lauff, Major.
Gustav H. Lucas.

Wiesdorf a. Rh.

Karl Jung, Rektor.

Witten (Ruhr)

Oskar Fautsch, Rechtsanwalt
und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buch-
druckereibesitzer.
Rollmann, Kgl. Berginspektor.

Witzhelden

G. Stallmann, Hauptlehrer.

Wulmeringhausen b. Olsberg i. W.

Schuermann, Bergwerksdirektor.

Xanten

Dr. Franz Körholz.

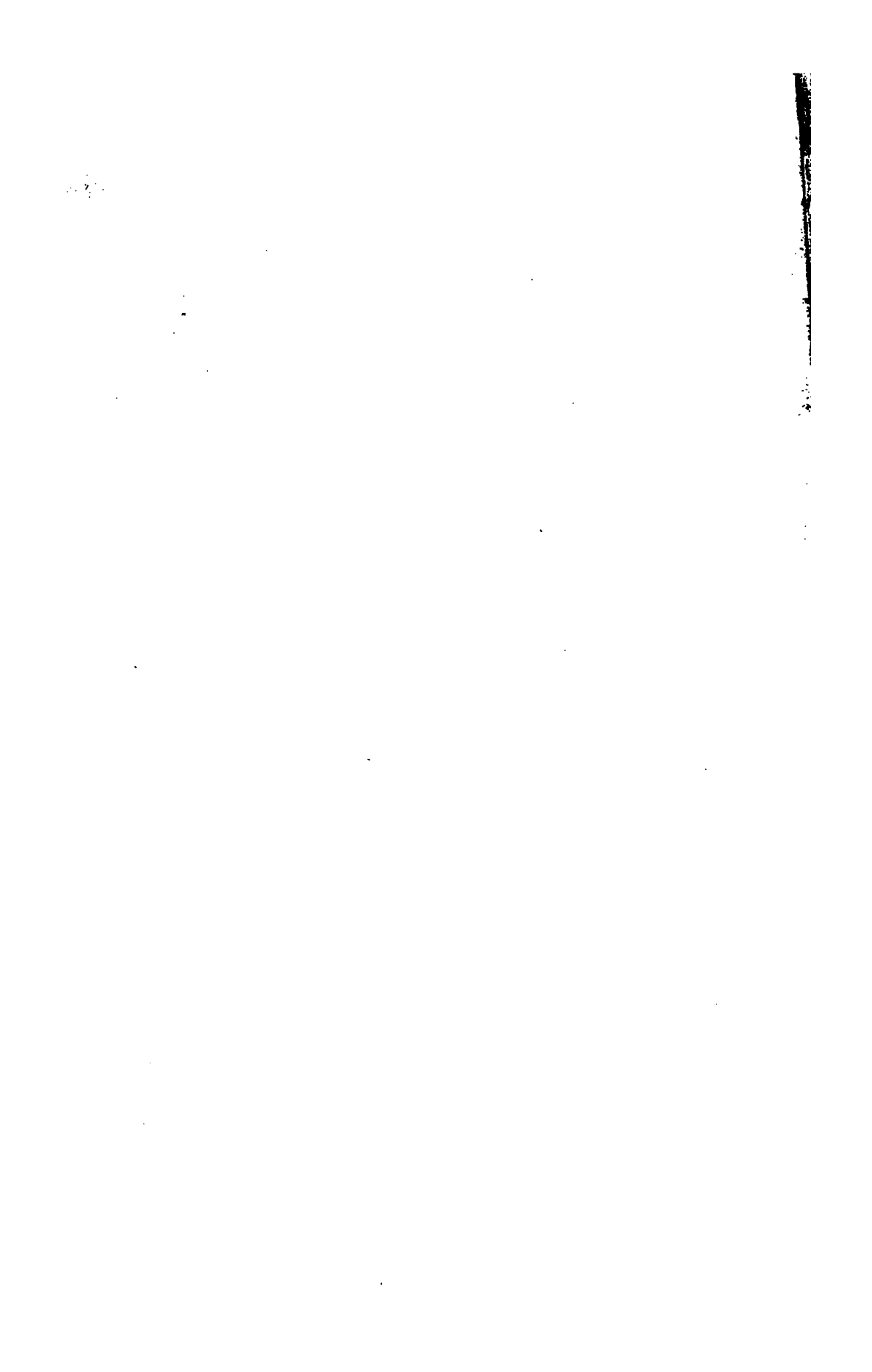
Zehlendorf b. Berlin

Frau Clara Viebig, Schrift-
stellerin.











Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Tod und Leichenbrauch im Bergischen. Von O. Schell, Elberfeld	Seite 241
Kinderspiele aus Lippe. Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.	" 278
Das Brauchen. Von Prof. Dr. Karl Helm, Giessen	" 287
Abzählreime. Gesammelt von P. Wimmert, Laubach	" 288
Volkscundlich interessante Kinderreime aus Saarbrücken. Von cand. theol. F. Schön	" 291

Kleinere Mitteilungen:

Das Sammeln von kleineren Drucksachen der rheinischen Landes- literatur. (Erwiderung.) Von A. Keysser, Cöln	" 295
Eine Hexengeschichte vom Hunsrück. (Aus Niederheimbacher Volksmund.) Von Fr. C. Amlinger	" 296
Storchreime aus Lübbecke-Rahden-Ströhen. Von W. Brinckhoff	" 297
Peitschenknallen. Von K. Wehrhan	" 297
Brautpaar „einsegnen“. Ein uralter Brauch in Welschbillig	" 297

Berichte und Bücherschau.

Verschiedene Bücherbesprechungen	Seite 298
Namen- und Sachregister	" 305
Mitgliederverzeichnis	" 313

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte an Herrn Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29, erbeten.

DD
801
.R725
Z48
V.5
Pt.2



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

5. Jahrgang
1908

Zweites Heft



Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Strüttemann, G. m. b. H.
(vorm. Baedeker'sche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk
(corporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.



Zeitschrift

des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.



5. Jahrgang.

1908.

Zweites Heft.

Kinderspiele aus Lippe.

Von **K. Wehrhan**, Frankfurt a. M.

Die folgenden Kinderspiele entstammen einem verhältnismässig sehr kleinen Gebiete der Gegend um Detmold, besonders Heidenoldendorf und ferner Blomberg. Sie sind schon vor einigen Jahren gesammelt, enthalten auch zu einem nicht geringen Teile Erinnerungen an die eigene Jugendzeit, sind hier nur in Ordnung und Zusammenhang gebracht und mit einigen Bemerkungen versehen worden, die sich fast ausschliesslich auf die sonstige Verbreitung der einzelnen Spiele beziehen. Leider mussten die schönen Melodien vorläufig erst zurückgesetzt werden. Die meisten mitgeteilten Spiele entstammen dem platten Lande, und nur die am Schlusse aufgeführten Pfänderspiele weisen auf mehr städtische Pflege hin.

Auf die Bedeutung der reichen Welt, welche sich die Spiellust der Kinder geschaffen hat, soll hier nicht eingegangen werden.

Es soll hier auch nicht der Ort sein, sämtliche Spiele aufzuführen und zu beschreiben. Sie sind weiterhin bekannt und werden gepflegt werden von Kind und Kindeskind. Die meisten Spiele, die anderwärts gekannt werden und die wir in vielen Jugendspielbüchern angegeben finden, finden sich auch in unserer Gegend; wir nennen hier:

I. Lauf-, Sprung- und Haschenspiele, als Wettlaufen, Gänsemarsch, Spirallauf oder Knäuelaufwinden, Schlangenlauf und Durchkriechen, Zickzacklauf, Plumpsack (oder: de Voss göit ümme), den Dritten abschlagen, das Haschen (bei uns einfach „Kriegen“ genannt), Katze und Maus, Bocksprung, Räuber und Gensdarmen usw.

II. Hüpf- und Hinkspiele als Hinkepott, Hinklauf, Hinkampf, Sackhüpfen, der schwebende Bissen usw.

III. Wurf-, Schlag- und Zielspiele, z. B. die verschiedenen Spiele mit den Knickern und Bohnen als „Kegeln, Englisch, Spannen“; das „Schierzern“ (d. h. glatte, scheibenähnliche Steine schräg so auf die Wasseroberfläche werfen, dass sie mehrmals tanzend abspringen; wessen Stein am meisten abspringt, ist König), Pfahlspele oder Pfeilspele bezw. Lanzenspele, allerlei Arten der Ballspele, Spele mit Holzspele (Trullern), Armbrustspele (Flitzebogen), Pflöck- und Stritzbüchse, Schleuder usw.

IV. Kleine Körperübungen (ohne turnerischen Drill) z. B. Butterwiegen, Gleichgewichtsübungen, die Mühle, das Klettern usw.

V. Kampfspele wie der Ringkampf, Seilziehen, Zieh- oder Zerrkampf u. dergl.

VI. Such- und Ratspele, als Blindkuh, Jakob, wo bist du?, Topf schlagen, Gerad oder Ungerad (gewöhnlich bei uns Pacht oder Unpacht genannt) und andere.

VII. Unterhaltungen und Spele in der Stube zur Winterzeit z. B. Schnitarbeiten, Papparbeiten, Zeichen-, Mal- und Bauversuche, Schattenspele, Spele mit Spielsachen, Kreisel (Torkel)-Spele, Lotterie, Lotto, Zwickmühle (hat ein Spieler eine Mühle fertig erhalten, so sagt er zu dem andern, auf die drei Stellen zeigend: tipke, tapke, täu), Damespiel, Domino usw.

VIII. Gesellschafts- und Pfänderspele z. B. antworten ohne ja und nein; wie liebst du?, wo liebst du?, warum liebst du?, Lachen verhalten, Schlüssel suchen, stille Musik, Europa hat Ruh, Rundgesang usw. — — —

1. Ringlein, Ringlein, Rosen.

Ringlein, Ringlein, Rosen,
Schöne Aprikosen,
Veilchen und Vergissmeinnicht,
Alle Kinder setzen sich. — Kikeriki!

Die Kinder bilden einen Kreis, fassen sich gegenseitig an und tanzen herum, bei der letzten Zeile setzen sie sich. Nur zuweilen wird das Kikeriki sprechend oder rufend hinzugefügt.

Text und hübsche Melodie ähnlich in Kassel, im Voigtland und in Nassau bekannt (F. M. Böhme, Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, 444), doch ist die zweite Hälfte der Melodie gänzlich abweichend.

2. Ringelreihen.

Ringel, Ringel, Reihe!
Sind der Kinder dreie,
Sitzten auf dem Hollerbusch (oder: Rosenbusch)
Rufen (schreien) alle: Husch, husch, husch!

Text bei Böhme, 438, ähnlich, die Melodie ganz anders.

3. Ringelrosen.

Ringel, Ringel, Rose!
Butter in der Dose,
Schmalz in dem Kasten,
Wir, wir wollen fasten,
Übermorgen ein Lämmlein schlachten,
Das soll rufen: mäh!

Nach Böhme, 445, ähnlich in Westfalen, Siegen und Schleswig bekannt, die Melodie ist überall anders; das Wort mäh wird nicht gesungen, sondern „gemäet“.

4. Die lange Reihe.

Lange, lange Rñije,
Twintig es 'en Stñije,
Dertig es 'en Rñusenkrantz,
Vertig es 'en Jumpferndanz.

Von älteren Leuten besonders gern mit den Kinderchen gespielt, die einen Kreis bilden, denen sich der Erwachsene anschliesst und den Rundgang mitmacht. Vgl. Bahlmann, Münsterländische Lieder und Sprichwörter, S. 42. Weingärtner, Das Kind und seine Poesie in plattdeutscher Mundart, S. 31, 49. Erk-Böhme, Liederhort III, S. 602. — Melodie wie Ringelrosen.

5. Ringlein Rosenkrantz.

Ringlein, Ringlein, Rosenkrantz!
:: Kommt zum Tanz, ::
Singet frohe Weise,
Drehet euch im Kreise
So geschwind
Wie der Wind —
Alle setzt euch nieder!
La la la la la la

Das Ringelspiel scheint sonst nirgends bekannt zu sein. Die schöne Melodie ist tanzartig und hat in der Tat grosse Ähnlichkeit mit einer lippischen Tanzmelodie.

Die Kinder fassen gegenseitig die Hände, gehen singend im Kreise herum, bei der Zeile: So geschwind . . . schneller werdend, bis sie bei: Alle setzt euch nieder, in die Hockenstellung niederfallen. Während sie dann La la la la singen, stehen sie wieder auf und beginnen das Spiel von neuem.

6. Die nasse Brücke (Brautwerbung).

Ich war 'mal auf der Brücke,
Und ich ward nass,
Ich hatte was vergessen
Und weiss nicht was.
Schöne Jungfer hübsch und fein,
Komm mit mir zum Tanz herein,
Wir beide wollen tanzen und lustig sein.

Ein singender und sich bewegender Kreis umschliesst ein Kind, welches bei den Worten: „Schöne Jungfer ein anderes in den Kreis hineinzieht, mit dem es dann tanzt und nach Herzenslust fröhlich tut. Das zuletzt in den Kreis gekommene Kind bleibt und löst das erste ab.

Text und Melodie sind ähnlich am Niederrhein bekannt (Böhme 470). Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde, wie Böhme bemerkt, dieser Reim in Deutschland ungefähr so gesungen.

7. Die weise Frau oder den Schatz suchen.

Woll'n die weise Frau mal fragen,
Ob sie sieben Töchter haben —
Nehmen Sie, nehmen Sie, —
Welche woll'n Sie haben?

Die Kinder bilden einen Kreis, ein in der Mitte stehendes Kind zieht am Schluss des Ringelreihens ein anderes in die Mitte, das dann seine Rolle übernimmt.

Böhme teilt das Lied aus Kassel mit, doch stimmt nur der Text annähernd überein, die Melodie ist vollständig abweichend. Oft hört man singen: Woll'n die weisse Frau . . .

8. Der blaue Stein (Finden und Abschiednehmen).

1. Da oben auf dem Kirchhof
Da liegt ein blauer Stein,
Viderallala, Viderallala . . .
2. Und wer den Schatz verloren hat,
Der soll es sein, Viderallala . . .
3. Ich geb' ihm meine Hand
Mit Freuden und Verstand. Viderallala . . .
4. Ich gebe ihm den Kuss
Zum Abschied und Verdruss. Viderallala . . .
5. Ich nehme von ihm Abscheid,
Das tut mir herzlich leid. Viderallala . . .

Eine bei Böhme sich noch findende nach der dritten eingeschobene Strophe:

Ich nehm' mein Hütchen ab
Und sag' ihm guten Tag . . .

habe ich aus Kindermund nie gehört, wohl aber eine Abweichung der Melodie, deren erste Hälfte im engen Anschluss an die Melodie des Liedes: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang“ gebildet wird.

Die Kinder bilden einen Kreis um ein Kind, das bei der zweiten Strophe ein anderes Kind in den Kreis hineinzieht. Beide führen aus, was in Strophe 3 bis 5 angegeben ist. Nach dem Abschied begibt sich das erste Kind aus dem Kreisinnern und das Spiel beginnt von neuem.

Nach Böhme ist das Lied in Brandenburg und Westfalen verbreitet, doch nur in entfernter Ähnlichkeit mit der von uns gegebenen Fassung; die Melodien sind vollständig abweichend.

9. Alte Jägerballade.

1. Es wollt' ein Jäger früh aufstehn,
Dreiviertel Stund' vor Sonnenaufgehn.
2. Er nahm sein Liebchen bei der Hand
Und führte sie durchs Vaterland.
3. Er führte sie ins Paradies.
Vergesst auch ja das Kosen nicht!

Die Kinder bilden einen Kreis; ein Kind befindet sich innerhalb desselben und wählt bei der zweiten Strophe ein anderes Kind, fasst es an die Hand, schüttelt es und tut

lieb mit ihm. Bei der Wiederholung spielt das neue Kind den Jäger.

Text und Melodie haben Ähnlichkeit mit einem bei Böhme 550 aus Laubenheim (Nahe) und Oberdiebach a. Rh. mitgeteilten Liede. Das Lied erinnert auch an ein altes, im Liederhort von Erk und Böhme I, 347 stehendes Jägerlied aus dem 16. Jahrhundert: Es wollt' ein Jäger früh aufstehn, dreiviertel Stund' vor Tagen . . .

10. Der Birnbaum auf der Waldheide.

1. Droben auf grüner Waldheide
Da steht ein schöner Birnbaum,
Schöner Birnbaum trägt Laub.
Was ist an demselbigen Baum?
Ein wunderschöner Ast.
Ast am Baum, (Laub am Baum).
Oben auf grüner Waldheide . . . Laub.
2. Was ist an demselbigen Ast?
Ein wunderschöner Zweig.
Zweig am Ast, Ast am Baum
Oben auf . . .
3. Was ist auf demselbigen Zweig?
Ein wunderschönes Nest . . .
4. . . . Ei
5. . . . Vogel usw. ad infinitum.

„Diese und andere Zahlgeschichten, welche den Kindern als Gedächtnis- und Sprechübung dienen, wurden sonst von erwachsenen Burschen und Mädchen in Spinnstuben zum Zeitvertreib und Vergnügen gesungen. Pfänderspiel schloss sich an.“ (Böhme S. 267). Vgl. Erk und Böhme, Volkslieder I, 640. Simrock 259. Auch die ansprechende Melodie scheint weitere Verbreitung zu haben.

11. Das Häschen in der Grube.

Häschen in der Grube
Sass und schlief. —
Liebes Häschen, bist du krank,
Dass du nicht mehr tanzen kannst?
Häschen hüpf! Häschen hüpf!

Der Schluss auch wohl plattdeutsch mit Erweiterung:
Hase up! Hase up!
Frett mün'n löiwen Siwwernkäul nich up!

Dazu gibt es zwei niedliche Melodien.

Die Kinder bilden um ein in der Mitte zusammengekauertes, das Gesicht mit den Händen bedeckendes Kind einen Kreis und singen, während sie sich im Kreise herum-bewegen, obiges Liedchen. Bei der Stelle: Häschen, hüpf! springt das im Kreisinnern sitzende Kind auf, hüpfht flink umher auf ein anderes Kind zu, welches jetzt das Häschen wird.

Ob das Liedchen mit dem Texte eigentliche Volksüberlieferung sei, wird allerdings von Böhme (s. S. 578) bezweifelt, wenigstens soweit es den Text anbetrifft. Böhme meint nämlich, der Text sei aus Fröbels Nachdichtung und Umbildung eines anderen Spieles ins Volk gedrungen. Fröbel veröffentlichte erst ca. 1840 seine Lieder, und es erscheint mir zum mindesten zweifelhaft, ob das Lied sich in der verhältnismässig so kurzen Zeit so verbreitet und vor allem so erhalten haben könnte, wenn das der Fall wäre. Es wird nämlich in fast allen Ländern deutscher Zunge von Kindern gern gespielt und gesungen.

12. Der verlorene Schatz.

1. O Jam, o Jam, o höre zu,
Was ich euch jetzt will sagen.

(Die Kinder bilden einen Kreis, ein Kind geht um denselben herum und singt mit allen gemeinsam.)

2. Ich hab' verloren meinen Schatz,
Macht auf, macht auf den Garten!

(Die Kinder öffnen den Ring und lassen das aussenstehende Kind in den Kreis.)

3. Ich hab' verloren meinen Schatz,
Drum fall' ich ihm zu Füssen.

(Das Kind geht auf ein anderes zu, kniet vor diesem nieder und fasst dessen Hand.)

4. Und der mich stets geliebet hat,
Den möcht' ich einmal küssen.

(Drücken sich wiederholt die Hand; das erste Kind tritt wieder in den Ring, das zweite, neuerwählte, geht nach aussen und das Spiel beginnt von neuem.)

Die Melodie hat grosse Ähnlichkeit mit dem Anfange des bekannten Studentenliedes: Gaudeamus igitur.

Bei Böhme ist Nr. 481 aus Oldenburg ein entfernt ähnlicher Reim ohne Melodie mitgeteilt.

14. Der verlorene Schatz oder Ring.

Trauer, Trauer über Trauer!
Hab' verloren meinen Schatz.
Ich will suchen, ob ich finde
Meinen schönen gold'nen Ring.

Freude, Freude über Freude!
Hab' gefunden meinen Ring.
Ich will geben, der mich liebet,
Meinen schönen gold'nen Ring.

Die Spielenden bilden einen Ring. Ein Kind geht in demselben umher und wählt bei den letzten Zeilen einen neuen Spieler, der nun in den Kreis tritt.

14. Hier ist grün, oder der verlorene Schatz.

1. Hier ist grün, hier ist grün,
Unter meinen Füßen;
Hab' verloren meinen Schatz,
Werd' ihn suchen müssen.
2. Hier und dort, aller Ort,
Wird mir wohlgefallen
Dieser mit dem roten Rock
Wird mir wohlgefallen.
3. Dreh' dich um, ich kenn' dich nicht,
Bist du's oder bist du's nicht?
Nein, nein, nein, du bist es nicht,
Kehr' dich ab, ich kenn' dich nicht.
4. Hier ist grün, hier ist grün,
Unter meinen Füßen;
Hab' verloren meinen Schatz,
Werd' ihn suchen müssen.
5. Dreh' dich um, ich kenn' dich nun,
Dreh' dich um, ich kenn' dich nun,
Ja, ja, ja, du bist es nun,
Bleib' du hier, du bist es nun!

15. Das Wandern.

Die Kinder bilden einen Kreis, ein anderes tritt hinein, worauf es folgendes Verschen beginnt, in das die übrigen gleich einfallen. Dieses Kind hat die im Verschen angegebenen

Tätigkeiten während des Singens auszuführen. Das Verschen heisst:

Ich muss wandern,
Von einem Ort zum andern.
Rüttelt mit dem Rock,

(Das Kind fasst seine Kleider an und rüttelt sie.)

Schüttelt mit dem Kopf,
(Kind tut das.)

Stampft mit dem Bein,
(Tut es.)

Komm, wir wollen wandern.
Denn wir müssen gehn,

(Kind erwählt ein anderes, jetzt an seine Stelle tretendes Kind.)

Und die andern bleiben stehn.

Sonst an keiner Stelle mitgeteilt gefunden.

16. Reigen vom Hochzeiten.

Petersilie, Suppenkraut,
Wächst in unserm Garten.
Jungfer N. N. ist die Braut,
Will nicht länger warten.
Roter Wein, weisser Wein —
Morgen soll die Hochzeit sein!

Die Kinder fassen sich gegenseitig an, bilden einen Kreis und bewegen sich um ein in der Mitte stehendes Kind, welches die Braut vorstellt, die bei den Worten: „Will nicht länger warten“ ein Kind zieht, mit ihm, dem Bräutigam, tanzt, bis das Lied aus ist. Dann bleibt das soeben in den Kreis getretene Kind stehen und bildet die neue Braut, während das erstere abtritt. Der Text erinnert sehr an den bekannten Jungfernkranzgesang: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ usw. aus K. M. v. Webers Oper Freischütz, dessen eine Strophe lautet: „Lavendeln, Myrth' und Thymian, das wächst in meinem Garten, wie lang' bleibt doch der Freiersmann? ich kann es kaum erwarten.“

Das Lied ist (Böhme 430) sonst bekannt in Sachsen, Hessen, am Rhein und in Bremen, obgleich mit bedeutenden Varianten.

17. Der blaue Fingerhut (Kranzsingen).

Blauer, blauer Fingerhut —
Hast du Geld, so geht es gut,
Jungfer, du musst tanzen
In dem schönen Kranze;
Jungfer, du musst stille steh'n
Und dich dreimal um dich seh'n;
Jungfer, du musst knie'n
Und dir einen zieh'n!

In der Mitte des singenden Kreises steht ein Kind, das je nach den Worten: tanzt, stillsteht, dreimal um sich sieht, kniet und schliesslich ein anderes Kind wählt, das dann an seine Stelle tritt.

Anklänge an den Text finden sich bei Böhme aus verschiedenen Gegenden mitgeteilt, aus Kassel, Darmstadt, Köln, Böhmen und Dresden. Von der Melodie stimmen nur die beiden ersten Takte mit der bei Böhme gegebenen überein, das Übrige ist vollständig verschieden.

18. Der Kirschbaum (Ringelspiel mit Umkehr).

Kirschbaum hat sein Laub verloren;
Wer muss dafür sorgen?
Das muss die (!) Fräulein N. N. tun;
Wir wünschen ihr guten Morgen.
Guten Morgen . . .

Die Kinder bilden einen Kreis, das Gesicht nach innen gekehrt; sie gehen langsam herum. Bei dem Rufe: Fräulein N. N. (Fräulein Anna, Maria, Lisbeth usw.) dreht sich das gerufene Kind um, das Gesicht nach aussen wendend und so weiter mit umgehend. Stehen schliesslich alle Kinder so verkehrt, so wird das Spiel auf dieselbe Weise, aber mit allmählichem Umdrehen nach innen weitergeführt.

Bei Böhme 455 findet sich der Text ähnlich aus Hessen und Nassau, die Melodie ist ganz anders.

19. Ringelreihen mit Umdrehen des Kreises.

N. N. (Anna, Lischen u. a.) hat sich umgedreht,
Hat den Rücken wiedergekehrt —
∴ Zieh' den Flachs ∴
N. N. (Lina u. a.) dreh' dich umme!
Lina hat sich umgedreht usw.

Die Kinder stehen im Kreise, nach innen schauend und sich umfassend. Indem sie, obige Verse singend, herumgehen, dreht sich bei der Stelle: Lina hat sich umgedreht, das betreffende Kind um, schaut also nach aussen und macht so weiter die Kreisdrehungen mit. So geht es weiter, bis alle Kinder sich umgedreht haben, dann beginnt die allmähliche Auflösung bezw. Umkehrung der Kinder auf dieselbe Weise.

Melodie und Text sonst nirgends bekannt.

Variation: Hat den Rücken wärts gekehrt.

20. Die Brieftaube oder der Liebesbote.
(Frohe Botschaft.)

Alle: Kommt ein Vöglein geflogen,
Setzt sich nieder auf mein'n Fuss,
Hat ein Brieflein im Schnabel,
Von der Mama einen Gruss.

Das Vöglein setzt sich vor dem Empfänger nieder und gibt den Brief ab. Der Empfänger stimmt nach dem Empfange die 2. Strophe an, in welches die andern dann einstimmen. Während des Gesanges fliegt das Vöglein auf seinen Platz zurück. Das Verschen heisst:

Liebes Vöglein, fliege weiter,
Nimm den Gruss mit und ein'n Kuss;
Denn ich kann dich nicht begleiten,
Weil ich hier bleiben muss.

Der Empfänger des Briefleins wird jetzt das Vögelchen, und das Spiel beginnt von neuem. Es wird nach der ja allgemein bekannten Melodie gesungen.

Dieses Lied enthält die erste und letzte Strophe eines Liedes aus „Aline“ von Adolf Bäuerle und Wenzel Müller (1822), wo es nach einer Volksweise aufgenommen wurde. Hier ist es gebracht, weil es ein Spiel bildet (Pantomime).

Nach derselben Melodie wird ein Verslein in Blomberg als Ringenspiel gesungen. Die Kinder fassen sich gegenseitig an, drehen sich im Kreise und singen immer:

Die Tyroler sind lustig,
Die Tyroler sind froh,
Sie verkaufen ihre Federn
Und schlafen auf Stroh.

Manch Mal ist es auch Scherzhaft nicht als ungeschicktem Volksgesange. Es weist nicht streng ausgedrückt. Wie er ins Volk einströmt was sich nicht durch es zu vertragen. In Bewegung kommt und kann als Mangelerscheinung.

21. Väterchen Kaspar

Erstmal um den Kaspar
 Ich wach nicht, was du sagst
 Du sagst ein neues Liedchen
 Ich du sagst
 O N. du mein lieber Kaspar
 Du sollst den Kaspar singen
 Und wenn der Kaspar singt
 So soll'n wir alle mit ihm singen.

Die Kinder bilden einen Kreis um Vaterchen Kaspar und singen mit bei den Worten: Ich wach nicht, was du sagst usw. Das erste Kind durch einen anderen Knaben singt anfordern ihm zu folgen. Dieser singt mit dem das erste Kind an diesem Kind so dass in Laufe der Spiel eine ganze Kette von Kindern entsteht. Das zweite Kind singende sind nicht nur den jenseit von zu singen Kaspar haben.

Ein ähnlicher Text ist der Liedtext zu Kaspar mit dem Kaspar singt. Auch immer so dort nicht. Kaspar singt, Kaspar singt, Kaspar singt, Kaspar singt. Ist ein Liedchen mit nicht zu verwechseln, so ist der Liedtext sehr wesentlich. (Böhme 497.)

22. Die eingemauerte Kitzgeisterin.

Kling, klang, klang.
 Wer sitzt in dieser Mauer?
 Eine schöne Kitzgeisterin.
 Die man nicht zu sehen kriegt.
 Warum denn nicht?
 Sie sitzt ja in der Mauer.
 Die Mauer woll'n wir brechen,
 Die Steine woll'n wir stechen.
 Nun sei so gut und folge mir!

Anklänge an den Text finden wir in verschiedenen Gegenden Deutschlands, die Melodie finden wir jedoch nirgends mitgeteilt.

Ein Mädchen kauert auf der Erde und wird durch das über den Kopf gezogene Oberkleid vollständig verdeckt, die übrigen Mädchen halten das Oberkleid über dem Kopfe des Mädchens fest mit Ausnahme eines einzigen, welches herumgeht und bei der letzten Zeile des Liedes einem der Mädchen einen leichten Schlag versetzt, worauf dieses loslässt und dem Mädchen folgt. Das Spiel beginnt dann von neuem und wird so lange fortgesetzt, bis nur das auf der Erde sitzende Mädchen noch übrig und dadurch erlöst ist.

Variation: Kling, klang, gloria, wer sitzt in diesem Thoria?

(Fortsetzung folgt.)

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von Paul Sartori.

VII. Volksmedizin. ¹⁾

Das Besprechen (Böten, Beuten) von Krankheiten bei Menschen und Tieren ist noch sehr beliebt, die Ausübung aber jetzt meist auf bestimmte Leute beschränkt. Öfters kann es in der ganzen Gegend nur eine Person, die die Formeln sehr geheim hält. Hat diese einmal Krankheiten besprochen, so kann sie nicht eher sterben, als bis sie das Geheimnis einer andern vererbt hat (eine Frau kann es nur auf einen Mann, ein Mann nur auf eine Frau vererben). Hat sie dagegen noch keine Krankheiten besprochen, so kann sie das Geheimnis mit ins Grab nehmen (Ostscheidt, Kr Herford). Am Freitag oder an drei Freitagen hintereinander (Heepen, Kr. Bielefeld) und zwar während des Gottesdienstes (Südlengern, Kr. Herford) soll das Besprechen am wirksamsten

*) S. Bd. III, S. 200, Anm.

¹⁾ Vgl. Westfälisches Magazin, 2 (1786), 72. 3 (1787), 521. 712 f. 714 ff. Ravensberger Blätter, 5 (1905), 29 f. Woeste, Volksüberlief. a. d. Grafsch. Mark, 51 f. 54 ff. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, 196 ff. Hüser im Progr. d. Gymnas. Petrin. zu Brilon, 1893, 22 ff. Ders. im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, 28 ff. Unsere Zeitschr. 1, 215 ff.; 3, 231, 301; 4, 222, 230 f.

sein. Es wird namentlich angewandt bei Rose, Krebs, Fahne (heftigen Kopfschmerzen), Augenentzündung, Blutungen, Verrenkungen.

Kopfstiche bei Rose bespricht man in Dankersen (Kr. Minden) mit der Formel:

„Ick beute di de Stichten,
Den lütken Wörm, den groten Wörm,
Den grisen und den grauen,
Den witten und den blauen.

Im Namen des dreieinigen Gottes.“

In Eilshausen (Kr. Herford) „beutete“ man die Kopfrose noch im Jahre 1905:

„O Braun, wo webst du?
O Braun, wo schwebst du?
Ich will Kräuter suchen und dich vertreiben.“

In Enger (Kr. Herford) begann die Formel mit den Worten: „Urenbaum, wo wost du hen?“ Weiteres war nicht in Erfahrung zu bringen.

Gegen die Flechte sagte man in Dankersen:

„Flogasche und Flechte
De wollen sik tohope fechten.
Flogasche gewunnt,
Und Flechte verschwund.

Im Namen der Trinität.“

Gegen Augenentzündung in Leteln (Kr. Minden):

„Ich taste in die Flut
Und wasche ab das Mal und Blut.
Im Namen usw.“

Wenn sich jemand gebrannt hatte, so wurde die Brandstelle besprochen im Namen des Vaters usw. und kreuzweise darüber geblasen oder gehaucht (Kr. Halle).

In Friedewalde (Kr. Minden) gibt es Leute, die den Blutabfluss aus blutenden Wunden stillen zu können behaupten. Einige Männer gehen in der Johannisnacht in den Wald, schneiden Zweige von der Esche oder noch besser vom Kreuzdorn und bewahren sie auf. Hat nun jemand im Dorfe im Laufe des Jahres einen Unglücksfall, so dass er verwundet wird, so nähen diese Männer ein Stückchen von den geschnittenen Zweigen in sein Hemd, und die Wunde heilt ohne weiteres zu. Bei dem Schneiden der Zweige darf aber

kein Wort gesprochen werden, sonst ist der Zauber aufgehoben.

In Weh dem (Kr. Lübbecke) schabt man von den öfters aufgefundenen Belemniten, die man dort Kleipitten nennt, etwas ab und benutzt es zur Heilung von Wunden.²⁾

Gegen Krebsleiden werden Abziehungen von Schöllkraut auf Brantwein angewandt. — In der Zeit der Krankheit des Kaisers Friedrich kam eine Frau in der Gemeinde Enger zum Pfarrer und sagte ihm, sie wisse ein Mittel, er solle es nach Berlin schreiben. Der Patient müsse einen lebendigen Frosch verschlingen, dann griffe der Krebs den Frosch und verschwinde.

Bei Augenkrankheiten und Rose wurde unter Hersagen eines Segens Salz über den Kopf des Patienten geworfen (Heepen, Kr. Bielefeld). Liess man unter Hersagen bestimmter Formeln Salz ins Wasser fallen und bestrich damit rotgeränderte Augen, so verschwand die Röte (Kr. Halle). Kranke Augen, die sonst unheilbar sind, kann man mit Wasser heilen, das am Ostermorgen bei Sonnenaufgang aus der Weser geholt ist. Beim Holen darf man nichts sagen, nichts denken und sich auch nicht umsehen (Bierde. Ovenstädt, Kr. Minden)³⁾.

Gegen Blutvergiftungen nimmt man braune Seife (Theesen, Kr. Bielefeld).

Auf der Gerichtstätte in der Loccumer Heide sollte vor vielen Jahren ein Mann hingerichtet werden, der seine Frau im Bette erschlagen hatte. Viel Volks sah zu, wie der Mörder mit einem blanken Schwerte enthauptet wurde. Ein Blutstrahl sprang hoch empor. Das Blut wurde von einem der Henkersknechte aufgefangen. Bei der Hinrichtung war auch ein Fallsüchtiger zugegen. Er war gekommen, um durch das Trinken von dem Blute des Mörders seine Krankheit loszuwerden. Als er das Mörderblut gekostet hatte, setzte man ihn auf ein Pferd und liess ihn im Galopp durch die Heide reiten, damit das Blut des Mörders sich gehörig mit

²⁾ Nachträgliche Mitteilung des Herrn Kreisboniteurs A. Grupen in Weh dem.

³⁾ Vergl. unsere Zeitschrift 4, 23.

dem seinigen vermenge und ihm seine Krankheit nehme (Jlvese, Kr. Minden).

Ein gründliches Mittel gegen Gelbsucht ist die Schaf-laus, die dem Patienten in Reibekuchen verabreicht wird (Ostscheidt, Kr. Herford)⁴).

Um ein lästiges Geschwür loszuwerden, muss man sich in eine Vertiefung vor den Schweinestall legen und die Schweine über sich hinweglaufen lassen. Man kann auch etwas Eiter auf einen Pfennig tun und diesen auf einen Kreuzweg legen, dann bekommt der Finder das Geschwür (Ovenstädt, Kr. Minden).

Halskrankheiten heilt man durch Ziehen am Haarschopf und Murneln von Zauberformeln (Brackwede, Kr. Bielefeld).

Vor etwa 50 Jahren litt ein Mann im Kreise Halle sehr stark an Hüftweh und Schmerzen im linken Bein und liess auf vielfaches Zureden einen Mann kommen, der solche „Flüöde bouiden“ konnte. Dieser Künstler experimentierte in folgender Weise. Er nahm zwei irdene Schüsseln, in die eine goss er klares Wasser, und in der andern schmolz er eine Quantität Talg. Nachdem der Talg flüssig geworden war, setzte er sich hinter den Kranken, der die leidenden Teile entblößen musste. Dann goss er sehr rasch den flüssigen Talg in die mit Wasser gefüllte Schale, indem er gleichzeitig kreuzweise über die kranke Stelle blies und darnach seine Besprechungsformel murmelte. Diese Manipulation wiederholte er mehrmals. Nach jeder Behandlung nahm er den erkalteten Talg wieder vom Wasser herunter und besah ihn an der Unterseite, wo sich tropfenartige Zäpfchen gebildet hatten. An diesen Zäpfchen, so behauptete er, könne er sehen, ob die „Flüsse“ hartnäckig seien oder nicht. Er gab ferner an, dass er bei sehr schwierigen Fällen anstatt des Talges Blei anwenden müsse. Nach einigen Tagen kam er wieder und setzte seine Arbeit fort, aber ohne Erfolg.

Ein 'unfehlbares Mittel gegen „Vertrinken“ (Magen-erkältung, herbeigeführt durch Genuss kalter Getränke bei erhitztem Körper) ist nach Aussage derer, die es selbst eingenommen haben, folgendes. Eine recht fette Kröte wird

⁴) Vergl. unsere Zeitschrift 1, 96. 2, 144, 289. 4, 230.

lebendig auf einen Stock gespiesst. Dann wird der Stock umgedreht und an einem recht sonnigen Platze in die Erde gesteckt, so dass die Kröte in der Luft schwebt. Sie wird nun an der Sonne vollständig gedörrt und in diesem Zustande aufbewahrt. Soll diese Mumie nun als Medizin dienen, so wird sie auf einer Eisenplatte geröstet, in einem Mörser zerstoßen und zu Wasser geschüttet. Die so entstandene Mischung wird getrunken (Dankersen, Kr. Minden).

Bei Rheumatismus wurde das Tragen von getrockneten Krötenhäuten verordnet. Diese Häute, die geschenkt werden mussten, wurden dadurch gewonnen, dass drei Kröten an den Ostgiebel eines Hauses solange angenagelt wurden, bis sie ausgetrocknet waren. Darauf wurden sie abgenommen, auf die rheumatischen Stellen gelegt und solange getragen, bis sich die Schmerzen gelegt hatten (Kr. Halle).

Um Warzen zu vertreiben, geht man während einer Beerdigung an einen Fluss. Sobald die Glocken tönen, muss man sprechen:

„Warzen, Warzen, ick wasche ju af,
Sie läuten jetzt einen in dat Graf.“

Dies ist solange fortzusetzen, als das Geläute anhält, und die Warzen verschwinden nach einigen Wochen (Ovenstädt, Kr. Minden). In Spenge (Kr. Herford) spricht man, während man die Hände wäscht:

„Sie läuten den Toten wohl in das Grab,
Ich wasche mir meine Warzen ab.“

Auch wird oft die mit Warzen bewachsene Hand auf dem Leichnam eines Toten hin und her bewegt, worauf jene nach und nach verschwinden sollen. Oder man streicht mit der Hand eines Toten über die Warze (oder auch über ein Muttermal), dann nimmt's der Tote mit in sein Grab (Heimsen, Eisbergen, Kr. Minden). Man wäscht auch mit dem Wasser, womit der Tote gewaschen ist, die Hand oder sonstige Körperteile, um von Warzen, Flechten u. dgl. befreit zu werden (Eisbergen). Oder man stiehlt der Mutter Speck aus der Pfanne, streicht damit über die Warzen und legt es unter den Tropfenfall oder in ein offenes Grab, ohne ein Wort zu sagen (Heimsen). Oder man streicht mit einer schwarzen Schnecke über die

Warze und steckt sie auf einen Stock. Wenn sie vertrocknet, geht die Warze fort (Heimsen. Kr. Minden; Dringenberg, Kr. Warburg). In Theesen (Kr. Bielefeld) reibt man die Warzen mit Schneckensaft bei Vollmond ab. Oder man nimmt einen Zwirnsfaden, macht über der Warze drei Knoten und wirft den Faden dann fort. Wenn dieser verfault, vergeht auch die Warze. Im Kr. Halle machte man in einen Zwirnsfaden soviel Knoten, als Warzen vorhanden waren, und grub den Faden Freitags während der Predigt unter den Tropfenfall des Hauses. Wie der Faden, so vergingen auch die Warzen. In Verl (Kr. Wiedenbrück) sagt man beim Knüpfen jedes Knotens:

„Worteln weyk,
Se verläuet en Leyk“,

worauf der Faden in die Erde vergraben wird.

Von dem Wasser, in dem Eier gekocht sind, kriegt man Warzen (Heimsen, Kr. Minden).

Bei Zahnschmerzen musste der Leidende sich drei Haare von der Mitte des Kopfes nehmen, diese in einen Weidenbaum (Kopfweide) einpföcken und sich gleich darauf drei Stunden schlafen legen. Er durfte aber zu niemandem ein Wort darüber reden, auch auf Fragen nicht antworten, oder die Behandlung hatte keinen Erfolg (Kr. Halle).

Die leinenen Lappen, die einem Toten auf den Augen gelegen haben, heilen von der Trunksucht. Man muss sie in Branntwein legen und diesen einem Trinker geben (Ovenstädt, Kr. Minden). In Todtenhausen (Kr. Minden) soll noch im Jahre 1904 ein Trinker dadurch geheilt worden sein.

Ein Steinschwabennest wurde gekocht und zu Umschlägen gebraucht (Eilshausen, Kr. Herford).

Ein Heilmittel gegen Skrofeln bei Kindern ist folgendes: ein Maulwurf wird abgeledert, ausgeweidet, gesotten oder gebraten, zerhackt und verspeist (Dankersen).

Kinder, die an Rückgratsverkrümmungen litten, zog man durch vom Blitz gespaltene Bäume, wie Birken, Eschen oder Eichen (Birken wurden bevorzugt) und erwartete davon Heilung⁵⁾. Auch ging man mit solchen Kindern zu einem

⁵⁾ Auch bei epileptischen Krankheiten wurde früher eine junge Biche gespalten, und der Kränke musste hindurchkriechen. Der junge

verstorbenen, im Sarge liegenden Kinde und strich mit dessen Hand über die herausgewachsene Stelle. Man glaubte dadurch Heilung zu erlangen, wenigstens sollte das Verwachsen danach aufhören (Kr. Halle).

Wenn ein kleines Kind mehrere Tage hintereinander weint, so wird es stillschweigend durch ein ungebleichtes Stück Garn gezogen (Rahden, Kr. Lübbecke).

Wenn die Kinder Krämpfe haben, müssen sie durch ein Stück Garn gezogen werden (Exter, Kr. Herford).

Um an Krämpfen leidenden Kindern Genesung zu verschaffen, verbrannte man das Hemdchen, in dem ein Kindlein gestorben war, und verabreichte dem kranken Kinde die Asche als Medikament (Kr. Halle).

Gegen die Rotlaufseuche der Schweine wandte man folgendes Mittel an. Man stellte „wildes Feuer“ her, d. h. Feuer, das durch Reibung auf einer Drehbank erzeugt worden war. Von diesem Feuer nahm man einen Brand und zündete zwischen zwei Mauern oder Hecken ein grosses Feuer an. Durch dieses Feuer musste die ganze Sauherde laufen, voran der Hirt mit dem Hunde. Dann schwand die Seuche (Dankersen, Kr. Minden). Ebenso in Döhren, wo das Feuer durch Reiben zweier Holzstücke hergestellt wird.

Sauen, die ihre neugeborenen Ferkel auffressen, werden besprochen (Theesen, Kr. Bielefeld).

Verletzungen der Kühe, namentlich beim Abstossen eines Hornes, wurden oft unter Hersagen gewisser Formeln verbunden. Eine solche lautete:

„Christi Namen ruht“
Und schlug in das Blut,
Da stillte sich die Flut.“ (Enger, Kr. Herford.)

Erkrankte eine Ziege, so wurde der Küster gebeten, dem Tiere die Kirchenschlüssel durchs Maul zu ziehen (Dringenberg, Kr. Warburg)⁷⁾.

Stamm wurde dann wieder zugebunden, und wuchs er wieder zusammen, so sollte die Epilepsie auch geheilt sein. (Nachträgliche Mitteilung des Herrn A. Grupen in Wehden, Kr. Lübbecke.)

⁶⁾ Soll heissen: Christus nahm eine Rute. Vgl. Ebermann, Blut- und Wundsegen, 30 f.

⁷⁾ Mittel gegen Behexung des Viehes s. oben, 3, 202 ff.

Bestimmten Pflanzen werden besonders heilkräftige Wirkungen zugeschrieben. Schlüsselblumen sind ein gutes Mittel gegen Gelbsucht, Buchsbaum gegen Kopfschmerzen. Diese bannt man auch durch auf den Kopf gelegte Kohlblätter. Mittel gegen Frost sind: gekochter Kohl, Laub der Wintereiche, faule Äpfel und gefrorene Kartoffeln. Fünfadern (Wegerich) helfen gegen schlimme Stellen auf der Hand, Erlen gegen Blattern, Buchenrinde gegen Husten. Birkensaft fördert den Haarwuchs (Bierde. Kr. Minden).

Gegen die Krätze wird der „rote Heinrich“ (Chenopod. bonus Henricus) angewandt (Döhren, Kr. Minden).

Wermut wird gegen Magenleiden, Schöllkraut gegen Krebs, Kamillen gegen Augenleiden gebraucht (Sponge, Kr. Herford).

Sonst werden als Heilkräuter noch genannt: Schafgarbe, Tausendgüldenkraut, Rainfarn, Linden- und Holunderblüten, Zinnkraut, grossblättriger Wegerich, Wacholderbeeren, Meerrettich, Krause- und Pfefferminze.

In den Apotheken werden oft Heilmittel unter seltsam verdrehten Namen gefordert^{*)}. Die folgenden Beispiele stammen aus Enger:

Umgewandten Napoleon (unguentum populeum).

Umgewandten Schabian oder Schubbejack (unguentum contra scabiem).

He satt un fratt un hadd'n Brill up; auch: kik dür de Brille (lignum Sassafras; lignum Sassaaparillae).

Balsam Pavian (balsamum Copaivae).

Balsam Kumpavian (bals. Peruvianum).

Gipsjakob, Vietsjakob (oxymel Aegyptiacum).

Löwesticken, Labesticken, Labestock, Ladestock (Levisticum).

'n Goren mit'n Diek (herba cardui benedicti).

Balsamsülver, Balsamsülverölge (-Oel), Sülverbalsam (balsamum sulfuris).

Triakelsalbe (unguentum diachylon).

Beizeba, Batzeba (tinctura bezoardica).

Brunsiljonsalbe, Brasiliensalbe (unguentum basilicum).

^{*)} Vgl. J. Hoffert, Volkstümliche Arzneimittelnamen, 2. Aufl. Berlin, Springer 1898.

Braunochsenpflaster (emplastrum oxycroceum).

Flüchtiges Element (linimentum volatile).

Fine Grete (semen Foeni Graeci).

Fernebock (lignum fernambuci).

Kaputöl (oleum cajeputi).

Lappenflanell (lapis prunellae).

Saunickel (herba Saniculae).

Cap Josua (herba scabiosae).

Stinkmarienöl (oleum Stinci marini).

„Ätherisches Kümmelöl“ wurde durch undeutliches Schreiben „altherrisches“ „alter Herren“ und schliesslich „Oberherren-Kümmelöl“.

„Glaubersalz“ wurde im Plattdeutschen zum „Klaber-solt“ und dann verhochdeutsch zum „Kleesalz“, was gefährliche Verwechslungen geben kann.

„Mutteraquavit“ wird zum „Mutterhakevieh“, „Altheesalbe mit Boröl“ zu „Alte Bohr“, „Galmeistein“ zum „Kamelstein“.

Das Brauchen.

Von **Dr. Esser**, Malmedy.

An verschiedenen Stellen der vorliegenden Zeitschrift (so II 141 ff. und 280 ff., IV 121) ist die Rede vom „Brauchen“, womit man im Gebiete der Nahe und Blies sowie auf dem Hunsrück das „Besprechen“ von Krankheiten versteht: falls eine Krankheit infolge von Verhexung entstanden ist, wendet man sich an eine des Brauchens kundige Person, die „unter allerlei Gebetsformeln, Hauchen, Lispeln, Bestreichen u. dergl.“ den Kranken in Behandlung nimmt. Mit dem Hersagen von Sprüchen und Gebeten sind stets, was noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, gewisse Handlungen verbunden, so das Anhauchen der leidenden Körperstelle oder das Benetzen und Bestreichen derselben mit Speichel. Diese Behandlung wird übrigens nicht nur bei kranken Menschen, sondern auch bei krankem Vieh angewandt, worüber man sich nicht wundern darf, da auf dem Lande ja die Haustiere vielfach den besten Teil des bäuer-

lichen Vermögens darstellen. Den eigentümlichen Ausdruck „brauchen“ mit dem bekannten gleichlautenden Worte in der Bedeutung „anwenden, verwenden“ zu identifizieren, verbietet der weit abliegende Sinn des ersteren. Ich vermute deshalb in unserem „brauchen“ eine Vereinfachung von be-rauchen im Sinne von beräuchern und halte das Beräuchern für die ursprüngliche Handlung, die an dem Verhexten bezw. krank gemachten Individuum unter Hersagung von Sprüchen und Gebeten vorgenommen wurde. Das Beräuchern (Berauchen, Brauchen) war lange Zeit so innig mit den gesprochenen Worten verbunden, dass auch später noch, als an seine Stelle vielfach andere Manipulationen (Anhauchen, Benetzen mit Speichel u. dergl.) getreten waren, dieses Wort für die abergläubische Behandlung der angehexten Krankheit in Übung blieb.

In sprachlicher Hinsicht steht der Herleitung von brauchen aus berauchen (vergl. nhd. bleiben aus mhd. beliben) kein Bedenken entgegen: nach dem Grimm'schen Wörterbuche werden räuchen und rauchen nebst beräuchern und berauchen häufig in der Bedeutung des späteren beräuchern angewendet. In der Schweiz findet sich sogar auch das kontrahierte bräuchen für beräuchern (Schweiz. Idiot. 6, 102) und bräuken für beräuken oder beröuken (vaporare, einen Rauch machen): das. 802.

Das abergläubische Räuchern oder Beräuchern verhexter Personen oder Haustiere war früher sehr verbreitet. „Ein verhextes Kind oder Haustier,“ heisst es das. S. 803, „durch Räuchern vom Zauber befreien; man benutzt dazu ein Brotschnittchen, einen Span von der Türschwelle und ein bestimmtes Kraut“. Ferner: Die Hexe N. hat „gelernt“, wenn jemanden „ein böser Wind angewägt hette“, müsse man hinter drei Haustüren den Kot und dazu Kümmel und Salz nehmen und ihn damit „beröiken“: das. Zur Zeit der Sommersonnenwende wurde zur Vertreibung von Feldgespenstern und Hexen eine Beräucherung der Viehweide vorgenommen: das nannte man Weid-Bräuki; das. 804. Vilmar berichtet in seinem Idiotikon von Kurhessen (S. 368), dass die „beschrieenen“ (man sagt auch „berufenen“) Kinder gegen das Beschreien (Behexen) mit *Stachys recta* L. und *Erigeron acer* L. geräuchert werden.

Diese Pflanzen, die zu einer solchen Räucherung benutzt wurden, nannte man Beschrei- oder Berufkräuter; dazu gehörten ausser den bereits namhaft gemachten *Achillea millefolium* L., *Galeopsis Ladanum* L., *Senecio vulgaris* L.

Für die verhexten, d. h. durch Beschreien, Berufen u. dergl. in einen krankhaften Zustand versetzten Menschen oder Haustiere wurde mit dem geeignet scheinenden Kraute ein Rauch gemacht, die Pflanze wurde, natürlich in getrocknetem Zustande, angezündet (in eine Pfanne voll Glut gelegt) und das betreffende Individuum mit dem Rauche in Berührung gebracht, beräuchert oder beraucht.

Wahrscheinlich ist der alte Spruch:

Doste, Harthau, weisse Heid

Tun dem Teufel alles Leid¹⁾,

ebenfalls dahin zu verstehen, dass durch Räuchern mit *Origanum vulgare* L., *Hypericum perforatum* L. und *Erica vulgaris* L. floribus albis die bösen Geister vertrieben werden. So legt man ja auch im Jülicherlande während eines heftigen Gewitters Teile des aus zwölflei Blumen bestehenden Krautwisches (wallonisch *bèni bôrai*) ins Feuer mit der Zuversicht, dass der Blitz nicht einschlagen werde, soweit der Rauch der geweihten Kräuter oben in der Luft sich ausbreitet und die das Gewitter verursachenden Teufel vertreibt²⁾. Auch in der Schweiz „scheint es manchen wirksam, bei Ungewittern von gesegneten Kräutern einen Rauch zu machen“: Schweiz. Id. 6, 95. Hier (102) lesen wir auch, dass auf den Rheintaler Alpen bis in die neuere Zeit der Senn, der zum erstenmal als solcher amtete, geräucht wurde. Man band ihn an die Stange mit Querbalken, an welchen das Sennenkessi hängt, und zündete dann grüne Tannzweige an, die stark qualmten. Nach dieser Zeremonie konnten die Unholde dem Sennen weniger anhaben. Das. 102: „Wan einer verdärbt wäre von bösen Leuten, der nämbe Zän von einem toden Menschen; beräuchere dich damit, so wirst du los werden.“ Weiter das.: „Nimm einen Zahn von einem toden Menschen und beräuchere dich damit, so wird dir (von Verzauberung

¹⁾ Grimm, *Mythologie*. S. 1164³.

²⁾ Vergl. *Zeitschrift des Aach. Geschichtsvereins* 14, 122 u. 128.

durch ein „böses Weib“) gewis geholfen.“ Endlich füge ich hier noch ein vom 12. Juni 1889 datiertes und vom Gemeindevorstand Georg Czonka unterzeichnetes Schriftstück aus dem Dorfe Szabolcs (ungar. Komitat Baranya) im Wortlaute an, um zu zeigen, wie noch vor wenigen Jahren das Räuchern im Lande der „ritterlichen Nation“ geübt wurde. Das Dokument lautet: „Geehrter Herr! Am 6. Juni war Ihr (Rauchfangkehrer-)Geselle in unserem Dorf fegen und bei dieser Gelegenheit hatte sich ein kleines Mädchen vor seiner schwarzen Gestalt so sehr erschreckt, dass es in Krämpfe fiel. Sie (der Bezirks-Rauchfangkehrermeister in Fünfkirchen) werden hiermit aufgefordert, von dem betreffenden Gesellen ein wenig Kopfhaar, sowie ein Stückchen von seinem Hemd so schnell als möglich uns einzusenden, damit wir mit diesen Sachen das Mädchen räuchern und vom Tode erretten können.“ Aus den „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 2. Juli 1891 Nr. 292.

Auch in der katholischen Kirche ist das Räuchern üblich. So schreibt Dr. Theobald Bischofberger in seinem Büchelchen: „Die Verwaltung des Exorcistats nach Massgabe des römischen Benediktionale“ (Stuttgart 1893), S. 50: „Eine grosse Unterstützung bei Reinigung der infizierten (d. i. von Dämonen beunruhigten) Luft gewährt auch die Räucherung der Räume mit gesegnetem Weihrauch.“ Die bösen Geister können also, wie Bisch. meint, aus den von ihnen in Beschlag genommenen Räumen herausgeräuchert werden.

Hier ist auch eine in der Tierfabel vom Wolf und der Geiss (vergl. Jac. Grimm, Reinhart Fuchs, S. 301—311) vorkommende Redensart zu erwähnen: die Geiss sagt zu dem in der Falle festgehaltenen Wolf: „der ban iuch niender lât: ir sult iuch lâzen rouchen.“ (Der Bann lässt euch gar nicht los: ihr sollt euch lassen beräuchern). „Lât iuch rouchen!“ war offenbar eine im mhd. gangbare Redensart, ähnlich wie man jetzt zu sagen pflegt: Lass dich abmalen! Lass dich begraben! oder wie es in Malmedy heisst: vass tu fé mette dè boitt! (vas te faire mettre [appliquer] des ventouses d. i. lass dir Schröpfköpfe setzen).

Alles das beweist die Häufigkeit des Beräucherens im

Mittelalter, und es liessen sich noch viele Beispiele anführen, von denen ich zum Schluss jedoch noch eines mitzuteilen nicht unterlassen kann. „Es war eine Zeit,“ sagt Möser, Patr. Phant. 1, 133, „wo die Hofdame sich räuchern liess, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte.“ Um so mehr Veranlassung lag dann vor, fügen wir hinzu, sich räuchern zu lassen, wenn man beim Gähnen einen Dämon verschluckt zu haben oder von einem „bösen Weibe“ berufen oder beschrien oder endlich von einem „bösen Blick“ getroffen zu sein glaubte.

Der Pingstenkranz.

Von **Jakob Bäcker**, Oelde.

Ein alter und eigenartiger Volksbrauch ist der Pingstenkranz (Pfungstreigen, Pfungstenkranz), der an den beiden Pfungstfeiertagen alljährlich in dem Landstädtchen Oelde im Kreise Beckum wiederholt wird, und der sich in der weiteren Umgebung von Oelde nicht vorfindet.

Bereits 4 Wochen vor Pfungsten beginnen die Buben mit dem Einsammeln des Pfungstenkranzpfennigs, indem sie die Strassenpassanten mit den Worten: „Onkel (oder Tante) giff mie en Penning för den Pfungstenkranz“ um eine Gabe bitten. Die Verwaltung des gesammelten Geldes übernimmt ein älterer Knabe. Mit dem Erlöse werden die durch Schmückung des Pfungstenkranzes entstehenden Kosten gedeckt. Dieser besteht aus drei etwa $1\frac{1}{2}$ m langen Holzstangen, die pyramidenförmig zusammengestellt und mit grünem Laub, Blumen und bunten Fähnchen geschmückt werden. Nachdem der Pfungstenkranz am Tage vor Pfungsten auf vorstehende Art fertiggestellt ist, wird er am Nachmittage des 1. Pfungsttages, an dazu bestimmten Stellen der Stadt, mitten auf der Strasse, aufgestellt. Nach Schluss des Nachmittags-gottesdienstes beginnen die Kinder um den Pfungstenkranz den Reigen aufzuführen und singen hierbei die weiter unten folgenden Lieder; auch werden abwechselnd Kirchenlieder (besonders Pfungst- und Osterlieder) und allgemein bekannte Volkslieder gesungen. Abwechslung bringt sodann das

sogenannte „Kraup Fössken“. Bei Anstimmung des Liedes: „Kraup Fössken düer den Taun“ usw. (siehe unten Nr. III) löst sich der Reigen auf, bildet eine lange Kette und durchzieht dann mehrere Strassen der Stadt, um schliesslich zum Pingstenkranz zurückzukehren. Sobald nun diese Kette sich in Bewegung setzt, fassen sich die beiden an der Spitze befindlichen Kinder — meist Knaben — an der Hand, bilden, indem sie die Arme hochhalten, einen Bogen, wodurch dann die Kinderschar zieht und zwar der Schluss der Kette zuerst. Dies wiederholt sich, bis der Zug wieder beim Pingstenkranz angelangt ist. Kommt der Zug an einem Hause vorbei, worin ein Schneider wohnt, dann wird, an Stelle des sich sonst immer wiederholenden „Kraup Fössken düer den Taun“, das Lied: „Schneider . . . (folgt Name) wull wuol näggen“ usw. (siehe ebenfalls unten Nr. IV) gesungen. Kehrt der Zug zum Pingstenkranz zurück, dann beginnt wieder die Auf- führung des Reigen. Beim Eintritt der Dunkelheit werden am Pingstenkranz Fackeln befestigt und angezündet. Die Kinder verschwinden meist, an ihre Stelle treten ältere Knaben und Mädchen; sie führen dasselbe auf, wie die Kinder. In früherer Zeit wurde der Pingstenkranz bis tief in die Nacht hinein ausgedehnt; seit mehreren Jahren wird er jedoch, auf Einwirkung der Polizei, schon bei Beginn der Dunkelheit beendet. Infolgedessen hat auch das Interesse für den Pingstenkranz, namentlich bei der älteren Jugend, bedeutend nachgelassen.

Nachstehend folgen diejenigen Lieder, welche vorwiegend beim Pingstenkranz gesungen werden:

I.

1. O Buer, wat kost ju Hai?
O Buer, wat kost ju Hai?
O Buer, wat kost ju Kirmeshai?
Et gait so viel für Kirmeshai.
O Buer, wat kost ju Hai?
2. Min Hai dat kost en Kron,
Min Hai dat kost en Kron,
Min Hai dat kost en Kirmeskron,
Et gait so viel für Kirmeskron,
Min Hai dat kost en Kron.

3. Ju Hai is viel to dter, usw.
4. Min Hai is nicht to dter, usw.
5. Nu giff dem Buer ne Frau, usw.
6. Dat is mine laive Frau, usw.
7. Nu giff dem Buer en Kind, usw.
8. Dat is min laiwe Kind, usw.
9. Nu giff dem Buer ne Magd, usw.
10. Dat is min laiwe Magd, usw.
11. Nu giff dem Buer'n Knecht, usw.
12. Dat is min laiwe Knecht, usw.
13. Nu giff dem Buer en Schub, usw.

Es wiederholt sich Zeile 1 in den Strophen 3 bis 13 in derselben Weise, wie in den Strophen 1 und 2 ausgeführt.

Bei Anstimmung des vorstehenden Liedes tritt ein grösserer Knabe aus dem Reigen und nimmt in der Mitte desselben, beim Pingstenkranz, Aufstellung. Er stellt den „Buer“ dar und gibt die aus Strophe 2, 4 usw. sich ergebenden Erwidernngen. Bei Strophe 6, 8 usf. bezeichnet er jedesmal gleichzeitig diejenigen Personen, die als Frau, Kind usw. fungieren sollen; diese treten in die Mitte des Kreises. Bei Strophe 13 wird der „Buer“ aus dem Kreise getrieben.

II.

1. O Bauer, hast du Geld?
O Bauer, hast du Geld?
O Bauer, hast du Kirmes-Geld?
Kirmes-, Kirmes-, Kirmes-Geld?
O Bauer, hast du Geld?
2. So nehme dir ein Weib,
So nehme dir ein Weib,
So nehme dir ein Kirmes-Weib,
Kirmes-, Kirmes-, Kirmes-Weib,
So nehme dir ein Weib.
3. So setzt euch auf die Erd', usw.
4. So prügel' du dein Weib, usw.
5. Steht auf von der Erd',
6. Marschirt euch aus dem Kreis, usw.

Die Handlung hierbei ist ähnlich, wie beim Liede Nr. I und ergibt sich aus dem Text.

III.

Kraup Fössken düer den Taun,
Ick sin schwatt un du bis braun.
Jagen wir das Häslein wohl düer den Taun.
Häslein jagen wollen wir.
Kraup Fössken düer den Taun.

IV.

Schneider . . . (folgt Name) wull wuol näggen,
Aone Naot, aone Staot, aone enen Fingerhot.
Der Schneider und die Laus,
Die bauten sich ein Haus,
Da nahm die Laus wohl überhand,
Und warf den Schneider an die Wand.

V.

1. Guter Freund, ich frage dich.
Bester Freund, was frägst du mich.
Sag' mir, was ist eine?
Einmal ein ist Gott allein,
Der da lebt, der da schwebt,
Im Himmel und auf Erden.
2. Guter Freund, ich frage dich.
Bester Freund, was frägst du mich.
Sag' mir, was ist zweie?
Zwei Tafel Moses,
Einmal ein ist Gott allein,
Der da lebt, der da schwebt,
Im Himmel und auf Erden.
3. Guter Freund, ich frage dich.
Bester Freund, was frägst du mich.
Sag' mir, was ist dreie?
Drei Patriarchen,
Zwei Tafel Moses,
Einmal ein ist Gott allein,
Der da lebt, der da schwebt,
Im Himmel und auf Erden.
4. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist viere?
Vier Evangelisten,
Drei Patriarchen, usw.
5. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist fünfe?
Fünf Gebot' der Kirche,
Vier Evangelisten, usw.

6. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist sechse?
Sechs Krüg' mit rotem Wein,
Schenkt' der Herr zu Kanaan,
Zu Kana in Galäa,
Städtchen in Judäa. (nichts wiederholen.)
7. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist sieben?
Sieben Sakramente,
Sechs Krüg' mit rotem Wein,
Schenkt' der Herr zu Kanaan,
Zu Kana in Galäa,
Städtchen in Judäa.
8. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist achte?
Acht Seligkeiten,
Sieben Sakramente,
Sechs Krüg' mit rotem Wein, usw.
(wie Strophe 6.)
9. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist neun?
Neun Chör' der Engel,
Acht Seligkeiten, usw.
10. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist zehne?
Zehn Gebote Gottes,
Neun Chör' der Engel, usw.
11. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist elfe?
Elftausend Märtyrer,
Zehn Gebote Gottes, usw.
12. Guter Freund, usw.
Sag' mir, was ist zwölfte?
Zwölf Apostel,
Elftausend Märtyrer, usw.

VI.

1. Ich bin die Frau von Toren,
Zum Spielen auserkoren.
Bedienen sollst du mich, bedienen.
2. Ihre Gnaden aufzuwarten,
Wir dürfen spielen Karten.
Ihre Gnaden zu bedienen,
Sind wir vor ihr erschienen, erschienen.

dehnung an und schlüpfen die kleinen Kinder unter den Armen der grösseren her aus dem Kreise. Beim 5. Vers kehren sie auf demselben Wege zurück und schliesst sich dann der Reigen wieder fester zusammen. Dieses Spiel wird mehrmals wiederholt.

IX.

Grüne Seide war so schön,
Darum spann man sieben Jahr'.
Sieben Jahr' gesponnen,
Dreht sich Fräulein (Herr) (folgt Name) um.
Fräulein (Herr) hat sich umgedreht.
Das hat sie (er) wohl von mir gelernt.
Kurante, Kutante, Kurik.

Bei Zeile 4 dieses Liedes dreht sich die genannte Person um. Dieses wiederholt sich, bis der ganze Reigen eine umgekehrte Stellung eingenommen hat.

X.

Beim fröhlichen Spielen, beim lustigen Sinn,
Wenn's einer verschwiegen, kommt's andern in Sinn.
So musst du erraten, erraten, wer's ist.
Freundin (Freund), du hast falsch geraten,
Komm' verbessere deinen Schaden,
Komm' und rat' zum zweitenmal.

Dies wird wiederholt, bis richtig geraten ist; dann wird folgendes gesungen:

Freundin (Freund), du hast recht geraten,
Komm', marschier' dich aus dem Kreis.

Eine Person begibt sich beim vorstehenden Liede in den Kreis; ihr werden dann die Augen zugebunden. Eine andere stellt sich hinter ihr und muss erstere erraten, wer hinter ihr steht. (Blindekuh.)

Das Hausrichten.

Eine alte Grafschafter Sitte.

Von **H. E. W. Bartz**, Moers.

Der untere Niederrhein, zumal seine linke Seite ist von jeher arm gewesen an alten Volkssitten und Gebräuchen, wie

sie das benachbarte Westfalen, das Bergische Land, Jülich und weiter das Gebiet nach Köln hinauf früher barg und wo man sie zum Teil heute noch in so reicher Menge finden kann. Es lag wohl hauptsächlich an der ernsten Sinnesrichtung der Bewohner des Niederrheins, die mit der bekannten „rheinischen Fröhlichkeit“ so gar keine Ähnlichkeit hat, da sich die ganze Gedankenwelt der Bauern, der Bürger und der Handwerker zumeist geistlichen Dingen zuwandte. Das gilt sowohl von den katholischen Niederrheinländern, wie von ihren evangelischen Mitbürgern, die allerdings nur einen verhältnismässig geringen Bruchteil der Gesamtbevölkerung darstellen.

Gewissermassen eine Insel im katholischen Gebiet des linken Rheinufers bildete von jeher die Grafschaft Moers, im Rheinland unter dem Namen „die kaisertreue“ bekannt. Sie liegt gegenüber der Ruhrmündung und den Städten Ruhrort und Duisburg. Noch bis vor einem Jahrzehnt war sie rein landwirtschaftlich, aber in der letzten Zeit hat nach Entdeckung gewaltiger Kohlenlager die alles alte bäuerliche Leben vernichtende Industrie ihre Fangarme nach ihr ausgestreckt. Ein Bauernhof nach dem andern verschwindet, und noch schneller sind die alten Bräuche dahingegangen. . .

Es sei uns heute einmal gestattet, aus dem bäuerlichen Leben in der Grafschaft die Bräuche beim Hausbau zu erzählen, wie sie noch im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts im Schwange waren.

Wenn jemand in der Grafschaft ein neues Haus oder auch nur eine neue Scheune bauen wollte, so halfen alle Nachbarn getreulich, freiwillig und unentgeltlich, mit Hand- und Spanndienst das Baumaterial, Holz, Steine, Ziegel und dergl. herbeizuholen. Überhaupt wurde der Nachbardienst in der Grafschaft in hohen Ehren gehalten; vielerorts ist das auch heute noch der Fall. War das Haus im Mauerwerk fertig — die Grafschafter haben von jeher nur solide mit Ziegelsteinen gebaut —, so dass nur noch das Dach fehlte, dann gab es einen prächtigen Arbeitstag, der zugleich ein Festtag war und zumeist auf einen Samstag fiel. Nachbarn, Verwandte und Freunde, auch der Pfarrer, wurden

förmlich und feierlich in das Haus des Bauherrn eingeladen. Bei bedeutenden Bauten verrichtete ein Bursche mit einem Stabe versehen diese Einladung: er sagte, wenn er ins Haus eingetreten war, ein Sprüchlein her (dessen Wortlaut ich leider nicht erhalten konnte) und erbat sich am Schluss ein Band an seinen Stab, der daher Luitersstock hiess. Diese Bänder wurden zum Schmucke des Kranzes oder der Krone, die nach vollendeter Arbeit den Dachgiebel zierten, verwendet und kamen später als Eigentum in die Kiste oder Truhe des Burschen, der sie nach und nach zu beliebigen Geschenken an die Mädchen benutzte.

An dem bestimmten Tage, und schon zuvor, ging es gar rührig zu im Hause des Bauherrn. Dieser selbst ordnete und schaffte allüberall, wo es not tat, das Werk zu fördern und die Gäste zu empfangen. Die Hausfrau war unter dem Beistand der nächsten Nachbarinnen tätig in Küche und Keller, damit es in dem in peinlichster Sauberkeit prangenden Hause den Gästen wohl sei und es an leiblicher Erquickung nicht fehle; die erwachsenen Töchter gingen ihr emsig zur Hand. . . . Maurer und Zimmerer samt den Knechten des Hauses waren vom frühesten Morgen an geschäftig, alles für die Arbeit des Tages vorzubereiten. Die Nachbarn und Nachbarinnen sammelten sich; von den letzteren brachte jede einen Krug Milch mit für den Kaffee, der schon damals in der Grafschaft eine grosse Rolle spielte und zu Anfang, zu Mitte wie zum Beschlusse eines Festes den Gästen dargeboten wurde, wie auch zum Reisbrei, der bei keiner Festmahlzeit fehlen durfte. Auch heute noch spielt der Reisbrei, namentlich bei den Kirmessen, in der Grafschaft eine grosse Rolle.

Im Laufe des Tages stellten sich Verwandte und Freunde von Nah und Fern ein, zu Fuss, im Karren, in Kutschkarren und Chaisen; die Kinder bis zu den kleineren und kleinsten durften nicht zurückbleiben. Meist wurde es etwas spät, ehe es an die eigentliche Arbeit ging, denn der Grafschafter übereilt sich (auch heute noch) nicht und denkt bei dergleichen Fällen: Eine Stunde später ist auch noch früh genug. . . . War nun auch der Pastor erschienen und hatte seine frei-

willige oder aufgenötigte Tasse Kaffee getrunken, so wurden alle am Bau beschäftigten Handwerker und Nachbarn samt allen Hausgenossen und Gästen, Gross und Klein, zusammengerufen, man sammelte sich an einer Stelle innerhalb des Neubaus um den Pfarrer, es wurden einige Lieder gesungen, und darauf hielt der Pfarrer eine kurze Ansprache, wie es sich gerade den Umständen anpasste. Er bat mit den Anwesenden um den gnädigen Schutz und Segen Gottes für den Bau, für die, die daran arbeiteten, und für die, zu deren Nutzen er gebaut wurde. Es wurden wieder ein oder zwei Verse gesungen, der Segen über den Bau gesprochen und mit einem: „Nun in Gottes Namen ans Werk!“ wurde mit der Arbeit, also der Errichtung des Dachstuhles wieder begonnen.

Nachdem der Geistliche die Hausgenossen noch besonders mit einem Segensgruss begrüsst, auch wohl, wenn die nötige Zeit vorhanden war, sich mit den Gästen noch einige Zeit unterhalten hatte, verliess er das Haus und die Gesellschaft, um zu gehen, wohin ihn sein Amt rief.

War die Arbeit beendet und der Dachstuhl aufgerichtet, dann zogen die Mädchen, den Kranz oder die Krone in den Händen und von den jungen Burschen geführt, dreimal singend um den Neubau. Der Kranz wurde sodann zum höchsten Giebel hinaufgehoben, mit dreimaligen lauten Hammerschlägen wurde das Zeichen zur Zimmermannsrede gegeben, die sich bei den Grafschaftern vom alten Schläge schon damals nicht mehr allzu grosser Beliebtheit erfreute, und nach dieser Rede sammelte sich die Gesellschaft um den auf der Scheunendiele gedeckten langen Tisch. Ein Kaffee darnach beschloss in der Regel das Fest. Branntwein wurde, wie wir nebenbei bemerken wollen, fast gar nicht gereicht.

Gebehochzeiten in Radevormwald.

Von Rektor **E. Guldner**, Rotthausen.

Während meiner 7jährigen Tätigkeit als Lehrer in einer Ortschaft der Bürgermeisterei Radevormwald lernte

ich die sogenannten Gebehochzeiten kennen, von denen ich bis dahin nicht einmal den Namen gehört hatte. 90% aller Hochzeiten wurden in der unten beschriebenen Weise gefeiert, und bei fast allen waren die Gebräuche dieselben. Zwischen den Bewohnern des Schulbezirks und dem Lehrer bestand damals — es sind schon mehr als 25 Jahre seitdem verflossen — noch ein recht patriarchalisches Verhältnis, so dass letzterer nicht bloss wenigstens jährlich einmal zu einer „Visite“ eingeladen wurde, sondern auch an jeder Taufe und Hochzeit teilnehmen musste. Er erhielt dabei den Platz neben dem Herrn Pastor, dessen Ehrensitz er auch einnehmen musste, wenn sich dieser nach Hause begeben hatte. Am andern Tage brachten dann Angehörige des Gastgebers einen Korb voll der Leckereien, welche es auf der Festlichkeit gegeben hatte, für die Lehrerkinder. Von diesen Gebräuchen gilt aber jetzt Uhlands Wort: „Versunken und vergessen“; darum möchte ich noch einmal eine Hochzeit schildern und dabei die Frage vorlegen: War die damalige Sitte nachahmenswert oder ist die jetzige vorzuziehen?

Als ich im Jahre 1881 ein paar Tage an meinem neuen Wirkungsorte war, erschien bei mir ein ziemlich bejahrter Mann in einem „Brabanter“ blauen Kittel, mit Hut und einer mit Quaste geschmücktem „Mispel“ und bestellte: „Einen Gruss von Herrn W. als Bräutigam und Fräulein M. als Braut: Sie und Ihre Familie möchten am Samstag nachmittag nach F. zur Hochzeit kommen.“ Dies war die einfache Einladungsförmel für mich, die „Respektsperson“; bei allen andern Gästen lautete die Einladung;

„Guten Morgen!

Freundlichen Gruss an Herrn N. und seine ganze Familie von Herrn A. als Bräutigam und Fräulein B. als Braut: Sie sollten so freundlich sein und kommen am zukünftigen Samstag nach C. zur Hochzeit! Bier und Branntwein soll Euer Willkomm sein; Butter und Weissbrot könnt Ihr essen nach der schweren Not; 10 bis 12 Liter Bier könnt Ihr trinken mit allem „Plesier“; 6 bis 7 Musikanten sollen Euch führen zum lustigen Tanz. 8 Tage dürft Ihr dableiben; sollte es Euch aber zu lang werden,

so könnt Ihr mit einem oder einem halben Tag verschwinden von der Hochzeitserden.

Lasst Ihr Euch sehn, dann ist's schön!“

Ich nahm die Einladung dankend an, warf mich an genanntem Tag in „Gala“, liess auch meine Frau ihr „Seidenes“ hervorholen und begab mich nach dem Festort. Hier herrschte schon reges Leben und Treiben, denn nicht nur war das ganze Haus vom Keller bis zum Söller mit schmausenden Gästen besetzt, sondern es gab ihrer auch, da es schönes Wetter war, viele im Baumhof, wo man von Birkenstämmen und Tannenbort Tische errichtet hatte. Wir wurden von Braut und Bräutigam durch einen Händedruck begrüsst und mussten aus einem Weinglas einen Schluck „Klaren“ nehmen, worüber sich meine Frau gewaltig entsetzte. Dann führten sie uns an einen ungedeckten Tisch, der sich von der Menge Weissbrot, Reissbrei und Käse fast bog. Das Einschenken des Kaffees besorgte jeder selbst und griff dann ungenötigt zu. Im Baumhof traf ich auch den Mann wieder, der mich zur Hochzeit eingeladen hatte. Er kochte den Kaffee, indem er, ähnlich wie die Soldaten im Biwak, ein Loch in die Erde gegraben und mit einem Waschkessel ausgefüllt hatte, worunter ein Feuer mit Luftzug angebracht war. Im Schweisse seines Angesichts waltete er seines Amtes: Er füllte den bedienenden jungen Mädchen die Kaffeetöpfe und -kannen mit kochendem Wasser. Schon 2 Tage vorher hatte er seinen Kochapparat im Baumhofs errichtet und benutzt, denn er musste auch für ungeheure Portionen Reissbrei sorgen. Den Reis dazu kaufte der Bräutigam, die Milch aber wurde von Freundinnen der Braut in grossen Eimern bei allen Nachbarn, die Vieh besaßen, geholt, und gerne gab jeder von ihnen ein „Berchen“ voll Milch her, wenn auch nicht immer die beste. Nach dem Kaffee, mit dem wir uns wegen neuer Gäste, die auch Platz haben wollten, sehr beeilen mussten, konnte ich eine Zigarre anstecken, die von einem „armen Schlucker“ feilgehalten und an allen Tischen zum Preise von 5 Pfg. angeboten wurde; doch kostete die meinige aus demselben Kistchen 8 Pfg.

Ich fühlte mich in dem Trubel nicht wohl und erwartete sehnsüchtig den Pfarrer, um jemand zu haben, mit dem ich

mich unterhalten konnte. Als ich gegen 6 Uhr den Bräutigam fragte, wann der denn komme, meinte er verwundert: „Die Trauung ist doch heute morgen gewesen.“ Man unterschied nämlich streng Trauung und Hochzeit, und während erstere durchweg im Hause des Pastors in Gegenwart von 2 Zeugen stattfand, wurde letztere in der Wohnung des Brautpaares abgehalten. Der Pfarrer aber kam zu dieser nicht.

Jetzt folgten wir den Gästen in die Scheune, wohin alle eilten. Hier hatten sich Musikanten mit 2 Geigen, 1 Klarinette, 1 Trompete und 1 Bass eingefunden, um zum Tanze aufzuspielen: die Scheunentenne war der Tanzboden und das vom Heu geleerte „Spenn“ der Aufenthaltsort der Musiker. Lustig schwangen die jungen Bursche dralle Mädchen im Tanze, und diese flogen, wenn von einem neuen Tänzer dicht an ihren Ohren geklatscht wurde, in die Arme desselben. Einer der Musikanten sammelte eifrig Tanzgeld und liess sich dabei von den Tänzern mit Bier oder „Klaren“ traktieren. Damit aber jeder „sein Teil“ bekomme, wechselte das Amt des Sammlers bei jedem Tanze.

Von 7 Uhr ab war Abendessen, d. h. es wurden wieder, wie beim Kaffee, Weissbrot mit Käse und Wurst aufgetragen und Bier oder Schnaps dazu getrunken. Darauf ging jeder Gast in ein Zimmer, worin sich das Brautpaar befand und das nach einem neu dargereichten Trunke ein Geldgeschenk entgegennahm, dessen Höhe es sorgfältig aufschrieb, um bei einer Hochzeit in der Familie des Gebers denselben Betrag zurückzuerstatten. Die Gabe betrug 3—5 M., doch gaben Geschäftsleute oft etwas mehr. Damit war der „offizielle“ Teil des Festes erledigt, und die Gäste konnten nach Hause gehen. In der Regel aber wurde bis spät abends oder wohl bis zum frühen Morgen gezecht.

Aberglauben bei Brautleuten.

Gesammelt von **Jos. Alken**, Bendorf.

Näht eine Braut ein Brauthemd, so darf sie nicht eher aufhören, bis es fertig ist, da sie sonst beim ersten Kinde stirbt. (Beuren, Eifel.)

Aus der Schweiz brachte mir ein Freund Folgendes: Begegnet dem Brautpaar auf dem Gang zur Kirche ein Leichenzug, so muss einer von beiden und zwar der, dessen Geschlecht der Tote hat, sterben. Lässt das Brautpaar sich vor dem Altare los, bevor der Pfarrer, nach der Umschlingung der beiden Hände mit der Stola, das Zeichen gegeben hat, so muss einer bald sterben. Kniert der eine früher nieder als der andere, so stirbt er bald.

Dass das Zerschneiden des Trauringes kein gutes Omen ist, wird auch im Rheinlande meistens nicht bezweifelt. Denken wir an das sinnige Volkslied: „In einem kühlen Grunde“, so finden wir den Gedanken schon verwertet. Und in dem volkstümlichen Liede „Ringerl-Röserl“ muss das Ringerl unbedingt zerschneiden beim Tode des Liebchens. Wenn der Trauring auch noch so abgeschlossen ist, so zögert man doch, ihn durch einen neuen zu ersetzen, da mit ihm das Glück aus der Ehe schwindet. So hörte ich ein altes Mütterchen, welchem kurz nach der Anschaffung neuer Eheringe (Trauringe) der Mann gestorben war, klagen: „Ach, mit ihm (dem ersten Trauringe) ging all unser Glück dahin“. Aus diesem Grunde verlangen Eheleute vom Goldschmied, dass der alte Reif in den neuen verarbeitet werden müsse. (Trier, Mosel. Saar.)

Erlischt die Brautkerze, d. i. jene Kerze, die bei feierlichen Hochzeiten während der Trauung von einem Kinde im weissen Kleide (einem sogenannten Engelchen) getragen wird, so bedeutet es bestimmt Unglück, wenn nicht sogar früher Tod. Zerreisst die Braut ihren Schleier, so sagt das, dass bald ein Riss in die junge Ehe kommt. Gehen die Myrtenbäumchen, welche den Brautleuten geschenkt werden, bald ein, so ist das kein gutes Zeichen. Verletzt sich die Braut, und es kommen Blutropfen auf den weissen Schleier oder das weisse Kleid, so bedeutet es nichts Gutes, meistens eine unglückliche, von Krankheiten und Leiden heimgesuchte Ehe. (Saarbrücken.) Scheidet die Braut leicht vom Elternhause, so wird sie sich oft darnach zurücksehnen, scheidet sie aber schwer, dann wird sie es verstehen, sich selbst ein trautes Heim zu errichten. (Trier.)

Bräutleute sollen nie auf einen Freitag heiraten, auch nicht auf diesen Tag die Hochzeitsreise antreten, sonst trifft ein Unglück ein. (Trier.)

Wenn drei Lichter brennen, ist eine Braut im Hause. (Mosel, Saar, Nahe, Kirn, Fischbach, Sien).

Wenn ein Bräutigam zufälligerweise ins Haus der Braut käme, während sie das Brautkleid anmisst, und die Braut würde sich vor der Hochzeit dem Bräutigam im Brautstaate zeigen, so gäbe es eine unglückliche Ehe. Darum wird die Ankunft des Brautkleides, falls dieses ausser dem Hause angefertigt worden ist, dem Bräutigam verheimlicht. Und wenn der Brautstaat im Hause angefertigt wird, so wird das Zimmer mit Argusaugen bewacht, damit der Bräutigam keinen ungerufenen Blick hineintue. (Mettlach, Saarbrücken.)

Auch der geringfügigste ungünstige Umstand am Hochzeitstage bedeutet Unglück. So verlor eine Braut kurz nach der Trauung den Stein aus ihrem Ringe. Auf einmal erblickte eine Brautjungfer die Lücke und stiess einen Schreckensruf aus. Gefragt, was los sei, antwortete sie in oben angegebenem Sinne.

Wenn zwei Verlobte sich gegenseitig Geschenke machen, an welchen sich etwas Spitzes oder Scharfes befindet, z. B. Brosche, Vorstecknadel, Schere, Hutnadel, Essbesteck usw., so bedeutet es nichts Gutes. Es trennt Freunde und Verlobte. Ein kath. Mädchen hatte sich mit einem Protestanten verlobt. Der junge Mann schenkte ihr eine Schere. Das Mädchen behauptet, dass sich seitdem ihr Verhältnis getrübt und endlich gelöst habe. (Saar.)

Begegnet einem Hochzeitszuge eine Schweineherde, so bedeutet es Glück. (Eifel.)

Wenn für ein junges Mädchen ein Kleid angefertigt wird, und die Näherin sticht sich so, dass es blutet, so soll sich das Mädchen in diesem Kleide verloben. Daher fragen die Mädchen immer die Näherin, ob sie sich nicht gestochen habe. (Mettlach, Saarlouis.)

Wie der Tod sich an der Mosel und in der vorderen Eifel ankündigt.

Gesammelt von **Jos. Alken**, Bendorf.

Wenn ein Spiegel, eine Glasscheibe, ein Glas zerspringt, muss einer sterben. Sitzen dreizehn beisammen, so muss der sterben, welcher unter dem Spiegel sitzt. (Sehr verbreitet und stark verteidigt.) Bei einem Mahle bemerkte ich, wie ein Ehepaar, abwechselnd vom Tische aufstand und sich draussen zu schaffen machte. Beide richteten es so ein, dass immer eines vom Tisch fehlte. Als ich nachher frug, warum das geschehen sei, bemerkte man mir, es seien dreizehn Gäste gewesen, wenn alles vollzählig zu Tische gesessen hätte. Ich hatte es nicht einmal bemerkt. Dreizehn dürfen nicht in einem Kahne überfahren, eine Reise unternehmen, oder sonst irgend etwas anfangen, sonst passiert ein Unglück.

Das Ticken und Knistern (Geräusch des Holzwurmes bei seiner Zerstörungsarbeit) gilt vielfach als Totenuhr. Tiere, welche den Tod ankündigen, sind besonders das Käuzchen, durch seinen Ruf: „Komm mit“ und die Elster. Letztere ist sehr verschrien. Sie soll des Abends ans Fenster dessen picken, den sie abruft. (Desgl. der Rabe.)

Zerbricht ein Glas beim Anstossen, so stirbt ein Verwandter, fällt ein Bild von der Wand, so bedeutet es Tod.

Wer zuerst im Frühjahre den Kuckuck rufen hört, wird lange leben. An der Mosel und in der Voreifel bis Kaisersesch soll man so viele Jahre leben, als man den Kuckuck bei derselben Begegnung rufen hört. Darum werden die Rufe immer gezählt. Viele behaupten, die Uhr bleibe stehen beim Tode ihres Besitzers. Der Gedanke ist in einer Reihe von Liedern verwertet. (Folgt später.)

Dass Menschen sich in der Todesstunde oder unmittelbar darnach bei guten Bekannten oder Verwandten melden, wird in Trier und an der Mosel bis Bernkassel noch viel geglaubt.

Eine Putzmacherin in Trier beschäftigte ein Mädchen aus Longuich an der Mosel. Dasselbe hing besonders treu an seiner Lehrmeisterin. Es wurde krank und kam in ein

Krankenhaus. Die Krankheit verschlimmerte sich sehr, und die Kranke bereitete sich zum Tode. Vorher hätte sie noch einmal gern ihre Lehrmeisterin gesehen. Auch diese hatte den Wunsch, ihre Schutzbefohlene noch einmal zu sehen, in den letzten Tagen besonders oft gehabt. Wegen vieler Arbeit war sie aber verhindert, ihn auszuführen. Im Krankenhause kämpfte die Sterbende einen schrecklichen Todeskampf. Sie konnte und konnte nicht sterben. Als sie endlich sah, dass ihr Warten vergeblich sei, schloss sie dennoch die Augen für immer. In derselben Nacht, um dieselbe Zeit weckte die Putzmacherin ihren Mann mit dem Schreckensrufe: „N! Die Susanna ist im Hause“. Als der Mann seine Frau beruhigen wollte, hörte auch er den gellenden Ruf der Susanne, (nämlich den Namen seiner Frau rufen) und zwar so „ellen“¹⁾, dass sich beiden die Haare zu Berge stellten. Schnell kleideten sich die beiden an und suchten mit einer hellbrennenden Lampe das Haus ab. Als sie die Speichertreppe hinaufgingen, hörten sie den Schrei der Verstorbenen deutlich auf dem Speicher. Dort angelangt, konnten sie natürlich nichts sehen. Als sie sich aber bekreuzten und die Frau dem Manne sagte: „Wenn sie gestorben ist, dann gebe Gott ihr die ewige Ruhe“, da fuhr es pfeifend durch die Dachsparren. Mit dem Vorsetze, sich am folgenden Tage an Ort und Stelle zu überzeugen, wie es der Kranken ginge, begaben sich die beiden wieder zur Ruhe. Am folgenden Tage brachte ihnen der Postbote die Bestätigung dessen, was sie geahnt hatten.

Sprichwörter, Beispielsprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in bergischer Mundart.

Gesammelt von **F. Sch.**, Lehrer in Elberfeld.

Die hier zusammengestellten Sprichwörter usw. in bergischer Mundart zeigen die bergische Eigenart recht deutlich und ermöglichen es, das Volk aus seinen Worten und Redensarten recht genau kennen zu lernen.

¹⁾ --- abscheulich.

Fast alle Sprichwörter usw., die im Hochdeutschen ähnlich lauten, sind weggelassen. Die wenigen der Art, die aufgenommen wurden, sind durch eine eigentümliche Form oder Wendung bemerkenswert.

Unter den Beispiel- (apologischen) Sprichwörtern sind einige, die nur im engbegrenzten Bezirk gebraucht und verstanden werden.

1. Vam Eten on Drenken.

Et wead ken'n Froot geboaren, hä wead gemackt. —
Et göfft mear Behölpersch wie Wohllewersch. —
Et es en kott Eng, wo et godd schmackt. —
Völl tu völl es ongesonk. —
„Völl“ ladd me op en Schuffkahr. —
De Oogen sind oft grötter as de Buck. —
Wä seck nit satt et, dä leckt seck ock nit satt. —
Besser en Lus em Pott as gar ken Fleesch. —
Besser en half Ei as en ledigen Pott — (auch „Dott“).
Besser jät as nix. —
Besser en gespaulen as en ongehaulen Molltied. —
Wat me verspart vöar denn Monk, dat frett de Katte oder
de Honk. —
Besser dat'e Buck bascht, as dat'e gode Kost verderwt. —
Op en Ben kamme nit stonn. —
Et geht em ock wie Hamlepamp (?), dä ot lewer as hä drank. —
Wo en Bräuhus steht, kann ken Backhus stonn. —
Wie em gonnt de Backen, soa gonnt em ock de Hacken;
wie em gonnt de Täng, soa gonnt em ock de Häng. —
Hä frett, dat em dat Mul schümmt. —
„ „ wie en Heidhäcker. —
„ „ as en Schtëndrescher. —
„ „ as wenn'e moen söl gehangen wearen. —
Hä et, dat'e schwett, on arbed, dat'e frühst. —
Wat de Bur nit kennt, dat frett'e nit. —
Hä es krank on ongesonk on frett doch wie en Schleitersch-
honk. —
Wenn de Müs et Mehl satt sind, dann es et better. —
Me mot denn Sack tubengen, ert'e voll es. —

2. Van anger Lüht.

Arm Lüht es uselig Volk. —

En Bur es en Bur on en Stiefleeder van Natur.

De dömmste Buren hant de dickste Erpel. —

De Deuwel dr . . . ömmer om gröttsten Hoopen.

Wä en Schleiter freit, dä weard en Schleiterschhonk. —

Pack schlecht seck, on Pack verdreegt seck. —

Me söckt nömmes henger de Heeg. wem'ne nit selver dohenger
geseeten het. —

Jedes Pöttschen kritt sin Deckelschen. —

Wo et Mode es, gonnt se op Blotschen en de Kerke. —

Wä gän danzt, dä fengt ock ömmes tum Opspelen. —

Wä nit ault wearen well, dä mot seck jonk hangen loten. —

Grade Been sind Hippenbeen. —

An däm es Hoppen on Mault verloaren. —

Hä süht et Graß waßen on hoärt de Flöa hohsten. —

Hä het Hoar op de Täng. —

Hä het seck en de Neteln gesatt. —

Hä versteht soa völl dovann wie de Koh vam Sondag. —

Hä kallt völl, wenn de Dag lank sind. —

Hä kallt dem Deuwel en Been af. —

Hä es vam Päd om Esel gekommen. —

Hä es ganz om Honk (gekommen). —

Hä sett drenn, wie en Mus em Mehdöppen. —

Hä es groff wie Boanenströa. —

Hä es om Stät getreden. —

Hä kickt onger seck wie en Höhnerdeew. —

Hä weet ock, wat'e driewt, wenn'en Lus am Seel het —

Hä mackt en Gesecht wie en Katte, die donnern hoärt. —

Hä mackt en Gesecht, as wenn'e tehn Deuweln gefreeten hät
on wöl am elwten anfangen. —

Hä probiert et wie de Bur de Ente: „versüppt se, dann ver-
süppt se“. —

Hä es ock nit gar gebacken. —

Hä es ock nit hengen wie vöaren. —

Hä lüggt, wat'e bett. —

Hä lüggt, dat me't met'e Fenger griepen kann. —

Hä steht do, wie en Koh vöar en neu Dohr. —

Hä het wat lüdden gehöart on wet nit, wo de Klocken hangen. —
Hä es me'm lenken Been tuearscht ut'em Bett opgestangen. —
Hä löppt seck de Been af. —
Hä het denn Verstank me'm Schümlepel geheeten; et beste
es dodörch gegangen. —
Hä geht drömm'eröm wie en Katte öm denn heten Brei. —
Hä het de onreite Pannen om Dak. — (Ein Rotkopf.)
Vöar em es nix secher as glöntig Iser on Möhlensteng. —
Hä es met alle Höng gehetzt. —
Em es en Lus öwer de Lewer gekroopen. —
Em geht en Wurm af. —
Et het en godden Gott ahgebett. —
Et es nit neuschierig, et well mer bloß gän alles weten. —
Wä göfft, wat'e het, es wäht, dat'e lewt. —
Wämm dä Schau passt, dä kann en seck antrecken. —
Wenn dat Ei ens breckt, dann stenkt et. —
Hä merkt Mūs. [Gebrannte und gestossene Mäuse ein Mittel
der Volksmedizin gegen Bettnässen.]
Et es em op et Bottereng geschlagen. —
Eck well deck jät op de Trappe leien, dann bruckst'e deck
nit tu böcken. —
„Soa het et geseeten“, seit et ault Wiew, as de Koffepott
kaputt gegangen woar. —
Et geht em soa an, as wenn se em en hörig Seel dörch et
Liew tröcken. —
„Me es nie tu ault tum learen“, seit et ault Wiew, do leart
se noch hexen. —
„Alles het en Övergang“, het ock de Voss geseit, as se em
et Fell öwer de Oaren trocken. —
Dat süht ut as wie „Eck well wall, äwwer eck kann nit“. —
Et es Mus wie Mor [? Moorrübe, Möhre], Stäten hant se all. —

3. Allerhank.

Jeder het sin Krützken tu dreegen; on wenn et ken Krützken
es, dann es et en Krütz. —
Et göfft ken grötter Leed, as wat seck de Mensch selwer
andöht. —
Wä sing Oogen nit opdöht, dä mot den Büdel lappen —
(bezahlen).

- Besser schleiht gefahren as god gegangen. —
Däm eng sing Üll es däm angern sing Neitigall. —
Onglöck kömmt tu Päd on geht tu Foot. —
Wat'e Kewern nit freeten, dat freeten de Ruppen. —
Wä seck op angern verlött, dä es verlooten. —
Wä et Krütz en de Hank het, dä segent seck tuearscht domet. —
Wä am längsten lewt, dä kritt tuletzt doch alles
[auch mit dem Zusatz: „denn Thomashoff met samt dem
Kollkasten“]. —
Dä Voss verleart sing Nücke nit. —
Wä et lank het, dä löt et lank hangen.
[Zusatz: „on wä et noch länger het, dä schlept et“]. —
Wat me nit em Kopp hat, dat mot me en de Been han. —
Alle Hölpn baten. —
Vögel, die tu frög sengen, kritt'e Katte. —
De Vogel sengt, wie em de Schnabel gewaßen es. —
Hoffart mot Ping lieden. —
Wä got schmeart, dä god fährt. —
Eng Kreih hackt de anger ken Oog ut. —
Besser en kleenen Kregel as en groaten Flegel. —
Wemm'e Kenger scheckt, kritt me Kenger wear. —
Wemm'e Kenger den Wellen döht, dann schreien se nit. —
Twölv Handwerker, drüttehn Onglöcker. —
Nömmes bitt seck selver gähn de Nas af. —
Wä datt glöfft on sin Bedd verköfft, dä kann om Ströa
schloopen. —
Dat Metz schnitt wie en doaden Honk bitt. —
Wenn dat nit god vöar de Wanklüs es, dann wet eck nit wat
besser es. —
Besser hatt gebloosen, as de Schnute verbrannt. —
Probieren koß nix. —
En Anschlag es ken'n Doadschlag. —
Me mot seck no de Decke strecken, dat em de Been nit
kault wearen. —
„Soa Gott well“ wie Zuckerbäcker Hampel em Islank. —
Wennet nit bottern well, dann bottert et nit.
[Zusatz: on wann de Kien schießt.] —
Alles het en Eng, bloß de Woarscht het twei. —
Et geht wie geleckt (— geschmeart). —

Et geht, wie et geng, as et gar nit geng. —
Do steht dä Oos am Berg. —
Hie leit de Honk begrawen. —
Du hes däm Kenk de Been noch nit gesenn. —
„Ongertöschen“ piepen de Möschen. —
Op song Aat het use Katte ock en Baat. —
Dat kann en Blengen me'm Kröckenstock föhlen. —
Hä wet nit de Keär tu kriegen. —
Hä sett seck em Leit wie en Blotschenmeker. —
Bis dohejn löppt noch völl Water den Rhin heronger. —
Dat wöar Oolig ent FÜR geschott. —
Dat wöar em Water op de Möhl. —
Kömmste öwern Honk, dann kömmste ock öwern Stät. —
Hä het en Pick op em. —
Hä het bi meck noch wat em Sault leien. —
Hä löppt om Häultschen. —
Dat kannste ock em Schornsteen schriewen. —
Voär-es-no kömmt Jan ent Wams. —
Om Bosch kloppen. —
Dat leucht wie Karfunkelsteen em Ooweslook. —
Dat es kloar wie Woarschtenbröhd. —
Wat mem Höhnerkläuken kriegen. —
Hä het Kamaschen gekreegen. —
De Kerke es ken'n Has, sie löppt nit fut. —
Du mots denken wie Gauldschmedsjong. —
Gank en Godds Namen, dann bitt deck ock ken doad Schoop. —
„Tau deck“ het den Hals terbrocken; „Lanzam“ lewt noch. —
Hä söckt et Päd on ridd drop. —
Dat es soa sicher wie Amen en de Kerke. —
Nömm deck nix vöar, dann schlecht deck ock nix fehl. —

Paderborner Wörter und Ausdrücke.

Von Oberlehrer **Wippermann**, D.-Meiderich.

1. **Betrunkenheit, Trinken:** besuorpen (äs en Sweyn), bediuselt, besmort, dicke (knüppeldicke, trummeldicke), dune, knülle, vull (kaniunenvull); hai hiät te vill drunken, hai hiät dat Leiwe te vill doën, hai hiät keine Mote witten, hai hört

nich eher up, bit hai't met'n Finger foilen kann. hai süppet äs en Luock (Loch) oder: äs en Bässenbinner, hai hiät de Jauche up en Balge, hai hiät 't Siupfäst, hai is säu dicke äs 'n Füllen.

2. Weinen usw.: greynen (= weinen); brammen, bölken, brüllen, hüilen, jäulen, jalpern, schriggen (:= laut weinen, schreien); jaimern (= wimmern, jomern = Heimweh haben); anken, söchten, stänen (= stöhnen).

3. Lachen, lächeln: lachen: lächeln, gnäisen (äs en Pinkstvoss), gnuicheln, gluimen, smunseln.

4. Husten usw.: häusten, krücheln; sick grämstern, gurgeln (= räuspern); röcheln.

5. Menge, viel, viele: Bansen, (en B. Holt), Dracht ('ne D. Slähe), Foier (eigentlich = Fuder), Haupen (en Haupen Blaëns usw.), Masse, Portiäun ('ne düde P.), Switte ('ne S. Blaëns laipen achter em her), Tropp (en 'Tropp Kinner), satt, steyf (= genug).

6. Hinterer, posterior: Äs (en Groskensäs), Broitken (= Brötchen), Kunte, Mäse (diu kriggst wicke für de Kunte oder Mäse, im Mäse seyn = verloren sein), Popó.

7. Tiernamen: Hund: Rüe (allg., dann = männl. H.), Toile (mehr verächtlich); Tiwe (= weibl. H.). Katze: Katte: Bolße (= männl.), Seymeken (= weibl.), Kosenamen: Meysekättken. Pferd: Giul (Mehrz.: Güile), Piärt; Stiute oder Märe; Hengest, Wällake; Füllen (Kosen.: Hiseken), Stuppen (= kleines Pferd). Kuh: Käu (Mehrz. Kögge), Rint, Kalf, Kälweken; Stiärke und Stiärkenkalf (= Mutterkalf): Reysebeyter (= jähriges Rind); Osse, Öbken, Bulle. Esel: Isel. Schwein: Sweyn; Bär (männl., unbeschnitten), Kän (m., beschnitten); Urbär oder Uiterbock (= Zwitter); Suge oder Sugesweyn; Borg oder Borgsweyn (= beschnittenes Schwein); Fickel (= Ferkel), Schürter (= Zehnwochenferkel); Fasel-sweyn, Mästesweyn: Koseformen: Müttken, Kimmsweyneken, Kimmkimm (im Kindermunde). Schaf: Schöp, Schöpbock, Hammel, Schöplämmeken; Kosef.: Bälämmeken. Ziege: Sië, Siënbock, Siënlamm, = lämmeken: Hippe, Hitte: Hittken, Hippken oder Hittlämmeken (= Mutterlämmchen). Maus:

Mius; Spitmius; Hamstermius. Ratte: Ratte. Igel: Scharphase, Tiunigel. Wiesel: Steinrücken. Iltis: Ülk. Fuchs: Voss. Eichhörnchen: Äckert. Maulwurf: Wennewurm. Rek: Rā, -bock, = lämmeken. Frosch: Höpper, Üisse oder Hucke (= Kröte); Küilink oder Küilinkskopp (= Kaulquabbe). Schnecke: Snil. Forelle: Frälle; Stichling: Stickerlinck.

Insekten: Flaige; Mügge; Imme, Brummel, Wispelte; Malkawel; Mistkawel; Hirguotshäuneken; Mijämeken oder Mijäntel (= Ameise).

Vögel: Häun, Hāne, Henne: Kūken; Kosef.: Hinneken und Häuneken. — Änte, Änterk. — Gaus, Gante, Gössel. — Schriute (= Puter), Schriuthane, -hun. — Swale. — Lülilink (= Spatz). — Lāwerken (= Lerche). — Druossel. — Finke, Dissel-, Flaß-, Bänkfinke. — Giälgaus, Giälgäseken. — Rautkiälleken. — Kuolmäse. — Nigenmöner (= Neuntöter). — Hiärgert (= Häher). — Stauthawek (= Habicht). — Duole, Rawe, Krägge. — Kanalljenvugel. — Swickstert oder Wippstert (= Bachstelze). — Krane (= Kranich). — Tiwittick (= Kiebitz). — Nachtgalle. — Diuwe (= Taube). — Reggert (= Reiher). — Siënmälker (= Mauerschwalbe).

8. Tierstimmen: Esel: de Isel bölket. Hund: de Rūë blicket, jault. Katze: de Katte mijaut, mäumet. Kuh: de Kāu bölket. Ochse: de Osse brummet, bölket. Pferd: dat Pirt, de Giul wiërt, lachet, branskert. Schaf, Ziege: dat Schop, de Sië blärrt. Schwein: dat Sweyn gnurrt.

Drossel: de Druossel krößelt. Ente, Gans: de Änte, de Gaus kwarket, Eule: de Jule schrigget. Feldhuhn: dat Feldhäun seggt oder locket: kriwück-kriwück. Hahn: de Hane krägget. Huhn: dat Häun kackelt, kakelt. Kiebitz: de Tiwittick röppet tiwitt-tiwitt. Kuckuck: de K. röppet Kuckuck. Lerche: dat Lāwerken singet, locket. Nachtigall: de Nachtgalle slett (= schlägt). Rabe, Krähe: de Rawe, de Krägge seggt mak-mak-mak. Schwalbe: de Swale zischert. Spatz: de Lülilink schennt (= schimpft). Taube: de Diuwe kurket. Wachtel: de W. röppet küttkerblick.

Biene, Fliege: de Imme, de Flaige summet, brummet. Frosch: de Höpper kwarket. — Bemerk.: ey = offen. e + i, eï.

Niederdeutsche Redensarten

aus der Westfälischen Mark.

Von Karl Prümer.

Von einem Menschen, der keinen Mut hat, oder, der nicht von der Stelle kommt, sagt man: Wann ek 'n Kerl wō as du, dann woll ek, dat mi de Katte ut de Weige friäten härr.

Wer sich in alle Lagen des Lebens zu schicken weiss, pflegt zu sagen: Mi es alles Wuorst, sag de Voß, do bāit he sik in'n Stiärt.

Von Leuten, bei denen Schmalhans Küchenmeister geworden ist, heisst es: Et gāit klein hiär, sag de Wulf, do frat he Riāgenwürme.

Wer den Wert des Seinigen erkannt hat, sagt: Ek holl minen Piäper so guet, as annere Lü iären Mostert.

Von einem Voreiligen wird gesagt: Diām gāit et as Kösters Kauh, de löpt drei Dage vüör'n Riāgen.

Wer unberechtigterweise etwas vorab haben will, muss sich sagen lassen: Äierst Äume un dann Äumkes Kinner.

Die Überklugen und all zu Vorsichtigen müssen sich sagen lassen: De wisen Hauhner legget iāhre Eier fake (häufig) in de Nieteln.

Denen, die zu früh ihr Hab und Gut abgegeben und dafür den Undank der Kinder geerntet hatten, wie dies früher vielfach den Leibzüchtern auf dem Lande geschah, predigt die weise Vorsicht: Me maut sik nit āhr uttrekken bis me int Berre gāit.

Bei fehlgeschlagenen Hoffnungen heisst es: Do harr 'ne Ule siäten.

Wer grosse Ansprüche ans Leben macht oder auf grossem Fusse lebt, ohne dass seine Geldmittel dazu reichen, darf der Volksweisheit Worte gewärtig sein: An'n grauten Ärs gehört ne grante Bückse. Oder: Me maut sik nit födder strecken as de Dieke gāit, süss wāt iām de Feite kolt.

Zwang oder Strafe, womit man einen Menschen bedenkt, der nur in solcher Weise zu nützlicher Tätigkeit zu bringen ist, wird mit den Worten begründet: 'n Trissel, de nit schlön wāt, de brummt nit.

Das Wort: He hiet sik unnern Wiwerrock verkrupen, will sagen: Er hat die Gütergemeinschaft ausgeschlossen.

He lät Reiwen guet Maus sin. Er lāsst alles gehen, wie es geht, lāsst Gottes Wasser über Gottes Land laufen.

He lät nicks te Potte briänen. Er lāsst nichts umkommen.

Den unehelich Geborenen „hiet de Jesel (Esel) ut de Wand schlön“.

He kikt met äinem Auge in'n Hiemel un met 'm andern in de linke Westentasche, sagt der Volksmund von einem Frömmler, der sich für uneigennützig ausgibt, dabei aber stets zuerst an seinen eigenen Vorteil denkt.

Muorgen bäckt Tāiwes, dann krist du 'n Plässken. D. h. niemals. Vielleicht ist ein bestimmter Bäcker aus alter Zeit als Geizhals bekannt gewesen, von dem keinerlei Geschenke zu erwarten waren, und daher diese Redensart.

Met diām es et auk Matthäus am lesten. D. h. er wird bald das Zeitliche segnen. Eine eigenartige Redensart, die nicht verständlich ist, denn Matthäus am letzten steht bekanntlich geschrieben: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Ob diese Worte der Geistliche vor Zeiten dem Sterbenden zum Troste sagte?

He es im Gausehiemel. Er ist ohnmächtig, in Ohnmacht gefallen.

He hiet sin Schöpken im Drängen. — He hiet wat vüör'n Dumen te schuwen, — oder: wat in de Miälke te brocken, — hiet wat an, oder unner de Feite. Er kann es ruhig absehen, er ist bemittelt.

Van Dage het wi mol ne Ape utnuommen. Heute hat es bei uns in dulci júbilo gegangen, oder: wir haben einen lustigen Streich ausgeführt.

He es diām Düwel ut de Kipe sprungen. Er ist ein durchtriebener Geselle, ist mit allen Schlichen vertraut.

He söcht diām Ärs un sittet drop. Er ist ein zerstreuter Mensch.

Et es iām äindaun, wu de Kauh het, wann se me Miälke giet. Es ist ihm kein Geschäft zu schlecht, wenn er nur dabei verdienen kann.

Der Wohlbeleibte „hiet sik 'n Bbürgemesterbuk taulagt“.
De Lüt het käin guedet Holt am Truoge. Die Leute
erfreuen sich keines guten Rufes.

He hiet vam leiwen Guot 'ne Ohrfige kriegen. Er ist
vom Schlaganfall betroffen.

He hiet sik frikürt. Er hat soviele dumme Streiche
in seinem Leben gemacht, dass die Leute über einen neuen
Streich von ihm überhaupt nicht mehr reden.

Du meinst auk usse Hiärguot heite Hiärm (Hermann),
näi, he het leiwe Här. In der Bedeutung: Du stellst un-
christliche Forderungen.

Et es gedon. Die Arbeit ist vollendet. Auch in der
Bedeutung: es ist mit ihm zu Ende. Das Präfix ge kommt
hier nur als Ausnahme vor. Sonst heisst das Particium
vielfach don = getan. In einigen Orten der Mark heisst es
auch in diesem Falle gedon.

Jäm ploget de Wiäldage. Er kann das gute Leben
nicht vertragen, nach dem Sprichwort:

Alles kann der Mensch vertragen,
Nur keine Reihe von guten Tagen.

Um Jemandem vollständige Missachtung zu bekunden,
sagt man ihm: Du kannst mi mol van ächten bekiken.

Da giet 'n Hümmelken. Das gibt eine verdriessliche
Sache. Mit dem Namen Hümmelken bezeichnet man auch
ein kleines Küchenmesser, welches man in der Regel zum
Kartoffel- oder Obstschälen benutzt.

Von dem kürzesten Tag, dem 23. Dezember, der im
Kalender mit Wintersanfang bezeichnet wird, sagt man: Et
es Middewinter, eine Bezeichnung, die jedenfalls zutreffender
ist, als die im Kalender.

Wenn der Dreschflegel Schlag laut wird, sagt der Land-
mann: De Wind gät üöwer de Stoppeln, me hört de hültenen
Klocken.

De Därn hiet 'n Issen aftriän. D. h. sie hat unehelich
geboren.

He hiet 'n Gewieten as 'n Möllersack. Er ist nicht
ehrlich. Bekanntlich galt das Müllergewerbe für kein ehrliches.

Von einem unehelichen Kinde heisst es: Sin Var es im Häcksel verdrunken.

He lacht as 'n Bur, de met de Mistgaffel kietelt wät. Er lacht wohl zu dem bösen Spiel, aber es ist ihm doch ganz anders zu Mute.

He maut wier Hor hewwen van diäm Rüten, de ne gistern bieten hiet. D. h. er muss seinen Katzenjammer nach dem homöopathischen Grundsatz zu heilen suchen: Similia similibus.

Von einem Menschen, der hin- und herrennt, ohne etwas dabei zu erreichen, sagt der Volksmund: He springt herüm as 'n Hahn, diäm de Kopp af es.

He es faige bedeutet: Er hat Todesgedanken, oder er muss bald sterben. Wenn ein Mensch plötzlich seinen Charakter ändert, so dass beispielsweise ein Geiziger über Nacht freigiebig wird, so heisst es: Ek gläuwe, he es faige.

Dat kann me ohne küren nit seggen. Darüber möchte ich nicht sprechen, da dieses für mich gefährlich werden könnte.

Ein ungeschickter Reiter muss sich das Wort gefallen lassen: He sittet op'n Piärre as 'ne Kniptange op'n dullen Rüten, oder auch: as 'n Fuorsch op'n Tun. Letzteres sagt man vornehmlich von solchen Reitern, die auf dem Pferde zusammenhocken.

Dat es 'n Herrgottskusen! Der ist ein Tölpel!

Einem Schwätzer wird zugerufen: Seg sipp, dann gäit di das Mul tau.

Ein Grimmiger „süht us as 'n Pöttken vull Düwels“.

Von einem leutseligen Manne heisst es: „Dat es 'n gemeinen Menschen“.

Dem, dessen Worten man nicht traut, sagt man: We di glöft un dat Berre verköfft, kann met de Fuet op Strauh schlophen.

Nun wo'k (woll ek), dat di niegen un niegenzig Donnerkiels in'n Nacken schleigen, dann sost du wuol vüöran kommen. Lauter Wunsch gegenüber einem säumigen Esel.

Wetterregeln aus der Gegend von M.Gladbach.

Gesammelt von **H. Gierlichs.**

1. Blöne de Böm twiemaal, dann wödd et bös Mai Wengter em Juhr.
2. Krient dr Hahn op de Hüet, steht et Wêer on lüert.
3. Wenn dr Hahn krient op et Nös, dann bliev et Wêer we et ös.
4. Ene fule Dezember brängt mēschens e ful Frühjahr.
5. Chresmēss em Dreck mäckt dr Gesonkhêit e Leck. Ene fule Wengter gitt ene fette Kerekhoff.
6. Wenn op Mariē Lēitmēss de Sonn ent Mēsebouk schint, dann modde de Büere noch Heu on Strüe verwahre.
7. Dr Mäez schött dr Stéez,
Dr Prel (e offen) dēt, wat e vel.
8. Trecke de Woleke dr Wenk entgän,
Dann gövt et angern Dags Rän.
9. Et Enk vom Prel (April) os dr Statt (Sterz) vom Wengter.
10. Zenk Vith send de Kīesche riep,
Zenk Jan send se de han.
10. Wann de Däg afange ze länge,
Da fange se an ze strenge (kälter zu werden).
12. Wenn et schnêit en dr Dreck,
Da früst et, dat et bäckt.
13. Dr Spörkel seit zom Hærtmond:
Wenn ech kös we dûe,
Dann befrüer Kaley on Kou.
14. Wann em Januar de Mōgge schwärme,
ka mr em März de Uere wärme.
15. Zenk Gerdrut schmitt dr kalde Stēn erüt,
Zenk Cathrin schmitt em en dr Rīn.
16. Wenn dr Schnêi jät henger Heggen und Tüng,
Da litt e dr Wêeke nüng.
17. März Schnie dēt dem Bôer wie.
18. Nordwenk em Juni brēng Kôer ent Lank.
19. Mai köhl on nāt föllt de Schür on et Fät.
20. En grön Chressmēss gitt e wett Poasche (Ostern).

21. We decke Bonne (Bohnen) welt äete, mot dr März net vergêete.
22. Da der Februar mitunter schöne Tage hat, heisst es von ihm:
Dr Spörkel lock de Wiever für de Dür.

Rätsel aus der Gegend von M.Gladbach.

Gesammelt von H. Gierlichs.

1. Et soad e Männke ronk en et Holt, dat sproak to de Lü (Leuten), on kenne (e offen) goav öne Antwoat.
— Der Prediger auf dem Predigtstuhl.
2. Vüere spetz, henge sū brêit we en Schoatgaffel (Schüttgabel). — Schwalbe (Schwälef).
3. Wat brennt länger, en Groscheskêez oder en van ön Mark? — Se brenne bets kötter (e offen).
4. Von büte schwatt on bönnne schwatt on e Öske op dr Stêez. (Öske = Ängelchen = kleines Loch.) — Kuchenpfanne (Kokepann).
5. Dicke, dicke, delke loag op de Bank, dicke, dicke delke fêil von de Bank. Et ös kene Dokter em ganze Lank de dicke, dicke delke hêle kann. — Ei.
6. Ene kromme Var, en hoal Moür, drêi schnacke Däuter.
— Kessel mit drei Füssen (Kêetel môt drêi Föt).
7. Et koam ene Mann gegange,
Hat sieve Kôrv öm sich hange,
En jeder Korv woare sieve Hötte,
En jeder Hött woare sieve Katte,
Jede Katt hat sieve Jonge.
Wevel Ben woare dronger? — Twie. Dem Mann sinn Ben.
8. Et koam ene Mann gegange
De hat e Säckske für sich hange.
Wat hat e dren? — Wat.
9. Hûech ston ech, wiet kann ech sien.
All de Lü drage e Krüz,
Ech äver net, dat Krüz drät mech. — Hahn op dem Kerektûer.

10. Öt steht wi e Steckske on bitt wi e Geckske, on hat e proper Mötzke ðm. — En Destelter (Distel).
11. Et gēt e Denk ronk ðm et Hūs on kick dūer all Löckskes. — Der Mond.
12. Et gēt e Denk ronk ðm et Hūs on mäckt mar e Spøer. — Dé Schörreskar.
13. Wat för e Pêed hat kene Stêez. — Et Steckepêed.
14. Wat für en Uer hat ken Ræer. — De Sonnenûer.
15. Su grūet we e Hūs,
Su klen we en Mus,
Su grön wie Gras,
Su wet (e offen, kurz) we de Schnêi. — Der Nussbaum und seine Frucht.
Der Nussbaum ist so gross wie ein Haus, die Frucht so klein wie eine Maus, die Schale so grün wie Gras und der Kern so weiss wie Schnee.
16. Vüere lebendig en dr Medde dūet,
henge et (e offen und kurz) e si Brūet. — Būer môt Peed on Ploug (Pflug).
17. Ech han et net on verlang et net, on wenn ech et hött, da mēss ech et für de ganze Welt net — Kahlkopf.
18. Över Däg we ene gölde Knopp, et Neits we ene Mōterhöp. — Der Ofen. (Moter Hop = ein Maulwurfshaufen.)
19. Vier Hickhacke, vierontwāntig Dreckhacke, on êin ðs Flötgitter. — Das Pferd, die Egge und der Bauer.
20. Ech schmitt et rūet op et Dāk, on et kōmb schwatt erāv. — Glühende Kohle.
21. Zupp, Gemös on Flēsch, wi schriff mr dat môt drêi Bochstabe? — Dat.
22. Wat litt medde en Rom? — o.
23. Du decke (e offen) on du dōnne,
Wo wels du henn?
Du geschōere Gatt,
Wat frags du mech dat.
Et ðs bêeter, dat mech dat Gatt geschōere
Als dech de Schnüt befrōere. — Lösung: Bach, Landwehr (Erdwall), Wiese.

Ech schmiet et wet op et Däk,
Und géel kömb et erav. — Ei.
Ei Bēn lag op drēi Bēn.
Dou koam vээр Bēn
On griep sech ēi Bēn.
Dou koam twie Bēn
On schmiet vээр Bēn mōt drēi Bēn,
Dat vээр Bēn ēi Bēn falle lēit. — Stohl, Schenkeknoak,
Honk on Mensch.

Abzähl- und sonstige Reime.

Gesammelt von **H. Gierlichs**, M.-Gladbach.

1. He wōtt nett lang Kāmmelēi gemäck,
On dūe bōs drān.
2. Ech ging ens nam Bōschke,
Da fong ech e fett Mōschke,
Ech ging get fordān,
Da fong ech ene fette Has,
Dem schloūg ech ob de Nas.
3. Üpke, Dūpke Rōbezūppke,
Üpke, Dūpke, knallaf.
4. En, twien, drēi, vier, fōnef, sées, sieve,
Ob der Stroat Nommer sieve,
Steht e Hūs, piep de Mus,
Pompernickel, Pompernickel,
Piefedeckel, Piefedeckel,
Du bōs drūt.
5. Ob dr Berg Sinai,
Da legg e fül Ei,
Wā da et iesch von sprek,
Dā mot sen.
6. Ob de Kerkhoff stūff de Sank,
Dā Sank de stūff van Engeland,
Van Engeland na Nüss (kurz)
On du kriss jet ob de Schnüss.
7. Ich ging einmal nach Brusslabēt,
Da kam ich an ein tiefer See,
Da kam ich an ein Hexenhaus,
Da guecten drei Hexen zum Fenster heraus.

Die erste spielte aufs Klavier,
Die zweite trank ein Glas Bier,
Die dritte nahm ein Ziegelstein
Und warf mir vor das rechte Bein.
O weh, o weh, ich geh nicht mehr nach Brusslabē.

8. Widde, widde, wit, mine Mann ös krank.
Widde, widde, wit, wat fellt em dann.
Widde, widde, wit e Schöppke Wien.
Widde, widde, wit, dat kann net sien.
9. Finche, Finche, Zuckerfinche
Fahre über Meer.
Fahre über Gotteshaus.
Da kommt eine schöne Puppe heraus.
Wie soll sie heissen? König oder Kaiser?
Wer soll die Kleider waschen? Ich oder du?
Müllers Esel. Das bist du.
10. Hänske soat om Schorestēn
On wechste sich de Schohn.
Da koam e alt Múske
On setzte sich drzou.
Hänske noam de Bäsemstell
On schloüg dat Múske alltevell.
Alltevell ös ongesonk.
Hänske ös ene Schweinehonk.
11. Et sôat e Äppke op et Treppke
A mie Grossvadder sin Dter,
Hat e Löckske em Böckske,
Hält et Hängke dafür.
12. Harri di bimerat,
Mi Modder wett Zoldat,
Da kritt se e Böckske ān
Möt rûe Strippkes drān.
Da kritt se e Höttsche öm
Möt rûe Strippkes dröm.
Da kritt se ene Bäsemstell,
Dat soll dr Säbel sen.
13. Heia, heia, hottel die tottel, die teia.
Hampelmann komm, schlag die Tromm,
Schmitt mech dat Kenke
En de Wagel net öm.
14. Et wâer ens e Männke,
Dat krôap en e Kännke,
Dou kroap et wîer erût,
Dou wâer et Vertällke üt.

Et war ens e Männche,
Dat kroch en e Kännche,
Dou kroch et wedder erus,
Dou war et Verzällche us.
(Nordeifel Salm-Reifferscheidt).

15. Kōster henge dem Altar,
Wat dēs du da?
Mech de Schohn lappe.
Waröm kriss du denn ken nōue?
Dat Lêer os te dūer.
Wo has de denn dat Geld gelâete?
Dat os mech dūer de halt geschōete.
16. Tut, tut, hōerke,
Kōūke löpt dūer et Kōerke.
Wo hat de Bur de Kou gedonn?
Kōmb nahēm äete,
Hat de Kou vergäete.
Frau, Frau däck de Dōsch,
Et kömb en Schottel mōt Backfōsch
17. Schockele, schockele schūere,
Dat Wiffke wonnt de Dūere.
Wat dēt et da?
Strecke (e offen) māke.
Wat dēt et mōt de Strecke?
Duve fange.
Wat solle de Duve?
Eier lêege
Wat solle de Eier?
Kengke foūere.
Wat soll dat Kengke?
En de Schöll gōen.
Wat dēt et en die Schöll?
Klāpe we de Ape.
18. Anne Marie, wo bōs dūe?
En dem Bōsch.
Wat dēs du da?
Kūckske foūere.
Wat soll dat Kūckske?
Eier lêege.
Wat dēs du mōt die Eier?
Kengke foūere.
Wat dēs du mōt dat Kengke?
Schöll shecke.
Wa ōs die Schöll?
Oeve en die Hemmelskull.

19. Gon Däg Frau Monndäg,
We geht et Frau Dengesdag?
Gout Frau Göestig.
Säg für Frau Donneschdag,
Ech küem gen am Friedag
Mött Frau Soddeshchtig
On besökte Frau Sonndag.
-

Volksrätsel aus Barmen.

Mitgeteilt von **Max Krasmann**, Köln-Ehrenfeld.

- Hinter unserm Hause
Hängt 'ne Perlapause.
Wenn die liebe Sonne scheint,
Unsre Perlapause weint. (Eiszapfen).
- Hollerdiboller
Löpt öwer den Oller (Speicher),
Hät de Mul voll Menschenfleesch. (Holzschuh).
- Rororipfel,
Gelb ist der Zipfel,
Schwarz ist das Loch,
Wo man die Rororipfel drin kocht. (Möhre).
- Et kohm 'ne Mann van Hömplepöm,
Dä hät' en Kled van dusend Stöck
Un en ledern' Kamm. (Hahn).
- Eck schmiet wat in' Pött,
Hölt nümmes we'er rut. (Nähnadel).
- Schmiet wat Rundes (Wittes) op en Dahk,
Kömmt lang (gehl) we'er runger. (Garnknäuel — Ei).
- Fritt schwatt drit gris, (frisst schwarz) [möglichst
schnell sprechen!]
Stät löpp de Wang erop. (Ofen).
- Ein Müller ging in seine Mühle,
Da stand ein Tisch, zwei Stühle,
Eine Bank und ein Schrank,
Worauf zwei Katzen lagen.
Es ist ja mir ein Katzenspiel:
Rate, wieviel Füsse waren in der Mühle. (Zwei).

Twée-Been sot op Drei-Been. Do trot Veier-Been
Twée-Been, on do nohm

Twée-Been Drei-Been on schlog Veier-Been.
(Kuhmagd melkt, auf einem Dreibein sitzend).

Hengen läcken on vörn drücken. (Aufkleben der
Freimarke).

Wat is am erschten in de Kirke? (Schlötelkamm).

Kleinere Mitteilungen.

Kinderreigen in Elberfeld.

Folgenden Kinderreigen hörte man im Anfang der sechziger Jahre
des vorigen Jahrhunderts vielfach im nördlichen Stadtteile Elberfelds:

Solo. Mässig.



1. Ma - dam, Ma - dam, nach Hause soll Sie kommen, Ihr Mann, und

Chor. Lebhaft.



er ist da. Ist er da, sei er da, geh ich zu dem



Grosspapa, Und ich komm nicht nach Hause, und ich komm nicht nach Haus.

2. Solo: Madam, Madam,
Nach Hause soll Sie kommen,
Ihr Mann, und er ist krank.
Chor: Ist er krank, sei er krank,
Legt ihn auf die Ofenbank,
Und ich komm nicht nach Hause,
Und ich komm nicht nach Haus.
3. Solo: Madam, Madam,
Nach Hause soll Sie kommen,
Ihr Mann, und er ist tot.
Chor: Ist er tot, sei er tot,
Ei, so hat es keine Not,
Und ich komm jetzt nach Hause,
Und ich komm jetzt nach Haus.

Ein Mädchen trat in den Kreis und sang als Abgesandter des Mannes den ersten Teil einer Strophe; dabei machte es vor einem Mädchen im Kreise einen höflichen Knicks. Der Chor sang im lebhaften Tempo die Antwort und drehte sich hüpfend und springend im Kreise. Nach der letzten Strophe huckten alle nieder und liefen dann schreiend davon. Die leichtbewegte Melodie und das Anredefürwort lassen vermuten, dass das Lied aus der leichtlebigen französischen Zeit stammt und von auswärts zu uns gekommen ist. Dem ernsten Sinn einer bergischen Mutter sagte es aber nicht zu, und so ist es aus unserer Kinderwelt verschwunden.

G. A. Jaeger.

Die Sage von der Schornkapelle.

Als früher die Landstrasse von Insul bis nach Schuld noch nicht gebaut war, benutzten die Fuhrleute zwischen beiden Orten zwei Wege. Der eine führte über den Berg, der andere durch das Bett der Ahr. Einmal herrschte ein sehr strenger Winter, und die Ahr war fest zugefroren. Daher dachte ein Fuhrmann aus Antweiler, jetzt könne er gut der Ahr nachfahren. Als er aber an der Stelle ankam, wo der Haustenbach in die Ahr mündet, da brach das Eis und er sank unter. In dieser Not flehte er zur Muttergottes um Hilfe und versprach ihr eine Kapelle zu bauen, wenn sie ihn erretten würde. Die Muttergottes erhörte sein Flehen, und in demselben Augenblick war er auf der Höhe. Hier erschien ihm die Muttergottes und sprach: „Hierhin sollst du meine Kapelle bauen!“ Und der Mann tat so. Er liess auch ein Bild der Muttergottes in der Gestalt, wie sie ihm erschienen war, in der Kapelle aufstellen. Der Mann hiess Schorn. Daher bekam auch die Kapelle den Namen Schornkapelle.

Nach einer anderen Fassung war der Fuhrmann, namens Schorn, zu eisfreier Zeit von Schuld aus dem seichten Ahrbette nachgefahren. Als er in die Nähe der Weissley gekommen war, wurde das Wasser plötzlich so tief, dass er und sein Pferd nahe daran waren, zu ertrinken. Da betete er zur Muttergottes um Hilfe usw. wie oben.

Th. Ehrlich.

Eine Aufgabe der rheinisch-westfälischen Volkskunde.

Von **G. Kentenich.**

Aus dem Nachlasse des verstorbenen Bonner Professors Hermann Seuffert hat E. Friedeberg im 75. Hefte der von Bennecke begründeten strafrechtlichen Abhandlungen „Untersuchungen über die örtliche Verteilung der Verbrechen im Deutschen Reiche“ veröffentlicht, welche uns das Interesse aller Freunde der rheinisch-westfälischen Volkskunde zu verdienen scheinen. Fussend auf der Übersichtstabelle, welche in der amtlichen Kriminalstatistik die örtliche Verteilung der Kriminalität nach kleinen Verwaltungsbezirken für den Durchschnitt der Jahre 1883—1897 behandelt, gelangt Seuffert

zu dem Resultat eines auffallenden Gegensatzes zwischen dem Westen und dem Osten des Deutschen Reiches. Was zunächst die Gesamtkriminalität angeht, so ist diese auffallend günstig im ganzen Westen auffallend ungünstig an der Ostgrenze. Zu den Provinzen mit der günstigsten Kriminalität gehören Westfalen und Rheinland. Was die einzelnen Verbrechen angeht, so haben die niedrigste Ziffer bezüglich des Diebstahls Westfalen und Rheinland, die höchste Posen, Westpreussen, Ostpreussen und Schlesien. In Bezirken mit grosser Diebstahls-häufigkeit ist auch stets Neigung zu anderen Straftaten vorhanden, und so zeigt die der amtlichen Statistik beigegebene Karte der Betrugs-häufigkeit eine ausserordentliche Helligkeit des westlichen Deutschlands auf. „Rheinland und Westfalen, die neben Schleswig in der Gesamtkriminalität sowie in der Diebstahlstabelle die günstigsten Ziffern aufweisen, zeichnen sich auch durch Betrugs-seltenheit aus. Unter den neun betrugsbesten Bezirken befinden sich acht rheinisch-westfälische und ein hannoverscher; unter den hundert besten noch achtundvierzig rheinisch-westfälische, also nahezu die Hälfte.“ Während der Betrug im Osten nicht so häufig ist wie in Bayern, finden sich die ungünstigsten Bezirke bei der Körperverletzung im Osten und in Bayern, auch Rheinland und Westfalen haben bezüglich dieses Verbrechens keine so günstige Kriminalität wie bezüglich des Diebstahls und Betrugs. Auf Waldeck mit 4,4 folgen Sachsen-Weimar mit 7,0, Sachsen mit 7,7. „Unter den preussischen Provinzen steht Schleswig mit 8,5 ziemlich allein da, dann folgen Hannover mit 12,3, Brandenburg einschliesslich Berlin und Hessen-Nassau beide mit 13,3. Die in der Gesamtkriminalität und in bezug auf die Vermögensdelikte so günstigen Gebiete Rhein-provinz und Westfalen weisen hier die Zahlen 16,8 und 17,5 auf. Westfalen kommt damit auf das preussische Mittel und nähert sich schon dicht dem 18,3 betragenden Reichsmittel.“

Die Bekämpfung der genannten Delikte muss von der Ermittlung der Ursachen ausgehen, insofern hier neben wirtschaftlichen Verhältnissen Volksgewohnheiten, geschichtliche Überlieferungen und geographische Bedingtheiten eine Rolle spielen, ist der volkskundlichen Forschung eine Aufgabe gestellt, welche nicht nur der theoretischen Erkenntnis von der Bedingtheit des geistigen Lebens von äusseren Faktoren, sondern auch direkt der Praxis dienen kann. Seuffert weist (a. a. O. S. 2) darauf hin, wie die Rauheit des Klimas zu Schnapsgenuss und dadurch zum Verbrechen führt, wie vor allem die Volksgewohnheit des Trinkens bedeutsam ist, insofern eine Bevölkerung, welche durch geschichtliche Überlieferung oder andere Angewöhnung dem Trunke ergeben ist, zum Verbrechen, namentlich Gewalttätigkeit und Körperverletzung neigt (vergl. Bayern). Wir glauben, dass auch das Leben unter Gesetzen, welche auf gewisse Straftaten drakonische Strafen setzen, auf die Dauer den Volkscharakter und damit die Kriminalität beeinflussen. In dieser Beziehung ist eine Aufgabe der Volkskunde die Erforschung der Strafen, welche z. B. in früheren Jahrhunderten dem Diebstahl

drohten. Mit Seuffert sei es am Schlusse gestattet, auf die Untersuchung von W. Weidemann, Die Ursachen der Kriminalität im Herzogtum Sachsen-Meinigen, hinzuweisen.

Das Sammeln von kleineren Drucksachen der rheinischen Landesliteratur.

Im 1. Hefte des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift bespricht Dr. A. Wrede eine Denkschrift des Vorstandes der Kölner Stadtbibliothek, Dr. Keysser, über das Sammeln von kleineren Drucksachen der rheinischen Landesliteratur. Unter diesen weist Wrede namentlich auf die Totenzettel hin. Es sei gestattet darauf aufmerksam zu machen, dass die Trierer Stadtbibliothek eine sehr ausgedehnte Sammlung von Totenzetteln bis auf unsere Tage besitzt. Daneben sind unter ihren Beständen reiche Sammlungen von Theaterzetteln, politischen Flugblättern (namentlich zur Geschichte der Jahre 1848/49), Gelegenheitsgedichten (vorzüglich eine sehr reichhaltige Sammlung von Karnevalsliedern, welche z. B. für die Erforschung der Trierer Mundart von Wert ist) usw. Die Sammeltätigkeit auf diesen und den in der genannten Denkschrift bezeichneten Gebieten betrachtet die Trierer Stadtbibliothek seit nunmehr hundert Jahren als eine ihrer vornehmsten Aufgaben. Sie besitzt für die sog. Trevirensia einen eigenen Raum und eigenen Katalog. Unterstützung findet in neuerer Zeit die Bibliothek auf diesem Gebiete durch die über Mosel und Saargebiet verbreitete Gesellschaft für Trierische Geschichte und Denkmalpflege. Wenn daher S. 80 a. a. O. in der Fussnote gesagt wird, dass die Trierer Stadtbibliothek es grundsätzlich abgelehnt habe, sich an der angedeuteten Sammelarbeit zu beteiligen, so sei hier, um Missdeutungen vorzubeugen, der Hinweis gestattet, dass die Trierer Stadtbibliothek es lediglich abgelehnt hat, sich bezüglich dieser von ihr fortgesetzt geförderten Arbeit der Direktive der auf Keyssers Anregung geschaffenen Organisation zu unterstellen. Äussere Veranlassung zu dieser Haltung sind betrübende Erfahrungen gewesen, welche der Unterzeichnete bezüglich des „einmütigen“ Vorgehens in der genannten Sammelarbeit gemacht hat. Im Juni 1905 gelangte in Bonn bei Hanstein die an lokalgeschichtlicher Literatur sehr reichhaltige Sammlung Nick (Salzig) zur Versteigerung. Bei dieser Gelegenheit erwarb die Trierer Stadtbibliothek einen guten Teil dieser Sammlung, dagegen gelang es ihr nicht, eine Reihe von Schriften des bekannten Sohnes der Mosel, des im Trierer Kapuzinerkloster erzogenen P. Martin von Cochem trotz sehr hoher Gebote und vieler Bitten zu erwerben, weil ihr Vertreter von dem Vertreter des Herrn Dr. Keysser jedesmal überboten wurde. Der innere Grund aber ist die durch die genannte Erfahrung nur bestätigte Überzeugung des Unterzeichneten, dass ruhige, zielsichere Arbeit in der genannten Sammeltätigkeit nur durch die Beschränkung der einzelnen grösseren Bibliotheken auf ihr natürliches Sammelgebiet zu er-

reichen ist. Es erscheint nicht notwendig, dass, um zu einem rheinischen Goedeke zu gelangen, die gesamte rheinische Literatur (z. B. Cochem) nach Köln wandert, ebensowenig wie für das von der Berliner Akademie der Wissenschaften geplante Verzeichnis sämtlicher Frühdrucke diese nun sämtlich in Berlin gesammelt werden müssen, die Vorbedingung ist vielmehr die Sammlung und Anfarbeitung der im lokalen Kreis gegebenen Schätze. Liegen über diese Verzeichnisse vor, dann ergibt sich das Generalverzeichnis durch Zusammenarbeit eben dieser Verzeichnisse sozusagen von selbst. In diese stille für die allgemeine Zusammenfassung grundlegende spezielle Arbeit hat erst Köln den Misston hineingetragen, indem es ein Gebiet dieser Sammelarbeit, ohne dass eine Notwendigkeit vorlag, zentralisierte, und dies, wie aus dem angegebenen Beispiel erhellt, zum Teil in so schroffem Vorgehen, dass dadurch der berechnete und bestgewillte lokale Sammelfleiss sich zurückgestossen fühlen musste und geschädigt wurde.

Trier.

G. Kentenich.

Der Besen als Brautwerber.

(Mündlich aus der Eifel.)

Von **J. Mayer.**

Ein reicher Hofbesitzer der Eifel, welcher auf die moderne Erziehung und Putzsucht der Damen wenig hielt, warnte auch seinen erwachsenen Sohn dringlichst vor denselben. „Du musst dir eine tüchtige Hausfrau wählen,“ pflegte er zu sagen, „kein Modepüppchen, das über einen Besenstiel stolpert.“ Der junge Mann nahm sich diese Lehre zu Herzen und fügte sich den Anordnungen seines Vaters. An einem schönen Sommertage lud derselbe eine grosse Gesellschaft auf sein Gut. Bevor dieselbe vom Tisch aufbrach, um im nahen Walde einen Spaziergang zu machen, legte der Sohn quer über die Haustreppe einen Besen. „Gib acht“, sagte er zu einem seiner Freunde, der mit ihm draussen wartete, „dieser Besen soll mir eine Frau freien helfen; nämlich das Mädchen unter der Gesellschaft, welches sich nicht schämt, diesen Besen aufzuheben, soll meine Frau werden.“ Bald verliess die Gesellschaft den Speisesaal und begab sich ins Freie. Die meisten der jungen Damen schritten über den Besenstiel hinweg, einige stolperten darüber; endlich aber bückte sich ein hübsches junges Mädchen darnach, hob ihn auf und stellte ihn an seinen Platz. Der junge Mann hielt sein Wort, sie wurde seine Gattin, und beide hatten es nie zu bereuen.

Die Verehrung der Quellen und Brunnen in Deutschland.

Eine Umfrage von O. Schell (s. oben 4, 224).

Unser Mitglied, Herr Buchhändler May in Hörde, berichtet:

„Der Pfingstbrunnen im Brunnenkamp zwischen Dortmund und Hörde unweit der Emscher war früher alljährlich am frühen Morgen des ersten Pfingsttages das Ziel vieler Einwohner Dortmunds,

Hördes und der Nachbarorte. Sein Wasser, an diesem Tage getrunken, sollte Krankheiten heilen und verhindern. Noch vor zwei Jahrzehnten pilgerten grosse Scharen, mit Gläsern bewaffnet, dorthin, liessen sich an den Abhängen des Brunnenkamps nieder und tranken das Wasser, meistens durch Halme. Vielfach wurde es mit Zucker versüsst. Die Sitte fand ihr Ende, als junge Burschen anfangen, sich ein Fässchen Bier mitzunehmen und in der Trunkenheit allerlei Unfug anzurichten. Jetzt ist der Pfingstbrunnen fast garnicht mehr sichtbar. Sein Wasser wird unterirdisch aufgefangen und zu der nahegelegenen „Buschmühle“ geleitet.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts diente der jetzt auf einen kleinen Rest eingeschrumpfte Brunnenkamp der Hörder Bürgerschaft noch als Weideplatz für die Kühe. Unter den mit ihrer Wartung betrauten Milchmädchen bestand die Sitte, eine „Pfingstbraut“ zu machen. Diejenige von ihnen, die am ersten Pfingsttage zuletzt auf der Weide erschien, fand ihre Kuh bekränzt vor; ebenso wurde ihr Milchkübel mit Grün geschmückt. Abends fanden sich dann die Mädchen mit ihren Schätzen wieder zusammen, und die Pfingstbraut musste eine Kanne Altbier ausgeben.“

Volkskundliches bei F. W. Grimme.

Bei Gelegenheit des 80. Geburtstages F. W. Grimmes (25. Dezember 1907) möchte ich auf den Schatz volkskundlichen Materials hinweisen, der sich in den Schriften dieses sauerländischen Dichters findet. Ich meine nicht nur sein Wanderbüchlein „Das Sauerland und seine Bewohner“, worin ein ganzes Kapitel den „Sitten und Gebräuchen“ gewidmet ist; auch seine hochdeutschen Erzählungen enthalten manches, in erster Linie die humoristischen „Memoiren eines Dorfjungen“ (besonders der 2. Teil), die von allerlei zum Teil noch bestehenden Bräuchen zu Fastnacht, Ostern usw. handeln. Reiche Ausbeute liefern auch die plattdeutschen Werke, vor allem die Lustspiele, die mancherlei sauerländische ländliche Sitten und Anschauungen, wie Brautwerbung, Kirmess, Aberglauben u. a. wiedergeben.

Wippermann.

Kilian, ein Volksfest in Schötmar in Lippe. In Schötmar, einem Kirchdorf in Lippe an der Eisenbahnstrecke Herford-Detmold-Altenbeken, wird noch jedes Jahr am 2. Mittwoch im Juli „Kilian“ gefeiert, eine Kirmess, die auch noch den folgenden Tag dauert. Auch jetzt noch ist diese Kirmess eine der besuchtesten der ganzen Gegend, und an den Tagen ruht fast alle Arbeit im Orte und den umliegenden Dörfern, um Gelegenheit zum Besuche der Messe zu geben. Das Bemerkenswerteste ist dabei der „Kilian“, eine elegant in schwarzen Gehrock, schwarze Hose, schwarze Stiefel, schwarzen Zylinderhut, tadellosen Kragen und Chemisett nebst Schlips und weissen Handschuhen von

einem Schneider kunstgerecht bekleidete Figur. Junge Burschen lassen sie anfertigen und unternehmen am ersten Tage des Marktes einen Rundgang durch den Ort, wobei der Kilian, auf einem Pferde sitzend, von Haus zu Haus geführt wird; eine Musikbande zieht vorauf. Der Sprecher der Gesellschaft tritt mit mehreren Burschen dann in die Häuser, hält eine kurze Ansprache, u. a. des Inhalts, dass Kilian wieder da sei und um eine Gabe zur Unterstützung bitte, die denn meistens auch reichlich ausfällt, bessere Leute geben 1, 2, 3 und mehr Mark. Das Geld wird gesammelt zum Zahlen des Anzugs, der Musik usw. und zur „Belustigung“ der Figur selbst verwendet. Kilian macht am Abend des ersten und am ganzen folgenden Tage alle Festlichkeiten und Vergnügungen mit: er fährt Karoussel — auf dem Pferd und in der Schaukel —, er tanzt, trinkt alles Trinkbare, wenigstens wird ihm alles in den Hals geschüttet, er raucht Zigarren und macht sonst alles, was seinen Begleitern einfällt, die natürlich auf Kosten der allgemeinen Kasse ebenfalls gehörig mittun.

Am zweiten Tage, wenn dieser sich neigen will, wird aber Kilian zur Ruhe gebracht. Der Zug ordnet sich, die Musik voran, dann Kilian und zuletzt die Begleiter, denen sich viele Schaulustige anschliessen. Unter Trauermusik werden im Tempo eines Leichenzuges noch einmal verschiedene Strassen berührt, dann geht es zu der uralten steinernen Brücke, die ihren Namen Königsbrücke der Sage nach schon von Karl dem Grossen ableitet. Hier angekommen, stellen sich alle Teilnehmer um Kilian auf, um endgültig Abschied zu nehmen. Der Sprecher hält eine Leichenrede, während welcher Kilian von der Brücke herab in die Bega, einen Fluss, hinabgeworfen wird.

„Ein Wasserbad hat dich begraben,
Schon vor längst zwölfhundert Jahren.
Du warst hier ein lieber Held,
Predigtest das Licht der Welt!“

heisst es dann weiter. Nun kurze Stille, wie bei einem Begräbnis, und dann geht's, die Musik wieder voran, unter lustigen Weisen wieder auf den Festplatz, wo weiter gefeiert wird, bis der frühe Morgen graut.

Das Kiliansfest ist jedenfalls sehr alt und ist wohl noch ein Überbleibsel von einem Feste, das zu Ehren des heiligen Kilian hier gefeiert wurde. Die Kirche zu Schötmar ist diesem Heiligen geweiht und schon vor 836 gegründet, also ca. 1100 Jahre alt. Die Zeit der jetzigen Kilianfeier stimmt mit dem Gedenktage des Heiligen, dem 8. Juli, auffallend überein. Früher ist das Fest jedenfalls immer an dem genannten Tage gefeiert und erst später aus Zweckmässigkeitsgründen für immer in die Woche verlegt, doch liegt der zweite Mittwoch im Juli dem 8. Juli immer sehr nahe.

Wehrhan.

Zum Tierprozess. Zu den früheren Ausführungen über die Tierprozesse (vgl. Zeitschrift I. 1904 S. 65 ff.) kann ich hier noch eine Notiz mitteilen, die ich fand in Nicolaus Hieronymus Gundling [† 1729]: Ausführlicher Diskurs über den vormaligen und jetzigen Zustand der

deutschen Kurfürsten-Staaten . . . Frankfurt und Leipzig 1747—1749, wo es im 2. Bande S. 475 heisst: Sonst erzählt man auch von dem Erzbischof **Beberto** [von Trier, nach Gundlings Angaben ca. 978—993], dass damals viele Schwalben in der Stiftskirche zu Trier gehecket und ihm dahero eine, eben als er vor dem Altar gestanden und die Sacra verrichtet, auf den Kopf hoferet; derowegen er diese Vögel verflucht, und hätte sich von derselben Zeit an keine Schwalbe mehr unterstanden, in der St. Peterskirche zu nisteln. Ja, sobald nur eine dahin geflogen käme, musste sie gleich sterben. Wehrhan.

Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Der deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege ist mit der Herausgabe eines Buches: „Feste und Spiele des deutschen Landvolks“ beschäftigt, das bestimmt ist, die reiche Fülle unserer eigenen Überlieferungen auf diesem Gebiete aufzudecken, ausserdem aber Fingerzeige für eine an die Vergangenheit anknüpfende Veredlung unserer Volksfeste zu geben und womöglich unsere heutige Spielbewegung auf die grünen Auen des heimischen Volkstums zu führen. Der Verein richtet an die mit dem Landleben vertrauten und besonders mit der älteren Generation des Landvolkes in Fühlung stehenden Leser die folgenden Anfragen, deren Antworten unser Schriftführer K. Wehrhan, Frankfurt a.M., Günthersburgallee 76 I, vermittelt. Alle Zusendungen sollen mit Angaben über Autor und Quelle Verwendung finden, event. auch in unserer Zeitschrift.

1. Bekanntlich ist der öffentliche Spiel- und Tanzplatz, der Anger, oder wie er sonst heisst, in den meisten Dörfern den Verkoppelungen zum Opfer gefallen. Wo hat sich dieser Platz bis heute erhalten? Welches ist oder war die ortsübliche Bezeichnung des Angers? Wo hat der Anger gleichzeitig zur Abhaltung von Gemeindeversammlungen gedient?

2. Erwünscht sind noch nähere Mitteilungen über die mit den Johannisfeuern verbundenen Gebräuche, wo kennt man noch Michaelisfeuer, und wie verlaufen diese Feiern? Wo noch ein Feuer am Lichtness-tage (2. Februar), das nur noch ganz vereinzelt vorzukommen scheint? Wo, wie und an welchem Tage feiert man noch das Erntebittfest der „Hagelfeier“, wo ist die Feier mit einem Feuer verbunden?

3. Wo gibt oder gab es bis in die neuere Zeit festliche Bräuche des Hirtenlebens (festlicher Austrieb und Heimtrieb der Herde, Wettläufe usw.?)

4. Erwünscht sind eingehende Schilderungen der festlichen Bräuche, die mit der Weinlese zusammenhängen, ausserdem Mitteilungen über Erntefestlichkeiten.

5. Dringend wird gebeten um die genaue Schilderung ländlicher Spiele, die der Grossvater und die Grossmutter in jungen Tagen gespielt haben und die heute ganz oder beinahe vergessen sind. Auf die Beifügung der mundartlichen Bezeichnungen für jedes Spiel, für das Spielgerät, für den Verlauf des Spiels wird Gewicht gelegt. Wehrhan.

Pflege des Volkslieds im Westerwald. Der Westerwaldklub in Marienberg, der in mehrfacher Weise praktische Volkskunde mit Geschick und Glück betreibt, hat durch eine Sammlung von Liedern zum gemeinschaftlichen Singen bei fröhlichen Gelegenheiten (des eigenen Klubs in erster Linie) dafür gesorgt, dass das echte Volkslied eine schöne Pflege finde. Unter den 28 (der älteren Ausgabe 26) Liedern des kleinen Heftchens finden wir ausser einigen Vaterlands- und weiterbekanntem Volksliedern eine Reihe von schönen Erzeugnissen der Volkspoesie, die weniger verbreitet sind und auf diese Weise zu verdienter ausgedehnterer Würdigung gelangen, z. B. An der Weichsel gegen Osten, Osten, stand ein Soldat Andere Lieder wieder stehen in irgend einer Beziehung zum Westerwald und seinen Schönheiten. Das Vorgehen des Westerwaldklubs verdient weitere Nachahmung. Wehrhan.

Dorflinde. Ein Stück praktischer Volkskunde tritt uns in folgender auch anderswo sehr beachtenswerter Bekanntmachung des Landrats Büchting zu Limburg, dem Vorsitzenden des unserm Verein als Mitglied angehörenden Westerwaldklubs zu Marienberg entgegen, an die Bürgermeister des Kreises Limburg gerichtet: der schöne alte Brauch, in den Dörfern auf den öffentlichen Plätzen Lindenbäume anzupflanzen, ist neuerdings leider vielfach in Vergessenheit geraten. Nur hier und da findet man noch einmal eine „Dorflinde“, mächtige, oft mehrhundertjährige Baumriesen. Nachgepflanzte jüngere Linden trifft man aber selten an. Praktisch als Schattenspender auf freien Plätzen und bei Brunnen zielt die Linde gleichzeitig wie sonst selten ein anderer Baum jeden Platz und verschönert das Dorfbild. Es sei daher jeder Dorfgemeinde empfohlen, wieder „Dorflinden“ anzupflanzen und zu pflegen, wozu sich in erster Linie wegen ihrer Anspruchslosigkeit, Widerstandsfähigkeit und besonderen Schönheit die sogen. Krimlinde eignet. — Hoffentlich fällt die Anregung nicht nur im Westerwald, sondern auch anderwärts auf fruchtbaren Boden. Dass der Anpflanzung solcher Bäume keinerlei ernste Hindernisse entgegenstehen, zeigen uns die überall zu findenden Kaiser- oder Friedenseichen, die meistens von den Kriegervereinen gepflanzt und gepflegt und mit der Zeit lebendige Zeugen unserer Jetztzeit bilden werden. Man gönne der Dorflinde auch einen Platz, womöglich an historischer Stelle, bringe sie vielleicht mit ländlichen Festen, z. B. den Schützenfesten in Verbindung etwa dadurch, dass der Zug der Schützen sie bei dem Festmarsche umkreist, pflege und hege sie von Dorfs wegen, schlage an ihr oder besser an das schützende Gitter über den etwa zu setzenden Ruhebänken die öffentlichen dörflichen Bekanntmachungen an, mache sie zum Ausgangs- und Treffpunkt bei Ausflügen allgemeiner Art, wie gemeinsamer Flur- und Holzgänge, hier könnten auch passend die Schulkinder nach ihren Ausflügen entlassen werden; hier würden die meistens noch gesprochenen Abschiedsworte, die oft auf eine Erinnerung an unsere grosse Staatsgemeinschaft hinauslaufen, einen besonders würdigen Eindruck machen

u. v. a. m. Auch mit kleinen Mitteln kann man zur Verschönerung des Landschaftsbildes viel erreichen, sobald nur der unentbehrliche gute Wille bei der Bevölkerung vorhanden ist und die massgebenden Kreise mit gutem, zur Nacheiferung reizendem Beispiel vorangehen.

Auch noch in anderer Beziehung ist die Tätigkeit des Herrn Landrats Büchting für Erhaltung des Volkstümlichen sehr anerkennend zu erwähnen. Die Volkstrachten, für deren Erhaltung im Mindenschen die Regierung schon viel getan hat, sind auf seine Anregung hin wenigstens bei einer Stadtfestlichkeit wieder zu Ehren gekommen. Bei einem Sängereisen erschienen die Ehrenjungfern nicht in Weiss, sondern in der althergebrachten Volkstracht. Wenn dieser dadurch auch nicht zu neuem Leben verholpen wird, so doch jedenfalls in ländlichen Kreisen zu besserer Wertung, um so vor gänzlicher Vernichtung bewahrt zu bleiben.

Wehrhan.

Eigentumsspruch aus einem alten Gebetbuch. Auf der Rückseite des ersten Blattes eines aus dem Jahre 1795 stammenden handschriftlichen Gebetbuches, das ich einem Freunde verdanke, findet sich folgende Eintragung (die Orthographie ist der Neuzeit angepasst):

Dieses Buch gehöret dem Mathias Ehm von Rehmlingen aus dem Amt Merzig. Geschrieben im Jahr 1795. Und der mir es wilt nehmen und nicht wüder zu geben: so weiss ich gewiss, dass es kein braver Mann ist. Sagt der Jakobus Oehm und die Katharina Steiers.

Wehrhan.

Gähnen betr. In der Gegend von Köln machen die Leute nach dem Gähnen ein Kreuzeszeichen vor dem Munde; wenn sie das vergässen, bleibe der Mund stehen, meinen sie.

K. Wehrhan.

Ein volkstümliches Heilmittel gegen Wechselfieber ist in Lippe ein reines Spinnewebe. Man nimmt es am liebsten aus einer Backstube und legt es dem Kranken ohne sein Wissen auf ein Butterbrot. Ist das Spinnewebe nicht frisch oder nicht rein, so ist keine Wirkung zu erhoffen.

K. Wehrhan.

Mittel gegen Warzen (Rheingegend). In verschiedenen Gegenden am Rhein und am Main vertreibt man Warzen, indem man sie des Morgens im Bett stillschweigend mit nüchternem Speichel befeuchtet, diesen auf der Krone der Warze mit dem Finger gut verreibt und dann eintrocknen lässt, nach kurzer Zeit sollen die Warzen verschwunden sein. Mein Gewährsmann versicherte, er habe schon vielen Menschen mit diesem Rate geholfen.

K. Wehrhan.

Ein Heilmittel gegen Warzen bilden in Lippe u. a. die schwarzen Schnecken. Man soll eine schwarze Schnecke nehmen, schweigend ihren Schleim auf die Warze wischen, indem man die Warze

mit der Schnecke berührt. Dann schnitzt man ein spitzes Hölzchen, stösst es der lebenden Schnecke von oben her durch den Leib, kehrt das Hölzchen um und steckt es so in die Erde, so dass also die Schnecke verkehrt am Hölzchen hängt. Sobald die Schnecke vertrocknet ist, ist auch die Warze vertrocknet und verschwunden. K. Wehrhan.

Gegen Halsweh wird allgemein ein Umschlag oder ein Wickel gebraucht. In Lippe nimmt man dazu ein Stück gebratenen Speck, so heiss, als es nur zu vertragen ist. Oder es wird ein wollener Strumpf, frisch und warm vom Fusse abgezogen, genommen und zwar müssen Frauen wie Männer einen Männerstrumpf vom rechten Bein umtun (Lippe). K. Wehrhan.

An Hundskamillen darf man nicht riechen, es soll nicht gut sein. Man bekommt dann leicht eine böse Nase. Wer diese hat, darf damit vor der Heilung nicht in die Kirche gehen, sonst bleibt sie in dem bösen Zustande „stehen“. (Aus Lippe). K. Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Dr. Friedr. S. Kraufs. Slavische Volksforschungen. Abhandlungen über Glauben, Gewohnheitsrechte, Sitten, Bräuche, die Guslarenlieder der Südslaven. Vorwiegend auf Grund eigener Erhebungen. Verlag von Wilhelm Heims, Leipzig. VI und 431 S. gr. 8°. 11.00 M.

Kraufs begibt sich mit diesem sehr beachtenswerten Werk wieder auf ein Forschungsgebiet, auf dem er ganz und gar daheim ist, mit dem sein Name unlöslich für alle Zeiten verbunden ist, das er 1885 mit seinem Werke „Sitte und Brauch der Südslaven“ in die Welt der Forschung gleichsam einführte. Dieses Werk ist eine wesentliche Ergänzung zu jenem, ein Ausschnitt gleichsam aus dem so bedeutungsvollen Volksleben jener Völker, welche uns manche Erscheinungsform zeigen, die wir sonst kaum wieder in dieser Frische und Ursprünglichkeit antreffen. Das hat unter anderem kein Geringerer als Friedrich von Hellwald anerkannt. Karl von den Steinen aber, dem Kraufs das Buch gewidmet hat, schreibt: „Wie vieles ist in dem letzten Vierteljahrhundert, seit sie den Klängen der Guslen nachgingen, zur Klarheit gediehen usw.“

Doch zu dem reichen Inhalt. Auf eine Einführung mit wichtigen Aufschlüssen folgen zwei Abteilungen, deren zweite nur Guslarenlieder bietet.

Der Verfasser bemerkt einleitend, einige merkwürdige Proben des orientalischeslavischen Schrifttums vorlegen zu wollen, das sich in Bosnien und dem Herzoglande bei den moslimischen Slaven entwickelt

hat. Es sind Erzeugnisse einer bescheiden auftretenden Kunstdichtung, wo die Kunst keine besondere Dichtung und die Dichtung keine erhebliche Kunst zeigt. Die Kunstliteratur der moslimischen Slaven Bosniens und des Herzoglandes besteht vorwiegend aus importierten und in slavischer Sprache nachgebildeten türkischen und arabischen Geisteserzeugnissen. Von grossem Interesse ist nun die Frage: Inwiefern sind die Südslaven, die ältern Bewohner des Balkans, in ihrer geistigen Entwicklung von den späteren Nachkömmlingen, von ihren Herren, den Türken, bestimmt worden? Das eigentliche Erwachen zur Erkenntnis ihrer Volkskraft verdanken die Südslaven im allgemeinen, insbesondere aber die Serben, mittelbar dem Ansturm der Türkei gegen das byzantinische Reich. Jetzt noch, fünf Jahrhunderte nach diesen Ereignissen, weiss der illiterate serbische Guslar in Bosnien und dem Herzogtum davon zu singen und zu sagen. Prinz Marko spielt eine hervorragende Rolle. Einen weiteren mächtigen Impuls erhielt die epische Volksdichtung der Südslaven in den letzten Dezennien vor der Verdrängung der Türken aus Ungarn. Auch das lyrische Volkslied der Südslaven verleugnet im allgemeinen äusserlich seinen orientalischen Charakter nicht. Die köstlichsten Stücke rühren aber in der Lyrik nicht minder als in der Epik von den moslimischen Slaven her. Dass der rege Verkehr zwischen den Slaven und Türken auf den beiderseitigen Sprachschatz eine nachhaltige Wirkung ausübte, ist begreiflich. Doch weist die bosniach-türkische Mischsprache zwar die Merkmale eines Dialekts auf, ist aber doch nicht so tief in das Geistesleben des Volkes eingedrungen, dass man sie als die hervorragend charakteristische Eigenschaft der ganzen bosnischen Volksindividualität betrachten müsste.

Die erste Abteilung bringt Abhandlungen über folgende Themen: Hexen, die unheimlichen Waldfrauen, rückkehrende Seelen, Vampir, Werwolf, Mar, Menschenfleschessen, Liebeszauber. Jedes dieser Kapitel bringt eine Fülle von Mitteilungen, die jeden Forscher auf den genannten Gebieten lebhaft interessieren müssen. Es sind Beiträge, die niemand achtlos beiseite liegen lassen darf, der mit diesen dunkeln Forschungsgebieten sich befasst. Sprachliche, sachliche Mitteilungen unter Bezugnahme der betreffenden Forschungen bei andern Völkern rufen das grösste Interesse wach.

Leider verbietet uns der knappe Raum, auch nur ein Kapitel herauszugreifen und eingehender zu beleuchten. Führen wir wenigstens von dem Abschnitt „Hexen“ (S. 31—86) die wichtigsten Abschnitte an, um die reiche Fülle des Gebotenen anzudeuten: Der Name: Hexen und Waldfrauen (Vile). Die Hexe im Sprichwort. Versammlungsorte der Hexen. Hexenzauber. Verwandlungen. Wie erfährt man, ob ein Weib eine Hexe sei. Wodurch macht man Hexenzauber zunichte.

Die zweite Abteilung bringt nach einer Einführung eine Reihe wertvoller Guslarenlieder, die lauterste Quelle der wichtigsten ethnologischen Grundprobleme. Und gerade den Wert dieser letztern haben Friedrich von Hellwald, Post usw. mit Worten höchsten Lobes gerühmt.

Ein Schlagwörterverzeichnis dient dem Buch wesentlich zum Vorteil. Alles in allem genommen liegt mit diesem Werke von Kraufs ein Buch vor uns, das der aufmerksamsten Beachtung aller Volksforscher gewiss sein darf, für das man dem Verfasser, der das Material dazu unter grossen Opfern aller Art zusammengebracht hat, Dank wissen muss.

O. Schell.

Ein neues volkkundliches Unternehmen. Erst kürzlich, zu Beginn dieses Jahres, erschien bei Wilhelm Heims in Leipzig des bekannten Folkloristen Krauss grösseres Werk „Slavische Volksforschungen“. Schon nach kurzer Frist, seit Ostern nämlich, erscheint im selben Verlage unter dem Titel „Handbücher zur Volkskunde“ eine auf mehrere Bände berechnete Sammlung, die in ihrer Anlage und Ausdehnung eine Lücke im Betriebe der Volkskunde und Volksforschung auszufüllen verspricht. Dass es sich hierbei vornehmlich, wenn auch nicht ausschliesslich, um deutsche Volkskunde handeln wird, sagt zwar die allgemein gehaltene Gesamtbezeichnung „Handbücher zur Volkskunde“ nicht. Doch ist man auf Grund des ersten vorliegenden Bandes der Sammlung berechtigt, einen solchen Schluss zu ziehen. K. Wehrhan, der rührige Mitherausgeber dieser Zeitschrift, ist es, der das neue Unternehmen mit seinem Buche „Die Sage“ einleitet (Leipzig 1908, Heims, VIII u. 162 S., geh. Mk. 2.—, Leinenband Mk. 2.75). Der Verfasser zeichnet nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Volkssagenforschung, deren wachsende Bedeutung, namentlich seit dem Erscheinen des allzeit klassischen Werkes der Brüder Grimm, er zahlenmässig nachweist, in kurzen Strichen ein immerhin anschauliches Bild von dem Begriff und Wesen der Sage, von ihrem Werden und Wandeln und von ihrem Verhältnis zur Geschichte und Mythologie. Die Rücksicht auf „die dem Umfange des Buches gesteckten Grenzen“ zwang den Verfasser, wie er im Vorworte selbst sagt, manches nur „abrissartig“ darzustellen, und auch in den folgenden Abschnitten, in denen er über die mythischen Wesen sowie über die Tier- und Pflanzenwelt in der Sage handelt, geht er über das Skizzenhafte nicht hinaus. Bezüglich der bis jetzt noch immer in verschiedenem Sinne beantworteten Frage nach der Anordnung der Sagen in Sagensammlungen befürwortet Wehrhan eine Anordnung nach dem sachlichen Inhalte, die „den übrigen Einordnungsprinzipien“ durch Kombination mit diesen, wenn wir es richtig verstehen, in gewissem Sinne gerecht werden könne. Als Muster einer Anordnung der Sagen nach dem sachlichen Inhalt wird vom Verfasser „das Sachregister der vielleicht bedeutendsten neueren Sagensammlung von Alfred Meiche (Sagenbuch des Königreichs Sachsen, Leipzig 1903)“ abgedruckt. So bietet Wehrhan, seine Darlegungen mit typischen Beispielen illustrierend und mit zahlreichen literarischen Belegstellen stützend, eine nach dem heutigen Stand der Forschung zugeschnittene gute Übersicht über die Sage, d. h. über die deutsche Sage insbesondere. Denn wenn auch der Verfasser auf analoge Fälle

bei nicht deutschsprechenden Völkern alter und neuer Zeit öfter hinweist, so verweilt er doch mit Vorliebe im deutschen Volkstum, was man nach dem Vorwort auch nicht anders erwartet. Es wäre aber — diese Bemerkung geht den Verlag an — zu empfehlen gewesen, entweder den einen oder den anderen Titel der Sammlung zu präzisieren, am besten den Gesamttitel (Handbücher zur Volkskunde), da bei den bereits angekündigten Bänden: das Märchen, das Volkslied, Sitte und Brauch, Kinderlied und Kinderspiel, vielleicht auch bei den sonst noch in Vorbereitung befindlichen Bänden das deutsche Volkstum sicherlich in ähnlicher Weise im Vordergrund stehen wird wie in Wehrhans Buch. Letzteres ist mit den Erörterungen über die Naturgeschichte der Sage noch nicht erschöpft. Den wichtigeren und wertvolleren Teil desselben bildet unstreitig die übersichtlich geordnete, umfangreiche Sagenliteratur. Sie ist, relativ betrachtet, die vollständigste, die man bis jetzt kennt. Es gibt bekanntlich schon frühere, meistens angehängte Zusammenstellungen ähnlicher Art, so besonders die Sagenliteratur in Pauls Grundriss der germanischen Philologie („Übersicht über die aus mündlicher Überlieferung geschöpften Sammlungen der Volkspoesie“, Bd. 2, Strassburg 1893, in neuer Auflage laut gedruckter Nachricht erst in diesem Sommer erscheinend). Wehrhan darf jedoch von seinen bibliographischen Nachrichten mit Recht behaupten, dass sie „in solchem Umfange bisher noch nicht gebracht worden sind“. [Angaben fehlender Literatur nehmen Verlag und Verfasser mit Dank an.]. Der Verfasser hat die Sagenliteratur in seinem Buche nach zwei Seiten hin verteilt. So hängt er vielen Teilen seiner Ausführung die jeweils einschlägige Literatur übersichtlich an, von denen z. B. die über das Verhältnis der Sage zur Geschichte sechs Seiten füllt (S. 46—52). Ausserdem bringt er am Schlusse seiner Arbeit (S. 108—159) in einem besonderen Teile eine reichhaltige Übersicht über allgemein-deutsche Sagensammlungen, über landschaftlich geordnete Sammlungen und über Sammlungen des Auslandes. Viele der hier wie dort angeführten bibliographischen Quellen und Hilfsmittel sind, in Zeitschriften zumal vergraben, mit vielem Fleiss herausgeschürft. Den Beschluss des Ganzen macht eine Übersicht über Zeitschriften, „die sich der Pflege der Volkskunde und damit der Sagenkunde und Sagensammlung gewidmet haben“. Diese Übersicht soll übrigens für alle Bände der Sammlung berechnet sein. Alles in allem genommen kann Wehrhans Buch mit Recht „ein Führer“ ins Reich der Sage, der deutschen ganz besonders, genannt werden: seine Brauchbarkeit steht zweifelsohne fest. Wir wünschen es in alle volkskundlich tätigen und in viele andere Hände. Auch sollte es in keiner Schul- oder öffentlichen Bibliothek fehlen. Das neue volkskundliche Unternehmen selbst möge sich gedeihlich weiter entwickeln! Dr. A. Wrede.

Zurbonsen, Prof. Dr. Friedr. Die Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaum“, sagengeschichtlich dargestellt. 2. erweit. Aufl. Köln 1907. J. P. Bachem. 121 S. 8°. 2.— M.

Die längst vergriffene 1 Auflage dieser Schrift erscheint hier bedeutend erweitert und teilweise ganz neu bearbeitet. Sie behandelt in weiter, aber wünschenswerter Ausführlichkeit die grosse westfälische Schlachtensage, die sich ähnlich allerdings auch anderswo findet, in folgenden Kapiteln: Der Sagenkreis von dem grossen Fürsten und der letzten Schlacht; die Baumsage; Örtlichkeit und Inhalt der Sage von der Völkerschlacht am Birkenbaum; germanisch-christliche Elemente der Prophetie; Anklänge an deutsche Sage und Geschichte; das „zweite Gesicht“ in Westfalen und die „Seher“ der grossen Schlacht; Kriegs- und Schlachtengesichte in Westfalen; physikalische Erklärungsversuche zu den Schlachtenscheinungen am Birkenbaume; die Sage vom Birkenbaum in der Poesie. Der Verfasser kommt bei seinen eingehenden und geistvollen Untersuchungen zu dem Schluss, dass gewisse geologische und meteorologische Erscheinungen die gegebene Ursache der Vorgänge sind, die dann in der Phantasie des Volkes die der Sage entsprechende Erklärung finden. Die betreffenden Stellen, wo die Schlachterscheinungen gesehen werden, liegen immer vor einer Talmulde oder einer Vertiefung im Kamme des zum Berglande hinführenden Gebirgsrückens; die vom Münsterschen Kreidebecken zuströmende, sich auf dem eigenartigen Boden schnell abkühlende und so zu starken Nebelbildungen leicht Anlass gebende Luft bildet hier die Ursache der steten Wiederkehr der Gesichte. Dazu kommt allerdings das Festhalten des westfälischen Gemütes an dem überlieferten Glauben, die eigenartige, hier eigentümlich belebte Phantasie des sinnenden und deutenden, träumerischen und poetisch fühlenden Bewohners der roten Erde. Man mag ihm sagen, was man will, er bleibt dabei: „Wir wissen's besser!“ wenn er es auch nicht ausspricht.

Das mit liebevollem Versenken ins heimatliche Volkstum und mit tiefem Verständnis für das Sinnen und Denken, Träumen und Hoffen der nachdenklichen und bedächtigen Westfalen geschriebene Buch möge auch in seiner neuen Gestalt eine weite Verbreitung finden.

Wehrhan.

Rheinsagen. Die Freunde rheinischer Sagen und Legenden möchte ich aufmerksam machen auf die Neuausgabe der alten schönen „Rheinsagen“ des Altmeisters der rheinischen Sagenforschung Karl Simrock, die der rührige Klassikerverlag Max Hesse (Leipzig) jüngst veranstaltet hat, der auch eine treffliche billige Auswahl der besten Werke des Bonner Poeten herausgegeben hat. Das schmucke, vorzüglich illustrierte und doch äusserst wohlfeile Büchlein (gebunden 2 bezw. 3 Mk.), ist in seiner jetzigen handlichen Gestalt auch in der Tat ein lieber Begleiter für die „Wanderschaft“, wie sein Titel sagt.

Wippermann.

Mielke, R. Das deutsche Dorf. Mit 51 Abbildungen im Text. (Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 192.) Leipzig. B. G. Teubner 1907. IV und 132 S. 8°. 1.— M., geb. 1.25 M.

Wo sich heutzutage in fast jedem Landesteile ein Bund für Heimatschutz gebildet hat — so im Rheinlande und in Lippe — der besonders auch Dorf und Hof neben dem charakteristischen Landschaftsbilde gegen verflachende und unnötige moderne Einflüsse zu schützen sich zur Aufgabe gemacht hat, kommt ein Büchlein unsers geschätzten Mitgliedes zu rechter Zeit, das uns in die Reize und Eigenarten der verschiedenen Dorfgebilde deutscher Gaue einführen will. Nach mehr einleitenden Abschnitten über die Anfänge und Geschichte des Dorfes, über die Arten der Dorfanlage und der Flureinteilung folgen weitergehende Ausführungen über die nieder-, mittel- und oberdeutschen Dörfer, schliesslich kommt ein Kapitel über die Kultur des Dorfes und ein Rück- und Ausblick: Das Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts. Die grösstenteils scharfen und gelungenen, leider etwas kleinen Abbildungen tragen zur Anschaulichkeit des Ganzen nicht wenig bei.

Wehrhan.

Dietrich, Ludwig. Volkskundliche Zeitschriftenschau für 1905, hrsg. im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde. Leipzig 1907. 366 S. 8°. 3.— M.

Zwar etwas verspätet, aber doch nicht minder wertvoll ist soeben ein neuer Band der bewährten Zeitschriftenschau erschienen, die den volkskundlichen Inhalt von ca. 450 deutschen und ausländischen Zeitschriften enthält, wobei die Volkskunde im weitesten Begriffe des Worts berücksichtigt ist. (Seite 20—24: Inhaltsangabe des 2. Jahrganges, 1905 unserer Zeitschrift.) Ausser einem Register der in diesen Zeitschriften enthaltenen Rezensionen folgt S. 312—366 ein wertvolles alphabetisch geordnetes sachliches Inhaltsverzeichnis. Für den Forscher ist das Werk unentbehrlich, aber auch jeder Freund der Volkskunde wird an ihm Interesse finden, weshalb es gern empfohlen sei. Es wird am besten gegen Einsendung des oben genannten ermässigten Betrages von dem Schriftführer der hessischen Vereinigung für Volkskunde, Oberlehrer Fritz Schmoll, Giessen, Ludwigsplatz 6, bezogen unter ausdrücklichem Hinweis auf die Mitgliedschaft des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Wehrhan.

Hovorka, Dr. O. v., und Dr. A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben. Mit einer Einleitung von Professor Dr. M. Neuburger. Mit 28 Tafeln und etwa 500 Textabbildungen. 28 Lieferungen mit je 48 Seiten Text und 1 Tafel à 80 Pf., Vorzugspreis bis 1. Mai 1908 à 75 Pf. Das Werk erscheint auch in 4 Abteilungen mit je 336 Seiten und 7 Tafeln à 5.60 M. oder in 2 eleg. Halblederbänden à 11.20 M. geheftet, à 14 M. gebunden. Lex.-Format. Verlag von Strecker und Schröder. Stuttgart 1908.

Soeben versendet der genannte Stuttgarter Verlag die einleitende, bzw. erste Lieferung eines Werkes, das aller Voraussicht nach berufen ist, eine der besten Stellen in der Literatur der Volkskunde einzunehmen, eine zusammenfassende und eingehende Darstellung der vergleichenden Volksmedizin, ein Werk, das eine Lücke in der Literatur ausfüllen wird, da eine übersichtliche und zugleich allseitige Behandlung dieser wichtigen Seite des Volkslebens fehlt. Das erste Buch soll als allgemeiner Teil die Ansichten des Volkes von den Ursachen, dem Wesen und der Behandlung der Krankheiten bringen (Ätiologie, Pathologie, Therapie) und ist mit seinen zahlreichen historischen, künstlerischen und literarischen Beziehungen nach Schlagwörtern in alphabetischer Reihenfolge gruppiert. Wir nennen davon einige Überschriften der vorliegenden Artikel: Aal, Abacadabra, Achat, Ackerwinde, Aderlassen, Adlerstein, Ahorn, Akazie, Allermannsharnisch, Alp, Alraun, Ameise, Ampfer, Amulett, Angang u. a. Die beigegebenen Textabbildungen bes. zu den Artikeln Alraun und Amulett sind sehr instruktiv. Der zweite Teil des Werkes soll die spezielle Krankheitslehre in zusammenhängender Darstellung behandeln und um neun Hauptabteilungen gruppiert sein: Innere Medizin, Chirurgie, Geburtshilfe und Frauenkrankheiten, Kinder-, Haut-, Augenkrankheiten, Ohren-, Zahnheilkunde, Zaubermedizin.

Es ist nicht notwendig, hier über die Volksmedizin im allgemeinen Näheres mitzuteilen, ihre Bedeutung im Leben des Volkes wie jedes einzelnen Menschen in den unteren Volksschichten — und oft selbst höher hinauf — wird schon jedem an einem Beispiel aus dem Leben vor Augen getreten sein. Eine Reihe von Mitteilungen hat ja auch unsere Zeitschrift schon gebracht. Es ist mit Freuden zu begrüßen, dass dem umfangreichen interessanten Stoff hier einmal eine gebührende, auf vergleichender Grundlage in Wort und Bild vorgeführte Zusammenfassung zuteil wird.

Wehrhan.

Brunk, A. Rat to, wat is dat! Pommersche Volksrätsel. Stettin. Jobs. Burmeister. 1907. 120 S. 8°. 2.40 M. Nachtrag, 12 S. 8°. 0.30 M.

Das bedeutendste deutsche Rätselbuch, das wohl kaum noch an Reichhaltigkeit von irgend einer anderen landschaftlichen Sammlung übertroffen werden wird, ist das Mecklenburgische Rätselwerk von Wossidlo, dem auch vorstehendes Buch gewidmet ist. Trotzdem ist auch die Brunksche Sammlung von einer Reichhaltigkeit, dass kein Rätselfreund an ihr vorbeigehen wird, es ist gewissermassen ein Seitenstück zu der mecklenburgischen Ausgabe und zeigt uns, dass der gesunde Humor, die Lust am „Nüsse knacken“ glücklicherweise noch lange nicht erstickt ist. Der Nachtrag bringt die scheinbar zweideutigen, aber doch harmlosen Rätsel.

Wehrhan.

Bronner, F. J. Von deutscher Sitt und Art. Volkssitte und Volksbräuche in Bayern und den angrenzenden Gebieten. Im Kreis-

lauf des Jahres dargestellt. Mit einem Anhang über Friedhöfe und Freskomalerei. Buchschmuck von Fritz Guidenus und 11 Autotypien. Max Kellersers Hof-, Buch- und Kunsthandlung. München 1907. VIII und 360 S. 8°. 4.— M., geb. 5.— M.

Keine trockene Aufzählung der im Laufe des Jahres vom Volke geübten Gebräuche, keine bloße Aneinanderreihung des Stoffes bringt uns das Bronnersche Buch, sondern eine frische lebendige Darstellung des Volkslebens, soweit es für die Volkskunde in Betracht kommt. Wenn es sich in der Hauptsache auch nur auf Bayern und auf die Nachbargebiete beschränken will, so reicht doch seine Bedeutung weiter schon dadurch, dass es Bräuche schildert, die auch anderswo gekannt und geübt werden, hier aber vielleicht noch eine besondere Beleuchtung erfahren. Die Darbietungen sind z. B. sehr eingehend, jedenfalls dankenswert, wenngleich wir uns vergebens fragten, weshalb das Kapitel: Warum gerade der Februar den Schalttag hat (S. 55 f.), in einem Werke über bayrische Sitte und Art zu finden ist. Der Bilderschmuck trägt zur Belebung des Ganzen sein gut Teil bei. Möchte doch auch für unser Gebiet eine solche zusammenfassende Behandlung von Sitte und Brauch im Laufe der Jahre die heimatliche Volkskunde bereichern!

Wehrhan.

Sahr, Julius, Das deutsche Volkslied. (Sammlung Göschen, Nr. 25). 2. Aufl. Leipzig 1905. 189 S. geb. 0.80 M.

Wir leben in einer Zeit, die den Wert unseres schönen Volksliedes wieder mit kräftigem Nachdruck betont, trotzdem über ihr Wesen und ihre Eigenart noch lange nicht alle Kreise einer Meinung sind, wie uns die verschiedensten Ausgaben von Volksliederheften, besonders die für Gesangsvereine bearbeiteten, lehren. Vorliegendes Werk ist geeignet, in die Kenntnis des schönen deutschen Volksliedschatzes einzuführen, wozu besonders auch die ausführliche, induktive Behandlung der einzelnen Beispiele beiträgt. Das Büchlein bringt ausser einer allgemeinen Einleitung: Historische Volkslieder, Rätsel- und Wettstreitlieder, Balladen, Liebeslust und -Leid, Geistliche Lieder, Verschiedenes, Musikproben.

Wehrhan.

Mogk, Eugen, Germanische Mythologie. (Sammlung Göschen, Nr. 15). Leipzig 1906. 129 S. 0.80 M.

Das kleine Büchlein des in der Volkskunde bekannten Verfassers bringt eine übersichtliche Stammesmythologie der germanischen Völker und berichtet über die Grundzüge des germanischen Wesens, den Untergang des Heidentums, die verschiedenen Schichten altgermanischer Religion, über Naturverehrung und Naturbeseelung, elfische und dämonische Wesen, Seelenglaube, Toten- und Ahnenkult, die Aufenthaltsorte der Seelen, die altgermanischen Götter, die nordischen Mythen vom Anfang, von der Einrichtung und vom Ende der Welt und endlich über

den auf festerem wissenschaftlichen Forschungsboden stehenden Kultus der Germanen: Zauber, Weissagung, Los, Priester, Priesterinnen, Opfer, Gebet, Tempel, Götterbild. In übersichtlicher Weise tritt uns vor Augen, wie sich im Volksglauben die Fäden aus alter Zeit bis heute oder auch umgekehrt verfolgen lassen. Möge das Werk viele Leser finden.

Wehrhan.

Weise, O., Die deutschen Volksstämme u. Landschaften. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen Nr. 16.) 3. verb. Aufl. mit 29 Abb. im Text und auf 15 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 123 S. 1.— M.

Durch eine Reihe klarer und gewählter Abbildungen unterstützt, schildert das Werk die Eigenart der deutschen Gaue und ihren Einfluss auf den Charakter ihrer Bewohner, sowie deren Besonderheiten in Sprache, Wohnung, Sitte und Glauben. Somit gibt das Werk eine Übersicht über die verschiedenen deutschen Volksstämme in ihren Eigentümlichkeiten. Es behandelt nacheinander die Sachsen, Franken, Bayern, Alemannen und Thüringer und geht dann zur geographisch gegliederten Betrachtung über, in der das nördliche, westliche, südliche, östliche Deutschland und endlich das Herz Deutschlands unterschieden werden. Für unser Gebiet ist besonders das wichtig, was der Verfasser über die Sachsen und Franken sagt, das eingehend genug ist für ein Werkchen, welches sich nur in grossen Zügen bewegen kann.

Wehrhan.

Steinecke, Victor, Landeskunde der Rheinprovinz (Sammlung Göschel Nr. 308.) Mit 9 Abbildungen, 3 Kärtchen und einer Karte. Leipzig 1907. 138 S. kl. 8°, geb. 0,80 M.

Das kleine übersichtliche Werkchen behandelt die Rheinprovinz vom Standpunkte der Kulturgeographie und gibt eine anregende und lebendig geschriebene Übersicht über die physische und kulturgeschichtliche Natur eines Teiles unseres Vereinsgebietes und somit eine auch nach dieser Seite hin notwendige Grundlage zur volkskundlichen Forschung.

Wehrhan.

Kohl, Franz Friedrich. Heitere Volksgesänge aus Tirol. Tisch- und Gesellschaftslieder. Mit Singweisen im Volke gesammelt und dargestellt. Wien. Rud. Ludwigs Verlag 1908. 164 S. 8°. 6.— M. [Quellen und Forschungen zur Deutschen Volkskunde, hrsggeg. v. E. K. Blümml. 1. Bd.]

Dass die Tiroler lustig und fidel sind, ist sattsam bekannt, wenn es jenes oft gesungene und weitverbreitete Volkslied auch nicht ausdrücklich verkündete. Ihre Fröhlichkeit kommt vor allem in den Liedern zum Ausdruck, die ja meist ausnahmslos in einem herzigen Jodler oder Juchzer ihre Krönung finden. Letztere fehlen vorliegenden Liedern allerdings, bei diesen kommt es mehr auf den Inhalt selbst an, der beissenden Spott, übermütige Laune, sprühende Lebenslust, tolle Ausgelassen-

heit in reichem Masse zur Darstellung bringt. Die Lieder haben ursprünglich an ein wirkliches Vorkommnis angeknüpft und dieses dann in Reim und Gesang wiedergegeben und ausgeschmückt. Vor keinem Stand und Beruf wird Halt gemacht, jeder „kriegt einen drauf“. Sie zeigen uns so recht die Lebensanschauungen, die ethischen Begriffe des gemeinen Mannes. Aber auch die Weisen müssen uns in ihrer anheimelnden Art interessieren. Es ist hier eine besondere Art des Volksgesanges dargeboten. Die ihr angehörigen Lieder sind, ihrer Entstehung und meist auch ihres Verständnis nach, örtlich weit mehr begrenzt als andere Lieder und so leichter der Vergessenheit preisgegeben, doch sind einige der gebotenen weiter bekannt. Papier und Ausstattung der Sammlung sind vorzüglich. Wehrhan.

Flugschriften, hrsggeg. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien. Wien. kl. 8^o. Verlag des Deutschen Volksgesang-Vereines. Buchhändlerischer Vertrieb durch Adolf Robitschek.

Der Deutsche Volksgesangverein in Wien ist die bedeutendste Vereinigung innerhalb des Bereiches deutscher Zunge und deutscher Art, die sich der praktischen Pflege des alten und doch ewig jungen Volksliedes angenommen hat. Durch die trefflich geleitete, jetzt schon im 10. Jahre erscheinende Monatsschrift „Das deutsche Volkslied“ sucht der Verein, allen voran der unermüdliche Vorsitzende, Professor Dr. J. Pommer, auch weitere Kreise für dieses echt deutsche Volksgut zu erwärmen, und in Wort und Schrift hat besonders der ebengenannte Forscher schon schöne Erfolge erzielt. Eine andere schon vielversprechende Unternehmung des Vereins bilden die zur Kenntnis und Pflege des deutschen Volksliedes veröffentlichten Flugschriften, von denen schon eine stattliche Reihe vorliegt und die wir der Wichtigkeit und Vollständigkeit halber hier alle aufführen, obschon einige von ihnen schon länger erschienen sind:

1. Anton Ritter von Spaun. Das österreichische Volkslied. 2. Aufl. Wien 1896. 27 S. [Aus dem „Album ob der Enns. Linz 1843“ abgedruckt. Mit einem Nachrufe von Adalbert Stifter.]

2. Liederheft des Deutschen Volksgesang-Vereins. Mit Bemerkungen über die Quellen der Lieder von Jos. Pommer. [Enthält den Wortlaut von 63 echten deutschen Volksliedern.]

3. Josef Pommer, 22 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. Ausgewählt aus dem Liederschatze des Deutschen Volksgesang-Vereines, und mit Bemerkungen über die Quellen der Lieder. 5. verb. Aufl. Wien 1906. 48 S. 0,50 M.

4. Josef Pommer, 24 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. [Forts. der 3. Flugschrift.] 3. verb. Aufl. Wien 1905. 64 S. 0,50 M.

5. Josef Pommer, Wegweiser durch die Literatur des deutschen Volksliedes. [Über den Begriff des echten Volksliedes; Verzeichnis von Volksliederausgaben aller Art und von Schriften über das deutsche Volkslied.] Wien 1896. 45 S.

6. Josef Pommer, 16 Volkslieder aus den Alpen im Satze für vierstimmigen Männerchor. Partiturausgabe. Wien 1897. 48 S.

7. Josef Pommer, 33 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. [Forts. von Nr. 4.] 2. verb. Aufl. Wien 1904. 80 S.

8. Karl Liebleitner, dreissig echte Kärntnerlieder für vierstimmigen Männerchor. Wien 1903. 54 S. 1,00 M.

9. Josef Pommer, 44 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. [Forts. von Nr. 7.] 3. Aufl. Wien 1905. 116 S. 1,00 M.

10. Friedrich Silcher, Einundzwanzig echte deutsche Volkslieder für vier Männerstimmen. Partitur. Wien 1906. 48 S. 0,60 M.

11. Josef Pommer, Zwanzig echte alte Jodler. Für gemischten und für Männerchor eingerichtet. Wien 1906. 48 S. 0,60 M.

12. Josef Pommer, Über das älplerische Volkslied und wie man es findet. Wien. ?

13. Josef Pommer, 27 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. [Forts. von Nr. 9.] Wien 1907. 69 S. 0,60 M.

Sind einige der Arbeiten auch weniger wichtig für unser Gebiet, so geben sie doch treffliche Beispiele dafür, was eifriger Sammelfeiss vermag, und tragen auch ihrerseits in ihrer Schlichtheit und anspruchslosen Einfachheit zur Kennzeichnung des echten deutschen Volksliedes bei. Wenn neuerdings das deutsche Volkslied wieder mehr zu Ehren kommt und in unsern liederfrohen Vereinen in Stadt und Land neue kräftige Pflege findet, so hat gewiss das Bestreben des genannten Verbandes durch die Flugschriften, denen wir weiteste Verbreitung wünschen, nicht wenig dazu beigetragen. Und das deutsche Volkslied verdient eine besse Pflegestätte für die Zukunft, in ihm hat das Volkstum sich ausgeprägt, es bildet immer ein Vorbild und Weckmittel echt deutscher Gesinnung und Sitte. „In seinen Liedern“, so sagt Dr. Magnus Böhme in Erks und Böhmes deutschem Liederhort, „hat der Deutsche gelacht und geweint, geträumt und geklagt, gekämpft und gerungen, gezürnet und gebetet, sie sind deshalb ein Stück deutschen Geistes und Gemütslebens.“ Möge das Volkslied diese Bedeutung auch in Zukunft nicht verlieren!

Wehrhan.

Hauptversammlung: Sonntag, 5. Juli, vormittags 11¹/₄ Uhr in Düsseldorf im Hotel Monopol (Ecke der Kaiser Wilhelm- und Oststrasse).

Tagesordnung:

1. Jahresbericht. 2. Rechnungsablage. 3. Vorstandswahl.
4. Verschiedenes. 5. Vorträge: a. R. Clément, Das Leben in der Altstadt Düsseldorf; b. O. Schell, Bergische Trachten; c. K. Wehrhan, Rheinische Motiv- und Weihgaben.

Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten.

Der Vorstand.



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Kinderspiele aus Lippe. Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.	Seite 81
Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Von Paul Sartori. VII. Volksmedizin	„ 83
Das Brauchen. Von Dr. Esser, Malmédy	„ 101
Der Pfingstenkranz. Von Jakob Bäcker, Oelde	„ 105
Das Hausrichten. Eine alte Grafschafter Sitte. Von H. E. W. Bartz, Moers	„ 111
Gebühochzeiten in Radevormwald. Von Rektor E. Gildner, Rothhausen	„ 114
Aberglauben bei Brautleuten. Gesammelt von Jos. Alken, Bendorf	„ 117
Wie der Tod sich an der Mosel und in der vorderen Rifel ankündigt. Gesammelt von Jos. Alken, Bendorf	„ 120
Sprichwörter, Beispielsprichwörter und sprichwörtliche Redensarten in bergischer Mundart. Gesammelt von F. Sch., Lehrer in Elberfeld	„ 121
Paderborner Wörter und Ausdrücke. Von Oberlehrer Wippermann, D.-Meiderich	„ 126
Niederdeutsche Redensarten aus der Westfälischen Mark. Von Karl Prümer	„ 129
Wetterregeln aus der Gegend von M.-Gladbach. Gesammelt von H. Gierlichs	„ 133
Rätsel aus der Gegend von M.-Gladbach. Gesammelt von H. Gierlichs	„ 134
Abzähl- und sonstige Reime. Gesammelt von H. Gierlichs	„ 136
Volksrätsel aus Barmen. Mitgeteilt von Max Krasemann, Köln-Ehrenfeld	„ 139

Kleinere Mitteilungen:

Kinderreigen in Elberfeld. Von G. A. Jaeger	Seite 140
Die Sage von der Schornkapelle. Von Th. Ehrlich	„ 141
Eine Aufgabe der rhein.-westf. Volkskunde. Von G. Kentenich	„ 141
Das Sammeln von kleineren Drucksachen der rhein. Landesliteratur. Von G. Kentenich	„ 143
Der Besen als Brautwerber. Von J. Mayer	„ 144
Die Verehrung der Quellen und Brunnen in Deutschland	„ 144
Volkskundliches bei F. W. Grimme. Von Wippermann	„ 145
Verschiedene kleinere Mitteilungen von K. Wehrhan	„ 145

Berichte und Bücherschau Seite 150

Einladung zur Hauptversammlung Seite 160

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte an Herrn Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29, erbeten.



DD
801
.R725
Z48
V.1
Pt.2



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Elberfeld.

1. Jahrgang

1904

Zweites Heft



Elberfeld.

Saedelersche Buch- u. Kunsthandlung u. Buchdruckerei, A. Martini & Grüttersen.

für Mitglieder: 3 Mark.

für Nichtmitglieder:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

DD
801
.R725
248
V.1
Pt.2



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Elberfeld.

1. Jahrgang

1904

Zweites Heft

Elberfeld.

Baedekersche Buch- u. Kunsthandlung u. Buchdruckerei, A. Martini & Grütten.

für Mitglieder: 3 Mark.

für Nichtmitglieder:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen:

Volksmedizin am Niederrhein. Von Karl Dirksen †	Seite 69
Die Präganz der Ausdrücke des Tadels und Unwillens in den rheinischen Mundarten. Von Dr. Jos. Müller	103
Fastnachtsbräuche. I. Teil. Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtszeit in Lied und Brauch. Von C. Rademacher	120
Zur Grammatik des Elten-Emmericher Platt. Von Freiherr Lochner v. Hüttenbach	126

Kleinere Mitteilungen:

Ein Martinsabend in Düsseldorf. Von Rud. Clément	Seite 131
Volksgebräuche in der Eifel. Von P. J. Busch	137
Das alte Eifeler Bauernhaus. Von Hubert Gierlichs	145
Volkssegens aus Westfalen. Von P. Sartori	151
Ärzte, Krankheiten und deren Heilung nach Cäsarius von Heisterbach. Von M. Bethany	154
Zwei Sagen aus Burg Ockenfels. Von Otto Schell	158
Et kruse Bünken. Von E. Hackland	159
Werwolfgeschichten. Von Wilhelm Oeke	160
Der Schatz bei der Linde. Von demselben	161
Fastnachtsbräuche. Eine Umfrage. Von C. Rademacher	162

Berichte und Bücherchau:

Dr. Franz Jostes: Westfälisches Trachtenbuch. Von S.	Seite 164
K. Wehrhan: Die Volkskunde und ihre Beziehung zur Schule. Von S.	166
Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Von Sartori	166
Gründung der Elberfelder Ortsgruppe des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde. Von S.	167
Kaisersesch. Von Zender	167
Druckfehlerberichtigung	168
Generalversammlung	168

Der Vorstand des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde besteht zur Zeit aus folgenden Herren:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29	}	Vorsitzende.
Univ.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn		
O. Schell, Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Froweinstr. 17	}	Schriftführer.
Lehrer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstr. 5		
Schriftsteller O. Hausmann, Elberfeld, Kassierer.	}	Beisitzer.
Prof. Dr. P. Bahmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.		
Univ.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.		
Univ.-Prof. Dr. H. Landois, Münster i. W.		
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier		
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund		
Rektor C. Rademacher, Köln		
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld		

Sämtliche Herren des Vorstandes nehmen Anmeldungen entgegen.

Beiträge für die Zeitschrift (auf einseitig beschriebenen Papier und in möglichst deutlicher Schrift) sind an Herrn O. Schell, Elberfeld, Froweinstr. 17, zu senden.

Mitgliederbeiträge (pro Jahr 3 M.) sind zu senden an:

Baedekersche Buchhandlung, Elberfeld.

Fortsetzung s. 2. Seite des Umschlaga.

Zeitschrift

des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.



1. Jahrgang.

1904.

Zweites Heft.

Volksmedizin am Niederrhein.

Von **Karl Dirksen** †, Meiderich.

Vorbemerkungen.

Der Ort Meiderich am Niederrhein, in dem die folgenden Volksarzeneien gesammelt worden sind, ist in der kurzen Zeit von etwas mehr als einem Drittel Jahrhundert von einem kleinen, nur etwa 3000 Einwohner zählenden Dorfe zu einem stattlichen Orte von ca. 40000 Einwohnern angewachsen. Dass sich bei einer derartig schnellen Zunahme der Bevölkerung der ursprüngliche Volkscharakter verliert und es unter diesen Umständen schwer ist, einheimische Sitten und Bräuche zu sammeln, liegt auf der Hand. Nur noch alte einfache Väterchen und Mütterchen sind es, die die Traditionen treu im Gedächtnis gehalten haben, und mit diesen hat sich der verstorbene fleissige Sammler abgemüht, um herauszubekommen, was von der einheimischen Art noch vorhanden war. Sorgsam Echtes von Unechtem sichtigend, ist er vorgegangen, wie es eben ein Volksforscher muss, wenn er ein naturgetreues Bild und kein Zerrbild von der Väter Art bieten will. —

In mancherlei Art und Weise äussert sich das Wesen des Volkes. Einmal in seinen Sprichwörtern, die man die Weisheit auf der Gasse nennt, dann in Rätseln, Liedern und Märchen, seinem Aberglauben usw. Wenn da manchmal auch viel närrisches Zeug neben wirklich Schönem und Erhabenem vorkommt, das Bild vielleicht zuweilen auch der unfreiwilligen Komik nicht entbehrt, und vieles sich zeigt, das die superklugen Nachkommen mit souveräner Verachtung betrachten, so werden manche doch auch den Gesamteindruck

gewissen, dass man es mit einem gesammteitlichen, weisem Volkthum zu tun hat, das sich in allen Lagen des wechselvollen Daseyns zu helfen gewusst hat. Wenn wir es nur durch alle Phasen des Lebens begleiten, wenn wir es bei der Wiege des Kindes, an der Tageszeit, in der gewöhnlichen Schamstunde, bei der Hochzeit, in allen sonstigen Gefühlsstellungen beobachten, müssen wir auch einen Augenblick verweilen, wenn es am Kranken- und Sterbebett seiner Lieben steht. Wir müssen sehen, wie es sie pflegt und ihnen in jeder Bestimmung Erleichterung zu verschaffen sucht und sich überhaupt in diesen ernsthaftesten Lagen des Lebens bewährt. Es ist dies oft rührend mit anzusehen, wenn auch vielleicht manchem Leser beim Durchsehen der Mittel der Hof entfällt: *o, sancta simplicitas!*

Die Ärzte wollten manchmal recht weit, und es müsste eine erste Hälfte geleistet werden. Diesem Umstande verlinken die gesammelten Mittel aber nur zum geringen Theile ihren Ursprung. Man hat viel eher Grund anzunehmen, dass es das vielfach herrschende Misstrauen vor den studierten Ärzten war, welches das Volk zur Eigenhilfe trieb und ferner der Gedanke, dass doch auch jene manchen Krankheiten rat- und hilflos gegenüberstehen. Dass diese Ansicht auch jetzt noch vorhanden ist, beweist zur Genüge der Stand unserer heutigen Karypuscherei, und dass heute noch Leute aus den besten Kreisen zu geschäftsmässigen „Gesundbetern“, einem Schäfer Ast und dergleichen Leuten ihre Zuflucht nehmen. Man hat daher wohl kaum Grund, auf die Voreltern mit verächtlichem Stolze herabzublicken, wenn sie zum Theil zu recht absurden Mitteln, ja, zum krassen Aberglauben ihre Zuflucht nahmen. Sie wollten doch ihre Lieben so gern gesund haben! — Den Volksarzneien ist noch wenig Beachtung geschenkt worden, und so ist es denn auch Zeit, dass sie einmal ans Licht gezogen werden.

Möge diese Sammlung meines verstorbenen Vaters, die ich nach seinen Notizen und seinem Konzepte zusammengestellt habe, ein Antrieb auch zum Sammeln nach dieser Richtung hin sein, dann ist ihr Zweck und die Absicht des theuren Toten erfüllt!

Als Laie auf medizinischem Gebiete hat mein Vater es unterlassen, sich über den Wert oder Unwert der vorgeschlagenen Mittel auszusprechen; er hat sich vielmehr darauf beschränkt, in einzelnen Fällen eine eigene Bemerkung hinzuzufügen. Am Schluss der Arbeit bietet er die ortsübliche Bezeichnung der Krankheit. In allen den Fällen, in denen er über die Krankheit oder das gegen eine solche empfohlene Mittel zweifelhaft ist, hat er die lateinische Bezeichnung hinzugefügt.

Meiderich am Niederrhein, im Februar 1904.

Chr. Dirksen.

I. Krankheiten des Kopfes.

Gegen Kopfschmerzen sind mit Wasser und Essig angefeuchtete Umschläge zu benutzen. Gras und Vogelmiere um den Kopf gebunden, helfen ebenfalls. Man lege ein Blatt von einem roten Kappus auf den Kopf. Man mache aus Döchtgarn (wikegarn) einen etwa 30 cm langen Lampendocht, zünde ihn an und lasse den Qualm in die Nase ziehen. Man bade die Füße in Salzwasser, oder streue eine Hand voll Salz in die Schuhe und gehe darauf.

II. Krankheiten des Auges.

Entzündete Augen sind mehrmals täglich mit Kamillentees zu bähnen. Man nehme Märzschneewasser oder fließendes Wasser, mische demselben ein wenig weissen Augenstein, Zucker und Nelken bei, lasse die Mischung einige Tage stehen und wasche damit wiederholt die Augen. Heilung wird ebenfalls bewirkt,

wenn man einen faulen, süßen Apfel, oder in Scheiben geschnittene Gurken, oder rohes Rindfleisch, oder die Hälfte eines hartgekochten Hühnereies, aus welcher man das Gelbe entfernte, auf das Auge bindet. — Der im Frühjahr aus den Zweigen eines geschnittenen Weinstocks fließende Saft ist in Flaschen aufzufangen und zum Auswaschen der Augen zu benutzen. Wer gerötete Augen hat, trage bleierne Ohringe. Staub, Eisenschlag und dergleichen entfernt man aus dem Auge, wenn man ein Krebs-

auge (*Lapis Cancerorum*) unter das obere Augenlid schiebt; doch hilft in vorliegendem Falle oft auch eine Priese Schnupftabak, die Niesen und Tränen des Auges verursacht.

III. Krankheiten des Ohres.

Gegen Ohrschmerzen ist ein mit gemahlenem Pfeffer gefülltes leinenes Läppchen, welches vorher mit Spiritus angefeuchtet wurde, möglichst tief ins Ohr zu stecken. Man stecke ein Stückchen Speck von einem borg (verschnittenen männl. Schwein) ins Ohr und umwickle den Kopf mit Watte. Einige Tropfen warme Milch, oder warmes Rüböl, oder Kamillentee sind ins Ohr zu giessen. — Um den Eiter in einem kranken Ohr zu lösen und zum Auslaufen zu bringen, giesse man auf eine Vierteltasse weisse Bohnen kochendes Wasser und lasse die Dämpfe ins Ohr ziehen.

IV. Krankheiten der Nase.

Schnupfen heilt man, wenn man die Nase mit warmem Rüböl einreibt. Auch wird derselbe gehoben, wenn man ein warmes Spültuch unter die Nase hält und das darin befindliche Wasser aufzieht. Man lasse den Dampf von heissem Wasser oder Kaffee in die Nase ziehen.

Gegen Nasenbluten ist kaltes Wasser, oder Wasser mit Essig durch die Nase aufzuziehen. Kaltes Wasser, das dem Betreffenden unvermutet in den Nacken gegossen wird, stillt ebenfalls das Nasenbluten. Man veranlasse den Blutenden, die Arme emporzustrecken, oder seinen kleinen Finger mit einem wollenen Faden fest zu umwickeln. Gegen starkes und anhaltendes Nasenbluten lege man frischen Schweinedünger auf den Puls. Eine kleine Kupfermünze unter die Zunge gelegt, hilft ebenfalls.

V. Krankheiten des Mundes.

Gesprungene Lippen, wundes Zahnfleisch und Geschwulste an der Zunge werden durch den Bast vom Kreuzdorn geheilt. Nachdem man von den zur Verwendung besonders geeigneten jüngeren Zweigen die äussere Rinde entfernt hat, löse man mit einem Messer den grünen Bast ab und kaue denselben.

Um sich gegen Zahnschmerzen zu schützen, trage man eine Elefantenlaus (*Anacardia*) an einem Bindfaden um den Hals, oder man reibe mit schwachem Seifwasser einmal wöchentlich die Zähne so lange mit dem Finger ab, bis das Zahnfleisch zu bluten anfängt. Bereits vorhandene Zahnschmerzen beseitigt man, wenn man ein Stückchen Kalmus längere Zeit kaut. Man nehme Schnaps, brenne den Spiritus ab, reibe das übrig Gebliebene in der flachen Hand und ziehe es durch die Nase auf. Roggenmehl oder Weizenkleie in einem Säckchen warm auf die Wange gelegt, vertreiben ebenfalls die Zahnschmerzen. Gegen Zahnschmerzen ist heisses Brot auf die Wange zu legen. Man lege Bast vom schwarzen Holunder, oder feingeriebene Blätter von der Schafgarbe auf den kranken Zahn. Der Saft aus der sonnenwendigen Wolfsmilch (heksenmelk) ist hinters Ohr zu streichen. Spürt man an der rechten Seite Zahnschmerzen, so lege man hinter das linke Ohr ein Pflaster von grüner Seife mit etwas gemahlenem Kaffee.

VI. Krankheiten des Halses.

Schmerzen im Halse schwinden:

- a. wenn man trockenen Speck oder einen gesalzenen Hering um den Hals bindet,
- b. wenn man den Hals mit einem schwarzen Strumpf, den man den Tag über angehabt hat, umwickelt,
- c. wenn man gekochte und zu Brei gestampfte Kartoffeln möglichst heiss als Umschlag verwendet,
- d. wenn man den Hals mit Fliedertee und Glaubersalz, oder mit Salzwasser gurgelt,
- e. wenn man ein nasses Tuch um denselben schlägt.

Heiserkeit hört auf, wenn man den Hals mit Tee aus den Blüten der Königskerze gurgelt. —

Husten wird durch folgendes Mittel beseitigt: Trockene Blätter vom Brombeerenstrauch werden mit einer Möhre, einer Handvoll Weizenkleie und einer Stange Süssholz gekocht. Darauf wird die entstandene Flüssigkeit durch ein Tuch geseiht, mit Lakritzen, Salmiak und braunem Kandis versüsst und tassenweise gegen Husten getrunken. —

Ist das Zäpfchen im Halse geschwollen, so streiche man die Sehnen über dem Handgelenk wiederholt mit dem Daumen und mache mit dem Schlunde die Bewegung, als ob man etwas herunterschlucke; oder man versuche, „über dem Daumen zu gähnen.“ Zu dem Zwecke balle man die Hand zu einer Faust und zwar so, dass das obere Glied des Daumens von dem Zeigefinger und Mittelfinger fast ganz bedeckt ist und stemme das untere, unbedeckt liegende Glied desselben zwischen die Zähne und versuche zu gähnen.

VII. Krankheiten der Brust.

Wenn Kinder Brustschmerzen haben, sind deren Brust und Füße mit recht warmem Rüböl einzureiben und vor dem Feuer einzutrocknen. Das Übel wird ebenfalls beseitigt, wenn man den Kindern ein Talgpflaster (ungelsplöster) mit etwas geriebenem Muskat auf die Brust legt. Graue Kellerschnecken werden unter Hinzufügung von weissem Stampfzucker zu einem dickflüssigen Schleim gekocht und teelöffelweise eingegeben.*) — Spürt man Stiche an der linken Brustseite, so ist der Daumen der linken, im entgegengesetzten Falle der der rechten Hand mit den zu einer Faust geballten Fingern der entsprechenden Hand kräftig zu drücken. Man reibe die Seite mit warmem Rüböl ein, oder lege ein Senfpflaster auf dieselbe, oder verwende ein Hamburger Pflaster, welches man auf einen schwarzen seidenen Lappen gestrichen hat.

Brustschmerzen schwinden auch, wenn man recht heisses Salzwasser nimmt, einen leinenen Lappen darin taucht, diesen gut ausdrückt und auf die Brust legt. Darüber ist eine wollene Decke zu tun. Die Prozedur ist oft zu wiederholen.

*) Man glaubt allgemein, dass obiges Mittel unter dem Namen „schlekkensirup“ auch in der Apotheke erhältlich sei. Was man hierorts aber unter dieser Bezeichnung, in Ostfriesland unter dem Namen „slakkensiröp“ und „sniggensiröp“ in der Apotheke bekommt, wird nicht aus Schnecken, sondern aus der Althee- oder Eibischwurzel hergestellt und ist als Syrupus Althaeae bekannt. Die offenbar mit Rücksicht auf die schleimige Beschaffenheit der Masse gewählte Bezeichnung hat zu obigem Irrtum Anlass gegeben.

VIII. Krankheiten des Magens und des Unterleibes.

1. Gegen Magenschmerzen ist der aus den Flüssen angeschwemmte Sand, der besonders an der Emscher in grosser Menge vorkommt, zu gebrauchen und mit etwas reinem Brunnenwasser einzunehmen. Hat man keinen Treibsand (drieffsand) zur Stelle, so nehme man einen Teelöffel weissen Streusand mit etwas Wasser ein. — 12 bis 18 Pfefferkörner, mit etwas Wasser heruntergeschluckt, leisten gegen das Übel ebenfalls vortreffliche Dienste; das Mittel ist nöthigenfalls zwei- oder dreimal zu wiederholen. Gegen Magenschmerzen ist ein aus getrockneten Blüten des gewöhnlichen Klees, oder ein aus gleichen Teilen Pfeffermünz und Kamillen bereiteter Tee zu trinken. Schnaps und Wurzeln vom Meerrettich helfen ebenfalls. Auf Wurzeln des Tausendgüldenkrauts (*Erythraea Centaurium*) giesse man eine halbe Kanne Schnaps, lasse denselben 24 Stunden ziehen und trinke morgens im Nüchtern ein Gläschen davon. Man röste Schweinehufe (farkes-schuun) wie Kaffeebohnen in einem Topfe, drehe sie dann in einen Lappen und klopfe sie mit einem Hammer möglichst fein, giesse eine entsprechende Menge Schnaps oder doppelte Anisette darauf und nehme morgens, bevor man noch etwas gegessen hat, ein Gläschen voll davon ein. Das Mittel ist dreimal täglich anzuwenden. Ein Kalmus-schnäpschen, oder ein Schnäpschen mit etwas geriebenem Muskat (beschötene nut) sind ebenfalls vortrefflich gegen Magenschmerzen. Eine Flasche mit Schnaps und etwa 10—15 grünen Wallnusschalen ist in die Erde zu vergraben; nach 24 Stunden kann man davon einnehmen. Man mache einen blauleinenen Lappen oder einen irdenen Teller heiss und lege ihn auf den Magen. Man reibe die Magengegend gehörig mit gutem Schnaps ein. Der Patient esse soviel Hutzucker, als ihm nur irgend möglich ist. Man pappe mit gekochter Hafergrütze. Gegen Magenschwäche nehme man jeden Morgen ein weichgekochtes Ei im Nüchtern, so heiss wie man es vertragen kann.

2. Gegen Schluckzen (singultus), in Meiderich=huuk, sind nachstehende Worte dreimal ohne Atemholen und ohne Unterbrechung zu sprechen:

Ik heb den huuk,
den huuk het mij;
wis dôu em hewwe,
dan krieg em dij.

Man soll den mit Schluckzen Behafteten erschrecken, ihm etwa unvermutet einen gehörigen Stoss in den Nacken geben, oder ihm raten, ein Klümpchen Erde zu essen.

3. Gegen Gelbsucht ('t geel) ist Tee von den Blättern der Stechpalme (hölzkrappen) zu gebrauchen. Läuse auf Butterbrot sind das gebräuchlichste und am meisten empfohlene Mittel. Der Wirbel des Kopfes ist täglich mit Franzbranntwein, welchem man geschabten Rotstein (rôdsteen) beimische, zu waschen; ausserdem ist Tee von Erdbeerranken einzunehmen. Man schabe etwas von den Fingernägeln, tue es in Schnaps und trinke es. An drei aufeinander folgenden Tagen ist frühmorgens, bevor die Sonne aufgeht, ein mit Essig geklopfter Eidotter einzunehmen.

4. Gegen Durchfall esse man anstatt des hierorts üblichen Schwarzbrottes Weissbrot mit etwas Butter. Reissuppe mit gemahlenem Kaneel hilft ebenfalls. Ferner rät man, buukweite-ufle mit Kaneel zu essen, d. h. in der Pfanne gebackene Hefekuchen aus Buchweizenmehl mit Zimt. Man brate ein frisches Brötchen, nachdem man es durchgeschnitten hat, auf dem Ofen und esse es mit Butter. Rotwein, welchen man mit Stangenkaneel kochte, ist zu trinken. Man streicht auch die Blüten des grossblättrigen Wegerichs ab, giesst heisses Wasser darauf und trinkt den Tee davon. Auch empfiehlt man, ein warmes Brötchen, das mit Baumöl getränkt wurde, zu essen, oder getrocknete Waldbeeren gekocht und mit Zucker versüsst einzunehmen.

5. Gegen Verstopfung kleiner Kinder, selbst der Säuglinge, ist ein Seifen- (seeppill) oder Talgstopfen anzuwenden, welchen man denselben in den After steckt; Erwachsene nehmen anstatt desselben eine getrocknete Pflaume, (kwetsch) welche sie nach Entfernung des Steins umdrehen, so dass das Innere nach aussen kommt, und verfahren in gleicher Weise. Man nehme ferner Korinthen, giesse kochendes Wasser darauf und tue Zucker hinzu. Bei ganz kleinen Kindern: Muttermilch mit etwas Stärke.

Aus der Apotheke bezogene Mittel, die hierorts gegen Verstopfung eingenommen werden, sind:

Hufeland's Kinderpulver,
Faulbaumrinde, aus der Tee bereitet wird, und
Sennesblätter (seemsbleer), welche mit Pflaumen gekocht werden.

6. Gegen Kolik ist heisse Milch mit etwas geschmolzener Butter oder mit geriebenem Muskat einzunehmen. Schnaps, der einige Tage auf geschälten Rosskastanien gestanden hat, hilft ebenfalls.

7. Wenn Kinder an Spulwürmern leiden, lege man denselben einen mit gewärmtem Tran getränkten leinenen Lappen auf den Nabel. In Tran gebratene Zwiebeln auf den Nabel gelegt, helfen ebenfalls. Man koche Milch mit Knoblauch, versüsse sie mit etwas Zucker und gebe davon zu trinken. Leiden erwachsene Personen an Würmern, so sollen sie morgens, bevor sie noch etwas gegessen haben, einen Mund voll Brot längere Zeit kauen, dann ausspucken, und nachdem sie den Mund mit frischem Wasser gereinigt haben, ein Schnäpschen trinken. Auch empfiehlt es sich, frühmorgens Wasser von eingemachtem Sauerkraut (kúm) zu trinken.

8. Mittel gegen Bandwürmer: Das Kraut vom Rainfarn (fanekruud) wird getrocknet, zu Tee verwendet und morgens bei nüchternem Magen eingenommen. Wenn der Wurm dann nicht abgeht, ist eine Hungerkur durchzumachen, die 2×24 Stunden dauert. Während dieser Zeit wird, wenn irgend möglich, auch kein Wasser getrunken, höchstens ein gesalzener Hering gegessen. Sollte der Bandwurm noch auf sich warten lassen, so koche man frische Milch und stelle sich mit geöffnetem Munde über dieselbe, worauf er alsbald erscheint; man halte aber eine Schere bereit, um ihm sofort den Kopf abzuschneiden zu können. Das übrige Ende des Wurms geht auf dem natürlichen Wege fort.

9. Harnverhaltung (Ischuria) las up et water. Wer daran leidet, bereite Tee aus den Kernen von Mispeln, oder aus getrockneten Goldblumen, oder aus den Schoten des Besenginsters (brömme), oder aus etwa 10 Pflirsichkernen (pirskes), oder aus den Blüten des Liebfrauenbettstrohs.

Man empfiehlt weiter: Tee aus den Fäden der Bohnen, Tee von Petersiliensamen, Tee von den Schalen der grossen Bohnen und Wachholderbeerentee. Während der Patient schläft, stecke man dessen Hände in kaltes Wasser.

Beabsichtigt man eine sofortige Entleerung der Blase, so nehme man vier Schwefelhölzchen, wie sie vor Einführung der Streichhölzchen im Gebrauch waren, zünde sie an und halte sie unter die Nase.

10. Bruch. Man töte eine Kröte (giftige pet) und reibe den Unterleib damit ein, oder man benutze Bärenfett zum Einreiben desselben. Spieköl, Eieröl, Dillöl, Kamillenöl und Peteröl werden zu gleichen Teilen untereinander gemischt und zum Einreiben des Unterleibes verwendet.

IX. Krankheiten der Haut.

1. Sommersprossen (sommersprutte) schwinden, wenn man das Gesicht wiederholt mit Pferdemicch wäscht. Auch kann man Schlamm aus einem stehenden Gewässer, oder den aus frischem Quarkkäse fliessenden Molken, ferner Tau vom Grase zum Waschen verwenden.

2. Rote rauhe Flecken am Kinn, hierorts „teters“ genannt, schwinden, wenn man wiederholt mit einem Goldstück längere Zeit darüber reibt; auch kann man das aus ungesalzener Butter fliessende Wasser dagegen gebrauchen.

3. Warzen (wratte) vertreibt man, wenn man diese zählt, ebensoviele Knoten in einen Bindfaden macht und diesen unter der Türschwelle oder Dachtraufe vergräbt. Man nehme Schale von der grossen Bohne (dikke bone) und reibe mit der inneren Seite derselben wiederholt die Warzen ab, die Schale aber vergrabe man. Der mit Warzen Behaftete hat seine Hände am Gesicht eines Toten zu streichen. Während des Grabläutens sind die Hände in fliessendem Wasser zu waschen, wobei zu sprechen ist:

Do lujen se en dojen in et Graf
ik wasch my al mine wratten af.

Wiederholt mit nüchternem Speichel angefeuchtete Warzen schwinden. Mit Erfolg wird die Milch der sonnen-

wendigen Wolfsmilch, die man hier heksenmelk nennt, angewendet; auch hilft weisse Kreide (witte knied), wenn man sie wiederholt über die Warzen streicht. Man nehme frisches Rindfleisch (auch Speck), reibe damit die Warzen und vergrabe es. Von einer rohen Kartoffel schneide man eine Scheibe ab, bohre das übrige Stück mit einem Messer aus, so dass ein Töpfchen entsteht, und fülle dieses mit Salzkörnern. Mit dem abgeschnittenen Stück wieder zugedeckt, ist die Kartoffel an einen kühlen Ort, am besten in den Keller, zu bringen und so hinzustellen, dass sie nicht umfallen kann. Um dies zu verhüten, lege man sie in ein Töpfchen oder eine Tasse. Sobald das Salz geschmolzen ist, sind die Warzen verschwunden. Empfohlen wird auch, Schnecken zu suchen, so viel als man Warzen hat, und jede einzeln über sämtliche Warzen zu reiben.

4. Gesprungene Hände, d. h. mit „kiperkenen“ versehene, heilt man, wenn man sie abends vorm Zubettegehen bebisst (seike, sekke). Haben sich aber in der Handfläche oder zwischen Handfläche und Daumen tiefe Risse, sog. kene, gebildet, so nehme man Pech, mache es so heiss, dass es tröpfelt, und lasse es in die wunden Stellen fließen. Auch kann man anstatt dessen Talg oder Wachs mit etwas Rüböl (ölig) anwenden. Oder man nehme den aus tannenen Reckenpählen (rekkepöl) quellenden dickflüssigen Saft (Terpentin) und streiche ihn in die kene. Der Saft braucht nicht heiss gemacht zu werden.

5. Blasen (blorren) an Händen und Füßen werden geheilt, wenn man durch sie einen wollenen Faden zieht. Dadurch wird nicht nur das vollständige Auslaufen des Wassers bewirkt, sondern auch die Haut bleibt erhalten. Auch durch die roten Klemmbblasen ziehe man einen wollenen Faden.

6. Brandwunden. Um zu verhüten, dass sich über dem durch Berührung mit einem glühenden Gegenstand oder heissem Wasser entstandenen Brandflecken eine Blase bildet, kann man eins der folgenden Mittel anwenden:

geriebene rohe Kartoffeln, grüne Seife, gekochtes Leinöl, süsse Milch, Kalkwasser, Weizenmehl, Apfel- oder Birnkraut, Essig, Tran, Sauerkraut.

Befindet sich die gebrannte Stelle an der Hand oder am Arm, so lässt sich auch folgendes, allerdings schmerzhaftes Mittel anwenden:

Man bestreicht den betr. Körperteil mit Öl oder Fett und hält ihn darauf möglichst dicht an das Feuer. Gegen die infolge Verbrennung entstandenen Wunden wende man folgendes Mittel an:

Man nehme ein frisches Hühnerei, lasse dessen Inhalt, nachdem man an der Spitze ein kleines Loch gemacht hat, in eine reine Tasse laufen, giesse ebensoviel Rüböl, das man der Bequemlichkeit halber in der Eierschale messen kann, hinzu und rühre die Masse so lange mit einem Stäbchen oder Löffel um, bis kein Öl mehr auftreibt. Darauf schmiere man die auf obige Weise gewonnene Emulsion möglichst dick auf einen leinenen Lappen und lege sie auf die Wunde. Das Mittel ist zweimal täglich frisch aufzulegen, und hat den Vorzug, dass es nicht festklebt, die Wunde rein hält und rasch Heilung bewirkt.

Mark aus Kohlstrunken (müsstrunk pl. müsstrünk), weisses Wachs und Baumöl (boomôlig) sind untereinander zu kochen und mittels eines leinenen Läppchens auf die Brandwunde zu legen. Auf Brandwunden lege man auch ein Blatt von der Heilzwiebel.

7. Zur Heilung von Brandwunden und sonstigen Wunden werden verwendet:

- a. die Blätter vom grossblättrigen Wegerich (wegsbler),
- b. Blätter vom Huflattich,
- c. Blätter der weissen Lilie.

Sie sind sämtlich mit der Unterseite auf die Wunden zu legen. Bildet sich in einer Wunde faules Fleisch, so streue man in sie weissen Stampfzucker.

Hat jemand sich einen Nagel oder einen anderen spitzen Gegenstand in den Fuss getreten, und stellt sich infolge dessen Entzündung ein, so bade man in möglichst warmem Wasser, das mit Vogelmiere zu einer dickflüssigen Masse gekocht wurde.

8. Geschwüre am Finger ('n schwer an de finger). Um solche zur Reife zu bringen, umwickele man den Finger

mit Speckscheiben,
mit gekautem Butterbrot,
mit gekochtem Weissbrot, dem etwas Safran beizumischen ist,
mit Scheiben von rohen Zwiebeln (look),
mit Zwiebeln, die in Öl gebraten wurden,
oder man lege die unter der Schale liegende Haut eines frischen Hühnereies auf.

Auch das wiederholte Baden des Fingers in gekochter Vogelmiere hilft.

Als besonders empfehlenswerte Mittel werden genannt:

- a. Frischer Kuhdünger (kudriet) und Menschenkot (driet), womit der Finger ebenfalls zu umwickeln ist,
- b. gekochter Leinsamen, in dem die Hand zu baden ist,
- c. ein Stück weisses, zu Pulver geklopftes Fensterglas, das mit feingehacktem Knoblauch, ungeschmolzenem Schweinefett, etwas Salz und Pfeffer gehörig untereinander gemischt ist. Dies ist aufzulegen und der Finger darauf mit einem Lappen zu umwickeln.

9. Splitter im Finger. Man lege einen Lappen mit grüner Seife auf, dann zieht der Splitter heraus.

10. Verbelte Hand — ein Übel, mit welchem in der Regel nur solche Personen behaftet sind, die schwere körperliche Arbeit verrichten. Es besteht darin, dass sich unter den Schwielen der Hand schmerzhaftige Entzündungen bilden, die es dem Betreffenden unmöglich machen, seine Arbeit zu verrichten. Mittel dagegen:

Die Hand ist mehrmals täglich in warmem Kamillentee oder in einer aus Rübgrün, Vogelmiere, grünen Roggenhalmen und Wasser gekochten Flüssigkeit zu bähnen. Darauf ist in süsser Milch gekochtes Brot aufzulegen, dem während des Kochens etwas Safran und Rüböl beigefügt wurde. Das Mittel wird angewendet, um die Geschwulst zur Reife zu bringen.

Geklopfte Poreblätter (breedlook) helfen ebenfalls, dergleichen schwarzer Teer, den man beim Lohgerber bekommt.

11. Wurm im Finger (panaricium). Hiergegen ist gekochter Leinsamen wirksam, in den man die Hand hält.

12. Gegen Gesichtsrose (belrose) ist ein Säckchen mit Schwefelblüte oder Alaun, oder die getrocknete Zunge von einem Fuchs, oder die schon unter V (Zahnschmerzen) erwähnte Elefantenaus um den Hals zu tragen. Auch empfiehlt man:

Nachtrahm von der Milch aufzuschmieren, Weizenkleie zu kochen und sich damit zu waschen, sich mit Schmalz einzureiben und dann Watte über die Stelle zu legen, dann nützt auch Alaun, den man in den Saum eines Unterrockes näht. Es muss jedoch ein Rock sein, den man täglich anhat.

Man drehe den Kopf in Watte und schütze sich vor Zugluft.

13. Gegen trockene und nasse Flechten. Man nehme ein eigrosses Stück ungelöschten Kalk, giesse eine Viertelkanne Baumöl darauf und bestreiche damit ein- oder zweimal täglich die mit Flechten bedeckten Stellen des Körpers, nachdem man sie vorher mit grüner Seife gehörig abgewaschen hat. Die wunden Stellen sind mit leinenen Lappen zu umwickeln.

Man kaufe für 20 Pfg. Lindenblüte und für 10 Pfg. Schwefelblüte, trockne die Lindenblüte in einem irdenen Teller oder Töpfchen auf dem Ofen gehörig nach, tue sie in einen leinenen Lappen, schlage sie mit einem schweren Gegenstande zu Pulver und siebe sie. Sodann mische man sie mit der Schwefelblüte und vereinige das Erhaltene unter stetem Umrühren mit einem Viertelpfund ungesalzenem Schmalz (schmalt), das mittlerweile auf dem Ofen heiss gemacht wurde. Man lasse darauf das Fett erkalten und benutze die entstandene Salbe, die auf leinene Tücher zu streichen ist, gegen Flechten. Vor dem Gebrauch des Mittels hat der Kranke 8 Tage lang ein Blutreinigungsmittel, etwa Lindenblütentee, Schwefelblütentee oder Walnussblätterttee einzunehmen.

14. Gegen Frost in Füssen (költ in de been) oder Händen ist die Galle von einem männlichen Schwein (borg) mit einem Pinselchen oder Federchen auf die vom Frost ge-

röteten Stellen aufzutragen. Auch hilft das Baden der Füße oder Hände in heissem Wasser, das man zum Abkochen von Kohlbus benutzt. Man nehme eine Handvoll Heu vom zweiten Schnitt, zünde es an und halte die Füße darüber. Man mache ein Stocheseisen glühend und bringe es nahe an die Füße. Auch rät man, das Fell von Schweineblume über die Frostbeulen zu legen. Ferner, die Füße in Schnee zu baden und in eiskaltes Wasser zu stecken.

15. Das Bluten eines Fingers wird gestillt,
a. wenn man den Finger mit einem Spinnewebe,
b. einem mit Rüböl getränkten leinenen Lappen,
c. etwas Papier von einer Tabakstute
umwickelt.

Befindet sich die blutende Stelle oben auf der Hand, so kann man eine Silbermünze auf dieselbe legen.

16. Hühneraugen (eesterogen) heilt man, wenn man die Füße in heissem Wasser badet, in dem man eingemachte Bohnen abgekocht hat, oder wenn man Lappen mit Essigsprit darauf legt. Will man sie schneiden, so bade man sie vorerst in heissem Sodawasser.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prägnanz der Ausdrücke des Tadels und Unwillens in den rheinischen Mundarten.

Von Dr. Jos. Müller, Trier.

In vorliegender Arbeit bezeichnen ϱ und δ offene Laute!

Reiche volkskundliche Probleme erschliesst uns die Betrachtung und Erforschung des Interessenkreises des Volkes; welchen Ideen, welchen Vorstellungen, welchen Beschäftigungen in Lust und Leid es sich am tiefsten hingibt, dies zu erkennen, fördert die psychologische Behandlungsweise der Volkskunde.

Am ehesten ist wohl der Wortschatz eines Volkes geeignet, uns die verschiedenartige Stärke der Interessen zu zeigen (vgl. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, S. 64 ff.). Aus der reichen Fülle der synonymen Benennungen, aus der genauesten sprachlichen Be-

zeichnung der kleinsten Teile eines Gegenstandes erkennen wir, dass vor allen Dingen das Interesse des Volkes an allem haftet, was für die Erhaltung der Existenz notwendig ist oder doch dem Volke notwendig zu sein scheint und was für die Freuden und Leiden des Lebens als bedeutungsvoll erscheint. Die verschiedenartige Ausbildung der Begriffskreise in synonymen Nüanzierungen lässt uns vor allen Dingen auch die verschiedenartigen Stimmungen und Wertgefühle erkennen, welche das Volk mit den Gegenständen, Handlungen und Zuständen verknüpft, die sein Denken und Sprechen beschäftigen. Durchmustern wir nun den Sprachschatz eines Volkes bezüglich der Ausbildung der Begriffe „gut, fördernd, angenehm“ einerseits und der Begriffe „schlecht, hemmend, unangenehm“ andererseits, so werden wir erkennen, dass das Verhältnis beider weit umfassender Begriffskreise ein durchaus ungleicher ist, dass das Wertgefühl des Volkes sich in dieser Beziehung weit mehr negativ als positiv äussert, indem es die Sprachschöpfung mehr auf die Ausbildung der Ungünstigen bezeichnenden Begriffe hingedrängt hat als auf die Ausbildung der die fördernden Momente umfassenden Begriffe, dass also das Interesse des Volkes, wenn auch notgedrungen, sich weitgehender und eindringlicher mit ungünstigen Erscheinungen beschäftigt (neben den gewöhnlichen Erscheinungen, die weder den Begriff „besser“ noch „schlechter“ enthalten, die nur den tagtäglichen Erfordernissen entsprechen). Aus diesem zu erschliessenden verstärkten Interesse an allen ungünstigen Erscheinungen entspringt andererseits aber das gesteigerte Bedürfnis nach sprachlichem Ausdruck des Tadels und Unwillens, der Verachtung, während das Ordnungsgemässe als selbstverständlich betrachtet sich mit weniger ausgebildeten Begriffsausdrücke begnügen muss. Und dies sprachliche Bedürfnis wird beim Volke nicht gehemmt durch Rücksichtnahme auf den Nächsten; — sprachliche Euphemismen in geringer Zahl dienen moralischen Erwägungen oder sind Erzeugnisse des Humors — es wird noch gesteigert durch eine oft zu einseitig wirkende moralische Anschauung, durch eine nicht unter feste Normen zu begrenzende ästhetische Empfindung und durch das starker Selbstsucht entspringende

Tunlichkeitsprinzip. Bedenken wir weiter noch die nie ersterbende Schimpf- und Necklust des Volkes, das nach Fehlern, Schwächen, Sünden, ordnungswidrigem Handeln des Nächsten in dieser Stimmung mit Lust und klarem Blicke forscht, Übertreibungen durchaus nicht meidend, so verstehen wir, weshalb das durch ein selbstverständliches Interesse geweckte Bedürfnis nach sprachlichem Ausdrucke des Tadels, Unwillens, der Verachtung den Wortschatz mit einer Unmenge von Ausdrücken gefüllt hat, die diesen Gefühlen dienen.

Den gleichen Gründen entspringt die Prägnanz dieser Ausdrücke. Prägnant ist ein Ausdruck des Tadels dann zu nennen, wenn er neben der genauen begrifflichen concreten Angabe der zu tadelnden Erscheinung zugleich den Nebensinn des Tadels enthält, so dass es keiner Umschreibung oder Hinzufügung bedarf; ist eine Tätigkeit als tadelhaft zu bezeichnen, so muss in dem einfachen Ausdrucke die begrifflich genau bestimmte Tätigkeit angegeben sein, zugleich aber auch der Nebensinn des Tadelhaften. Für viele tadelhafte Erscheinungen hat die Volkssprache stammhafte Wörter zur Verfügung, die in ihrer grossen Anzahl überraschen, ihren lebendigen Gebrauch aber dem stark empfundenen Bedürfnis des Tadels verdanken; dadurch, dass jedes nur für die eine bestimmte tadelnswerte Erscheinung gilt und die concrete Anschauungsweise stets zur Geltung gelangt, also Begriff und Tadel immer einheitlich vereint sind, sind sie prägnant. Doch ihre grosse Anzahl genügt nicht, um alle möglichen tadelnswerten Zustände, Personen, Dinge, Handlungen zu bezeichnen. Indes auch für diese Fälle, in denen ein prägnantes Stammwort nicht zur Verfügung steht, hat das sprachliche Bedürfnis prägnante Bezeichnungen geschaffen, indem es Ableitungssilben ausbildete oder der Sprache entnahm; diese, an ein einen bestimmten Begriff enthaltendes Stammwort angeschlossen, verleihen diesem den Nebensinn des Tadels, so dass auch hier die Forderung der Prägnanz erfüllt ist. Soll z. B. der Fehler einer Person bezeichnet werden, so ist der abgeleitete Ausdruck prägnant, wenn der Fehler durch ihn genau bestimmt ist, die persönliche Beziehung hergestellt und der Nebensinn des Tadels hervorgehoben ist.

Indem ich nun die in den rheinischen Mundarten gebräuchlichen Ableitungen behandle, hoffe ich zu zeigen, dass dem Volke ein überaus reiches sprachliches Mittel zum prägnanten Ausdruck des Tadels und Unwillens zur Verfügung steht, dass anderseits auch daraus der Schluss auf ein lebendiges Interesse an allem Tadelhaften gezogen werden kann.

I. Produktive Ableitungen hat die rheinische Mundart besonders zur Bezeichnung tadelnswerter Menschen männlichen Geschlechtes ausgebildet, während die Schwächen und Fehler des weiblichen Geschlechtes in zahlreichen stammhaften Wörtern, in Metaphern ihre treffende Bezeichnung finden; kein einheitliches Suffix fasst in letzterem Falle die Ausdrücke des Tadels zu einer auch äusserlich erkennbaren gemeinsamen Gruppe zusammen, das Suffix *-izâ*, welches heute als *ts-* *s* erscheint, lässt sich nur bei wenigen Belegen nachweisen, und dies auch nicht mit Sicherheit (*fots* schlechtes, liederliches Weib, *šlonts* nachlässiges Weib, *šluraks* nachlässig gehendes Weib u. a.); sicherlich ist diese Ableitungssilbe nicht produktiv. Unter der grossen Anzahl der persönlichen Benennungen fem. gen. nehmen eine einigermaßen hervortretende Stellung ein die von den Verben auf *-tšən* gebildeten Subst. auf *-tš* (*batš*, *betš*, *latš*, *klatš* klatschsüchtiges Weib, *laatš* langes, nachlässig gehendes Weib, *flutš* liederliches Weib, *blečtš*, *jrputš* (*jrputš*) weinerliches Mädchen, *klaatš* schlappes Weib, *knaatš* weinerliches, energieloses Mädchen, *krpötš* kränkelnde, mutlose Weibsperson, *kreetš* zanksüchtiges Mädchen usw.); diese Ableitungen stellen hier so die einzige zusammenfassende Gruppe dar.

a. Zur Bezeichnung tadelnswerter Personen männlichen Geschlechtes jedoch dienen der Mundart produktive Ableitungssilben (*əs*, *ərt*, *ərx*), aus denen besonders durch die Vielseitigkeit der Anwendung das Suffix *-əs* hervortritt, während *-ərt*, *-ərx* sich auf ein bescheideneres Gebiet beschränken. Das Stammwort, an welches die Ableitungssilbe antritt, enthält den genauen Begriff des Fehlers oder der Schwäche, die Mannigfaltigkeit der Synonyma bekundet auch hier die genaueste Beobachtungsgabe des Volkes an konkreten Dingen; die Ableitungssilbe dient dazu, dem Worte persönliche

Bedeutung zu verleihen und zugleich den Nebensinn des Tadels zu verstärken, der an und für sich schon dem Stammworte zukommt. Die Prägnanz dieser Ausdrücke besteht also darin, dass durch sie die Mundart die sprachlichen Mittel erhält, die Person, den genau bestimmten Fehler und die Empfindung des Tadels in einem Worte zu bezeichnen. Gewöhnlich sind es nur kleinere körperliche oder geistige Schwächen und Fehler, deren Träger durch diese Bildungen den, wenn auch oft unverschuldeten Tadel finden. Dabei wird bald die zu kurze, bald die zu lange, bald die zu schmale, bald die zu dicke Figur bemäkelt, ferner das ungeschickte, täppische Wesen, die Beschränktheit und Dummheit, das rüpelhafte Auftreten u. s. f., also lauter unnormale, das Auge beleidigende Verhältnisse an Körper und Geist. (O. Weise, Das Suffix -s in mitteldeutschen Mundarten, Zs. f. hd. Mda. III, 281 f.)

Verdienstvoll würde eine Sammlung der rheinischen Bildungen auf -əs sein, die der Mundart durch ihre grosse Anzahl ein besonderes Gepräge verleihen; hier muss ich mich mit der Aufzählung der südripuarischen Belege (Siebengebirge) begnügen.

Mängel der äusseren Gestalt und deren Folgen bezeichnen folgende Ausdrücke:

baxəs — böləs — štampəs — klöötəs — klöbəs — dicker, deshalb ungeschickter, plumper, schwerfälliger, unbeholfener Mensch; šwələs Mensch mit einem dicken, unförmlichen Kopfe, putəs dicker, ungelenker Junge. — krəbəs — kniibəs kleiner, verkrüppelter M., Knirps. — lööbəs — löökəs — labəs langer, deshalb unbeholfener, schlaffer M.; aber auch labəs — lööbəs einfältiger, läppischer M. Die Unarten der Knaben (joʒən) finden folgende persönliche Benennung: blarəs — blaarəs — blərəs — bələkəs Schreihäse, zu oft weinende Kinder; kwęgəs unzufriedener Junge, flöörəs schmeichelnder Junge, kwarəs 1) kleiner misswachsener Junge, 2) stets weinendes Kind. Die Unarten erwachsener Personen sind in folgenden Ausdrücken bezeichnet: böpələs — bröləs Schreier, murəkəs — broməs Murrkopf, flabəs läppischer, verrückter M., flöbəs gutmütiger, dummer M., fibəs verrückter M., knüüləs Dummkopf, larjəs — lęmpəs fauler, langsamer M.,

aufßer Stinker, moßes Fresser, taßes — taßes — täßes schwerfällig, tappend gehender M., täßes Spassverderber, wölbes Wähler, tarßes (Türke) schlechter Karl. dölməs — tölməs dummer, wenig anstelliger Mensch.

In einigen Fällen hat das masc. Suffix -əs auch Verwendung gefunden für sachliche Benennungen, gleichfalls mit verächtlicher Nebenbedeutung: horßes — öllinßes schleimiger Answart, kinkəs — moməs fester Nasenschleim, knaarəs dicker Schmier, bößkəs das Aufstoßen, knęßes Tabaksdampf.

Die sprachliche Herleitung dieser Ableitungssilbe scheint noch nach den bisherigen Behandlungen zwischen zwei Möglichkeiten zu schwanken (vgl. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 361 § 273, 3). Die einen (B. Schmidt, Der Vocalismus der Siegerländer Mundart, Halle 1894, S. 128f.; Münch, Aus der rip.-fränk. Mundart der mittleren Erfstgegend, Rhein. Gesch. bl. VI, 289) nehmen an, dass ein deutsches Suffix, hd. z, 3 (idg. ð) -s zugrunde liege (wie in krebis — Krebs zu nd. Krabbe), dass vor allem die mit diesem z-Suffix gebildeten hypokoristischen Personennamen (Landafredus = Lanzo, Winifredus = Winizo, Gottfried = Götz, Friedrich = Fritz, Konrad = Kunz) den Ausgangspunkt für die persönlichen Benennungen mit verächtlicher Nebenbedeutung gebildet haben. Dass Ableitungssilben, welche ursprünglich zur Bildung von Koseformen dienten, späterhin für Scheltformen Verwendung finden, ist kein aussergewöhnlicher Vorgang (vgl. die Degradierung der Deminutiv-Endungen -el, -chen in manchen Fällen). Schmidt a. a. O. will sogar aus dem Umstande, dass die Bildungen auf -əs (s) nur eine geringfügige Schwäche bezeichnen, noch auf eine nähere Bedeutungsbeziehung zu den alten Koseformen schliessen. Dass ein Suffix von Eigennamen auf Gattungsnamen übertragen wird, dafür bietet die deutsche Sprache noch mehrere Beispiele. (s. u. bald — hart — rich.) Schwierigkeit bietet nur die Erklärung der sprachlichen Form. Die Koseformen gehören der schwachen Deklination an, die Scheltformen flektieren stark; vor allem aber ist das Unterbleiben der Synkope bei den rhein.-hessischen Formen auf -əs und den schweizerischen Formen auf -is sprachlich nicht erklärbar auf Grund des deutschen Suffixes

Weniger Schwierigkeiten dürften hier die md. (ostmd.) synkopierten Formen bieten (Flapps, Knirps, Schlacks, Tapps u. s. f.), aber auch hier kann eine besonders in diesen Gebieten noch bis zuletzt wirkende jüngere Synkope ältere *əs*-Formen verdrängt haben, während im rhein. besondere Gründe die Form *-əs* erhielten. Weit weniger Schwierigkeit bietet die Herleitung der Scheltformen auf *-əs* von den lat. Personennamen auf *-us* (*əs*), zumal diese in den westmd. Gebieten die Form *-əs* behaupten. Diese Annahme vertreten besonders Heinzerling, Probe eines Wörterbuches der Siegerländer Mundart, Prgr. Siegen, S. 23 f. und jüngst Hoffmann-Krayer, Suffix *-is, -s* in schweizerischen Mundarten, Zs. f. hd. Mda. III, 26 ff. Soviel ist gewiss, dass die mundartlichen *-əs*-Formen (aus lat. *us*) jene Scheltformen in ihrer sprachlichen Gestaltung und auch in der mannigfachen Ausbildung beeinflusst haben, mag auch an und für sich die Annahme eines germ. Suffixes noch diskutierbar sein. Einige Gründe sprechen ausserdem noch für die lat. Endung *-us*. Nicht nur die burschikose Sprache hat es von jeher geliebt, lat. Endungen an deutsche Stämme zu hängen (vgl. Kluge, Studentensprache S. 35 ff.), auch in die Volkssprache sind Bildungen auf *-us* gedungen; aus der Kölner Mundart sind folgende erwähnenswert: *otsius dummer*, einfältiger M., *pefikus listiger* M., *bubəłatsius Schwätzer*, *habilius verrückter* M., *dresius banger*, *feiger* M., *knadərdarius kleiner*, *gedrungener* M., *südríp. fəutsius kluger* Junge.

Dazu sind gerade in den rhein. Mundarten Eigennamen lat. Ursprungs auf *-əs* zu Gattungsnamen geworden, ein Vorgang, der, dem Alter dieses Bedeutungswandels entsprechend, in frühe Zeit verlegt werden kann. In den heutigen Mundarten ist oft mit diesen zu appell. gewordenen Personennamen ein charakteristisches Adjectivum verbunden; als Rufnamen sind diese Formen selten mehr im Gebrauch, einige finden überhaupt nur als appell. Verwendung.

Ripuarisch: *drikəs* — *baʒən drikəs* ängstlicher Junge. (Rufn. *hendrəχ* — hein Heinrich) *tünəs dummer* M., (Rufn. *tün* — antun Anton) *seevər* — *špeimaanəs* Spucker, (Rufn. *hərman*) *knubələnduurəs* kleine, gedrungene Person, *rubələnduurəs*

Polterer, (Rufn. *duuræs Theodor*) *tomæs dummer M.* (Thomas), *jekæn — plakəjæn daamæs* ¹⁾ verrückter Kerl, ²⁾ Lump, *loꝝjiines* langer Kerl (Longinus, kein Rufn.), danach *flabiinæs* toller Kerl. *šēglæn tsaxeiæs* schielender M. (Zachaeus, kein Rufn.) *tsəbædeieæs* verrückter M. (kein Rufn.), *baxæs* dicker M. (Bacchus?) u. s. f. Dass aus solchen älteren -us-Formen Neubildungen auf -əs erwachsen konnten, ist zweifellos; „Dabei aber muss betont werden, dass dieselben nur zu einem geringen Teil auf wirklich nachweisbare -us-Ableitungen zurückgeführt werden können; denn wenn ein Suffix einmal begriffsbildend geworden ist, so können sich auch Neuschöpfungen an dasselbe ankristallisieren, ohne den gleichen langen historischen Weg verfolgt zu haben, wie die in ursprünglicher Form nachweisbaren Wörter.“

(Hoffmann-Krayer a. a. O. S. 27.)

b. Unter dem Einflusse von Eigennamen sind noch zwei weitere Gruppen von Gattungsnamen zur Bezeichnung des tadelnswerten Menschen im rheinischen Sprachleben entstanden. — Wie im ahd. nach dem Muster der Eigennamen auf -olf (= wolf) mit dieser Ableitungssilbe „männliche Wesen abgeleitet wurden, wenn die Idee des Ungeheuren, Unheimlichen und Bösen vorwalten sollte“ (vgl. triegolf, wānolf. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 392), und wie noch in der hd. Umgangssprache Bildungen nach dem Muster der Eigennamen auf -bald (-bold) zur Bezeichnung tadelnswerter Menschen aus den älteren Sprachperioden erhalten sind (Trunkenbold, Raufbold, Witzbold), so bildete die rheinische (fränkische) Sprache besonders nach dem Eigennamen auf -hart (Bernhart, Eginhart, Gerhart) nom. appell. auf -hart, die in den heutigen Mundarten auf -ərt oder -ət mit kaum vernehmbarem reduzierten r-Laut endigen. Die Tatsache, dass diese Art der Ableitung im mhd. zuerst bei dem Rheinländer Reinmar von Zweter zu beobachten ist (vergl. mhd. nem-hart, lügen-hart, trügen-hart. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 393), und dass besonders das Niederländische derart abgeleitete nom. appell. besitzt, erklärt wohl am besten die noch heute lebendige Verwendung dieser Wörter in den rheinischen Mundarten.

Aus der Eifelmundart (nach Hecking, Die Eifel in ihrer Mundart, Prüm 1890): *lubært* fauler Schlingel, *knousært* Geizhals, *löüsært* schlechter Mensch, *folært* ein dem Trunke ergebener M., *toopært* ein dummer M.; aus dem rip. *söüært* gemeiner, schmutziger M., *kiipært* Geizhals, *höömært* tölpelhafter M. Zahlreich sind in dem Wörterbuch der Eupener Sprache von Aug. Tonnar und Wilh. Evers, Eupen 1899, diese Bildungen vertreten: *fuldært* (mit euphon. d) Faulenzer, *gaapært* Gaffer, *hüldært* Heuler, *labært* Taugenichts, *löüært* der Träge, *plompært* plumper, unhöflicher Mensch, *štinkært* der Stinkende, *wöülært* Wühler, *voldært* Betrunkener. Aus dem Siegerländischen verzeichnet Schütz (Schütz, Das Siegerländer Sprachidiom Prgrm. I 1845, II 1848) folgende: *šlobært* armer, bemitleidenswerter Mensch, *šmakært* grober Mensch, *špakert* widerspenstiger M.

c. Die zweite Gruppe stellt die nom. appell. auf *-æræχ* (erich) dar, die, wie es scheint, ihre Bildung den Eigennamen auf *-rich* (Friedrich, Heinrich) verdanken, in gleicher Weise wie das nhd. *Wüterich* und das mhd. *toberich* (vgl. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 378 § 285). Da jedoch viele Belege zeigen, dass den Ableitungen auf *-æræn* auslautende Verbalstämme zugrunde liegen, kann es sich nur um eine willkürliche Weiterbildung handeln. Auch ist die Vermutung nicht ausgeschlossen, dass an die Verbalstämme auf *-æræn* das besonders im hess. vielfach zum Ausdrucke verächtlicher Menschen verwandte Suffix *-ch* (*æχ*) herantrat und dass diese Wortformen mit dem einheitlich aufgefassten Suffix *-erich* nun zur Weiterbildung anregten. Doch sind im rip. die Belege für das einfache Suffix *-æχ* (ahd. *uh*) zu spärlich, um diese Vermutung zu unterstützen (s. u.). Südripuarische Belege: *dødæræχ* dicker, schwerfällig gehender Mensch, *fladæræχ* unstäter M., *höömæræχ* plumper M., *boldæræχ* Polterer, *kwadæræχ* dicker, „watschelig“ gehender Junge, *štödæræχ* und *študæræχ* kleiner, dicker, deshalb schwerfällig gehender Junge, *wadæræχ* schwerfällig gehender M., *wöötæræch* *Wüterich*; daneben werden Bildungen wie *šnadæræχ* Schwätzer, *šwadæræχ* dicker, fatter Mensch, doch seltener, vernommen; aus der kölnischen Mundart verzeichne ich noch *löömæræχ* fauler, phlegmatischer

Mensch; aus der Eifel *rebərəχ* und *derməərəχ* magerer, langer Mensch; aus dem Siegerländischen *domərəχ* dummer Mensch, *alweriχ* alberner M., *putərəχ* dicker M., *knistərəχ* Ränkemacher, *knötərəχ* böser Junge, *leləərəχ* „einer, der in den Tag hineinspricht“.

d. In hess., nass. und westerw. Mundarten hat das dem ahd. Masculinsuffix *-ah* (*-uh*, *-ih*) entsprechende Suffix *-ch* (mit Synkope des unbetonten Endsilbenvokals) eine reiche Verwendung gefunden zur Bildung von nom. appell., die einen mit geistigen und leiblichen Gebrechen behafteten Menschen bezeichnen (vgl. B. Schmidt, Der Vokalismus der Siegerländer Mundart, S. 127-128. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 377 § 284). Aus der deminutiven Bedeutung, welche dies Suffix schon einigen ahd. und mhd. Ableitungen verlieh, und dem bekannten Bedeutungswandel der Deminutiv-Bildungen, denen der Nebenbegriff des Unscheinbaren und Verächtlichen in späterer Zeit aufgedrängt wurde, dürfte sich der umfassende Gebrauch des Suffixes in den genannten Mundarten zur Ableitung von nom. appell. mit der Grundbedeutung des Verächtlichen erklären lassen.

Aus dem Siegerl. erwähne ich nur einige: *abch* Hanswurst, *habch* gieriger Mensch, *fulch* fauler Kerl, *šdubch* kleiner Mensch usw. Aus dem nass. *alpch* Einfallspinsel, *aulch* furchtsame Person, *dutch* kleine Person, *fitch* Windbeutel, *flapch* blödsinniger Mensch usw. Aus dem ripuarischen sind mir dagegen nur zwei Fälle bekannt (mit dem Gleitlaut *ə*): *fauləχ* fauler Kerl, *kniipəχ* Geizhals; als Sachnamen: *teetəχ* teichige Masse. Vielleicht enthält die Eifelmundart mehr Belege.

e. Auch der Wortzusammensetzung bedient sich die Volksmundart, um dem sprachlichen Bedürfnis nach prägnanter Bezeichnung tadelnswerter Menschen zu genügen. Durch die häufige, oft metaphorische Verwendung desselben zweiten Kompositionsgliedes entsteht eine Gruppe lebendiger typischer Wortbildungen, die zu fortwährender Neubildung anregen. Das zweite Kompositionsglied bezeichnet meist die Person „nach dem charakteristischen Körperteil“. Im rip.: *baləχ* Balg, *sak* Unterleib, *pants*, *kop* Kopf; *šreibaləχ* Schreier, *freəspaləχ*

Fresser, soubaləχ, drəkpaləχ Schmutzfink, luxpaləχ Lügner, fluubaləχ mit Ungeziefer belastet, deksak unförmlich dicker Mensch, dinzəlsak unzufriedenes Kind, dreksak Schmutzfink, frəxsak ungezogenes Kind, frəxsak Fresser, klatšsak Anträger, knaatšsak weinerliches Kind, rotsak (rotsləfəl) Schmierfink, šloofsak verschlafener Mensch usw.; drək — sou — pants Schmierfink, luxpants Lügner; dekəp eigensinniger Mensch, soukəp Schmutzfink, batškəp Schwätzer; domkəp dummer Kerl, šmeęrkəp Schmierfink, kwatškəp Schwätzer, štrapəlkəp unruhiger Mensch usw.

II. Tätigkeiten, die lästig in die Sinne fallen, erregen den Unwillen des Mannes aus dem Volke, besonders wenn sie die Gemütsruhe durch lästig empfundene Wiederholung stören oder gar zwecklos, aus eitlem Vergnügen öfters erfolgen. Das sprachliche Bedürfnis drängt dazu, dem durch derartige Tätigkeiten hervorgerufenen Unwillen Ausdruck zu verleihen durch prägnante Bezeichnung der Handlung in substantivischer Form, in welcher neben dem deutlichen verbalen Begriff der Handlung der Nebenbegriff des Tadelswertes gleichzeitig enthalten ist. Letzterer wird durch Verwendung einer Ableitungssilbe der Wortform beigefügt. In den meisten Fällen sind diese Suffixe ursprünglich dazu bestimmt, zu Verben Verbalsubstantiva mit iterativer und frequentativer Bedeutung zu schaffen; aus der Vorstellung der wiederholten Handlung ergibt sich der Bedeutungswandel d. h. die Beschränkung auf lästig empfundene wiederholte Handlungen ohne schwere Übergänge.

a. Wie in der nhd. Umgangssprache zu Verbalstämmen durch die Vorsilbe ge- und die dem ahd. Suffixe -i (ja) entsprechende Nachsilbe -e Verbalsubstantiva mit der Nebenbedeutung der wiederholten, lästig in die Sinne fallenden Handlung gebildet werden (vgl. Gelaufe, Getue, Gerenne), so dient in den rheinischen Mundarten diesem Zwecke das lebendig wirkende neutrale Suffix -ts, -s (älterem e z e entsprechend) mit Praefigierung von jə-. Schon in mhd. Zeit zeigen besonders ripuarische Quellen eine reiche Verwendung dieser Wortbildung (vgl. Bech, Germ. 10, 395 f.; 14, 431 f.; 22, 290 f. und Wilmanns, Deutsche Gram. II, 363, § 274,4; gejageze

zu jagen, geruoſze zu ruofen usw.) So lebendig wirkt diese Wortbildung heute noch, dass nur wenige Verbalstämme aus der grossen Anzahl aller gebräuchlichen dieser Substantivierung sich entziehen, so dass fast jede Tätigkeit, die durch zwecklose störende Wiederholung Unwillen erregt, als solche von dem Volke kurz substantivisch bezeichnet werden kann. Aus der grossen Menge der möglichen Bildungen führe ich aus dem südriparischen Dialekte nur einige an: *jələks* Gelecke, übermässiges Küssen, *jəkixs* — *jəkexs* fortwährendes störendes Husten, Räuspern, *jəloks* fortwährendes Bellen der Hunde (*logən* = lauten „bellen“), *jəwəxs* störendes, unruhiges Bewegen, *jədöönts* Getue, unruhiges Benehmen, *jəlööfs* Lauferei, *jəpöfs* vieles, unangenehm empfundenes Rauchen, *jəjöks* lästiges, lange währendes Jucken, *jələxs* Gelächter, *jəpaps* das häufige Breiessen, *jətsenk* Gezänk, *jəšriifs* Schreiberei, *jəbröots* — *jəbröötš* zu lange währendes, oder zu oft erfolgendes Braten, *jəkreetš* unaufhörliches Zanken und Weinen der Kinder.

Besonders gerne verbindet sich das Suffix mit den auf -əl, -ər auslautenden Verbalstämmen, denen schon ursprünglich meist die Bedeutung von Iterativa zukommt und die als solche in den Volksmundarten vielfach eine durch Wiederholung unangenehm wirkende Tätigkeit bezeichnen: *jəbabəłts*, *jəbəbəłts* störendes Geschwätz, *jəbədəłts* lästiges unaufhörliches Betteln, *jəfizəłts* durch seine Dauer lästiger feiner Regen, *jəkabəłts*, *jənötəłts*, *jənagəłts* fortwährendes Schimpfen, Zanken, *jərepełts* Gerappel, *jəknotəš* Schimpferei, *jəšnadəš* Geschnatter, *jətrentəłts* das Zaudern, *jəwagəłts* — *jəwibəłts* — *jəwəzəłts* unruhiges Bewegen usf.

In den meisten Fällen soll die Verwendung dieser Wörter dem durch störende Häufigkeit oder zwecklose Wiederholung einer Handlung anderer erregten Unwillen Ausdruck verleihen; doch auch eignes Handeln, das trotz öfteren Ansatzes keinen Erfolg verspricht oder durch seine Dauer ermüdet, wird kurz durch solche Bildungen bezeichnet.

Da das Suffix indes den mit ihr abgeleiteten Verbalsubstantiven allgemein den Charakter des Tadelnswerten verleiht, so wird oft die iterative Bedeutung weniger beachtet, und jede Einzelhandlung des Nebenmenschen in ihrem Ver-

laufe und ihrer Vollendung, welche das Interesse oder Wohlempfinden des andern stört, kann durch eine solche Wortbildung als tadelswert, als ungehörig bezeichnet werden. So erweitert das Suffix sein Begriffsfeld. *dat jəplöxs* bedeutet nicht nur das durch seine Dauer (also öftere Wiederholung derselben Arbeit) oder durch öftere Notwendigkeit ermüdende Pflügen, sondern auch das schlechte, trotz der Zeitvergeudung nicht ordnungsgemässe Pflügen; der Ausdruck *dat jəliəš* kann nicht nur bedeuten, dass dem Nebenmenschen das Lernen der andern zu lange dauert oder zu oft erfolgt, dass eigenes, zu lange währendes oder zu oft gefordertes Lernen ihm lästig fällt oder nur notgedrungen erfolgt, sondern auch soll er das schlechte, erfolglose Lernen anderer geisseln. *dat jəšrups* nennt der Hausvater das Schrubben der Zimmer, wenn ihm zu viel und zu oft geputzt, im wasər *jəmatš* wird, aber ebenso die Hausfrau, wenn das Mädchen zu oberflächlich putzt, ja sie wendet es auf ihre eigene Tätigkeit an, wenn sie trotz eifrigen und öfteren Putzens die Zimmer doch nicht sauber halten kann und immer wieder den šrüber in der Hand halten muss.

Dasselbe Suffix dient zur Ableitung von Nominalstämmen, um Gegenstände, die dem Eigeninteresse hemmend im Wege stehen, als solche kurz zu bezeichnen. Grundlegend ist hier die kollektive Bedeutung, welche ursprünglich das Suffix seinen Ableitungen verlieh; so im *rip.* der mhd. Zeit: *gebeinze* kollekt. zu *bein*, *gevogelze* zu *vogel*, *gemürze* zu *müre* usw. (vgl. Wilmanns, Deutsche Gram. II, 363 § 274, 4.) Auch in den heutigen Mundarten bleibt die kollektive Bedeutung vorherrschend; aus ihr entwickelt sich durch Hinzutreten der in dem Begriffe der Menge ruhenden Nebenbegriffe die Bedeutung des Unbequemen, des Tadelswerten. Dinge, die durch ihr Vorhandensein in Menge lästig fallen, der Arbeit hinderlich sind, das geordnete einheitliche Bild stören, werden als solche durch diese Ableitung bezeichnet, mögen sie auch einzeln oder in geringerer Anzahl durchaus nicht unbequem wirken; aus dieser kollekt. Bedeutung mit dem Nebenbegriff des Unbequemen, des Hinderlichen erweiterte sich in einigen Fällen der Umfang des Begriffes auch auf solche Dinge, die

durch ihren schlechten Zustand den Unwillen erregen. *ještöölts* bezeichnet so nicht nur die Stühle, welche durch ihre Menge oder ihre ungeordnete Aufstellung die Arbeit hindern, sondern auch diejenigen, welche ihres defekten oder zweckwidrigen Zustandes halber Ärger erregen. Doch ist diese Begriffs-erweiterung seltener, wie denn überhaupt die Nominalab-leitungen dieses Suffixes gegenüber den Verbalableitungen in der Minderzahl sind. Aus dem rip. mögen folgende genannt werden:

jəšrүүfs viele hindernde oder unbrauchbare Schrauben, *jəštrүүxs* viele hindernde Sträucher, *jədiīəš* (Tiere) z. B. Hunde, welche durch ihr Treiben die Ruhe stören, lästig fallen; *jəbələks* hindernde Balken, *jəpöymps* (*ropm* Stange) viele in Unordnung gebrachte oder unbrauchbare Stangen, *jəlömps* Lumpen, viele hindernde Kleidungsstücke, in Unordnung liegende Lumpen; *jəknöxs* zu viele Knochen im Fleische, *jəknürəfs* zu viele Knorpel im Fleisch, *jəšööxs* (Schuhe) zu viele Schuhe, die zu reinigen sind; aber auch schlechte Schuhe: (vgl. Münch, Aus der rip.-fränk. Mda. der mittleren Erft-egend, Rh. Gesch.-Bl. VI, 292.)

b. Doch dieses so vielseitig verwandte Suffix scheint dem Sprachbedürfnis des Volkes nicht zu genügen, um Tätig-keiten als Unwillen erregend zu bezeichnen; in gleichem Umfange und in gleicher Bedeutungsformung dient das auch in der nhd. Umgangssprache vielfach angewandte Suffix *-ei*, *-ərei* diesem Zwecke. *-ei* entspricht dem aus dem rom. ent-nommenen mhd. Suffix *ie* (= nhd. *ei*); es verbindet sich mit Verben auf *-el*; *-ərei* ist eine Verbindung jenes rom. Suffixes mit der Nachsilbe *-er* (mhd. *aere*) der nom. ag. (Spieler, Trinker, Lehrer), von denen besonders in mhd. Zeit solche Ableitungen gebildet wurden. (vgl. Wilmanns, Deutsche Gramm. II, 379 § 287, 1.) Während im nhd. noch nominale Ableitungen gebräuchlich sind, welche „eine Eigenschaft des Handelnden, das Gewerbe der Person oder den Ort, an dem es betrieben wird“, bezeichnen (Bäckerei, Jägerei, Fischerei), kennt die rhein. Mundart diese Bedeutungsweise nicht mehr. Die vorkommenden Wörter sind der Schriftsprache entlehnt. Die rhein. Wörter auf *-ərei*, *-əlei* bestimmen ausschliesslich

eine Handlung, die Tadel oder Verachtung verdient. Die Gruppe dieser Wörter ist ungemein stark in den einzelnen Mundarten vertreten, sie konkurriert zwar mit den Bildungen auf *ja - - ts*. Doch bestehen beide Gruppen lebenskräftig nebeneinander, trotzdem das iterative Moment auch bei den Bildungen auf *-arei* als grundlegend hervortritt, ein Zeichen, dass die Volkssprache bei lebhaft empfundenem Bedürfnis Ableitungsarten, die gleichem Zwecke dienen, nebeneinander erhält, ohne die eine der andern zu opfern. Auch bei der Gruppe auf *-arei* beschränkt sich in vielen Fällen die Bedeutung nicht allein auf Handlungen, die durch zwecklose oder aussichtslose Wiederholung lästig fallen, unter ihren Begriffskreis kann auch jede Einzelhandlung fallen, die ungehörig, unangebracht erscheint. Letztere Grundbedeutung kommt fast ausschliesslich den Bildungen auf *-alei* zu, die von Verben auf *-al* abgeleitet sind, die ja an und für sich schon verächtlichen deminutiven Sinn haben.

Aus der grossen Menge dieser Bildungen mögen nur einige rip. Belege folgen:

botsarei f. zu oft erfolgendes, aber auch schlechtes Putzen, *dökarei* (zu *dökän*, drücken, drängen) wiederholtes, lästiges Drängen; *špöölarei* zu oft notwendig gewordenes Spülen, auch schlechtes Spülen; *šreiarei* wiederholtes, lästiges Schreien, *šriivarei* aufgedrungenes, lästig empfundenes, vieles Schreiben, auch schlechte Schrift; *fušarei* öfteres Betrügen, (*fušän*) *hudalei*, *fudalei*, *šumalei* Betrügerei, *kegəlei* schlechtes Kegeln, *bomalei* Bummelei; *knüzalei* Schmiererei; usw. Sprachlich bemerkenswert ist es, dass von Verben auf *-al* sogar Ableitungen auf *-arei* gebräuchlich sind: *kegelarei*, *hudalarei*, *knüzalarei*.

Die denominativen Ableitungen, welche neben den verbalen gebräuchlich sind, haben ausschliesslich verächtlichen Sinn. *šweinarei*, *souarei*, *ferkarei*, *jekarei*, *domarei*.

III. Aber nicht nur bezeichnet der Volksmund Tätigkeiten als Ärgernis, Unwillen, Tadel erregend dadurch, dass diese substantivisch durch das Mittel der Suffigierung als solche gekennzeichnet werden, auch der verbale Ausdruck einer Handlung kann durch ein geeignetes sprachliches Mittel die

Nebenbedeutung des Verächtlichen erhalten. Abgesehen davon, dass die rheinische Volkssprache zahlreiche verbale Ableitungen auf *-ələn* bevorzugt, die wie in der nhd. Schriftsprache ihrer Bildung entsprechend iterative und deminutive Bedeutung haben, aus der sich leicht ein verächtlicher Nebensinn ergibt, hat sie noch ein besonderes Mittel zur Kennzeichnung der tadelnden Nebenbedeutung der Verba ausgebildet. Es ist dies das reflexive Verbum mit der Vorsilbe *tsər-* (*zer-*). Die Mundart verbindet mit den einfachen Verben auf *tsər-* wie im nhd. die Vorstellung der Trennung und Sonderung; die reflexiva indes dienen dazu, den verbalen Begriff zu steigern und zu verstärken. In manchen Fällen, je nach dem Zusammenhange der Rede, verbindet sich mit dieser Steigerung und Verstärkung durchaus nicht der Nebensinn des tadelhaften Übermasses oder der Übertreibung, oft genug schliessen sie die zwar ungerne zugestandene Verwunderung über die erstaunenswert gesteigerte Tätigkeit anderer in sich. Doch meist hat sich der steigernde und verstärkende Sinn dieser verbalen Zusammensetzungen erweitert zu der leicht sich ergebenden Nebenbedeutung der tadelhaften Übertreibung. Rastlos betriebene Tätigkeiten, die in ihrem Übermass für den eigenen Verstand nicht fassbar sind, oder deren Zweck und Erfolg trotz des unermüdlichen Betriebes nicht ersichtlich ist, oder die gar zu Belästigungen führen und Nachteil im Gefolge haben, finden durch Reflexiva auf *tsər-* ihre eigene Bezeichnung. Der klare Menschenverstand, der sich von weniger und in grösserer Ruhe und Stille betriebener Arbeit denselben Erfolg verspricht wie von übertriebener Tätigkeit, übt durch sie seine Kritik; oft auch leuchtet aus ihnen der Neid hervor, der andern lobenswerten Übereifer nicht gönnt; kurz, Tadel, welchen Ursprungs auch immer, vermag sich durch diese Bildungen kund zu tun.

Gewöhnlich wird das einbegriffene Übermass angedeutet durch das pron. indef. *jet* (etwas); die entgegengesetzte Anschauung über den Zweck der übertriebenen Tätigkeit findet oft durch die Partikel *evər* (aber) ihren Ausdruck. *dii han sèx jet tsərant* (*diihansèxètsərant*) = sie sind in einem fort hin- und hergerannt (gelaufen), etwa ohne Zweck, so dass

ihre Überanstrengung Tadel verdient, oder ohne Erfolg, so dass die Überanstrengung eben deshalb Unwillen erregen muss, oder auch ohne tadelnden Nebensinn zur einfachen Fixierung der Tatsache. *dęę tsərli:s sęχ χęt* = er übertreibt das Lesen, zum Schaden seiner Gesundheit, unter Vernachlässigung seiner pflichtgemässen Arbeit, oder auch ohne Zweck, ohne Erfolg, oder nur zum Ausdruck der einfachen Tatsache. *duu tsərpöfs təχ ęvər jęt* = du übertreibst das Rauchen, dir zum Schaden, uns zur Belästigung. *sęχ tsərbedələ* = übertrieben, ohne Mass betteln, *sęχ tsərreie:n*, *sęχ tsərbelkən*, *sęχ tsərhöötsən* ohne Unterlass zur Belästigung anderer schreien, *sęχ tsərloofən* nicht nachlassen im Laufen zur Erreichung irgend eines Zweckes, und so lästig fallen, oder unermüdlich hin- und herlaufen ohne Zweck, die Ruhe störend.

Fast alle Verba gestatten diese Zusammensetzung und bieten so dem Volke ein bequemes Mittel, im Zusammenhange der Rede irgendwelchen Tadel kurz und bündig auszudrücken. Dass ihre Ausbildung noch lebendig im Flusse ist und so weite Kreise gezogen hat, spricht für die Tatsache des Bedürfnisses, dem Gefühle des Unwillens jedweder Veranlassung dadurch prägnanten Ausdruck zu verleihen, dass mit dem bestimmten Begriff der tadelnswerten Tätigkeit sprachlich sich der Nebenbegriff des Tadels verbindet.

Wenn so das Volk sich eigene sprachliche Mittel geschaffen hat, um auch alle diejenigen tadelnswerten Erscheinungen, zu deren Bezeichnung Stammwörter fehlen, prägnant und konkret zu benennen, so schliessen wir mit Recht auf die konkrete Anschauungsweise des Volkes, die gefördert wird durch ein gesteigertes lebhaftes Interesse an alle dem, was das Wohlbefinden und Wohlempfinden stört; wir lernen auch hier die Derbheit und Offenheit, die Naivität und Harmlosigkeit des Volkes schätzen, das nicht aus falscher Rücksichtnahme Fehler und ungünstige Erscheinungen verschweigt oder bemäntelt, sondern das so, wie das Herz fühlt, der Verstand denkt, auch spricht, in seiner Weise: kurz und bündig; nur so konnte sich jener Vorrat an Ausdrücken des Tadels im Wortschatze erhalten. — Die volkskundliche Betrachtung des Themas verlangte nicht eine eingehendere

... Behandlung der Wortbildungsarten; auch
... erschöpfenden Anführung aller Belege,
... auch nicht etymologisch erklärt
... einer genaueren grammatikalischen
... an, die einer späteren Arbeit
... sei.

Fastnachtsbräuche.

I. Teil.

Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtszeit in Lied und Brauch.

Von C. Rademacher.

Die alten Feste wurden auf der Malstatt, dem Ver-
sammlungsorte abgehalten und waren stets, wie wir dies aus
den römischen Schriftstellern wissen, mit gemeinsamen Mahl-
zeiten verbunden. Einem solchen Gelage musste das Ein-
sammeln von Nahrungsmitteln naturgemäss vorangehen. Bei
vielen Bräuchen, die erwiesenermassen aus den germanischen
Festen auf der Malstatt hervorgingen, finden wir das Ein-
sammeln von allerlei Gaben und Geschenken noch heute
bestehen. Dies ist auch bei dem Fastnachtsfeste der Fall.
Die Sitte ist weit verbreitet, am Donnerstag vor Fastnacht
oder an den Fastnachtstagen selbst Gaben zusammenzuholen.
Meistens besorgen dies jetzt die Kinder. Allein dieser Umstand
darf uns nicht abhalten, von dem jetzigen Brauche auf eine
früher von den Erwachsenen veranstaltete Gabeneinsammlung
zu schliessen. So oft hat sich ja eine Sitte, die sich, der
veränderten Anschauungen wegen, nicht mehr halten konnte,
in das Kinderspiel geflüchtet und lebt nun ungestört fort.
Aber nicht nur die Kinder, auch noch die Erwachsenen holen
um die Fastnachtszeit hie und da Gaben zusammen, wie dies
aus den angeführten Bräuchen ersichtlich ist.

Das Einholen der Nahrungsmittel, ob von Kindern oder
Erwachsenen ausgeübt, geschieht stets und überall unter der

Absingung eines besonderen Liedes, das man wohl „Sammellied“ nennt. Aus den verschiedensten Landschaften herkommend, zeigen die weiter unten folgenden Sammellieder zur Fastnachtszeit eine auffallende Übereinstimmung, die auf einen gemeinsamen Ursprung schliessen lässt.

In der Umgegend von Köln¹⁾ zogen bis in die neueste Zeit die Burschen am Fastnachtstage mit einer Karre an die Häuser des Dorfes und holten Lebensmittel zusammen, die ihnen meist in reichlicher Masse gespendet wurden. Von diesen Gaben wurde in einem Wirtshause ein Mahl veranstaltet. Weil die Sitte zu Ausschreitungen führte, ward sie verboten. Jetzt griffen die Kinder den Brauch auf. Mit dem alten Sammeliede ziehen sie nun von Haus zu Haus und erhalten gewöhnlich ein kleines Geldstück. Das Liedchen lautet:

Huh Fastelovend!
Gävv mer jätt vom Brode,
Gävv mer jätt vom decke Speck,
Dat ich ens korre (versuche) wi et schmeck!
Setz de Leeder an de Wand
Schneck de Brodwuesch en de Hand!
Tahss (taste) noh de lange,
Loss de kueten hange!
Tahss en dat Eierfass,
Wäeden (werden) ðch de Häng net nahss.
Goht in de Kammer,
Sökt (sucht) uns jätt zosamme!
Vell sall se gevve,
Lang sall se levve!
Obet (übers) Johr en diese Zeck
Soll de Frau em Himmel senn!

Im Siegkreise²⁾ gehen die Kinder an einem der Fastnachtstage durch das Dorf und singen vor den Häusern:

Fastelovend kütt ent Huhss,
Gätt (gebt) em jätt, dann gehte ruhss!
Huh Fastelovend!
Schneck mer en Stöck vom Brode,
Schneck mer en Stöck vom fette Speck!
Loht dat Metzge (Messerchen) blenke
In dem fette Schenke.

¹⁾ Mündlich aus Gleuel b. Köln; Mitteilung des Herrn Gerecht.

²⁾ Eigene Aufzeichnung aus Altenrath und Scheiderhöhe.

Gätt oss och en Ei op zwei,
Zwei müsse mer haben,
Dat mer lange laben!
Dat Ledche es gesunge, de Groschen es verdent,
Un wenn er mer noch ene Groschen gätt,
Dann sengen ich och noch en Led.

In Rheinbach³⁾ bei Bonn haben die Kinder bei ihrem Fastnachtsrundgang ein eigentümliches Musikinstrument. Es ist dies der sogenannte „Rommelspott“, ein Topf, über dessen Öffnung eine Haut gespannt ist. Vermittels eines Schlägers wird das Fell in Schwingung versetzt und verursacht einen brummenden Ton. Folgende Lieder werden gesungen:

Hu Fastelovend!
Gätt os jätt vom Brode,
Gätt os jätt vom decke Speck!
Loss (lass) ech ens korre wie et schmeck.
Setz de Leder an de Wand,
Schneck de Brotwuesch en de Hand!
Lohs dat Metzge blenke
Dep (tief) en de Schenke!
Töp (greif) ens en dat Eiefahs
Dann wid ðch och de Hand net nähs!

II.

Ech wor ens en Holland,
Do ginge de Köh op Stelze
De Gepe (Ziegen) hatten Truffeln (Holzschuhe) an,
De Essele schlogen de Tromm.
Hurrah Pardomm!
Hurrah par Diveskätzge (gepolsteter Sessel f. d. Hausfran),
Do wolle mer de Frau obsetze.
Frau, hat er och Geld?
Hat er es geen, (keins)
Da zällt er es geen,
Da fällt es dorch de Föngere geen,
Un Gäcke krien (bekommen) es och dann geen.

In der Eifel⁴⁾ ziehen am „fetten Donnerstage“, so heisst der Donnerstag vor Fastnacht, die Kinder ebenfalls von Haus zu Haus. Aus ihrer Mitte haben die Kinder sich einen König gewählt, der an ihrer Spitze mit einem hölzernen Säbel

³⁾ Mündlich aus Lüftelberg b. Rheinbach, Kreis Bonn.

⁴⁾ Mündlich aus der Gegend von Bleialf bei St. Vieth.

in der Faust aufmarschiert. An einigen Orten⁵⁾ ziehen aber auch Burschen durch die Dörfer. Die gesammelten Eier werden in einem bestimmten Hause, das mit Jahren umwechelt, zu Kuchen gebacken, und so wird ein Fest veranstaltet. Die Kinder und Erwachsenen singen bei ihrem Umzuge:

Ich bin der kleine König,
Geht ihm nicht zu wenig,
Lasst ihn nicht zu lange stohn,
Denn er muss noch weiter gohn.
Stell de Leder an de Wand,
Holl et Mätz an de recht Hand,
Schneck, schneck en decke fette Gref, (Speckstück)
Dat de Korf al över lef! (läuft)

Dasselbe Lied singen auch die erwachsenen Burschen, wenn sie vom Feueranzünden am Sonntage nach Fastnacht ins Dorf zurückkommen. Die Burschen erhalten Mehl, Eier und Speck, aus denen sie eine gemeinsame Mahlzeit für die Festgenossen veranstalten.

An anderen Orten⁶⁾ der Eifel singen die Kinder am fetten Donnerstage ein anderes Lied. Dieses lautet:

Gras, Gras, Grumen, (Grummet)
De Hohner blecke (pflücken) Blumen.
Gätt us jett en use Korf,
Da kommer (kommen wir) stetzig (schnell) durch das Dorf.
Stell de Leder an de Wand
Holl et Metz an de recht Hand,
Schneck deef (tief), schneck deef
En decke fette Gref!
Wenn de Mann kennt, (kommt)
Da soder (sagt ihr) de Katz hätte gehollt.

Ausser den Kindern ziehen aber auch zur Fastnachtszeit die ärmeren Leute in manchen Gegenden⁷⁾ der Eifel durch die Dörfer, um Speck, Mehl und Eier für sich zusammen zu holen. Reichlich fällt der Umzug für die Betreffenden aus. Es sind nicht die eigentlichen Bettler, sondern solche, welche sonst diesem Gewerbe sich nicht hingeben. Oft haben die Leute eine Ziehharmonika, oder, wenn's gut geht, sogar eine Violine, bei sich. Tänze und Lieder werden vor den Häusern aufgespielt.

⁵⁾ Mitteilung aus Neuerburg, Kreis Bitburg. ⁶⁾ Mündlich aus der Gegend von Schönecken bei Prüm. ⁷⁾ Mündlich aus Bleialf.

Wir erkennen unschwer in diesem Brauche eine ähnliche Abschwächung des Gabeneinsammelns für ein gemeinsames Mahl, wie wir es bei den Kinderumzügen gefunden haben.

An der Mosel heisst der Donnerstag vor Fastnacht ebenfalls „fette Donnerstag“. Auch hier veranstalten die Kinder einen Rundgang durchs Dorf. Sie singen⁸⁾:

Härrche und Freiche,
Geft uns e Fastrichteiche!
(Pitter) es 'n guote Mann,
De uns guot belohne kann.
Eh um 'n Ei,
Im Nest liegen 'r zwei,
Eins sollt ihr geben.
Lang sollt ihr leben.
Selig sollt ihr sterben.
Geftt un geftt und lasst uns gehn,
Wir hann weit herom zu gehn,
Bis bei (Bäckersch Nikelas) sein Haus,
Do werfen se de Weck met Schaufeln heraus.
De Mädches röffen off,
De Jungen hauen droff.

An der Saar⁹⁾ ziehen die Burschen durch die Dörfer und „heben Eier auf“. Von ihnen werden Eierkuchen gebacken, die gemeinschaftlich verzehrt werden.

Am Fastnachtsdienstage¹⁰⁾ gehen die Kinder an die Häuser und singen:

Jetzt kommen wir gezogen,
Und hätten gern Birnen und Bohnen.
Birnen und Bohnen sind gute Speis',
Wir Kinder sind alle weis'.
Ein Ei, zwei Ei müsst ihr uns geben,
Lang sollt ihr leben,
Selig sollt ihr sterben, den Himmel sollt ihr erben!
Petrus war ein heilig' Mann,
Der den Himmel aufschliessen kann.
Scheid auf, schneid ab,
Ein gut Stück Speck hrob!

⁸⁾ Mündlich aus Wehlen.

⁹⁾ Mitteilung aus Beurig a. d. Saar.

¹⁰⁾ Mitteilung aus Wasserbillich.

Lieder von der Saar:

I.¹¹⁾

Ich bin der kleine Kaiser,
Geh in alle Häuser,
Lobe Gott im Himmelreich,
Was ich krieg, das ess ich gleich.
Ich bin der kleine König,
Gebt mir nicht zu wenig,
Lasst mich nicht zu lange stehn,
Denn ich muss noch weiter gehn!

II.¹²⁾

S' is Fastnacht, Fastnacht,
Die Kùchelchen sin gebackt.
Geb mir eins, geb mir eins,
Ich steck se in de Sack.

In dem Städtchen Berncastel¹³⁾ hat die Jugend zwei Fastnachtslieder, die sie beim Gabeneinsammeln zu singen pflegen.

I.

Mir sein hieher gegangen
Mir sein hieher gesandt. —
Gebt uns die Fastnachtseier.
Mir sãn (sagen) euch Lob und Dank.
Gebt uns 'er zwei oder drei
Und e guet Stück Speck dabei.
Gebt uns, gebt uns, lasst uns gehen,
Lasst uns net so lang hei stehn,
Wir hann noch weit herum zu gehn!

II.

Hänäppelche, hãn,
Da Fasnicht de geht an.
Geft uns Speck und Eier
Für dat Gretchel!

In Trier¹⁴⁾ und Umgebung ziehen die Kinder am dritten Fastnachtstage maskiert über die Strassen und singen:

Haorich, haorich es de Kaatz,
Un wenn de Kaatz net haorich es,
Dann fängt se keine Mäus;
Lustig, lustig es de Welt,
Un wenn de Welt net lustig es,
Dann hann de Leit ka Geld.

In der Umgegend von Wittlich¹⁵⁾ singen die Kinder:

A, ba, Billà,
Wer haben nicks em Debbechen,
De Kuchen well net retschen.
Schneid e Steck vom Laangen,
Dat Korzet laot der haangen!

¹¹⁾ Mitteilung aus Völklingen a. d. Saar. ¹²⁾ Mitteilung aus Riegelberg bei Saarbrücken. ¹³⁾ Mündlich aus Berncastel. ¹⁴⁾ Mitteilung aus Trier. ¹⁵⁾ Mitteilung des Fräuleins Gehentges aus Bergweiler bei Wittlich.

In Cröv a. d. Mosel¹⁰⁾ ziehen die erwachsenen Mädchen von Haus zu Haus und singen Lieder(?), sie haben verschiedene Musikinstrumente, Harmonika, Flöten bei sich und alle ein grosses, rotes Tuch vorgebunden. Sie bekommen Geld, Kuchen oder Wein. Auf dem Heimwege kommen ihnen die Burschen entgegen und begleiten die Mädchen in ein Privat- oder ein Wirtshaus, in welchem die Gaben gemeinschaftlich verzehrt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Grammatik des Elten-Emmericher Platt.

Von **Freiherr Lochner von Hüttenbach.**

Gelegentlich des Rosenmontags 1903 hat das Bürgerblatt eine Extraausgabe veranstaltet, in der in Platt eine Beschreibung der „Emmerecksche Kärmes“ gegeben war. Dadurch war es möglich, ein derartiges Schriftmal einmal vor Augen zu haben. Es soll in den nachfolgenden Zeilen versucht werden, auf Grund desselben, wobei wir nur bedauern, dass sich auch einzelne moderne Ausdrücke eingeschlichen, der Grammatik dieses niederfränkischen Dialektes nachzuforschen und bitten wir als nicht aus der Gegend gebürtig und nicht mit der Sprache aufgewachsen, um Nachsicht, sollte das eine oder andere nicht richtig sein, aber auch um Beihilfe des einen oder andern, damit wir zusammen nicht nur eine Grammatik, sondern auch eine Geschichte dieses uralten Dialekts festlegen können.

Beginnen wir als erste Lektion mit dem bestimmten und unbestimmten Artikel und ziehen dabei, wie in allem Nachfolgenden, eine Parallele zum modernen Holländischen. Der Nominativ der Einzahl männlich und weiblich ist *de*, z. B. *de Rummel*, *de Kärmes*. Sächlich heisst er *et*; das *h* des holländischen *het* wird nicht ausgesprochen. Dieses *de* erhält sich auch männlich und weiblich im Akkusativ. Da im Niederländischen alle Präpositionen den Akkusativ regieren,

¹⁰⁾ Mitteilung aus Cröv a. d. Mosel.

so hören wir ganz richtig: op de, met de, in de, òm de, nor de, ahn (aan) de. Eine Ausnahme machte met denn bellige Jakob, bej denn bellege Jakob männlich, in dij tot und in dij wäk weiblich. Warum wohl? Auch das et bleibt beibehalten: so üt et, met et. Ahnt ist nichts anderes als aan et zusammengezogen, also der umschriebene Dativ. Wir dächten aan sei richtiger als ahn. Aus dem holländischen ten huize wird wiederum zusammengezogen unser allbekanntes tūs = te de hūs. Das h im Anlaut wird wie in het wieder nicht gesprochen. Der Plural ist für sämtliche Geschlechter de; er bleibt wieder bei den Präpositionen dör de, üt de, op de, bej de, van de.

Was den unbestimmten Artikel anlangt, so ist er weiblich und sächlich en. Wir glauben, es wäre besser das holländische een dafür zu schreiben, da unseres Wissens en tatsächlich lang gesprochen wird: weiblich haben wir eene, ene; bei den Präpositionen bleibt dann der Akkusativ. Wenn auch nicht deutlich gebracht, lässt sich unschwer aus der Endung das Geschlecht erkennen, z. B. in eene Angst, nor eene Kant alles weiblich, met en Gesecht, met en Beld sächlich. Das scheinbar abweichende met en Jass, met eenen Box, met en Fahn, führen wir darauf zurück, dass im Niederländischen Jass und Fahn wahrscheinlich ein anderes Geschlecht haben, wie im Hochdeutschen. Interessant ist die Zusammenziehung sönn aus sö eene, wobei jedenfalls das Schluss-e verschluckt wird, z. B. sönn olde Tante.

Gehen wir als zweite Lektion zur schwachen und starken Konjugation über, so finden wir da manches recht Interessante. Ganz allgemein scheint Regel zu sein, dass die Endung en in e übergeht, z. B. mäke, fleute, blöje, kriege, geschlage, getrocke. Letzteres würden wir allerdings lieber mit kk nach dem Holländischen schreiben, statt mit ck. Merkwürdig ist auch der Umlaut: das holländische maken heisst hier mäke, säggen statt seggen, spräke statt spreek, dann säht, läwe. Das scharfe hey bleff ist ebenso eigentümlich, wie wir nebenbei bemerkt, nie hof sondern immer hoff hören. Besonders interessant sind aber zwei Dinge: das sind einmal die Wörter mit öi, so blöje, schöje. Sagt man dafür im Holländischen

z. B. gruje en bluje, so haben sich im Bayrisch-Fränkischen und in der zu Franken gehörenden Oberpfalz die öi-Laute bis auf den heutigen Tag erhalten. Es ist dies öi also ein ganz spezifisch fränkisches Charakteristikum. Noch interessanter ist das zweite: die Worte mit aa, also verstaan, gedaan, gegaan, gestaan im Holländischen lauten jetzt platt: verstohn, gedohn, gegohn, gestohn. Man sagt im Allemannisch-Schwäbischen: stohn, gohn, bleebe lohn, wells mei Lebtag nimmer dohn. Wir haben also hier dasselbe wie im Platt. Ergänzungshalber sei erwähnt, dass der richtige Schwabe das Verslein ausspricht: stâu, gâu, bleebe lân, wells mei Lebtag nimme dâu! Hingewiesen soll auch sein auf die Zusammenhänge köj könnt ihr, echt fränkisch, ebenso sōj seht ihr; das siei soll jedenfalls auch besser sōj heißen!*) Eines ist uns besonders aufgefallen: das holländische verkocht ist fast ganz ins Hochdeutsche übersetzt; es heisst verköfft. Wie das wohl kommen mag? Sollte das wieder oberfränkisch und nicht niederfränkisch sein?

Was nun als dritte Lektion die Hilfszeitwörter anlangt, so finden wir von zijn, wohl sinn hier gesprochen werden aus dem Präsens: eck sinn, hej und et es und im Plural sej sinn, von werden kommt einmal et wörd, also mit Umlaut ganz ans Holländische anklingend, ebenso, wenn es richtig ist, sōj werdet ihr statt zult üw. Von haben kommt vor hej häht, das also gegenüber hej heeft vollständig Dialekt geworden ist. Nun erinnern wir uns, das bekannte hai ä ok habt ihr auch gar oft gehört zu haben. Es wäre also ganz von Wert, einmal die ganze Konjugation von haben bezw. der sämtlichen Hilfszeitwörter, vor sich zu haben, um die Abweichungen studieren zu können.

Auch Mehrzahlbildung von Substantiven lernen wir kennen. Von starken Substantiven wollen wir beispielsweise erwähnen: de Spölwagens, de Vaders, Ohmes. Für Tantes, Örgels, ganz sicher Jonges, sollte es doch eigentlich Tanten, Örgelen, Jongen heißen?**) Richtig ist der Plural des

*) oder ist sōj sollt ihr bezw. werdet ihr?

**) Doch können wir uns auch erinnern, immer nur gehört zu haben: Jonges, kommt mal hier.

Diminutivs Mädje als Mädjes. An anderer Stelle wird dafür Meje gesetzt — immerhin noch ein Anklang an das holländische meusjes.

Die Steigerung der Adjektiva gud, bäter und veel, meer entspricht wieder ganz dem Holländischen. Das e in betér wird im Platt wieder zu ä.

Eine vierte Lektion soll sich zunächst mit den Fürwörtern beschäftigen. Von der ersten Person haben wir eck ich und min, das sowohl im Dativ wie im Akkusativ gebraucht wird; der Genitiv wird unsers Wissens meist mit van min umschrieben. Von der zweiten Person ist das j mehrfach angeführt, Dativ und Akkusativ lauten ow. Von der dritten Person lernen wir den Nominativ mit hej kennen, der Genitiv ist sinn, der Dativ ist öhm; sächlich kommt vor et. und weiblich sej, das im Nominativ der Mehrzahl gleich lautet. Dativ und Akkusativ ist weiblich im Singular und Plural öhr. Was die besitzanzeigenden Fürwörter betrifft, so ist hier min ausschlaggebend, das im Nominativ und Akkusativ gleich ist, während Genitiv und Dativ mit van und an umschrieben werden. Dein wird mit van ow oder van j umschrieben. Sein ist sinn.

Von den fragenden Fürwörtern wird wer holländisch wie mit wäj gegeben; wem oder wenn wird wohl wüm lauten? Von weiteren Fürwörtern ist in unserer „Kärnes“ nichts enthalten.

Auf einen Teil der unregelmässigen Zeitwörter, um eine weitere Lektion anzuführen, wurde schon bei der Konjugation hingewiesen. Unter Beziehung darauf sei erwähnt, dass von kunnen = könne angeführt ist hej kan (kann dürfte wohl dem Holländischen entsprechend nicht richtig sein), dann ge j könn't und das interessante köj't und köj. Eck kan ist wohl unschwer zu ergänzen, ebenso wej und sej könne. Das u lautet in ö um. koste sej ist jedenfalls Konjunktiv Imperfekt für könn'ten sie. Von weten finden wir eck wet und sej wete, von moeten das auf platt moten zu lauten scheint, eck mot, hei mot und ge j mot. Einmal heisst es moss, wohl Konjunktiv Imperfekt. Von wollen finden wir eck will (gehört streng wohl auch mit einem l geschrieben).

Von seggen heisst es eck segg und wack sägg, dann heisaht. Wack ist wieder zusammengezogen aus wat eck, genau wie dack: dat eck. Das merkwürdige verköfft haben wir schon erwähnt. Von doen = duhn kommt vor eck duhn, sej duhn, hej duht, was mit dem Holländischen ganz übereinkommt. Von den weiteren gaan, slaan, kaan haben wir auch schon erwähnt, dass aa in oh umlautet. Drum finden wir eck gohn, sej gohn auch den Imperativ: goot. Von slaan ist angeführt geschlage; das ist wohl nicht richtig und sollte geslohn heissen. Von staan = stohn finden wir hej stoht und daj stoht. Das verschiedenemale geht und steht dürfte nicht ganz konsequent sein, zumal sich ja goht und stoht ebenso reimt. Von zien = sehen kömmt vor waj dat sieht, wohl besser ziet oder siet geschrieben, dann sejt und siej. Von trennbaren Zeitwörtern wollen wir beispielsweise affhale, ahnkomme, tröchkomme, bejkomme, ahnkieken, inslope, mettrecke, messverstohn anführen; von den untrennbaren seien vergohn, verstohn, verwondern, beschriewe genannt.

Eine letzte Lektion soll den Adverbien und Präpositionen gewidmet sein. Von beiden finden wir eine reiche Ausbeute. Von Adverbien des Ortes kommen vor aff en wehr, hen en her, wor, bütte, tüs, bej, ahn, hier, dorher, dörehn. Adverbien der Zeit sind öm, wenn, want, long, van Dag tot Dag, vörahn, dann, weer, weits, eher, bess, van olders her, sälde, märges, allwehr, later, vörmeddags, dalecks, op eenmal, noch. Adverbien des Modus und Grades sind schliesslich niet, mor, herronder, als, ass, met, wu, blots, wel, ömmer und wej.*)

Damit könnten wir eigentlich unsere Abhandlung schliessen. Da aber bei derartigen Abhandlungen noch ein besonderer Absatz der Aussprache gewidmet ist, so wollen wir Diesbezügliches, obwohl schon verschiedenemale darauf

*) Präpositionen sind ahn, bütte, dör, in, met, nor, öm, und öm te, onder, op, över, te, tot, tösse, üt, van und vöre, bezw. vör.

hingewiesen wurde, kurz resümieren. *aa* lautet stets wie *o* bzw. *oh*, das *u* ist wohl für *oe* zu setzen, das *ej* für *ij*; *u*, *ui* und *uu* ist *ü*, *ä* für *e*, *o* meistens *ö*, das *uie* ist das interessante *öi*. Auffallend ist auch das *sch*, das so gesprochen wird, wie es geschrieben ist; in „Spölwagen“ fällt das sonst gesprochene *Schpöl* weg.

Wir kommen zum Schluss auf das eingangs Erwähnte zurück. Indem wir einerseits einen Beitrag zur Grammatik dieses alten fränkischen Idioms liefern wollten, andererseits das Interesse daran besonders wecken wollten, würden wir uns freuen, wenn diese Zeilen den Anlass bieten würden, diesen Dialekt des weiteren zu erforschen und der eine und der andere hierzu Material bringen und einer der Emmericher Herren eine Sammel- und Sichtungsstelle übernehmen würde, um schliesslich eine kleine Grammatik und ein Lesebuch im Emmerich-Eltner Platt — sofern die beiden nicht schon wieder Verschiedenheiten zeigen — zu liefern und herauszugeben. Es wäre das wohl auch neben dem Museum ein höchst wertvoller Beitrag zur Heimatskunde.

Kleinere Mitteilungen.

Ein Martinsabend in Düsseldorf.

Von **Rud. Clément**, Düsseldorf.

Wenige Tage nach Allerheiligen, dem Feste, an welchem Arm und Reich mit Kränzen und Blumensträussen auf die Friedhöfe pilgert, um den geliebten Toten die letzten Gaben der scheidenden Natur darzubringen, beginnt in den breiten, gradlinigen Strassenzügen der rheinischen Kunst- und Gartenstadt Düsseldorf aufs Neue ein lebhaftes Treiben. Diesmal ist es ein froher Anlass, der Gross und Klein trotz des trüben Novembertages ins Freie lockt. Es gilt, das seit alten Zeiten überkommene Martinsfest zu begehen.

Schon mehrere Tage vorher erinnern in den Schaufenstern der Papier- und Spielwarenläden die in allen Grössen

und Farben prangenden Lampions an das bevorstehende Fest; allenthalben trifft man Eltern und Kinder mit dem rosa gefärbten Fackelstock auf der Strasse.

Endlich ist der von den Kindern so sehnlichst erwartete Martinsabend herangekommen. Die Mehrzahl der Behörden, Fabriken und kaufmännischen Geschäfte hören aus Anlass des Martinsfestes einige Stunden früher als sonst auf zu arbeiten. Manches der Kinder mag wohl, wenn der Tag trübe begonnen hat und ein feiner Nebelregen sachte, aber durchdringend herabrieselt, seinen himmlischen Vater in kindlicher Naivität bitten, den bösen Regen zu verscheuchen, damit es abends mit seiner brennenden Fackel dem heiligen Martinus zu Ehren durch die Strassen ziehen kann.

Wenn es 5 Uhr geschlagen hat, sind die Kinder nicht mehr im Hause zu halten. Die grösseren, mit ihren Schulkameraden zu Trupps vereinigt, die kleineren auf dem Arme oder an der sicheren Hand der Eltern, streben in Hast dem nächsten Sammelplatze zu, um sich dort mit dem grossen Schwarm zu einem einigermassen geordneten Zuge zusammen zu tun.

Diese Martinszüge sind erst in neuerer Zeit entstanden. In früheren Jahren konzentrierte sich das ganze Treiben auf dem Markt und der breiten Linden-Allee mit ihren Seitenstrassen zu einer grossen Fackelpromenade, die zwar völlig ungeordnet war, dafür aber malerisch überaus anziehend wirkte. Erst vor etwa einem Jahrzehnt sind die von der Bürgerschaft der einzelnen Stadtteile organisierten Fackelzüge nach und nach aufgekommen, und zwar als erster der Zug in der Friedrichstadt, welche, bis vor etwa 12 Jahren durch die Gleise der Bergisch-Märkischen Eisenbahn von dem übrigen Stadtkörper getrennt, von jeher in gewisser Beziehung ein Gemeinwesen für sich gebildet hat, eine Eigentümlichkeit, die sich allerdings in neuerer Zeit mehr und mehr verwischt.

Von mehreren kleineren Musikkapellen begleitet, ziehen die Teilnehmer des Zuges mit ihren bunten Lichtern unter fröhlichem Gesang durch die Hauptstrassen ihres Stadtviertels. Von einem höher gelegenen Standpunkte aus gewährt solch

ein Zug ein ungemein prächtiges Bild. Wie ein glühender Strom wälzt sich die Flut der auf und abwogenden Lichter heran; hie und da zeigen sich dunkle Flecken, die Bläserchöre, die mit ihren Instrumenten genug zu tun haben. In allen Farben und Formen tanzen die glänzenden Fackeln an ihren Stöcken. Ein gewisser Wettstreit ist entbrannt, jeder sucht an Schönheit und Originalität seines Lampions den andern zu überbieten. Hier tragen mehrere Knaben auf Stangen ein mächtiges, illuminiertes Papierhaus, dort ein Transparent mit der Reiterfigur des heiligen Martinus, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte zerteilt und die eine Hälfte dem abgekehrten, nur dürftig bekleideten alten Manne am Boden reicht. Ein anderer Junge trägt einen Regenschirm, dessen des Überzugs beraubte Stangen an den Enden mit Lampions behängt sind. Hie und da ragen aus dem Feuermeer riesige Kreuze, über und über mit bunten Fackeln besät, hervor. Oft macht sich der stets zu mehr oder minder harmlosen Streichen aufgelegte Düsseldorfer „Radschläger“ das Vergnügen, an einer mehrere Meter langen Stange ein winziges, kaum zwei Zoll grosses Lämpchen spazieren zu führen. Selten zeigt sich noch einer der früher so beliebten ausgehöhlten Kürbisse, die zwar nicht so schön leuchteten, aber mit ihren originellen Schnitzereien den Kindern viel Freude bereiteten.

Unermüdlich erschallen während des Zuges, von der Musik begleitet und in die richtige Form gebracht, aus viel tausend Kehlen die frohen Martinsgesänge. Immer wieder von neuem erklingt in gefälliger Melodie das beliebteste der Lieder:

Lasst uns froh und munter sein
Und uns heute kindlich freu'n.
Lustig, lustig trallerallera!
Nun ist Martinsabend da.

Spielen wir so nachbarlich,
O dann freu'n die Eltern sich.
Lustig, lustig usw.

Nehmt den Kürbis in die Hand,
Rasch das Kerzlein angebrannt.
Lustig, lustig usw.

Allen Kindern nun zum Spass
Wirft auch Sankt Martinus was.
Lustig, lustig usw.

Springen wollen wir kreuz und quer
Über das liebe Kerzlein her.
Lustig, lustig usw.

Ist das liebe Spielchen aus,
O dann geh'n wir froh nach Haus.
Lustig, lustig usw.

Küt dä Lehrer in de School,
Sätz hä sech op singe Stohl;
Nimmt ene dicke, dicke Knüppel in die Hang,
Haut dä Jonges öwer dä lange, lange Strang.

„Lewen Herr Lehrer, ich donn et nit mieh!
Donn et ming Lewegottsdags nit mieh!“
Lustig, lustig usw.

Nach etwa einer Stunde löst sich der Zug wieder auf, und die frohe Schar strebt grösstenteils nach Hause, um sich über die inzwischen fertig gebackenen „Martinskuchen“ — Hefekuchen aus Weizen- oder Buchweizenmehl — und die Äpfel und Nüsse herzumachen. Auf dem Tische der wohlhabenden Familien prangt vielfach die althergebrachte Martinsgans.

Wir statten noch der Lindenallee einen kurzen Besuch ab, um uns hier unter das frohe, ungezwungene Treiben zu mischen. Hier hat der Trubel nach der Auflösung der Züge seinen Höhepunkt erreicht. Das wogt und wallt in unregelmässigen Gruppen auf und ab. In allen Tonarten schallt uns von piepsenden, dünnen Kinderstimmchen und den robusteren Kehlen der grösseren Knaben gesungen, die Parole entgegen: „nun ist Martinsabend da!“ Es ist ein packendes Bild, diese Kleinen zu beobachten, auf deren von der Fackel rosig erleuchteten Gesichtchen sich die helle, ungetrübteste Freude widerspiegelt, wie sie unermüdlich und mit wahrer Inbrunst ihre schlichten Liedchen vor sich hin singen. Auf dem breiten Bürgersteig an dem Breidenbacher Hof promenieren unterdessen die Erwachsenen auf und ab, um von hier aus das farbenprächtige Lichterspiel zu geniessen.

Gegen 7 Uhr wird es stiller und dunkler auf der Allee. Ein Trupp nach dem andern zieht nach Hause. Eine halbe Stunde später zeigen die Strassen wieder ihr altes Gepräge. Der Wagen- und Strassenbahnverkehr, der in den Hauptstrassen aus Sicherheitsgründen polizeilich gesperrt war, tritt wieder in seine Rechte, und nur hie und da erinnert wohl noch eine zertretene und halbverkohlte Papierfackel an das frohe, bunte Getriebe, und das helle Jubeln der Kinder, das eben noch die Strassen erfüllt hat.

Doch nein, für die Strassenjugend, die „Blagen“, beginnt jetzt erst der zweite Teil ihrer Martinsfreude. In Scharen von etwa 10—15 Kindern ziehen sie von Laden zu Laden, wo sie etwas Essbares wittern, und singen mit Nachdruck die Verse:

Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann;
Lang soll er leben, selig soll er sterben,
Das Himmelreich erwerben.

Oder:

Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig;
Lasst mich nicht zu lange steh'n,
Denn ich muss noch weiter geh'n!

Mit dem „Weitergeh'n“ haben sie es indes gar nicht so eilig. Wohl mehr als zehnmal wird unter Umständen der eine oder andere Vers wiederholt, bis sich endlich der Ladeninhaber, um die hartnäckigen Schreihälse loszuwerden, herbeilässt, ein paar Hände voll Nüsse und einige Äpfel unter sie zu werfen. Dann wälzt sich die Jugend auf der Erde herum, der eine über den andern, um möglichst viel zu erhaschen. Lässt sich der Geschäftsmann aber nicht erweichen, so zieht die Schar schliesslich ab, jedoch nicht, bevor sie den Spottvers gesungen hat:

Dat Huus, dat steht op eene Pinn,
Dä Gizhals, dä sitz medde drinn!
Gizhals, Gizhals, zerbrech den Hals,
Dat de morje sterve kanns!
Gizhals, Gizhals!

Beim nächsten Laden wiederholt sich der Gesang. Zwar ist die Polizei bestrebt, diesem Unfug zu steuern, aber der Brauch ist so fest eingewurzelt und die Kinder sind so darauf erpicht, dass sie sich, sobald der „Putz“ (Schutzmann) sie auseinander getrieben hat, an der nächsten Ecke wieder zusammentun.

Erst mit Schluss der Geschäfte hört der Gesang auf: die letzte Spur des Martinsfestes ist geschwunden. Die Fackeln werden, soweit sie nicht durch Kerzenfett oder Brand beschädigt sind, sorgfältig wieder zusammengefaltet, um für das nächste Jahr aufgehoben zu werden, und die Kleinen,

die zur Feier des Tages heute etwas länger aufbleiben durften, träumen wohl in der Nacht noch von den schönen Stunden des Martinsfestes und ihrer leuchtenden Fackel.

Jedem, der den Martinsabend in Düsseldorf einmal mitgemacht und in seinen Einzelheiten beobachtet hat, wird dieses reizende, bunte und erhebende Kinderfest wohl kaum aus der Erinnerung schwinden.

Volksgebräuche in der Eifel.

Von **P. J. Busch**, Trier.

Wenn an den drei letzten Tagen der Karwoche die Glocken verstummt sind, bieten die Strassen des Eifeldorfes ein anmutiges Bild. Die männliche Dorfjugend vom 3jährigen Knirps bis zum 14jährigen Burschen durchzieht mit hölzernen Klappern versehen vor Beginn des Gottesdienstes und des Angelus die Strassen des Ortes und ruft mit grossem Geräusche die Leute zur Kirche. In der Nacht von Karsamstag auf Ostern durchzieht die liebe Jugend noch einmal das Dorf, klappert und ruft im Dialekt: He, Leute, Leute steht auf, steht auf, es ist Ostertag! Auf die Stunde kommt es den kleinen Burschen zum Entbieten des Ostergrusses nicht an; ich hörte ihn in diesem Jahre um 2 Uhr nachts. Am Oster-sonntage erfolgt die Austeilung von Eiern seitens der Einwohner an die „Klapperer“. Mit wohlgefülltem Korbe erscheinen die Jungen vor der Wohnung des Lehrers, welcher nach gestellter Rechenaufgabe die Eier verteilt. Die Ostereier spielen in der Eifel eine grosse Rolle, man kann sagen, sie ersetzen das in den Städten übliche Neujahrs-Trinkgeld. Ostereier erhalten das Gesinde, Schneider und Schuster, Schornsteinfeger und Müllerknecht, der Schweine- und Viehhirt, die Patenkinder, Neffen und Nichten. Aber auch der Bursche, der zur Kirmes mit der Jungfrau fleissig tanzte, erhält von dieser die erbetenen Ostereier. Um Ostereier wird sogar gespielt beim sogen. Eierschieben. Eine Baumrinde legt man an einen Abhang. Ein Spieler lässt ein Ei hinabrollen, ein zweiter, dritter usw. ebenfalls. Derjenige,

dessen Ei das Ei eines andern Mitspielers trifft, hat das letztere gewonnen.

Zu einem wahren Volksfeste gestaltet sich die „Eierlage“ zu Schoenecken im Kreise Prüm. Aus der ganzen Umgegend strömt am zweiten Ostertage alt und jung dahin. An der Strasse liegen hundert Eier in langer Reihe, jedes Ei von dem vorhergehenden 1 m weit entfernt. Einem Burschen liegt nun die Aufgabe ob, jedes Ei einzeln in einen bereitstehenden, am Ende der Reihe befindlichen Korb zu legen. Er muss also eine Strecke von $1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6 + 7$ usw. bis $+ 100$ m) mal 2 zurücklegen. Dazu kommt noch das zweihundertmalige Bücken beim Aufheben und Niederlegen der Eier. Das letzte Ei wirft der Bursche hoch in die Luft, und das Gelächter will kein Ende nehmen, wenn sich der Inhalt des Eies auf einen in der dichtgedrängten Volksmenge Stehenden ergiesst. Während der geschilderten Beschäftigung muss ein anderer Bursche den Weg nach dem $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Orte Seiwerath hin- und zurücklaufen. Dort angekommen, trinkt der Läufer ein bereitstehendes Glas Wein und eilt mit der Bescheinigung, dass er dort gewesen, in schnellem Laufe zurück, um an der Ausgangsstelle anzukommen, bevor der „Raffer“ alle Eier im Korbe niederlegte. Gelingt ihm dieses, so hat er, im andern Falle sein Gegner gesiegt. Ein Böllerschuss bezeichnet den Beginn des Kampfes, ein Böllerschuss verkündet den Zuschauern den Sieg. Der eine Bursche kämpfte für die Jungfrauen, der andere für die Jünglinge Schoeneckens. Die Partei, welche siegte, wird von der andern an dem Tage frei bewirtet, denn nach dem Spruche der Preisrichter führen die mit Sträussen geschmückten Burschen die Mädchen ins Gasthaus. Paarweise, die Musik an der Spitze, in langem Zuge betritt man den Tanzsaal, wo dann Flöten und Geigen bis zum grauen Morgen zum lustigen Reigen erklingen. Wie mir von zuverlässiger Seite versichert wurde, fand schon mancher Kämpfer infolge der Überanstrengung ein vorzeitiges Grab, und es soll vorkommen, dass der Läufer, am Ziele angelangt, ohnmächtig zusammenstürzt. Daher wäre eine ärztliche Kontrolle wohl am Platze.

Auch beim Bauen findet sich ein weitverbreiteter Brauch. Betritt ein Fremder die Baustelle, so wischt ihm ein Arbeiter mit dem Taschentuch oder mit der Mütze die Schuhe ab und sagt folgenden Spruch:

„Wie ich habe vernommen,
Sind Sie auf unsere Baustelle gekommen,
Drum will ich Ihnen zu Ehren und mir zum Nutzen
Die Stiefel oder Schuhe putzen;
Wein und Bier ist der Maurer Manier,
Branntwein ist auch gut,
Nicht zu viel und nicht zu wenig,
Wir sind alle Leute des deutschen Königs.“

Da bleibt dem „Geherten“ nichts anderes übrig, als seinen Geldbeutel zu öffnen und seinen Tribut zu entrichten. Einen ähnlichen Spruch zu demselben Zwecke sagen die Frauen, wenn beim gemeinschaftlichen Flachsschwingen eine erwachsene männliche Person den Reinigungsraum betritt.

Am ersten Fastensonntag gehen die jungen Burschen von Haus zu Haus und fordern sich Stroh, wie es zum Dachdecken benutzt wird, unter Hersagen folgenden Reimes:

Bewele, Bewele Bößgen,
Get oos ä klän Schöffgen (Bund Stroh),
Su döck wie ä Perdsleiv,
Enn anner Jahr get euer Kor' et erscht reif.“
(Gebt uns ein kleines Päckchen,
So dick wie ein Pferdeleib,
Das andere Jahr wird euer Korn zuerst reif.)

Mit dem erhaltenen Stroh wird ein altes Wagenrad umwickelt, dieses befördert man auf einen Hügel oder Berg, zündet das Stroh an und lässt das feurige Rad den Abhang hinablaufen. In andern Eifelgegenden umwickelt man einen hohen, von Ästen befreiten Baumstamm, richtet denselben auf und setzt das Stroh in Brand.

Zur Zeit der Kirmes veranstalten die erwachsenen Burschen nicht selten das sogen. Gelage, d. h. sie übernehmen für die Kirmestage die Wirtschaft auf eigene Rechnung. Jeder legt zur Anschaffung von Getränken und Zigarren eine gewisse Summe Geldes bei. Ein Haus wird gemietet und eine vor demselben aufgerichtete hohe Stange, auf deren Spitze ein verziertes Tannenbäumchen prangt, zeigt dem

Fremden an, dass die Jungen das Gelage haben“. Nun führt einer des andern Schwester und sonstige weibliche unverheiratete Verwandte zum Tanz. Jeder zum Gelage gehörende Bursche hat einen gewissen Teil von Getränken frei. Für die äussere Ordnung sorgen die „Gelagsjungen“ selbst und Streitigkeiten kommen selten vor. Am Dreikönigsfeste backen dann die Mädchen Kuchen und veranstalten für ihre Tänzer einen grossen Kaffee, wobei das Tanzchen selten vergessen wird.

Bei der Verheleichung spielen auch heute noch die „Heiligmächer“ (Heiratsvermittler) eine Rolle. Ein Mann, der sowohl die zukünftige Braut als auch den zukünftigen Bräutigam sowie die beiderseitigen Eltern kennt, kommt mit dem Brautwerber in die Wohnung der Auserkorenen. Nach den einleitenden Bemerkungen über den Stand der Witterung führt man den Zukünftigen in Stall und Scheune, in den Garten und auf den Speicher, ja nicht selten sogar an den Leinwandschrank. In dieser Zeit lobt der „Heiligmächer“ den abwesenden jungen Mann nach seinem Charakter und Besitztum, so gut er es vermag. Dass das Materielle die Haupttriebfeder für den Vermittler bildet, braucht kaum erwähnt zu werden. So ist mir ein Fall bekannt, wobei eine Maid und ein Jüngling unbewusst denselben Heiratsvermittler in Anspruch nahmen ohne zu wissen, dass dies nicht notwendig war. Der schlaue „Heiligmächer“ erhielt von der einen Seite eine junge Kuh und von der anderen 300 Mark.

Es wäre nun falsch, wollte man annehmen, diese Ehen müssten unglücklich sein; im Gegenteil, es gibt in der Eifel verhältnismässig sehr wenige unglückliche Familienleben, was wohl in der meistens tiefwurzelnden Gottesfurcht seine Erklärung findet.

Ein sehr eigentümlicher Brauch hat sich in manchen Eifeldörfern trotz der Bekämpfung seitens der Behörden bis auf den heutigen Tag erhalten, nämlich das „Hutlüften“. Hat ein Bursche vor, ein Mädchen eines andern Dorfes zu seiner Frau zu machen, so stösst er auf einige Schwierigkeiten. Die erwachsenen Burschen des Dorfes, in dem seine Braut wohnt, suchen ihn des Abends in deren Wohnung auf,

suchen die Jungfrau in der Küche, führen sie zum Brautwerber in die Stube und einer sagt folgenden Reim:

„Entschuldigen Sie, Herr Freiersmann,
Dass ich störe und hier komme an.
Wie ich hab vernommen, seid Ihr gekommen
In unsern Rosengarten, um uns zu nehmen die schönste Rose,
Die auch ich möchte lieblosen;
Ich will Euch darum nicht hassen,
Will aber auch länger nicht spassen.
Ich fasse den Mut und lüfte Euch den Hut.“

Dabei nimmt er ihm den Hut vom Kopfe und fährt fort:

„Ich mache nicht mehr lang Geschwätz,
Im Namen des Gesetz's
Seid Ihr strafbar.“

Hierauf führt der Sprecher dem Werber die Braut zu und fährt in landesüblicher derber Weise fort:

„Hier nehmet sie mit Haut und Haar,
Denn Ihr werdet ein schönes Ehepaar.“

Alsdann bietet der Sprecher dem Brautwerber und seiner Auserkorenen Branntwein an und spricht weiter:

„Hier trinkt mit mir von diesem Kümmel,
Und geht froh durch den Primelnhimmel,*)
Aber Gott möge Euch bewahren,
Dass Ihr Euch nicht kriegt bei den Haaren,
Er möge Euch führen durch Regen und Sonnenschein
Aus dem irdischen in den ewigen Himmel hinein!“

Nun greift der Werber ins Portemonnaie und zahlt ein Sümmechen, das selten weniger als fünf Mark beträgt, welches der Sprecher in Empfang nimmt und mit den übrigen Burschen im Wirtshause in Alkohol umsetzt. Von dem Tage an darf der Brautwerber unbehelligt im Dorfe und im Hause der Zukünftigen verkehren. Weigert sich ein Fremder, die Abgabe zu entrichten, so wird er „gereisert“, das heisst beim Verlassen des Dorfes mit Reiserhinausgeprügelt. Eine solche Weigerung kommt wohl deshalb äusserst selten vor, weil sie als eine schwere Beleidigung von dem betreffenden Mädchen empfunden wird.

*) Primel = Schlüsselblume, eine in der Eifel sehr beliebte Pflanze. Primelnhimmel heisst also so viel wie eine schöne, blumige Wiese, eine blühende Au.

Bei Hochzeiten begibt man sich nach der kirchlichen Feier ins Hochzeitshaus zum Essen. Nach begonnener Mahlzeit sucht man das abwesende Brautpaar in den Zimmern des Hauses und es entsteht ein Kampf zwischen den Ehemännern und den Junggesellen. Da diese Parteien beim Essen getrennt von einander sitzen, so möchte jede Partei das Brautpaar bei sich haben. Beim Suchen nach dem jungen Paare kommt es zuweilen vor, dass die Türen aus den Angeln gehoben und demselben die Kleider zerrissen werden. Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern mindestens zwei Tage, und da das Hochzeitshaus nicht für alle Geladenen Raum bietet, müssen die auswärtigen Gäste zum Schlafen in den Häusern von Verwandten oder guten Bekannten untergebracht werden. Da heisst es aber für die Gäste auf der Hut sein und frühzeitig aufstehen, denn des Morgens fahren die zuerst erwachten Burschen mit einem grossen zweiräderigen Karren vor die Häuser der Langschläfer und -schläferinnen. Man lässt denselben kaum Zeit zum Anziehen, zwingt sie auf dem Karren Platz zu nehmen und jagt mit ihnen durch alle Strassen des Ortes und endlich nach dem Hochzeitshause, wo dann mancher Gast ohne Schuhe und Strümpfe, ohne Rock und Weste zur grossen Heiterkeit der daselbst versammelten Frühaufsteher und der Dorfjugend eintrifft.

Hatte ein Bräutigam früher eine Bekanntschaft mit einem andern Mädchen, so streut man des Nachts dem letzteren von der eigenen Wohnung bis zur Wohnung des Bräutigams Spreu, und so kommt es zuweilen vor, dass eine Spreuspur von einem Dorfe zu einem andern führt. Dass dieser Gebrauch dem betroffenen Mädchen sehr unangenehm ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, und die kluge Jungfrau steht morgens in aller Frühe auf und bewahrt sich durch Wegkehren der „Kaff“ vor dem sonst unvermeidlichen Spotte.

Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten gibt man den auswärtigen Gästen Kuchen und Branntwein auf den Heimweg mit. Der Kuchen wird vermittelt eines weissen leinenen „Kuchentuches“ von der Grösse einer Serviette getragen. Da geht kein entgegenkommender Verwandter oder Bekannter

leer aus, er muss den „Kranz“ versuchen und aus der Brantweinflasche „einen herzhaften Schluck tun“. Auch in den Häusern des Heimatortes bietet man von dem Kuchen und dem Brantwein an.

Der Brantwein spielt überhaupt in der Eifel eine Rolle. Brantwein trinkt man zur Kirmes, während des Essens und beim Kindtaufschmause, Brantwein kredenzt man dem Besucher, Brantwein genießt man beim Leichenessen — aber zur Ehre der Eifelbewohner sei es betont, dass man im allgemeinen mässig im Genusse ist. So habe ich des öftern mit eigenen Augen gesehen, dass Männer stundenlang bei einem gefüllten 5 Pfennigs-Brantweingläschen sassen.

In vielen Eifeldörfern ist es Sitte, dass die Paten nach Beendigung der Taufe beim Hinaustreten aus der Kirche unter die Schuljugend Zuckerzeug werfen. Freigebige Paten werden mit dem Rufe „süsse Päter“, „süss Goh“*), knickerige mit dem Schimpfnamen „sauer Päter“, „sauer Goh“, von der lieben Jugend betitelt.

Befindet sich bei einem Kindtaufschmause eine junge Frau, welche zum ersten Male als Frau an dem Feste teilnimmt, so wird sie zuerst in den Kreis der Frauen eingeführt. Sie nimmt auf einem in der Mitte des Zimmers stehenden Stuhle Platz und man legt ihr ein linnenenes Bettuch um die Schulter. Hierauf macht man ihr mittels einer in Wasser getauchten Bürste den Kopf und zwar hauptsächlich die Haare nass. Auch hierbei werden einige Sprüchlein hergesagt und nach beendigter Prozedur steht ihrer Teilnahme an Kindtauffesten nichts mehr im Wege.

Kinderlose Ehepaare machen zum grössten Teile einen Beisatz, d. h. sie nehmen ein Kind in ihr Haus auf, welches mit dem Manne oder mit der Frau verwandt ist. Diese Aufnahme ist nicht mit der Adoption zu verwechseln. Ist das Kind ein Mädchen, so sucht man ihm, wenn es erwachsen ist, einen passenden Ehegemahl unter den Verwandten der anderen Ehehälfte. Die beiden Alten verbringen nun ihre letzten Tage bei dem jungen Ehepaare und hinterlassen ihm

*) süsser Pate, süsse Patin.

testamentarisch ihr ganzes Besitztum. Dieser Brauch hat einen doppelten Zweck, denn 1. ist für die beiden Erblasser im Alter gesorgt und 2. sterben sie mit der Beruhigung, dass ihr Besitztum nach dem Tode nicht unter die lachenden Erben verteilt, sondern unverändert weiter bewirtschaftet wird. Zuweilen nimmt auch ein kinderloses Ehepaar oder ein Junggeselle ein verwandtes junges Ehepaar bei sich als „Beisatz“ auf.

Im allgemeinen ist gegen die erwähnten Gebräuche der Eifelbewohner nichts Ernstliches einzuwenden. Mit aller Schärfe sollte man aber gegen folgende Unsitte ankämpfen. An den Fastnachtstagen, zur Kirmess, oder wenn jemand geschlachtet hat, machen sich die Burschen das zweifelhafte Vergnügen, in das „Spindchen“ (Speisekammer) einzudringen und Schinken, Wurst und Eier zu stehlen. Die Täter glauben nicht, dass sie durch eine solche Tat einen Diebstahl begehen, und die Bestohlenen nehmen fast stets von einer Anzeige Abstand, weil sie fürchten, ausgelacht zu werden, vielleicht auch deshalb, weil die Täter meistens nicht entdeckt werden.

So passierte vor Jahren der Fall, dass am Kirmessonntag einer wohlhabenden Bauersfrau sämtliches Fleisch aus den Brat- und Kochtöpfen gestohlen wurde, so dass die grosse Anzahl der auswärtigen Kirmessgäste mit einem kärglichen Mittagessen vorlieb nehmen musste. Zuweilen entbehren solche Unsitten des Humors nicht. In einem Dorfe des Kreises Prüm wurde nach einer stattgehabten Versteigerung im Wirtshause eine „Nachsitzung“ gehalten. Schliesslich beschloss man, die „Jungen“ sollten einen Schinken zum gemeinschaftlichen Verzehren herbeischaffen, d. h. stehlen. Ein Mann gab den Rat, in ein gewisses Haus zu gehen, wo viele Schinken hingen. Die Burschen kehrten bald mit einem schweren Hinterschinken zurück und einer gab sich ans Zerlegen. Aber es wollte nicht recht gelingen, bis man dem Manne, der den Rat erteilt hatte, den Schinken zum Schneiden überreichte. Der verstand das Zerlegen vortrefflich, und schmunzelnd nahm er das Lob entgegen, welches man seiner Geschicklichkeit zollte, und nicht minder schmunzelnd liess

er sich den vorzüglichen Schinken munden. Als ihm aber am anderen Tage seine erzürnte Enehälfte mitteilte, dass aus dem Schornstein der schwerste Schinken gestohlen worden sei, soll er nicht mehr geschmunzelt, sondern ein sehr eigentümliches Gesicht gemacht haben.

Noch schlimmer erging es einem unehrlichen Wirte. Die Burschen des Dorfes kamen mit einer grossen Menge Wurst in die Wirtsstube, erzählten dem anwesenden Wirte, sie hätten die Wurst da und da erwischt und baten denselben, ihnen dieselbe braten zu lassen. Der schadenfrohe Wirt gewährte nicht nur ihre Bitte, sondern gab auch noch ein Liter Branntwein „zum besten“, dem man ebenso wie der gebratenen Wurst fleissig zusprach. Endlich bedankte man sich und nahm Abschied. Am andern Morgen fand nun der ehrliche Wirt, dass er seinen Gästen die eigenen Würste gebraten und dazu noch ein Liter Branntwein verloren hatte.

Diesem verwerflichen Brauche des Stehlens sei ein wirklich uneigennütziger gegenübergestellt. Baut nämlich jemand ein Haus, so fährt jeder Besitzer eines Gespannes unentgeltlich Steine herbei. Während des Bauens unterstützen ihn die Bekannten des Dorfes durch Spenden von Eiern, Milch und Butter. Dieselben Gaben werden bei Hochzeiten und Sterbefällen geliefert. Mindestens ebenso schön ist die Sitte, dass der Nachbar dem Nachbarn das Grab bereitet und den Toten zur ewigen Ruhe trägt.

Das alte Eifeler Bauernhaus.

Von **Hubert Gierlichs.**

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Wenn je eines Dichters Wort Bestätigung gefunden, so ist es dieses. In unserer heutigen, schnellebigen Zeit, wo eine Erfindung die andere überstürzt, wo man im Fluge die Welt durchheilt und keine Entfernungen mehr kennt, wo jede neue Mode bald nach ihrem Erscheinen auch schon in das unscheinbarste Dörfchen ihren Einzug hält, da fällt das

Alte immer mehr der Vergessenheit anheim. Länder und Völker sind wohl einander nähergerückt, aber die alte Gemütlichkeit und die enge Zusammengehörigkeit sind uns verloren gegangen. Wie war es doch ehemals so schön, wenn die Nachbarn sich an den langen Winterabenden im behaglich erwärmten Zimmer versammelten zu gemütlichem Geplauder! Da wurden die alten Sagen und Geistergeschichten wieder lebendig, gab es doch in der Eifel mit ihren zahlreichen Burg- und Klosterruinen so manchen Punkt, um den Frau Sage ihre immergrünen Ranken geschlungen. Und welches aufmerksames Publikum hatten da die guten Alten nicht an der Jugend. Doch unwiederbringlich sind diese Zeiten dahin; heute drängt alles hinaus in die Ferne. Wer von den jungen Leuten kennt heute noch die heimatlichen Sagen. Wie lebhaft habe ich es oft bedauert, dass ich die Alten, die nun schon längst heimgegangen, nicht gebeten, mich zum Erben ihres Sagenschatzes einzusetzen. Nun ist so manches verloren gegangen. Soll nicht noch mehr verloren gehen, so ist es Zeit zum Sammeln. Daher habe ich mir in diesem Aufsätze die Aufgabe gestellt, das alte Eifeler Bauernhaus und seine Einrichtung zu schildern, denn auch hier hat schon vieles dem Neuen weichen müssen.

Das alte Eifeler Bauernhaus findet man meist nur noch in älteren Exemplaren, denn die neuen Häuser werden in ihrer grossen Mehrzahl dem Geschmacke der Neuzeit entsprechend eingerichtet.

Betrachten wir uns eines der alten Häuser, so finden wir, dass Wohnung, Ställe und Vorratsräume meist unter einem Dache vereinigt sind. In der Regel ist es im rechten Winkel erbaut. Die Wände sind aus Bruchsteinen hergestellt und mit einer Mischung von Kalk und scharfkörnigem Sande beworfen, welche die Mauern gegen das Eindringen der Nässe schützt. Dieser Überwurf wird von Zeit zu Zeit weiss getüncht. Man findet jedoch auch Häuser in Fachwerk. Dann ragt das Fundament einhalb bis ein Meter über die Erde hinaus. Auf dieser Mauer steht dann das Gebälke. Die einzelnen Felder der Wände sind weiss getüncht, während das Gebälke, Stiel genannt, eine schwarze Farbe zeigt. Das

Ganze bietet einen recht freundlichen Anblick. Die schwarze Farbe war früher ein Gemisch von Schwärze und Milch, heute stellt man dieselbe her aus Schwärze, Leinöl und Petroleum. Das Dach besteht aus Stroh oder Ziegeln. Häufig findet man jedoch auch Schieferdächer, namentlich in den Gegenden, wo Schieferbrüche in der Nähe sind. Es schneidet nicht mit der Mauer ab, sondern ragt meist einhalb Meter über dieselbe hinaus. Die Einrichtung der Häuser ist nun folgende: Zuerst kommt die Wohnung, dann folgen die einzelnen Ställe, Kuh-, Pferde- und Schafstall. Die Schweine- und Hühnerställe finden wir im Kuhstalle angebracht. Über den Stallungen sind die Heu- und Fruchträume. Das Gebäude ist ein- oder zweistöckig und hat die Breitseite der Strasse zugekehrt. Von dieser ist es fünf bis zehn Meter entfernt. Der Raum zwischen Gebäude und Strasse wird Hoff = Hof genannt und dient teils als Düngerstätte, teils als Holzplatz. An der Wohnung fällt uns zunächst die Haustür auf. Sie ist aus Eichenholz und mit einem braunen oder grünen Anstrich versehen. Häufig ist sie mit eisernen Bändern und schweren, dickköpfigen Nägeln verziert. In der Mitte ist die Tür quer durchgeteilt. Die untere Tür nannte man „et Gader“. Dieser Ausdruck erinnert uns an den Gaderzins. Diesen mussten jene Hofbewohner entrichten, welche nicht duldeten, dass der Zinsberechtigte die Schwelle ihres Hauses betrat. Es wurde der Zins dem Empfänger über das geschlossene Gader gereicht. In der Mitte der obern Tür gewahren wir einen schweren, eisernen Klopfer, der sich in einem Charnier bewegt. Er ist meist in Form einer Fünf gebogen und schlägt mit dem untern Ende auf den Kopf eines schweren Nagels. Der Klopfer vertrat die Stelle der heutigen Hausglocke. Nachts wurde die Tür mit einem eichenen Balken verschlossen. Für diesen Balken befand sich in der Mauer eine Öffnung, in welche derselbe bei Tage geschoben wurde.

Treten wir nun durch die Haustür ein, so gelangen wir sofort in die Küche. Dieselbe ist ein ziemlich grosser Raum von vier bis sechs Meter im Geviert. Am Fusse der Feuermauer gewahren wir eine erhöhte, gemauerte Fläche.

Es ist der Feuerherd. An demselben erblicken wir in der Mauer eine vielleicht achtzig cm im Geviert haltende Eisenplatte, das Thakeneisen genannt. Auf dieser Platte finden wir häufig kunstsinnige Darstellungen aus der Bibel, Wappen, Ritter usw., so dass dieselben einen künstlerischen Wert haben. Das Thakeneisen bildet zugleich die Rückwand eines in der oft meterdicken Feuermauer angebrachten Schrankes, dessen Öffnung wir im Wohnzimmer finden. Dieser Schrank heisst Thake. Da die Rückwand vom Feuer heiss wurde, diente der Raum zum Trocknen der Strümpfe und der kleinen Wäsche. Die Tür besteht gewöhnlich aus gedrechselten oder geschnitzten Stäben. Über dem Thaken ist in der Wand noch ein Schrank, der zum Aufbewahren von Porzellan und Glassachen dient. Hier finden wir auch häufig noch einen Vorrat von alten, zinnernen Schüsseln und Tellern. Dieser Schrank hat in bessern Bauernhäusern Glastüren, seine Wände sind dann in Öl gestrichen oder tapeziert. Die Thakenwände sind getüncht. Jedes Jahr vor der Kirchweih wird das Tünchen besorgt. Hat jemand ein frischgebügeltes Vorhemd an, so sagt man in der Eifel: He hät de Thake gewisst. Begeben wir uns wieder in die Küche, so bemerken wir über dem Herde den mächtigen Rauchfang, welcher nach oben enger wird, er wird Faasch genannt und ist am untern Ende mit einem zwanzig bis vierzig cm breiten Brettergesimse verziert. Der Rauchfang dient zum Räuchern des Fleisches und hat wohl Raum für das Fleisch zweier Schweine. Es ist dies ein Beweis dafür, dass man auch schon in alten Zeiten in der Eifel Fleisch ass und nicht, wie unwissende Legendendichter wollen glauben machen, nur von Suppe lebte. In der Feuermauer finden wir eine Vorrichtung zur Befestigung der Feuerkette „Fürhåg oder Fürhähl“ genannt. Diese Feuerkette bestand aus Ringen, häufiger aber war sie eine zehn bis fünfzehn cm breite Eisenplatte, welche an einer Seite Zähne hatte. Eine besondere Einrichtung an derselben ermöglichte es, den Kessel höher oder tiefer über das Feuer zu hängen. Die Feuermauer „Haasch“ ist vom Rauche geschwärzt, in neuerer Zeit findet man sie häufig grau oder blau angestrichen und durch Linien in Quadrate geteilt. Von

einer Forderung, an deren Bezahlung nicht mehr geglaubt wird, heisst es: Dat kannst de dir henger de Haasch schriewe, då kratze de Hounder et net us.

Der Fussboden der Küche ist aus unregelmässig behauenen Steinplatten hergestellt, die Wände sind getüncht. Die Decke besteht aus starken, eichenen Balken, Träv genannt, auf welche die Bretter der obern Zimmerböden genagelt sind. Sie ist nicht gepliestert und nicht getüncht. Man hat den Anstrich dem Rauche überlassen, der dann auch Balken und Bretter glänzend schwarz gebeizt hat. In bessern Bauernhäusern findet man rechts und links von der Küche Zimmer, von denen eines das gute oder Staatszimmer bildet. Sind an einer Seite keine Zimmer, so gelangt man aus der Küche gleich in den unmittelbar daneben liegenden Pferde- oder Kuhstall. Ferner bemerken wir in der hintern oder auch linken Wand eine Tür, welche in die sogenannte Haus- oder Vorratskammer mündet. Neben derselben zeigt die Mauer einen bis zwei Meter langen Vorsprung, auf welchem die sogenannte Kannebank ruht. Dieselbe reicht bis zur Decke und ist durch wagerechte Bretter in verschiedene „Gefaacher“ geteilt. Auf dem obersten Brette prangen die jetzt in den Ruhestand versetzten schweren, zinnernen Schüsseln und Teller, dann kommen die ebenfalls heute wenig gebrauchten kupfernen Gerätschaften, endlich erblicken wir da noch Porzellanteller, Kaffeetöpfe, verschiedene Gewürzdosen und dergl. Auf dem untersten Brette stehen die Wassereimer und Kochtöpfe. Vor jedem hohen Feste, oder, wenn die Zeit es erlaubt, jeden Samstag werden die kupfernen und zinnernen Gerätschaften von den Töchtern des Hauses blank geputzt, eingedenk des Spruches:

Schurt mr net, da blenkt et net,

Blenkt et net, da kommen och de Freier net.

Über dem Herde sehen wir an der Feuermauer eine breite, schön geputzte eiserne Latte. An dieser hängen das Stoch-eisen, die Feuerzange und die früher unentbehrlichen Blasrohre. Ferner gewahren wir in der Feuermauer eine durch einen Schieber verschliessbare Öffnung. Sie heisst Anricht. Durch diese Anricht wurden die Speisen aus der Küche in

das Wohnzimmer hineingereicht. Der Küchentisch lässt sich häufig aufklappen. In der hintern Mauer erblicken wir endlich noch die Backofentür; der Backofen selbst liegt draussen. In den Bauerndörfern der Eifel war es und ist es auch heute noch Sitte, dass jeder sein Brot, sein Weissbrot und seine Kuchen und Torten selbst backt, und die Eifeler Erzeugnisse auf diesem Gebiete dürfen sich, was Wohlgeschmack anbetrifft, mit den Erzeugnissen städtischer Bäcker messen. In der Küche ist auch die Kellertreppe sowie die Treppe zu den obern Räumlichkeiten. In der Mitte des Wohnzimmers steht der Ofen. Derselbe hat die Form eines Cylinders, doch finden wir auch schöne, mit Blumen- und Rankenwerk verzierte Öfen, die sich in ihrer Form den runden, sich nach oben verjüngenden, amerikanischen Öfen nähern. Deckel, Türen und Ofenröhre suchen wir hier vergebens. An der Seite, welche der Wand zugekehrt ist, hat der Ofen einen quadratischen Fortsatz, welcher in die Feuermauer hineinragt und sich in der Küche öffnet. Von hier aus wurde denn auch der Ofen mit Holzscheiten oder Torf gefüttert. Infolgedessen blieb das Wohnzimmer staubfrei.

Um der falschen Legendendichtung, die sich namentlich in bezug auf die Eifel zu den krassesten Unwahrheiten versteigt, keinen Vorschub zu leisten, bemerke ich, dass die vorstehend geschilderten Einrichtungen schon längst den modernen Erzeugnissen haben weichen müssen, obschon es keine Schande wäre, wenn sie noch beständen. Ebenso findet man auch den Alkoven wohl nirgendwo mehr. Dieser war ein Bett, welches sich in einer Wand des Wohnzimmers befand, mit Türen oder langen Vorhängen versehen war und deshalb dem Unwissenden ein Wandschrank zu sein schien.

Anmerkung: a mit einem Kreise (â) wird wie o in Oche = Aachen ausgesprochen.

Volkssegen aus Westfalen.

Von **P. Sartori** in Dortmund.

I.

In den mir vorliegenden Aufzeichnungen des Joh. Heintr. Schulze aus Eineckerholsen (Kr. Soest) aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stehen u. a. folgende zwei Segen:

1. Wen man wil ein dieb fasmachgen.

Hodon Hodadieson Christon Jaunniton In unniversie mundie Caltangelitie Honollo Hokosmo in unniversimundi.

2. Das niemand kein bos seigen¹⁾ ins haus kömt das mus man unter das haus oder stall sülle²⁾ legen.

Jesus vonnazeret ein könig der Juden dieser siger Tittel bewahre mein haus und alles wass darinnen ist mit Christus Jesus.

† † †

II.

Ungefähr ebenso alt wie die eben erwähnten Aufzeichnungen ist die Niederschrift der folgenden drei Segen. Sie stehen auf einem Foliobogen, der mir aus dem Orte Schleipe bei der Station Grünenbaum a. d. Volme zugekommen ist.

I.

Im anfang war das wort und das wort war bey gott, und gott war das wort. Dass. Dan hebt der h. Seegen gottes an.

Christi Creuz † sey bey mir N. N. Christi Creuz † bete ich an zu aller zeit: Christi Creuz † überwindet mir alle wasser und feuer. Christi Creuz † überwindet mir alle waffen. Christi Creuz † ist mir ein vollkommenes zeichen und Heil meiner armen Seel. Christi Creuz † sey bey mir und meiner Seel und Leibe und in meinem Leben alle Tag und Nacht. Nun bitte ich N. N. gott den Vatter † durch des sohns willen, und bitte gott den sohn † durch des Vatters willen, und bitte gott den Heiligen † geist durch des Vatters und des sohns willen. Mit dem Heiligen gottes Leichnam

¹⁾ böser Segen. ²⁾ Der unterste, auf der Grundmauer ruhende Balken, den man beim Eintritt überschreitet.

gesegne ich mich † vor allen schädlichen dingen, worten und wärcken. Christi Creuz † öffne mir auf alle gelückseeligkeit, Christi Creuz † vertreibe von mir alles übel. Christi Creuz † sey bey mir, vor † mir, Hinter mir †, ob mein †, unter mein †, neben mein †, und allenthalben um mich. † Von allen meinen Leiden, sichtig oder unsichtig die flieden alle von mir, so sie mich wiesen oder hören. Enoch und Elias, die zween Propphen, die waren nie gefangen noch gebunden noch geschlagen, und kamen nicht aus ihrem selbstgewandt und gewalt, also muss mir keiner meiner Feinde schaden sein an Leib noch an der seelen, und an meinem leben, im namen gott des Vatters † und des sohns † und des Heiligen † geistes amen.

2. Feuersegen.¹⁾

Erstlich macht man mit der rechter hand ein Kreutz genen das feuer und thut 3 schrit auf folgenden schrit, gegen das feuer auf folgenden schritt folgendes gesprochen.

Feuer, du Hast kein zweck mit dem Herren Christo seyst du nun gelegt, mit dem Himmels schlüssel, seist du geschlossen, mit seinem Rosenfarbenes blut seist du ausgegossen, das du bleibest auf der stelle und nicht wieder anschlägest, das gebite ich dir durch die gottliche Kraft, das du ausgehest und ohne wasser verlöschest dieses gebite ich dir durch die gottliche Kraft, der für uns seinen bitteren todt am stamme des Kreutzes gelitten hat. Amen. J. N. R. J.

(Mittel:) Die blaue Korenblume auf (unleserliches Wort; scheint ein Ortsname zu sein) in der 12ten stunden gegraben und über das hauss geworfen.

3.²⁾

Heilige dreyfaltigkeit in einiger gottheit, gott vatter sohn und heyliger geist, behüte mich und alle meine leute

¹⁾ Andere Feuersegen sind in der Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 9 (1899), S. 440, Anm. zitiert. Vgl. noch Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann, S. 108 ff. Rochholz in d. Ztschr. f. deutsche Mythol. und Sittenkunde 4 (1859), S. 132 f.

²⁾ Andere Diebssegen z. B. Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde V, S. 298 (Handshuhsheim); Kuhn, Westfäl. Sag. 2, S. 193 ff. Kuhn und

heut den heiligen tag und nacht vor allen dieben und diebinnen, sant peterus peterus peterus bind mit dem band der gottes hand, und mit dem bandt in Christus hand alle diebe und diebinnen die mich thuen bestehlen, das sie müssen stehen wie die sonne zu gibion und der mont zu achlon, das keiner keinen schrit weder hinter sich noch vor sich gehen könne; bis ich mit meinen augen über sie sehe und ihn mit meinem munde urlaub gebe sie zehlen mir dan alle sterne am firmament alles laub und grüne grass wass auf erden grünt, können sie dieses nicht so sollen sie geschlossen und geschnurt stehen durch diese aller heiligste nahmen gottes Heloym, gott tetragammaton, gott Adoney, gott Sabaoth, gott Emanuel, gott Hagios, gott Otheos, gott Ischryos, gott Jehova, gott mesia, gott Alpha und Omega samt allen nahmen gottes vatters sohns und des heilligen geistes, dieses gebe ich ihnen zur busse durch diese aller heiligste nahmen gottes vatters sohns heiligen geistes amen.

In diesen nahm ich dich gestelt habe in dessen nahmen gehe wieder von hier in nahmen des vatters sohns und des heiligen geistes amen.

III.

Um ein Gerstenfeld gegen Vögel zu schützen, spricht man in Annen bei Dortmund:

„All ihr Vögel und Vögelein,
Die Früchte sollt ihr meiden.
Gleichwie die liebe Jungfrau
Die Junggesellen tut meiden.“

Dann soll man dreimal sagen: Im Namen Gottes usw., und dreimal um das Feld gehen. (Mündlich.)

IV.

Eine Frau in Barop bei Dortmund lehrte ein junges Mädchen beim Ausstreuen von Möhrensamen folgenden Spruch anwenden:

Schwartz, Norddtsche Sag. usw. S. 448 f. Bartsch, Mecklenb. Sag. 2. S. 335 ff. Köhler, Volksbrauch usw. im Voigtlande, S. 406. Frischbier. Hexenspruch und Zauberbann, S. 112 f. Knoop, Volkssag. a. d. östl. Hinterpommern, S. 169 f. Rochholz in d. Ztschr. f. deutsche Mythol. usw. 4, S. 130 f.

„Wuertelnsoot guet geroot!
Armenslank un bollendick!“¹⁾

mit der Versicherung, dass nun die Frucht gedeihen werde. Vor dem Säen musste mit der Hand in den lockeren Boden des Beetes ein Kreuz gezeichnet werden. (Mündlich.)

Ärzte, Krankheiten und deren Heilung nach Cäsarius von Heisterbach.

Ein Beitrag zur mittelalterlichen Volksmedizin.

Von **M. Bethany.**

Die Heilkunde ist eine Wissenschaft, mit der sich seit den urältesten Zeiten die Menschen beschäftigten, aber es gibt auch keine, in welche das Laienelement sich mehr erlaubt hätte hineinzureden. Das mag nun wohl daher kommen, weil die Heilkunde zum grossen Teil eine Wissenschaft ist, die auf Erfahrung beruht, und andererseits ein Kranker oder seine Umgebung nach jedem Strohalm greifen, um die Gesundheit zu erlangen. Von sogenannten Kurpfuschern, das heisst Leuten, denen Beruf oder Fähigkeit zur Ausübung der Heilkunde fehlen, soll in dieser Arbeit keine Rede sein. Wir wollen nur über den Stand der Ärzte um das Jahr 1200, sowie über Krankheiten, und wie man glaubte, dieselben heilen zu können, sprechen.

Man hat sich darüber gewundert, dass Cäsarius, der bedeutendste Erzähler des Mittelalters, der das Volkstum in seinen Höhen und Tiefen kennt, nicht der Juden Erwähnung tut, die sich damals viel mit der Heilkunst beschäftigten. Aber mit Unrecht. Wer den Abscheu jener Zeit gegen das Judentum kennt, wem es bekannt ist, dass damals den Juden keine Schule offen stand, dass man sie höchstens dann zu Rate zog, wenn keine andere Hilfe mehr möglich schien, der wird einsehen, dass sie nur mit sogenannter Volksmedizin und abergläubischen Mitteln kurierten. Dagegen waren die meisten Ärzte Geistliche, hatte doch jedes Kloster seinen

¹⁾ Vgl. Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde, 10 (1900), S. 65. Witzschel, Sagen usw. a. Thüringen, 2, S. 217 (26, 33).

Infirmarius; im St. Andreasstift in Köln finden wir sogar zwei tüchtige Ärzte, Petrus und Renerus. Mönche durchzogen das Land, um den Kranken zu helfen, was Cäsarius nicht zu billigen scheint. Diese Leute waren zum allergrössten Teile Priester, zu denen das Volk seine Zuflucht nahm. Freilich gab es auch weltliche Berufsärzte, ja wir finden sogar eine medizinische Fakultät zu Montpellier „ubi fons est artis physicae“.

Cäsarius selbst besitzt für seine Zeit keine geringen medizinischen Kenntnisse; er hat den Galenus, „den geschicktesten der Ärzte“ und andere, ihm zugängliche Werke über Heilkunde studiert. Daher seine technischen Ausdrücke. Er kennt vier Arten des Aussatzes; die Zunge eines Hundes ist heilkräftig usw.

Interessant ist es, die verschiedenen, um das Jahr 1200 herrschenden Krankheiten zu betrachten. Da finden wir denn den mutmasslich durch die Kreuzzüge nach Europa eingeschleppten Aussatz. Am meisten verbreitet ist die Gicht, jedenfalls infolge der damaligen Lebensweise. Wassersucht ist ebenfalls sehr häufig. Dann folgen Blindheit, Geschwüre aller Art, sacer ignis (Rose?), anthrax (Krebs?), Fieber, Taubheit, Stummheit, Hals- und Kehlkopfleiden, Stein usw. Besonders war das Wechselfieber häufig.

Sehr viele Ärzte gab es in Köln, was allerdings sehr erklärlich ist, weil dort sehr oft Kaiser und Könige verkehrten, der Erzbischof Hof hielt, Fürsten und Adelige ihre Höfe hatten. Es scheint auch, dass diese Ärzte ein ungeheures Honorar nahmen. Denn als einst der ehrwürdige Pfarrer Everhard von Sankt Jakob derart von Kopfschmerzen geplagt wurde, dass er weder beten noch lesen konnte und ihm das Leben zur Last wurde, wandte er sich an einen erfahrenen Arzt, der ihm drei Mark, eine ungeheure Summe zu jener Zeit, abverlangte. Der Pfarrer war bereit, ihm die Hälfte zu geben, aber der Arzt sagte: „Für eine solche Kleinigkeit arbeite ich nicht.“ Der Pfarrer aber erwiderte: „Wenn ich soviel hätte, gäb ich es den Armen; meine Krankheit überlasse ich Gott.“ Da verliess diese den frommen Mann und ging auf den Arzt über, der nun sagen konnte: „Arzt, heile dich selbst.“

Wenn die Heilmittel jener Zeit auch meistens solche waren, die wir heute zur sogenannten Volksmedizin rechnen, so gab es dagegen auch solche, die noch heute angewandt werden. So wird der Graf von Ahre gesund „ohne Schweiss, ohne Blutverlust, ohne Niessen, ganz gegen die Natur der Krankheit“. Auf Luftveränderung scheint man viel gehalten zu haben. Ein Domherr aus Trier fährt zu Schiffe nach Köln, um dort die Ärzte zu konsultieren und aus der Luftveränderung Heilung zu schöpfen. Der Priester Arnold aus Bonn schickt seine Tochter über den Rhein, damit ihr Zustand sich durch Luftveränderung bessere. Kaltwasserkuren müssen ebenfalls nicht unbekannt gewesen sein. Cäsarius lag als Knabe am Fieber krank. Seine Tante hatte eine heidnische Sklavin, die getauft werden sollte. Da riet man den Eltern, wenn das Mädchen aus dem Taufbade stieg, den Knaben in das nasse Taftuch einzuhüllen. Dies geschah, ein heilbringender Schweiss brach aus und der Knabe wurde gesund. — Einem Mönche wurde eine Hand abgenommen, weil dieselbe vom Krebs befallen war. In Burtscheid bei Aachen bedient ein Mönch die Armen, welche dort die warmen Bäder gebrauchen. Eine merkwürdige Sitte, die bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach geübt wurde, war das Aderlassen. Während man heute glaubt, dass der Mensch nicht zu viel Blut habe, herrschte damals die gegenteilige Meinung vor, und besonders junge, kräftige Leute wurden regelmässig zur Ader gelassen. Kranken und schwachen Personen bereitete man Suppen aus verschiedenen Kohlarten.

Bauern fragen auch wohl fahrende Schüler um Rat, weil sie glauben, dass dieselben vielerlei Künste verstehen. Die Tochter einer Bauernfrau hatte den Kopfgrind. Diese fragt einen fahrenden jungen Mann, was sie dafür tun solle, und derselbe rät ihr, aus Donnerbart, Russ und Salz eine Salbe zu machen. Ein anderes Mal wird einem Knaben, der in Münster studierte, geraten, er solle, um den Kopfgrind zu vertreiben, sich mit Früchten von harzigem Holze waschen lassen. Dies musste jedoch morgens vor der Messe dreimal geschehen und zwar im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes. Cäsarius berichtet uns von einer schreck-

lichen Krankheit, gegen die man kein Mittel wusste. Einem frommen Mönche kam Ungeziefer aus dem Leibe und er verbreitete einen solchen Gestank um sich, dass niemand bei ihm aushalten konnte. Der Abt fragte endlich einen der Mönche: „Was sollen wir mit dem Manne anfangen?“ Da antwortete jener: „Man gebe mir vier Leintücher und ich werde für ihn Sorge tragen“. So geschah es denn auch, und durch den häufigen Wechsel der Leintücher wurde eine Linderung für den Pfleger und den Kranken erzielt, aber dieser musste doch sterben. Eigentümlich verfuhr man mit Menschen, die an Raserei oder Tobsucht litten. Man zerriss nämlich junge Hunde oder Katzen und legte das noch warme Fleisch derselben dem Tobsüchtigen auf den Kopf. An einer edelen Dame wird eine wunderliche Kur vollbracht. Nachdem die Ärzte vergebens ihre Kunst an ihr versucht hatten, sagt ein Dämon ihrem Gemahl, einem Ritter: „Wenn die Dame mit Löwenmilch eingerieben würde, dann würde sie genesen“. Der Dämon holt die Milch, die Dame wird eingerieben und erlangt ihre Gesundheit wieder.

Schmiede müssen damals auch in der Heilkunde eine Rolle gespielt haben, jedenfalls zogen sie Zähne aus.

Wenn Kaufmann sagt: „In der Heilkunst erfahrene Frauen, wie wir sie in mittelhochdeutschen Gedichten finden, sind mir bei Cäsarius nicht vorgekommen“, so irrt er. Einem Mönche, der unter einem Baume geschlafen hatte, war eine Kröte in den Leib gekrochen. Als er nun bei einer frommen Frau zu Gaste war, fragt sie ihn, warum er so blass aussähe, und da sie es erfährt, sagt sie: „Ich kenne eine Frau, welche das Übel heilen kann“. Als man nun zu dieser geht, verlangt dieselbe acht Solidi. Nachdem sie das Geld erhalten, kuriert sie den Mönch.

Zum Schluss wollen wir noch eine sonderbare Kur mitteilen, die ein Arzt einem Prämonstratenserpropst verordnete. Cäsarius schreibt nämlich: „Cum graviter infirmaretur, dictum est ei a medico, immo per medicum a diabolo, quod convalescere non posset, nisi uteretur muliere. Ille spe vitae praesentis, immemor futurae, feminam cognovit, nec tamen ei profuit, immo magis obfuit, quia post paucos dies defunctus

est. Sicque suasu antiqui serpentis tempus poenitentiae factum est illi tempus luxuriae. Judicium animae Deo committo. Haec in eadem domo, in qua Praepositus fuit, a quodam sacerdote ejusdem ordinis, mihi relata sunt, quem et ego facie et nomine novi.

Zwei Sagen von Burg Ockenfels (bei Linz) am Rhein.

Aus dem Volksmund mitgeteilt von **O. Schell.**

1. Die Jungfrau in der Ockenfelser Burg.

In den Ruinen der Ockenfelser Burg geht eine Jungfrau um, welche dorthin verbannt ist. Nur selten begegnet sie einem Menschen. Einst aber traf sie einen Metzger und bat ihn, sie zu erlösen. Wenn er sie nicht erlösen würde, müsse sie warten, bis ein Rabe komme, der eine Eichel im Schnabel trage. Wenn er diese in der Burg Ockenfels fallen lasse, werde daraus eine Eiche hervorstehen. Aus dem Holze derselben müsse eine Wiege gezimmert werden. Das erste Kind, was in diese Wiege gelegt würde, könne sie dann erst wieder erlösen, wenn es zu Jahren gekommen sei.

K. Weinhold (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 2) bemerkt über diese in Deutschland sehr verbreitete Sage: „Es sind dann die Hauptzüge und die Nebenzüge zu sondern und auf ihre Natur und ihr Alter zu prüfen. — Dabei wird sich z. B. ergeben, dass der gewöhnliche Schluss, wonach die aus Feigheit des Jünglings nicht erlöste Jungfrau als den Helden ihrer künftigen Erlösung von dem Zauber einen Knaben bezeichnet, welcher in einer Wiege liegen wird, die aus dem Holze eines jetzt noch als Gerte stehenden Baumes (vorstehende Sage bringt eine Variante dieses Zuges; Anmerk. d. Verf.) gezimmert werden soll, mit der deutschen Sage ursprünglich gar nichts zu tun hatte, sondern dass dieser Schluss der Adam- und Kreuzholzlegende entlehnt ist.“

2. Die Beschwörung der Geister von Ockenfels.

Ein Mann aus Linz konnte die Geister beschwören. In Begleitung einer Anzahl Linzer Bürger begab er sich einst

nach Ockenfels, um die dort hausenden Geister zu beschwören. Alle beteten eifrig unter seinem Vorantritt und gingen um die Burg herum. Dreimal musste das geschehen, dann waren die Geister verschwunden. Als man einmal um die Burg gezogen war, erhob sich ein heftiger Wind, von den Geistern entfacht. Immer wilder wurden die Geister, je weiter die mit Fackeln versehenen Bürger auf dem zweiten Rundgange vordrangen. Doch wurde dieser nicht einmal beendet, denn die Bürger stoben voller Entsetzen davon, und so sind die Geister noch in der Burg.

Et kruse Bömken.

Als Dialektprobe des Niederbergischen mitgeteilt.

Von E. Hackland-Rheinländer.

Do stijht am Krüzweg 'nen enzeln Boem,
de Kroen so brijt on kruus,
on wiet on sieden, wohen mer süht,
ligt do kijñ enzig Huus.

Bloes Hijd on Feiler, do bij der Bosch —
de Boem, de rusch on rusch,
on wöer dat butten oech noch so stell,
wie wenn der Herwststorm bruuscht.

Do es vör Tieden 'nen Galgen gewest,
on neits van twölf te ijn,
dann jommert dat do on klippt on klappt
van all die Doedenbijñ.

Dann treckt do verbij 'nen langen Zog,
wie Fүүr de Oegen roet,
em witten Hemd, der Streck öm der Hals,
on vürop gijht der Doet.

Dann trecken se drijmol öm der Boem
die enstens do gehalten;
doch schlijt de eeschte Stönd en 'r Neit,
dann es der Spöek vergangen.

Werwolfgeschichten.

Von **Wilhelm Oeke**, Kùhlshen.

Da waren zwei Sägenzieher in einem Hölzchen mit Lattenreissen beschäftigt, und nicht weit davon lag ein Kamp, wo ein Bauer aus dem Dorf eine Stute mit einem Fohlen eingesömmert hielt. An einem Mittag im Juli nun lagen sie beide im Waldgrase auf dem Rücken zum Schlafen nieder, nachdem der eine von ihnen über ihr karges und schmales Mahl geklagt und gemeint hatte, sie brauchten hier keine Zahnstocher zu klauben, da die Woche durch doch wenig Fleisch über ihre Zunge käme. Der andere aber konnte nicht zum Einschlafen kommen, weil er sich einer Waldmücke erwehren musste, die immer auf sein erhitztes Gesicht mit zudringlichem Gesumse niederstiess, wo er sie dann durch ein kurzes Kopfschütteln jedesmal wieder verjagte, denn er war zu faul, die Hand zum Gesichte zu heben. Der erste aber glaubte ihn schlafen, zumal sein Kopf hinter einem Thymianpöstchen verborgen lag. Da tuts plötzlich neben dem zweiten einen Ruck, und ein rauhaariges Tier mit gelbem Fell, einem Schäferhunde ähnlich, springt an ihm vorbei und über den Hainbuchenzaun in des Bauern Kamp hinein. Wie er zur Seite schaut, ist sein Geselle verschwunden, nur dessen Tabakspfeife liegt noch im Grase. Nun wird ihm doch ängstlich, und er steht auf und schaut durch eine Lücke nach den Pferden.

Und was muss er sehen? Das Fohlen liegt an der Erde und rührt sich nicht mehr, und das wilde Tier von vorhin hat die Vorderbeine darauf gestellt und reisst grosse Fetzen Fleisch aus der Brust und dem Halse heraus, die es mit zurückgeworfenem Kopfe verschlingt. Das sieht er eine Weile an, da wird ihm alles klar, und er geht an seinen Ort zurück, blinzelt mit den Augen und stellt sich schlafend.

Geraume Zeit darnach gibt's wieder einen Satz über die Hecke, aber diesmal mit schwerem Plump, raschelt an seinem Kopfe vorbei, und als er nach einer bangen Minute sachte seitwärts sieht, liegt sein Geselle wieder da und ankt und stöhnt, wie einer, der sich im Weckenbrei übernommen hat.

Bei seinem Erheben öffnet der die Augen und sagt: „Das junge Gemüse vom Mittage ist mir doch nicht gut bekommen, mir wird's ganz wehleidig zumut, du musst sehen, wie du dich heute Nachmittag allein behilfst!“ Der zweite, geduldig und wortkarg wie er war, liess Säge Säge sein, griff zum Beile und hieb Kopf und Zopf von den jungen, glatten Tannenstangen, da es mit dem Sisagen doch nichts war.

Nach einer gewissen Zeit veruneinigten sich diese beiden. In der Hitze des Wortes konnte sich der stumme Zeuge nicht mehr halten, und es fuhr ihm heraus: „Willst du mir auch so mitspielen, wie dem Fohlen des Bauern, du Werwolf! Neben dir schlaf ich nicht länger, sonst möchte am hellen Mittage der Nachtmahr auf mir zu reiten kommen!“

Und er ging von dannen und suchte anderswo Arbeit und Verdienst.

Der Schatz bei der Linde.

Von **Wilhelm Oeke**, Kühren.

Ein Bürger vom Dringenberg will Anntag nach Brakel zur Beichte gehn. Der Mond scheint die ganze Nacht, darum steht der Mann sehr früh, um 1 Uhr, auf, weil er meinte, der Morgen graute schon. Er zieht sich in der Kammer vollständig an, tritt in die Stube, schaut zur Uhr und wird seinen Irrtum gewahr. Doch mag er sich nicht gern wieder niederlegen, darum spricht er zu seiner Frau: „Ich will nur langsam vorangehn; wenn ich in Brakel komme, dann ist die Kirche noch zu. Da setz ich mich auf den Stein davor und warte, bis der Küster kommt. Dann bin ich auch der erste zum Beichten.“

So wandert er getrost im Mondschein fort und kommt bis zum Seegrunde. Bei der Linde im Schatten sieht er einen Sack aufrecht stehn, und wie er ihn aufmacht, findet er ihn mit lauter Erde bis zum Rande gefüllt. „Den Spass haben sich die Kuhhirten erlaubt; die Frauleute werden schön schimpfen;“ er schüttelt die Erde aus auf einen Haufen. Den Sack will er unter der Linde verstecken, bis er zurückkommt. Doch hält er ihn gegen den Mond und bemerkt,

dass er voller Löcher sei. „Der ist das Verwahren nicht wert.“ Deshalb wirft er ihn zur Erde zurück und setzt seinen Weg fort.

Nun war er schon längst durch das Rieseler Holz und in der Nähe der Kapelle auf der Höhe.

„Aber zum Teufel, was ist das?“ Das geht sich ja mit jedem Schritt beschwerlicher. „Sollst doch den Schuh mal ausziehn“, denkt er und setzt sich auf einen Feldstein. Da fällt schon heraus, das klimpert und klingert ordentlich auf den Steinbrocken des Weges und ist blank und glänzend. Die Dingerchen kennt er lange. Das sind hessische Löwenschwänzchen und gelten jedes einen Achtelgulden. Da wird ihm das andere auch alles klar. Das war der Schatz des Marketenderweibes aus Kassel, das ihn da vor ihrem Ende, sie starb unterwegs auf der Flucht, vergraben hatte, damit ihn keiner nach ihrem Tode bekäme. In mond hellen Nächten steigen die versunkenen Silber- und Goldstücke wieder herauf, um sich im Lichte zu sonnen.

Als der Mann am Nachmittag zurückkommt, sucht er bei der Linde vergebens nach dem Sacke, sieht auch keine frische Erde mehr und am wenigsten von einem Schatze. Der hat wieder hundert Jahre Zeit gewonnen für einen, der die Gelegenheit besser benutzt.

Fastnachtsbräuche.

Eine Umfrage.

Von **C. Rademacher, Cöln**, Zugweg 44.

Werden Gaben vor Fastnacht, am Feste selbst oder am folgenden Sonntage eingesammelt? Worin bestehen die Gaben hauptsächlich? Sammeln die Kinder, oder ärmere Leute, oder die Dorfburschen die Gaben ein? Welche Lieder werden dabei gesungen? Was geschieht mit den gesammelten Gaben? Wo wird der Festschmaus, der aus den Gaben hergestellt wird, abgehalten? Werden besondere Küchlein gebacken? Welchen Namen haben diese? Ist ein besonderer Glaube mit diesem Gebäck verbunden? Werden von diesen

Kuchen oder überhaupt Speisen an den Fastnachtstagen abends im Hause hingesezt? Sind diese Speisen für die Geister, oder die armen Seelen, oder die Engelein bestimmt? Werden Verwandte zur Fastnachtsfeier eingeladen? Findet ein gemeinsamer Rundgang durch das Dorf statt? Werden noch besondere Schmausereien in irgend einem Hause abgehalten? Welchen Namen haben diese? Welchen Namen hat der Donnerstag vor Fastnacht? Werden Feuer angezündet? Wo geschieht dies? Wie heißen die Berge? Wie nennt man die Feuer? Welchen Namen hat das Feueranzünden überhaupt? Wie wird das Stroh und Holz zusammengeholt? Welche Lieder werden dabei gesungen? Wie wird der Holzstoss bereitet? Wird ein Tier mit verbrannt? Wie heisst die Spitze des Holzstosses? Wie verhalten sich die Burschen gleich nach dem Anzünden des Feuers? Was geschieht, während das Feuer brennt? Werden feurige Räder den Berg heruntergerollt? Welcher Glaube herrscht über die Kraft des Feuers und des Rauches? Werden Scheiben (Reifen) geschlagen? Findet das Feueranzünden am ersten Sonntage nach Fastnacht statt? Wie heisst dieser Sonntag? Welcher Glaube besteht über Fastnacht in Beziehung auf Obstbäume, Feldfrüchte, Flachs, den Garten, das Haus, die Gesundheit des Menschen? In welcher Hinsicht tritt der Hexenglaube an den Fastnachtstagen auf? Werden Besen beim Rundgange gebraucht? Wird am Schlusse der Fastnacht eine Strohpuppe oder zwei hergestellt? Was geschieht mit dieser Puppe? Wird die Fastnacht begraben oder ersäuft oder was geschieht sonst mit ihr? Finden besondere Spiele, Kämpfe, Vermummungen statt? Lässt man zwei Puppen oder zwei Burschen miteinander kämpfen? Welchen Namen haben diese? Fällt die Fastnachtsfeier genau mit der christlichen Fastnacht zusammen? Welchen Namen hat die Fastnacht? Wie wird das Sommerfest oder der Lätaresonntag gefeiert? Wer holt die Gabe zusammen? Sind die Gabeneinholer mit Grün geschmückt? Welcher Glaube herrscht über das Grün? Welche Lieder werden gesungen beim Gabeneinholen? Findet das Todaustreiben statt? In welcher Weise geschieht dies? Finden Kämpfe statt zwischen Frühling und Winter? Wie

sind die Puppen, welche Frühling und Winter personifizieren, gekleidet? Was geschieht mit den Puppen?

Nach diesen Fragen bitte ich die an den einzelnen Orten noch bestehenden Fastnachtsbräuche zu behandeln und die Ergebnisse mir oder der Redaktion d. Zeitschr. gefl. einsenden zu wollen.

Berichte und Bücherschau.

Westfälisches Trachtenbuch. Die jetzigen und ehemaligen westfälischen und schauburgischen Gebiete umfassend. Bearbeitet von Dr. Franz Jostes. Mit 24 Tafeln in Farbendruck nach Originalzeichnungen von Johs. Gehrts, zahlreichen Textabbildungen und einer historischen Übersichtskarte. Bielefeld, Berlin und Leipzig 1904. Velhagen und Klasing. 203 S. gr. 4^o.

Protektoren: Seine Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preussen. Ihre Majestät Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin, Königin von Preussen. Seine Hochfürstliche Durchlaucht Georg, Fürst zu Schaumburg-Lippe. Ihre Hoheit Marie Anna, Fürstin zu Schaumburg-Lippe.

Den ersten Anstoss zur Herausgabe dieses monumentalen Werkes gaben die warmen Worte, welche Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin bei der Denkmalsfeier auf dem Wittekindensberge im Jahre 1896 und zwei Jahre später in Öynhausen darüber kundgaben, dass in dem nordöstlichen Teile Westfalens sich das Festhalten an altbewährten Sitten und Gebräuchen auch in der äussern Erscheinung der Landwoner durch Beibehaltung der bäuerlichen Tracht dartue. Die Herausgabe dieses Werkes wurde dann durch Seine Excellenz den Oberpräsidenten von Westfalen, Herrn Staatsminister Freiherr von der Recke von der Horst und Herrn Regierungspräsidenten Schreiber zu Minden, jetzt zu Düsseldorf, praktisch in die Wege geleitet. Lebhaftes Unterstützung fand das Werk durch die Provinzialverwaltung von Westfalen

und den Westfälischen Provinzialverein für Wissenschaft und Kunst.

Zunächst gibt der Verfasser eine historische Übersicht über den Entwicklungsgang der in Westfalen ansässigen Sachsen, um der Eigenart der heutigen Westfalen gerecht zu werden. In der Folge handelt das Werk vornehmlich über folgende Punkte: Wesen der Feme, Landeskultur, Besiedlungsverhältnisse, westfälisches Bauernhaus, Bürgerwohnung, westfälisches Erbrecht, Nachbarschaften, Herdanlage, Julblock. Des Ferneren wird der Hausrat vorgeführt, die Einrichtung der Tenne, das Vieh, Wild, Bienenzucht, Speise und Trank des Bauern, Lebensart, Arbeit, Fest- und Feiertage. Daran reihen sich interessante Urteile über das Leben und Treiben in Altwestfalen, wie sie in alter und neuer Zeit gefällt wurden.

Das letzte Drittel des Buches ist (dem Titel entsprechend) der Tracht gewidmet; da wird über den Stoff der Kleidung (Pelzwerk, Tuch, Linnen), das Färben desselben und einzelne Trachtenstücke gehandelt. Mit besonderer Vorliebe weilt der Verfasser bei der Kopftracht, vor allen Dingen den Hauben, den Brautkronen und dem verschiedenen Schmuck. Den Beschluss bildet die Vorführung der Trachten der verschiedenen Gegenden.

Eine etwas nüchterne Auffassung gereicht dem Werk im Gegensatz zum Überschwang in ähnlichen Abhandlungen nur zum Vorteil. Der Stil ist leicht fließend, fast erzählend, hin und wieder von Humor durchweht. Die Ausstattung ist vorzüglich. Leider fehlt ein Register oder wenigstens eine Inhaltsübersicht.

Wie die Aufzählung des wesentlichsten Inhalts ergibt, hat sich das Werk zu einer Art Volkskunde Westfalens ausgewachsen, welches aus diesem Gebiete alles heranzieht, was dazu angetan ist, allgemeinstem Interesse zu begegnen. Mag man hin und wieder auch abweichender Meinung mit dem Herrn Verfasser sein, so enthalten wir uns bescheiden einer solchen kleinlichen Kritik, um uns dadurch den Genuss des schönen Werkes nicht verkümmern zu lassen.

„Möge das Buch nun in die Lande hinausgehen als ein Zeuge altwestfälischer Eigenart, trauliche Erinnerungen er-

wecken in den Alten, in den Jungen den Sinn für gesundes Volkstum nähren, in den Herzen aller aber die Liebe zur Heimat stärken, die Treue zu Kaiser und Reich!“

S.

Wehrhan, K., Die Volkskunde und ihre Beziehung zur Schule. Elberfeld 1904, 20 S. (S.-A.).

Diese Arbeit, welche das im Titel angedeutete Thema kurz und sachlich behandelt, dürfte wohl geeignet sein, die der Volkskunde noch fern stehenden Lehrer mit dieser zu befreunden und für die Mitarbeit an derselben zu begeistern, um auch andererseits ihre Lehrtätigkeit dadurch zu befruchten und zu vertiefen. Es ist ja bekannt und bisher auch hinreichend gewürdigt, dass die Lehrer für die Volkskunde grosse Dienste geleistet haben. Der Verfasser bemerkt am Schluss: „Wir sehen, dass Schule und Volkskunde schon enge Berührungen miteinander haben; es ist aber nötig, darauf immer und immer wieder hinzuweisen, da leicht alles das, was schlechthin vom „Volke“ kommt, als etwas Minderwertiges angesehen wird. — Drum möge vor allem an die Lehrer des Volkes die Bitte gerichtet werden, mitzuhelfen und mitzuarbeiten an der nationalen Aufgabe und noch zu retten von dem urreichsten Volksgute, soviel noch zu retten ist.“

S.

Verband deutscher Vereine für Volkskunde.

Am 6. April hat in Leipzig der schon länger geplante engere Zusammenschluss der deutschen volkstümlichen Vereine stattgefunden. Auf Einladung der Herren Prof. Dr. Mogk-Leipzig und Prof. Dr. Strack-Giessen waren Vertreter unserer Wissenschaft aus folgenden Städten erschienen: Berlin, Dresden, Leipzig, Wien, Rogasen, Frankfurt a. M., Waren, Breslau, Tübingen, Göttingen, Giessen, Heidelberg, Prag, Dortmund, Elberfeld, und mit Einstimmigkeit wurde die Gründung des „Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde“ beschlossen. Durch diese Bezeichnung soll auch den Vereinen im deutschen Sprachgebiet Österreichs und der Schweiz der Anschluss ermöglicht werden. Der Verband will ein Mittel-

punkt der volkskundlichen Arbeiten werden und diese vor Zersplitterung bewahren. Er wird mindestens alle zwei Jahre an einem nach Bedürfnis wechselnden Orte zusammenkommen, zum erstenmal im Oktober 1905 in Hamburg im Anschluss an den Philologentag. Ein jährlich erscheinendes Korrespondenzblatt wird den Mitgliedern die notwendigen Nachrichten zukommen lassen. In den geschäftsführenden Ausschuss wurden die Professoren Strack, Wunsch und Helm, sämtlich in Giessen, gewählt. Sartori.

Gründung der Elberfelder Ortsgruppe des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Dieselbe erfolgte am 18. März 1904. Die Gruppe zählt zur Zeit ungefähr 60 Mitglieder. Zur Begrüssung waren der erste Vorsitzende des Vereins, Herr Professor Sartori-Dortmund, und Herr Schriftsteller C. Prümer-Dortmund erschienen. Herr O. Hausmann eröffnete die Versammlung und erteilte Herrn Prof. Sartori das Wort zu seinem Vortrage über „Zweck und Ziel der Volkskunde“. Herr O. Schell bot eine reiche Menge von Beispielen aus den verschiedenen Gebieten der Volkskunde. Zum ersten Vorsitzenden der Ortsgruppe wurde Herr Schulrat Dr. Schmidt, zum zweiten Vorsitzenden Herr O. Hausmann, zum ersten Schriftführer Herr Lehrer Hartnack und zum zweiten Schriftführer Herr Standesbeamter Carl Clément gewählt. S.

Kaisersesch.

Bericht über die Versammlungen am 13. März und 17. April 1904.

In der ersten Sitzung wurde über die von dem Vorstande ausgearbeiteten Satzungen beraten und dieselben dann endgültig festgestellt. Da die Mitgliederzahl der Ortsgruppe inzwischen auf 35 gestiegen ist, wählte die Versammlung auf Antrag des Vorsitzenden zwei Beisitzer zur Unterstützung des Vorstandes. Die Wahl fiel auf die Herren Dr. Hölper, Arzt, Kaisersesch und Hauch, Hauptlehrer, Müllenbach.

Zu der zweiten Versammlung war Herr Gymnasial-Oberlehrer Dr. Müller aus Trier erschienen. Er sprach über

„Ortsneckereien“. Ausgehend von den Neckereien, mit welchen die liebe Schuljugend sich gewöhnlich gegenseitig zu überbleibsel sucht, zeigte er, dass wir Ortsneckereien, dies Überbleibsel der Necklust der Germanen, in jedem Orte, jedem Lebensalter und Stande finden. Grossen Beifall fanden die Stichproben von Neckereien, mit welchen die einzelnen Stände so häufig bedacht werden. Besonders interessant aber gestalteten die Ausführungen Herrn Müllers sich, als er Belege für Ortsneckereien in der Eifel, speziell der Pellenz, des Mosel- und Saargebietes brachte. — Im Anschlusse daran behandelte der Redner kurz eine Reihe in Zukunft zu bearbeitender Themen und gab praktische Winke, wie die Ortsgruppe beim Sammeln volkskundlichen Materials zu verfahren hat.

Der Vorsitzende schloss die Versammlung, indem er Herrn Müller den Dank der Anwesenden für die bereiteten schönen Stunden aussprach und zugleich der Hoffnung Ausdruck verlieh, dass recht bald eine schöne Sammlung volkskundlichen Stoffes aus der Ortsgruppe hervorgehen möge.

Zender.

Druckfehlerberichtigung zu Heft 1:

- Seite 14 (in der Mitte) muss es statt [Abb. 6] heissen: [Abb. 3];
„ 17 Zeile 18 lies: „gebar letztere“ statt „erstere“;
„ 18 „ 19 lies: „während sie“ statt „ihr“;
„ 30 „ 1 von unten lies: „der Sprache“ statt „in Sprache“;
„ 74 Zeile 3 muss es heissen: 1750 scheinen sie in Deutschland überall ausgestorben zu sein.

Generalversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde am **10. Juli**, vormittags 11 Uhr, im Restaurant Hofbräu, Elberfeld (Mäuerchen): 1. Bericht des Vorsitzenden. 2. Rechnungsablage. 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Ev. Vortrag. Die verehrl. Mitglieder werden um zahlreiches Erscheinen ersucht. **Der Vorstand.**

Inhaltsverzeichnis des 1. Heftes.

Gelcitwort	Seite 1
Die Gebiete der Volkskunde	" 3
Abhandlungen:	
Baland in Schimpf und Ernst. (Mit sechs Abbildungen.) Von Dr. Franz Jostes	Seite 6
Todansagen. Von Paul Sartori	" 36
Beiträge zum Baumkultus im Bergischen. Von O. Schell	" 55
Ein Detmolder Tierprozess von 1644 und die Bedeutung des Tierprozesses überhaupt. Von K. Wehrhan	" 65
Kleinere Mitteilungen:	
Volkswisheit aus der westfälischen Mark. Von Karl Prümer	Seite 77
Aus Hünxe a. d. Lippe (Rheinl.): Nejahr. Dat Holleien. Dat Schöngelbrot. Die „Tubaat“. Von Henn van Höns	" 79
Berichte und Bücherschau:	
Dr. Friedrich S. Krauss: Die Volkskunde in den Jahren 1897 bis 1902. Von S.	Seite 83
C. Schmachtenberg: Rengelduwen. Von Whn.	" 85
Kaisersesch. Von J. Zender	" 86
Karl Dirksen †. Von K. Wehrhan	" 87

Die folgenden Hefte werden u. a. bringen:

- Claas: Hunsrücker Sprichwörter und Redensarten. A
- Dr. Jos. Müller:
1. Ein Vorschlag zur Schreibung des mundartlichen Materials.
 2. Rheinische Schilda.
 3. Abschlägige Antwort, ein Beitrag zur Volkskunde und Sprache des ripuarischen Stammesgebietes.
 4. Die rheinischen Ausdrücke für „Prügelei“.
 5. Templersagen der Eifel.
 6. Die verstärkende Zusammenfassung des Adjektivoms in der ripuarischen Mundart.
 7. Die Frau im Munde des rheinischen Volkes.
 8. Lockrufe für Tiere aus dem Siebengebirge.
- Prümer: Das westfälische Bauernhaus auf dem Hellwege.
- O. Schell: Gebildbrote.
- K. Wehrhan:
1. Bibliographie der volkskundlichen Literatur in Rheinland und Westfalen.
 2. Volkslieder aus dem Lippischen.
 3. Kinderlied und Kinderspiel.
 4. Beiträge zur lippischen und westfälischen Sagenkunde.
- J. Zender:
1. Das Kind in Aberglauben und Gebrauch in der Bürgermeisterei Kaisersesch.
 2. Mundartliche Tier- und Pflanzennamen der Vordereifel in volksfymologischer und volkskundlicher Hinsicht.
 3. Fragebogen bzw. Umfrage: „Das Kind“ betr.
 4. Tagewählerei und Wetterregeln (Vordereifel).

usw. usw.

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfassers.

Bergische Heimatliteratur.

Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht v. **Wilhelm Idel.** Preis fein gebunden M. 3.—.

Geschichte der Schulen von Elberfeld
von **Fritz Jorde.** 8°. 522 Seiten. Preis fein gebunden M. 6.—.

Bergische Dichtung. Herausgegeben von **Friedrich Kerst.** Eine Auswahl bergischer Gedichte aus dem 19. Jahrhundert. 8°. 363 Seiten. Preis in feinem Liebhaberband M. 4.50.

W. Baurmann

**Aus dem Bergischen
Sagenwald * * ***

Preis vornehm gebunden mit
Goldschnitt M. 2.50.

B. Schönneshöfer

**Geschichte des *
Bergischen Landes**

8°, 552 Seiten.
Preis in Leinwand geb. M. 6.—.

Bergische Sagen von **Otto Schell.** 8°. 642 Seiten.
Preis in Leinwand gebunden M. 6.—.

Fritz Jorde

**Bilder aus dem
alten Elberfeld**

8°. 260 Seiten.
Preis in Leinwand geb. M. 3.60.

Julius Leithaeuser

Bergische Ortsnamen

8°. 304 Seiten.
Preis M. 5.—.

Geschichte der Stadt Elberfeld von **Otto Schell.**

376 Seiten 8° mit einem Titelbild und einem Plan.
Preis M. 3.60 geheftet, M. 5.— vornehm gebunden.

Denkmäler der Stadt Elberfeld von **Otto Schell.**

Preis M. —.50.

**Verlag der Baedekerschen Buchhandlung,
Elberfeld.**



DD
801
.R725
Z48
V.1
Pt.1



Zeitschrift
des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Dortmund, Prof. F. Sarlovi, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Elberfeld.

1. Jahrgang
1904

Erstes Heft

Elberfeld.

Buchverlags- u. Kunsthandlung u. Buchdruckerei, A. Martini & Grütters.

für Nichtmitglieder:

Preis des Einzelheftes 1,50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

der Turnierfähigkeit des Rates einen äusseren Ausdruck verleihen und damit nach und nach in das Volksbewusstsein überführen wollte, so musste man zu einem andern Mittel greifen; und Johannes Hemeling war nicht der Mann, der bei solcher Lage in Verlegenheit geriet: er erfand die Verleihung des Kaiserschildes an den Roland und monumentalisierte damit das erfundene Turnier zwischen Rittern und Bürgern im Jahre 1335! Denn der Schild repräsentierte seinen Träger, und hing der Kaiser dem Roland den seinigen um, so erklärte er damit, dass die Bremer Ratsverwandten das Recht hätten, nicht bloss wie bisher mit einem Phantom, sondern sogar mit ihm, dem obersten aller Ritter, zu kämpfen! Das war ein Schluss, gegen den, wenn man die Voraussetzung zugab, sich gar nichts einwenden liess.

Somit konnte die Schildverleihung allenfalls wohl als ein „signum“ des Kleiderprivilegs gelten, in Wirklichkeit war sie diesem freilich gleichartig, aber ungleich wichtiger; denn jenem war der kaiserliche Stempel nicht so sinnfällig aufzudrücken, so dass ihn das Volk jeden Tag vor Augen gehabt hätte — mit der Urkunde war auf die Masse und auf die öffentliche Meinung nicht zu wirken!

Ob der Kaiserschild zunächst wirklich einem hölzernen Quintaine-Roland umgehängt worden ist, kann nicht mit Sicherheit entschieden werden; unmöglich ist es nicht, ja wenn die Erzählung der Chronik wahr wäre, dass die „Verräther“ den hölzernen Roland in der Nacht des 29. Mai 1366 verbrannt hätten, „weil sie der Stadt keine Freiheit gönnten“, so könnte es als ziemlich sicher gelten; aber Hemeling hat nicht das geringste Recht darauf, dass man ihm etwas glaubt. Es ist das übrigens eine Frage, welche die Bremer Historiker unter sich abmachen mögen, für die übrige Welt hat sie keine Bedeutung. Nach meiner Überzeugung ist übrigens die Verbrennung des Roland, wenigstens der dafür angeführte Grund nichts als ein Pendant zu dem Turnier des Jahres 1335, d. h. frischweg von Hemeling erfunden.

War es nun aber pure Eitelkeit, oder wenn man will patriotischer Grössenwahn, der Hemeling bei seinen Fälschungen leitete, oder verfolgte er noch andere, praktischere

Ziele? Es liegt auf der Hand, dass man mit Hilfe all jener Fälschungen in absehbarer Zeit auf Erfolg bei Kaiser und Reich nicht rechnen konnte, und auch auf die Anerkennung des Vorranges in der Hansa auf Grund derselben durfte man vorderhand wenigstens noch nicht zählen. Mit derartigen Kinkerlitzen, wie sie Kaiserschild und Buntwerk tatsächlich bildeten, war doch nichts auszurichten, und selbst der Erzbischof hat über sie höchstens gelacht. Das hat ein so gerissener Politiker wie Hemeling auch sehr wohl gewusst, und ebenso musste er fest davon überzeugt sein, dass wegen Anmassung jener Privilegien niemals eine Reichstruppe gegen Bremen aufgeboden werden würde! Es war also ein durchaus ungefährliches Spiel, das er trieb — aber harmlos war es keineswegs, im Gegenteil so verschmitzt, wie es sich nur denken lässt. Wenn man die Chronik des Pseudo-Schene durchliest, gewinnt man den Eindruck, als hätten die ganzen Bürgerzwiste des 14. Jahrhunderts ihren Grund in dem Einflusse des Erzbischofs auf die städtischen Verhältnisse gehabt; es ist immer die erzbischöfliche Partei, gegen welche der Tadel des Chronisten sich wendet. Nach dem Sprichwort werfen indes die Schlaunen selten dorthin, wohin sie weisen, und zu den Einfältigen hat Hemeling wahrlich nicht gehört; nach dem Vorworte hat er die Chronik auch ausgesprochenermassen weniger aus historischem Interesse als vielmehr zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung und der städtischen Politik geschrieben. Indem er dabei Recht und Unrecht der Bürgerparteien in der gewissenlosesten Weise vertauscht, hütet er sich doch, die unterlegenen Gegner direkt schwer anzuklagen, er bemüht sich vielmehr, den Erzbischof als den gemeinsamen Feind beider Parteien und den Urheber alles Unheils hinzustellen, zugleich aber auch die ganze Bürgerschaft mit patriotischem Stolze auf die hervorragende Stellung ihrer Vaterstadt zu erfüllen und sie für ihre Freiheit zu begeistern. Das ist ihm auch vortrefflich gelungen. In Wahrheit kam es ihm aber noch auf etwas ganz anderes an. Nach der Vertreibung der ritterlichen Geschlechter aus der Stadt war nämlich die Besetzung des Rates an die reichen Bürgerfamilien übergegangen, und diese suchten mit aller

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	Seite 1
Die Gänge der Volkskunde	" 11
Ablaufungen:	
Island in Schimpf und Ernst. Von Dr. Franz Josten	Seite 4
Tollansagen. Von Paul Sartori	" 31
Beiträge zum Baumkultus im Bergischen. Von O. Schell	" 55
Ein Detmolder Tierprozess von 1644 und die Bedeutung des Tierprozesses überhaupt. Von K. Wehthan	" 65
Kleinere Mitteilungen:	
Volksweibheit aus der westfälischen Mark. Von Karl Dymall	Seite 77
Aus Hünxe a. d. Lippe (Rheinl.); Najahr. Das Hülshelm. Das Schöngelhof. Die „Tobant“. Von Henn van Hön	" 90
Berichte und Bücherchau:	
Dr. Friedrich S. Krauss: Die Volkskunde in den Jahren 1897 bis 1902. Von S.	Seite 83
C. Schmachtenberg: Kengoldwun. Von Wbn.	" 85
Kaiserssach. Von J. Zender	" 86
Karl Dikman †. Von K. Wehthan	" 87

Die folgenden Hefte werden u. a. bringen.

M. Reichow: Arten Krankheiten und deren Heilung nach Celsus von Haldorbach. — P. J. Busch: Volksgebräuche in der Eifel. — B. Clément: Martinsabend in Düsseldorf. — C. Dörksen †: Volksmedizin am Niederrhein. — H. Friedlitz: Das alte Eifeler Bauerhaus. — E. Hackland: Et kruse Rinken. — Lechner v. Hüttenbach: Zur Grammatik des Elben-Emmerichschen Platt. — Dr. Jos. Müller: 1. Ein Vorschlag zur Schreibung des mundartlichen Materials. 2. Die Prägnanz der Ausdrücke des Tadels und Unwillens in den rheinischen Mundarten. 3. Rheinische Schilder. 4. Abschließige Antwort, ein Beitrag zur Volkskunde und Sprache des ripuarischen Stammesgebietes. — Ocker: Werwolfsgeschichten. Der Schatz bei der Linde (Sage). — C. Rademacher: 1. Fastnachtsgeschichte. 2. Fastnachtsgeschichte. Eine Anfrage. — O. Schell: Hehlbrote. Zwei Sagen aus Burg Ockenfels. — K. Wehthan: Bibliographie der volkskundlichen Literatur in Rheinland und Westfalen. — J. Zender: 1. Das Kind in Aberglauben und Gebrauch in der Bürgermeisterei Kaiserssach. 2. Mundartliche Tier- und Pflanzennamen der Vordersifel in volkstymologischer und volkskundlicher Hinsicht. — usw.

Der Vorstand des Vereins für rheinische und westfälische
Volkskunde besteht zur Zeit aus folgenden Herren:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29	
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn	Vorsitzende.
O. Schell, Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Frauweinst. 17	Schriftf. führer
Lehrer K. Wehthan, Elberfeld, Arminiusstr. 5	
Schriftf. H. O. Hausmann, Elberfeld, Kasselerstr.	
Prof. Dr. P. Böhm, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.	Beisitzer.
Univers.-Prof. Dr. Fr. Justus, Münster i. W.	
Univers.-Prof. Dr. H. Lueders, Münster i. W.	
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier	
Schriftf. K. Dymall, Dortmund	
Rektor C. Rademacher, Uda	
Prof. Dr. Th. Engel, Bielefeld	

Schriftliche Herren des Vorstandes nebeneben Anmerkungen entgegen.
Beiträge für die Zeitschrift muß einseitig beschriebenen Papier
und in möglichster deutlicher Schrift) und an Herrn O. S. 576 511, Elber-
feld, Frauweinst. 17, zu senden.

Mitgliederbeiträge sind zu senden an: Händekersche Buch-
handlung, Elberfeld.

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge
trägt die Verfasser.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Dortmund, **Prof. P. Sartori**, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und **K. Wehrhan**, Elberfeld.

1. Jahrgang

1904

Alois John

Schriftsteller

← EGER →

Elberfeld.

Baedekersche Buchdruckerei und Verlagshandlung,
A. Martini & Grüttesen, G. m. b. H.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Inhaltsverzeichnis des 1. Jahrgangs.

	Seite
Geleitwort	1
Abhandlungen.	
Dirksen, Karl †, Volksmedizin am Niederrhein	89. 198
Hüttenbach, Freiherr Lochner von, Zur Grammatik des Elten- Emmericher Platt	126
Jostes, Dr. Franz, Univ.-Professor, Roland in Schimpf und Ernst. (Mit 6 Abbildungen)	6
Müller, Dr. Jos., Die Prägnanz der Ausdrücke des Tadels und Un- willens in den rheinischen Mundarten	103
— Lockrufe für Tiere, aus dem Siebengebirge	207
— Rheinische Schilda	250
Prümer, Karl, Das Bauernhaus auf dem Hellwege	169
Rademacher, C., Fastnachtsbräuche. I. Teil. Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtzeit in Lied und Brauch	120. 189
Sartori, Paul, Professor, Todansagen	36
Schell, O., Beiträge zum Baumkultus im Bergischen	55
— Bergische Gebildbrote	210
Wehrhan, K., Die Gebiete der Volkskunde	3
— Ein Detmolder Tierprozess von 1644 und die Bedeutung des Tierprozesses überhaupt	65
— Kinderlied und Kinderspiel	175
Zender, Jakob. Der Gruss und seine Formen in der Eifel	293
Kleinere Mitteilungen.	
Bethany, M., Ärzte, Krankheiten und deren Heilung nach Cäsarius von Heisterbach	154
Busch, P. J., Volksgebräuche in der Eifel	137
Clément, Rud., Ein Martinsabend in Düsseldorf	131
Gierlichs, Hubert, Das alte Eifeler Bauernhaus	145
Hackland, E., Et kruse Bömken	159
Höns, Henn van, Aus Hünxe a. d. Lippe (Rheinl.): Nejohr. Dat Holleien. Dat Schöngelbrot. Die „Tubaat“	79
Laven, Ph., Zwei Gedichte in trierischer Mundart	233

IV

Oeke, Wilhelm, Werwolfgeschichten	160
— Der Schatz bei der Linde	161
— Volksrätsel	235
— Die verzauberten Hasen	236
— Wie ein Irrlicht aussieht	237
— Wie der arme Mann zu Gelde kam	302
Prümer, Karl, Volksweisheit aus der westfälischen Mark	77
Rademacher, C., Fastnachtsbräuche. Eine Umfrage	162
Sartori, Paul, Professor, Volkssegen aus Westfalen	151. 300
— Volksmedizin und Besprechungen aus Westfalen	215
Schell, O., Zwei Sagen aus Burg Ockenfels	158
— Einige Bemerkungen über die Zitrone im Glauben und Brauch des Volkes	220
Wehrhan, K., Miscellen	231
Zender, J., Fragebogen zur Sammlung der in der Eifel über das Kind verbreiteten Sitten und Gebräuche	226
— Rheinische Haus- und Eigentumsmarken	237

Berichte.

Dirksen, Karl †. S. 87. — Elberfeld. S. 167. — Generalversammlung.
S. 168. 245. — Kaisersesch. S. 86. 167. 247. — Ferdinand Münch †.
S. 249. — Verband deutscher Vereine für Volkskunde. S. 166. —
Bitte. S. 248. — Druckfehlerberichtigung. S. 168.

Bücherschau.

Arendt, K., Staatsarchitekt, Die Volkskunde im Luxemburger Land usw.
S. 242. — Hessel, Karl, Sagen und Geschichten des Rheintals von Mainz
bis Köln. S. 303. — Jostes, Dr. Franz, Westfälisches Trachtenbuch. S. 164.
Der Rattenfänger von Hameln. S. 240. — Krauss, Dr. Friedrich S., Die
Volkskunde in den Jahren 1897 bis 1902. S. 83. — Schmachtenberg, C.,
Rengelduwen. S. 85. — Wehrhan, K., Die Volkskunde und ihre Be-
ziehung zur Schule. S. 166. — Wolgast, Heinrich, Schöne alte Kinder-
reime. S. 239. — Zeitschriftenschau. S. 239.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

1. Jahrgang.

1904.

Erstes Heft.

Geleitwort.

Das Wort Volkskunde wird manchen noch fremd anmuten; es ist eben noch ein neues Wort, aber für eine alte Sache. Erst 1887 wurde es von Reinhold Köhler für das fremde Wort Folklore, das 1846 vom Engländer Thoms geprägt worden war, in seinem Artikel Folklore im Supplementband zu Brockhaus' Konversationslexikon gebraucht, und seit der Zeit ist es in Deutschland gang und gäbe. Die Volkskunde als Wissenschaft ist noch im Werden, sie steckt noch in den Kinderschuhen und ist gerade daran, durch exakte Forschung und richtige Methode sich zur Wissenschaft zu erheben. Es hiesse Eulen nach Athen tragen, würde auch an dieser Stelle zu weit führen, wenn wir über den Wert der Volkskunde auch nur ein Wort verlieren wollten, mag auch von diesem oder jenem, aus Unkenntnis des Stoffes oder aus nebensächlichen Gründen geringschätzig auf sie herabgesehen werden. Die Volkskunde hat schon heute die Wissenschaft nach manchen Richtungen hin befruchtet. Sie kann sich betrachten als das Arsenal der Überlieferungen alter vergangener Zeiten, sie trägt den Stoff zusammen und sichtet ihn; Ethnologen und Philologen vereinigen sich, um ihn für die Geschichte der Menschen zu verwerten. Die Volkskunde gibt der Anthropologie, Mythologie, Kulturgeschichte, Völkerpsychologie, der Altertumskunde und in gewisser Weise auch der Literaturgeschichte das beste und brauchbarste Material in die Hand, das diese Wissenschaften sich nur wünschen können.

Schon in früheren Jahrhunderten sind gelegentlich Einzelheiten aufgezeichnet worden, die die Volkskunde in den Kreis ihrer Forschung zieht; aber erst seit den Tagen der Brüder Grimm ist diese unter höherem Gesichtspunkt betrachtet worden, sie sind deshalb die geistigen Väter der Volkskunde als Wissenschaft, und schon durch diese Namen erhält die Volkskunde etwas Ehrwürdiges. Erst der neueren Zeit jedoch war es vorbehalten, eingehendere Forschungen zu veranstalten und allgemeineres Interesse zu erregen. In fast allen deutschen Landesteilen sind Vereine entstanden, die sich die Aufgabe gestellt haben, das Volkstümliche zu sammeln und zu sichten. Auch die Behörden gewähren den neuen Bestrebungen den wohlverdienten Schutz. Im westlichen Deutschland fehlte bislang ein Zusammenschluss der Freunde der volkskundlichen Bestrebungen. Nach geeigneten vorbereitenden Schritten fand sich auf die Einladung des Herrn O. Schell aus Elberfeld am 5. April 1903 eine Anzahl von Herren in Köln zusammen, die einmütig beschlossen, einen Verein für rheinische und westfälische Volkskunde ins Leben zu rufen. In der Hoffnung, mit ihrer Begeisterung für die ideale Sache der Volkskunde allseitig Widerhall zu finden, hatten sie sich nicht getäuscht. Schon am 26. Juli 1903 fand in Elberfeld, dem Sitz des Vereins, die konstituierende Versammlung statt, nachdem sich eine grosse Anzahl von Männern aller Wissenschaften und Berufe mit dem Aufruf einverstanden erklärt hatten.

Möge denn, wie in den andern Teilen Deutschlands, die Volkskunde freundliches Verständnis und tätige Förderung erfahren, damit sie einerseits die Liebe zur engeren Heimat und zum Vaterlande stärke und kräftige, andererseits aber auch mehr und mehr dazu beitrage, die Wissenschaft vom Menschen immer fester und sicherer zu gründen!

Die Gebiete der Volkskunde.

Um dem geneigten Leser genau zu zeigen, um was es sich bei der Volkskunde handelt, führen wir im folgenden ihre Gebiete*) an, jeden einladend, sich einen ihn besonders interessierenden Punkt herauszugreifen und zu sammeln, frei von ausschmückenden Zutaten, ursprünglich und natürlich in den Aufzeichnungen. Erwünscht sind Angaben über:

1. Dorfanlage (Haufen-, Reihen-, Rund-, Strassendorf). Haus und Hof (Verteilung der Wirtschaftsgebäude, Plananlage, Ausführung nach Material, Dimensionen, Stil, Bedachung, Zierat, Einteilung der Höhe in ganze, halbe, viertel oder ähnl.). Flurteilung (um den Hof herum oder in Gemengelage, d. h. aus vielen, in den einzelnen Fluren zerstreuten Feldern bestehend). Angaben über Besitzstand, Gesindeverhältnisse, Löhne, Preise, Marktverkehr, über den Betrieb und die Bewirtschaftung, wirtschaftliche und soziale Lage.
2. Tracht: Beschreibung älterer und neuerer Trachten, Sonntags- und Werktagstracht und der einzelnen Trachtenstücke. Farbe, Stoff, Masse und Preise derselben. Schmuck. Besondere Kleidung bei Hochzeiten und Leichen. (Zeichnungen, Photographien und farbige Abbildungen davon.)
3. Nahrung: Volksspeisen und Getränke. Brotbereitung. Besondere Gebäcke an Festtagen, bei Hochzeiten, Taufen usw.
4. Sitte und Brauch:
 - a. bei Geburt, Taufe, Brautstand, Hochzeit, Tod, Begräbnis.

*) Wir dürfen uns dabei dem vorzüglichen Fragebogen des Vereins für Egerländer Volkskunde eng anschliessen.

- b. im festlichen Jahr: Neujahrs- und Dreikönigstag, Lichtmess, Fastnacht, Ostern, Walpurgis, Pfingsten, Maibräuche, Sonnwend und Johannisfeuer, Kirchweih, Advent, Weihnacht.
 - c. Arbeitsbräuche, Bestellung der Felder, erste Ausfahrt, Aussaat, Flurumgänge, Erntebräuche, Schnitter- und Erntefeste. Nach dem Ausdreschen. Die Flachskultur und Ernte. Häusliche Beschäftigung, Industrien, volkstümliche Kunst (Zierat, Schnitzereien an Balken, Hausgerät usw.). Bräuche der Handwerker und Zünfte.
 - d. Rechtsbräuche. Ansagen der Gemeindefestungen. Alte Gemeinderechte. Formeln bei Kauf, Verkauf und Tausch, beim Gesindemieten, bei Übergaben. Der Auszug. Alte Wald-, Feld-, Weg-, Wasser- und Wiesenordnungen. Alte Gerichts- und Dingstätten, Grenzsteine, Kreuzsteine (Lage, Masse, Abbildungen auf denselben und Tradition).
 - e. Aberglaube, Natur- und Hausdämonen (Drache, Korn-dämonen, Wassermann, Zwerge, Zwergsagen). Abergläubisches bei Wettererscheinungen (Wetterläuten, Anzünden geweihter Lichter beim Gewitter usw.), in bezug auf gewisse Tiere, Pflanzen, Steine, Stunden und Tage. Vorbedeutungen, Träume. Hexen. Teufel. Gespenster, umgehende Tote. Volksmedizin (das Beschwören der Krankheiten des Menschen und der Haustiere durch formelhafte Sprüche, Gebete, Vergraben von Kleidungsstücken im Wald, Verbohren in Bäumen, Durchziehen durch Spalte von Eichen und Eschen. Heilkräftige Pflanzen, Bäume, Kräuter und Wurzeln. Schützende Amulette. Bannsprüche und Formeln gegen Krankheiten, Diebe, Feuer und Wasser: Feuer- und Wassersegen).
5. Volksdichtung:
- a. Volkslieder, Spinn-(stuben)Lieder, Arbeitslieder, Neujahrs- und Dreikönigslieder, Lieder einzelner Stände, Wallfahrts- und Hochzeitslieder, Vierzeiler, Musik, Tänze (mit Melodie).

- b. Sagen (Schatz-, Familien-, Wasser-, Glocken-, Zwerg-Nixensagen usw.), Märchen, Mythen, Fabeln, Legenden.
 - c. Schwänke, Schnurren.
 - d. Sprichwörter, Redensarten, Begrüßungsformeln, Scherzfragen, Rätsel, Ortsneckereien, Wetterregeln, Bauernkalender, Volkshumor.
 - e. Inschriften auf Häusern, Grabsteinen, Glocken, Tellern, Kannen, Krügen, Totenbrettern usw.
 - f. Kinderlieder, Bastlösereime, Wiegenlieder, Sprüche beim Beerensuchen, Geheimsprachen, Kinderpredigten, Schnellsagesätze, Aus- und Abzählreime bei Kinderspielen.
 - g. Volksschauspiele, Fastnachtsspiele usw.
6. Namen: Aufzeichnungen von (volkstümlichen) Dorf-, Flur-, Hofnamen, Namen von Haus-, Handwerks- und Arbeitsgeräten, von Trachtenstücken, Pflanzen, Tieren, Massen, Gewichten, Schelt- und Schimpfnamen, Ausdrücke von Krankheiten der einzelnen Körperteile, von Funktionen des Geistes und Leibes, Verwandtschaftsgrade. Namen in bezug auf Forstwesen, Jagd, Bergbau, Fischerei, Fremdwörter (alles im Dialekt).
7. Dialekt: Mundartliche Proben aus dem ganzen Gebiete.

NB. Für die nächste Zeit möchten wir den Sammelfleiss unserer geneigten Mitglieder auf typisch wiederkehrende Aprilscherze, auf die Oster- und Maisitten hinweisen und um Sammlung bitten.

Whn.

Roland in Schimpf und Ernst.

Von Professor Dr. **Franz Jostes.**

Mit sechs Abbildungen.

„Die Sprache ist allen bekannt
und ein Geheimnis.“

Jakob Grimm.

Gerade vor einem halben Jahrtausend (1404) wurde vor dem Rathause in Bremen die Kolossalfigur des „Roland“ aufgerichtet, und dieser Vorgang fand bald in zahlreichen Städten und Städtchen Niedersachsens Nachahmung. Mit kindlicher Verehrung blicken seitdem die Bremer zu dieser ihrer „Schutzgottheit“ empor, die ihnen das Sinnbild der städtischen Freiheit geworden und mit ihrem Denken und Empfinden auf das Innigste verwachsen ist. Dieser Verehrung seitens „seiner Kinder“ hat sich seit fast dreihundert Jahren das Interesse der Gelehrten zugesellt, die weniger respektvoll als jene, aber immerhin noch ehrerbietig genug den Alten zu fragen wagten: Woher des Landes und wessen Geschlechtes? Allein der Schalk ist auf ihre Fragen stumm geblieben und hat jeden sich die Antwort selbst suchen lassen, indes zu allen dieselbe wohlwollend-zustimmende Miene gemacht, so verschieden sie auch ausfielen. Und er hatte wahrlich allen Grund dazu, denn auch der schärfste Kritiker liess ihm immer noch weit mehr Nimbus, als er von Rechts wegen beanspruchen konnte.

Eine Übersicht über die Entwicklung der Roland-Literatur zu geben ist hier weder nötig noch möglich; wer derselben bedarf oder sich für sie interessiert, wird sie zu finden wissen. Ich kann mich darauf beschränken, die Hauptforscher auf diesem Gebiete während der letzten vierzig Jahre mit ihren Theorien kurz zu Worte kommen zu lassen.¹⁾

H. Zöpfl²⁾ sah im Roland das Bild des Kaisers oder Königs als „obersten Richters und Gerichtsherrn“, den man auf dem Gerichtsplatze aufgestellt habe, „um fortwährend an

die hohe Quelle zu erinnern, aus welcher die Gerichtsbarkeit des in der Stadt tagenden Gerichtes floss. Da, wie schon der Sachsenspiegel . . . sagt, der Kaiser nicht zu jeder Zeit in allen Gerichten sein konnte, so wollte man ihn wenigstens im Bilde immer gegenwärtig haben, und dies ist derselbe Grund, aus welchem man noch heutzutage das



Abb. 1. Der jüngste Roland.

(Um 1840 zu Garding im Eiderstedtschen angefertigt, jetzt im Museum zu Altona.)

Bildnis des Landesfürsten aufstellt oder aufhängt, womit zugleich symbolisch ausgedrückt wird, dass die gerichtlichen Handlungen nur unter Autorität des Landesherrn und gleichsam unter seinen Augen vorzugehen haben.“

R. Schröder³⁾ vermeint, dass die Rolande Träger der üblichen Marktzeichen Schwert, Handschuh usw. seien und im Beginne des 14. Jahrhunderts die alten Stadt- und

Marktkreuze abgelöst hätten. „Die deutschen Städte sind aus Märkten entstanden, nur unter dieser Voraussetzung konnte das Marktkreuz zum Stadtkreuz werden. Aus einem blossen Marktzeichen wurde das Kreuz zum Mittelpunkte des gesamten kommunalen Lebens der Stadt, aus einem Symbole der Marktfreiheit verwandelte es sich unversehens in ein Kreuz der Freiheit schlechthin. Man erblickte in ihm, wenn auch ohne historische Begründung, die monumentale Urkunde der Gemeindeverfassung und der städtischen Freiheiten gegenüber dem Stadtherrn. Dass diese Auffassung durch die Umwandlung des Kreuzes in einen Roland noch befördert werden konnte, liegt auf der Hand.“²⁾

S. Rietschel⁴⁾ geht wieder auf Zöpfl zurück, indem er in Roland das Wahrzeichen der hohen Gerichtsbarkeit erblickt.

G. Sello⁵⁾ glaubt in bezug auf die Bremer Bildsäule nachgewiesen zu haben — und das wäre für die Rolande allgemein entscheidend — „dass der Stadtherr, der Erzbischof, dieselbe zuerst errichtete, ein Bild des Königs, als Zeichen, dass dieser ihm seinen höchsten Bann zum Schutze der neuen Stadtansiedelung vergönnt habe“.

Platen⁶⁾ lebte der Überzeugung, „in die heillose Verwirrung notdürftige Ordnung bringen“ zu können, indem er einen Einfall J. Grimms wieder aufnehmend den Ursprung der Rolande ins Heidentum verlegt. Es seien ursprünglich Götter-, höchst wahrscheinlich Donarbilder. Gang und Inhalt seiner Untersuchung lässt ihr Schlusssatz einigermaßen erkennen: „Sonach haben sich in dieser Arbeit Irminsul, Zeter, Jodute, Questenbaum, Gerichts-, Markt- und Stadtkreuz, deren Ursprung und ursprüngliche Bedeutung bisher dem Zweifel unterlag, ohne Zwang aus einer einzigen Wurzel ableiten lassen, ein Umstand, der sicher geeignet ist, die Glaubhaftigkeit der gewonnenen Ergebnisse zu erhöhen.“

Das ist, wie bemerkt, nur die neuere Literatur über den Gegenstand. Im allgemeinen kann man sagen, dass jeder Folgende die Schwächen seines Vorgängers mit scharfen Augen zu entdecken, seine eigene Ansicht indes keineswegs bedenken- und einwurfsfrei zu gestalten vermocht hat. Jeder bringt eine andere, manchmal eine bessere, aber keiner eine

befriedigende Deutung. Einer von ihnen, G. Sello, der sich viele Jahre mit Fleiss und Umsicht der Rolandfrage gewidmet hat, gibt es auch offen und unumwunden zu, dass die Lösung des Rätsels der Zukunft noch vorbehalten sei: „Ich habe . . . ausgeführt“, schreibt er in den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte“⁷⁾, „wie die Kraft eines Einzelnen den notwendigen Lokalforschungen nicht gewachsen ist. Die Geschichts- und Altertumsvereine Deutschlands müssen es sich zur Aufgabe machen, die Geschichte der in ihrem Wirkungskreise sich vorfindenden oder vorhanden gewesenen als Rolande bezeichneten Gebilde nach deren bildnerischer und urkundlicher Seite, womöglich an der Hand eines gemeinsamen Programms, klarzulegen. Wenn wir dann imstande sind, die missbräuchlich so genannten von den echten Rolanden, die bedeutungslosen Nachahmungen von den Originalen zu unterscheiden und eine vollständige, zuverlässige quellenkritische Rolandsstatistik besitzen, dann möge der Berufene auftreten, welcher dies kostbare Material zusammenfassend der deutschen Wissenschaft das ersehnte Rolandsbuch schenkt.“ Und in seinem „Roland“⁸⁾ gibt er „zum Besten derjenigen, welche die Rolandfrage gründlich von vorne studieren wollen, ohne Garantie der Vollständigkeit, ein Verzeichnis der allmählich in der Literatur aufgetauchten Rolandorte“, deren annähernd 140 Stück sind. Gnade uns Gott, wenn dieses Programm ausgeführt wird! Sollte es wirklich keinen kürzeren Weg zum Ziele geben? Sollte die auffällige Tatsache, dass in dem Prozesse, den die Juristen, Historiker und Mythologen nun schon so lange mit einander um den Roland führen, keiner sein Eigentumsrecht überzeugend nachzuweisen vermag, nicht etwa darin ihren Grund haben, dass er in Wirklichkeit keinem von den dreien gehört? Ich glaube es! Jedenfalls dürfte es nicht überflüssig erscheinen, wenn die Frage einmal von einem ganz anderen Standpunkte aus betrachtet und der Roland unter die Lupe des Philologen genommen wird. Das habe ich zu tun versucht, und lege hier das Ergebnis meiner Untersuchung vor. Wenn ich dabei sehr wenig Rücksicht auf die Arbeiten meiner Vorgänger nehme, so trägt nicht Geringschätzung die Schuld

daran; allein sowohl mein Standpunkt wie mein Ergebnis ist von dem ihrigen so prinzipiell verschieden, dass es eines umfangreichen Buches bedürfte, wollte ich mich mit ihnen über alle Einzelheiten auseinandersetzen, und wozu wäre das nütze? Ich denke, wenn es mir, wie ich glaube, gelungen ist, den Ast am Stamme abzusägen, so fällt alles, was darauf sitzt und daran hängt, von selbst mit; habe ich aber Unrecht, so wird es ein Leichtes sein, den Fuchsschwanz meiner Hand zu entwinden und mir nach meinem Werke zu lohnen.

Wir kennen Rolandstechen, Rolandtänze und Rolandssäulen. Dass zwischen den dreien ein innerer oder äusserer Zusammenhang besteht, wird von keiner Seite geleugnet, aber bei der Beurteilung desselben hat man sich mehr von vorgefasster Meinung als von der Überlieferung leiten lassen. Diese stellt die Rolandspiele zeitlich an die Spitze, und deshalb haben wir kein Recht, ohne ganz schwerwiegende Gründe ihnen die Priorität abzuspochen. Solche Gründe sind meines Erachtens aber nicht vorhanden, im Gegenteil erklärt sich die Entwicklung des ganzen Rolandgedankens aus dem Spiele überaus einfach, und von den vielen Rätselfragen, welche beim umgekehrten Verfahren die Rolandforscher haben ungelöst lassen müssen, bleibt nicht ein einziges bestehen. Untersuchen wir zunächst die Nachrichten, welche wir über das Rolandspiel haben!

Die erste Erwähnung dieses Spieles findet sich zum Jahre 1286 in der Magdeburger Schöppenchronik, wo es heisst:

„Zu jener Zeit gab es hier noch Konstabler, die Söhne der reichsten Bürger; sie pflegten die Pfindstpiele zu veranstalten, nämlich den Roland, den Schildchenbaum, die Tafelrunde und andere Spiele, was jetzt die Ratsmänner selbst in die Hand genommen haben. An dem oben beschriebenen Kampfe beteiligte sich ein Konstabler, der Brun von Schönebeck hiess und ein gelehrter Mann war. Diesen baten seine Mitkonstabler, dass er ihnen ein neues sinnreiches Spiel erdächte und erfände. Daher arrangierte er einen Gral (Festlichkeit) und schrieb höfliche Briefe nach Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Halberstadt und anderen Städten und lud alle Kaufleute, die turnieren wollten, ein, zu

In der Grafschaft Henneberg müssen bei jedem Todesfalle alle Bienenstöcke des Hauses verrückt werden, sonst verderben sie: Haupts Ztschr. f. dtsches Altert. 3, 366 (56). Vgl. Zingerle, Sitten usw. des Tiroler Volkes 49, (429); Blätter f. pommersche Volkskde. 2, 27; Ausland 47, 211 (Letten).

In den früher angeführten Beispielen sind gelegentlich auch noch andere Gegenstände erwähnt worden, denen dieselbe Aufmerksamkeit wie den Tieren widerfährt. Wir hören davon noch öfter. Namentlich kommen Blumen, Bäume, Getreide und Früchte in Betracht, aber auch allerlei anderes, was zu dem Toten in naher Beziehung gestanden hat. In Preussen schüttelt man die Bäume, die der Verstorbene gepflanzt hat, und ruft ihnen die Trauerbotschaft zu: Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann 132. Derselbe Brauch herrscht in Ditmarschen (Am Ur-Quell 1, 10) und in der Provinz Lüttich: Bulletin de folklore 2, 349. Im nördlichen Hennegau müssen die Gartensämereien aus dem Totenhouse getragen werden; der Geruch des Toten würde ihr Wachstum hindern: Ebda. In den Vogesen benachrichtigt man den Lorbeer vom Tode seines Herrn, indem man ihm dieselbe Rede hält wie den Bienen und ihn leicht schüttelt, sonst würde er ausgehen: Ebda. 350. In Mecklenburg sollen in einem Hause, in dem ein Mensch stirbt, Vieh und Topfgewächse angerührt werden, sonst verkümmern sie: Bartsch, Meckl. Sag. 2, 89; vgl. auch noch Wuttke, D. dtsche Volksabergl.³ 726 f. In Rauen geht, wenn im Hause der Wirt stirbt, gleich einer hinaus in den Garten, schüttelt die Bäume und sagt: „Der Wirt ist tot, der Wirt ist tot!“ sonst gehen die Bäume aus: Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag. 435 (294). In Braunschweig werden nach erfolgtem Tode alle Blumen, die im Sterbezimmer stehen, hinausgetragen, damit sie nicht eingehen: Andree, Braunschweiger Volkskde, 224. In Thüringen müssen die Blumenstöcke aus der Stube getan und das Getreide auf dem Fruchtboden umgewandt werden: Witzschel, Sag. usw. a. Thüringen 2, 258. In der Wetterau muss man, wenn die Hauptperson im Hause stirbt, „alles“ rütteln, wenn sonst jemand, so muss alle Frucht aufgerüttelt werden, sonst geht sie nicht auf: Wolf, Beitr. z. dtschen Mythol. 1, 214 f:

dem er gehörte, kam dann heran und kämpfte mit ihm. So wurde es mit allen gemacht. Zum Schlusse hatte sich die Frau Fee ein alter Kaufmann aus Goslar verdient, der sie mit sich nahm und verheiratete und ihr eine Aussteuer mitgab, dass sie von ihrem lockeren Leben abliess. Hierüber ist ein ganzes deutsches Buch gemacht.“

Worin das Rolandspiel bestand, gibt der Chronist nicht an: er konnte das bei seinen Lesern als allgemein bekannt voraussetzen. Dagegen hat der Domkantor Melchior Röchell dasselbe wie es um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Münster verlief, ganz genau geschildert:

„Es hatten auch“, so heist es in seiner Chronik, „die reichsten Bürgersöhne eine Bruderschaft unter sich, welche auch diese Fastnacht gehalten wurde und St. Annen-Bruderschaft hiess; die Mitglieder aber hiessen Kumpanienbrüder. . . Dann kamen etliche Kaufleute von Lübeck, Hamburg und Bremen und beteiligten sich Vergnügens halber an dieser Kumpanie. Wenn die Fastnacht vorüber war, zogen sie wieder fort. . . . Dann stand dort auch auf dem Markte ein hölzern Bild, welches sie den Roland nannten, das beide Hände ausgestreckt hatte. Das Bild stand auf einem eisernen Zapfen, sodass es umlaufen konnte. Es hielt in der rechten Hand eine runde Scheibe, etwas grösser als ein Teller; an der linken Hand hatte es eine Narrenkolbe hangen. Dort standen lange Speere bereit, mit denen sie nacheinander rannten und auf die Scheibe in der rechten Hand des Roland stachen. Dann lief dieser um und schlug mit der linken Hand, in welcher er die Kolbe hielt, um sich. Wenn dann derjenige, welcher den Stoss geführt, sich nicht schnell genug fortgemacht hatte, erhielt er einen gehörigen Schlag auf den Rücken oder in den Nacken, sodass dann jedermann lachte.“⁹⁾

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts hat in Holstein das Spiel in derselben Form, wie sie Röchell hier beschreibt, weiter gelebt [Abb. 1]; es kann keinem begründeten Zweifel unterliegen, dass es auch im 13. Jahrhundert im wesentlichen ebenso verlief. Wir werden gleich sehen, dass es dafür auch einen ausreichenden Beweis gibt. Woher stammt nun

aber das Spiel und wie ist es an seinen Namen gekommen? Schon die Erwähnung der Tafelrunde in der Magdeburger Schöppenchronik weist uns nach Frankreich, wo auch der „Schildekenbôm“ seine Heimat hat. All diese Spiele entstammen den höfischen Kreisen und sind ursprünglich Ritterspiele, die unter dem Namen Quintaine zusammengefasst wurden. Das Wort Quintaine ist verschieden erklärt worden; das Richtige scheint mir Konrad Hofmann (im Anschlusse an La Curne de Sainte-Palaye) geboten zu haben, dessen Darlegung ich hier unverkürzt mitteile: „Das lateinische quintana (sc. via) ist ein Lagerbauausdruck und bedeutet die Strasse im Lager, welche die Zelte der beiden Legionen so durchschnitt, dass sie die fünfte Manipel und die fünfte Turma von der sechsten trennte, zugleich Markt- und Handelsplatz des Lagers (Livius 41. 8. 11 sq.). Auf dieser quintana wurde wohl auch der palus errichtet, ein in die Erde eingerammter Pfahl, der das hölzerne Phantom eines Gegners darstellte, gegen welches die Rekruten und Gladiatoren im Hauen, Stechen und Werfen mit Schwertern, Speeren und Wurfspießen geübt wurden. Aus diesen altrömischen Übungen am palus sind die späteren mittelalterlichen ritterlichen Übungen an der quintana entstanden (Veget. I 11, II 23; Juvenal VI 247).

In Frankreich werden folgende Übungen mit Quintaine bezeichnet:

1. Die wichtigste, wo der Ritter gegen ein vom Kopf bis zum Gürtel gewappnetes Phantom anreitet, welches sich auf dem darunter eingerammten Pfahl mittels eines Drehzapfens (pivot) im Kreise bewegt und dem Ritter, wenn er nicht ganz genau die Mitte des Schildes oder Brustharnisches trifft, mit der Lanze oder Stange, die es unter dem rechten Arm befestigt hat, einen gewaltigen Schlag ans linke Ohr gibt.
[Abb. 1.]
2. Es wurde gegen einen im Wasser eingerammten Pfahl gerudert, und der Pfahl musste mit einer Stange getroffen werden. (Vorübung zum Fischerstechen.)
[Abb. 2.]

3. Manchmal war nur ein Brett, ein Schild aufgestellt, welche getroffen werden mussten [und zwar so, dass die Lanze möglichst nahe der Hand zerbrach und ohne dass der Reiter aus dem Sattel gehoben wurde. Abb. 3.] Das ist der Übergang zu
4. dem Ringelstechen oder Ringelrennen (*courir la bague*), welches heutzutage noch gebräuchlich ist.
5. Das Ritterphantom verwandelte sich in einen *facchino*, dann in einen Sarazenen, Türken, Mohren, von dem zuletzt nur noch der Kopf übrig blieb, der durch Säbelhieb, Degenstoss oder Pistolenschuss zu Falle gebracht werden musste. [Abb. 4 u. 5.]

Diese Figuren hiessen auch *Quintan*.¹⁰⁾

Es ist klar, dass wir in dem Spiele Nr. 1 das Rolandspiel vor uns haben. In Frankreich scheint man indes kein Bedürfnis gehabt zu haben, die verschiedenen Arten der *Quintaine* auch durch verschiedene Namen zu unterscheiden, oder, was viel wahrscheinlicher ist, man hat bis jetzt darauf noch nicht weiter geachtet. Am häufigsten erwähnt wird die *Quintaine* eben in den Ritterromanen, und aus ihnen stammen auch alle Belege für das Spiel. In den Ritterkreisen blieb aber die einfachste Form derselben, der „Schildekenbôm“ [Abb. 6], deshalb die gewöhnlichste, weil die Turniere bald hier bald dort stattfanden, und sich diese am leichtesten improvisieren liess, während der Transport eines „colossus Rolandinus“ mit Schwierigkeiten verknüpft war. Das Rolandspiel empfahl sich nur dort, wo, wie in den Städten, die Spiele immer auf demselben Platz, d. h. auf dem Markte oder Tie stattfanden.

Wir kennen das Rolandspiel aber noch in einer einfacheren Form, nämlich aus England, wo seit 1223 den Geistlichen, man sieht nicht recht, aus welchen Gründen, verboten wurde, daran teilzunehmen. Es wird in den Quellen genannt „*arietem levare super rotam* d. h. den Widder auf die *rota* heben“. In roherer Zeit mag es ein wirklicher Widder gewesen sein, später bediente man sich dazu eines nachgebildeten Widderkopfes, der mit Sand gefüllt war. Im

Glossarium von Du Cange findet sich eine Beschreibung und Abbildung dieses Spieles, das, wie mir mein Kollege Herr Dr. Wiese mitteilt, auch in Italien daheim war, und dort (in Florenz) jüngst wieder eingeführt ist: „Ein tief und fest in den Boden gerannter Pfahl hatte oben einen eisernen Zapfen, dem ein Loch in der Mitte eines über ihn gelegten Querbalkens entsprach, so dass dieser sich leicht im Kreise drehen liess. An dem einen Ende dieses Balkens war ein Spahn befestigt, der andere lief in einen Beutel mit Sand oder Staub aus, an dem Hörner angebracht waren, so dass er wie ein Widderkopf aussah. Sieger war, wer spornstreichs



Abb. 6. Das Rota-Spiel (arietem levare super rotam).

(Aus dem „Glossarium“ von Du Cange-Henschel.)

vorübertritt, mit Lanze oder Schwert den Spahn traf und dabei unverletzt blieb und von dem Widder keinen Stoss erhielt. Es war der Balken aber so leicht beweglich, dass meistens der Widder Ross und Reiter von hinten traf und unter dem Gelächter der Zuschauer in den Sand streckte.“¹¹⁾

Wir haben hier also ein mit dem niedersächsischen Rolandstechen durchaus identisches Spiel vor uns, denn dass bei dem einen ein einfacher Balken, bei dem andern zwei ausgestreckte Menschenarme das Instrument bilden, will nichts besagen. Ja, es ist auch eher wahrscheinlich als ausgeschlossen, dass die ältesten Rolande in Niedersachsen dieselbe

Form gehabt haben, Name und Quellen wenigstens verlangen durchaus nicht die Annahme einer menschlichen Figur. Was vor allem aber wichtig ist und hier auf den richtigen Weg weist, ist der Name des Instrumentes: *rota*. Dieses Wort hat auch sonst im Mittellateinischen die Bedeutung des französischen *girouette*, niederdeutsch Schlink, Geck, Haspel, Trissel, hier in Münsterlande, wo derartige „*rotæ*“ auf den durch Viehweiden usw. führenden Fusspfaden sehr häufig sind, scherzhaft auch „*distinguendum*“ (= dis Ding wend um!) genannt. So hiess der drehbare Leseputz in den Klöstern und Kirchen *rota*, ebenso die *turricula lignea versatilis* in den Frauenklöstern (französisch *tour*). Statt des einfachen *rota* kommt auch die Diminutivform *rolla*, *rulla* (= *rotula*) vor, die Du Cange z. B. aus einer Kölner Urkunde vom Jahre 1486 belegt. In dieser Form und mit derselben Bedeutung ist das Wort auch ins Deutsche übernommen. Im Mittelniederdeutschen hiess der auf einem Zapfen drehbare Verschluss eines Weges *rulbôm* oder *rullebôm*, und in Ostfriesland heisst er noch jetzt so. Ebenso steht es mit dem zu diesem Substantiv gehörenden Verbum *rotulare* oder *rullare* = *circumvolvere* oder *circumire*, französisch *rollar*, portugiesisch *rolar*, das auch als *rôlen*, neuhochdeutsch *rollen*, mit derselben Bedeutung ins Deutsche übernommen wurde. Dieses Fremdwort ist mittelhochdeutsch erst einmal belegt, nämlich bei Walther v. Rheinau, einem Dichter aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in dessen Marienleben es heisst:

„An dem himel fiurin
Hâst du mit dem gewalte dîn
Getân siben planête erbant,
Die irresternen sint genant,
Daz si daz himelgerüste
Nicht nâch sîner gelüste
So rolande lâssen umbegân,
Won daz si im widerstân.“¹²⁾

Das dürfte genügen, um zu zeigen, dass die *rota* oder *rolla* des Quintainepieles altfranzösisch *rollans* heissen konnte, und so benannt werden musste, sobald an die Stelle des einfachen Balkens eine menschliche Figur trat.

Der Sprung von rollans aber bis zu Roland ist für den, der etwas von Volksetymologie versteht und sich z. B. des Überganges von Milan in Mailand erinnert, durchaus nicht mehr bedenklich, erst recht nicht, da sich nachweisen lässt, dass schon auf romanischem Boden die Identifizierung des Namens Roland mit rollans vorgenommen ist. So sagt im Anschluss an die Chronik des Pseudo-Turpin, welcher den Namen des historischen Roland als „rotulus scientiae“ deutet, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts dichtende belgische Trouvère Philipp Mouskes in seiner Reimchronik:

Cis nons Rollans dit autretant
Comme rolle de viertu grant.“

Und v. Reiffenberg, der 1836 diese Chronik herausgegeben hat,¹³⁾ führt in der Anmerkung zu dieser Stelle noch eine andere Deutung aus den Reali di Francia (Venezia 1821; I, VI. c. 53) an:

Als Milon und Berta auf dem Wege nach Rom unterwegs in einer Höhle Unterkunft gesucht hatten, gebar erstere in Abwesenheit Milons einen Knaben, der so kräftig war, dass er sich sofort bis vor den Eingang der Höhle rollte, wo ihn der Vater bei der Rückkehr fand. Deshalb nannte er ihn Roland. „La prima volta, dit Milon à Berte, che io lo vidi, si lo vidi che il rotalava, et in franzoso e a dire rotolare, roorlare. . . Jo voglio per rimemoranza che l'habbia nome Roorlando.“ Vgl. auch G. Paris, Histoire poét. de Charlemagne, p. 409.

v. Reiffenberg führt ausserdem noch an, dass der Name Roland, den die berühmte, über 11000 Pfund schwere Glocke auf dem Bergfrid der Stadt Gent, welche 1314 gegossen wurde, trug, onomatopoetischen Ursprunges sei. Der jetzige Archivar der Stadt Gent, Herr van der Haeghen, der mir in lebenswürdiger Weise die urkundlichen Nachrichten über diese Glocke besorgt hat, teilt diese Ansicht indes nicht, sondern hält entschieden daran fest, dass die eine der drei überlieferten Inschriften echt und sie auf den Namen Roland getauft sei. Ich muss gestehen, dass mir drei verschiedene Inschriften zuviel sind, um eine für echt halten zu können, und mich die Ansicht v. Reiffenbergs, dem jene Inschriften

doch auch bekannt waren, keineswegs unwahrscheinlich dünkt, zumal die Glocke sich nicht regelrecht läuten liess und deshalb später umgegossen wurde. Da er aber keinen Beweis beibringt, so muss die Sache dahingestellt bleiben: ich kann dieser Stütze auch wohl entbehren.

Nichts bereitet nun aber den Forschern mehr Schwierigkeit als die Übertragung des Namens von dem karolingischen Helden auf die niedersächsischen Marktfiguren bezw. deren Vorgängerin, die (nota bene für Bremen in der Geschwindigkeit auch erst noch erfundene) Statue Ottos des Grossen! Man beruft sich auf das Rolandslied, ohne zu bedenken, dass, wenn dieses einen so bezaubernden Eindruck auf das deutsche Gemüt gemacht hätte, das denn doch zuerst dort wahrgenommen werden müsste, wo es entstanden und verbreitet war. Gedichtet ist es aber bekanntlich in Regensburg; später ist es zweimal überarbeitet worden, einmal in Österreich von dem Stricker und dann am Niederrhein von einem unbekanntem Dichter. Aber weder hier noch dort nehmen wir den geringsten Einfluss der Karlsage auf das Volksleben wahr, während ihr in Niedersachsen, wo sich nicht die leiseste Spur ihrer Kenntnis zeigt, eine geradezu wunderbare Wirkung ausgeübt haben soll! Nein, mit dem Namen des karolingischen Helden hat der der Quintainefigur nur das gemeinsam, dass jener von dem lateinischen rotulare mit Unrecht abgeleitet wurde, dieser aber wirklich davon stammt! Natürlich hat das Spiel nicht erst in Niedersachsen den Namen erhalten, sondern die Kaufleute haben ihn von dort mitgebracht, wo sie auch z. B. den Namen für eine bürgerliche Bruderschaft des 14. Jahrhunderts in Bremen — grande Kumpanie — vorgefunden haben, aus Gent, Brügge oder Antwerpen. Eine Untersuchung über das Quintainespiel in Belgien dürfte das ausser Frage stellen.

Da die Figur leicht drehbar sein musste, so erklärt es sich auch, dass überall die ältesten nachweisbaren Rolande aus Holz gewesen sind, und das ist wiederum ein Beweis dafür, dass es sich überall um Spielfiguren handelt, denn für ein dem Wind und Wetter ausgesetztes Denkmal wählte man doch auch damals kein so leicht vergängliches Material. Auch der Begriff der Plumpheit (nicht bloss der Grösse), welcher

an den Rolanden haften geblieben ist, erklärt sich so leicht; denn die Herstellung eines Spiel-Rolands ist gewiss nicht als eine Künftleraufgabe betrachtet, sondern dem nächsten besten Zimmermann anvertraut worden: kam es doch nur darauf an, dass er zweckdienlich gearbeitet war! An dem Bremer Roland scheinen auch jetzt noch die Füße darauf hinzuweisen, dass sein Ahn dereinst mit einem blossen Stumpfe im Strassenkote gestanden hat. Auf Embleme u. dgl. konnte es bei diesen Figuren natürlich ebensowenig ankommen wie auf Schönheit, da man ursprünglich bei ihnen gar keine bestimmte Persönlichkeit im Auge hatte. Die wirklichen



Abb. 3. Quintaine-Reiten nach der Darstellung in der Pariser Handschrift des Roman de la Rose (Anfang des 14. Jahrhunderts).

(Aus: Jusserand, Les sports et jeux d'exercice dans l'ancienne France.)

Bilder aber galten im Mittelalter als die „Bücher der Laien“ und wurden deshalb traditionell gehalten. Daher mögen beim Ausbruche des Rolandfiebers in Niedersachsen die örtlichen Spiel-Rolande auf die Gestalt ihrer steinernen Nachfolger nicht ohne Einfluss geblieben und manche Sonderbarkeiten hieraus zu erklären sein.

Das über den Roland im Schimpf! d. h. über das Rolandspiel. Wie steht es nun mit dem Roland im Ernst, d. h. mit der Rolandsäule als Symbol der städtischen Freiheit? Die erste Erwähnung eines solchen geschieht im Jahre 1404 bei Gelegenheit der Errichtung der Bremer Statue, also 120 Jahre nach der Erwähnung des Rolandspieles in Magdeburg!

Freilich die Bremer Geschichtsschreibung redet anders oder soll wenigstens anders reden, allein diese Dokumente sind gefälscht. Gleichwohl sind sie für uns hier äusserst interessant und geben, von der richtigen Seite aus betrachtet, uns vollen Aufschluss über die Metamorphose des Roland-spieles, die auf das innigste mit diesen Fälschungen zusammenhängt, ja einen integrierenden Bestandteil derselben bildet. Deshalb müssen wir hier auf dieselbe näher eingehen. Da ist zunächst die allgemein als Fälschung anerkannte Urkunde vom Jahre 1111, in welcher der Kaiser den Bürgermeistern und Ratmännern der Stadt Bremen die Gnade und Freiheit verleiht, den Rittern gleich Gold und Buntwerk zu tragen. „Und zum Zeichen dieser Freiheit“, heisst es dann weiter „gestatten wir ihnen das Rolandsbild mit unserm Schild und Wappen zu schmücken.“¹⁴⁾ Ein merkwürdiges Privilegium, dessen Verleihung sonst während der ganzen Dauer des heiligen römischen Reiches nicht vorgekommen ist! Gleichwohl erscheint sie bei näherer Betrachtung weniger wunderbar als auf den ersten Blick. Gold und Buntwerk (Pelze aus den Fellen von Zieselmäusen) tragen zu dürfen, war, wie ja auch die Urkunde selbst sagt, ein Vorrecht der Ritter¹⁵⁾, das dem Gewerbestande bis zum Ausgange des Mittelalters versagt blieb. Allein keine anderen Gesetze sind überall und zu allen Zeiten so schwer durchzuführen gewesen wie Kleiderordnungen. Sobald sie in den sozialen Verhältnissen ihre Stütze verloren, und der Reichtum eine zweite Klassengliederung schuf, welche die ständische durchkreuzte, sind sie allemal sofort ins Wanken geraten. Und da die Bremer Kaufleute mit denen der übrigen Hansestädte die Einfuhr der nordischen und russischen Pelze in der Hand hatten, wäre es um so merkwürdiger, wenn sie samt ihren schöneren Hälften praktisch nicht längst über das wackelige Gesetz hinaus gewesen wären, als sie darangingen, sich das formale Recht auf ritterliche Tracht auch auf Pergament bestätigen zu lassen. So führt denn auch die, in ihren Angaben freilich völlig unzuverlässige, Bremer Chronik zum Jahre 1365 an, dass wegen Fälschung einer städtischen Handfeste der Bürger Martin Lange Merten mit dem Tode bestraft sei, der so

„eerlick“ geworden (d. h. so hoch emporgekommen) war, dass er im Rate sass und „Gold und Bunt trug“. Aber ausserhalb der Stadt, auf Hansetagen und dgl. kam man damit so ohne weiteres nicht durch. Es fehlte, wie wir ebenfalls aus der Chronik sehen, unter den Hansestädten nicht an Rangstreitigkeiten, Reibereien und ernsthaften Zerwürfnissen, und grade Bremen machte Ansprüche, die sehr weit gingen, aber von den andern nicht anerkannt wurden. Zweimal wird in der Chronik lang und breit nachzuweisen versucht, dass ihm der Vorrang vor allen Hansestädten mit Ausnahme von Köln zustehe, und unter den Beweisen dafür wird auch die Tatsache angeführt, dass die Kölner und Bremer Ratsverwandten allein das Recht hätten, Gold und Buntwerk zu tragen, d. h. sie allein seien ritterlichen Ranges. Die Tendenz der Urkunde nach dieser Seite hin, nämlich Bremen den Vorrang vor den übrigen Hansestädten zu sichern, liegt also klar auf der Hand. Aber wie in aller Welt konnte man dazu kommen, in der Verleihung des kaiserlichen Schildes an den Roland ein äusseres Zeichen des Kleiderprivilegs zu erblicken? Es ist ein altgesprochen Wort: „Doppelt genäht hält besser!“ Und eine ganz merkwürdige Vorliebe für Doppelnähte hat der Bürgermeister Johannes Hemeling offenbar besessen! Denn dieser und kein anderer ist der Fälscher der Urkunde, die niemals für sich selbst, sondern gleich von Anfang an als Transsumpt in der ebenfalls gefälschten Urkunde vom Jahre 1252 bestanden hat. Er ist auch, um das gleich vorwegzunehmen, der Verfasser der von Tendenzlügen strotzenden Bremer Chronik, welche ihrerseits wiederum die Doppelurkunde stützen sollte, und die er, während er sie allein geschrieben, wieder gleich zwei (wohl bereits verstorbenen) Bremer Geistlichen unterschob. Und um seinem Werke die Krone aufzusetzen, stellte er seiner schriftlichen Doppelfälschung eine monumentale an die Seite, indem er vor dem Rathause die Kolossalfigur des Roland mit dem Kaiserschild anbringen liess: alles zu einem und demselben Zwecke!¹⁶⁾ Bevor wir aber an eine Erörterung dieser seiner Tätigkeit herantreten, muss zunächst die Frage beantwortet werden: was sollte die Verleihung des Kaiserschildes bedeuten?

Das Rolandspiel war wie alle Quintaine-Spiele ursprünglich eine ritterliche Übung, zu der ein Schild gehörte. Der Schild mit dem Wappen darauf war aber das Symbol der Ritterbürtigkeit, und das Wort „Schildesamt“ wird daher gleichbedeutend mit Ritterdienst und Ritterstand gebraucht. Nun war „Ritter“ in der höfischen Periode die gewöhnlichste Bezeichnung aller Angehörigen des höfischen Standes, da sie alle besonderen Abteilungen und Arten desselben vom Kaiser bis zum Dienstmann umfasste. Dass in Deutschland das Rolandspiel im 13. Jahrhundert auch nur von Ritterbürtigen veranstaltet wurde, sehen wir deutlich aus der Magdeburger Schöppenchronik, wo die Spieler ausdrücklich als Konstabler d. h. Junker (domicelli) bezeichnet werden, an deren Stelle sich zur Zeit des Chronisten — genau wie in Bremen! — die Ratsleute geschoben hatten. Es ging freilich mit den Spielen nicht anders als mit der Tracht: sobald nicht mehr Mann gegen Mann focht, sondern der Gegner durch ein Phantom dargestellt wurde, konnten sie von allen aufgeführt werden, die über einen Gaul verfügten, ihn mit mehr oder minder Geschick zu reiten und den Speer zu führen verstanden.¹⁷⁾ Das geschah auch, wenn auch, zumal in den Städten, der Kreis der Spieler naturgemäss sehr eng blieb. Sehen wir doch auch an dem münsterschen Rolandspiel, dass es selbst im 16. Jahrhundert noch nur von den Mitgliedern einer die Söhne der reichsten Bürger umfassenden Bruderschaft aufgeführt wurde. Im übrigen dachte niemand daran es zu hindern. Von Frankreich wissen wir es sicher, dass dort die Ritter den Quintaine-Spielen der Bauern sogar beiwohnten, aber freilich nur um sich daran zu erheitern und darüber lustig zu machen. Dass ein Ritter sich jemals mit Bürgern und Bauern gemeinsam an derartigen Spielen aktiv beteiligt hätte, ist indes völlig ausgeschlossen. Die Bremer Chronik erzählt allerdings, dass bei der Erhebung der Gebeine der hl. Cosmas und Damianus der Erzbischof Bernhard Grelle im Jahre 1335 auf dem Domhofe in Bremen ein grosses Hoffest veranstaltet habe mit Tjostieren, Buhurdieren und höfischem Spiel. Daran hätten auch die reichen Bürger sämtlich teilgenommen: „und sie turnierten besser

als andere Leute, was manchen Ritter sehr verdross“. Aber hier kommt wieder der biedere Johannes Hemeling, wie er leibt und lebt, zum Vorschein! Wahrscheinlich hat er das ganze Turnier frei erfunden — wenn es sonst nicht verbürgt ist, steht's wenigstens schlecht mit seiner Glaubwürdigkeit — ganz ausgeschlossen ist es jedenfalls, dass die Ritter mit den Kaufleuten sich in ein Turnier eingelassen hätten, und ebenso,



Abb. 4. Quintaine-Reiten Ludwigs XIII.

(Aus: Jusserand, Les sports et jeux d'exercice dans l'ancienne France.)

dass sie, die doch von Jugend auf in den Spielen geübt waren, von diesen gar besiegt worden seien. Es ist das ein so kindlich-naives Märchen, dass man darüber weiter kein Wort zu verlieren braucht. Allein die Tendenz des Schwindels ist ebenso durchsichtig wie interessant: Hemeling wollte durch Erzählung eines praktischen Falles beweisen, dass bereits im Jahre 1335 die Bremer Bürger als turnierfähig d. h. als ritterbürtig angesehen seien! Natürlich fielen die Ritter auf derartige Mätzchen nicht hinein, und wenn man

ändern durch die ganze Gemeinde. Der letzte, der sie erhalten hat, darf sie nicht im Hause behalten, sondern bringt sie einem Baume; unterlässt er das, so hat er gewiss bald eine Leiche im Hause. Wenn jener Baum dann vertrocknete, so ward das als eine Wirkung des ihm zugetragenen Leichengebots angesehen: Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung, 1877, 149.

Ähnliche Bräuche finden sich auch anderswo. In Ditmarschen muss die Todansage von einem Nachbarn zum ändern vor Sonnenuntergang geschehen sein; sie über Nacht im Hause behalten, gilt für unheilbringend: Am Ur-Quell, 1, 10. In Mittelschlesien bittet der Gemeindegheirte oder besser noch seine Frau oder ein von ihm gedungenes Weib zur Leichenbegleitung; aber es ist dabei strengstens verboten, die Schwelle der Häuser zu überschreiten, sonst würde der Tod ins Haus gebracht. Es muss daher dreimal mit einer Gerte an die Tür geschlagen werden. Ztschr. d. Ver. f. Volkskde, 3, 151. Ähnlich um Iglau in Mähren, wo ein junges Mädchen „den Tod austrägt“: Ebda. 6, 408. Im nördlichen Ungarn wird im Namen weiblicher Leichen das ärmste, älteste Weib in der Gegend herumgeschickt, um den Tod und den Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen schickt man den ältesten Mann, und dieser Todesbote wird in jedem Hause beschenkt: Vernaleken, Mythen usw. d. Volkes in Österreich, 312. Im Thüringer Walde meldet der Wächter Haus für Haus, auch in den Nachbardörfern den Todesfall und ladet „zur Leiche“ ein, wofür er in jedem Hause ein Stück Brot erhält: Ztschr. d. Ver. f. Volkskde, 6, 181. Vielleicht soll diese Bewirtung ein Mittel sein, den Todesmelder an das Leben und die Lebenden zu binden.

Beiträge zum Baumkultus im Bergischen.

Von O. Schell.

Die mehrfach aufgestellte Behauptung, dass das Wort Loh (= Wald), wo es an Wald- und Feldfluren usw. haftet, auf Waldkultorte hinweise, erscheint zum mindesten sehr gewagt. Lassen sich an solchen Orten seit altem verehrte Quellen nachweisen, so gewinnt diese Anschauung allerdings bedeutend an innerer Wahrscheinlichkeit, denn neben dem verehrten Quell stand bei unsern heidnischen Vorfahren der heilige Wald oder einzelne Vertreter (Bäume verschiedener Art usw.) desselben.

Das Bergische ist keineswegs arm an solchen Orten, in deren Namen das Wort „Loh“ für sich allein oder in Zusammensetzungen auftritt. Darauf näher einzugehen ist hier nicht am Platze. Aber schon dieser Umstand ist, abgesehen von allem andern, hinreichend, um den tiefen Einfluss des Waldlebens auf alle Verhältnisse unsers Volkstammes nachzuweisen, nicht zuletzt, wie wir später sehen werden, auf seinen Glauben und seinen Gottesdienst. „In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt“ (J. Grimm, Mythologie 59 f.).

Der Wald ist aber ein Kompositum von Bäumen; was darum von einzelnen Bäumen gesagt werden kann, gilt auch vom Walde als deren Vereinigung.

Dem Baume, wie den Pflanzen überhaupt, schrieb man ebensogut wie den Tieren eine Art von Seele zu, da er wie jene und auch der Mensch dieselben Erscheinungen des Lebens und des Todes, der Gesundheit und Krankheit zeigt. „Der Begriff einer Pflanzenseele, welche den Pflanzen und den höhern Organismen, die ausserdem noch eine Tierseele besitzen, gemeinsam sein sollte, war in der Tat der Philosophie des Mittelalters vollkommen geläufig und ist auch jetzt von Naturforschern noch nicht vergessen. Aber in den

niederen Stadien der Kultur, mindestens in einem weiten Gebiet der Erde, werden die Pflanzenseelen in viel höherem Grade mit den Tierseelen identifiziert“ (Tylor, Anfänge der Kultur, I, 468).

Was berechtigt uns nun, auch für das Bergische Volk den Glauben an eine Pflanzenseele zu reklamieren? Vor allem der Glaube an den Alraun, von welchem Andreas Clauberg (aus Solingen gebürtig, welcher neben seinem Pfarramt zu Frechen bei Köln von 1673—1714 auch als brandenburgischer Feldprediger zu Köln fungierte und in welcher Stadt er auch 1696 und 1697 wohnte) in seiner heiligen Weltbeschreibung folgendes berichtet: „Unterdessen ist es nicht zu sagen, was für schändliche Fabeln von dem Alraun erdichtet sind. Eine will ich nur hinzusetzen: Der gemeine Pöbel hat geglaubt, auss dem Urin eines an Galgen geknüpften Diebs wüchse ein sonderbahres Kraut, dessen Wurtzel nicht nur äusserlich wie ein klein Männgen gestaltet (Pissdieb genannt) sondern seye auch ein lebendig Thierlein darinn, das, wann man das Kraut aussrupfft, heule, davon der, so es aussgräbt, jäling sterben sol. Drum bindet er einen hungerigen Hund dabey, und setzt ihm zu essen vor. Wann er frist, stopfft er ihm selbst die Ohren zu mit Pech, rupfft das Kraut, samt der Wurtzel geschwind auss und laufft von dannen, damit er die gefährliche Stimme der Wurtzel nicht höre. Dergleichen Männergen sollen einem gross Glück bringen, Unfruchtbare fruchtbar machen und andere wunderthaten thun.“

Dem Urteil Simrocks über den Alraun schliessen wir uns an, wenn er sagt: „Der Alraun (Mandragora) gehört hierher, der auch Galgenmännlein heisst, zuletzt eigentlich nur eine personifizierte Pflanze.“

Eine gewisse innere Verwandtschaft mit dem Alraun zeigt *Orchis maculata*, von der Landbevölkerung bei Elberfeld wegen der handförmig geteilten knolligen Wurzel „Adams-händchen“ genannt, in Düssel mit dem Namen „Gottes- und Teufelhändchen“ belegt. Zieht man diese Pflanze aus der Erde, so gibt sie nach dem bergischen Volksglauben einen klagenden Laut von sich.

Der deutlich erkennbaren Pflanzenseele begegnen wir auch in dem am Johannistag geübten Brauch, zwei Exemplare von *Sedum telephium* (Johanniskraut) in eine alte Mauer oder Böschung zu pflanzen. Man legt diesen dann die Namen bekannter Liebesleute bei, um zu erfahren, ob das Verhältnis mit einer Ehe abschliesst oder wer dasselbe löst, was man daraus erkennen will, dass die Pflanzen nach einander hin wachsen oder sich von einander abwenden. Kann man kein Johanniskraut haben, so bedient man sich zum gleichen Zweck zweier Kohlpflanzen.

Das Verhältnis der Pflanzenseele zur Menschenseele habe ich an anderer Stelle erörtert (der Volksglauben im Bergischen an die Fortdauer der Seele nach dem Tode; Archiv für Religionswissenschaft, IV, 305 ff.). Was den Geistern von Baum und Hain aber unser besonderes Interesse erwecken muss, ist die Tatsache, dass sich in dieser Auffassung die „ursprüngliche animistische Naturanschauung des Menschen“ darstellt. Dies gilt um so mehr, wenn sich dieser Volksglaube zu jener Stufe geistiger Entwicklung erhebt, dass er den einzelnen Baum als ein mit Bewusstsein begabtes persönliches Wesen auffasst. Das ist in den vorhin angeführten Beispielen der Fall. Von diesem Glauben zur Verehrung des Baumes ist nur ein Schritt, der bei einem der Kindheit seiner Entwicklung noch nicht ganz entrückten Volke notwendig folgen muss. Eine solche Verehrung führt zum Opfer, zum Kultus. „Ob man einen solchen Baum, wie einen Menschen, durch sein eigenes eigentümliches Lebensprinzip, seine Seele, bewohnt, oder wie einen Fetisch von irgend einem andern Geist besessen ansieht, der in ihn eingefahren ist und ihn als Körper benutzt, diese Frage lässt sich oft nur sehr schwer entscheiden. . . . Aber diese Unbestimmtheit ist auch ein weiterer Beweis für den Grundsatz, den ich hier mit voller Überzeugung aufgestellt habe, dass die Begriffe von der inhärenten Seele und von dem eingekörperten Geiste nur Modifikationen einer und derselben tief eingewurzelten animistischen Vorstellungsweise sind. Die *Mintiras* der malayischen Halbinsel glauben an „*hantu kayu*“, das heisst an „Baumgeister“ oder „Baumdämonen“, welche jede Baumart

bevölkern und die Menschen mit Krankheit schlagen; einige Bäume sind wegen der Bösartigkeit ihrer Dämonen besonders ausgezeichnet. — — Ausdrücklich wird auch der Glaube gewisser Malayen auf Sumatra berichtet, dass manche ehrwürdige Bäume für den Wohnort oder wenigstens für die materielle Umhüllung von Waldgeistern gehalten werden. Auf den Tonga-Inseln hören wir von den Eingeborenen, dass sie Opfergaben an dem Fusse besonderer Bäume niederlegten, in der Meinung, dass dieselben von Geistern bewohnt seien“ (Tylor, Anfänge der Kultur, II, 216 f.).

Erbringen wir den Beweis, dass auch das bergische Volk gewisse Bäume verehrt, ihnen Opfer darbringt und zu einer Art von Baumkult fortschreitet. Montanus (Volksfeste, S. 155) schreibt: Altgläubige Leute sieht man auf dem Kirchwege vor gewissen alten Buchenbäumen oder vor selbstgewählten Stationsbildern niederknien und ein kurzes Gebet verrichten. Fragt man um die Ursache, so ist die Erwiderung, dass es ein alter, frommer, von den Vätern überkommener Brauch sei. Man betet freilich die Buche nicht an, das Gebet ist das gewöhnliche Pater noster, aber der Ursprung der Sitte reicht unverkennbar in jene Zeit, als eifernde Apostel verboten: *vota ad arbores facere aut ibi candelam seu qualibet munus conferre.*“

In Lindenbäume namentlich schnitzt man noch heutzutage hin und wieder Nischen, in welche man Heiligenbilder setzt. Auch stellt man Nischen durch Verflechtung der Zweige von Laub- und Nadelbäumen her, in welchen man die Heiligenbilder unterbringt. Bei einer solchen Muttergotteslinde wurde das Kloster zu Marienheide (d. Verf. Bergische Sagen, S. 144) und die Kirche zu Marienlinden erbaut.

„Das ist rein für die Buche“, sagt ein Spieler in Dürscheid bei Bergisch-Gladbach, wenn er schlechte Karten erhalten hat. Was diese auf den ersten Blick unverständliche Redensart sagen will, erfahren wir durch eine Mitteilung von Montanus: „Auch ist es im Oberbergischen eine alte, aber noch gewöhnliche Redensart, dass jemand bei alten Buchenstämmen des Waldes schwört und seine Seele bei der Buche für die Wahrheit verpfändet.“

In einem Walde bei Imbach an der Wupper, das Udenttal genannt, stand im Jahre 1640 eine gewaltige Eiche, welche die heilige Eiche genannt wurde. Diesen Baum floh man als des „Teufels Lustlaube“ und wagte keine Axt an ihn zu legen, so dass derselbe endlich vor Alter zu Boden stürzte und vermoderte. Unzählige Beispiele aus den Sagen des Bergischen liessen sich noch anführen, aus denen die Verehrung mancher Bäume zu erschliessen ist.

Ein Baumopfer war ehemals bei Elberfeld gebräuchlich. Dort, im Bendahl, nun schon längst mit Strassenzügen der mächtig wachsenden Grossstadt bedeckt, stand noch vor wenigen Jahrzehnten eine mächtige, alte Eiche, der „schwarze Peter“ genannt. Wenn die Kinder in den Wald gingen, um Waldbeeren zu pflücken, nahmen sie die drei ersten, schönsten Waldbeeren und zerdrückten sie an diesem Baum. Dann erst begann die Lese. Der Baum war darum einen guten Teil des Jahres hindurch schwarz gefärbt und erlangte infolgedessen den oben angeführten Namen. Auf den ersten Blick erkennen wir in diesem Brauche ein Baumopfer, welches für die Beeren dargebracht wird. Aber wem gilt dieses Opfer? Doch nur dem Spender der Beeren, dem Gott des Baumes und des Waldes, der auch letzterem Segen und Gedeihen gibt, dem die Eiche einst im besonderen geweiht war: Donar. Ein ähnliches Baumopfer weist Liebrecht (Zur Volkskunde, S. 277) für Deutschland aus dem Kreise Frankenberg nach: „Vor etwa 30 Jahren war es in Dodenhausen (Kreis Frankenberg) noch Gebrauch, wenn man die auf den nahen Bergen gesammelten Waldbeeren nach Hause trug, einige der besten Beeren in einen vor dem Walde stehenden Hagedorn zu stecken und dabei einen Stein in den Busch zu werfen, gleichsam um, was noch ganz besonders in einem hergesagten Spruch geschah, für die Beeren zu danken. Geschah solches nicht, so fürchtete man, das nächste Jahr keine Beeren zu finden oder die gefundenen beim Nachhausegehen zu verschütten.“ Ähnliche Sitten werden in Tonkin, auf Ceylon usw. geübt. Der Schluss, dass die Waldbeeren dem Gotte Donar zu danken sind, dass ihm das Opfer am „schwarzen Peter“ (welcher Name vielleicht noch eine tiefere als die

vorhin gegebene Deutung hat) gilt, wird durch das bergische Waldbeerlied, welches die Kinder noch regelmässig bei der Heimkehr von der Waldbeerlese anstimmen, bestätigt. Dasselbe lautet:

Êkhôn, Klöngelhôn,
Minne Korf ess schlêkvoll;
On wenn he noch nitt schlêkvoll ess,
Dann seng eck ock nit Êkhôn.

Firmenich (Germaniens Völkerstimmen I, 426) hat folgende (übrigens auch im Volksmund bekannte) Lesart:

Eekhon! minne Korf es schleek voll;
Wenn minne Korf nit schleek voll wöör,
Dann söng eck ock nit Eekhon.

En dem Bärmer Siepen
Send die Wolbern riepe.
Eekhon, loot se ston!
Mo'n dann wefi weder gon
On holen en ganzen Korf voll.

Das Eichhörnchen, dessen hier Erwähnung geschieht, gewissermassen als Spender der Beeren, ist vermöge seiner Farbe und Schnelligkeit ein hervorragendes Blitztier, tritt also mit anderen Worten zum Blitz- und Donnergott in besonders nahe Verbindung.

Dieses Baumopfer gilt darum nicht nur der Pflanzenseele als solcher, sofern sie diesen Eichbaum belebte, sondern ziemlich zweifelsohne, wie wir nachzuweisen suchten, dem Gewittergott Donar. Damit dürfte der Beweis eines Baumkultes für das Bergische erbracht sein.

Auch auf andern Gebieten tritt dieser oder jener Baum zum Mythos unserer heidnischen Vorfahren in Beziehung. An manchen Orten des Bergischen lässt man die Kinder aus Bäumen kommen. Welche Bedeutung der Baum im Schöpfungsmythus der Germanen einnimmt, ist hinlänglich bekannt. Dass als Kinderbaum im Bergischen bald die Eiche, bald die Buche usw. auftritt, dürfte seinen Grund ausschliesslich in der durch die lokalen Verhältnisse bedingten

Eigenart der Wälder haben. Darum sind der heiligen Bäume auch mancherlei in deutschen Landen: Eiche, Linde, Buche, Birnbaum, Hasel, Dornstrauch, Birke, Hollunder (Kuhn, Westf. Sagen I, S. 244 f.)

Ein eigentlicher Baumkultus, d. i. ein Kultus, welcher dem Baum an und für sich gilt, kann demnach nicht zugestanden werden, und möchten wir in dieser Frage uns noch schärfer aussprechen wie Simrock (Handbuch S. 494 f). Aber Simrock können wir beipflichten, wenn er bemerkt: „Vom Baum- und Tierkultus gibt auch Grimm, M. 66, 613 an, dass er eigentlich dem höhern Wesen galt, dem der Hain geheiligt war, das im Baume lebte oder die Gestalt des ihm heiligen Tieres angenommen hatte. Die Heilighaltung der Haine, gewisser Pflanzen und Tiergattungen verdankten sie ihrem Bezug zu den Göttern. — — — Götter wohnen in diesen Hainen, das Laub der mächtigen Eiche durchrauschte der Gott; noch der christliche Berichtersteller lässt sie vom göttlichen Hauche bewegt zusammenstürzen. So wahr und naheliegend ist die Anschauung, die dem Naturgefühl unserer Väter eher Ehre macht, als sie der Roheit beschuldigt. Auch erlosch dies Gefühl sobald nicht: in vielen Wald- und Bergkapellen, zu denen Heiligenbilder Veranlassung gaben, die in oder auf der Eiche, der Linde gefunden, immer wieder dahin zurückkehren, wie oft sie auch hinweggenommen, zu bewohnten Stätten und ihren Kirchen gebracht wurden, bezeugen durch die an sie geknüpften Sagen, wie tief das Bedürfnis, sich im Wald, auf Bergen der Gottheit näher zu fühlen, im Volke wurzelte.“

Einen alten Opferbaum dürfen wir auch wohl in der Wunderbuche bei Gerresheim erkennen, von welcher Montanus (Volksfeste, S. 155) folgendes berichtet: „An der Blutkapelle bei dem Kloster Gerresheim stand die sogenannte heilige Buche oder Wunderbuche auf einem Kieshügel in schönster Fülle ihrer Laubzweige erweislich schon sechs Jahrhunderte. Der Stamm hatte 12 Fuss im Umfange und der Block war bis an die ersten Zweige 16 Fuss hoch. Die Äste aber breiteten sich so dicht und zu einem solchen Umfange aus, dass mehrere Wallfahrzüge vor dem heftigsten Regen darunter

Schutz fanden. Der Eigenschaft dieses Baumes geschieht schon im Jahre 1287 Erwähnung, und es ist gar nicht zu zweifeln, dass er derselbe sei, indem eine spätere Kapelle, die Blutkapelle, daran gebaut ist und bis in die neueste Zeit dorthin gewallfahrtet und Predigten dort gehalten wurden. Der Name „heiliger Baum“ wird jetzt von der später erbauten Blutkapelle abgeleitet und der Name Wunderbuche stammt aus vielen seltsamen Sagen, die alte Leute von dem gepriesenen Baume zu erzählen wissen. So soll er in gewissen Nächten gleich wie mit Lichtern bedeckt erleuchtet sein, fremdartige Gesänge von Engelstimmen will man in einsamer Nacht dort vernommen und weisse Geistergestalten dort glänzen gesehen haben. In seiner Nähe soll in der Mainacht ein Feuer brennen; wer eine Kohle daraus hervorholt, der hat einen Goldklumpen erlangt. Auch soll ein grosses schwarzes Tier mit tellergrossen Feueraugen, das einen unausstehlichen Schwefelgeruch um sich verbreitet, in gewissen Nächten unter der Wunderbuche kauern und die Wanderer zu Tode schrecken.“

Am letzten Tage im April wurde noch vor kurzem in manchen Orten an der unteren Agger usw. der Dorfbrunn von den Mädchen des Ortes gereinigt und darauf von den Burschen mit Maibäumen am Rande geschmückt; auch Mooskränze und Blumen legte man dort nieder (*Zeitschr. des Berg. Gesch.-Ver.* XXII, 154 f.). Dieser Baumschmuck des Brunnens ist eine Abart des Maibaumes, der vor dem Fenster der Geliebten oder auf einem Platze im Dorfe aufgepflanzt wird. Er ist aber auch mit dem einst im Bergischen bekannten Erntebaum (Ernte- oder Herkelmai, der bei Mettmann und in anderen Gegenden noch aufgesetzt wird) fast identisch und zugleich, wie E. H. Meyer (*Germ. Myth.* 85) nachgewiesen hat, ein Abbild des Wetter- und Wolkenbaumes, von dem Meyer unter anderm behauptet: „Ein noch deutlicherer Wolkenbaum ist die Esche Ygdrasil, die aber in den eddischen Liedern und den davon abhängigen Schilderungen skaldisch stilisiert und durch christliche Vorstellung stark verändert worden ist“ (m. vergl. auch Golther, *Handbuch der germ. Myth.* S. 527 ff.).

Es dürften hinreichende Proben des bergischen Glaubens für den Baumkult mit der vorhin gegebenen Einschränkung erbracht worden sein. Dass aber der Baum, dem man indirekt solche Verehrung zollte, zum Menschen in allen möglichen Lebenslagen in die nächsten Beziehungen treten musste, war unausbleiblich. Greifen wir für diese Behauptung zwanglos einige Beispiele heraus, ohne ein einengendes System zu formulieren.

In den Dreizehntagen von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, jener auch für das Bergische als heilig erwiesenen Zeit, werden oft die Bäume vom heftigen Wintersturm geschüttelt. Das sieht der Landmann gern, denn dann glaubt er auf eine gute Obsternte im künftigen Sommer rechnen zu dürfen (er sagt: Die Bäume rammeln). Das Umlegen von Strohseilen in dieser Zeit ist mir für das Bergische bisher nicht bekannt geworden (m. vergl. Kuhn, Westfälische Sagen, II, 116).

Der Baum, an dem sich jemand erhängte, verdorrt nach dem Glauben des bergischen Volkes. Ist hier vielleicht eine Beziehung zum dürren Baume auf dem Walsersfelde nachzuweisen?

Das bergische Volk glaubt vielfach, Krankheiten, Schmerzen usw. auf einen Baum übertragen zu können. Damit stellt es sich allerdings mit niederen Rassen auf eine Kulturstufe. Tylor schreibt dazu: „Der moderne Volksaberglauben hält solche Ideen noch jetzt in Ehren; der Ethnograph kann noch in der „weissen Magie“ europäischer Bauern die Kunst studieren, Fieber oder Kopfweh dadurch zu heilen, dass man es auf einen Krebs oder einen Vogel überträgt, oder auch Fieber, Gicht oder Warzen zu vertreiben, indem man sie einer Weide, einem Hollunderstrauche übergibt.“

Den Hollunder pflanzt der bergische Landmann mit Vorliebe in die Nähe seines Hauses, zunächst wohl der vielen ihm zugeschriebenen Heilkräfte halber. Aber da gerade der Hollunder auch dazu dient, Zahnschmerzen in ihn einzubinden, gewinnt gerade dieser Baum eine höhere Bedeutung. An der Wurzel des Hollunders begräbt der Bauer seine ausgebrochenen

Zähne, seine Nägelschnitzel, seine Haare, um von Zahnschmerzen und Kopfweh verschont zu bleiben.

Die Dorflinde gewährt mit ihren Blättern, Blüten usw. dem Landmann mancherlei Heilmittel; sie sieht in ihrem Schatten auch heute noch vielerorts Jung und Alt zu froher Geselligkeit und munterer Unterhaltung vereinigt. Hier erschallen noch alte Volkslieder. Hier wurde auch das Gericht gehegt.

Der Christklotz sei hier nur erwähnt. Den Weihnachtsbaum hier anzuführen, ist aus dem Grunde schon untunlich, weil er zu jungen Datums ist.

Zum Schluss kommen wir nochmals auf einen schon berührten Punkt zurück: auf die am Johannistag mit Johanniskraut und Kohl geübten Gebräuche. Ähnlich verfährt man im Weichseldelta, unter den Wenden usw. (m. vergl. unter anderem A. Treichel, Westpreussische Ausläufer der Vorstellung vom Lebensbaum in den Berichten des westpr. botanisch-geol. Vereins, und W. von Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte, S. 117). Es sind Lebenspflanzen, welche man auf diese Weise verwendet, „um darnach das Gedeihen oder Verkümmern einer Person (meist seiner selbst) zu erfahren“. A. Treichel bemerkt ferner: „Alle lebenden Wesen vom Menschen bis zur Pflanze haben Geborenwerden, Wachstum und Tod mit einander gemein und grade diese Gemeinsamkeit des Schicksals mag in einer fernern Kindheitsperiode unsers Geschlechts so überwältigend auf die noch ungeübte Beobachtung unserer Vorfahren eingedrungen sein, dass sie darüber einfach die Unterschiede übersahen, welche jene Schöpfungsstufen von einander trennen. Der Naturmensch beachtet den Unterschied zwischen Geist und Körper noch gar wenig und rangiert sich mit seinen Nebengeschöpfen auf gleiche Stufe. Diese Vorstellungen pflanzen sich in verschiedenster Gestaltung fort durch alle Zeiten und Völker hindurch. Eine Anschauungsweise weiss von einem geisterhaften Wesen, einem Dämon, dessen Leben an das Leben der Pflanze gebunden ist. Sie ist gleichsam sein Körper. Erscheint er auch vielfach ausser ihr und bewegt sich tier- oder menschengestaltig in Freiheit neben ihr, so

gehört es doch auch in den Kreis dieser Vorstellung, dass der ideale Doppelgänger der Menschenseele, der genius tutularis der einzelnen Persönlichkeit oder ganzer Geschlechter, in einer Pflanze oder in einem Baume Wohnung haben soll. Es ist die Vorstellung vom Schicksals- oder Lebensbaum, die deutlich in einer Reihe weitverbreiteter Traditionen hervorspringt und woran wir auch in der zu Anfang gegebenen Darstellung so eine Art von Ausläufer für Westpreussen feststellen konnten. Auch hier erwuchs aus dem Glauben der beseelten Pflanze die Vorstellung, dass sie die zeitweilige Hülle einer Menschenseele sei.“

Ein Detmolder Tierprozess von 1644 und die Bedeutung des Tierprozesses überhaupt.

Von **K. Wehrhan**, Elberfeld.

Den Mädchen, die da pfeifen und den Hühnern,
die da krähen,

Denen muss man beizeiten den Hals umdrehen —

so sagte ein in Westfalen und wohl auch weiterhin bekannter Volksspruch, der damit das für die Betreffende Unpassende ihres Tuns bezeichnen will, das nicht ihrer Natur entspricht, eine Unnatur ist. Insonderheit mag uns hier der letzte Teil des Urteils interessieren, weil es in seinem Inhalte zurückreicht auf die eigenartige Ansicht des Altertums, des Mittelalters und noch späterer Jahrhunderte von dem Wesen der Tiere und deren Seele. Wir müssen uns zum Verständnis die Philosophie des Volkes jener Zeiten über die Umgebung und das Verhältnis derselben zum Menschen, zur übrigen

Anmerkung. Die folgenden Zeilen möchten weitere Nachforschungen nach ähnlichen Prozessen und ähnlichen Äusserungen volkstümlicher Anschauungsweise im Vereinsgebiet veranlassen, um deren Mitteilung freundlichst ersucht wird.

Natur und zur Gottheit ins Bewusstsein zurückrufen. Tun wir es an dieser Stelle mit Beziehung auf das Recht.

Das rechtliche Verhältnis zwischen Tier und Mensch, wie es heute ist, hat nicht immer bestanden. Die Ansicht über das Wesen des Tieres hat sich in den letzten Jahrhunderten sehr verändert. Es ist noch gar nicht so sehr lange her, dass von seiten der Staatsgewalt Tiere öffentlich angeklagt, vorgeladen und verurteilt wurden zu Strafen, die auch an Menschen vollzogen wurden. Auch die Träger der geistlichen Gewalt haben ähnlich gehandelt, indem sie gegen Tiere den Kirchenbann aussprachen und das alles in denselben umständlichen und feierlichen Formen, welche gegen menschliche Übeltäter vorgeschrieben oder gebräuchlich waren. Manche Aktenstücke zeugen noch von der Gewissenhaftigkeit, mit welcher solche Prozesse geführt wurden, die besonders vom 13. bis ins 17. Jahrhundert hinein vorkamen, doch reichen sie in einzelnen Fällen bis in die Gegenwart hinein, ihre Spuren sind noch lange nicht verwischt und andererseits finden wir schon im Altertum Analogien.¹⁾

Am bekanntesten sind die Bestimmungen des mosaischen Rechts, das vergossene Blut nicht nur an Menschen, sondern auch an Tieren rächen liess (Genes. 9, 5. 6; Exod. 21, 12. 23—25, 28—32; Levit. 24, 17; 20, 15. 16; Deuteron. 19, 21; 20, 15. 16). Auch die jüdische Überlieferung berichtet ähnliche Vorkommnisse. Von den Arabern wird uns mitgeteilt, dass sie einen Hund öffentlich auspeischten, weil er eine Moschee betreten hatte, und dieser Fall mag uns besonders interessant erscheinen, weil er noch nicht 20 Jahre zurückliegt. Die griechischen und römischen Klassiker haben uns verschiedene Beispiele von Tierprozessen überliefert. Plutarch behauptet, die von Opfern kostenden Rinder und Schweine hätten für des Todes schuldig gegolten. Nach Platon mussten die Verwandten des Getöteten einen Prozess

¹⁾ Hinsichtlich der allgemeinen Ausführungen verweisen wir auf die verdienstvolle Arbeit von Prof. Dr. K. v. Amira, Tierstrafen und Tierprozesse in Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, XII. Band, 4. Heft, Seite 545—561. Innsbruck, Wagner. 1891. (auch als S.-A.).

gegen den Töter klagen, wenn ein Tier einen Menschen getötet hatte; das schuldige Tier sollte durch Polizeibeamte getötet und über die Landesgrenze geschafft werden. Nach einem, dem Numa Pompilius zugeschriebenen Gesetz über das Auspflügen von Grenzsteinen wurde das beim Auspflügen gebrauchte Ochsengespann dem Jupiter terminus geweiht, d. h. also geopfert.

Auch von Naturvölkern wird neuerdings eine Analogie zu den Tierstrafen des Mittelalters berichtet und zwar von Casati. Bei einem der zentralafrikanischen Stämme wurde ein Ziegenbock zum Tode verurteilt und ihm die Kehle abgeschnitten, weil er einen Hund, ein wertvolles Tier, durch Stösse tödlich verletzt hatte.

Besonders unerschöpfliche Fundstätten lebendigen Altertums liefert noch heute das südslavische Gebiet. Bei den Slaven ist das Tierstrafrecht bis jetzt noch sehr im Schwunge: Ochs, Stier, Ross und Schwein werden wegen Tötung und schwerer Verletzung von Menschen gesteinigt, falls der Eigentümer keine Geldsühne leisten will. Dieser wirft auch den ersten Stein auf ihn. In Slavonien wurde 1864 ein Schwein zum Tode verurteilt, weil es einem einjährigen Mädchen die Ohren abgebissen hatte. Das Fleisch des Schweines wurde den Hunden vorgeworfen. 1866 wurde im selben Lande eine grosse Heuschrecke gefangen, über sie Gericht gehalten und dann unter Verwünschungen vor versammelten Dorfbewohnern ins Wasser geworfen. Es ist dies ein neuzeitliches Beispiel zu den im Mittelalter häufig vorkommenden Fällen, in denen beim Verfahren gegen eine ganze schädliche Tiergattung ein Exemplar vor Gericht gebracht, verurteilt und getötet wurde. Auch bei den Südslaven ist der weltliche Tierprozess im Aussterben begriffen, man beschränkt sich mehr und mehr auf kirchliche Exorcismen, die von den drei christlichen Konfessionen in feierlicher Weise bei Umzügen durch die führenden Geistlichen ausgesprochen werden.

In Russland soll 1650—1700 ein stössiger Bock zur Verbannung nach Sibirien gerichtlich verurteilt worden sein.

Wie schon gesagt, sind vom 13. bis zum 17. Jahrhundert die Tierprozesse am häufigsten gewesen, soweit sich ein ab-

schliessendes Urteil über die Zahl von überlieferten oder aufgedeckten Prozessen fällen lässt. Eine bedeutende Anzahl liefert uns Frankreich und Belgien, aber auch Deutschland steht nicht hinten. Wir begnügen uns mit Anführung einiger Fälle. Der Richter von Troyes fällte 1516 ein Urteil gegen die Heuschrecken, Engerlinge, Raupen und andere Insekten, weil sie damals mehrere Jahre hindurch die Weingärten zu Villeneuve übel zugerichtet hatten. Wenn sie nicht binnen sechs Tagen zögen, würden sie verflucht und exkommuniziert. Bei einem Prozess zu Autun 1550 gegen die Ratten, weil sie einen benachbarten burgundischen Kanton zugrunde richteten, bekamen die Verklagten in der Person des gelehrten Chasseneus (De Chassenais) einen Anwalt; die Verhandlungen nahmen mehrere Sitzungen ein und gerieten gleich anfangs eine Zeitlang ins Stocken, weil Chassenais geltend zu machen wusste, seine Klienten könnten vor dem geistlichen Gericht nicht erscheinen, da alle Zugänge zur Sitzung von den Katzen belagert wären. Zu Falaix wurde 1386 einem Schweine, welches Gesicht und Arme eines Kindes zerfleischt hatte, der Rüssel und ein Bein abgeschnitten. Auf Sardinien sah das Gesetz von 1395 für gewisse Vergehen der Tiere das Ohrenabschneiden vor. Im 17. Jahrhundert soll in Österreich ein Hund zu zeitiger Gefängnisstrafe verurteilt sein. In Gent wurde 1578 eine Kuh zum Schlachten verkauft und ihr Kopf an einen Pfahl am Galgenplatz gesteckt. Ein Hahn wurde 1474 auf dem Kahlenberg zu Basel verbrannt, weil er ein Ei gelegt haben sollte.

Weil das antiquarische, kultur- und rechtshistorische Interesse für Tierstrafen und Tierprozesse bei uns verhältnismässig spät erwacht ist, sind der bekannt gewordenen Fälle aus Deutschland nur wenige. Prof. K. v. Amira¹⁾ sieht einen Fall aus Machern bei Leipzig 1621 als den letzten sicher beglaubigten aus Deutschland an. Unser weiter unten mitgeteilter Detmolder Fall ist noch 23 Jahre jünger und vielleicht noch längst nicht der jüngste; weitere Nachforschungen bringen sicherlich noch reichlicheres Material ans Tageslicht,

¹⁾ a. a. O. S. 16 Anmerkung 4.

wozu auch für Rheinland und Westfalen diese Ausführungen beitragen mögen.

Der folgende Fall gibt den aktenmässigen Bericht einer Verurteilung in Detmold (Lippe) vom Jahre 1644 (vgl. auch Lipp. Magazin 1836). Wir enthalten uns vorläufig jeder Bemerkung dazu, da das Aktenstück an und für sich verständlich ist, und sparen uns für die folgenden Seiten die nähere Ausführung der Einzelheiten auf.

„An. 1644.

„Am 12. Novembris abends zwischen 3 vndt 4 Vhr ist „ein Ziegenbock in Hrn. vicecantzlarß Tilhennen hauß gelauffen „kommen vndt deßen Sohnchen Simon Ludewich genandt, „gar gefehr- und Jämmerlich gestoßen, also sehr, daß der „Knabe inwendig einer halben stunde des todts gewesen, „und darauf dieser bescheidt gegeben,

„Bescheidt.“

„Es soll der Ziegenbock vom Scharfrichter auff den „offenen Markt zu Detmoldt geführt vndt daselbst eine Zeit- „lang, von einer virtell stunde gebunden gehalten, darnach „öffentlich kundt gemacht vndt angezeigt werden, was es „für eine bewandtniß damit hette, daß nemblich derselbe „Ziegenbock einen Jungen vornehmen Knaben mit einem „stooß vmb sein leben gebracht, derowegen Er befhelicht „wehre, demselben zu abschewlichen Exempel mit einem beill „den halß abzuhaben, vndt etzliche stiche hin vndt wieder „durch den leib zu thuen, auch Endtlich“

Leider ist der Schluss des Protokolls, der wahrscheinlich eine Verfügung über den Kadaver enthielt, etwa, dass derselbe unter dem Galgen verschartt werden sollte, durch Beschädigung des Papiers unleserlich geworden. Ebenfalls ist die Unterschrift nicht mehr zu lesen. Die Authenticität des Protokolls leidet aber teils wegen des Orts, an welchem es gefunden ist (Landesarchiv), und teils nach den Schriftzügen, die mit der aus andern Akten bekannten Handschrift des damals beim Kriminalgericht fungierenden Sekretärs Reinecker genau übereinstimmen, keinen Zweifel.

Wer der Eigentümer des Übeltäters war, erfahren wir leider nicht, ebenso bleibt unaufgeklärt, ob und in welcher Weise ersterer für das Vergehen des Tieres, ausser dem Verlust desselben, Ersatz zu leisten hatte, wie das sonst in vielen, wenn nicht gar in den meisten Fällen vorkam und wie es auch dem eigentlich germanischen Rechte entsprach. Wir werden diese Seite unten noch streifen.

Nicht unwesentlich mag die Tatsache sein, dass der Kanzler Tilhen, dessen Sohn getötet wurde, einer der vornehmsten Beamten des kleinen Ländchens und zugleich als Vertrauter des regierenden Herrn eine der einflussreichsten Persönlichkeiten in Detmold, auch direkter Vorgesetzter der Richter war, wenn er nicht gar selber im Richterkolleg sass.

Zum Vergleich führen wir einige Notizen aus einem Prozesse an, dessen Verlauf Herr E. Pauls in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 1896 mitteilt.

Zu Uberkusen (?) bei Bergheim, Bezirk Cöln, hatte ein Schwein („ein snack oder junges ferecklin“) ein Kind getötet im Jahre 1582. In dem Urteil der Räte des Herzogs zu Jülich heisst es: „Diweil dan sollich factum fast erschrecklich und straflich: so als ist an statt unsers gnedigen fursten und herren hertzen zu Gülich, Cleve und Berg etc. unsere meinung und bevelch, das ir das vercken durch den nachrichter hinrichten und folgents auf ein rhatt in die hohe zue gedechtnis und anderen zum abschewlichen exempel hinsetzen lasset. Was aber die Mutter des entleibten kindz anlangt, soll dieselbe von wegen irer nachliessigkeit bei der predig und ambt der heiligen messe an einem Sonntag zur offentlichen buess gehalten und dargestalt werden, und damit ferner straf darnacher enthoben sein und bleiben. . . .“

Im Düsseldorfer Staatsarchiv befindet sich ausserdem in einer Rechnung der Kellerei und Vogtei Düren zum Jahre 1546/47 der gleiche Fall der Tötung eines Kindes durch ein Schwein. Es ist aus der Rechnung nur zu ersehen, dass man in Sachen einer Frau, deren Kind ein Schwein den Kopf und die Hand abgebissen hatte, zweimal zum Herzog schickte.

Im Uberkuser Falle sehen wir, dass auch die Mutter hart bestraft wurde; wahrscheinlich hatte sie das Kind un-

beaufsichtigt gelassen. Neben dem Verlust ihres Kindes war einmal die Schaustellung des „vercken“ hart für sie, weil sie dadurch immer wieder an ihren schweren Verlust erinnert wurde und dann die Kirchenbusse: Kerzen und Steine tragen. Bei der Vollstreckung dieser Strafe wurde die eine brennende Wachskerze tragende Büsserin, nachdem man sie mit ein paar Steinen belastet hatte, in weissem Bussgewande öffentlich umhergeführt.

Wer der Eigentümer des Schweines war, erfahren wir nicht. Vielleicht die Mutter des Kindes?

Betrachten wir die Tatsachen genauer. In unsern Fällen liegt ein weltliches Verfahren vor, das nur gegen Haustiere Platz griff und zwar fast ausschliesslich wegen Tötung. Zu beachten ist, dass das Tier nicht als Werkzeug eines Menschen den Schaden angerichtet hat. Die Form des Prozesses scheint nirgends von den Grundformen des damals herrschenden ordentlichen Verfahrens abzuweichen. Das Urteil lautete fast regelmässig auf Tötung des Tieres. Todesart und Ritus des Vollzugs wurden im Urteil ebenfalls meistens bestimmt. Gewöhnlich geschah die Hinrichtung durch Hängen, in Detmold durch Enthaupten, in Uberkusen ist die Todesart nicht ersichtlich, in beiden Fällen folgte eine Schaustellung. Das Durchstechen soll wohl erst nach erfolgtem Tode geschehen.

Aus alledem erfolgt, dass das Tier als ein Verbrecher angesehen und ihm ein verbrecherischer Wille zugeschrieben wurde; das Urteil sollte ein Strafurteil sein. Geschulte Juristen fällten das Erkenntnis, Diener der öffentlichen Gewalt, die Nach- oder Scharfrichter vollzogen es und zwar öffentlich am gesetzlichen Hinrichtungsorte.

Die weltlichen Tierstrafen sind wohl am häufigsten aus dem mosaischen Rechte abgeleitet, die Tierexkommunikationen und die eigentlichen Tierprozesse auf die Dämonologie des Mittelalters und die Ansichten von der kirchlichen *maledictio* jener Zeit zurückgeführt. Man schrieb auch den Strafen einen erziehlichen Zweck zu und fand einen weiteren Grund in dem Charakter des germanischen und mittelalterlichen Strafrechts, das ein blosses Rachesystem gewesen sei (vgl.

auch die oben angeführten Stellen des mosaischen Rechts!) Grimm deutete zuerst eine Personifikation des Tieres an; die mittelalterliche Auffassung der Tierseele, die Vorstellung über Naturbeseelung und Seelenwanderung und die angebliche Gleichstellung des Tieres mit dem Menschen in der primitiven Gesellschaft wurde zur Erklärung herangezogen. Aber sicherlich kamen noch andere Gründe hinzu. 1573 wird als Zweck der Tierstrafe angegeben, dass das Gedächtnis der Übeltat ausgelöscht werden solle; auch waren Nützlichkeitsgründe massgebend: die Eigentümer der Tiere sollten zur Wachsamkeit angeregt werden — wie im Überkuser Fall —, die Menschen sollten vor Übeltaten zurückschrecken, die sie an Tieren geahndet sahen. Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts begegnen wir Fällen wie dem Überkuser, in denen die Eigentümer mitbestraft wurden durch Verurteilung zu einer Geldbusse oder zu einer Kirchenstrafe, wie hier das Steinetragen. So begann allmählich ein Umschwung in der Auffassung des Wesens der Tiere, indem man nicht das schadenstiftende Tier, sondern dessen Herrn als den eigentlichen Schuldigen ansah und so nach und nach mit dem gewordenen Recht brach.

Mit den eigentlichen Tierstrafen und Tierprozessen dürfen die polizeilichen Akte der weltlichen Obrigkeit nicht verwechselt werden, die oft eine Beseitigung des Tieres veranlassten. Prof. v. Amira¹⁾ betrachtet auch die von der Kirche veranlasste Tötung des Tieres ausschliesslich unter dem sitten- und kultpolizeilichen Gesichtspunkt: die Erinnerung an die Missetat sollte gelöscht, das Unreine dem Gebrauch und Genuss der Christen entzogen werden. So wurden z. B. Bienen, die einen Menschen durch Stiche umgebracht hatten, getötet, weil sie als unrein um des Speisegesetzes willen angesehen wurden.

Ganz einfach erklärt sich auch der Vorgang mit dem Hahn, der ein Ei gelegt haben sollte (s. oben), wie Prof. v. Amira ausführt. Nach allgemeinem, auch heute noch nicht ausgestorbenem Volksglauben des Mittelalters wird das so

¹⁾ a. a. O. Seite 12 ff.

gefürchtete Basiliskenei von einem Hahn gelegt, deshalb die durchgreifende Massregel des Feuertodes. Das Volk sah und sieht zum Teil noch heute in aussergewöhnlichen Vorkommnissen meistens eine übernatürliche Ursache, zur Schadenstiftung bestimmt. Die einzig logische Folgerung der Abwendung des Schadens ist die Vernichtung. Mit der Vernichtung wird auch die Ursache, gewöhnlich ein böser Geist, ausser Kraft gesetzt. Daher der Feuertod des Hahnes (und des Eies mit dem darin enthaltenen Keim des Bösen), daher das Sprichwort: „Den Hühnern, die da krähen, denen muss man den Hals umdrehen.“ Das Volk will also sagen, in den Hühnern ist etwas, was sie als solche wertlos macht, ja, was direkt schädlich ist. —

Das auf kirchlichem Boden sich entwickelnde Verfahren fand nie gegen Haustiere, nie gegen bestimmte Einzelwesen statt, sondern nur gegen solche Tiergattungen, die den Bewohnern der betreffenden Gegend als Ungeziefer galten: Mäuse, Ratten, Raupen, Insekten aller Art, Sperlinge usw. Es war auch nicht der angerichtete, sondern der befürchtete Schaden, gegen den man sich wandte und gegen den man die kirchliche Malediktion und Exkommunikation als zweckmässig erachtete. Auch sogar über Pflanzen und leblose Sachen ist im Mittelalter der Kirchenbann verhängt worden. Da die beiden vorliegenden Fälle keine kirchlichen Prozesse sind, wollen wir diese Seite nicht weiter ausführen, wir dürfen vielleicht nur erwähnen, dass der kirchliche Prozess sich noch eingehender der geltenden und oft recht umständlichen Formalitäten bediente als der weltliche Prozess. Oft bediente sich die Kirche des gewöhnlichen ordentlichen Rechtsweges, oft hielt man ihn nicht für notwendig. Der heilige Bernhard sprach 1121 über die sprichwörtlich gewordenen „Mücken von Foigny“ die Exkommunikation aus, ohne dass ein prozessähnliches Verfahren auch nur möglich gewesen wäre und der protestantische Prediger, der 1559 zu Dresden während einer Kanzelrede Sperlinge in den „Bann“ tat, weil sie die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zerstreuten, folgte in der Form seines Einschreitens nur einer Reminiscenz aus katholischer Zeit.

Die frühesten Malediktionen oder sogenannte Exkommunikationen sind uns in Biographien von Heiligen als Legenden überliefert (Cäsarius von Heisterbach u. a.). 1750 scheinen sie überall ausgestorben zu sein.

Schon oben haben wir ausgeführt, welche Gründe zur Erklärung der Tierstrafen herangezogen worden sind. Die Erklärungsversuche haben sehr gewechselt, heute stehen wohl die meisten Forscher auf folgendem Standpunkte.

Möglicherweise stammen die mittelalterlichen Tierstrafen der meisten Völker noch aus der gemeinsamen arischen Zeit. Unrechtliche Prinzipien haben vielleicht die Grundlage gegeben, auf denen die fraglichen Prozessrechte sich bei den verschiedenen Völkern unabhängig entwickelt haben. Aber wahrscheinlich ist auch eine Entlehnung, deren Bezugsquelle für das christliche Recht im Alten Testament nahe genug lag (vgl. die oben zitierten Stellen!), ja, einige Rechtsschriften des Mittelalters führen das Alte Testament ausdrücklich an. „Was im Alten Testament Kultakt gewesen, ist im Mittelalter zur weltlichen Strafe geworden.“ Dabei fiel das Recht von der germanischen Auffassung ab, wonach die Übeltat des Tieres niemals absichtlich sein konnte, wonach das Tier niemals einen Friedensbruch begehen und in die Acht verfallen konnte.

Es wird auch angenommen, dass die Tierexkommunikation, die wesentlich nur Malediktion und ursprünglich nichts als dieses war, d. h. also Gebet, wenn auch in den Formen der Beschwörung, dem Teufelsglauben entsprungen und somit eine spezifisch kirchliche Erfindung seien. Gewiss findet das auch Analogien in der Bibel (Christus treibt die bösen Geister in die Säue, die dadurch vom Teufel besessene Tiere werden). Die Tiergattungen, welche hier in Betracht kommen, gehören ja auch zu denjenigen, deren Gestalt der Teufel anzunehmen beliebt und so auch in unsern beiden Fällen. In Detmold war das Tier ein Ziegenbock, diese beliebteste aller Teufelsgestalten und in Uberkusen ein Schwein (vgl. den eben angeführten Fall aus dem Neuen Testament!). Was nun die Gattungen der niederen Tiere anbetrifft, die uns im Tierprozess begegnen, so ist schon von namhaften Forschern

(Monnhardt, Kuhn u. a.) nachgewiesen, dass sie als Wohnstätten der Seelen gelten. Alle diese Vorstellungen sind Ausflüsse des arischen Animismus. Somit ist die „Verurteilung im Tierprozess aufzufassen nicht sowohl als Verurteilung von Tieren wie als zauberisches Bannen von Menschen- und Dämonenseelen und solchergestalt als Parallele zu dem bei den klassischen und slavischen Völkern, aber auch anderwärts nachgewiesenen Seelenaustreiben. Ein Zubehör seines Zaubers aber ist der Prozess Im Tierprozess sind nicht Tiere, sondern Menschen- oder Dämonenseelen die Verklagten. Der Tierprozess ist Gespensterprozess.“

Sowohl in Detmold als auch in Uberkusen wollte man also weniger das Tier als solches vernichten — eine einigermaßen klare Erkenntnis des Wesens derselben würde das verhütet haben — sondern vielmehr ein Etwas, das die Gestalt der Tiere und gerade dieser Tiere angenommen hätte, einen bösen Geist. Der böse Geist war aber niemand anders als der Teufel selber, der gern als Bock erscheint; der Bock ist Thors Tier, das Schwein ist aber als Eber Freyrs Tier. Das Durchstechen des Bockes hat noch eine besondere Bedeutung. Man sah den Fall in Detmold als einen äusserst schlimmen an. Die hässlichste Art der Gespenster, die Vampyre, diese ewig nach Blut dürstenden Ungeheuer, konnten nur mittels Durchstechen mit einem Pfahle vollständig vernichtet werden, andernfalls gingen sie um und fügten den Menschen Schaden zu. Im Detmolder Urteil sehen wir also diesen Glauben vermischt mit dem Teufelsglauben. Der Ziegenbock, der sich sogar an den Sohn des ersten Staatsbeamten heranwagte, musste ein Wesen ungemein schädigender Art sein, bei dem jede Vorsichtsmaßregel geboten schien. — —

Wie haben sich diese Ideen über die Natur gewisser Tiere weiter entwickelt und auf welchem Standpunkte steht das Volk heute? Gewiss ist heute kein Tierprozess in gesetzlicher Form möglich; aber die Voraussetzungen dazu, soweit sie im Volke liegen, sind noch heute vorhanden. Noch heute muss manches Tier sein Leben lassen, weil es „verhext“ erscheint, weil in dem Tiere etwas anders gesehen wird, als das blosse Tier allein.

Es sind noch keine zwanzig Jahre her, da musste in dem Kirchdorfe Falkenhagen in Lippe ein Igel einen grausamen Tod im Feuer erleiden, weil er Bettfedern verhext haben sollte. Man fand in den Betten die Federn zu sogenannten Federkränzen oder Federkreuzen zusammengeballt, die in Lippe geradezu Hexenkreuze heissen. Die Ursache dazu suchte man natürlich nicht in der feuchten Wohnung — es war eine Mühle, wenn wir nicht irren — sondern in Hexerei. Eine verdächtige alte Frau war jedenfalls nicht so leicht zu finden, und als man eines Abends im Dämmerchein etwas in der nicht sehr verwahrten Schlafkammer hüsteln hörte, da hatte man's, das musste die Ursache sein. Man suchte nach und fand den harmlosen Spiessträger, fasste ihn schleunigst mit Zangen und andern Geräten, um ja nicht mit ihm in Berührung zu kommen und überlieferte ihn einem schrecklichen Ende, indem man ihn ins offene Feuer warf — unter den erforderlichen Verwünschungen, Bekreuzungen und dergleichen.

Der böse Geist sucht sich auch andere Tiere als willkommenen Unterschlupf. Vor einigen Jahren war in Bad Meinberg eine junge Frau an der sogenannten Auszehrung gestorben. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Man wandte sich an eine Frau, die mehr wusste und die sagte, wer den und den Kranz brächte — sie gab eine in allgemeinen Ausdrücken sich bewegende Beschreibung —, sei schuld. Am Beerdigungstage lag man auf der Lauer und richtig, eine ältere zurückgezogene lebende Frau aus der Nachbarschaft kam und hatte einen Kranz, der ungefähr zu der Beschreibung passte. Man liess sie den Kranz selbst fortlegen, fertigte sie so schnell und kurz als möglich ab, und dann nahm man mit einer grossen Düngergabel den Kranz auf, trug ihn durch die hinter dem Hause gelegenen Gärten in eine Wiese und warf ihn in den Graben. Da — o Schreck, ein Frosch sprang auf und eilte in grossen Sätzen weg. „Seht ihr“, hiess es da wie aus einem Munde, „das ist er gewesen! Jetzt haben wir den Bösen aus dem Hause!“

Auch das oben erwähnte Durchstechen findet noch heute Analogien. Wenn in Lippe die Leute in ihren Betten Federkreuze vorfinden, so werden die Federn in einem grossen

Topfe erhitzt und mit irgend einem spitzen Instrument wird dabei immer in den Topf gestossen, also durch die Federn. Die Leute sind sich dessen noch bewusst, dass der böse Geist damit getroffen und verderbt werden soll; denn eine strenge Vorschrift verlangt, dass bei der Prozedur das Haus „verbäumt“ werden soll, d. h. vor die verschlossenen Türen werden im Innern des Hauses noch Baumstämme gestemmt, da gewöhnlicher Verschluss den „Hexen“ noch Eingang gestattet, die das Durchstechen der Federn an ihrem eigenen Leibe fühlen.

Kleinere Mitteilungen.

Volkswisheit aus der westfälischen Mark.

Von **Karl Prümer.**

Wat sind de Menschen dulle Diers, sag de Ape, do sog se
'n Besuopenen dohiär gon.

Wi wet se wuol kriegen, sag de Avkot, do meinde he de
Dalers.

Rot mi guet, over rot mi nit af, sag de Brut.

Van Dage het wi schön spielt, sag de Bälgetriär taum
Organisten.

Op de Vigeline lät sik guet spielen, sag de Avkot, do harr
he 'n Schenken kriegen.

Et es ales Gewuonheit, sag de Bäcker, do fägte he met 'ne
labennige Katte 'n Uowen ut.

Usse Hiärguot hiet de Welt in sess Dagen makt, sag de Bur,
se es auk dono woren.

Versupt se, dann versupt se, sag de Bur, do harr he junge
Pilen op't Water sat.

Dat Beste hält de Düwel ümmer teäierst, sag de Bur, gistern
min Piärd, van Dage mine Frau.

'n Unglück kömmt selten alläine, sag de Däierne, do harr se
Twillinge kriegen.

- Dat Krut kenn ek, sag de Düwel, do harr he sik in de Briennieteln sat.
- Do het wi Guodes Wort schwatt op witt, sag de Bur, do sog he 'n Papen op'n Schimmel sitten.
- Vüel Köppe, vüel Sinne, sag de Düwel, do harr he 'ne Schufkar vull Füorsche.
- Dat es 'n Üöwergang, sag de Foss, do trocken se iäm dat Fell üower de Ohren.
- Vüel Geschrei un wennig Wulle, sag de Düwel, do schiärde he 'ne Suege.
- Ek well mi te Ruhe setten, sag de Deif, do staken se ne in 't Luok.
- Wat olt is, rit, sag de Düwel, do rait he sine Bessmauder 'n Ohr af.
- Niemt nit üewel, sag de Foss, do harr he ne Gaus am Wickel.
- Du hies guet lachen, sag de Henne taum Hahn, du brukst käine Eier te leggen.
- Se es mi te krumm, sag de Foss, do sog he de Katte met 'ne Wuorst op'n Baum sitten.
- Geben ist seliger als nehmen, sag Hinnerk, do schlang he Kaups an de Schnute.
- Wi sind noch nit metenanner feddig, sag de Hahn, as de Schlike wegkrupen woll.
- De Jugend es wild, sag de Frau, do was iär dat Kind ut de Kipe fallen.
- Komm 'n bietken nöger, sag de Foss tau de Pile, ek kann nit guet hören.
- Schade üm diän schäunen Duorst, sag de Handwiärksbursche, do mog he Water trinken.
- Donnerwiär! wat giet et doch füör Diers op de Welt, sag de Ape, do sog se 'n puckeligen Schuotstainfiärger.
- Dat giet van Dage 'n häiten Dag, sag de Hexe, as se verbrannt weren soll.
- Dat was gefehlt, harr Hittendirk sagt, do woll he de Hitte 'n Bort afmaken un harr iär den Hals afschnieen.
- Aller Anfang ist schwer, sag de Deif, do stahl he 'n Ambos.
- Wann käine kömmt, wek auk käine hewwen, sag de Foss, do kloppte met 'm Stiärt an 'n Biärenbaum.

Et es käinem Schelm te truen, sag de Junge, Vater legg't
Buoterbraut op't Heck.

Nu sasst du mol 'ne Musik hören, sag de Junge, do harr he
'ne Katte 'n Stiärt inklemmt.

Usse Hiärguot wäit ales, sag de Junge, ower nit min Vuogelnest.
Guot si dank, dat ek do nicks met te daun hewwe, sag de
Junge, do sog he, wu sik twäi Rüens bieten.

Dat es dat Geld fūr de Kauh, sag de Kerl, do brach he
sinem Wiwe 'n Groschen un siewen Pennige no Hus.
'n schlechten Kerl, de mi ächtterrücks bekürt, sag Klos un
drehde sik üm.

Ei es Ei, sag de Köster, do nahm he 'n Gauseei.
Dat was gefehlt, sag de Krüppel, do harr iäm de Rüe in't
hültene Bän bieten.

Wo sallt herut? sag de Lüning, do soll he 'n Pilenei leggen.
De Kleikere giet no, sag de Osse, do trock he an.
Nun leb wohl, sag de Pape taum Deif, de hangen weren soll.
Et sind schlechte Tiden, sag de Rawe, do braken se diän
Galgen af.

Dat kömmt vam bullern, sag de Schnagel, do was he siewen
Johr an 'n Kiärktauern kruopen un as he bolle uowen
was un sik schnellen woll, was he herunner fallen.

Ales met Moten, sag de Schnieder, do schlaug he sine Frau
met de Jälle (Elle).

Et es 'n dull Volk, sag de Düwel, do harr he 'ne Schufkar
vull Katten.

Ek strof min Wif met guede Worde, sag de Bur, do schmät
he iär de Bibbel an 'n Kopp.

Aus Hünxe an der Lippe (Rheinl.).

Von **Henn van Höns.**

Nejohr.

Die hellege Chasdag¹⁾ woren öwergoghn on die Nejohrs-
dag stonnen för de Dör. Wej hadden den lessten int olle
Johr; märgen fängt dat neje an, dann geht et hen Nejohr
afwennen on dann stond alle Botterpött open. Dann gewen

et Nejohrskuken, Olijkücskes, Bollbäuskes, Nött, Brotpeeren on Klöntjes, hier on dor ock noch well es en Appel, mär²⁾ se seggen, die hädden golde Stellen gekregen. On es de Noberschop afklabastert, dann geht et et nommedags met Vader on Moder in de Nejohrsvisitt of hen kucken, so es dat wöll genümmt wott.

Also, et wor Sylvesterowend. Dann on wann kom all es en Tropp Gelogsjonges³⁾ nor Dörp hen verbejedrubbelt, öm dat neje Joahr andeschieten, de lüjen on de beijern. Eck hat mej ock forgenohmen, de twelf Ühr afdewachten, öm dat eck den esten sen woll, den de Onsen dat Nejoahr afwennen woll.

Mär dat soll anders kommen. Moder hat dat den ganzen Dag so drock gehat: dat hat an et schrobben gegohn on an et putzen, dor wor gen End an de fennen, will dat sej niet, so es sej seet, den Dreck van et olle Joahr in et neje herin woll leggen loten; on nog, op den laten Owend, mossen do ock noch Kücskes gebacken wonnen. So wonnen et dann för de Pöss⁴⁾ Titt nor Bett. On wenn eck ock dat Zweckmässege van dat noh Bett gohn op den Ogenbleck niet in-siehn kos, dann soch eck dat doch bald in, wenn eck hier on dor all es in de Weg stonn. Denn van mintwegen sot die Nejoahrsonruh all to deger⁵⁾ drinn, öm seck niet all es de verfrejen⁶⁾ on watt öhr anbetreff, sej hatt et so deger drock, on wenn dat wor, dann soch sej döcks⁷⁾ wat, wat sej söss niet soch. So geng dat dann nor Bett hen, mär doch met den fasten Vörsatz, wackereg de bliewen bes Nejoahr. — Ewen dat alles Vörnehmen eitel es, dat soch eck in, es den andern Märgen Vader on Moder vört Bett stonnen: Glückseeges Nejoahr, Heinrich! Mär so kos en Jeder kommen, een in de Schlop de öwerrömpeln, sowat gow et niet. Eck liet mej dordör ock wijers niet stören, on schliep wijer den Hasenschlop. — Eck kann mej nog rech gut vörstellen, dat mine Ollen seck heimleck döchteg ower den Schlöper gefreut hemmen. Mär eck wor doch döchteg dörgewess on hat öhr doch den Pott afgewonnen, wenn eck, es sej ewen den Pockel gedreih hadden, mej geschwend herütgekrabbelt, gau⁸⁾ angetrocken, stellekes de Stowendör open gemackt, on nog

„Gu mürgen, Glöckseeges Nejohr!“ öhr dat Nejohr afgewonnen hat. Denn dorop kömmt dat an: Wenn dat wennt, on wenn seck dat afwennen löt, dösen mot ock, so es se seggen, traktieren. Et hett ock, wenn en Schaltjohr es, dann mot den-jänigen traktieren, denn gewonnen hät, ewel dat send mär so blaue Bändjes van dem, den seck dat af het wennen loten. Nog⁹⁾ wor et an de Titt, den Nejohrsbrief an Dageslech de halen. Eck öwergow den an minne Ollen. Se dejen¹⁰⁾ em lesen on hadden Spass. Eck freuden mej dorin, dat eck öhr noch hat on dat sej so för mej sorgen dejen; eck hiel öfter ahn, dat sej mej dat vergewen sollen, wat eck in dat vörege Johr fapexiert¹¹⁾ hat on versprock öhr, dat sowat niet wer förfallen sall; eck wönssden öhr dorin Gesondheit on dat onsen liewen Heer se mej noch rech lang erholen mög. On dat Ganze, dat wor van de Scholmeister in sone nette Verskes on sone nette Wört opgesatt, dat min Moder, es sej et lesen dej, de Tröhn öwer de Backen liepen. Dat schmett dann en Grossen af in de Spardoss.

Noch dürden et ock gar niet mehr lang, op enmol „Gumärgen, Glöckseeges Nejohr“, komen Nobers Henn, Welm, Bernd, Fretz, Jann, Gerd, Ditz on Öpp,¹³⁾ dör de Döhr de bandusen,¹⁴⁾ on stelden seck riegenwiess tegen de Dör op. „Glöckseeges Nejohr, Jonges,“ dat hebbt gej gewonnen, so es et rech van og, dat gej ons et Nejohr afwennen kommt; nog well wej dann ock es siehn, of wej noch wat för og hemmen. — Nog wonnen dann den Kückskesback¹⁵⁾ bej de Bahn gehallt, in den Tutt¹⁶⁾ met Nött gegreppen on rond gedeilt, dat en jeder en Spier metkreg. Wor dat nog geschijt, dann wonnen seck ock gar niet mehr lang opgeholen, denn dor wor noch föll de berömen. On so geng dat dann wijer, eck natürleck met, van Dör tu Dör: „Gumärgen, Glöckseeges Nejohr“. Nog wor dat gar niet gesagg, wenn dor noch mär öweränzege Titt wor, dat me dormet in de Noberschop blew. Ick weet es en Johr, on verget dat ock silewen niet, dat eck es en Johr met gewess bön, bes op den Dell henweg. On öwerall komen se ons noch adeg¹⁷⁾ entgegen on wej kregen ock noch wat.

Nog mot eck hier noch vertellen, dat dormet bej de

Pastor on de Scholmeister en Ütnom gemack wonnen. Niet es wenn wej dor niet gegohn wören, dat wör doch hels¹⁸⁾ affrontirleck gewess; mär anstatt „Glückseeiges Nejojr“ sachen wej dor „Glückseliges Neujahr.“ —

Anm.: 1) Christtage. 2) aber. 3) Gelagjungen. 4) Kiuder. 5) sehr. 6) befreien. 7) oft. 8) schnell. 9) nun. 10) taten. 11) verfehlt. 12) dauerte. 13) Albert. 14) stürmen. 15) Kuchenschüssel. 16) Düte. 17) auf dem Rückweg. 18) höllisch.

Dat Holleien.

In ollen Tijen wor dat Modij dervan, wenn en Knech of Mag in de Hür¹⁾ gebrach wonnen, dat se an et Holl²⁾ geleiht³⁾ wonnen. Dat nümnden se dann „Holleien“. Dortu kom dat jonge Volk üt de Noberschop bejen⁴⁾ on gengen meten⁵⁾ et Owes⁶⁾ no dat Hus hen, wor die Neje angekommen wor, sochden se seck bej de Bahn on wosseleiden se nor de Fürsteij⁷⁾ hen. Hier wonnen öhr dat Holl en paar mol öm de Kopp herömgeschlohn met de Wört:

„Im Namen des Heeren!
On wats de niet wetts,⁸⁾
Dat sall dej den Bur on de Frau well lehren.
Det dunnt we tu dinne Ehr on onse Plesir.
Dat sall dej kossen en Kann Fussel of drij, vier,
En welln we dr⁹⁾ drenken
Vn twe welln we dr dej schenken.“

Die lessde Wört sachen joch¹⁰⁾ noch ganz dütlek, dat dor wat de drenken bej vörfallen moss, on ock ganz genau, wuvöll; en Kann Fussel kossen öhr dat, on dat de Fraulüj dr womögelek en Klöntjen bej kregen, of för den Kloren en Süten. Sej hatt dr dann ock wijers necks bej opsetten on brock seck niet schef ansiehn de loten, denn se hörden nog¹¹⁾ in dat Hus on in de Noberschop.

Anm.: 1) Hut, Obhut, d. h. bei anderen untergebracht werden. 2) Halteeisen für Kessel über dem offenen Feuerherd. 3) leiten. 4) bei einander. 5) mit einander. 6) am Abend. 7) die sich Sträubende zur Feuerstätte führen. 8) weisst. 9) davon. 10) euch. 11) nun.

Das „Schöngelbrot“.

Dem eine Dienstperson in den Dienst begleitenden Vornunde (gewöhnlich Vater oder Mutter, auch wohl Geschwistern)

stand ein Schwarzbrot zu, das „Schöngelbrot“; schöngeln bedeutet gehen, müssig gehen. „Et es dat en schlech Teiken van en Frommes¹⁾, wenn se gern schöngelt on fladdern geht, — wat me noch well es döck het, — will dat de Frau on den Besselm²⁾ de Hus gehören. Man set ock noch well es dat es en regelirde Schöngel.“

Anm.: ¹⁾ Fraumensch. ²⁾ Besen.

Die „Tubaat“.

Zum baren Lohne bekamen die Knechte und Mägde die „Tubaat“, bestehend aus Kleidungsstücken und Früchten, je nach Abmachung. Der „Bommeister“ (Altknecht) erhielt im „Bau“ (zur Ernte) eine blauleinene Hose, — er hatte das „Flejen“ (Aufspeichern) zu besorgen —, die Mägde als Garbenbinderinnen eine blauleinene Schürze, die „Bennjock“ (Bindejacke). Ferner gab's als Tubaat Schuhe, Mützen, Hemden, Strümpfe, Holzschuhe.

Berichte und Bücherschau.

Die Volkskunde in den Jahren 1897—1902. Berichte über Neuerscheinungen. Von Dr. Friedrich S. Krauss. Erlangen, Fr. Junge, 1903. S. 180. 8°.

Dieses Buch ist ein Sonderabdruck aus dem XVI. Bande der Romanischen Forschungen, herausgegeben von Dr. K. Vollmöller und stellte sich als eine Fortsetzung der „Allgem. Methodik der Volkskunde“ (Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890—1897) von L. Scherman und Friedrich S. Krauss dar. Das vorliegende Buch gliedert sich in 42 Kapitel, welche sich füglich unter die beiden Überschriften: Allgemeine Methodik und spezifische Bibliographie einordnen lassen. Der erste Teil, die allgemeine Methodik, berührt sich vielfach mit den Ausführungen in der allgem. Methodik, welche die Jahre 1890—1897 umfasst, ist aber um verschiedene

Kapitel vermehrt worden. Die Erörterung solcher Fragen, namentlich, wenn sie so zahlreich aufgeworfen werden, wie es hier geschehen ist, erfordert unsers Erachtens eine noch grössere Ausführlichkeit und bleibt darum besser besondern Abhandlungen überlassen. Auf eine solche aus der Feder des Herrn Verfassers dürfen wir vielleicht noch hoffen.

Bezüglich der spezifischen Bibliographie hat der Herr Verfasser eine weitgehende Einteilung vorgenommen, wodurch die Übersicht in gewisser Hinsicht erleichtert, andererseits aber auch manches seinem Wesen nach Zusammengehörige zerrissen wird. Der kritische Ton des Herrn Verfassers neigt nicht selten zum Sarkasmus, was leicht verletzend wirkt. Man muss sonst über die Belesenheit desselben geradezu staunen und den ungeheuern Fleiss bewundern, der das gewaltige Material zusammengebracht hat. Dass hin und wieder etwas übersehen wurde, ist gewiss verzeihlich. Trotzdem ist das Werk von grösstem Wert und wird jedem, der auf diesem Gebiete arbeitet, unentbehrlich sein. Wir können es zur Anschaffung dringend empfehlen.

Als Probe mag angeführt werden, was der Verfasser über Fragebögen sagt:

„XIV. Fragebögen. Nur formell und stilistisch von Einführungen sind Fragebögen verschieden. Beiden gemeinsam ist das Ziel, das Gebiet der Forschung abzustecken, nur in den Zwecken gehen sie auseinander. Der Fragebogen soll auch den, der sich nicht zum Fachmann ausbilden will, befähigen, für den Forscher nutzbares Material zu erheben oder zu vermitteln. Wenn der Fragebogen so abgefasst ist, dass der Befragte nicht auf Phantastereien und Lügen verfällt, um den Frager zu befriedigen, sondern sich notwendigerweise auf die Mitteilung seines erlebten Wissens beschränken muss, so erfüllt er seinen Zweck vollständig. Den erreicht er vor allem durch Kürze seines Umfanges und eine allgemein gehaltene Formulierung der Fragen, aus denen die Ansicht des Fragestellers nicht hervorgeht. In Bezirken, wo sich die Freunde der Folklore zu deren Pflege zum erstenmal vereinigen, sei es in einer Gesellschaft, sei es um eine neue, die erste, Folklorezeitschrift, dient der Fragebogen zugleich

als beliebtes Werbemittel; besser wäre freilich, eine grössere Anzahl wissenschaftlich (philologisch oder medizinisch) tüchtig gebildeter und in der Volkskunde bereits geschulter Sammler ins Volk auszusenden — natürlich mit ausreichenden Hilfsmitteln —, statt den Patriotismus, die Opferwilligkeit usw. tausender von Gebildeten flehend anzurufen. In der Volkskunde macht es nicht die Menge, sondern der Forschersinn Einzelner aus, nicht anders als in der Philologie und Paläontologie, Chemie und Astronomie.

Mit allen erwünschten Vorzügen ausgestattet sind der englische, sächsische, bayerische, hessische und die russischen Fragebogen, die serbischen, bulgarischen und polnischen beinträchtigen vielleicht ihren Erfolg bei Laien durch ihre allzubreite Gründlichkeit. Den Fragern wird das Fragen förmlich zum Selbstzweck. Man hat zu bedenken, dass es, wenn eine Frage bereits aus der vorhandenen Literatur nach jeder Richtung hin befriedigend beantwortet werden kann, verfehlt ist, sie nochmals aufzuwerfen, weil man die Leute, an die man sich wendet, damit zuweilen abschrickt und sein Ziel nicht erreicht. Über die Methode des Ausfragens und Aushorchens, die sich überall in der Welt bestens bewährt, äusserten sich kurz und gut A. G. M. Daenen, Alfred Harou und Eugène Monseur, ebenso Washington Matthews, dessen Weisungen allgemeingültig sind.“

S.

C. Schmachtenberg, Rengelduwen. Gedichte in Wuppertaler Mundart. 2 Hefte. Das erste in 2. Aufl. Elberfeld bei Joh. Fassbender. Preis à 0,50 Mk.

Wir möchten nicht unterlassen, auf die neuesten Werke des bekannten Wuppertaler Dialektdichters hier aufmerksam zu machen, die eine gute Probe der hier gesprochenen Mundart darstellen. Durch den sie durchwehenden frischen und ursprünglichen Humor vermögen sie das Herz eines jeden zu erfreuen.

Whn.

Kaisersesch.

Bericht über die Versammlung am 10. Januar 1904.

Die neugegründete Ortsgruppe Kaisersesch hielt am Sonntag, den 10. Januar cr., im Hotel zur Post unter dem Vorsitze des Lehrers Zender-Eppenberg ihre I. Versammlung ab, die zahlreich besucht war und einen schönen Verlauf nahm. Der Vorsitzende legte in längerem Vortrag Ziel und Methode der Volkskunde dar. Er gab eine kurze Übersicht über die Geschichte der Volkskunde und ihre ethische und praktische Bedeutung sowie ihre innigen Wechselbeziehungen zu den einzelnen Zweigen der gesamten Wissenschaft. Eingehender behandelte Referent die Methode der Volkskunde, speziell das Verfahren der Ortsgruppen bei volkskundlichen Forschungen, und brachte einige diesbezügliche Fragebogen allgemeinen Inhalts zur Kenntnis der Versammelten.

Die Aufnahme der Mitglieder ergab die stattliche Zahl von 24, dazu ernannte die Versammlung ein korrespondierendes und ein Ehrenmitglied. Der Vorstand der Ortsgruppe setzt sich zusammen wie folgt:

- I. Vorsitzender: Lehrer Zender, Eppenberg.
- II. „ Hauptlehrer Wickert, Dungenheim.
- I. Schriftführer: Lehrer Klöckner, Landkern.
- II. „ Lehrer Ehrlich, Laubach.

Kassierer: Buchdrucker Sesterhenn, Kaisersesch.

Alle Zuschriften usw. sind zu richten an: Lehrer Zender, Eppenberg bei Kaisersesch.

Auf Antrag des Vorsitzenden beschloss die Versammlung, bei der nächsten Sitzung gemeinsam über den von dem Vorstande auszuarbeitenden Entwurf der Satzungen der Ortsgruppe zu beraten resp. abzustimmen.

Nachdem der Vorsitzende die Mitglieder noch zu reger Werbetätigkeit aufgefordert, schloss er die Versammlung mit dem Wunsche, dass die Ortsgruppe stets eingedenk ihres idealen Zweckes sein möge und so dazu beitrage, dass das „Volkstum werde der Völker Jungbrunnen“.

Zender.

Karl Dirksen †.

Leider müssen wir schon im ersten Hefte unserer Zeitschrift einer traurigen Pflicht genügen und einem der Getreuesten im Gefolge der Volkskunde, der so gern und freudig Anteil nahm an der Gründung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, einige Worte des Nachrufs widmen, nämlich Karl Dirksen aus Meiderich.

Am 10. Februar 1850 wurde er als Sohn des Fabrikanten C. H. Dirksen in Leer (Ostfriesland) geboren. Seine Vorbildung erlangte er auf einem Realprogymnasium seiner Vaterstadt. Da die Prüfung keine Berechtigung zu irgend einem akademischen Studium in sich schloss, und bei der Einfachheit, die in dem Elternhaus herrschte, wohl kaum an ein solches gedacht sein wird, beschloss er, einem inneren Drange folgend, Volksschullehrer zu werden. Er trat nach damaliger Sitte als Schulgehülfe bei einem alten Kantor ein, um sich bei diesem für das Seminar vorzubereiten, das er während der Jahre 1868—71 zu Aurich besuchte. Aus dieser Zeit stammt eine kleine Arbeit von ihm, worin er seine kleinen Schicksale und Erlebnisse und die damalige unzulängliche Vorbildung zum Berufe teils humoristisch, teils mit leichtem Spott, dessen seine Natur sonst bar war, beschreibt. Nach dem Abgange vom Seminar war er zuerst wieder Hilfslehrer oder Schulgehülfe — wie man sagte — und erhielt dann eine Anstellung an der Privat-Rektorschule in Weener. Diese Stelle vertauschte er anfangs 1873 mit einer Schulstelle an der evangelischen Schule in Esens (Harlingerland). Am 29. Juli desselben Jahres führte er seine Braut zum Altare, Hillene Rabenberg. Die Verhältnisse hielten ihn nicht lange dort, denn schon 1875 erhielt er eine besser dotierte Stellung an der evangelischen Volksschule in Meiderich, wo er nach 28jähriger reicher Schaffenszeit am 27. September 1903 starb. — — —

Mit Lust und Liebe war Karl Dirksen Volksschullehrer, denn er hatte für das oft recht arme kleine Volk dasselbe mitfühlende Herz wie Meister Pestalozzi. Aber bei aller Hingabe an seinen Beruf erschöpfte sich seine geistige Reg-

samkeit nicht in dessen treuer Pflichterfüllung, durch rastlosen Fleiss und unermüdlichen Eifer, gepaart mit Liebe und Neigung, hatte er sich eine Kenntnis der mittel- und althochdeutschen, schwedischen, dänischen, holländischen, englischen und teilweise sogar der alten klassischen Literatur erworben, die ihn befähigte, das Wesen besonders des germanischen Volkes, wie es in seinen Sprichwörtern, Redensarten, seinen Sitten und Bräuchen usw. den beredten Ausdruck findet, eingehend zu umfassen. Sein ganzes Wesen gehörte dem Volke. Der schönste Beweis dafür ist die Liebe, deren er sich im Leben erfreute und die sich bei seinem Hinscheiden kund tat. Die Freunde der Volkskunde und besonders der Verein für rheinische und westfälische Volkskunde, zu dessen Mitbegründern er gehörte, werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Seine Schriften sind folgende:

1. Ostfriesische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten mit historischen und sprachlichen Anmerkungen (Prof. Dr. K. Weinhold in Berlin gewidmet). Heft I und II. Heft I erlebte eine zweite Auflage bei Andreae & Co. in Ruhrort.
2. Meidericher Sprichwörter und Redensarten mit historischen und sprachlichen Anmerkungen. 1. Aufl. Selbstverlag. 2. Aufl. bei Hartung in Königsberg.
3. Volkskundliches aus Meiderich (Prof. Dr. M. Heyne in Göttingen gewidmet). Bonn bei P. Hanstein.

Ferner schrieb er vielfach für Zeitschriften, so für die Zeitschrift für Volkskunde (begründet von Weinhold), für das Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung u. a. Auch wir werden unsern Lesern noch verschiedene wertvolle Beiträge von dem Verstorbenen bieten können.

K. Wehrhan.

Bergische Heimatliteratur.

Tringard von Berg. Dramatisches Gedicht v. **Wilhelm Idel.** Preis fein gebunden M. 3.—.

Geschichte der Schulen von Elberfeld

von **Fritz Jorde.** 8°, 522 Seiten. Preis fein gebunden M. 6.—.

Bergische Dichtung. Herausgegeben von **Friedrich Kerst.** Eine Auswahl bergischer Gedichte aus dem 19. Jahrhundert. 8°. 263 Seiten. Preis in feinem Liebhaberband M. 4.50.

W. Baurmann

**Aus dem Bergischen
Sagenwald * * ***

Preis vornehm gebunden mit
Goldschnitt M. 2.50.

B. Schönneshöfer

**Geschichte des *
Bergischen Landes**

8°, 552 Seiten.
Preis in Leinwand geb. M. 6.—.

Bergische Sagen von **Otto Schell.** 8°. 642 Seiten.
Preis in Leinwand gebunden M. 6.—.

Fritz Jorde

**Bilder aus dem
alten Elberfeld**

8°, 260 Seiten.
Preis in Leinwand geb. M. 3.60.

Julius Leithaeuser

Bergische Ortsnamen

8°, 304 Seiten.
Preis M. 5.—.

Geschichte der Stadt Elberfeld von **Otto Schell.**

376 Seiten 8° mit einem Titelbild und einem Plan.
Preis M. 3.60 geheftet, M. 5.— vornehm gebunden.

Denkmäler der Stadt Elberfeld von **Otto Schell.**

Preis M. —.50.

**Verlag der Baedekerschen Buchhandlung,
Elberfeld.**

Bergische Heimatliteratur



Grieth, Die von der Kohls, und andere bergische Geschichten.
Von **Walther Schulte vom Brühl.** 2. Auflage.
Preis fein gebunden M. 2.—.

„... Es sind schlichte, wahrheitatmende und poesieerfüllte Erzählungen, die hier dargeboten werden. Von Mord und Todschlag und wildbewegter Handlung ist da nichts zu finden. Aber welch stilles Heldentum tritt uns in ruhrender Grösse beispielsweise in der umfangreichsten der Erzählungen, in Grieth, entgegen. . . . Ein starkes, ethisches Element hegt in diesem schlichten Kleinstadtdyall, während uns in der prächtigen Waldgeschichte „Die von der Kohls“ der ganze Herbstzauber unserer heimischen Waldstäler greifbar entgegentritt. . . . Wir können nur sagen, dass die Erzählungen des Buches in ihrer Vielseitigkeit überall echtes und treues bergisches Leben bieten.“

Hildegard. Eine Erzählung aus altsächsischer und altfränkischer Vorzeit. Von **Julius Thikötter.**
2. Auflage. Preis fein gebunden M. 2.—.

„... Es ist bergisches Sinnen und Minnen, bergisches Lieben und Leiden, welches der Dichter besingt. Jeder Freund heimischer Geschichte wird daran seine Freude haben. Besonders der reiferen Jugend möchten wir das Werk in die Hände legen. Die Jugend wird sich gern begeistern an den mannhaften Taten der Vorzeit. In einer Schulbibliothek sollte deshalb diese bergische Dichtung nicht fehlen!“

**Verlag der Baedekerschen Buchhandlung,
Elberfeld.**

DD
801
.R725
Z48
V.4
p1.4



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. F. Hartovt, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

4. Jahrgang
1903

Viertes Heft

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Gebrüder, S. m. b. H.
(vorm. Baedeker'sche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 6 Mark.



Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

4. Jahrgang.

1907.

Viertes Heft.

Aus dem Zunftleben.

Von Dr. B. Hüser.

Die Ämter (Gilden, Zünfte) zu Warburg sind älter als die ihnen ausgestellten Amtsbriefe von 1436.

In dem „grossen Briefe“, der Urkunde über die Vereinigung der Alt- und Neustadt, die in diesem Jahre stattfand, heisst es: „Der zeitige Rat soll einer jeglichen Gilde einen besiegelten Brief geben, was ihre alte „Willkür“ sei, dass sie sich darnach richten mögen in ihrem Amte „so dat eyn kopman scal eyn kopman syn, eyn wullenwewer eyn wullenwewer, eyn loer (= Gerber) eyn loer, eyn becker eyn becker, eyn korsenwerte (= Kürschner) eyn korsenwert, eyn smeed eyn smeed, eyn schomeker eyn schomeker, eyn lynenwewer eyn lynenwewer, eyn sneder eyn sneder, eyn knokenhower (= Metzger) eyn knokenhower und so des gelik alle ampte in erer gilde“. Der Amtsbrief der Bäcker, mit deren Gilde sich diese Abhandlung befassen soll, wurde dieser Zusicherung entsprechend nebst anderen noch in demselben Jahre ausgestellt und leitet damit ein: „dass Bürgermeister und Rat beider Städt mit Willen und Vollmacht der alten Herrn (d. h. des alten Rates) und der ganzen Gemeinheit beider Städte Wartberg dem Amte des Bäckerwerkes beider Städte Wartberg die nachstehenden wonde (= Gewohnheiten) und wykore bewilliget und bestätigt haben, bewilligen und bestätigen“.

Die Urkunde ist auf Pergament geschrieben; da das grosse Insiegel, das nach dem Schlusssatze angehängt werden soll, fehlt, wird sie auf der Aussenseite mit Recht als Kopie bezeichnet. — Ein zweiter Amtsbrief, von 1463, bezeichnet

gleichfalls seinen Inhalt als Bestätigung und Bewilligung alter Gewohnheiten und Willküren. Sie ist in drei Abschriften aus verschiedenen Zeiten auf Papier erhalten. Die „articull“, welche im Jahre 1558 die Amtmeister des Backamtes in beiden Städten Warburg aufgestellt haben, machen, wie sie vorliegen, den Eindruck eines unvollständigen Entwurfes. Sie finden sich wieder — zum grössten Teile wörtlich — in „Ordnung und Statuta des Backamtes beider Städte Warburg“, die sämtliche Amtmeister im Jahre 1604, wie es in der Einleitung heisst, „revidiert, verbessert und vermehrt haben“. Auf den Schlusssatz: „Geschehen im Jahre nach Christi, unsers lieben Herrn und Heilands Geburt sechzehnhundert vier“ folgen die Unterschriften der Meister. In einem zweiten Exemplare ist obigem Schlusssatze noch hinzugefügt . . . „aber Anno 1691 wiederumb renovirt“, — und statt der Unterschriften folgt die Bestätigung des Rates, die aber erst vom 26. Februar 1701 datiert ist. — „Beyder Städten Warburg löblichen undt ehrbahren Backambts geschehene und vereinbahrte Additional- Articulu“ sind aus dem Jahre 1737 und durch Namensunterschriften beglaubigt. Die angeführten Schriftstücke gehören sämtlich dem hiesigen städtischen Archive an. —

Die Gilden standen wohl ausnahmslos in ihrem Ursprunge mit kirchlichen Einrichtungen in Verbindung. Diesen Zusammenhang zeigt auch die Warburger Bäckerinnung bei der Aufnahme in den Geldzahlungen an St. Johannes in der Neustadt und an „unsere liebe Frau“ in der Altstadt, sowie in der Lieferung bestimmter Pfunde Wachs an das Amt zum Zwecke der Kirchenlichter. Das Genauere darüber später. Eine Verpflichtung zur Teilnahme an kirchlichen Feierlichkeiten ist in die vorhandenen Statuten nicht aufgenommen. Aber die „Ausgabe wegen eines ehrbaren Backamtes in Ao. 1700“ beginnt mit folgenden Posten: „Auf Corpus Christi (= Fronleichnam) dem Küster geben wegen des „stapelß geben“ 1 Sch. (stapel = Wachsstock, Kerze; Lübben, Mittelniederdeutsches Handwörterbuch), vor „die Lichtragers“ 6 Sch.“ Es lag demnach wohl die Begleitung der Prozession am erwähnten Tage dem Bäckeramte ob. In derselben Rechnung

aber ohne genauere Angabe, steht „Vor die Vigilie: 9 Sch.“ Die Beteiligung an „der Begräbnis, wann ein oder ander Mitglied, es sei Bruder oder Schwester, ein erwachsener Sohn oder eine erwachsene Tochter unseres Amtes von dem allmächtigen Gott durch den Tod aus diesem Zeitlichen ins Ewige abgefordert würde“ ist in art. 2 der Additional-Artikel ausdrücklich unter Androhung von Strafen zur Pflicht gemacht und zwar, weil in der vorhergehenden Zeit „so nicht Rühmens sondern Schämenswert“, in „der Begleitung, Tragung des Leichs und der Amtslichter sich viele säumig gezeigt“. Diejenigen, die nach geschehener Ankündigung durch den Amtsknecht ohne triftige Entschuldigung ausbleiben, sollen 7 Sch. ans Amt zahlen und zwar dergestalt, „dass die Nachlässigen oder ohne erhebliche Ursache Ausbleibenden des Neustädter Backamts von denen Altstädter, und des Altstädter Backamts von denen Neustädter die obgesetzte Straf zu erheben und einzufordern haben sollen“. Im Verhinderungsfalle soll derjenige, der zur „Leichtragung“ durch den Amtsknecht aufgefördert worden, einen Vertreter stellen, damit „alles amtsmässig zugehen möge, und zwar bei obgemeldeter Straf, so ohnnachlässig sein soll ad sieben Schillinge“.

1558 (als Entwurf bezeichnet) besagt in Art. 3 über die Annahme der Lehrlinge „dass kein Meister fortan einen Lehrknecht annehmen soll, er tue es denn mit Wissen und Willen des ganzen Amtes. Er soll ihn zwei Jahre ganz in seinem Hause und in Kost haben, wie in allen andern Ämtern gebräuchlich, der alte Gebrauch vollständig abgestellt sein“. (Worin dieser bestand, ist nicht ersichtlich.) „Nachdem er Lehrknecht des Amtes geworden, solle er vier *pf* geben, er lerne auf der Neustadt oder der Altstadt.“ Hinzugefügt wird: „Gleich auch soll es mit dem Amtgelde“ (hiervon wird später mehr die Rede sein) „nämlich den zehn Goldgulden gehalten werden. Er gewinne das Amt auf der Neustadt oder in der Altstadt, soll es gleich dem Amte in beiden Städten verteilt werden, darmit der alte Gebrauch abgeschnitten.“ (Von diesem ist gleichfalls nichts bekannt.)

Nach der Ordnung von 1604/91 art. 3 soll der Meister seine Absicht, einen Lehrknecht anzunehmen, dem ganzen

Amte anzeigen und „denselbigen Knecht“ im Beisein „Alt- und Neustädter Amtsdekan“ annehmen. Neben den vier sch , die er als Lehrgeld dem Amte in beiden Städten zu zahlen hat, muss er einen „Teckbkäße“ (= Käse von der Insel Texter bei Amsterdam. Vgl. Lübben unter dexterkäse) geben von „einem Marck“. Der Käse soll aber dem Amte allein „in welcher Stadt er lernt“, zugute kommen. Dieser Käse musste wohl damals als grosse Delikatesse gelten. In einer städtischen Rechnung von 1527 finde ich, dass bei Gelegenheit eines Besuches des Bischofs in Bürgermeisters Segerts Haus, „wo er thor herberge was“, ein Textkäse von $3\frac{1}{2}$ sch à 7 sch geholt worden.

Zur Vermeidung fernerer Missverständnisse und Irrungen, die sich der Lehrjungen wegen, wie es in den Additional-Artikeln art. 1 heisst, zugetragen, soll der betr. Amtsbruder und Meister sofort, nachdem er den Jungen nach vierzehntägiger Probe aufgedungen und von diesem in die Amtslade vier sch gezahlt worden, den beiden zeitigen Amtsdechanten beider Städte jeglichem zwei sch , solche dem Amte zu berechnen, zustellen „was die 14 Schillinge anlangt, so gehören sie dem, allwo der Junge lernt und aufgedungen“. Sind diese 14 Sch. etwa an Stelle des Texter Käses getreten?

War der Lehrknecht „losgesprochen“, so begannen für ihn die Wanderjahre. Diese waren auch in Satzungen hiesiger Bäcker Gilde, die nicht mehr vorliegen, ausdrücklich angeordnet, wurden aber im Laufe der Zeit nicht mehr immer gehalten. Ein mit dem städtischen Insiegel versehener und vom Secretarius ex mdto (mandato) Magistratus unterschriebener Brief an das Bäckeramt von 1775 beginnt also: „Wir Bürgermeister und Rath der städten Warburg fügen hiermit unßerem Ehrsamem Beckeramte kundt und zu wißen, waßgestalten wir Zeit (= seit) geraumen Jahren her mißfälligst vernommen haben, daß gedachtes Beckeramt ohne Vorwißen und Bewilligung unser, Bürgermeister und Rath, auch den eigenen Amtes Articulen zuwider verschiedene eben aus der Lehre gekommene und nur eine gar kurtze Zeit alß gesellen gestandene Junge leute zu würcklichen amtsmeistern auf- und angenommen haben.“ Von den Vorfahren gottseligen An-

denkens sei in den den Ämtern erteilten Artikeln ganz löblich, vernunftmässig und sorgfältig vorbehalten worden, dass niemand eher zum Meister angenommen werden solle, es sei denn, dass derselbe zuvor gewisse Reisejahre in fremden Landen zunftmässig verrichtet und also sich bei andern Meistern versucht habe. Bürgermeister und Rat wollten diesen so schönen, den Ämtern und der Stadt Ehre und Reputation machenden Gebrauch auf alle mögliche Art beibehalten wissen. „Solchem nach setzen, ordnen und befehlen wir gedachtem Beckeramte hiermit wohlernstlich und bey willkührigen Strafe, Niemandten, er seye eines Meisters oder eines frembden sohn, Ehender zum Meister zuzulassen, biß dahin derselbe in der frembde außerhalb des Landes die bey dem Amte hergebrachte Reiß-Jahre in seiner profession Ehrlich, getreu und zunftmässig zugebracht und hierüber bey seiner wiederkunfft dem amte die gehörige Kundtschafts-Briefe Vorgezeigt habe.“ . . . Vorkommendenfalls „behalten sich Bürgermeister und Rath die Milderung oder Dispensation lediglich allein bevor, und wird gedachtes Beckeramt dem Ausspruch vom Magistrat gehorsambst nachzuleben und sich zu accomodiren pflichtschuldigt angewießen.“

Was zur Gewinnung des Bäckeramts nach damaliger Anschauung an erster Stelle und unbedingt notwendig war, bringt der älteste Amtsbrief der Bäcker (1436) auch an erster Stelle: „Niemand soll in ihr (der Bäcker) Werk, er sei denn zuvor Bürger zu Wartberg und bringe bei mit Kundschaft (= Zeugen) oder mit Siegel und Brief, daß er sei echt und recht und niemandem eigen (= hörig) und von gutem Rufe, Frau und Mann“ Erst nach Anführung anderer Erfordernisse verlangt der Amtsbrief von 1463: „Derselb Bäcker, der so (d. h. nachdem er den genannten Forderungen genügt hat) das Werk (= die Ausübung des Handwerkes) gewinnt, soll sein echt und recht und niemandem eigen.“

„So ein Fremder“, heisst es 1604/1691 art. 1 in inhaltlicher Übereinstimmung mit 1558 „in das Bäckeramt sich zu begeben willens wäre, der soll allererst und zuvor ein Bürger zu Warburg sein, ehe und zuvor denn ihm das Amt gestattet oder conferirt wäre, seine Urkunde und seinen Lehrbrief,

wo und welcher Orten auch bei welchem Meister und das (= zwar) redlich und vollkommen gelernt, darneben einen Geburts- und Freibrief, daß er ehrlich, recht und frei geboren, niemanden mit Eigenschaft verstricket, auch sonsten eines guten Herkommens, Namens und Rufes sei, auflegen.“ Bezüglich der Frau verlangt 1604/91 ausdrücklich in art. 5: „So ein Amtsbruder seine Frau ins Amt bringen will, die fremd, soll sie ihren gebührlichen Frei- und ehrlichen Geburtsbrief auflegen.“

Das Bürgerrecht schloss die Wehrpflicht und die Verbindlichkeit zur Hilfeleistung in Gefahren in sich. Die vorgenannten Ordnungen heben es noch besonders hervor und zwar 1604/91 art. 2 mit folgenden Worten: „Es soll auch niemand, er sei wer er wolle, zum Amte zugelassen werden, er habe denn zuvor einen ledernen Eimer vorgezeigt, auch mit seiner Rüstung, mit Harnisch und Gewehr, darauf ihn ein Amt nach Gelegenheit seiner Person setzen wird, dermaßen bestellt (sei), daß er unserem gnädigsten Fürsten und Herrn, einem ehrbaren Rate, seinen Nachbarn, Amtsbrüdern und Mitbürgern zu Feld, Feind u. Feuer (das doch Gott gnädig verhüten wolle) dienen möge.“ Die Übernahme dieser Verpflichtungen bildete einen Teil des Bürgereides, und da die „Feuers- und Feindesnöten“ durch besondere Glocken angekündigt wurden, so war, wie es in der Warburger Bauersprache heisst, der „Glockenschlag dem Bürgereide einverleibt“. Bekanntlich stand die kriegerische Tüchtigkeit der Städte im Mittelalter mit den Zünften in engster Verbindung, und diese spielten in den innerlichen Kämpfen derselben eine bedeutende Rolle. Wir sehen, dass ihr Recht soweit ging, auch jedem, um in der Sprache der Jetztzeit zu reden, die Waffengattung anzuweisen, bei der er zu dienen hatte.

Da der Nachweis der ehrlichen Geburt die notwendige Bedingung zur Gewinnung des Bürgerrechtes und des Amtes war, so ist nicht zu verwundern, dass ihre Beurkundung in der förmlichsten und feierlichsten Weise erfolgte. Nach einem über einen solchen Akt im Jahre 1698 aufgesetzten Protokolle erschien der ehrsame Johann Kremper, Bürger und Schreiner zu Warburg, vor Bürgermeister und

Rat in „sitzendem Rat, um anzuzeigen, dass von seinen Söhnen einer das Bäckerhandwerk zu Hamburg erlernen wolle, der andere, der das Schneiderhandwerk zünftig erlernt, als „ein Geselle“ bei einem Meister allda arbeite, ihrer ehrlichen Geburt und ehrlichen Herkommens glaubwürdiges Zeugnis nötig hätten. „Er stellte daher vor uns den ehrsamem Winand Schubb und Berend Kösters, beide unsere Mitbürger, betagte, zeugwürdige Männer, mit dienstlicher Bitte, dieselben zusammen und jeden besonders über seiner Söhne Geburt und Herkommen zu befragen und ihm solcher Kundschaft in glaubwürdiger Form beständig Beweistum mitzuteilen. Da wir nun solche ziemliche Bitte nicht abschlagen konnten und darauf vorbenannt zwei zeugbare Personen fleißig vernommen, so haben dieselben nach abgeschworenem leiblichem Eide zu Gott und auf sein heiliges Evangelium öffentlich bezeugt und beteuert, daß obgenannte Gebrüder Heinrich und Andreas Kremper von obgenanntem Johann Kremper, Bürger und Schreiner hieselbst, ihrem leiblichen Vater, und Gertrud Hillekenbracht, ihrer natürlichen Mutter, alhier zu Warburg aus einem ehrlichen Stande und einem unbefleckten Ehebette echt und recht erzeugt und geboren, und wären deren Großeltern gewesen: väterlicher Seite Hermann Kremper, zeitlebens gewesener Bürger und Schreiner allhier, und Katharina Stahderman, von Mutter Seite aber Johann Hillekenbracht und Anna Meyers, alle echt und recht, guter teutscher und freier Geburt, niemanden leibeigen, noch sonst eines tadelhaften Geschlechts, welches man in ehrlicher Bürgerschaft, Ambten und Zünften zu verwerfen pflegt, also daß mehr besagt etc. von ihren Eltern und Großeltern beiderseits des ehrlichen Herkommens (sind) und gebürt, daß sie nicht allein um ehrliche Handwerke zu erlernen zugelassen und aufgedungen zu werden und als Geselle zu arbeiten, sondern auch in ehrliche Bürgerschaft aufgenommen zu werden und andere ehrliche Zünfte¹⁾, und Gilden zu besitzen wohl würdig und tauglich seien.“ Es ergeht demnach an alle das Ersuchen, den p. p. alle mögliche Beförderung zu allem Guten zu tun. „In Ur-

¹⁾ Vom ehrlichen Herkommen und ehrlichen Handwerke wird später mehr gesagt werden.

„Sofern aus solchen brieflichen Dokumenten, (nämlich über ehrliche Geburt usw.) dass er (nämlich der Fremde) des Amtes würdig ist, erkannt werden kann, soll er dem Amte zehn vollwichtige rheinische Goldgulden, eine M. Warburgischer Währung zu Behuf der Pellen³⁾ und Lichter, darzu 6 Pf. verwirktes (= verarbeitetes) Zinn an Kannen, Becken und anderen Gefäßen, welche dem Amte bequem wären, darneben 6 Pf. Wachs zu Kirchenlicht geben und entrichten; überdies alles soll er auch dem ganzen Amte aus beiden Städten Warburg und denjenigen, so ein Amt nach altem Gebrauch darzu fordern lassen, eine unsträfliche Kost tun mit zwei Faß guten Biers, oder so das nicht genug wäre, die Amtsbrüder auch Lust hätten zu trinken, dasselbe verbessern. Indes will ein Amt die Kost oder Geld dafür zu nehmen sich fortan vorbehalten.“ (1604/91 art. 1 und mit unbedeutenden Abweichungen und Auslassung des letzten Satzes in 1558.)

„Ob einer so eines Amtsmeisters Sohn, allhier zu Warburg erzogen und geboren, das Amt begehrt, soll er zunächst des Lehrgeldes, insofern er bei seinem Vater gelernt hätte, enthoben und frei sein, doch daß ihm sein Vater die Lehre geheischet (d. h. die Erlaubnis nachgesucht) hätte, würde er aber bei einem anderen lernen, soll er dem Amte einen Taler zu Lehrgeld und sodann ehe und zavor er das Amt auf seine eigene Hand ausüben mag, drei M. Warburger Währung zum Amtsgelde, zwei M. für die Kost (d. h. das Antrittessen) sechs Sch. zu Pellen und Lichtern, drei Pf. gewirktes Zinn, wie oben steht, und noch ein Pf. Wachs geben, darmit dann im Beisein des ganzen Amtes in beiden Städten zugelassen werden“ (1604/1691 art. 4 und inhaltlich ebenso 1558 mit Auslassung des Satzes „doch daß ihm sein Vater die Lehre geheischet hätte“). Abweichend von dem Schlußsatze dieses Artikels schließt 1604/91, art. 2 und der entsprechende Paragraph 1558: „Auch soll er zum Amte nicht gestattet werden, so er keines Amtsbruders Sohn ist, es geschehe denn mit des ganzen Amtes aus beiden Städten

³⁾ pelle ist von Lübben im Wb. mit einem Fragezeichen versehen.

Vorwissen, Consens und Bewilligung“. — Eine fremde Frau, die ein Amtsbruder ins Amt bringen will, soll nach 1604/91 art. 5 nicht nur, wie bereits erwähnt, ihren gebürlichen „frei- und ehrlichen Geburtsbrief“ auflegen, sondern auch „dem Amte eine halbe M. zum Eingang geben, auch den Frauen ihre Gebürnis in die Küchen, wie altgebräuchlich“.

Die Töchter von Amtsmeistern haben nach vorher angeführten Bestimmungen von selbst die Hälfte des Amtes. Daher die weitere Bestimmung: „Begebe sich, daß einer, der keines Amtsbruders Sohn, an eines Amtsbruders Tochter sich verheiraten würde, hat er darauf das Amt halb zu genießen, soll aber, bevor ihm die Vollkommenheit des Amtes mitgeteilet wird, dasselbe zum halben Teil mit fünf Goldgulden gewinnen und eine halbe Kost tun, wofür jedoch ein Amt Geld zu nehmen sich vorbehält. Mit dem Zinn und Wachs soll es gehalten werden, wie oben erwähnt ist, und dies soll einem jeden Amte, in welcher Stadt die Amtsgewinnung geschieht, allein anheimfallen. Da auch ein solcher Amtsbruder sein Amt auszuüben willens ist, soll er zuvor in die Lehre sich begeben und die allerdings (= gänzlich) aufrichtig und vollkommen aushalten“. (1604/91 art. 6, und 1558 mit Ausschluss des letzten Satzes.)

Die Bevorzugung der Söhne von Amtsbrüdern tritt recht deutlich noch in folgenden Satzungen hervor: „Wenn ein Fremder oder, so im Amte nicht geboren, jedoch laut seiner Briefe und Urkunde, die er zuvor, wie oben gesagt, beibringen soll, ausgelernt hätte, das Amt begehrte, der soll es eigentlich (= genau) auf Fronleichnamstag bei scheinender Sonne bitten, begehren und erlangen, falls er aber den Tag vorbeigehen ließe, soll er in dem Jahre nicht bis wiederum auf den jetzt angezeigten Tag darzu gestattet oder zugelassen werden, auch mit keiner anderen Gestalt (= Weise), Maße, condition und Begnadung als hiervor Meldung geschehen ist. Eines Amtsmeisters Sohn aber soll zwei Tage im Jahr nämlich Fronleichnam und Michaelis archangeli Tag das Amt zu fordern erlaubt sein“ (1604/91 art. 7 und 1558 fast gleichlautend.) 1604/91 art. 8 will, daß unter Abstellung bisherigen Brauches kein Fremder, der zuvor ein anderes Handwerk

gelernt und getrieben, zu dem Amte gelassen oder angenommen werde. „Eines Amtsbruders Sohn aber soll hiervon eximirt und nicht gemeint sein“. Eben daselbst wird auch vorgesehen, „daß keiner, der sich in den Stand der Ehe begeben, das Amt nicht gelernet, aber Lust darzu hätte, zu der Lehre, vielweniger zum Amte angenommen werde“.

Nach dem Amtsbriefe von 1436 kann ein Bäcker, der von Warburg verzieht oder in einem Jahre nicht bäckt, sein Werk für jedes Jahr bewahren durch Zahlung eines Pfennigs. Wer aber den Pfennig für sein Jahrgeld zu geben versäumt, „hat sein Werk verloren, und will er es wieder haben, muss er es von neuem gewinnen“. 1604/91 c. 23 bestimmt: „Wenn ein Amtsbruder verfiere (mit Tod abginge) und Kinder hinterliesse, die sollen alle und jedes Jahr auf corporis Christi jeglicher einen Jahrpennig dem Amte erlegen und seine Gerechtigkeit am Amte darmit verwahren, sonst deren beraubt sein, es sei denn, dass er aus erheblichen Ursachen daran verhindert wäre“.

Über die unbefugte Ausübung des Handwerkes bestimmt der Amtsbrief von 1436: „Wer kein Werkgenosse ist und in ihr Werk eingreift (tastet), soll es dem Werke büßen (verbeteren) mit der Summe, womit man das Werk gewinnt oder nach des Werkes Gnade“.

Des Antrittschmauses, der zur Gewinnung des Amtes gehörte, ist mehrfach im vorhergehenden gedacht. Auch im übrigen bilden Zusammenkünfte Gegenstand der Statuten und waren mit Schmausen und Trinken verbunden. Die Teilnahme war verbindlich. „So einer zu des Amtes „Sambtkunft“ gefordert wird und aber aus Ungehorsam ohne ehrhafte Ursache ausbliebe, der soll dem Amte ohne Mittel (= ohne weiteres) und Nachlass mit einem M. Bruche verfallen und gleichwohl des Kostgeldes nicht verlassen sein“ (1604/91 art. 9 und 1558 ähnlich). „Da ein Amt ihre Frauen auf Samtzehrung fordern ließe, welche als dann auf bestimmte Stunde ohne Hinderung nicht erscheinen würde, soll mit einem halben Pf. Butter verfallen sein“ (1604/91 art. 13). Was die Vorbereitungen zu den gemeinschaftlichen Gelagen betrifft, so sollen „auf die Samtzehrung die vier Amtsdechanten Bier, Kost und andere

Notdurft vierzehn Tage zuvor zu des Amtes Besten einkaufen, die Lichtträger aber das Bier einschieben bei Pön eines Pf. Butter für den, der hierin säumig und ungehorsam würde sein“. (1604/91 art. 14). „Die beiden Amtsdechantenfrauen in jeder Stadt sollen mit Hilfe des Amtsknechtes bei Pön eines Pf. Butter die Lichter machen“. (1604/91 art. 15).

1604/91 art. 10 und 12 handeln in wesentlicher Übereinstimmung mit 1558 von dem Vorhalten bei den Zusammenkünften. „Auf des Amtes conventionen und Gesellschaften soll ein jeder fromm, züchtig und ehrbar (fromm, fröhlich, tugendreich und hövisch [hüppich] heißt es in 1558) mit Worten und Werken sich erzeigen und nicht böse Unlust, Pochen oder „Schnärchen“ (snarken = schnaufen, wie es der Zornige, Hochmütige, Prahler tut. Lübben) anstiften. Im Falle aber jemand alle Zucht und Ehrbarkeit hintan in Vergessenheit stellte, einen anderen, von dem er „aufgehohlet“⁴⁾ wäre [inmaßen das jedwedem inhibirt und verboten wird] Lügner heiße oder sonst mit unnützen, bösen Worten begegnete, derselbe soll es mit einem Schillinge, derjenige aber, so diesen aufgehohlet und verursacht, mit Doppelt so viel verbüssen“. Recht bezeichend für das, was damals der gute Ton verlangte, ist art. 12 „Wann einer in Amtsgesellschaft oder Samtzehrung notdürftiglich vom Tisch aufzustehen hätte und aber in seiner Wiederkunft mit züchtigen Gebärden und Worten (1558 fügt hinzu „und entdecktem Haupte“) dieser oder dergleichen Meinung (= in diesem oder ähnlichem Sinne): „Gott ehre ein Amt“ nicht grüßte, soll er's mit sechs Pfennigen in continenti verbüßen und solche in das Schrein zu des Amtes Behuf gelegt werden“.

Bereits an früherer Stelle ist Bezug genommen auf eine „Ausgabe wegen eines ehrbaren Backamtes in Ao. 1700“. Abgesehen von den dort erwähnten Ausgaben für kirchliche Zwecke sowie 10 Sch. „auf das Rathaus an Läutegeld gegeben“ zusammen 27 Sch., beziehen sich alle anderen Posten

⁴⁾ 1558 hat „aufgehalet“ 1604/91 „aufgehohlet“. Lübben führt nur üthalen und als Bedeutung unter 3 „verhöhnhen“ an. Vgl. Schrader unter halón, holón, holén, der als Stammwort altl. calare angibt. Das führt auf die Grundbedeutung „herausfordern“.

(die Gesamtausgabe beträgt 66 sch. 11 Sch. $1\frac{1}{2}$ sch.) auf die Unkosten der Conventionen. Genauer bezeichnet ist nur eine im Oktober gehaltene Convention, bei der 42 Korte⁵⁾ Bier vertrunken worden. Auf wieviele Conventionen die übrigen Beträge kommen, ist, da die Zeitangaben fehlen, nicht ersichtlich, auf eine einzige (vielleicht auf Corpus Christi) unzweifelhaft, was unter einer einzigen Nummer angeführt ist „für den Ochsen, zwei Schweine und 2 Hämmel 20 sch. 5 Sch. 3 sch. “. Diesem Posten folgen unmittelbar: für 2 Kälber . . für 9 Enten . . für 4 Gänse . . für 22 Hühner . . für $3\frac{1}{2}$ Scheffel Roggen usw. An Fischen werden erwähnt Heringe und Stockfische. Dass auch Flussfische (aus der Diemel) aufgesetzt wurden, ergibt sich aus dem Posten: „David Koch wegen des Fischens und Reparierung des Garns . .“. Die Fische selbst kosteten wohl nichts. Gewürze wurden zu den Würsten gebraucht. Neben den „Weggen“ werden „Butterkrenzel und Honigkuchen“ erwähnt, von Getränken nur Bier und Branntwein. Endlich wurden auch „Tobak und Pfeifen“ auf gemeinsame Kosten geliefert. Erwähnenswert ist noch, dass einem Posten: „an Gewürze, Reis und Zwiebeln“ hinzugefügt ist: „Von Kassel mitbringen lassen“. Auf schlechte Verhältnisse im Bäckeramt lässt diese Rechnung nicht schliessen, doch ist die Zahl der Restanten an Amtsgeld, Zinn und Wachs aus derselben Zeit nicht gering.

Das Institut der Amtsdekane oder Amtsdechanten reicht ebenso wie das Bäckeramt über die Zeit der Ausstellung des ersten Bäckeramtsbriefes (1436) hinaus und wird in diesem als vorhanden vorausgesetzt. „Es pflegt alljährlich dieses Amt zwei Dekane zu erkiesen und zu setzen, die sich eidlich verpflichten“ (de dar ere eyde to don). Es waren ihrer also vier, je zwei in Alt- und Neustadt. (Siehe oben 1604/91 Artikel 14: Auf die Samtzehrung sollen die vier Amts-

⁵⁾ Das Wort vermag ich nicht mit den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln aufzufinden. Aber wie aus quarter — korter wurde, (Siehe Schrader, Wtb.) so wird quarte zu korte geworden sein. Hiermit würde also ein Viertel bezeichnet. Das vertrunkene Quantum Branntwein ist nach Maßen bezeichnet.

dekane usw.). In welchem Verhältnisse die Worthalter dazu stehen, ist nicht ersichtlich. 1702 erschienen vor dem Rate „Dechant und Worthalter hiesigen Backamtes“. Und in den Additional-Artikeln (1737) heisst es: „Es sollen beide zeitige Dechanten oder aus Kommission derer die Worthalter“ usw. Der jüngste Amtsbruder soll allezeit Knecht oder Diener sein, in währendem Dienst sich ehrbar, bereitwillig und unverdrossen anstellen. Im Behinderungsfalle soll ihn der zweitjüngste vertreten, ist auch dieser verhindert, der drittjüngste usw. Der Amtsknecht soll persönlich und nicht durch Frau, Kind, Knecht oder Magd vorladen (vorböden), damit er dem Amtsdekan berichten könne, wen er einheimisch oder nicht befunden; er darf niemand erlauben (Erlaubnis, Urlaub erteilen), sondern jeder soll ausser im Notfalle selbst sich beim Dechanten Urlaub holen. Wer dem Gesamtverbot (Gesamtladung) ungehorsam auf dem Bruderkirchhofe (dieser befindet sich vor der Klosterkirche auf der Grenze von Alt- und Neustadt) nicht erscheint, verfällt in eine Strafe von einem Schilling, wer einem Sonderverbot in der Alt- oder Neustadt zum Erscheinen auf dem Kirchhofe nicht nachkommt, in eine Strafe von sechs Pfennigen. Diese Bestimmungen sind in 1604/91 Artikel 16 und fgd. enthalten, 1558 weicht nur wenig ab. Als Haupttätigkeit fiel den Dekanen die Kontrolle über Gewicht und Güte des Brotes zu. In dem Amtsbriefe von 1436 wird es als üblich bezeichnet, dass die Bäcker das Brot auf die Rathäuser (de rathuse), — denn Alt- und Neustadt hatten jede ihr Rathaus — gebracht wird, damit die Dekane zusehen, dass es gut für sein Geld sei. Ist dies nicht der Fall, so sollen die Dekane dem betr. Bäcker es auf den gebührenden Preis setzen, dass er des Brotes so viel gebe, als es wert ist. Erst dann darf das Brot nach Hause gebracht und zu seinem Preise verkauft werden. Und wenn es vor die Dekane käme, dass einer das Brot nicht zu dem gesetzten Preise verkaufte, so sollen ihn die Dekane vor dem Rate für einen Schilling „wrogen“. Die Erhebung dieser Brüche soll durch die Dekane geschehen, wenn sie das Standgeld aufbringen. Als Standgeld soll jeder Werkgenosse, insofern er auf den Bänken

verkauft, zu dreien Zeiten dem Rate drittheil Sch. geben. — Aus dem Amtsbriefe von 1463 sei in dieser Beziehung folgendes hervorgehoben: „Des Sonnabends sollen die Bäcker (unzweifelhaft in beiden Städten) einen „Schonemarkt“⁴⁾ halten, und die geschworenen Dekane sollen das Brot be- sehen, dass es des Geldes wert sei und anordnen, dass des Sonntags Brot feil sei. Wäre des Montags Brot feil, das des Freitags gebacken ist, so sollen die Dekane zusehen, ob es „gekrumpen“ ist, auf dass man es nach seinem Werte gebe. Die Bäcker sollen alle „schone alle eres brodes“ auf die Rathhäuser oder auf die Märkte tragen dreimal in jeglicher Woche, was sie davon haben, ohne Arglist, nämlich Montags, Mittwochs und Sonnabends. Wer sich dagegen vergeht und sein Brot auf die drei Zeiten und Tage auf die Rathhäuser oder Märkte nicht trüge oder solches nicht hätte, wenn die Dekane es besehen sollten, ist in jedem Falle mit sechs Pfennigen zu bestrafen. Zu den genannten Zeiten so wie auch, wenn es Not ist, sollen die Dekane das Brot setzen, dass es des Geldes wert sei. Wer es nicht zu dem gesetzten Preise gibt, soll jedesmal einen Schilling zur Busse zahlen. Wird ausserhalb der drei Zeiten dem Rate Brot gebracht, das zu klein und nach gemeinem Kaufpreise des Kornes des Geldes nicht wert ist, und setzt der Rat den Bäcker des Brotes zu Rede, so kann dieser die vereideten Dekane vor den Rat bringen. Sprechen diese ihn auf ihren Eid von Schuld frei, so soll der Rat ihn freigeben, wenn nicht, soll er drei Schillinge Strafe geben. Will er dem nicht Folge

⁴⁾ schonewerk bedeutet feines Pelzwerk, schonewant feines Tuch oder Leinen, schonebrot, schonerogge Brot aus dem feinsten Rockenmehl von dreieckiger Form (Lübben); schonewegge, das in der Urkunde 1463 vorkommt, ist demnach Brot (Wecke) von feinstem Weizenmehl. Die Bäcker sollen es, wie daselbst ausdrücklich vorgeschrieben ist, backen mit drei „Knosten“. Flache Wecken dieser Art werden hier noch gebacken. Auf dem „Schonemarkt“ kam also wohl die beste Sorte von schonerogge und schonewegge zum Verkauf. Mit dem bei Lübben angeführten schonemarket = Markt in Schonen steht das Wort in keinerlei Verbindung. Über die Bedeutung von „alle schone all eres brodes“ in derselben Urkunde kann kein Zweifel sein. Graff erwähnt unter den Bedeutungen des Substantivs *sconi* auch *flos*. Das erinnert an Blume des Mehls (vgl. Sander unter Blume).

leisten, so soll und kann ihn der Rat in Strafe nehmen, ohne dass das Backamt es hindert oder Einspruch erhebt (sonder indracht und weddersproke des backamtes). Die Einziehung der Brüche erfolgt mit der Erhebung des Standgeldes alljährlich zu zweien Zeiten, Sonntag zunächst vor St. Johannes Mittsommer und Sonntag zunächst St. Thomas Mittwinter.

Der Rat hielt auch ausserordentliche Kontrolle der Bäcker nicht für überflüssig. Hierauf beziehen sich mehrfach Posten in den Kameralregistern, so z. B. 1534: „Unsere Herrn (d. h. die Rats Herrn) haben etliche Wecken von den Bäckern holen lassen, das Lot zu versuchen und darnach dieselben um Gotteswillen (d. h. den Armen) gegeben“. Erst im vorletzten Artikel 24 der Statuten von 1604/91 (nach dem letzten sollen diejenigen, die sich „Opponieren und Rebellieren gegen die vorgeschriebenen Beschlüsse des Bäckeramtes zu schulden kommen lassen „mit Strafe eines Fass Biers angesehen werden“) ist von der Kontrolle des Brotes die Rede: „Wer das Brot ein Lot zu leicht bäckt, verfällt ohne Gnade dem Amte mit sechs Pfennigen, wer zwei L. mit einem Schilling, wer drei L. mit einem Schreckenberger, wer vier L. mit einem halben Taler. Die Ware darf nicht verkauft werden. Im Rückfalle sollen die Brüche verdoppelt werden. Dem Dekan ist auferlegt, alle vierzehn Tage umzugehen und das Lot zu wiegen“.

Eine Reihe von mehr oder weniger charakteristischen Einzelheiten bezieht sich ausserdem auf die Beschaffenheit der Ware und den Betrieb des Gewerbes. So ist auf den Verkauf ungesalzenen Brotes eine Strafe von einem Schilling gesetzt (1463). Den folgenden Artikel, gleichfalls von 1463, gebe ich, soweit er unklar erscheint, nach buchstäblicher Abschrift: „Ein jeglicher Bäcker soll „eynerlege wijt bagken, dat he des mandages anbecket, de wecken over“ ausgenommen, es käme zu einer Hochzeit (brutlacht) oder einer Festlichkeit (wertschop). Der Bäcker, der darum angegangen wird, soll es dem Dekan anzeigen. und dieser hat ihm Erlaubnis (orloff) zu geben“. Dass der „Schonewegge“ dreieckig sein soll, ist bereits in der Anmerkung 6 gesagt. Ferner sollen (nach 1463)

die Bäcker unter sich ausmachen, dass in jeder Stadt zwei Bäcker die Woche über „lose Wecken backen und das mögen sie untereinander umgehen lassen, wie es sie gelüftet“. Die Unterscheidung von „Fast- und Losebacken“ bildet Gegenstand eines Ratprotokolls von 1702. Ein Sohn der Stadt nämlich, der hier als Bäcker seine zwei Jahre ausgelernt hat und vom Amte „losgesprochen“ worden, ist auf seiner Wanderschaft nach Hamburg bei einem Fastbäcker in Arbeit gekommen und hat angegeben, er habe bei einem Fastbäcker gelernt. Es wurde nun von ihm ein glaubhaftes Attest hiesigen Backamts von ihm verlangt, und da dieses vom Magistrate dependiere, so erbittet es durch Dekan und Worthalter, die vor sitzendem Rat erschienen, Bescheid. Dieser lautet dahin, „daß das dem Backamte vor etzlich hundert Jahren verliehene privilegium simpliciter auf das Backen gestellt abstrahendo, ob fast- oder losgebacken werden soll, und daß vor undenklichen Jahren die damaligen Meister zwar sich für Fastbäcker ausgegeben und auf solch hin die Ware auch eingerichtet gehabt; nachdem aber tractu temporis die bei hiesigen damaligen Meistern ausgelernten Knechte sich in die Fremde begeben und auf ihr Handwerk gereiset, draußen aber, wo das Los- und Fastbacken distinguirt würde, sich bei die Losbäcker verfügt und als dabei sich in der Handarbeit perfectionirt gehabt, wieder hierher kommen, sich häuslich niedergelassen und los gebacken haben, daß nun vor vierzig Jahren her kein einziger mehr fast, sondern alle los gebacken und darauf ihre Zunft fundirt haben und noch fundieren tuen, welches dann auch von einem zeitlichen Magistrat approbirt worden“.

Um in den Bestimmungen über den Verkauf fortzufahren, so soll nach 1604/91 art. 21 einer auf dem Jahrmarkte nicht mehr als an zwei Ständen feil haben (soweit auch in 1558), darzu in Körben nach althergebrachtem Brauche, die Karren aber gänzlich abgeschafft sein bei Pön eines Fasses Bier. Wenn ferner solche Jahrmärkte auf Sonntag oder „Heiligtage“ fallen und einem die Ware „verlaufen“ wäre, so ist ihm nicht gestattet, alsbald wieder zu backen, es sei denn, dass in der Stadt Mangel an Wecken und Brot wäre. Die Additional-

Artikel von 1737 gestatten für die Markttage und die Burgprozession (auf trinitatis) jedem Amtsbruder und Meister nur zwei Personen zum Feilhalten ihrer Ware zu stellen unter Androhung einer Strafe von 14 Schillingen an das Amt zu zahlen und ordnen Herumgehen, Visitation und Nachfragen durch Deputierte der Dekane an. Während 1558 das Backen an den bestimmten Feiertagen oder Sonntagen „bei Pön ein Drilling Bieres“ einfach untersagt, heisst es in 1604/91 art 20: „So viel die Tage, daran zu backen verboten, anbelangt, ist einhelliglich verabschiedet und beschlossen, daß ein jeder Amtsbruder sich alle Fest- und Feiertage, so von der christlichen Kirche feierlich zu halten befohlen, auch vom pastore publicirt und verkündigt worden, des Backens gänzlich enthalten, wer aber hier gegen handelt, soll dem Amte. so oft er solches täte, mit einem Drilling Bier ohne Abbitte und Begründung jederzeit strafbar werden“.

Sonderbar muss uns der Artikel 4 der Additional-Artikel erscheinen, der das Gelbbacken ein für allemal verbietet. Darnach soll keine „noch in- noch auswendig gelbe Ware allhier in Warburg gebacken und auf den freien Markttagen und der Burgprozession feil zu halten gestattet sein. Es soll indes erlaubt sein, sie auf Markttage und Prozessionen anderer Orte zu backen und dort feil zu halten unter der Bedingung, nur so viel an gelber Ware dahin zu backen und feil zu halten, als voraussichtlich abgehen würde. Sollte dies aber fehl schlagen und misslingen, so dürfe von der übrig bleibenden gelben und angestrichenen Ware nichts in Warburg verkauft werden, sondern man solle versuchen, sie auf den Dörfern hin und wieder zu verkaufen. „Diese Zulassung gehet und zieleit einzig auf die Markttage und Prozessionen, sonst könnte mancher allwöchentlich gelbe angestrichene Ware backen und solche durch den Lehrjungen, die Magd oder durch Fremde und Abläger auf die Dorfschaften hin und her um Warburg zum Verkaufe schicken“. Wer das tue, handle gegen diesen Artikel und soll „in die ebene Strafe verfallen sein, gleich als wenn er allsolche verbotene Ware allhier in Warburg verkauft hätte. Die an das Amt zu zahlende Strafe soll unnachlässig 2 M. betragen. „Und darbei

hats sein Verbleiben. Darnach ein jeder sich zu richten und für diese Straf sich zu hüten hat“. — Fremdes Brot darf in Warburg nicht eingeführt werden „ausgenommen den Markttag in der Woche und die Freikirmessen und Jahrmärkte, inmaßen sie uns bewilligt (gevriget) sind“ (1463). Das schien aber noch nicht genug zur Abwendung der Konkurrenz. Eine scharfe Massregel enthält 1604/91 art. 22: „Wofern auf Jahrmärkten von fremden Orten Wecken allhier ankommen, sollen die vier Amtsdekane in beiden Städten dieselben wiegen und fleißig Achtung geben, ob sie auch zwei Lot mehr im Gewichte als hier gebackene Wecken halten. Im Falle die Dekane hierin nachlässig sein werden, soll ein jeder einen halben Taler Brüche bezahlen.“ Durch die Konkurrenz der Bäcker aus dem anstossenden Waldeck und Hessen fühlten sich die Warburger Bäckermeister so beschwert, dass sie 1768 eine Eingabe an den Landesherrn Wilhelm Anton richteten folgenden Inhalts: Die Bäcker aus dem Waldeckischen und Hessischen, aus Wolfhagen und Wrexen, hätten in jenem Jahre und in den vorhergehenden nach Bühne und Kleinenberg auf den Prozessions- und anderen Tagen Wecken und Weissbrot zum feilen Kaufe gebracht und daselbst solche öffentlich verkauft. Die genannten Bäcker seien wohl auf den Jahrmärkten, nicht aber bei den Prozessionen und zwar dahier in festo St. trinitatis garnicht gelitten worden, wie auch nimmer geschehen, dass dieselben vorhin in anderen Jahren nach Bühne und Kleinenberg auf die Prozessionstage Wecken gebracht usw. Da sie nun dadurch in ihrer Nahrung verkürzt und ihnen die Aufbringung der hochfürstlichen Schatzungen und sonstiger Lasten erschwert würde, so gehe ihr Gesuch dahin, dass ein Generalverbot erlassen würde, wonach die hessischen und waldeckischen Bäcker in Zukunft an keinem Orte des Hochstiftes Paderborn auf Prozessions- und andern Tagen Wecken oder Weissbrot zum feilen Verkauf bringen und verkaufen dürften, und dass dieses Verbot an den nächsten Orten als Bühne, Kleinenberg, Brakel kund gemacht würde. Diesem Gesuche wurde dahin entsprochen, dass den ausländischen Bäckern unter Androhung der Konfiskation ihrer Ware untersagt wurde, auf die Prozessionstage irgend welches Brot

zum Verkauf in das Hochstift einzuführen. — Wenn Gilden untereinander uneins würden und sich nicht vereinbaren könnten, so sollte nach den Bestimmungen des grossen Briefes die Sache vom Rate entschieden werden. (. . werde welk sametkome oder gilde uneyns myt eyner andern gyldc usw.) Streitigkeiten der Werkgenossen des Bäckeramtes — von diesen soll hier ja die Rede sein — unterlagen zunächst der Entscheidung des Amtes. „Würden einige Werkgenossen unter sich uneins (twyschellig) im Werke, da hat das Werk die Macht zu richten, und die Sache mag man richten und austragen vor den Dekanen“ (Amtsbrief von 1436). Weitläufiger und eingehender sind die Bestimmungen von 1463: „Wenn ein Bäcker uneins mit dem Amte oder mit seinen Werkbrüdern würde oder auch dem Werke nicht gehorsam wäre, wenn sie ihn vorluden, so mögen das die Bäcker richten in ihrem Werke vor den Dekanen, und es mag auch das Werk ihm für den Ungehorsam das Backen untersagen, bis er gehorsam würde. Und wäre er widersetzlich (balstörich = der sich schlecht lenken, steuern lässt) und zöge die Sache vor den Rat und wollte es bei dem nicht belassen, was die Dekane ausgesprochen, und behielte Unrecht, der soll es dem Werke zwiefach büssen nach Gewohnheit des Werkes“. Die vorhin angeführten Bestimmungen bilden den Schluss der Amtsbriefe von 1436 und 1463, doch ist noch hinzugefügt, dass die Rechte und Gerichte des Rates und die Freiheiten der Stadt ungekränket und unbeschädigt bleiben sollen. Eine Schmälerung seiner Rechte fand der Rat in Artikel 11 der Statuten von 1604/91: „Wenn einer mit dem anderen in Wortwechsel geriete, (1558 heisst es: zu Worten käme — Gott der Allmächtige wolle es gnädiglich verhüten), ihn mit Schimpf- und ehrwürdigen Worten antastete, der soll nach Erkenntnis des Amtes gestraft werden. Da sich aber jemand des Amtes Meinung und angewiesenem Brauche ungehorsam opponiren und deshalb seine Klage und Zuflucht an einen ehrbaren Rat stellen wollte, soll er dem Amte einen Drilling Biers unnachlässlich zu geben hiermit schuldig erkannt und gleichwohl der ersten auferlegten Strafe nicht enthoben sein.“ Während nun ein „ehrenfester Rat“ auf Ersuchen des ehr-

baren Bäckeramtes die Artikel des Statuts 1609/91 „confirmirt und ratificirt“, sah er sich veranlasst, den oben angeführten in der Weise zu „corrigiren und zu limitiren“, „daß, wenn einer von Bestrafung des Amtes zu dem Magistrate recurrirte und alsdann a magistratu für unschuldig erkannt würde, solchenfalls der pro poena gesetzte Drilling Bier nebst der Strafe cessire, dar aber die Bestrafung für gerecht befunden würde, bei der in articulo vermeldeten poen auch sein Bewenden haben sollte.“ —

Da die Erteilung der Konzession zum Betriebe des Bäckergerwerbes bei eben der Korporation stand, der in hohem Masse daran lag, den Wettbewerb zu beschränken, so konnte es an Anlässen zu Unzufriedenheit und Feindschaften in der Bürgerschaft nicht fehlen. In einer Beschwerdeschrift aus dem Jahre 1707 mit der Überschrift: „Wohledeln“ p. p. klagt eine Maria Deppens darüber, „dass ihrem Sohne Anton Rochels vom Amte auf wiederholtes Gesuch nicht gestattet worden, das Bäckeramt und die ihm „anklebenden Trafiquen“ zu exercieren und zwar unter der nichtigen Berufung auf eine in den Vorjahren von den Bäckern gemachte Constitution, dass keiner das Amt wirklich gebrauchen könne, er habe denn eine eigene Haushaltung angefangen und sich verheiratet. Es wäre ihm sogar von den einen und dem anderen „nasewitzig“ vorgerückt, „sein abgelebter Vater selig wäre ein Pöttger gewesen, oder besser zu sagen, hätte Pötte sive Töpfe zu Kauf gehabt, da jedoch stadtkundig sei, daß mehrere vorhanden seien, welche Pötte oder Töpfe verkauft und dennoch der Zeit membra senatus seien auch diesem ohngeachtet zu allen Ehrenämtern adbibirt seien, woraus dem zum hellen Tage leuchte, dass eine solche Hantierung in und an sich ehrlich sei. Die erwähnte Constitution sei ungültig, da sie absque speciali praescitu et concessione magistratus errichtet sei. Ihr Sohn sei Bürger und Bäcker, habe das Amt redlich erworben und die Gebürnisse abgestattet. Sein proavus maternus, proconsul Johannes Howerden sel, sei im Bäckeramte gewesen, sein noch lebender avus Weinh. Honervogt sei es noch, sein Vater sel. Heinr. Rochel sei sogar Decanus des Amtes gewesen et qua talis begraben worden.“ Es

wird eine ganze Reihe von Fällen angeführt, in denen jungen Leuten, trotzdem sie noch keinen eigenen Hausstand hätten, die Ausübung gestattet worden. Sie verlangt das Gleiche für ihren Sohn „non attento, dass fast die Halbschied von den Häuptern unter ihnen im Bäckeramte sei“. Es ist nicht möglich, die Eingabe auf die Richtigkeit der angeführten Tatsachen zu prüfen, jedenfalls ist sie ein charakteristisches Zeichen der damaligen Zeit

Die Abnahme der Bevölkerung während des siebenjährigen Krieges, insbesondere der Mangel an Handwerkern veranlasste den Stadtrat, das Bürgergeld herabzusetzen und auch die Ämter in der ernstlichsten Weise zu einer Ermässigung des Amtsgeldes anzuhalten. „Leider hat es uns“, so klagt ein Abschreiber der Bauersprache gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, „ergangen wie dem Hochzeitgeber im Evangelium. Krumme, Lahme und Arme, ja die kamen, wurden Bürger um sechs, acht, zehn fl auf Kredit. Um die zu bezahlen, zogen sie mit den Schiebkarren nach dem Asseler Holze (der städtischen Waldung), ruinierten solches, verkauften das Holz und zahlten die Pfenninge und betropften uns mit unserem eigenen Fett. Neben dem hatten wir uns so eine Menge Janhagel auf den Hals gezogen usw.“

Ob die Ämter sich der Aufforderung gefügt, ist nicht ersichtlich, erscheint aber nach folgendem sehr zweifelhaft. Entsprechend dem art. I der Röm. Kaiserlichen Verordnung über die Abstellung der Handwerksmissbräuche von 1732 (abgedruckt in: Hochfürstlich Paderbornische Landes-Verordnungen usw. Zweiter Teil S. 385 u. f.), wonach „im Heil. Römischen Reiche die Handwerker unter sich keine Zusammenkunft ohne Vorwissen ihrer ordentlichen Obrigkeit, welcher bevorsteht, dazu jemand in ihrem Namen nach Gutbefinden zu deputiren, anzustellen Macht haben sollen“, hatte auch die Warburger Bauersprache das Zusammentreten der Ämter und Gilden ohne Erlaubnis des Rates verboten. „Mit Recht“, sagt der oben erwähnte Abschreiber „ist dieses von unsern Alten zum Gesetz gemacht. Aber wie schlecht solches Gesetz beobachtet wird, davon haben Sie, meine Kinder, diese Anmerkung: Die Ämter, vorzüglich Bäcker,

üben jetzt eine freie Herrschaft aus, indem ihre Oberdechanten den Rat fragen (?) Sie machen Bündnisse unter sich, in so viel Jahren keinen Lehrjungen anzunehmen (Es ist nicht recht), keine als Meisterkinder zu Bäckern anzunehmen (Es ist unrecht). Sie verkaufen das Brot ohne gegebene Rats-taxe (Das ist unrecht). Und warum haben die Handwerker jetzt so viele privilegia? Darum, weil die Ratsherrn, ja wohl Bürgermeister, aus den Handwerksmeistern erwählt, folglich ein jeder Bürgermeister und Ratsherr seinem Handwerke günstig ist.“ —

Vom Leben in den Handwerkerkreisen vergangener Jahrhunderte sind manche uns anheimelnde Bilder entworfen worden. So sagt Vilmar in seiner Geschichte der deutschen National-Literatur: „Wenn sie (die Erzeugnisse des Meister-gesanges) auch nicht die Poesie repräsentieren, so repräsentieren sie dafür in desto erfreulicherer Weise das beste des damaligen sozialen Lebens: die strengste Ehrbarkeit, die sittliche, ernste Haltung, die stille Genügsamkeit und zufriedene Häuslichkeit, das feste Zusammenhalten und die treue Einigkeit des deutschen Bürgerstandes“. Aber das Bild wurde mit der Zeit mehr und mehr durch Züge der Roheit und der Selbstsucht, durch Engherzigkeit und Beschränktheit entstellt. Von dem Bilde, das uns in dem erwähnten Edikte Kaiser Karls VI. entgegentritt, muss man sich sogar mit entschiedenem Missfallen abwenden. Die Gebräuche, die bei verschiedenen Anlässen und namentlich bei der Aufnahme geübt wurden und dem damaligen Leben bunten Wechsel verliehen, arteten in Roheit und Misshandlungen aus. „Sie haben bei denen (der Lehrjungen) Los-zählung allerhand seltsame, teils lächerliche, teils ärgerliche und unehrbarliche Gebräuche, als hoblen, schleifen, predigen, taufen, wie sie es heißen, ungewöhnliche Kleider anlegen, auf den Gassen herum führen oder herum schicken, und dergleichen“ (Kais. Verordn. Art. 9. Vgl. Aug. Sach, Deutsches Leben in der Vergangenheit, II. Teil S. 503). Auch der Handwerksgruss wurde in der Weise zur Schikanierung missbraucht, dass derjenige, „der etwa in Ablegung oder Erzählung desselben nur ein Wort oder Jota fehlt, sich als-

bald einer gewissen Geldstrafe untergeben, weiter wandern oder wohl öfters einen fernen Weg zurücklaufen und von dem Orte, wo er herkommen, den Gruß anders holen musste“ (Kais. Verordn. Art. 9). Aus demselben Artikel entnehmen wir, „daß die Handwerker in den Geburtsbriefen und andern Kundschaften, worin teils unvernünftige und überflüssige, teils den Rechten und Reichs-Constitutionibus zuwiderlaufende Clausulen als in specie, daß desjenigen, der soltane Kundschaften vorzuzeigen hat, Eltern bei ihrer Hochzeit öffentlich zur Kirchen und Straßen geführt worden, gebrauchen“. Die mannigfachen Hindernisse, die wegen angeblicher der Geburt anhaftenden Makel bei der Zulassung zum Handwerk bereitet wurden, — auch diejenigen, die vom Kaiser oder kraft kaiserlicher Vollmacht legitimierte Weibspersonen heirateten, wurden davon betroffen — sollten durch Art. XI beseitigt werden. Ein Makel haftete bekanntlich auch den Kindern von Vätern aus bestimmten Berufskreisen an. Durch art. IV wurde anbefohlen, dass nicht nur die früheren Konstitutionen betr. Zulassung von Kindern gewisser Personen zu den Gaffeln, Ämtern, Gilden, Innungen, Zünften und Handwerken genau befolgt würden, sondern auch auf die Kinder der „Land-, Gerichts- und Stadtknechte, wie auch der Gerichts-, Frohn-, Turm- und Feldhüter, Totengräber, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Bachstecher, Schäfer und dergl.“ ausgedehnt werden. Ausgenommen soll keine Profession und Hantierung sein, „denn blos die Schinder allein bis auf deren zweite Generation, in so ferne allenfalls die erstere eine andere ehrliche Lebensart erwählet und darin mit den Ihrigen wenigstens dreißig Jahre continuirt hätte“.

Der Begriff der Unredlichkeit wurde ins Lächerliche ausgedehnt. In art. XIII wird es als Unordnung und Mißbrauch bezeichnet „daß die Rot- und Weißgerber an einzelnen Orten wegen Verarbeitung der Hundshaut . . . einander aufreiben und diejenigen, so dergleichen nicht verarbeiten, die anderen für unredlich halten, dahero auch haben wollen, daß die Handwerks-Purschen, welche an dergleichen Orten gearbeitet, von den anderen sich abstrafen lassen sollen“. Da ein Handwerker einen Hund oder eine Katze tot wirft oder

schlägt oder trinkt, ja nur ein Ass anrühret, will man eine Unredlichkeit daraus erzwingen so gar „daß die Abdecker sich unterstehen dürfen, solche Handwerker mit Steckung des Messers und in anderer Weise zu beschimpfen und dergestalt dahin zu nötigen, daß sie sich mit einem Stücke Geld gegen ihnen abfinden müssen“. (Über das Stecken des Messers vgl. Henne am Rhy, Kulturgeschichte des deutschen Volkes I, 406.) Unter dem falschen Wahn einer Unredlichkeit wurden selbst diejenigen „welche öfters auch wohl bloß unwissend und unversehens mit Abdeckern getrunken, gefahren oder gegangen oder derselben einen oder ihre Weiber und Kinder zu Grabe tragen helfen oder von dergleichen Begleitung gewesen oder die aus offener und von den Gerichten dafür erkannten Melancholie sich selbst um das Leben bringende Personen abschneiden, aufheben und zu Grabe tragen, item zu Kriegs- und Pestzeiten oder sonst bei großen Viehsenchen das gefallene Vieh aus den Stellen schaffen und vergraben, item Tuchmachern, so Raufwolle verarbeiten⁷⁾, ja öfters gar noch aller dieser Leute Kindern von den Handwerkern der größte Streit und Verdruß erregt“. Handwerker, die wegen eines ihnen beigemessenen Verbrechens zur Haft und Inquisition gekommen, ihre Unschuld aber „durch ausgestandene Tortur oder andere rechtliche Wege ausgeführt und darüber obrigkeitlich absolviert worden“, wollte man ebensowenig dulden als Söhne solcher Eltern, die ein Verbrechen begangen hatten (art. XIII, 4).

An die Verhältnisse in der Bäckerinnung zu Warburg wird man insbesondere lebhaft erinnert, wenn jene Verordnung darauf dringt, dass die „ohnentbehrlichen Aufding-, Lehr- und Lossprech-, nicht minder Meisterrechts-Kosten aller Orten von der Obrigkeit so viel möglich auf ein gewisses gesetzt werde“ (art. VII), „daß die guten Künstler und Handwerker, wie auch die jüngeren Meister insgemein nicht dergestalten, wie an vielen Orten im Brauch ist, mit den Zunft- und Aufnahme-Kosten, Innungsgeldern und dergleichen

⁷⁾ Über Unredlichkeit beim Papiermacherhandwerke s. XIII, 8; über die Unterscheidung von Haupt- und Neben-Laden und daraus gefolgerte grössere oder geringere Redlichkeit s. VI.

übernommen, folglich an ihrer Wohlfahrt und gutem Vorhaben, sich ein- und anderen Orts niederzulassen . . . behindert werden“ (art. XIII, 8); „daß die jüngsten oder zuletzt aufgenommenen Meister von den älteren mit Herumschicken, Aufwarten und dergleichen Diensten zu ihrem merklichen Schaden und bald anfänglichen Ruin von der Arbeit nicht gehindert und abgehalten werden“ (XIII, 9). Unter den vielfachen eine Abstellung bedürfenden Missbräuchen findet sich ferner angeführt „daß man an etlichen Orten keinen zur Meisterschaft kommen lassen will, wenn er sich allbereits in verheiratetem Stande befindet, an einzelnen Orten aber ein unverheirateter Gesell, wann er zum Meister angenommen ist, das Handwerk ehender und anderster wirklich nicht treiben, noch den Laden eröffnen darf, er tue denn und zwarn ins Handwerk heiraten“ (XIII, 6); „daß kein junger Meister, ob er schon auf sein Handwerk viele Jahre gewandert, gleichwohl das Handwerk nicht treiben darf, bis er gewisse Jahre an dem Orte gewohnt und die sogenannte Bruderschaft etliche Jahre besucht oder sich durch ein gewisses Stück Geld in die Zunft eingekauft; da entgegen den Meisters Söhnen des Orts, wie auch den Jungen, so Meisters Wittiben oder Töchter heiraten^{*)}, verschiedenes zum Vorteil in Verkürzung der Wanderjahre, dann auch bei dem Meisterstück zu nicht geringem Schaden des hierdurch mit schlechten Handwerksleuten beladenen Wesens zugestanden und nachgesehen werden will, ferner an diesen Orten nicht mehr, denn die einmal eingeführte und recipirte Zahl der Meister geduldet . . . werden soll (XIII, 7). ---

Die Bevorzugung der Söhne von Handwerksmeistern musste für jene selbst verhängnisvoll werden, als der Lufthauch eines freien Wettbewerbes durch das Land ging. Sie gibt die Erklärung dafür, dass an manchen Orten sogenannte alte Familien in ihrem Wohlstande mehr und mehr zurückgingen. Die Auszüge aus der Kaiserlichen Verordnung zeigen,

^{*)} Über die Höhe der Geldbeträge, die in den verschiedenen hierbei vorkommenden Kombinationen die Brauer zu zahlen hatten, enthalten die Statuta Warburgensia (Bauersprache) von 1628 bzw. 1687 genaue Bestimmungen. Siehe: Die sog. Bauersprache der Stadt Warburg. (Beilage zum Jahresbericht des dortigen Gymnasiums Ostern 1903).

dass Übelstände im Handwerke weit verbreitet waren, verschieden wohl nach Art und Grösse in den verschiedenen Zünften und an den verschiedenen Orten. Was hier nur in schwachen Ansätzen sich zeigte, artete anderswo vielleicht zu starken Auswüchsen aus. An der höchsten Stelle im Reiche wurden sie so ernstlich genommen, dass, „wenn Meister und Gesellen in ihrem bisherigen Mutwillen, in ihrer Bosheit und Halsstarrigkeit verharren“ mit der Aufhebung sämtlicher Zünfte gedroht wird (XIV).

Auf ein näheres Eingehen muss an dieser Stelle verzichtet werden. Nur folgende Bemerkungen mögen hier noch einen Platz finden. Während durchgängig in der Kaiserl. Verordnung eine liberal-humane Gesinnung durchbricht, namentlich bezüglich der Freizügigkeit (Vgl. III), nimmt sie anderseits in einzelnen Punkten einen einseitigen Standpunkt ein. Von einem Koalitionsrechte der Handwerker will sie ganz und gar nichts wissen. Vgl. oben und „demnach auch fast nicht abzusehen ist, was die Handwerker von verschiedenen Orten ja gar Territoriiis unter sich zu correspondiren haben usw. (VI), ebensowenig von einem Rechte der Meister, sich über den Preis zu vereinbaren (XIII, 3). Bei dem Übermute der Gesellen wird nicht nur an den „wider alle Vernunft laufenden Mißbrauch“ gedacht „daß Handwerksgelesen vermittelt eines unter sich selbst anmaßlich haltenden Gerichts die Meister vorstellen, denselben gebieten, ihnen allerhand ohngereimte Gesetze vorschreiben“ usw (X), sondern auch an „das bishero fast gemein und zur Gewohnheit gewordene Auftreiben der Gesellen, wie auch derselben unvernünftiges Aufstehen“ (II), mit anderen Worten an das Streiken. Gegen Gesellen, „die sich weiter gelüsten ließen, einen Aufstand zu machen, folglich sich zusammen zu rottiren und entweder an Ort und Stelle noch bleibend gleichwohl, bis ihnen in dieser und jener vermeintlichen Prätension oder Beschwerde gefüget werde, keine Arbeit mehr zu tun oder selbst haufenweise auszutreten“ (V). Gegen dergleichen große „Frevler oder Missetäter“ also soll mit den schärfsten Strafen als, Gefängnis, Zuchthaus, Festungsbau und Galeerenstrafe usw. vorgegangen werden (Vgl. II, S. 393 u. 394).

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. *)

Von Paul Sartori.

VI. Tod und Begräbnis.¹⁾

1. Vorbedeutungen und Vorboten.²⁾

Einzelne Leute behaupten, „Vorgeschichten“ sehen zu können. Sie sehen einige Zeit vor Ausbruch eines Brandes das Haus in Flammen oder hören die Feuerglocken. Auch das Zimmern eines Sarges oder das Besingen des Toten hören sie, oder sie sehen die Leiche vorher im Sarge auf der Deele mit der ganzen Trauerversammlung. Mitunter sehen sie auch vorher nachts auf dem Bette desjenigen, der sterben muss, Lichter brennen.

Ein junger Schuhmacher ging einst um Mitternacht von Bierde nach Lahde. Da kriegt er einen heftigen Stoss vor die Brust, der ihn zur Erde wirft. Er rafft sich auf, wird aber gleich von einer derben Faust ins Genick gefasst und in den Chausseeegraben geschleudert. Er läuft nun querfeld-ein, bis er in Schweiss gebadet zu Hause ankommt. Am andern Tage liegt er zu Bett und ist totkrank. Da kommt sein Grossvater und sagt: „Wenn du dummer Junge nachts wieder auf der Strasse gehst, so geh nicht auf der Mitte. Ich lag gestern abend zu Bett: da musste ich hinaus. Ich wollte erst nicht, kriegte aber solche Ohrfeigen, dass ich schliesslich im Hemde mich auf den Weg nach Bierde

*) S. Bd. III, S. 200, Anm.

¹⁾ Vgl. Kuhn, Westfäl. Sag. 2. 47 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 92 ff. Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 147 ff. (Südwestfalen). Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 106 ff. Eine anschauliche Darstellung der Sterbe- und Bestattungsgebräuche in der Soester Börde hat unser Mitglied, Hr. Lehrer Fermum, in dem zu Hamm erscheinenden „Westfälischen Anzeiger“ v. 23. Febr. 1907 gegeben.

²⁾ Vgl. Weddigen, Westphäl. Magazin, 3 (1787), 717 f. 721. Kuhn a. a. O. 2, 50 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 130 ff. N. F. 187 f. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 147 f. Hüser im Progr. d. Gymnas. v. Warburg, 1898, 28. Schell im Ur-Quell, N. F. 1, 15 ff. (a. d. Bergischen).

machte. Da sah ich, wie gerade das linke Hinterrad eines Leichenwagens dich überfahren wollte. Ich griff dich schnell an den Rockkragen und warf dich in den Chausseeegraben. Wäre ich einen Augenblick später gekommen, so lebtest du jetzt nicht mehr“. (Lahde, Kr. Minden.)

Manche hören auch das nächtliche Knarren und Klappern im Hause liegender Dielen (Seelenfeld, Kr. Minden). Bauer N. wird in der Nacht wach. Er hört ein Gepolter von Dielen, die er auf seinem Balken liegen hat, dazu ein Sägen und Hämmern, als wenn ein Sarg gemacht wird. Vierzehn Tage später stirbt einer seiner Angehörigen, und nun hört er dasselbe Gepolter von den Dielen (Friedewalde, Kr. Minden). Namentlich fast allen Tischlern wird vorher angekündigt, wenn sie einen Sarg machen müssen. Einige Tage vorher gibt es zur Mitternachtsstunde grossen Lärm in der Werkstatt. Die Geräte klappern, Bretter werden geworfen, man hört das Geräusch der Säge, das Hämmern, Klopfen, Feilen usw. (Lahde, Aminghausen, Bierde, Kr. Minden; Kr. Halle). Besonders die Sägen, die ruhig an der Wand hängen, fangen bei Tag und bei Nacht an zu klingen (Leteln, Kr. Minden; Dielingen-Wehden, Kr. Lübbecke). In Warburg wussten sich früher die Schreiner diesen Aberglauben zunutze zu machen. Hörte einer, dass in einem Hause ein Schwerkranker lag, so ging er dorthin und erzählte, dass er die erwähnte Vorgeschichte gehabt habe. Trat dann der Todesfall ein, so glaubten die Angehörigen, dass dieser Schreiner ein gewisses Anrecht auf die Anfertigung des Sarges habe.

Das häufigste Todesvorzeichen ist überall der Ruf der Eule, des Käuzchens. Quickert die Eule hinter dem Fenster oder in der Nähe des Hauses, so muss einer darin sterben. Namentlich der Kranke, der etwa darin liegt (Spenge, Kr. Herford). Der todkundende Vogel wird daher auch Leichenhuhn (Liekhaun) genannt (Hartum, Kr. Minden; Verl, Kr. Wiedenbrück), oder auch Totenvogel (Fürstenberg, Kr. Büren; Delbrück).

In Ovenstädt (Kr. Minden) künden „Weussheuner“ durch ihr Geschrei, das einem Sterbegeläute gleicht, an, dass jemand im Hause bald sterben muss. Sie fliegen dann

von dem Hause fort auf den Kirchhof und zeigen hier die Stelle an, wo der Tote begraben werden wird. Auch fliegen sie den Weg entlang, den man mit der Leiche zu nehmen hat (Delbrück).

Wenn eine Eule auf dem Brunnen gesessen hat, so muss der, der dann zuerst Wasser daraus zieht, bald sterben (Ovenstädt, Kr. Minden).

In Leteln (Kr. Minden) sagt man: Wenn eine Eule in der Nähe des Hauses schreit, so gibt es bald einen Toten zu beklagen: schreit aber eine Elster, so ereignet sich demnächst ein Unglück unter dem Vieh. In Brackwede (Kr. Bielefeld) verkündet auch das Schreien der Elstern, in Hartum (Kr. Minden) ihr Picken ans Fenster den Tod eines Menschen.

Ungewöhnliches Bellen und Heulen der Hunde in der Nachbarschaft oder im eigenen Hause ist Anzeichen eines baldigen Sterbefalles (Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke; Exter, Ostscheidt und Krell, Kr. Herford; Kr. Halle), namentlich wenn es zur Nachtzeit geschieht (Brackwede, Kr. Bielefeld; Verl, Kr. Wiedenbrück: Delbrücker Land), oder überhaupt zur Unzeit (Theesen, Kr. Bielefeld). Wenn der Hund nachts heult, dann wird in der nächsten Zeit eine Leiche am Hause vorbeigetragen (Heimsen, Kr. Minden; Rahden, Kr. Lübbecke). Wenn Hunde anhaltend heulend am Wege sitzen, soll bald eine Leiche des Weges kommen (Gehlenbeck, Kr. Lübbecke).

Wenn die Kühe anhaltend mit den Ketten rasseln, so ist das ein Zeichen, dass es bald eine Leiche in der Familie gibt (Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke); desgleichen wenn aus dem Neste der Hausschwalbe ein Junges fällt (Herford).

Wenn der Maulwurf oder die Wühlmaus auf dem Felde oder vor dem Hause einen grossen Hügel aufwirft, muss jemand sterben (Südlengern, Kr. Herford). Ebenso wenn der Maulwurf drei Haufen nebeneinander wirft (Valdorf, Kr. Herford), oder wenn er unter den Fenstern wühlt (Brackwede, Kr. Bielefeld). Wühlt ein Maulwurf quer über einen Weg, so passiert diesen in nächster Zeit eine

Leiche (Rahden, Kr. Lübbecke). Wenn jemand einen grossen Maulwurfshaufen findet, in dem Heu und Holzteilchen angesammelt sind, so muss der Finder noch in demselben Jahre sterben (Ovenstädt, Kr. Minden).

Das Geräusch, das eine im Holz der Möbel bohrende „Totenuhr“ verursacht, gilt manchem als die Ankündigung seines baldigen Hinscheidens (Rheda, Kr. Wiedenbrück).

Wenn ein Obstbaum im Winter (Bierde, Kr. Minden) oder im Herbst (Seelenfeld, Kr. Minden; Brackwede, Kr. Bielefeld) oder überhaupt ausser der Zeit blüht, so muss jemand aus der Verwandtschaft bald sterben (Ovenstädt, Heimsen, Kr. Minden; Kr. Herford). Blüht ein Obstbaum oder eine Blume (Theesen, Kr. Bielefeld) zum zweitenmal im Jahre, so ist das ein Zeichen, dass auf dem Gehöft in kurzer Zeit jemand sterben wird (Wietersheim, Kr. Minden; Valdorf, Kr. Herford). Je näher diese Bäume am Hause stehen, um so enger ist das Verwandtschaftsverhältnis des Todgeweihten zur Familie (Theesen, Kr. Bielefeld).

Vorzeichen baldigen Todes sind ferner: ein weisses Blatt auf dem Braunkohl (Seelenfeld, Kr. Minden), eine weisse Pflanze unter den grossen Bohnen im Garten (Ostscheidt und Krell, Kr. Herford), das Gelbwerden einer aufgegangenen Bohne (Stüdlengern, Kr. Herford), überhaupt aussergewöhnliche Färbung der aufgehenden Pflanzen (Kr. Herford).

Wenn die Totenglocken hell läuten, folgt bald ein Trauergeläute. Wenn die Kirchenglocken und das Vaterunserläuten zusammenschlagen, stirbt in der Woche ein Ehepaar auseinander (Heimsen, Kr. Minden). Dasselbe geschieht, wenn während der Wandlung in der Messe die Turmuhr schlägt (Wewer, Kr. Paderborn), was überhaupt ein Anzeichen baldigen Todesfalles ist (Delbrück).

Wenn eine Leiche weich bleibt, dann stirbt bald wieder jemand im Hause (Bierde, Kr. Minden; Stüdlengern, Kr. Herford). Wenn die Toten rote oder weiche Lippen haben, folgt bald einer aus der Familie (Heimsen, Kr. Minden).

Ein Hindernis bei der Bestattung eines Toten (z. B. wenn der Totenwagen anhalten muss, weil die Pferde sich

verstrickt haben) ist ein Zeichen, dass bald eine Leiche aus dem Hause nachfolgt (Spenge, Kr. Herford).

Wenn bei der Beerdigung sich die Leute umsehen, so muss bald jemand nachfolgen (Ovenstädt, Kr. Minden). Wenn der Pastor eine Leiche aus dem Sterbehause zur Bestattung abholt und sich 8—10 Schritte vom Hause noch einmal nach diesem umsieht, so stirbt bald wieder jemand aus dem Hause (Wewer, Kr. Paderborn).

Wenn eine Leiche über Sonntag steht, folgt bald eine zweite nach (Gehlenbeck, Kr. Lübbecke).

Es gibt bald eine Leiche im Hause, wenn man nachts von Hochwasser träumt (Leteln, Kr. Minden), wenn es bei einem Hause dampft (Bierde, Kr. Minden), wenn ein mit Leinen gefüllter Koffer zuschlägt (Ovenstädt, Kr. Minden), wenn sich in der Wäsche, namentlich in der Bettwäsche, schwarze Kreuze zeigen (Delbrücker Land).

Wer träumt, dass ihm die Zähne ausfallen, kriegt eine Beerdigung in der Familie. Wer von Feuer träumt, wenn es hell brennt, kriegt eine Hochzeit, wenn es dampft, eine Beerdigung (Heimsen, Kr. Minden).

Wer in der Neujahrsnacht seinen Schatten ohne Kopf sieht, muss bald sterben (Bierde, Kr. Minden).

Wenn jemand neun Jahre lang auf der See gefahren ist, so muss er sterben (Ovenstädt, Kr. Minden).

Einige andere Todesvorzeichen in der Zeit der „Zwölften“ s. oben S. 9. Vgl. auch den vorigen Abschnitt „Hochzeit“.

2. Tod.

Wenn ein mit dem Tode Ringender nicht sterben kann, so wird die Naht an dem Zeug, das er anhat, eingerissen, weil vielleicht am Sonntag daran gearbeitet worden ist (Eisbergen, Kr. Minden).

Sobald der Zustand des Kranken das baldige Ableben erwarten lässt, werden die Nachbarn benachrichtigt, die dann bei dem Sterbenden sich einfinden und Abschied nehmen (Rahden, Kr. Lübbecke).

Nach dem Eintritt des Todes wird die Hausuhr still gestellt (Heimsen, Kr. Minden; Gehlenbeck, Kr. Lübbecke)

und alle Hausbewohner geweckt (Heimsen, Eisbergen, Kr. Minden), auch das Vieh (Gehlenbeck, Rhaden, Kr. Lübbecke; Theesen, Kr. Bielefeld) und die Hühner (Eisbergen). In Lippspringe (Kr. Paderborn) wird das Vieh hier und da auch gefüttert. In Fürstenberg (Kr. Büren) werden beim Tode des Hausherrn oder der Hausfrau die Haustiere geweckt und aufgetrieben, und es wird ihnen der Tod angezeigt mit den Worten: „Der Herr ist tot“ oder „die Frau ist tot“. In gleicher Weise werden die Bienen durch Klopfen an die Stände geweckt und benachrichtigt. Man bewegt das Vogelbauer an der Wand, sonst muss der Vogel sterben (Bierde, Kr. Minden). Ist der Verstorbene ein Imker gewesen, so rührt man die Bienenstöcke an; man glaubt dadurch die Bienen am Leben zu erhalten (Bierde, Eisbergen, Kr. Minden; Rahden, Kr. Lübbecke; Südlengern, Eilshausen, Kr. Herford).³⁾

Ist alsdann kein gebackenes Brot im Hause, so verdirbt die Familie gewiss (Eilshausen).

Der Tod wird alsbald den Nachbarn und nächsten Verwandten (selbst mitten in der Nacht) angesagt. In Bünde (Kr. Herford) pflegt beim Tode des Hofbesizers der Heuerling und bei dessen Tode der Bauer die Todesanzeige beim Pfarrer zu machen und die nötigen Vorbereitungen für das Begräbnis zu treffen. In Heepen (Kr. Bielefeld) sagen Heuerlinge oder Nachbarn oder auch der Totengräber den Todesfall an, in Beverungen (Kr. Höxter) die Totenfrau, die gleichzeitig zur Beerdigung einlädt.

Die Verwandten und Nachbarn kommen zum Kondolieren und zum Helfen, auch die Heuerlinge; des Toten wird in ersten Gesprächen bei Kaffee und Zwieback gedacht (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke). Die sog. Notnachbarn waschen den Toten, helfen ihn auf die „Leichstätte“ betten, kleiden die Leiche an und legen sie in den Sarg. Auch übernehmen sie alle erforderlichen Anzeigen, Verrichtungen und Besorgungen (Rödinghausen, Kr. Herford; Blasheim, Hüllhorst, Kr. Lübbecke; Jöllenbeck, Kr. Bielefeld). Einer der Nachbarn rasiert den Toten mit dessen Messer, das dann sein Eigentum

³⁾ S. unsere Zeitschrift, I, 36 ff.

von 1841/2 ist Herr v. L. Lattorf Kr. Lüneburger
auf der sog. "Schiffahrt" die stehenden Tischeinrichtungen
auf 1 Tische 21 1/2 Fuß. Kr. Harford besorgen die
Kaufkraft der "Wäsche" im Allgemeinen des Toten.

Die Kleidung eines Totes meist wird der Waschfrau
gegeben. (Bierde Kr. Minden).

Das Totenkleid wird von weissen, feinsten Linen
genommen, hat lange Ärmel und je ein 2—3 cm breites,
schwarzes Besatzband vorn an der Halsgeleite. Während
des Aufnehmens ist an die Totenhand ein schwarzes,
sehres Band zum Knäuelziehen gebunden. Die Männer be-
tragen zur Totenzeit ein schwarzseidenes Halstuch, die
Frauen eine schwarzseidene Mütze mit flamm. weissen
Bändern und tragen beim sowie das weisse Tuch mit
gelbem Band, das sie einst beim Abendmahl getragen
zur Erinnerung. Kr. Minden.

Wo man begraben wird, spint man sich auch wohl
auf der Totenhand; auch lässt man eigene Bäume zu
Brettern sagen für den eigenen Sarg (Eisbergen, Kr. Minden).

Während des Zurrastens am Totenkleide abbeisst, dem
hoben die Zarte aus Seerenfeld. Kr. Minden).

Dem Toten wird die Taschenuhr auf die Brust gelegt,
wenn in Tücken die Mause fernhalte (Gehlenbeck, Kr.
Lüneburger).

Wenn Tische auf der Toten Hand fallen, so kann er
keine Ruhe finden. (Eisbergen, Kr. Minden).

Alle Gegenstände, die beim Einkleiden und Aufbahnen
des Toten verwendet worden sind, Kamm, Tücher usw., werden
mit in den Sarg gelegt. Das Waschbecken, aus dem er
gewaschen wurde, wird zerbrochen (Bierde, Kr. Minden).

Eine Kindesleiche wird am Sterbetage oder am folgen-
den Tage von mittags 12 Uhr ab eine halbe Stunde, die
Leiche eines Erwachsenen von der gleichen Zeit ab eine
ganze Stunde belüftet (Lahde, Kr. Minden).

Als zur Beerdigung wird bei der Leiche des Nachts
Licht gebrannt (Hartum, Bierde, Neuenknick, Kr. Minden;
Spenge, Kr. Herford; Jöllenbeck, Kr. Bielefeld).

In der Wohnstube versammeln sich die Nachbarn zur

Totenwache, bei der die gruseligsten Räuber- und Geistergeschichten erzählt werden und sehr viel Schnaps getrunken wird. — Die Leichenwache dauert von 8 Uhr bis Mitternacht (Levern, Kr. Lübbecke; Heepen, Kr. Bielefeld).

Der Sarg mit der Leiche bleibt auf der Deele stehen, bis die Bestattungsfeier anfängt. Er steht dort unter dem „Leichenbalken“⁴⁾ und zwar geöffnet, bis der Lehrer mit den Schülern erscheint um 1 Uhr mittags (Rödinghausen, Kr. Herford; Heimsen, Hartum, Kr. Minden).

Zur Leichenfeier wird der obere Teil der Deele, der sog. Luchtort, mit langen Handtüchern abgekleidet (Leteln, Kr. Minden). Ein Windel- oder Wiesebaum wird an Stricken aufgehängt und eigens nur hierfür vorhandene, besonders lange mit Spitzen versehene Handtücher über den Baum hängt. Hinter dieser Lakenwand stehen die Angehörigen der Verstorbenen bei der Feier (Heimsen, Kr. Minden).⁵⁾

Es ist Sitte, dass nur die Geladenen an der Beerdigung teilnehmen. Die Verwandten und alle, die „unter dieselbe Glocke wie der Verstorbene gehören“, werden tags zuvor zur Teilnahme gebeten und zwar die Nächsten zum Kaffee um 10 Uhr, d. h. sie kommen zum Teil noch vor Mittag (Rödinghausen, Kr. Herford). Die Nachbarn haben je einen Leichenbitter zu stellen oder dies Amt selbst zu verrichten. Die Einladung lautet: „X. und seine Frau und Kinder lassen Sie auf morgen 1 Uhr zur Leiche bitten“. Es werden möglichst viele Leute geladen; je mehr Teilnehmer, um so grösser die Ehre (Spenge, Kr. Herford). In Wehdem (Kr. Lübbecke) machen die geladenen Männer am Abend vor der Beerdigung im Trauerhause Besuche und werden mit Getränken bewirtet.

Allen zur Bestattungsfeier Versammelten wird beim offenen Sarge ein Glas Wein gespendet, bis der Lehrer erscheint und die Trauerandacht im Hause beginnt (Ilse, Kr. Minden). Stellenweise wird viel Branntwein gereicht, sogar

⁴⁾ Dem dritten von oben: Hartmann, Bilder a. Westfalen, 104.

⁵⁾ Übrigens kommen bei allen Familienfesten in den Häusern schöne Handtücher, besonders die kostbaren Überhandtücher an den Wänden zur Verwendung (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

den Schülern (Spenge, Kr. Herford). Oder auch Bier oder Kaffee mit Kuchen, namentlich dem dick mit Zucker bestreuten Butterkuchen, Zwieback und Semmel.

3. Bestattung.

Zur festgesetzten Stunde beginnt die Trauerfeier im Hause, früher bei offenem, jetzt bei geschlossenem Sarge. Unmittelbar vor dem Schliessen des Sarges treten die nächsten Anverwandten hinzu und drücken dem dahingeshiedenen Lieben noch einmal die Hand zum Abschiede (Kr. Minden). Inzwischen hat der Geistliche das Sterbehaus betreten (wenn er im Orte wohnt, sonst vertritt ihn bis zum Kirchhofe der Lehrer), und die Feier beginnt. Der Tote erhält die „Abdankung“. Im Amte Schildesche (Kr. Bielefeld) wurde früher stets der Kantor oder, wenn der Ort nicht Kirchdorf war, der Lehrer gebeten, mit 12, 18, 24 oder 30 und mehr Schülern (je nach dem Vermögen oder der Stellung des Verstorbenen) zur Leichenfeier zu erscheinen. Dann wurde zunächst von allen Schülern ein Sterbegesang gesungen, in den auch wohl die versammelten Leidtragenden mit einstimmten. Nach einer Pause, in der der Kantor (Lehrer) mit Kaffee und Gebäck, die Schüler mit Brötchen bewirtet wurden, traten die 6—10 ersten Schüler nahe an den Sarg und sangen dann ein zweites Lied, gewöhnlich: „Christus, der ist mein Leben“ strophewise abwechselnd mit dem etwas zur Seite stehenden Chore. Ganz ähnlich so geschah es nachher am Grabe. In Ovenstädt (Kr. Minden) mussten 12, 18 oder 30 Schüler am offenen Sarge singen und erhielten dafür einen Klöben. Im Kr. Halle liess der Kantor vor der Rede des Pastors von den Schülern einige Lieder absingen. Währenddessen konnten sich die weit hergekommenen Verwandten in der Stube ausruhen, wo ihnen mit einer Tasse Kaffee eine Erfrischung geboten wurde. Es war auch üblich, dem Pastor und dem Lehrer Kaffee zu reichen. Während dieser Kaffeepause fand das „über dem Sarge Singen“ statt, das darin bestand, dass von 6 Schülern ein Lied ohne Leitung des Lehrers gesungen wurde. Für die Predigt und das Singen im Hause bekam der Pastor je nach Grösse des Be-

sitzes bis zu 5 Talern, der Lehrer 1 Taler und jeder Schüler 1½ bis 2 Groschen.

Zur Leichenpredigt im Hause treten die Verwandten von der Wohnstube aus nach dem verwandtschaftlichen Grade an den Sarg (Wehdem, Kr. Lübbecke). In Bünde (Kr. Herford) stellen sich die männlichen Angehörigen auf der einen, die weiblichen auf der anderen Seite des Sarges auf. Anderswo (Rahden, Kr. Lübbecke; Ilserheide, Kr. Minden) ist während der Leichenrede der Sarg von Nachbarn und Bekannten umgeben, die Verwandten dagegen sitzen in der Stube.

Auf dem Sarge brennen drei Kerzen, auf dem Herde in der Höhe brennt ein Lämplein, das gleich nach der Leichenfeier auf der Deele gelöscht wird (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke). Auch in Leteln (Kr. Minden) brennt hier und da noch ausser den drei Kerzen auf dem Sarge eine der früher gebräuchlichen, vierzipfligen Oellampen.⁶⁾

Nach Schluss der Feier wird die weisse Decke vom Sarge genommen, die bisher darauf gelegen hat (Ilserheide, Kr. Minden).

Alsdann wird der Sarg auf einen einfachen Leiterwagen (Erntewagen) gesetzt und zum Friedhof gefahren. Der Leichenwagen ist, ob die Leiche gross oder klein ist, mit vier Pferden bespannt. Als Grund wird (Ellerburg, Kr. Lübbecke) angegeben, dass in früheren Zeiten die schlechten Wege das verlangt hätten. Jetzt ist der Leichenwagen mit dem Viergespann vielfach durch einen modernen Totenwagen verdrängt.

In Ilserheide (Kr. Minden) sind die den Leichenwagen ziehenden zwei Pferde mit einer weissen Decke bedeckt. Auf dem einen sitzt der Führer. Auch in Seelenfeld (Kr. Minden) reitet der Wagenführer auf einer leinenen Decke.

In Rödینگhausen (Kr. Herford) hatte früher der Nachbar den vierspännigen Wagen zu stellen. In Hüllhorst (Kr. Lübbecke) und anderswo bringen oder fahren die Nachbarn die Leiche zum Kirchhof.

⁶⁾ Vgl. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 104.

Die Leichen der sog. Sattelmeier werden in einem von sechs Pferden gezogenen Wagen zur Kirche gebracht. Unmittelbar hinter der Leiche wird ein gesatteltes Pferd geführt (Enger, Spenge, Kr. Herford. Kr. Halle).

Auf dem Leiterwagen sitzen sechs bis acht Frauen, die sog. Hökefrauen, zunächst dem Sarge die nächsten Anverwandten, dann die entfernteren (Kr. Minden; Lübbecke; Herford). In Ostscheidt und Krell (Kr. Herford) nehmen mindestens acht Frauen aus der nächsten Verwandtschaft auf dem Wagen Platz. Im Kr. Halle setzten sich die nächsten zwölf weiblichen Anverwandten und Nachbarn vorn auf den Leichenwagen. In Theesen (Kr. Bielefeld) folgen die Hökefrauen jetzt zu Fusse dem Sarge.

Diese Hökefrauen (Hökenleute, Häukenfrauen, Häukendriägers) haben den Kopf mit schwarzen, faltenreichen Schürzen verhüllt, die vorn über das Gesicht herabhängen.

Die Angehörigen des Verstorbenen und die eingeladenen Freunde folgen dem Wagen, während der Lehrer und seine Schüler ihm vorausgehen und auch unterwegs einige Verse eines Chorals singen. Den männlichen Verwandten folgen die weiblichen. Im Kr. Halle wurde auf dem Wege zum Kirchhofe von den Schülern jedesmal, wenn eine Wohnung erreicht wurde, ein Vers aus dem angefangenen Gesange gesungen. In Hartum (Kr. Minden) erhielten die begleitenden Schulkinder früher zwei Heller. Auch heute begleiten sie noch die Leiche und kriegen dafür 10 Pfennige. An vielen Orten hat die Begleitung durch die Schüler ganz aufgehört.

In Heimsen (Kr. Minden) gehen die nächstverwandten Männer mit dem Hute in der Hand bis zum Ende der ganzen Beerdigungfeier. Die anderen Männer lüften den Hut beim Verlassen des Hofes und beim Betreten des Kirchhofes.

Wo der Sarg nicht zum Friedhof gefahren wird, wird er von Nachbarn oder gemieteten Leuten getragen. Die Träger erhalten ein weisses Taschentuch, das sie gewöhnlich an den Handgriffen des Sarges lose zusammengeschlungen vorfinden.

Der Brauch, dass die Schuhmacher oder Tischler die Leiche zum Friedhofe tragen, hat sich in Lübbecke bis

auf die neueste Zeit erhalten, schwindet aber jetzt, da ein Leichenwagen in Tätigkeit getreten ist.

Für einen Leichenzug muss stets der für ein Gehöft vorhandene „gerechsam Weg“ benutzt werden, damit nicht ein baldiger neuer Todesfall in derselben Familie eintrete. Man benutzt daher den sog. Kirchen- und Leichenweg auch dann, wenn ein näherer und besserer Weg vorhanden ist.⁷⁾

Der Kutscher, der den Wagen fährt, sieht nie zurück, weil er sonst selbst bald sterben würde (Eisbergen Kr. Minden).

Wird der Tote aus dem Hause getragen, so fegt man hinter ihm her, damit nichts von ihm zurückbleibt, weil er sonst andere Todesfälle nach sich ziehen würde (Ebda).

Fällt ein Blatt oder eine Blüte von den Totenkränzen auf den Weg, so müssen diese sorgfältig aufgehoben und mit ins Grab gelegt werden, sonst folgt bald ein neuer Sterbefall in der Familie (Ebda).

Wenn der Sarg aus dem Hause getragen wird, berührt die Nähterin den Tisch, auf dem er gestanden hat. Sonst folgt bald jemand (Bierde, Kr. Minden).

In Rahden (Kr. Lübbecke) werden, wenn der Sarg mit der Leiche auf den Wagen getragen ist, die Gegenstände, auf denen der Sarg gestanden hat, umgelegt.

In Pr. Ströhen (Kr. Lübbecke) bleibt das Gestell des Sarges so lange an seinem Platze, bis das ganze Leichengefolge das Haus verlassen hat.

Wenn die Pferde am Leichenwagen nicht gleich anziehen oder unterwegs stehen bleiben, so folgt ein neuer Todesfall in demselben Hause (Wittel, Kr. Herford). Überhaupt hat jede Störung der Leichenfeier oder des Zuges zur Folge, dass bald einer aus der Familie nachfolgen wird (Kr. Halle).

Auf dem Kirchhof wird unter Leitung des Geistlichen mit der Leiche ein Umgang von Westen über Norden nach Osten um die Kirche gehalten (Heimsen, Kr. Minden).

⁷⁾ In Rahden (Kr. Lübbecke) muss auch der Kindtaufswagen nach und von der Kirche den vorgeschriebenen „Leichenweg“ benutzen. S. oben S. 112. — Eine Beschwerde über den „Notweg“ im „Hermann“ (Zeitschr. von u. für Westfalen) 1824. Vgl. Monatsschrift d. bergischen Geschichtsvereins, 1907, 143.

Krieger und Wöchnerinnen werden vor der Beerdigung in die Kirche getragen (Rödinghausen, Kr. Herford). *)

Man unterscheidet „öffentliche“ und „nicht öffentliche“ Leichen. Die Bestattung der ersteren findet des Morgens, die der letzteren des Nachmittags statt. Die „öffentlichen Leichen“ unterscheiden sich noch von den andern dadurch, dass die Trauerversammlung nach der Beisetzung dem Pfarrer in die Kirche folgt, wo unter Ansprache und Gesang ein Gedächtnisgottesdienst für den Verstorbenen stattfindet.

Bei öffentlichen Leichen tragen die Frauen schwarz-tuchene Mütze mit weissem Strich, weisses Umschlagetuch ohne Spitze, schwarze Tuschürze; bei stillen Leichen (Beerdigungen am Nachmittag mit Abholung durch den Lehrer und ohne jede Predigt) tragen sie schwarz-tuchene Mütze ohne Strich, schwarzes Umschlagetuch, schwarz-tuchene Schürze (Heimsen, Kr. Minden).

Bei der Beerdigung von Sattelmeyern wird der Sarg während der Leichenfeier vor dem Altar und das Sattelpferd vor dem Eingange zur Kirche so aufgestellt, dass es mit dem Kopfe nach dem Sarge zugewandt steht (Enger, Spenge, Kr. Herford).

In Gütersloh (Kr. Wiedenbrück) werden bei der Leichenfeier die beiden Lieder „Nun lasset uns den Leib begraben“ und „So grabet mich nun immerhin“ im Wechselgang vom Schülerchor und drei einzelnen Schülern, die ans Grab treten und im Namen des Verstorbenen singen, vortragen. Das heisst „vom Stein singen“.

Auf dem Kirchhofe ruhen die Eheleute gern so, wie sie bei der kirchlichen Trauung vor dem Altar gestanden haben (Ester, Kr. Herford).

In der Regel kehren die nächsten Verwandten, Nachbarn und Freunde nach der Beerdigung zum Trauerhause zurück, um den Hinterbliebenen noch einmal ihr Beileid zu bezeugen. Dabei wird ihnen noch eine kleine Erquickung geboten. Früher wurde das ganze Gefolge mit verschiedenen Gerichten und Getränken bewirtet, und der Schnaps spielte dabei eine bedeutende Rolle. Jetzt wird nur noch ein gemein-

*) S. oben S. 111.

schaftliches Mahl eingenommen oder Kaffee und Kuchen. In Blasheim (Kr. Lübbecke) gibt es Kaffee mit besonders dazu gebackenen Brötchen, die „Knawwels“ genannt werden. In Brackwede (Kr. Bielefeld) werden nach der Beerdigung die Heuerlinge mit Kaffee, Kuchen, Bier und Branntwein bewirtet. In Ovenstädt (Kr. Minden) erhielt das Trauergefolge nach der Rückkehr ins Trauerhaus „Birkenschale“⁹⁾, ein Getränk aus Weissbrot und Braumbier. In Riefberg (Kr. Wiedenbrück) wurde früher nach der Beerdigung in einem Wirtshause Schnaps zum besten gegeben, was namentlich in den dreissiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu einer schlimmen Unsitte ausgeartet war, sodass alle Säufer regelmässig bei jedem Leichenbegängnisse zu finden waren. Den Bemühungen der Geistlichen gelang es, diesen Missbrauch abzustellen. —

Tote, die etwas auf dem Gewissen haben, können nicht ruhen (Heimsen, Kr. Minden).

So lange man Wasser vergeblich kochen lässt, muss man vor dem Himmelstor warten (Kr. Halle).

Wer von Toten träumt, kommt bald zur Hochzeit (Seelenfeld, Kr. Minden). —

Schliesslich folge noch die aus Herford mitgeteilte Schilderung eines bäuerlichen Begräbnisses, wie es in der Münstergemeinde zu Herford bis 1870 üblich war. War auf einem Hofe der Bauer oder die Bäuerin gestorben, so wurden sofort die nächsten Nachbarn benachrichtigt. Diese begaben sich dann gleich in das Trauerhaus, um die Leiche zu waschen und umzukleiden; diese Nachbarn nannte man „Kleidenachbarn“ (Klennaber). In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde dies Amt des Umkleidens der Leichen jedoch den zum Hofe gehörigen Heuerlingen (Köttern) übertragen, die dafür die Kleidungsstücke des Verstorbenen erhielten.

Am Tage nach erfolgtem Todesfall begaben sich die Frauen der nächsten Verwandten des Verstorbenen in Gemeinschaft mit der Näherin zur Stadt, um die nötigen Einkäufe für die Bestattung vorzunehmen. Dies Geschäft war nicht

⁹⁾ wohl = Bierkalterschale.

so leicht; erforderte doch die Sitte, dass alle beim Hofe bediensteten Kötter und Dienstboten Trauerkleider erhielten. Diese bestanden für männliche Personen in einem Wams, einer Weste aus dunklem Kattun und einem schwarzen Halstuch. Die Kötterfrauen erhielten eine dunkle Schürze und ein schwarzes Schultertuch, die Dienstmädchen Kleid und Schürze aus dunklem Stoff, ein schwarzes Schultertuch und eine Mütze.

Diese Trauerkleider wurden von den Empfängern am Begräbnistage und an den Sonntagen des darauf folgenden Jahres getragen. Sämtliche Trauerkleider und der Sarg wurden im Trauerhause hergestellt, wobei die Handwerker neben freier Beköstigung den doppelten Tagelohn erhielten.

Am Tage vor dem Begräbnis wurde das Gefolge durch Leichenbitter eingeladen. Dies Amt besorgten die Kötter. Am Begräbnistage selbst wurde morgens gleich die Leiche eingesargt und auf die Tenne gestellt. Der Sarg blieb halb offen, so dass Gesicht und Brust der Leiche sichtbar waren. Auf dem Sargdeckel wurden drei und bei grösseren Besitzern vier Lichter gestellt; auch wurden an den Eckpfosten der Tenne neben langen befranzten Handtüchern noch brennende Lampen aufgehängt. Um 10 Uhr stellte sich der Lehrer mit 24—36 Schulknaben ein; je grösser der Hof, desto grösser die Schülerzahl.

Der Lehrer sang mit den Schülern von 10—11 Uhr etwa drei Sterbelieder. Währenddessen füllte sich langsam das Haus mit Leidtragenden, Männern und Frauen. Die Verwandten wurden von den Leichenbittern in die Wohnräume genötigt, die Hökenfrauen erhielten ihren Platz in der Kammer, deren Männer und die Familienglieder in der sog. kleinen Stube und die entfernten Verwandten in der grossen Wohnstube. Wer in der Wohnstube keinen Platz mehr fand, blieb mit dem übrigen Gefolge auf der Tenne. Die Hökenfrauen wurden mit Kaffee, das übrige Gefolge und die Schüler mit Herforder Süssbier und Semmeln bewirtet. Das Bier wurde in Milcheimern von den Leichenbittern herumgetragen und aus Henkelgläsern, die von Mund zu Mund gingen, oder auch aus Kochlöffeln getrunken. Es ist erklärlich, dass hierbei

ganz beträchtliche Mengen vertilgt wurden; war doch hier auch dem geringsten Kötter Gelegenheit geboten sich einmal gütlich zu tun. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde anstatt Bier Brantwein geschenkt, und es kam dann nicht selten vor, dass der eine oder andere des Guten zu viel getan hatte und unterwegs liegen blieb.

Nachdem der Lehrer mit den Schülern drei Gesänge gesungen hatte, wurde eine halbstündige Pause gemacht, während deren sich Lehrer und Schüler durch Butterbrot und Bier stärkten. Nach der Pause stellten sich 8—12 Schüler um den noch offenen Sarg (nach der Zahl der Hökenfrauen) und sangen mit den übrigen Schülern einen Wechselgesang. War dieser zu Ende, so traten die nächsten Anverwandten der Reihe nach an den Sarg und nahmen unter vielem Weinen von dem Verstorbenen Abschied, worauf der Sarg endlich geschlossen wurde. Der Lehrer sagte nun noch einige Strophen aus einem Sterbegesange vor, die von der ganzen Trauerversammlung gesungen wurden, und betete zum Schlusse das Vaterunser. Inzwischen war ein mit vier Pferden bespannter Leiterwagen vor die grosse Haustür gefahren, auf dessen hinteres Ende man den Sarg stellte. War dies geschehen, so kamen aus der Kammertür, die sich mitten vor der Tenne befand, der Reihe nach die Hökenfrauen (8—14, je nach der Grösse des Hofes) und setzten sich paarweise vor den Sarg auf den Wagen. Während dieser Zurüstung erhielten Schüler und Gefolge noch einen Schluck Bier zur Stärkung auf den Weg. War der Wagen endlich vorn und hinten mit Stricken zugebunden und der Sarg durch Strohwiepen vor zu starkem Rütteln geschützt, so begannen die Schüler zu singen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die nächsten Verwandten gingen alle der Reihe nach durch die eben erwähnte Kammertür. War der letzte herausgetreten, so folgte alles in regellosem Zuge, haufenweise Männer und Frauen durcheinander.

In der Stadt wurde vor dem Bäckerhause halt gemacht. der Sarg wurde vom Wagen auf eine Bahre gehoben und in das Bäckerhaus getragen, die Hökenfrauen folgten mit hinein, das übrige Gefolge nebst Schülern und Lehrer blieb

auf der Strasse stehen. Waren Sarg und Hökenfrauen vom Wagen herunter, so nahm ein Abgesandter des Totengräbers die Strohwiepen vom Wagen und trug sie nebst zwei Kannen Herforder Bier als Beute heim. Inzwischen waren die Geistlichen angekommen. Sie stellten sich vor dem Bäckerhause auf, der Sarg wurde nun von den Trägern mit der Bahre auf die Schultern gehoben und zum Friedhofe getragen. Hinter dem Sarge folgten die Geistlichen, dann die Hökenfrauen und darauf das übrige Gefolge. Lehrer und Schüler gingen Sterblieder singend vor dem Sarge her. Auf dem Friedhofe wurde der Sarg in die Gruft gesenkt, der Geistliche sprach Gebet und Segen, worauf die Träger das Grab füllten und den Hügel darauf machten. Während dieser Arbeit sangen die Schüler den Gesang: „Nun lasset uns den Leib begraben“. Wenn der Grabhügel fertig war, entblössten alle das Haupt zum stillen Gebete. Die Schüler begaben sich nun ins Bäckerhaus und erhielten hier als Lohn für ihre Mühe jeder fünf Semmel (Mattiesstuten) und reichlich Bier. Der Lehrer erhielt für sechs Groschen Semmel (12 Mattiesstuten), zwei Liter Bier und einen Taler. Das Gefolge ging vom Friedhofe in die Kirche, wo die Leichenpredigt gehalten wurde. Die Hökenfrauen sassen dabei unmittelbar vor der Kanzel. Nach beendigter Predigt verlas der Pastor von der Kanzel die vom Lehrer aufgesetzten Personalien, die schon für sich eine kleine Leichenrede ausmachten. Ihr Wortlaut war folgender:

„Was das Leben und Sterben des zur Ruhe gebrachten christlichen Mitbruders betrifft, so erblickte derselbe das Licht der Welt im Jahre . . . in einer Ehe christlicher Eltern. Sein längst verstorbener Vater war der Kolon N. N. und seine ebenfalls verstorbene Mutter die N. N. geb. N. N. Bei der hl. Taufe erhielt er zum Andenken an den mit Gott errichteten Gnadenbund die christlichen Namen Johann Friedrich (Hanfritz). Nach vollendetem Schulbesuch in der Schule zu . . . , bei welchem er sich fleissig und folgsam bewiesen, wurde er mit dem vollendeten 14. Lebensjahre für tüchtig befunden, zum öffentlichen Bekenntnis seines Glaubens und zum ersten Genusse des heiligen Abendmahls

zugelassen zu werden. Im Jahre . . . begab er sich in den heiligen Stand der Ehe mit der ihn überlebenden Anna Kathrine (Anketrine) geb. N. N. Gott segnete diesen Bund mit 7 Kindern, 3 Söhnen und 4 Töchtern, von welchen noch 2 Söhne und 3 Töchter am Leben sind.

Seinen Wandel anlangend, so war derselbe ehrbar und gesittet, er hielt auf Gottesfurcht und Religion, besuchte fleissig das Haus Gottes und nahm öfters Anteil am heiligen Abendmahl, welches ihm auch in seiner letzten Krankheit zur Stärkung seines Glaubens gereicht worden ist. Seine letzte Krankheit anlangend, wurde er vor etwa 14 Tagen von einer heftigen Lungenentzündung ergriffen; die Seinen haben es an Pflege und Hilfe, an Zuziehung eines ordentlichen Arztes und Anwendung der verordneten Heilmittel nicht fehlen lassen. Es gefiel aber dem Herrn über Leben und Tod, ihn in dieser Krankheit abzurufen. Der Herr endete sein Leiden durch einen sanften Tod, welchen er erfolgen liess am . . . d. M., morgens . . . Uhr, nachdem er sein Alter gebracht hatte auf . . . Jahre, . . . Monate und . . . Tage“. —

Nach Beendigung des Trauergottesdienstes begab sich alles nach dem Bäckerhause, wo inzwischen alles zum Empfang der Gäste vorbereitet worden war. Die Haustür stand weit offen, an beiden Seiten im Hausflur standen grosse Körbe mit Semmeln, die man gespalten und mit Butter bestrichen hatte. Zwei Leichenbitter standen zur Verteilung bereit, und jeder, der an dem Begräbnis teilgenommen hatte, erhielt einen mit Butter bestrichenen Mattiesstuten und soviel Herforder Bier, wie er trinken wollte.

Die Kosten eines solchen Begräbnisses waren ganz erheblich, wohl 300 M. und mehr. Die Gebühren für die Geistlichkeit betragen für die Folge 12 Groschen, für die Predigt 1 Taler, es wurde aber, um eine gute Leichenpredigt zu erhalten, das vier- bis fünffache der gesetzlichen Gebühren gezahlt.

Die beschriebenen Gebräuche erhielten sich bis zu der Zeit, als man in Herford den neuen Friedhof anlegte, bei welcher Gelegenheit die Landgemeinden trotz des Widerspruches der Geistlichen sich eigene Begräbnisplätze innerhalb ihrer Be-

zirke schufen und nach eingehender Beratung das früher übliche Gezeche zum grossen Leidwesen der minder begüterten Bevölkerung abschafften.

Der Herd und das Herdfeuer im Glauben und Brauch des Bergischen Volkes.

Von **O. Schell.**

Zwei Naturmächte sind es, welche sich bei allen Indogermanen als bestimmte Grundauffassungen nachweisen lassen: Sonne und Mond. Cäsar's Bericht ¹⁾ bestätigt diese Auffassung für die Deutschen, wenn der grosse Römer bemerkt: „Man weiss von keinen andern Gottheiten, als die man sieht und von denen man in die Augen fallende Dienste empfängt: die Sonne, das Feuer und der Mond“ ²⁾. Siecke ³⁾ bemerkt darum: „Das gilt aber von der Urreligion der Indogermanen überhaupt“ und zwar mit um so grösserem Rechte, als das Feuer mit der Sonne fast identifiziert werden darf. ⁴⁾ Das ein Feuergott fast allen indogermanischen Völkern bekannt war, kann mithin keineswegs befremden. Darum schreibt Siecke (Urreligion usw. S. 36 f): „Vom Feuergott der Indogermanen will ich ganz kurz sein. Sein Dasein ist bezeugt, aber er scheint im allgemeinen von seiner einstigen Höhe herabgesunken zu sein. Bei den Indern freilich ist er als Agni (aber mit Sonne und Mond vereinigt) emporgestiegen; die Griechen haben ihn wohl in Hephaistos und Hestia zerlegt, wiewohl der erstere Züge des Sonnengottes angenommen

¹⁾ Bell. Gall. VI, 21.

²⁾ Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et puorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam, reliquos ne fama quidem acceperunt.

³⁾ Urreligion der Indogermanen, S. 8.

⁴⁾ M. vergl. L. v. Schroeder in seiner Abhandlung über die Religion des arischen Urvolkes (Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Jahrg. 1907 S. 209); er schreibt: „Das leuchtende, wärmende, brennende Feuer erkannte schon der primitive Mensch als der Sonne wesensverwandt, die so deutlich als feuriger Ball, als himmlisches Feuer sich kundgab.“

zu haben scheint, wie denn die kunstreichen Schmiede oder Techniker, der indische Tvashtar, der griechische Daedalus, der germanische (vielleicht allerdings griechisch beeinflusste) Völundr mehr auf den Sonnengott weisen. Ob in Loki der alte Feuergott steckt, ist mir sehr zweifelhaft (vielleicht ist er wie Heimdall und Balder Mondgott).“

Ein Abbild dieser himmlischen Feuer ist das irdische Feuer, welches der griechische Mythos durch Prometheus den Göttern rauben und den Menschen spenden lässt, um diesen die erste Grundlage menschlicher Kultur und Gesittung zu gewähren. Das irdische Feuer hat vor allen Dingen seinen Sitz im Herd, dem heiligen Mittelpunkt der festen menschlichen Niederlassung, der man selbst durch Opferung von Menschen Schutz zu verleihen sucht ⁵⁾.

Den Mittelpunkt der festen Niederlassung, des Hauses, bildet der heilige Herd, „gleichsam der Altar des Hauses“. Dort brennt das Feuer, das alter Sitte gemäss nie erlöschen soll, das man während der Nacht mit Asche bedeckt; jene gefesselte, geheimnisvolle Riesenkraft; ein Abglanz der hehren Himmelslichter, vor allen Dingen der Sonne, des Allheilmittels der Erde und ihrer Lebewesen.

Zunächst fassen wir den Herd ins Auge. Der Herd ist der Mittelpunkt des bergischen Hauses. Vordem wurden die menschlichen Wohnstätten im Bergischen (und auch anderwärts) nach der Anzahl der Herdstätten eingeschätzt und die Bedeutung der letzteren damit für die Familie und das Familienleben gekennzeichnet.

Auch die Seelen der Abgeschiedenen glaubte man in diesen Familienkreis ziehen zu können, indem man in Urzeiten ⁶⁾ den Herd auf dem Grabe eines Familiengliedes errichtete, später aber diese Grabstätten als Gerichts- und Malstätten benutzte. Zwar sind im Bergischen direkte Belege für diese Benutzung der Begräbnisstätten nicht mehr beizubringen, aber eine grosse Anzahl Sagen ⁷⁾ weist den

⁵⁾ P. Sartori, Über das Bauopfer. Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1898.

⁶⁾ C. Rademacher im Ur-Quell IV, 57.

⁷⁾ M. vergl. des Verf. Bergische Sagen a. v. O.

Geistern der verstorbenen Ahnen den Herd als Schauplatz ihrer Tätigkeit zu. Einen noch deutlicheren Beweis dafür entnehme ich einer Mitteilung von A. Vogt, welcher im Anfang der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts im Wipperfürther Volksblatt unter anderem folgendes berichtet: „In einem alten Burghause (Schlörscheid) war über dieser Hülle ⁸⁾ die ganze Wand bis an die Decke mit Figuren aus Ton oder Gips geziert; und die Landleute wussten nicht, weswegen hier „die Hellgen in die Pötte giekten“ = (die Heiligen in die Töpfe guckten). Mit dieser Mitteilung gelangen wir zu einem Gebiet, dessen Verfolgung unterbleiben muss, nämlich zum Seelenglauben, Seelenkult ⁹⁾.

Aus dem Rauchfang hing (und hängt noch ganz vereinzelt) ein Haken herab, eine Eisenschiene, welche mit Zähnen versehen ist und hoch und niedrig geschoben werden kann. An diesem Haken hängt der Kessel über dem Herdfeuer. Dieser Haken nimmt zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Im Bergischen heisst er Helhaken, das Hell; in Westfalen das Hal; in der Eifel de Höl; in Nassau Hal. Auffallend immerhin ist die Übereinstimmung dieses Namens (Hel) mit der eddischen Totengöttin bzw. dem Totenorte „Hel“. In Oberhessen sind Hollefahrten, was Hexenfahrten bedeutet, bekannt. Die Hexen sind an die Stelle der Geister getreten, und eine Hollefahrt ist demgemäss eine Geisterfahrt, eine Totenfahrt, wie in der Edda Helreidh die Totenfahrt bedeutet. In Nassau gibt es Halberge und Halfeuer, was ebenfalls auf Totenstätte und Geisterorte zurückzuführen ist, wie auch die Halja des Ulfilas den Geisterort, die Unterwelt bezeichnet. Bezeichnenderweise heisst der Ofen in Schweden „ugnhol“ ¹⁰⁾.

Einst brannte auch im bergischen Hause das Herdfeuer frei im Hause, wie noch heute in einigen weltentrückten niedersächsischen Bauernhäusern der Lüneburger Heide. Später rückte man es, wohl aus rein praktischen Gründen, an eine

⁸⁾ Eine Nische, welche sich in der Wohnstube hinter der grossen, gusseisernen Herdplatte befand.

⁹⁾ M. vergl. u. a. Schroeder, wie oben, S. 213.

¹⁰⁾ Am Ur-Quell IV, S. 59.

Brandmauer des Hauses. Durch eine grosse gusseiserne Herdplatte, meist mit biblischen Darstellungen geziert, welche in die Mauer eingefügt war, erwärmte man das nebenanliegende Gemach, da noch bis zum 16. Jahrhundert herab hierzulande nur eine Herdstätte in jedem Hause resp. in jeder Familie zu finden war. Die Höhlung in der Mauer hinter dem Ofen, in welcher das zerleinerte Brennholz lag, wurde Zacken oder Zackloch genannt. Dieser Raum war 2—3 Fuss breit.

Vom Dachstuhl des Hauses hing in jener Zeit, als das Herdfeuer frei in der Mitte brannte, der Helhaken oder das Hell herab, auch Kesselhaken genannt, da dieser Haken zur Aufnahme des Kessels usw. diente. Als man den Herd an eine Mauer rückte, befestigte man den Helhaken an einem hölzernen Viergespann in dem weiten Rauchmantel über dem Herd. Ein weiterer Kulturfortschritt war zu verzeichnen, als man mehrere (5) viereckige Herdplatten in primitivster Weise vereinigte, um das Feuer dadurch einzuschliessen und seiner Aufgabe nutzbarer zu machen. Ein solcher Ofen, der nur an einer Schmalseite offen war, aber keinen Rost und kein Abzugsrohr aufwies, wurde durch die Wand der Küche oder des Vorraumes in die Wohnstube geschoben, von ersterer aus aber mit Holz geheizt. Später bildete man den Ofen mannigfaltig aus, löste ihn ganz vom Vorraum los und verschob damit den Schwerpunkt des Familienlebens. Da dieser Ofen etwas erhöht vom Boden war, setzte man vorne einen gegossenen oder geschmiedeten, auch wohl einen aus Stein gehauenen Träger unter. Dieser Träger hiess Zacken.

Nebenbei bemerkt läuft beim sogenannten Zackenofen, welcher später aufkam, ein breiter Eisenring unten rings um den Ofen herum.

Kehren wir noch einmal zu dem aus 5 Platten zusammengefügten, darum Platten- oder Butzenofen (letztere Bezeichnung war an der unteren Wupper üblich) genannten Ofen zurück. Man wandte zur Ausschmückung desselben gern biblische Darstellungen (Bergpredigt, Hochzeit zu Kana, der verlorene Sohn usw.) an. Kochen konnte man nicht auf diesem Ofen. Das musste nach wie vor am Herd besorgt

werden; doch blieb dieser Ofen lange in Gebrauch, in entlegenen Gegenden wohl bis gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts. Einzelne Platten von diesen Öfen haben sich überall auf unsern Bauernhöfen erhalten, meist als Schmuckstücke in die Wand eingelassen, hin und wieder sogar als Deckplatten auf den Schornsteinen verwandt. Später kam der schon erwähnte Zackenofen in Gebrauch. Er wurde durch den nach oben sich konisch erweiternden, glatten Siegerländer Ofen ersetzt, welcher heute noch der Stolz mancher Hausfrau ist, trotzdem derselbe unendliche Mühe im Putzen erfordert. Diese Öfen schmiert man mit einer Mischung von Kuhdreck, Lehm und Salz ein; alte Schmiede fügen wohl noch etwas Essig hinzu. Mit dieser Mischung verstreicht man auch beim Siegerländer Ofen den gegossenen Topf, welcher in den Ofen eingelassen wird (Mettmann).

Soweit zur Geschichte des Herdes und Ofens. Gehen wir nunmehr auf die Bedeutung des Herdfeuers im Glauben und Brauch des Bergischen Volkes ein, denn das Feuer ist gleichsam die Seele des Herdes.

Wie schon Grimm ¹¹⁾ hervorhob, ist ein eigentlicher Feuerdienst nur in beschränktem Umfange nachzuweisen; der Feuerkultus scheint in erster Linie auf die leuchtende und wärmende Sonne übertragen worden zu sein, deren tiefe Bedeutung für den Kultus der Deutschen nicht nur, sondern überhaupt der Indogermanen, eingangs betont wurde. In den Nachrichten Cäsar's sowohl als der Edda sind darum Sonne und Feuer unmittelbar nebeneinander gestellt. Eine scharfe Abgrenzung in der Bedeutung des Herd- und Sonnenfeuers im Glauben unserer germanischen Vorfahren ist aus diesem Grunde ausgeschlossen. Eine bestimmtere Scheidung ist zwischen dem Herdfeuer und den Festfeuern möglich. Simrock ¹²⁾ lässt sich darüber folgendermassen aus: „Daraus ergibt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen den Frühlingsfeuern, welche die Hexe, den Judas, den Ostermann, also eigentlich den Winter zu verbrennen, gezündet werden, wengleich auch zu Ehren der Frühlingsgottheit, und dem

¹¹⁾ Deutsche Mythologie ³ S. 568.

¹²⁾ Handbuch der deutschen Mythologie ⁶ S. 562.

Johannisfeuer, das zur Heiligung des Herdfeuers und gleich dem Notfeuer zur Erzeugung eines frischen, von dem Gotte des Blitzes selbst gesendeten, kräftigen Feuers bestimmt war. Das Johannisfeuer half den Sieg des Lichts und der Lichtgötter vervollständigen, indem nun die ohnedies kurze Nacht durch das gezündete Licht in vollen, hellen Tag verwandelt wurde. Durch diese gottesdienstliche Handlung kam man den Göttern gleichsam zu Hilfe. Die Nacht ward gänzlich verbannt und den lichtscheuen, ungeheuren Mächten der Finsternis die letzte Zuflucht geraubt, dass sie versteinern, „in Stein springen“ mussten. Darum hat die Asche dieses Feuers und alles, was davon übrig war, die Flamme des Herdfeuers selbst, die von ihm herrührte, befruchtende, segnende, schützende Kraft, es ist der Segen der gottesdienstlichen Handlung, wie uns der Segen des Opfers schon öfters begegnet ist. Die Sitte schreibt sich aus einer Zeit her, wo es noch schwer war, Feuer zu zünden, wo es durch Reibung zweier Hölzer mühsam hervorgelockt werden musste, was jährlich von der ganzen Gemeinde unter Anrufung des Gottes auf altväterliche Weise geschah, worauf dann jeder sich seine Scheite mit nach Hause nahm und das so gezündete Herdfeuer das Jahr über sorgfältig hütete. Dass dieser Unterschied ein wohlbegründeter ist, zeigt, dass man die Asche des Osterfeuers nicht auf die Felder streute, um sie fruchtbar zu machen, sondern in den Bach goss.“ So weit Simrock ¹³⁾.

Nachdem wir so das Wesen des Herdfeuers einerseits gegen das Sonnenfeuer und andererseits gegen die Festfeuer (Johannis-, Oster-, usw. -Feuer) abgegrenzt haben, suchen wir sein Wesen an und für sich zu erfassen.

Das Herdfeuer wird von der Bevölkerung des Bergischen (wie in andern Gegenden Deutschlands) als lebendiges Wesen aufgefasst; das beweist schon die Tatsache, dass man im Kirchspiel von Elberfeld den hellen Feuerschein als einen guten Nachbar in der Stube bezeichnet. Eine im innersten Wesen desselben begründete Anschauung, in der Wirkung aber das Entgegengesetzte besagend, ergibt sich aus der

¹³⁾ M. vergl. auch, was Schroeder sagt (Religion des arischen Volkes, Korrespondenzblatt usw., S. 208).

Redensart: den roten Hahn auf das Dach setzen; der rote Hahn ist das Feuer. Andererseits bringt man einen Wetterhahn zum Schutz auf Türmen und Wetterfahnen an¹⁴⁾, denn es ist uralter, auch im Bergischen nachweisbarer Zauberberauch, „dass ein Übel durch sein magisch geweihtes Bild unschädlich gemacht wird“. Die später erfolgte christliche Deutung dieses Sinnbildes des Feuers verdrängte die uralte, heidnische Bedeutung, wie aus Ekkehard's Bericht über den Einbruch der Ungarn im Kloster zu St. Gallen hervorgeht. Zwei der feindlichen Krieger stürzen nämlich auf den Glockenturm, um den anscheinend goldenen Wetterhahn, welchen sie für das Sinnbild des Schutzgeistes des Ortes hielten, herabzuholen. „In letzterer Meinung mochte sie das Zusammentreffen des Namens des heiligen Gallus mit dem des Vogels bestärken. Einer der Ungarn stieß mit seiner Lanze nach dem Hahn, verlor den Halt und stürzte in die Tiefe. Da verliessen die Ungarn das Kloster, „quod Gallus, deus ejus, ignipotens sit“. Der Ausdruck „ignipotens“ = feurgewaltig, feuerbeherrschend, vielfach als historisches Beiwort des Vulkan angewandt¹⁵⁾, lässt kaum eine Missdeutung der von uns gegebenen heidnischen Anschauung zu.

Für die weitere Erfassung des innersten Wesens des Feuers als eines lebenden, persönlichen Wesens zeugen folgende im Bergischen verbreitete Redensarten: Das Feuer bricht aus; das Feuer ist los. Hierher gehört auch das folgende schöne Volksrätsel:

Wenn die Laden werden zugeschlagen,
Und die Toten über die Lebendigen jagen,
Nehm' ich mein Leiterlein,
Steig' ich zum Fenster hinein
Zu meinem Mäd'el hinein!

Die „Toten“ der zweiten Zeile bezeichnen die Asche, welche über dem „lebendigen“ Feuer am Abend liegt.

Ist auch eine eigentliche Verehrung des Herdfeuers nicht, höchstens nur in dürftigen Zügen nachweisbar, so konnte es doch nicht ausbleiben, dass man dieser persönlich

¹⁴⁾ E. H. Meyer, Germanische Mythologie, S. 110.

¹⁵⁾ K. Klotz, Handwörterbuch der lateinischen Sprache⁵ II, 11.

gedachten Lebensmacht, dem Abbild der allbelebenden Sonne, grossen Einfluss auf das Leben des Menschen zuschrieb. Von der Wiege bis zum Grabe sind darum die Beziehungen unserer Bevölkerung zum Herdfeuer nachzuweisen. Beginnen wir mit Geburt und Taufe.

Bei der Wöchnerin brennt fortwährend ein Licht, ein Teil des Herdfeuers, an die Ruhestätte des Weibes in einem der bedeutungsvollsten Augenblicke des Lebens verpflanzt, was aus einer Mitteilung F. Liebrecht's¹⁶⁾ noch deutlicher hervorgeht: „Wenn ferner bei Mapes gesagt wird, dass um den neugeborenen Knaben herum Feuer und Lampen angezündet wurden (*natusque est eis puer, quem cum eis(?) ignibus (et) lampadibus circumdantes, tota vicinia omnes in eum intendebant oculos*“; die Stelle scheint verdorben, doch ist jedenfalls der Sinn derselben klar), so geht dies auf einen weitverbreiteten abergläubischen Gebrauch, bei neugeborenen Kindern und Wöchnerinnen Feuer, Lampen oder Lichter brennen zu lassen“. Dadurch wird die Wöchnerin samt dem Neugeborenen des Schutzes, dessen sich Herd und Herdfeuer erfreuen, gleichsam teilhaftig; die im Dunkeln schwärmenden Naturdämonen werden verscheucht. Vor allen Dingen aber wird einer von den Elben zur Verjüngung ihres Geschlechts versuchten Verwechslung der menschlichen Kinder mit ihren Neugeborenen (Wechselbalg) durch das Feuer wirksam begegnet (unzählige Sagen aus dem Bergischen). Ist trotzdem oder infolge eines Versäumnisses eine solche Unterschiebung möglich geworden, so ist das Herdfeuer mehr oder weniger wirksam, den elbischen Naturdämonen ihre Beute wieder zu entreissen. Licht brennt bis zur Taufe am Lager der Wöchnerin. Bis zu diesem Zeitpunkte heisst das Neugeborene „Pfannenstielchen“, ist also durch diesen Namen schon wieder mit dem Herd und dem Herdfeuer in Beziehung gebracht worden. Es ist das, wie R. Andree¹⁷⁾ ausführt, ein Zwischenname, welcher bis zur eigentlichen Benennung des Kindes eingeschoben wird, ein Name, der eigentlich kein Name ist und über diesen Mangel hinweghelfen soll. Auch die Papuas

¹⁶⁾ Zur Volkskunde, S. 31.

¹⁷⁾ Ethnographische Parallelen und Vergleiche, S. 169.

und die Neger an der Bangoküste kennen diesen Gebrauch. Aus Deutschland führt Andree nur die Rheinpfalz an, wo der Knabe wie im Bergischen „Pfannenstielchen“, das Mädchen aber „Bohnenblättchen“ genannt wird.

Die Taufe wird im Hause, am Herde vollzogen, welcher Brauch schon früh im Gegensatz zur Taufe in der Kirche im Bergischen in Aufnahme kam.

Weit reicher und mannigfaltiger sind die Wechselbeziehungen zwischen dem Herdfeuer und dem Menschen beim Hochzeitsfeste und dem diesem vorangehenden Liebesleben.

Um den Zukünftigen zu erschauen, stellen sich die Mädchen in Hülsenbusch in der Sylvesternacht vor den Ofen.

Der Eintritt der Braut in die neue Heimstätte erfolgt unter Beobachtung eines besonderen Zeremoniells, denn es ist ein wichtiger Lebensabschnitt für die Jungfrau, der sich nun vor ihr auftut. Ihr Leben dreht sich von diesem Zeitpunkt ab in erster Linie um das Haus, das seinen Mittel- und Zentralpunkt in der Herdstätte hat; darum pflegt man im Bergischen zu sagen, man dürfe den Ofen und die Frau nicht mitnehmen, denn es seien die Zierden des Hauses. Mannigfache Gebräuche verknüpfen darum den Herd mit der Braut. Wenden wir uns zunächst der Eigentumsübertragung zu. Versinnbildlicht wird dieselbe durch das dreimalige Umwandeln des Herdes oder des Helhakens. Die Braut, welche das künftige Heim zum erstenmal als Gebieterin betritt, wird vom Bräutigam dreimal um das brennende Herdfeuer geleitet. Ein solches Umkreisen war nur so lange möglich, als dasselbe inmitten des Hauses frei aufloderte. Als die veränderte Bauart des Wohnhauses zur Verlegung des Herdfeuers an eine brandsichere Mauer nötigte, schwang man den Helhaken dreimal um die Braut; das nannte man: um das Hel führen oder um das Hel leiten. Auch bei neu eintretenden Knechten und Mägden, selbst bei Tieren, wandte man diesen Brauch an.¹⁸⁾ An der Niederwupper gab man dem neu eintretenden Gesinde auch einen gepulverten Spliss Holz, aus der Türschwelle geschnitten, ein, um dasselbe gleichsam

¹⁸⁾ Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins I. 8 ff.; Am Ur-Quell IV, S. 84.

mit dem Hause zu vermählen. Die Betreffenden waren dagegen verpflichtet, den anderen Personen ein Trinkgeld zu geben.

K. Weinhold¹⁹⁾ geht noch weiter, wenn er den Feuergott Loki, die Darstellung der zeugenden Kraft, den deutschen Herdgott und Schützer des Hauses, zu dem Brauche des Helens in Beziehung setzt.

Die Herdstätte hat im Bergischen unter den nivellierenden Kultureinflüssen der Neuzeit eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Der offene Herd mit dem Helhaken ist fast gänzlich verschwunden. Aber das Volk übt den alten Brauch in anderer Form weiter. In Bockum bei Kaiserswerth wird die junge Frau in das Haus des Bräutigams gebracht, zunächst umhergeführt und dann auf einen Stuhl gesetzt. Nun wirft man eine Schaufel glühender Kohlen unter dem Stuhle durch (früher waren es glühende Holzscheite), damit die junge Frau „munter“ wird. Das nennt man noch heute das Helen der Braut. Auffallenderweise hat auch China die Sitte, die Braut über brennende Kohlen zu heben.²⁰⁾

In Wittlaer bei Kaiserswerth war es bis vor kurzem noch Sitte, dass bei einer Hochzeit abwechselnd Mann und Frau in feierlichem Zuge ins Hochzeitshaus schritten. Eine Frau eröffnete den Zug und eine andere schloss ihn. Alle Frauen trugen bei dieser Gelegenheit Hauben mit feinen Stickereien und langen Bändern, welche sonst niemals benutzt wurden. Ernst und gemessen bewegte sich der Zug vor dem Herd her, wobei die erste und letzte Frau einen Topf vor demselben zur Erde warfen. Auch umschritt der Zug die leerstehende Wiege.

Die allerwärts im Bergischen herrschenden räumlichen Beschränkungen in den alten Häusern nötigten ehemals zwar, die grossen Hochzeiten (vielfach Gebehochzeiten) im Freien abzuhalten; aber das geheiligte Herdfeuer wurde dann im Freien entzündet, um seine segensreichen Wirkungen nicht zu entbehren.

Der Eintritt ins Leben und der Höhepunkt desselben

¹⁹⁾ Deutsche Frauen, S. 257.

²⁰⁾ Tylor, Anfänge der Kultur II. 438.

(Hochzeit) treten zum Herdfeuer in innige Beziehungen. Bezüglich des Todes ist darum keine Abweichung möglich.

Sieht man in Bockum bei Kaiserswerth im Traum einen Sarg mit brennenden Lichtern, so bedeutet das einen Todesfall. Mancher hat schon ein brennendes Licht in einem Zimmer bemerkt, wo in der Tat keins brannte, wenn jemand in dem Hause bald darnach sterben sollte (Wittlaer). Stehen zufällig drei brennende Lampen auf einem Tisch, so ist eine Braut im Hause oder es steht ein Todesfall bevor (Mettmann, Elberfeld). Sterbenden gibt man in katholischen Gegenden eine geweihte Kerze in die Hand.

In Lieberhausen brennt ein Licht bei der Leiche, ebenfalls im Dönberg, am Deilbach, in Elberfeld und an anderen Orten. Wieder in anderen Gegenden brennen mehrere Lichter im Sterbehause, so lange die Leiche dort aufgebahrt ist, und zwar brennen am Sarge katholischer Leichen drei Kerzen. Sind dieselben am Morgen noch nicht erloschen, so lässt man sie ruhig ausbrennen. In protestantischen Häusern steht eine brennende Lampe bei der Leiche.

Unmittelbar vor der Beerdigung wird der Sarg in unsern Bauernhäusern auf den grossen Hausflur, die Diele oder Deele gestellt, vor den Herd, der in vielen derselben noch deutlich erkennbar ist, aber nicht mehr benutzt wird. Hier erfolgt die Leichenpredigt und die Einsegnung der Leiche. Kaum ist der Sarg auf den Leichenwagen gehoben, so wird das Schöfstroh verbrannt

In Mettmann wird der Tote vielfach mit 4 brennenden Lichtern am Wagen zu Grabe gefahren. In Wittlaer dagegen schritt noch vor kurzem ein bezahlter Mann mit einer Leuchte hinter dem Sarge her; dann erst folgten die Leidtragenden. Dieser Brauch ist schon lange in Übung, wie aus dem Bergischen Synodal-Protokoll vom Jahre 1598 zu ersehen ist, laut welchem man damals Tarren (-Teer)-Kerzen, namentlich bei katholischen Begräbnissen, trug. Kurfürst Clemens August von Cöln bestimmte in einer Trauerordnung vom Jahre 1730 für den Kölnischen Sprengel, dass höchstens 6 Wachslichter im Leichengefolge geführt werden dürften; keins derselben sollte schwerer als drei Pfund sein.

Nicht nur der Hausherr, die Hausfrau und die Kinder treten zum Herd und Herdfeuer in nahe Beziehungen, sondern auch das Gesinde, dessen Zugehörigkeit zu Haus, Herd und Familie damit angedeutet wird. In Wittlaer werden Knechte und Mägde in derselben Weise gehelt, wie die Braut. Das geschieht, damit sie nicht unter Jahresfrist aus dem Dienst laufen.

Vor wenigen Jahrzehnten war im Kreise Wipperfürth noch das Kesselhakenfest üblich, welches jährlich einmal gefeiert wurde. Man beging es in der Weise, dass die jungen Burschen und Knechte an einem bestimmten Abende von den Mädchen des Hofes festlich bewirtet wurden, wobei es sehr fröhlich zuging. Anlass zu dieser Feier bot der Umstand, dass der schwere, am Kesselhaken oder Hel über dem Herdfeuer hängende Topf von den Mädchen nicht immer allein gehoben werden konnte. Sie riefen danu die Burschen zur Hilfe herbei, welchen sie später das Kesselhakenfest bereiteten.

Auch an der unteren Wupper wurden Knechte und Mägde, welche bei einem Bauern in Dienst traten, zum Kesselhaken geleitet, oder das Hel wurde um sie geführt. Eines Holzsplices aus der Türschwelle und seiner Bedeutung wurde bereits gedacht.

Bei der Übergabe eines Gutes an einen neuen Besitzer wurde das Auf- und Niederlassen des Hels als Symbol der Besitzergreifung angewandt.

Der Kreis, für welchen der Herd und das Herdfeuer Bedeutung hat, ist mit den angedeuteten Beziehungen noch keineswegs erschöpft, er dehnt sich noch weiter aus, namentlich segenbringend für Acker und Feld durch die Asche des Christbrandes oder Christklotzes, worüber ich mich an anderer Stelle ²¹⁾ eingehend geäußert habe.

Das heilige Herdfeuer ist es, welches den Segen des Christklotzes vermittelnd spendet, aber auch zu den himmlischen Feuern in direkte Beziehungen tritt und so seine ursprüngliche Entstehung andeutet.

Hierher gehört auch der Glaube an den Heerbrand. In Olpe bei Kürten ist man des Glaubens, dass, wenn ein

²¹⁾ Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins VI, 247 ff.

Heerbrand durch die Luft geflogen kommt und in einen Schornstein fällt (also ins Herdfeuer gelangt), so brennt er dort noch sieben Jahre. An der Niederwupper bezeichnet man mit dem Herdbrand (Hährdrbrank) ein brennendes Holzschicht, aber auch eine Feuerkugel, einen fliegenden Drachen mit einem Schweif, und glaubt, in letzterem halte sich eine Teufelsgestalt verborgen, so dass, wo sie niederfalle, bald eine Feuersbrunst entstehen werde. In Rottpitz bei Ägidienberg glaubt man ebenfalls, der Heerbrand sei eine Feuerkugel, welche über das Haus fliege, in Hof, Garten oder Haus niederfalle und damit den baldigen Tod eines Insassen des letzteren andeuten wolle.

„Wo Herdfeuer brennt, schlägt kein Blitz ein“²²⁾ heisst's in vielen deutschen Gauen. Auch im Bergischen vertraut man der Wahrheit dieses Wortes, wenn man die Kräuter des alten Weihbundes bei einem heranziehenden Gewitter verbrennt. Diese Sitte wurzelt also trotz des christlichen Anstriches in germanisch-heidnischen Anschauungen.

Den verderblichen Wirkungen des Herdfeuers, welche des Menschen Heim nicht selten mit züngelnder Gier zu verschlingen drohen, sucht man durch Zauberspruch zu begegnen. Die geheimnisvollen Zigeuner²³⁾ oder Heiden sind solcher Kunst mächtig, nicht minder die Juden²⁴⁾, welchen durchs ganze Mittelalter, ja bis zur Gegenwart, übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden²⁵⁾. Ferner kann ein Brand mit Essig gelöscht werden. So berichtet der Elberfelder Chronist Joh. Merken vom Jahre 1687, dass eins der 4 Häuser, welche damals in dem grossen Elberfelder Stadtbrande verschont wurden (Haus des Färbers Ernestus), nur dadurch gerettet wurde, dass der Besitzer Essig ins Feuer goss.

Ein etwas dunkles Gebiet wollen wir hier nur streifen, wenn wir anführen, dass man auf dem Lande eine lebendige Ratte ins Feuer wirft in dem Glauben, nun sei man in dem betreffenden Hause von der Rattenplage befreit. Wenn die

²²⁾ Grimm, Deutsche Mythologie 3, S. 568.

²³⁾ Des Verfassers Bergische Sagen, S. 47, 232.

²⁴⁾ Des Verfassers Bergische Sagen, S. 104.

²⁵⁾ Kuhn, Westf. Sagen II, 94.

Muttermilch zureichlich fließt, spritzt die Frau sie aus der Brust gleich ins Feuer, dann vergeht die Milch. Verfasser war von beidem Augenzeuge in seiner Jugend.

Ist der Herd und das Herdfeuer schon an und für sich glück- und segenbringend, wenigstens durchweg, so auch alles, was zu ihm in nähere Beziehung tritt. Den Christklotz erwähnten wir in dieser Richtung schon. Ähnliches gilt vom Heimchen, welches sich am Herde niederlässt. Ein solches bringt gleichfalls Glück, und man hütet sich sehr, dasselbe zu töten. In Börlinghausen heißen die Heimchen Heunemänken.

Das Herdfeuer schlingt nach unsern kurzen Andeutungen — denn nur als solche stellen sich unsere Ausführungen dar — ein Band um alle Glieder der Familie, das zugehörige Gesinde, Vieh usw. In allen wichtigen, entscheidenden Lebenslagen tritt es zum Menschen in Beziehung, aber auch zum Urquell seines Daseins, zur Sonne und zum Blitzfeuer, welches letzteres herabzüngelt auf die Erde. Die rohe Verehrung der Barbaren für die wirkliche Flamme, mit Tylor²⁶⁾ zu reden, für die Flamme, die ihm beweglich, heulend und verzehrend wie ein lebendes Tier erscheint, die ihm aber auch segnend, helfend und rein menschlich fühlend nahe rückt, diese Verehrung, welche gewissermassen dem Fetischismus zugezählt werden muss, klingt noch durch. Aber diese ursprünglichere Form der Feuerverehrung ist im Laufe der Zeit verallgemeinert und damit abgeschwächt worden; das Herdfeuer tritt immer deutlicher als die „Manifestation eines allgemeinen Elementarwesens, des Feuergottes“ hervor: der Fetischismus wird zum Polytheismus, ohne dass wir in der Lage sind, die verschiedenen Phasen dieses theologischen Entwicklungsprozesses zu verfolgen. Dazu möge man halten, was Tylor mit Nachdruck betont, dass nicht alle Gebräuche, welche in Verbindung mit dem Feuer auftreten, auch notwendigerweise der Verehrung des Feuers selbst entspringen sind. Auch der Umstand, dass die Verehrung des irdischen Feuers in einer unlösbaren Verbindung mit der Verehrung des himmlischen Feuers steht, erhöht die Schwierigkeit der bezüglichen Untersuchungen.

²⁶⁾ Anfänge der Kultur II, 278.

Glaube und Brauch lässt sich bei einer Betrachtung des Herdfeuers niemals trennen, es sind vielmehr Begriffe, welche sich notwendigerweise bedingen, auch bei einer Untersuchung in einem räumlich eng umschriebenen Gebiete wie dem Bergischen, welches aber durch seine geographische Lage an den Marken zweier der wichtigsten germanischen Volksstämme (Franken und Sachsen) für eine allgemeine, umfassende Untersuchung von hervorragender Bedeutung ist.

Kleinere Mitteilungen.

Aus einem Buche.

(Handschriftlich auf dem Hinterblatt.)

Johannes Antoinius
Teschemacher.

Anno 1683.

Dem gehört dieses Buch
Der es find dem ist lieb
Aber mir ist nicht lieb
Wann ich es verlohren hab
Dan bring es mir wieder dan
Wil ich ihm geben ein gebraten Mauss
in das Hauss für die Katz'
Vnnd Treck in deinen Beck für Speck
Dan hastu dich auch etwas
schönes zu berühmen wan du
es hast gefunden so wil ich dir
schicken meine Hunde welche aber
dass wirdt sein an einen solchen
Menschen fein Nun wil ich machen
ein end Welches auff latin ist
finis ist ein endt.
Hab ich es nicht wol geschrieben
So hab ich doch die Zeit verdriegen.

Johannes Antoinius
Teschemacher.

J. S.

Als Heilmittel gegen Warzen nimmt man in Cleve **Erbse** in der Zahl der Warzen. berührt diese damit und legt die Erbse in die Dachrinne. Auch nimmt man wohl **Bohnen**, feuchtet sie in der Strassenrinne an, benetzt mit je einer die Warze und vergräbt die Bohnen. Sobald Bohnen bezw. Erbse verwest sind, sind auch die Warzen verschwunden.

Wehrhan.

Als Heilmittel gegen die Abzehrung kleiner Kinder und auch Erwachsener kennt man in Lippe kleine Kissen, welche, von wissenden Frauen angefertigt, lange Zeit auf der Brust getragen werden. In dem seidenen Kissen, das die Grösse von etwa 3 × 4 cm hat, zuweilen etwas grösser ist, befinden sich allerlei zu einem Pulver geriebene Bestandteile, u. a. sollen dazu *Asa foetida* (Teufelsdreck), Roggenmehl, Brotkrumen, Flieder- oder Kamillentee usw. verwandt sein. Im ganzen soll das Kissen sieben, nach anderen noch mehr verschiedene Mittel enthalten. Das Kissen wird nur bei abnehmendem Mond umgetan. Wie fest der Glaube daran verbreitet ist, möge daraus hervorgehen, dass eine gebildete, den besten Ständen angehörende alte Dame sich aus reiner Menschenliebe noch mit der Herstellung der Kissen befasst und in der Gemeinde abgibt, wo sie gewünscht werden.

Wehrhan.

Ein Heilmittel gegen Geschwüre, vereiterte Wunden, Rose u. dergl. bildet in Lippe möglichst frischer Kuhdreck. Er wird einfach auf die betr. Stellen, Geschwüre usw. gelegt, durch ein übergebundenes Tuch festgehalten und von Zeit zu Zeit erneuert. Der brennende Schmerz soll davon nachlassen, der Eiter soll aus den Wunden ausgezogen und die Geschwüre sollen geöffnet werden.

Wehrhan.

Als Heilmittel gegen Gicht und Rheumatismus sind in Lippe Katzenfelle sehr gebräuchlich, doch gelten nur die Felle von ganz und gar schwarzen Katzen als heilkräftig, die der übrigen Katzen gelten zum wenigsten als minderwertig, wenn nicht gar als gänzlich untauglich.

Wehrhan.

Das **Schlachtfest** wird bei vielen Leuten in Lippe nur bei zunehmendem Mond und nicht an einem Freitag gehalten, auch wird an einem Freitag nicht gern gewurstet. Speck, Schinken und Würste des Schweines sollen sich im andern Falle nicht gut halten.

Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

O. Schell, Bergischer Volkshumor. („Der Volksmund“, herausgeg. v. F. S. Kraufs, Band XII). 148 S. Leipzig, 1907. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. — Preis 1 Mark.

In der Kraufs'schen Sammlung, auf die schon wiederholt in unserer Zeitschrift empfehlend hingewiesen worden ist (s. oben S. 70 ff. 152), hat O. Schell jetzt auch eine bunte Reihe mannigfaltiger Beispiele des Bergischen Humors erscheinen lassen. In 18 Kapiteln ist eine reiche Fülle von Stoff vereinigt und doch nur „Stichproben“ aus einem weit grösseren Vorrat. In frischem Plaudertone, dem Inhalte angemessen, hat der Herausgeber seine Gaben aneinandergereiht, doch fehlen auch weitere Ausblicke und wissenschaftliche Hinweise nicht. Vor gelegentlichen Derbheiten scheut sich der Volkswitz hier so wenig wie anderswo. Manches ist Gemeingut des deutschen Volkes oder findet sich über dessen Grenzen hinaus, doch ist auch diesem dann wieder durch die mundartliche Fassung das landschaftliche Gepräge gewahrt. Wir empfehlen das inhaltsreiche Bändchen unsern Freunden bestens.

Sartori.

Katalog der Stadtbibliothek in Köln. Abteilung Rheinische Geschichte und Landeskunde der Rheinprovinz. II. Bd. Köln 1907. Du Mont-Schauberg. XXVIII u. 283 S. Preis 5.— M.

Während der bereits 1894 erschienene I. Bd. der sog. Rheinischen Abteilung (bearbeitet von Dr. Fr. Ritter †) die Abschnitte I—IV [Literaturübersichten und Bibliographien.

Sammelbände vermischten Inhalts (I): Naturgeschichte (II): Geographie. Allgemeine Statistik (III); Landesgeschichte u. Ortsgeschichte. Kirchengeschichte (IV)] mit 1835 Nummern im ganzen enthält, bilden die Abschnitte V—VIII [Geschichte des Adels u. Familiengeschichte. Wappen- u. Siegelkunde. Orden. Münzwesen (V): Kultur- und Sittengeschichte (VI): Recht (VII); Verwaltung (VIIa): Volkswirtschaft (VIII). bearbeitet von Dr. Jos. Gotzen] mit 2683 Nummern den Inhalt des vorliegenden II. Bds.

Die ganze „Rheinische Abteilung“ der Kölner Stadtbibliothek soll nach dem Vorwort des Herausgebers (Prof. Dr. A. Keysser) im I. Bd. (XXII S.) im ganzen 18 Abschnitte umfassen, von denen Abschnitt XIII (Literatur u. Sprache. Mythologie, Sagen und Märchen. Poetische Bearbeitungen rheinländischer Stoffe) hier besonders interessiert. Zum vorliegenden Bd. ist im ganzen zu bemerken, dass er mit peinlicher Gründlichkeit und mit einer bis ins kleinste gehenden systematischen Anordnung des überreichlich gesammelten Materials bearbeitet ist. Infolgedessen und durch die ausführliche, aber nicht überflüssig lange Wiedergabe der Büchertitel wird der Leser bezw. Sucher schnell und gut unterrichtet. Mancherlei interessante Angaben stossen ihm sofort auf, und so gewährt schon das blosse Durchblättern des Katalogs Genuss und ist nicht ohne Gewinn. Abschnitt VI: Kultur- und Sittengeschichte verdient besonders hervorgehoben zu werden. Er nimmt mit seinen Abteilungen und Unterabteilungen 3 Seiten der Inhaltsübersicht ein (VIII, IX, X) und führt als besondere Rubriken auf: Allgemeine Kulturgeschichte der Rheinprovinz nach Zeitschriften, Quellen, Darstellungen; grösserer Landesteile und einzelner Orte. Häusliches und geselliges Leben. Sittenzustände. Trachten. Volkstümliche Sitten und Gebräuche. Festlichkeiten und Feierlichkeiten. Volksfeste, im allgemeinen, besonders Karneval, auch dieser wieder im allgemeinen und der einzelnen Orte [Köln nimmt allein 10 Seiten Übersicht ein: Geschichte des Karnevals, Lieder, Vorträge, Possen, Zeitungen, Almanache, Programme, Maskenfeste und Rosenmontagszüge, Gesellschaften, Vermischtes]. Kirmessen. Sport und Spiele. Freimaurerei.

Wunder- und Aberglauben. Prophezeiungen. Spiritismus. Hexen. Räuber und Verbrecher. Rheinische Originale usw. Natürlich enthalten auch die Nummern der übrigen Abschnitte manches hierhin Gehörige. Jeder tiefgrabende Forscher und Darsteller heimatlicher Kunde und Geschichte wird den Sammeleifer und den Bienenfleiss, wie er in dieser Mosaikarbeit zutage tritt, zu schätzen wissen und für die Blosslegung selbst unscheinbarer Dinge im Herzen dankbar sein, trotz dieses oder jenes Rezensenten, der „rascher und kürzer gearbeitet“ sehen möchte und es mitleidig lächelnd bedauert, dass Herausgeber und Bearbeiter auch die kleinsten und aller kleinsten Äderchen offen legen. Dem der Arbeit von anderer Seite vorgeworfenen Fehler der notwendigerweise bald eintretenden Unzulänglichkeit und Unvollständigkeit des Kataloges wird die offizielle Leitung der Veröffentlichungen der Stadtbibliothek schon zu begegnen und abzu helfen wissen. Es wäre nur zu wünschen, dass auch bald die übrigen Schätze der Rheinischen Abteilung in derselben Weise ans Tageslicht befördert würden; ihre vollständige Publikation würde eine wesentliche Stütze der Pflege, Erhaltung und Erforschung rheinischer Volkskunde sein.

Es ist zu bedauern, dass dem vorliegenden II. Bde. des Kataloges nicht jetzt schon ein ausführliches Register beigefügt ist, ein Mangel, der ja auch dem I. Bde. anhaftet. Zwar ist ein solcher (vgl. die Vorrede z. II. Bde.) gewissermassen als „Schlussstein“ der Veröffentlichung des ganzen Kataloges vorgesehen; aber es lässt sich nicht leugnen, dass die Brauchbarkeit und der Wert jedes einzelnen Bandes durch ein besonderes Namen- und Sachregister bedeutend erhöht würde.

Dr. Wrede.

Namen- und Sachregister.

- Abdankung** (des Toten) 276.
Abzehrung, Mittel dagegen 301.
Adam hatte 7 Söhne 51.
 „ im Kinderspiel 53.
Adventssonntag 12.
Aegidienberg (Siebengebirge) 298.
Agger, untere 44 ff.
Alfen (Kr. Paderborn) 29.
Allerheiligen 2.
Alswede (Kr. Lübbecke) 172, 173,
 174, 183, 184.
Altenahr 211.
Altenheerse (Kr. Warburg) 224.
Ameise 107.
Aminghausen (Kr. Minden) 269.
Andaxen (Andessen, Kr. Warburg)
 24.
Ansprache (d. Wöchnerin) 111.
Apfel 2 ff., 10, 13, 15, 195.
Aschermittwoch 17.
Äspate 112.
Asthma, Mittel dagegen 232.
Atteln (Kr. Büren) 17.
Aufgebot (zur Hochzeit) 173 f.
Augenleiden, Mittel dagegen 23.
Ausschankzeichen 225 f.
Ausststeuer 180, 191 ff.
Austerlinde 24.
Ayl (Saar) 212.

Bäcker 17, 81, 241 ff., 283 f., 285.
Ballspiel 25, 57.
Bär 16.
Barbaratag 8.
Bastlöserime 135, 211.
Bauersprache 37 f.
Baum 105.
 „ vors Fenster setzen 27.
Baumblüte zur Unzeit 271.
Bauopfer 105 f., 287.
Begräbnis 42, 243, 271 f., 276 ff.

Beltheim Hunsrück) 214
Berg 132, 236 ff.
Besen 180, 191, 192, 198.
Besitzergreifung 229 f., 297.
Besprechen 121, 222 f.
Bettelgänge 1 ff.
Bettler 38.
Beverungen (Kr. Höxter) 13, 273.
Bewachsensein (Zwergfellentzün-
 dung) 117.
Beyenburg (b. Barmen) 229, 230.
Bickendorf (Eifel) 139.
Biene 105, 106 f., 121, 206, 273.
Bierde (Kr. Minden) 9, 12, 14, 21,
 23, 30, 110, 112, 116, 183,
 188, 194, 269, 271 ff., 279.
Bild 118 f.
Birke 26, 27.
Birkenschale (Bierkalterschale?)
 281.
Birne 2 ff.
Birresborn (Eifel) 209.
Bistond (Gevatter) 112.
Blasheim (Kr. Lübbecke) 4, 111 f.,
 114, 174, 184, 193, 196, 273,
 281.
Bleiwäsche (Kr. Büren) 13.
Blindheit 232 f.
Blitz 27, 118, 298.
Blomberg (Lippe) 226.
Blotesmännkes 127.
Blutstillen 222.
Boeket (Kr. Heinsberg) 123 ff.
Bockum (b. Kaiserswerth) 295, 296.
Bohne 271, 301.
Bolleberg 124 f.
Bonerath (Hunsrück) 212.
Bonn 63.
Brackwede (Kr. Bielefeld) 6, 20,
 182, 270 f., 281.
Brauchen 121.

- Brautapfel 195.
 Brautbett 180 f. 193. 196. 197.
 Brautbitter 174.
 Bräutigamsknechte 182. 194.
 Brautkuh 198.
 Brautwagen 180. 191 f. 194 f. 197 f.
 Brautwein 36.
 Brautwocken 180.
 Brennesse (i. Rätsel) 221 f.
 Bringelabend 176.
 Brot 179. 189. 193. 255 ff. 273. 276.
 Brückenlied 46.
 Brunnenverehrung 224.
 Buche 15. 26.
 Buchinschrift 300.
 Büffel 16.
 Bünde (Kr. Herford) 110. 112. 174.
 184. 273. 277.
 Büren 2.
 Burscheid 58. 132. 203.

 Calenberg (Kr. Warburg) 13.
 Charsamstag 21.
 Christabend 230.
 Christklotz 297.
 Christmonat 9.
 Cleve 231. 301.
 Clotten (Mosel) 212.

 Dankersen (Kr. Minden) 195.
 Dechant 254.
 Dechen 25.
 Dekan 253 f.
 Delbrück (Kr. Paderborn) 2. 10.
 12. 19. 21. 26. 115. 173. 177.
 182. 190. 193 f. 196. 269 ff.
 Denerew 67. 147.
 Detmold 68. 142.
 Dielingen-Wehden (Kr. Lübbecke)
 10. 29. 110. 194. 269 f. 275 f.
 Dienstag 182.
 Distel 30.
 Doenrade (Limburg) 125.
 Döhnte 114.
 Döhren (Kr. Minden) 9. 11. 14.
 Domann, Johann 164 ff.

 Donnerstag 15. 182.
 Dornbusch vors Fenster setzen 27.
 Dortmund 99. 231.
 Drache, fliegender 298.
 Dreifaltigkeitsnacht 118 f.
 Dreifaltigkeitssonntag 118.
 Dreikönigslied 13 f.
 Dreikönigstag 13 f. 210.
 Drenke (Kr. Höxter) 20.
 Dringenberg-Gehrden (Kr. Warburg)
 8. 19. 30. 173. 184. 188 f.
 223 f.
 Dudeldorf (Kr. Bitburg) 147. 218.
 Dusemond 212.
 Düsseldorf 232.

 Egge (im Rätsel) 221.
 Ei 10. 15. 23. 27. 221.
 Eiche 15.
 Eichhörnchen 136. 204.
 Eierlaufen 24.
 Eiersammeln 28.
 Eiersingen 28.
 Eifel 63 f. 129 f. 137 ff. 207. 209
 228 f.
 Eilshausen (Kr. Herford) 273.
 Eisbergen (Kr. Minden) 8. 9. 110 f.
 272 ff. 279.
 Êkhôn 132. 136.
 Elberfeld 291. 296.
 Ellenburg (Kr. Lübbecke) 277.
 Engel 140.
 Engel u. Teufel (Kinderspiel) 54.
 Enger (Kr. Herford) 5. 11. 14.
 278. 280.
 Epilepsie, Mittel dagegen 231.
 Erbsen 301.
 Erdgeister 123 ff.
 Erkeln (Kr. Höxter) 12. 28. 173.
 Ernst (Mosel) 212.
 Erzen 138.
 Esel (im Kinderspiel) 48 f.
 Essig löscht Feuer 298.
 Eule 107 f. 269 f.
 Exter (Kr. Herford) 9. 195. 270. 280.

- Fackeltragen** 25.
Falkenhagen (Lippe) 229.
Fastbacken 257.
Fastnacht 14 ff. 63 ff.
Fastnachtbegraben 17.
Fastnachtsbretzel 65.
Fastnachtsdienstag 15.
Fastnachtslitanei 17.
Fastnachtssonntag 209.
Fastnachtsweck 15.
Faulkranz 27.
Feeënpijpes 128.
Fegen hinter d. Leiche 279.
Fell (Moselland) 138.
Festzeiten des Jahres 1 ff.
Feuer 272.
 — besprechen 121.
Feuerglocke 246.
Feuergott 286.
Feuerkultus 290 ff.
Feuerräder 26.
Finen 19.
Flachs 19.
Flötenholz 135.
Fluchen 140 f. 224.
Fögesmann 172.
Franzosen, die — haben 198 ff.
Freitag 182. 302.
Freiwerber 172.
Friedewalde (Kr. Minden) 113. 115.
 173. 269.
Friedrichsdorf (Kr. Wiedenbrück) 23.
Fronleichnam 250.
Fuchs 107 f.
 — aus dem Loch (Kinderspiel) 57.
 — und Gans (Kinderspiel) 53.
Fuchseier 24.
Funkenkranz 19.
Funkenlöschchen 19.
Fürstenberg (Kr. Bären) 15. 25 f.
 173. 180. 189. 269. 273.
Fusstapfen 222.
Gaitling (Amsel) 107.
Gansreiten 20.
Gebehochzeit 196 f.
Gebildbrote 13. 14 f.
Geburt 32 f. 110.
Gehlenbeck (Kr. Lübbecke) 112.
 115. 270. 272.
Geister 122 ff. 129 f. 147 f. 219 f.
Gelbbacken 258.
Gelbsucht, Mittel dagegen 230 f.
Germaniafest 29.
Germete (Kr. Warburg) 16. 18.
 24. 31. 113. 173. 180.
Geschwür, Mittel dagegen 301.
Gesinde 282. 294. 297.
Gevatter 33. 40 f. 112.
Gevatterkuchen 113.
Gewitterglocke 67.
Gicht, Mittel dagegen 301.
Gilden 241 ff.
Glas zerbrechen 188 f. 190.
Glieder, hölzerne 208.
Glocke 67. 123. 126. 127 f. 246.
 271. 274. 275.
St. Goar 210.
Grenzgang 226 f.
Grenzstein verrücken 122. 139 ff.
 219 f.
Gründonnerstag 21.
Gülterkens 124.
Gurmanie 29.
Gütersloh (Kr. Wiedenbrück) 1.
 12. 280.
Gutweiler (Hunsrück) 214.
Haaren (Kr. Heinsberg) 123 ff.
Hackelberg 9. 105.
Häckselstreuen 173 f.
Hagelfest 29.
Hahlen 29.
Hahn 105. 196. 206. 292.
Hahnschlagen 20.
Hal 288.
Halen (Limburg) 126.
Halle i. W. 7. 11. 25. 27. 110.
 114. 184. 269 f. 276. 278 f.
 281.
Halsenbach (Hunsrück) 215.

- Halskrankheiten, Mittel dagegen 232.
 Hamelmann, Hermann 167 ff.
 Hamm (Saar) 214.
 Handtuch 275. 282.
 Handwerksgruss 264 f.
 Hartum (Kr. Minden) 29. 112 f. 173. 180. 189. 269 f. 274 f. 278.
 Hase (im Rätsel) 221.
 Häselein in der Grube (Kinderspiel) 46.
 Hausbau 105.
 Haushebung 42.
 Hausinschriften 216 f.
 Hausweihe 8.
 Hebamme 81. 112. 113. 115.
 Hebel, J. P. 139 f.
 Heddesdorf (Kr. Neuwied) 209. 211.
 Hedwig (Kuchen) 14. 19.
 Heepen (Kr. Bielefeld) 7. 8. 10. 20. 28. 111 ff. 115. 174. 179. 273. 275.
 Heerbrand 297 f.
 Heidelbeeren 133 f.
 Heidenoldendorf (Lippe) 96.
 Heidewecken 14. 18 f.
 Heilige Nächte 9.
 Heimchen 299.
 Heimsen (Kr. Minden) 3. 9. 10. 13. 23. 27 f. 110. 112 ff. 172 ff. 182 f. 194. 270 ff. 278 ff.
 Heinsberg 123.
 Heinzelmännkes 123 f.
 Hel 288 ff.
 Hel, um das -- führen 294 f. 297.
 Helhaken 288 f. 294.
 Hellscher 110. 268.
 Herd 277. 286 ff.
 Herdfeuer 286 ff.
 Herford 13. 172. 175. 270 f. 278. 281.
 Herrstein 213.
 Heunemännken 299.
 Hexen 27. 116 ff.
 Hiddenhausen (Kr. Herford) 5. 19. 176. 183.
 Himmelsbriefe 94 ff. 102 ff.
 Hirt 20.
 Hochzeit 36 ff. 105. 118. 171 ff. 272. 281. 294 f.
 Hochzeitsbitter 174 ff. 190. 191.
 Hochzeitsbittersprüche 175 ff.
 Hochzeitsmahl 193.
 Hoensbroek (Limburg) 124.
 Hökefrauen 278. 282 ff.
 Holzhausen (Kr. Minden) 29.
 Holzschuhkirmes 31.
 Horn (Lippe) 226.
 Hörner, wieviel — hat der Bock 137 f.
 Höxter 13. 26. 173. 188.
 Hufeisen 106.
 Hufeisen verlieren 109.
 Huhn 14. 179. 221.
 Hüllhorst (Kr. Lübbecke) 23. 113. 115 f. 179. 184. 193. 273. 277.
 Hülsdorn (*Ilex aquifolium*) 19. 226.
 hülßen 19.
 Hülsenbusch (i. Berg.) 294.
 Hülsenstrauch 19.
 Hund 107 f. 122. 221. 270.
 Hunsrück 116 ff.
 Hünxe (b. Wesel) 144.
 Huppe 135.
 Jakob wo bist du? 57.
 Jan met de roode muts 124.
 Idar 213.
 Igel (im Rätsel) 221.
 Ilse (Kr. Minden) 115. 275.
 Ilserheide (Kr. Minden) 277.
 Ilvese (Kr. Minden) 9. 182.
 Johannesbruderschaft 30.
 Johanneskirmes 31.
 Johannisfeuer 30. 291.
 Johannisherr 30.
 Johannisknecht 30.
 Johannisnacht 30.
 Johannistag 30.

- Jöllenbeck** (Kr. Bielefeld) 3. 6. 11. 273 f.
Jössen (Kr. Minden) 24.
Irrlicht 122 139 ff. 223 f.
Ittel 138.
Jüstes Kindelbier 115.

Kabuntermaunekens 124.
Kaisersesch (Eifel) 130. 219.
Kalb. goldenes 219.
Kammerforst (bei Dudeldorf) 218.
Karline-Mann 219.
Karneval Prinz 16.
Kartoffelpfannkuchen 23.
Käse 244.
kassen 112.
Katteker 136.
Katze 16. 106 ff. 117. 184.
 „ und Maus (Kinderspiel) 57.
Katzenfell als Heilmittel 301.
Kauf 136. 204.
Käuzchen 269 f.
Kelberg 213.
Kerze s. Licht.
Kesselhaken 19. 288 ff. 291.
Kesselhakenfest 297.
Kettenspiel 57.
Keuchingen (Saar) 64.
Killewittchen 124.
Kind 110 ff.
Kinder sammeln Gaben 1 ff. 10. 13. 28.
Kinderslieder 44 ff. 132 ff.
Kinderspiele 44 ff. 137 f.
Kindtaufe 31 ff. 110 ff. 294.
Kindtaufs-Döhnte 114.
Kirchborehen (Kr. Paderborn) 29.
Kirchweih 63 ff. 209.
Kirmes 30 f.
Kirschbaumzweige 8.
Kirschenpfücken 205.
Kiwittemännkes 124. 127.
Klaas 8.
Kleidenachbarn 281.
Klemme 135.
Knawwels 281.

Knickerspiel 108.
Knözezen 205 f.
knootsas (Rathaus) 206.
Kochem 219.
Köchin 185 f. 194.
Kohl 21.
Köln 3. 5 ff. 51.
Konfirmation 116.
Kornkättken 106.
Krallenschnur 181.
Krähenknochen (als Heilmittel) 231.
Kram 32.
Krankheiten des Viehs 13.
Kranzreiten 19.
Krell (Kr. Herford) s. Ostscheidt.
Krengel 20.
Kressnät 60.
Kreuz 118. 272.
Krie-Spiel 57.
Krimineller Aberglaube 68.
Kröte 109. 232.
Kruenemännkes 126.
Kuckuck 20. 109.
Kuchen 113 f. 193. 276.
Kuh 24. 28. 121. 127. 198. 270.
Kuhdreck als Heilmittel 301.
Kullemännkes 124.
Kurpfuscherei 81 ff.

Lahde (Kr. Minden) 269.
Lamm in der Sonne 23.
Lampe s. Licht.
Landkern 219 f.
Langenachtspinnen 11.
Langenberg (Kr. Wiedenbrück) 23. 194.
Langer Roggen 114. 179. 193.
Langwams 9.
Lappen. ewiger 181.
Lärm in der Mainacht 26.
 „ „ „ Osternacht 21 f.
Lehrrufen 209.
Lehnsonntag 209.
Leichenbalken 275.
Leichenbitter 275. 282.
Leichenhuhn 269.

- Leichenmahlzeit 280 f.
Leichenrede 276 f. 284 f. 296.
Leichenwagen 277. 279. 283.
Leichenweg 112. 279.
Leihen 27. 111.
Leteln (Kr. Minden) 9. 27. 269 f.
272. 275. 277.
Levern (Kr. Lübbecke) 113. 115.
174. 182. 193. 196. 274 f.
Licht 30. 111. 172. 183. 207. 242 f.
248. 252. 268. 274. 277. 282.
293. 296.
Lichtmess 14.
Lieberhausen (i. Berg.) 296.
Limburg 123.
Linde 24.
Linz 216.
Lippe 94. 142 ff. 198. 226 ff. 232.
301 f.
Lippspringe (Kr. Paderborn) 188.
273.
Lipsius, Justus 161 ff.
Löffels, Umhalten des 38.
Löfte 172.
Losbacken 257.
Losheim (Saar) 214.
Lübbecke 8. 172. 278.
Luchtort 275.
Luerschuen 137.
Lügde (Kr. Hörter) 25.
Luther, Martin 7.
Luttertrank 34. 35.
Lüttkefastnacht 15.
Luxusgesetze 33 f.

Maasbree 127.
Mädchenlehen 62 ff. 208 ff.
Maibaum 26 f.
Mailchen 62 ff. 208 ff. 230.
Mainacht 118.
Maitag 26 f. 63 ff. 211.
Malbergweich 138.
Manderscheid 213.
Marcher 139 ff.
Maring 139. 214.
Mark, westfälische 105 ff.
Marpingen 139.

Martinsabend 2
Martinslieder 2 ff.
Martinstag 2.
Masburg (Eifel) 130.
Maske 8. 13. 15. 16.
Mattiesstuten 284.
Maulwurf 270 f.
Maus 270. 274.
Mayen (Eifel) 129.
Meineid 129 f. 219 f.
Meise 106.
Mengelbrot 21.
Mettlach (Saar) 64.
Mettmann 290. 296.
Michaelstag 1. 250.
Milchzeche 146.
Minden 1 ff. 110 ff. 171 ff. 268 ff.
Misten 9.
Mond 286. 301 f.
Morgenstern (= Oxenstern) 228 f.
Mörsdorf (Hunsrück) 215.
Müller 17.
— (im Kinderspiel) 56.
Münstereifel 207.
Murmeltier (im Kinderspiel) 55.
Muttermilch 299.

Nachbarn 110 ff. 172. 174. 179.
191. 193. 272 ff. 275. 277.
281 f.
Nachrichter 81.
Nachtwächter 11.
Nachtwächterlied 11.
Nägelschneiden 118.
Näherin 191. 193. 224. 279. 281.
Nalbach (Kr. Saarlouis) 209.
Name ausgeschnitten 121.
Neuenbecken (Kr. Paderborn) 16.
195.
Neuenknick (Kr. Minden) 10. 19.
25. 28. 274.
Neuhaus (Kr. Paderborn) 26.
Neujahr 9. 10 ff.
— schiessen 10.
Neujahrsnacht 10. 272.
Neujahrstag 2. 12.

- Ritzdorn 25.
Rödinghausen (Kr. Herford) 4. 25.
111 ff. 193. 273. 275. 277. 280.
Roggel (Limburg) 126.
Rokhahn 105.
Rose, Mittel dagegen 301.
Rote Farbe 115. 124. 174. 182. 191.
Rothe (Kr. Höxter) 20.
Rotmützen 124. 126.
Rottpitz b. Aegidienberg 298.
Ruckheldemchen 33. 35.
Rummel 64.

Saar 63. 64.
Saarhölzbach (Kr. Merzig) 209. 211.
Säen 21. 27.
Sagen 67 f. 123 ff. 129 f. 147 ff.
218 ff. 268 f.
Salzuffen (Lippe) 226 f.
Samstag 182.
Samtband (als Heilmittel) 232.
Sarg (im Rätsel) 221.
Sargnägel 120.
Sattelmeyer 278. 280.
Schäfer 12.
Schaflaus (als Heilmittel) 230 f.
Schalbruch (Kr. Heinsberg) 123 ff.
Schatten 272.
Schatten (bei der Hochzeit) 182.
184 f.
Schattgeld 182.
Schatz 122. 219.
Schenkhochzeit 196 f.
Schienenbriewen 18.
Schiessen 10. 25. 183. 184.
Schildesche (Kr. Bielefeld) 6. 24.
31. 276.
Schiwwe streuen 173.
Schlachtfest 302.
Schlag mit der Lebensrute 19.
Schlüsselburg (Kr. Minden) 3. 188.
Schmied 11 f. 17. 81.
Schmiedelied 11 f. 18.
Schnatgang 226 f.
Schnecke (als Heilmittel) 230 f.
Schnee (im Rätsel) 221.
Schneider 174. 182.
Schöfstroh 296.
Schonemarkt 255.
Schonewegge 255. 256.
Schreckenberger (Münze) 33. 35.
Schuh 137. 172. 182. 195.
Schuhlappen 125.
Schuhmacher 278.
Schülersingen (bei d. Bestattung)
276 f. 278. 280. 282 f.
Schützensgebräuche 144 ff.
Schwalbe 270.
Schweich 213.
Schwein 108.
Schwerttanz 17.
St. Sebastian (bei Koblenz) 131.
Seelen 287 f.
Seelenfeld (Kr. Minden) 8. 10. 19.
24. 175. 183. 269. 271. 274.
277. 281.
Seide (als Heilmittel) 230.
Seilspannen (bei d. Hochzeit) 182.
184.
Selfkant (Kr. Heinsberg) 123 ff.
Senne (Kr. Bielefeld) 28.
Siegerland 227 f.
Simmern (Hunsrück) 119.
Singen über dem Sarge 276.
„ vom Stein 280.
Sirzenich (b. Trier) 212.
Soest (Kr. Saarlouis) 212.
Soester Börde 221 f.
Sonne 286. 290.
Spätgens 126.
Speisen 162 f.
Spenge (Kr. Herford) 8. 110. 115.
179. 182. 184. 192. 194 ff.
269. 272. 274 ff. 278. 280.
Spinnrad 180. 193. 197.
Spinnstube 20.
Spitt 15.
Sprechen, nicht 23.
Spuk 68. 123.
Stärkvaddern 112.
Stechpalme 19.
Steinen, J. D. v. 170 f.

- Weihnachten 8 f. 60 f.
Weihnachtsbaum 8. 60 f.
Weihnachtslied 58 ff.
Weinkauf 34. 35 f.
Wergeld 143 f.
Werwolf 223.
Weser 9. 23.
Westfalen, die — und Justus Lipsius 161 ff.
Westfalen, Ursprung der — 148 f.
Wetter 9.
Wettrennen 185. 195.
Weussheuner 269.
Weversmann 172.
Wewer (Kr. Paderborn) 15. 17. 30. 174. 176. 189. 271. 272.
Wiedehopf 204.
Wiedenbrück 7. 12. 14. 16. 21. 22. 25. 26.
Wiegegeld 113.
Wietersheim (Kr. Minden) 19. 271.
Wiltigen (Saar) 213.
Wipperfürth 297.
Wissen (Sieg) 216.
Wittekindsfest 14.
Wittel (Herford) 279.
Wittgenstein 102.
Wittlaer b. Kaiserswerth 295 ff.
Wochenbett 32 ff.
Wöchnerin 32 ff. 110 ff. 280. 293.
Wörterbuch, rheinisches 150 ff.
Wünschelrute 227 f.
Wussestuten 179.
Zacken 289.
Zackloch 289.
Zahn 272. 274.
Zahnweh. Mittel dagegen 120.
Zeltingen (Mosel) 138.
Zigeuner 119 f.
Zoppen-Suppe 114.
Zucken (Kinderspiel) 56.
Zunftleben 241 ff.
Zwerge 111. 123 ff.
Zwölfen 9.

Mitgliederverzeichnis
des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.
Bestand vom 1. November 1907.

I. Vorstand:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29	}	Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32		
O. Schell, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	}	Schriftführer.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 761		
O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33. Kassierer.		
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.	}	Beisitzer.
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn		
Lehrer Gust. Ad. Jäger, Elberfeld		
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.		
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Bonn		
Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg i. W.		
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.		
Rektor C. Rademacher, Köln		
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt		
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld		
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln.		

II. Ehrenmitglieder:

- Exzellenz Freiherr von der Recke, Oberpräsident von Westfalen,
Münster i. W.
Regierungspräsident Schreiber, Düsseldorf.
Regierungspräsident Dr. Kruse, Minden.

III. Ordentliche Mitglieder.*)

Aachen

Dr. phil. E. Arens, Oberlehrer.
Franz Heinrich, Amtsgerichts-
sekretär.
Dr. Krabbel, Sanitätsrat.
Dr. med. Hans Mönicks,
Zahnarzt.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzen-
der des kath. Lehrerverbandes
Rheinland.
Stadtbibliothek.

Aachen-Burtscheid

Franz von Birgeln.

Adenau (Eifel)

Kreislehrerbibliothek.

Aegidienberg b. Himberg-Honnef Steiz, Hauptlehrer.

Ahrweiler

Dr. J. Ludwig.

Altenberg (Rhld.)

Wilh. Borsbach, Hotelbesitzer.

Altenkirchen

Kreislehrerbibliothek. (2 Expl.)

Altona

Museum.

Andernach

Steph. Weidenbach, Lehrer.

Aplerbeck

A. Clarenbach, Rentner.
Fr. Grügelsiepe, Kaufmann.

Arnsberg i. W.

v. Pelzer-Berensberg, Reg.- u.
Baurat.

Askow, pr. Veijen (Jütland)

Dr. H. F. Feilberg, Pastor emer.

Barmen

Dr. Dütschke.
Jul. Leithaeuser, Professor.
Stadtbibliothek.
Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).
Ad. Werth, Fabrikant.
Joh. Wilh. Werth, Fabrikant.

Bedburg

Dr. Kaussen.

Bendorf a. Rh.

Jos. Alken, Lehrer.
Jos. Schlicht, Hauptlehrer.

Berchum b. Hagen i. W.

Hermann Fermum, Lehrer.

Bergisch-Gladbach

Feiler, Hauptmann a. D.
Heinrich Löhr.

Berlin

Dr. J. Bolte, Professor.
Bildhauer Dorls.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Kgl. Museum für Völkerkunde.
Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.
H. Sökeland, Schriftführer des
Museumsvereins.
Strecker, Dr. phil., Oberlehrer
und Professor a. d. Univer-
sität.
Stüreh, Ingenieur.
Dr. Wiese, Schriftsteller.

Berlin-Charlottenburg

Robert Mielcke, Schriftsteller
und Geschäftsführer des
„Heimatbund“.

Berlin-Schöneberg

Baurat Gerlach.
Sekretär Wälter.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet. Etwaige Irr-
tümer und Änderungen wolle man gefl. dem Schriftführer K. Wehrhan,
Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76 I. mitteilen.

Bettrath b. M.-Gladbach

H. Gierlichs, Hauptlehrer.

Bielefeld

Historischer Verein für die Graf-
schaft Ravensberg.

Ed. Magnus, Lehrer.

Dr. Tümpel, Professor.

Birgel bei Düren

Graf Spee, Pfarrer.

Bistritz (Siebenbürgen)

Dr. Kisch, Gymnasialprofessor.

Bitburg

Lentz, Kreisschulinspektor.

Bochum

Franz Hase, Bauunternehmer.

Fr. Kerper, Rektor.

Heinr. Lohoff, Lehrer.

Wilh. Spiekermann, Lehrer.

Bockum, Landkreis Krefeld

Bürgermeisterei.

Bommersholz i. W. (Ruhr)

A. H. Blesken, Lehrer.

Bonn

Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.

M. Foyen, kgl. Gerichtsvollzieher.

Dr. Franck, Univ.-Professor.

Dr. Walter Kruse, Univ.-Prof.

J. Küppers, Lehrer.

Dr. Liesenfeld, stud. phil.

C. Meurer, Gymnas.-Oberlehrer.

Dr. Jos. Müller, Oberl. (2 Expl.)

Dr. Pohl, Gymn.-Direkt. a. D.

Dr. Eugen Pryn, Professor.

Dr. Franz Schultz, Privatdozent.

Dr. Felix Solmsen, Univ.-Prof.

Stadt Bonn (Oberbürgermeister).

Dr. Fritz Stier-Somlo, Univ.-Prof.

Dr. A. Wiedemann, Univ.-Prof.

Dr. Wilmanns, Univ.-Professor.

Borgeln, Kreis Soest

Pastor Clarenbach.

Borken i. W.

Dr. med. W. Conrads.

Braunschweig

Ferd. Rahlwes, Pastor.

Brieg (Schlesien)

Prof. Dr. P. Geyer.

Brühl bei Köln

Gymnasialbibliothek.

Buenos-Aires (Südamerika)

* Frau Adele Petersen.

* Frau Louise Plate.

Burgbrohl

Dr. H. Andreae.

Burscheid

Otto Richarts-Stindt.

Caternberg b. Essen

Strässer, Lehrer.

W. Terhardt-Bommann, Lehrer.

Cleve

Kreisausschuss des Kreises Cleve.

Coblenz

Dr. M. Bastgen, Oberlehrer.

Dr. Follmann, Oberlehrer.

Dr. Hessel, Direktor.

Kgl. Staatsarchiv.

Stadtbibliothek.

Coblenz-Neuendorf

Sailer, Lehrer.

Cochem (Mosel)

Ockenfels, Hauptlehrer.

Crefeld

Frl. L. Boeder, Lehrerin.

Kreisausschuss des Landkreises

Crefeld.

Rud. Schäckermann, Redakteur.

Stadtgemeinde (Oberbürger-

meister).

Rich. Wolfferts.

Daun (Eifel)

Otto Gandner, Kaufmann.

Derlen b. Saarbrücken

Rosch, Pfarrer.

Derne b. Dortmund

Paul Stolle, Hauptlehrer.

Detmold

Fräulein Clara Bornebusch.

Frau Prof. Brückner.

Dr. K. Tielker, Rechtsanwalt.

Dierdorf (Bez. Coblenz)

Gross, Hauptlehrer.

Dortmund

Andree, Ingenieur.

Anger, Rentier.

Anthes, Professor.

Augusti, Direktor der Essener
Kreditanstalt.

Barich, Lehrer.

Baumeister, Rentner.

Baumhögger, Bauunternehmer.

v. d. Berken, städt. Vermessungs-
inspektor.

Blume, Kaufmann.

Bodenstein, Zahnarzt.

Böker, Kaufmann.

Brackmann, Bahnhofswirt.

Brand, Dr. med.

Brausewaldt, Oberlehrer.

Brügmann, P., Holzindustrieller.

Buff, Kaufmann.

Busch, Maler und Zeichenlehrer.

Clod, Kaufmann.

Colignon, Stationsvorsteher I. Kl.

Curtius, Stationseinnehmer.

Demnig, Oberst.

Deter, Kaufmann.

Dibbelt, Dr. phil., Oberlehrer.

Dornheckter, Dr. phil., Stadt-
schulrat.

Dortmunder Lehrerverein.

Droste, Dr. phil., Professor.

Düsing, Lehrer.

Eckardt, Zivilingenieur.

Estner, Ingenieur.

Faubel, Zahnarzt.

Geis, Bahnmeister.

Geselbracht, Justizrat.

Gewerbeverein.

Goekel, Gerichtstaxator.

Grabo, Architekt.

Gronemeyer, Professor.

Haehling v. Lanzenauer, Major
a. D., Standesbeamter.

Haller, Kgl. Steuerinspektor.

Hannes, Kaufmann.

Harms, Kaufmann.

Heim, Kgl. Steuerinspektor.

Hildebrand, Dr. phil., Oberlehrer.

Hobräck, Kaufmann.

Hoffmann, Generalagent.

Haupt, Bureau-Assistent.

Janssen, kgl. u. städt. Musik-
direktor.

Kampmann, Architekt.

Katholischer Lehrerverein.

Kaupe, Gerichtstaxator.

Kaupe, Dr. med.

Klasmann, Kaufmann.

Klöpper, Kaufmann.

Kohn, Rechtsanwalt.

Krimschule.

Küper, Fabrikbesitzer.

Lahme, Prokurist.

Laymann, Kaufmann.

Lehnhoff, Lehrer.

Lemberg, Lehrer.

Lemberg, Dr. phil., Professor.

Lentze, Kaufmann.

Lierfeld, Generalagent.

Linneweber, Architekt.

Linse, Dr. phil., Professor.

Lock, Kaufmann.

Lorenz, Lehrer.

Städt. höhere Mädchenschule

Markmann, Architekt.

Marx, Architekt.

Meininghaus, Dr. der Staats-
wissenschaften.

Meyer, Kaufmann.

Meyer, Zimmermeister.

Metzmacher, Stadtrat.

Städt. Museum.

Overhoff, Lehrer

Panhoff, Dr. phil., Professor.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Plate, Betriebswerkmeister.
Realgymnasium.
Reese, Direktor des städt.
Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.
Reinartz, Ober-Telegraphen-
sekretär.
Ruben, Dr. jur., Magistrats-
assessor.
Ruhfuss, Dr. phil., Verlags-
buchhändler.
Sallié, Lehrer.
Sartori, Professor.
Sauerländer Gebirgsverein,
Ortsgruppe Dortmund.
Schäfer, Professor.
Schäfer, Fabrikbesitzer (Cörne).
Schapler, Dr. phil., Stadtschulrat.
Frl. M. Schmemann.
Schmoll v. Eisenwerth, Dr. ing.
Diplom-Ingenieur.
Schulte, E. W., Kaufmann.
Schulte, H. W., Kaufmann.
Siebert, Versicherungsbeamter.
Spangenberg, Brauereidirektor.
Stadtbibliothek.
Steinweg, Bergwerksverwalter
a. D.
Steneberg, Professor.
Stoffregen, Gärtnereibesitzer.
Tewes, Juwelier.
Tiefensee, Kaufmann.
Treeck, Kaufmann.
Uhlmann-Bixterheide, Telegr.-
Bauführer und Schriftsteller.
Ullner, Prokurist.
v. Velsen, Kaufmann.
Verron, Rentner.
Weimann, Rektor.
Witteborg sr., Kaufmann.
Witteborg jr., Kaufmann.

Duisburg

Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).

Duisburg-Meiderich

F. Wippermann.

Duisburg-Ruhrort

Dr. Meyer, Gymnasialoberlehrer.
Kreisausschuss des Landkreises.

Duisburg-Wanheim

H. Meyers, Lehrer.

Düren

Heinr. Hoffmann, Lehrer.
Karl Lammenett, Lehrer.
Dr. Albert Lennartz, Oberlehrer.

Düsseldorf

Karl vom Berg jun.
Bibliothek d. Geschichtsvereins.
Dr. R. W. Carl.
Rud. Clément, Prov.-Sekretär.
Wilh. Grevel.
Dr. Junius, Direktor
Landes- und Stadt-Bibliothek.
Landeshauptmann der Rhein-
provinz.
Dr. Renvers.
Lehrerkollegium der Volksschule
a. d. Blücherstrasse.
Engelbert Richarz, Kand. d.
höh. Schulamts.
Professor Willy Spatz, Maler.
Karl Ufer, Gymnas.-Oberlehrer.

Düsseldorf-Grafenberg

Dierlamm, Lehrer.
Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.

Eilshausen

Sievert, Hauptlehrer.

Elberfeld

*Fr. Bayer, Kommerzienrat.
M. Bethany, Privatgelehrter.
Bibliothek des Bergischen
Geschichtsvereins.
Joh. Black, Direktor.
C. Clément, Standesbeamter.
Elsas, Professor.
Dr. Gerth.
Ernst Gieseking, Lehrer.

B. Grauvogel, Sekretär.
O. Grüttefen, Buchhändler.
Jos. Gunck, Landger.-Sekretär.
Hartnack, Töchtereschullehrer.
Otto Hausmann, Schriftsteller.
Dr. Hilt, Pfarrer.
Chr. Höhler, stellv. Leiter der
Fortbildungsschule.
A. Hoelper, Eisenbahn-Sekretär.
Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
Jürges, Lehrer.
Friedr. Just, Eis.-Sekretär.
Kath. Vereinigung berg, Lehrer.
Rud. Nostiz, Lehrer.
Realgymnasium.
E. Riepenberg, Kaufmann.
E. Rochder, Stadtsekretär.
Herm. Sanner.
Franz Schaeper, Lehrer.
Scheibe, Prof., Gymnasial.-Dir.
E. Schell, Kaufmann.
O. Schell, Lehrer und Biblio-
thekar des Berg. Geschichts-
vereins.
Frau Calla Schell.
Franz Schleyer, Gerichts-
sekretär.
F. L. Schneider.
Ludw. Schooff, Staatsanwalt-
schafts-Obersekretär.
Fr. Schulz, Lehrer.
Rud. Schwander, Lehrer.
Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).
Stadtbücherei Elberfeld.
Rud. Thietz, Lehrer.

Emsbüren b. Osnabrück
J. Tiesmeyer, Lehrer.

Engers b. Coblenz
Schüller, Hauptlehrer.

Enkirch (Mosel)
J. Speth, Lehrer.

Eschmar
Stärk, Lehrer.

Eschweileraue (Rheinland)
Franz Kapell, Lehrer.

Essen (Ruhr)
Herm. Brown.
C. Dirksen, Kaufmann.
Hugo Kückelhaus.
Museumsverein.
Pieck, Lehrer.
Ortsverband des Allgem. Deut-
schen Sprachvereins.

Eupen
C. Braselmann, Druckerei-
besitzer und Verleger.

Frankfurt a. M.
E. Kniepkamp, Mittelschullehrer.
Dr. Lauffer, Direktor d. histor.
Museums.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer.

Friedenau b. Berlin
H. Brüsker, Buchdruckerei-
besitzer.
Dr. Ed. Kück, Gymnasial-
Oberlehrer.

Friedr.-Wilhelm-Hütte (Siegkr.)
Helikum, Lehrer.

Gebroth, Post Winterburg,
Kreuznach
Franz, Pfarrer.

Geldern
Königl. Landratsamt.

Gelsenkirchen
Hirschmann, Pfarrer.
Jul. Honke, Lehrer.

Gerresheim
Meng, Lehrer.

Geseke i. W.
Dr. med. Kemper.

Gevensberg
Realschule.

- Giessen**
Dr. Hugo Hepding, Hilfsbibliothekar.
- Göttingen**
Dr. B. Crome.
- Greifswald**
Universitätsbibliothek.
- Grevenbroich**
Janssen, Hauptlehrer.
Zumbusch, Professor.
- Grosslichterfelde**
Dr. Hauptmann, Univers.-Prof.
- Gummersbach**
Seminar.
- Hagen i. W.**
Paul vom Berge.
Friedr. Heyden.
H. Kossmann.
R. Kolb, Ingenieur.
Sauerländischer Gebirgsverein.
Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privatgelehrter.
- Halle i. W.**
Chr. Frederking, Rektor der höh. Privatschule.
- Halle a. S.**
cand. phil. H. J. Sprenger.
- Hamburg**
Chr. Münster (i. F. Walsoe u. Hagen).
- Hamm i. W.**
E. Raabe, Oberlandgerichtssek.
- Hannover**
Dr. Willi Pessler, Geograph
- Hasslinghausen-Hobenken**
W. Bohlfig, Hauptlehrer.
- Hasslinghausen-Üllendahl**
H. Graebner, Lehrer.
- Heiligenstadt a. Eichsfeld**
Prof. Strothkötter.
- Hennef a. d. Sieg**
Wilh. Schneider, Kaufmann.
- Herdecke (Ruhr)**
Ferd. Grave, Brauereibesitzer.
Walter Stein, Präparandenlehrer und Schriftsteller.
- Hermeskeil, Bez. Trier**
Dr. Michel, prakt. Arzt.
Schmitt, Postmeister.
- Herrmsdorf i. A.**
Dr. jur. Alb. Hellwig.
- Herne i. W.**
Blennemann, Rektor.
Holtsträter, Rektor.
- Heven b. Witten a. d. Ruhr**
Dr. med. Straube.
- Hiddinghausen b. Hasslinghausen**
G. Pausch, Hauptlehrer.
C. Winkler, Lehrer.
- Hildesheim**
Müller, Seminar-Oberlehrer
- Hilgen b. Burscheid**
Ernst Güldner, Hauptlehrer.
- Hochheide**
Fr. Fassbender, Lehrer.
- Höchst a. M.**
Dr. Alb. Blank, Chemiker.
- Hohenlimburg**
H. Pohlmann, Lehrer.
- Holdingen (Luxemburg)**
Nikolaus Stephany, Privat-Jagd- und Waldhüter.
- Homburg v. d. H.**
Langenfeld, Bürgermeister a. D.
- Hörde b. Dortmund**
Henkeshoven, Brauereidirektor.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

Hottenbach a. Fischbach a. d. Nahe

W. Gintz, Lehrer.

Dr. Hackenberg, Prof., Kreis-
schulinspektor.

Hülscheid b. Lüdenscheid

Ed. Winkler, Lehrer.

Hünxe, Kreis Ruhrort

Herm. Sander, Pfarrer.

Schlickum, Pastor.

Impekoven b. Bonn

P. König, Lehrer.

Isenburg, Post Sayn

Karl Lellmann, Lehrer.

Iserlohn

Ludw. Schröder, Schriftsteller.

St. Johann-Saarbrücken

H. Focht, Eisenbahnsekretär.

Itter b. Düsseldorf

P. Matthieu, Lehrer.

Jülich

Adolf Fischer, Redakteur.

Kaisersesch

Joh. P. Ollig, Gemeindevorsteher.

Kalk b. Köln

G. Jansen, Oberlehrer.

Dr. Jakob Kemp, Oberlehrer.

Kalterherberg b. Montjoie

Kesternich, Hauptlehrer.

Köln

Dr. C. Aldenhoven, Hofrat, Di-
rektor des Museums Wallraf-
Richarz.

Backes, Rektor, Vors. d. Rhein.
Prov.-Lehrerverbandes.

Emil Baur, stud. med.

Dr. Berlage, Domprobst u. Ober-
schulrat a. D.

Lucas Brems jun.

E. P. Buchholz.

Heinrich Duhr i. F. Duhr & Co.

Dr. Walter Enckermann.

Jakob Geich, Oberlehrer.

Peter Haas, Pfarrer.

Wilh. Hirtz, Referendar.

Willy Hoeppe, cand. phil.

Dr. med. L. Huismanns, Arzt.

Mittlere Knabenschule II.

Georg König, Apotheker.

Fr. Lange, Oberlehrer.

Dr. B. Lauffer.

Mittlere Mädchenschule II.

Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.

Wilh. Minlos, Fabrikant.

Ottomar Müller, Oberlandes-
gerichtsarat.

Heinz Pesch, cand. hist.

C. Rademacher, Rektor.

C. M. Rameken.

Dr. H. Reuther, Oberlehrer.

Ludw. Rhcindorff.

Herm. Roth, Privatgelehrter.

Felix Rumöller, Oberlehrer.

Theodor Scheve, Hauptlehrer.
Stadtbibliothek.

K. A. Stauff, Antiquariat, Buch-
u. Kunsthandlung.

Heinr. Steins.

Heinr. Sürth.

Justizrat Weissweiler.

Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.

Dr. Ed. Wiepen, Professor.

Dr. A. Wrede, Oberlehrer.

Köln-Ehrenfeld

Berens, Vorschullehrer.

Goswin Joesten, stud. phil.

Max Krasmann, Gymnasial-
lehrer.

O. Rietmeyer, Oberlehrer.

Joh. Zilkens.

Köln-Merheim

Krupp, Lehrer.

Köln-Müngersdorf

Jos. Kann, Mittelschullehrer.

Köln-Nippes

Dr. Fr. Kortz, Gymnasial-
direktor

Köln-Sülz

Heinr. C. Knutgens, Bibliothekar

Konstantinopel

Karl Lucka, F. E. Engel, Käuz.

Kopenhagen Dänemark

Chr. Hammershöl, Rektor

Alfred Hviid, Kaufmann.

Oskar Juulmann, Maler.

Chr. Juulmann, Maler

Harald Juul-Jensen, cand. ph.

Kreuznach

Kreislehrerbibliothek.

Städtische Volksbibliothek

Kronenberg

O. Leihener, Rektor.

Kühlsen b. Neuenheerse (Warburg)

Wilh. Oeke, Lehrer.

Langenberg (Rhld.)

Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.

Haus Leerbach b. Berg.-Gladbach

Frau Rich. Zanders, Fabrik-
und Rittergutsbesitzerin.

Leimkaul b. Kaisersesch

Jakob Lescher, Lehrer.

Leipzig-Reudnitz

Lic. theol. Marekgraf, Pastor.

Leitmeritz (Böhmen)

Ignaz Peters, Gymnasialprof.

Leiwen (Mosel)

H. Laven, Pfarrer.

Lemgo (Lippe)

Fürstliches Gymnasium.

H. Stock, Lehrer, Vors. d. Lipp.
Lehrervereins.

Lendersdorf b. Düren

Puessenich, Pfarrer.

Lengerich i. W.

W. Schabböf, Lehrer

Lindau a. Bodensee

Dr. med. Lechner, Hüttenbach,
K. Bayer, Kaufmann usw.

Linden i. W.

Dr. med. Krüger, Sanitätsrat

Listrup i. Leschede (Schnabrück)

Thiermann, Lehrer.

Lübeck

Fr. Anna Sartorius

Lüdenscheid

Dr. jur. Schmalenbach,
Rechtsanwalt.

Lülsdorf b. Niederrassel a. Rh.

Klüppel, Lehrer.

Lünen

Bibliothek d. höh. Lehranstalt

Wilhelm Coers, Kaufmann.

C. Fluhme, Kaufmann

Val. Greve, Kaufmann.

Alfr. Potthoff, Fabrikbesitzer.

Gottfried Quittmann

Ferd. Schulz, Fabrikbesitzer

C. Thiemann, Apotheker

Dr. Wortmann, Arzt.

Lüttringhausen

Bornefeld, Pfarrer.

Lutzerath

Jos. Mayer, Buchhändler.

Malmedy

Dr. Esser, Schulrat, Kreis-
schulinspektor a. D.

Marburg a. d. Lahn

Dr. Emil Böhmer.

Herm. Schumacher, cand. phil.

Marienberg (Westerwald)

Westerwald-Club (Landrat
Büchling).

Mayen (Eifel)

Kreislehrerbibliothek.

Mehr b. Cleve
Dr. Augustin Wibbelt, Kaplan.

Meiderich
Eugen Kern, Kaufmann.

Meiningsen, Post Ampen, Kreis
Soest
Raabe, Pfarrer.

Menden i. W.
Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

Mengede
K. Becker, Lehrer.

Montabaur
Lehrerseminarbibliothek.

Mörs
P. Geiss, Kgl. Seminarlehrer.
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Mülfort bei Rheydt
Krampen, Lehrer.

Mülheim a. Rhein
Chr. Boden, Rektor.
Joh. M. Flamm, Kaufmann.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer.
O. Hymmen, Betriebsbeamter.
Wilh. Kössler, Betriebsbeamter.
Wilh. Lemmer, Lehrer.
Karl Lührmann, Lehrer.
Oberbürgermeisteramt.
Wilh. Schmidt, Lehrer.
Zurhellen, Superintendent.

Mülheim a. d. Ruhr
Herm. Becker jun., Kaufmann.
Herm. Blech sen.
Dr. Deicke, Amtsgerichtsrat.
Kreislehrerbibliothek.

Mülhofen b. Engers
Stillger, Hauptlehrer.

München-Gladbach
D. Bitzer, Zigarrenfabrikant.
Dr. Brasse, Oberlehrer.
H. Bruckhaus, Kaufmann.

Hans Nolden, Lehrer.
Hubert Schumacher, Kaplan.
Dr. phil. Max Siebourg,
Gymnas.-Direktor.
Stadtgemeinde.
Zweigverein d. Allgem. dtsh.
Sprachvereins.

Münster i. W.
Dr. Bahlmann, Professor, Kgl.
Oberbibliothekar.
Rektor Döpmeier.
Dr. Hammerschmidt, Landes-
hauptmann.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Rektor Oberg.
Provinzial-Verwaltung der
Provinz Westfalen.
K. Prümer, Schriftsteller.
Univ.-Professor Dr. L.
Radermacher.
Dr. H. Reinbach.
Kgl. Univers.-Bibliothek.
Westfäl. Gruppe für Anthro-
pologie, Ethnographie und
Urgeschichte.

Münstereifel
Th. Busch, Gymn.-Oberlehrer.
P. Elbern, Schriftführer des
Verschönerungs-Vereins.
C. Nellen, Seminarlehrer.

Neuhaus i. W.
Christoph Adrian, Verl. d.
Neuh. Anzeigers.
Fritz Wagenbreth, Hotelier.

Neu-Othmarschen
Dr. Fassbender.

Neuss
Dr. Jardon, Oberlehrer.

Neuwied
H. Keller, Lehrer.
Otto Kley, Lehrer.

Neviges

Ad. Hüdepohl, Rektoratslehrer.

Niedermendig (Kreis Mayen)

Aloys Christ, Lehrer.

Oberholzklau bei Geisweid

G. Demmer, Lehrer.

Oberpleis (Sieg)

Karl Harth, Hauptlehrer.

Oberstein

Franz Massing, Redakteur.

Oberursel i. T.

Bibliothek der verein. Volks-
und Realschule.

Odenkirchen

P. Bockmühl, Pastor.

Heinr. Niessen, Redakteur.

Ohligs

Dr. C. Goerlichs, Direktor.

Ohrsen (Lippe)

Bünthe, Lehrer.

Ophoven b. Wasserberg

Klinckhammer, Lehrer.

Ottensen

Prof. Dr. Heinr. Schüth.

Ottweiler

Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Kreis-Lehrerverband.

Pfaffendorf a. Rh.

Franz Hester, Gymnasial-Ober-
lehrer.

Poppelsdorf b. Bonn

Dr. Jos. Pohl, Gymn.-Dir. a. D.

Prüm (Trier)

J. P. Kreuzberg, Seminarlehrer.

Rauxel b. Dortmund

Apotheker Steins.

Rehlingen b. Saarlouis

Fr. Engel, Lehrer.

Thinner, Hauptlehrer.

Remscheid

Karl Hutter, stud. phil.

Lieser, Rektor.

Verein für öffentliche Leschallen
und Stadtbibliotheken (Karl
Friedrichs-Stiftung).

Rheidt (Siegkreis)

Christian Wierz, Hauptlehrer.

Rheydt

Deussen, Hauptlehrer.

J. Frentzen, Lehrer.

Ihlow, Lehrer.

Aug. Klein, Lehrer.

Kopsch, Lehrer.

Kreislehrerbücherei.

Städt. Museum.

Fritz Pothmann, Lehrer.

Paul Prein, Lehrer.

A. Schmitt-Hartlieb, Oberlehrer.

Dr. Paul Trense, Oberlehrer.

Volkshücherei.

Rogasen (Posen)

Otto Knoop, Professor.

Rölsdorf (Düren)

Ludwig Napp.

Ronsdorf

Staas, Bürgermeister.

Rotthausen b. Essen

Boeker, Lehrer.

Stayn, Lehrer.

Ruppichteroth

Pastor O. Giesecking.

Saarbrücken

Stadtgemeinde.

Historischer Verein für die
Saargegend.

Sangerhausen (Merseburg)

E. Gnau, Professor.

Sayn b. Bendorf a. Rh.

Löcher, Hauptlehrer.

Theod. Ehrlich, Lehrer.

Schlebusch

Verein für Naturkunde.

Schmargendorf b. Berlin.

Fräulein Grete Gogarten, Redakteurin u. Schriftstellerin.

Schwelm i. W.

Dr. phil. Gregorius, Gymnasialdirektor.

Verein für Heimatkunde.

Siegburg

am Zehnhoff, Lehrer.

Siegburg-Wolsdorf

Mich. Schumacher, Lehrer.

Sieglar (Troisdorf)

Zimmermann, Lehrer.

Sobernheim

Lehrerverein.

Soest

Archigymnasium.

Verein Heimatpflege.

Solingen

Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Alb. Weyersberg, Fabrikant.

Stolberg b. Aachen

Dr. Willner.

Stoppenberg b. Essen

Bürgermeisterei.

Strassburg

Universitätsbibliothek.

Suhl i. Th.

F. Kunze, Lehrer.

Talge b. Bersenbrück

W. Gieske-Trimpe, Gutsbesitzer.

Thies b. Wipperfürth

H. Meuwesen, Pastor.

Bad Tölz (Bayern)

Dr. Max Höfler, Hofrat.

Tralau b. Oldesloe (Holstein)

Bartholly, Gutspächter.

Trier

Nicol. Aubertin, Buchhalter.

P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas.

Dr. med. Cüppers, Zahnarzt.

Ewen, Professor.

Geiter, Lehrer.

Heim, Oberlehrer.

Wilh. Jacobi.

Dr. Menniken, Oberlehrer.

Dr. Mittweg, Sanitätsrat.

Rossbach, Professor.

C. Schmitz, Steuerinspektor.

Schreiber, Lehrer a. D.

Theodor Siersdorfer.

Stadtbibliothek.

Theussner, Oberpostdirektor.

Jos. Weis.

P. Züscher, Rektor.

Troisdorf

Schoenneshoefer, Lehrer.

Uerdingen a. Rh.

Bürgermeisteramt.

*A. Büttner, Fabrikant.

Velbert

R. Ammann, Lehrer.

Vohwinkel

Wilh. Köhrmann, Rentner.

Kreisausschuss des Kreises

Mettmann.

Arthur Pattberg, Kaufmann.

Wald (Rhld.)

H. Fischer, Hauptlehrer.

Direktor Dr. E. Görlich, Prof.

Max Krahen, Konditor.

Warburg i. W.

Dr. Hüser, Direktor.

Warendorf

Verein für Orts- und Heimatkunde im Kreise Warendorf.

Wehdem, Kreis Lübbecke

A. Gruppen, Kreisboniteur.

Weimar

Grossherzogl. Bibliothek.

Weitersberg b. Vallendar
M. Cremer, Lehrer.

Wermelskirchen
W. Idel, Rektor.
Stadtgemeinde.

Weyer (Rhld.)
Alfred Lange, Prokurist.

Wickrath b. Rheydt
Paulmanns, Lehrer.

Wickrathberg
W. Rheinen, Hauptlehrer.

Wiebelskirchen
Bürgermeisteramt.

Wiedenbrück
Bürgermeister Schmitz.

Wiehl (Kreis Gummersbach)
Wolf, Amtsrichter.

Wien
E. K. Blümml.

Wiesbaden
Jos. Lauff, Major.
Gustav H. Lucas.

Wiesdorf a. Rh.
Karl Jung, Rektor.

Witten (Ruhr)
Oskar Fautsch, Rechtsanwalt
und Notar.

Fr. Wilh. Aug. Pott, Buch-
druckereibesitzer.

Rollmann, Kgl. Berginspektor.

Wulmeringhausen b. Olsberg i. W.
Schuermann, Bergwerksdirektor.

Würzburg
Dr. P. Wolter, Universitäts-
professor.

Xanten
Dr. Franz Körholz.

Zehlendorf b. Berlin
Frau Clara Viebig, Schrift-
stellerin.





Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Aus dem Zunfteleben. Von Dr. B. Hüser.	Seite 241
Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Von Paul Sartori. VI. Tod und Begräbnis.	268
Der Herd und das Herdfeuer im Glauben und Brauch des Bergischen Volkes. Von O. Schell.	286

Kleinere Mitteilungen:

Verschiedene kleinere Mitteilungen von K. Wehrhan	Seite 300
---	-----------

Berichte und Bücherschau.

O. Schell, Bergischer Volkshumor. („Der Volksmund“, herausgeg. v. F. S. Krauß, Band XII). Von Sartori.	Seite 302
Katalog der Stadtbibliothek in Köln. Abteilung Rheinische Geschichte und Landeskunde der Rheinprovinz. II. Bd. Von Dr. Wrede.	302
Namen- und Sachregister	Seite 305
Mitgliederverzeichnis	Seite 315

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark)

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte an Herrn Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29, erbeten.

DD
801
.R725
Z48
V.5
Pt.1



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und R. Wehrhan, Frankfurt a. M.

5. Jahrgang

1908

Erstes Heft

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grilltessen, B. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

DD
801
.R725
Z48
V.5
Pt.1



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhann, Frankfurt a. M.

5. Jahrgang

1908

Erstes Heft

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Geltenstein, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.





Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Frümer, Münster i. W., Prof. F. Sartori, Dortmund,
D. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

5. Jahrgang
1908

Alois John
Schriftsteller
← EGER →



Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung H. Martini & Grötschen, G. m. b. H.
(vorm. Sudeler'sche Buchdruckerei.)





Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. F. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

5. Jahrgang

1908

Alois John

Schriftsteller

← EGER →

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttesen, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).



Inhaltsverzeichnis des 5. Jahrganges.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.	Seite
Alken, Joseph, Religiöser Aberglaube	49—51
— Zur Umfrage über Wöchnerinnen	69—71
— Aberglauben bei Brautleuten	117—119
— Wie der Tod sich an der Mosel und in der vorderen Eifel ankündigt	120—121
Bäcker, Jakob, Der Pingstenkranz	105—111
Bartz, H. E. W., Das Hausrichten. Eine alte Grafschafter Sitte	111—114
Bender, Johannes, Das Nachbarrecht in der Bürgermeisterei Menden a. d. Sieg	161—172
Ehrlich, Theodor, Aus dem Sagenschatz der Vordereifel	221—226
Esser, Schulrat Dr., Das Heiraten im Mai	46—49
— Das Brauchen. Mit Nachtrag	101—105, 206—211
Fassbender, Professor Dr., Drei Lieder aus der Burscheider Gegend	213—217
Gierlichs, Hubert, Sprichwörter aus der Gegend von M.-Gladbach	66—68
— Wald-, Feld- und Flurnamen in der Gegend von Salm-Reifferscheidt (Nordeifel)	69
— Wetterregeln aus der Gegend von M.-Gladbach	133—134
— Rätsel aus der Gegend von M.-Gladbach	134—136
— Abzähl- und sonstige Reime	136—139
Göldner, E., Gebohochzeiten in Radvormwald	114—117
Helm, Professor Dr., Das Brauchen	287—288
Kentenich, G., Dr., Die Siebenbürger „Bruderschaft“. Ein Beitrag zur rheinischen Sittengeschichte	211—213
Klein, Jos., Kirmesgebräuche in Brück (Langenbrück) bei Cöln	217—218
Krasmann, Max, Volksrätsel aus Barmen	139—140
Lellmann, K., Freimaurerei und Volkskunde	229—232
Lennarz, Maria, Kinderreime aus M.-Gladbach	200—203
Löhr, Heinr., Kinderreime und Wiegenlieder aus den Kreisen Mülheim-Rhein und Wipperfürth	197—200
Mayer, Jos., Eifler Dorfkirmes	219—221
— Abergläubisches aus der Pflanzenwelt der Vordereifel	226—228
Müller, Jos., Dr., Neujahrssprüche	59—61
Oeke, Wilhelm, Geistersagen und Bauernweisheit	51—54
Prümer, Karl, Niederdeutsche Redensarten aus der westfälischen Mark	129—132
Sander, H., Alte Schützenketten und ihre Sprüche	61—66
Sartori, Paul, Professor, Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden:	
VII. Volksmedizin	93—101
VIII. Baugebräuche	172—184
Schaeper, Fr., Sprichwörter, Beispielsprichwörter und sprichwärtliche Redensarten in bergischer Mundart	121—126

	Seite
Schell, Otto, Tod und Leichenbrauch im Bergischen . . .	241—278
Schön, F., Volkskundlich interessante Kinderreime aus Saarbrücken	291—295
Tetzner, F., Dr., Tarquinius Schnellenberg	1—46
Wehrhan, K., Lippische Kinderliedmelodien	54—59
— Kinderspiele aus Lippe	81—93, 184—197, 278—286
Wimmert, P., Rätsel aus der Eifel	203—206
— Abzählreime	288—291
Wippermann, Paderborner Wörter und Ausdrücke	126—128

Kleinere Mitteilungen.

Amlinger, Fr. C., Eine Hexengeschichte vom Hunsrück . . .	296
Brinckhoff, W., Storchreime aus Lübbesche-Rahden-Ströhen . .	297
Ehrlich, Th., Volkskundliche Irreführungen	71
— Die Sage von der Schornkapelle	141
Frauberger, Heinrich, Direktor, Die internationale Ausstellung für Volkskunst in Berlin 1909	239
Jaeger, G. A., Kinderreigen aus Elberfeld	140
Kentenich, G., Dr., Eine Aufgabe der rhein.-westf. Volkskunde .	141
— Das Sammeln von kleineren Drucksachen der rheinischen Landesliteratur	143
Keysser, Professor, Dr., Das Sammeln von kleineren Drucksachen der rheinischen Landesliteratur	295
Klein, Jos., Eine wahre Geschichte	232
— Hochzeitsgebrauch in Brück (Langenbrück) bei Cöln . . .	233
Krueckemeyer, Dr., Ein Saarmuseum	72
Lemke, Elisabeth, Eifel und Ostpreussen	233
May und O. Schell, Die Verehrung der Quellen und Brunnen in Deutschland	144
Mayer, J., Der Besen als Brautwerber	144
Wehrhan, K., Hexenvertreibung am Maitage	72
— Grenzbegehungen in Bartrup (Lippe)	73
— Alter Rechtsbrauch in Bartrup (Lippe)	73
— Der „Stuten“ als Geschenk	73
— Die Fastnachtssitzung, ein alter Brauch in Bartrup (Lippe)	74
— Kilian, ein Volksfest in Schötmar in Lippe	145
— Zum Tierprozess	146
— Feste und Spiele des deutschen Landvolks	147
— Pflege des Volkslieds im Westerwald — Dorflinde	148
— Eigentumsspruch aus einem alten Gebetbuch — Gähnen betr.	149
— Ein volkstümliches Heilmittel gegen Wechselfieber	149
— Mittel gegen Warzen (Rheingegend und Lippe)	149
— Gegen Halsweh — Hundskamillen	150
— Umfrage über Freimaurerei	232
— Peitschenknallen	297
Wippermann, Volkskundliches bei F. W. Grimme	145
Brautpaar „einsegnen“. Ein uralter Brauch in Welschbillig (Kölnische Ztg.)	297

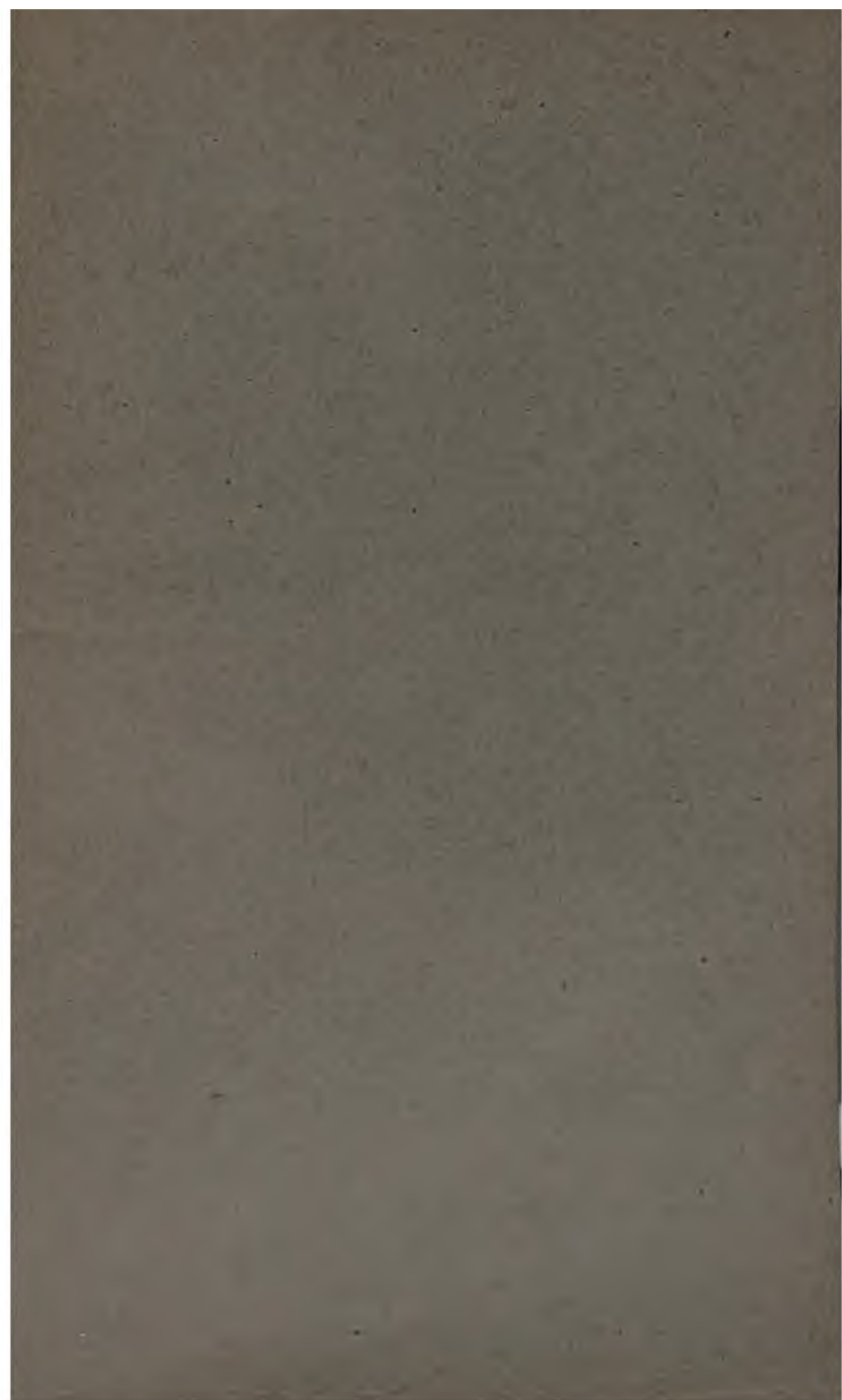
Berichte.

Hauptversammlung des Vereins	160, 238
--	----------

Bücherschau.

Aigremont, Volkserotik und Pflanzenwelt. S. 300. — F. J. Bronner, Von deutscher Sitt und Art. S. 156. — J. W. Bruinier, Das deutsche Volkslied. S. 234. — A. Brunk, Rat to, wat is dat! S. 156. — Denkschrift über das Sammeln von kleineren Drucksachen der Rheinischen Landesliteratur. S. 78. — L. Dietrich, Volkskundliche Zeitschriftenschau für 1905. S. 155. — K. Ernst, Proben deutscher Mundarten. S. 76. — Flugschriften des Volksgesangvereins in Wien. S. 159. — G. Heine, Blaumeln und Disseln. S. 76. — A. Hellwig, Verbrechen und Aberglaube. S. 299. — O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. S. 155. 235. — R. Huss, Vergleichende Lautlehre des Siebenbürgisch-Moselfränkisch-Ripuarischen mit den moselfränkisch und wallonischen Mundarten. S. 300. — Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1907. S. 302. — Der Kiepenkerl, westfälischer Volkskalender. S. 298. — G. Kirch, Nordsiebenbürgisches Namenbuch, S. 77. — Fr. Fr. Kohl, Heitere Volksgesänge aus Tirol. S. 158. — A. Kopp, Bremberger Gedichte. S. 234. — Fr. S. Kraufs, Anthropophyteia. S. 75. — Fr. S. Kraufs, Slavische Volksforschungen. S. 150. — Joh. Kruse, Der Armeleutpastor. S. 237. — W. Lehnhoff, Schöne alte Singspiele. S. 74. — J. Leithaeuser, Sprachliche und kulturgeschichtliche Skizzen zur Jahrhundertfeier. S. 299. — K. Lohmeyer, Zur Kulturgeschichte der Saargegend. S. 302. — F. Meissel, Die Sage vom Rattenfänger von Hameln. S. 77. — R. Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat. S. 76. — R. Mielke, Das deutsche Dorf. S. 154. — E. Mogk, Germanische Mythologie. S. 157. — R. Muck, Deutsche Stammeskunde. S. 235. — A. v. Padberg, Hausprüche und Inschriften . . . S. 301. — K. Prümer, Aus Altwestfalen. S. 238. — K. Prümer, Unsere westfälische Heimat und ihre Nachbargebiete. S. 299. — L. Raffael, Tiefen der Sehnsucht. S. 76. — H. S. Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten. S. 301. — Rheinisches Wörterbuch. S. 236. — Rheinisch-westfälischer Kalender. S. 303. — J. Sahr, Das deutsche Volkslied. S. 157. — O. Schell, Das Volkslied. S. 303. — A. Schulte, Vom Grutbiere. S. 302. — K. Simrock, Rheinsagen. S. 154. — H. Sohnrey, Kunst auf dem Lande. S. 78. — V. Steinecke, Landeskunde der Rheinprovinz. S. 158. — K. Wehrhan, Die Sage. S. 152. — O. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. S. 158. — Fr. Zurbonsen, Die Völkerschlacht der Zukunft „am Birkenbaum“. S. 153.

Namen- und Sachregister	Seite 305—312
Mitgliederverzeichnis	„ 313—325



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Tarquinus Schnellenberg. Von Dr. F. Tetzner, Leipzig.	Seite 1
Das Heiraten im Mai. Von Dr. Esser, Malmedy.	46
Religiöser Aberglaube. Mitgeteilt von Jos. Alken, Bendorf.	49
Groistersagen und Bauernweisheit. Aus dem Paderbornschen, mitgeteilt von Willh. Oeko in Köhlsen.	51
Lippische Kinderliedmelodien. Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.	54
Neujahrssprüche. Mitgeteilt von Dr. Jos. Müller, Bonn.	59
Alte Schützenketten und ihre Sprüche. Von H. S.	61
Sprichwörter aus der Gegend von M. Gladbach. Gesammelt von H. Gierlichs.	66
Wald-, Feld- und Flurnamen in der Gegend von Salm-Reifferscheidt (Nordifel). Von Hubert Gierlichs.	69
Zur Umfrage über Wächmerinnen. Mitgeteilt von Jos. Alken, Bendorf.	69

Kleinere Mitteilungen:

Volkkundliche Irreführungen. Von Th. Ehrlich.	Seite 71
Ein Saarmuseum.	72
Verschiedene kleinere Mitteilungen von K. Wehrhan.	72

Berichte und Bücherschau:

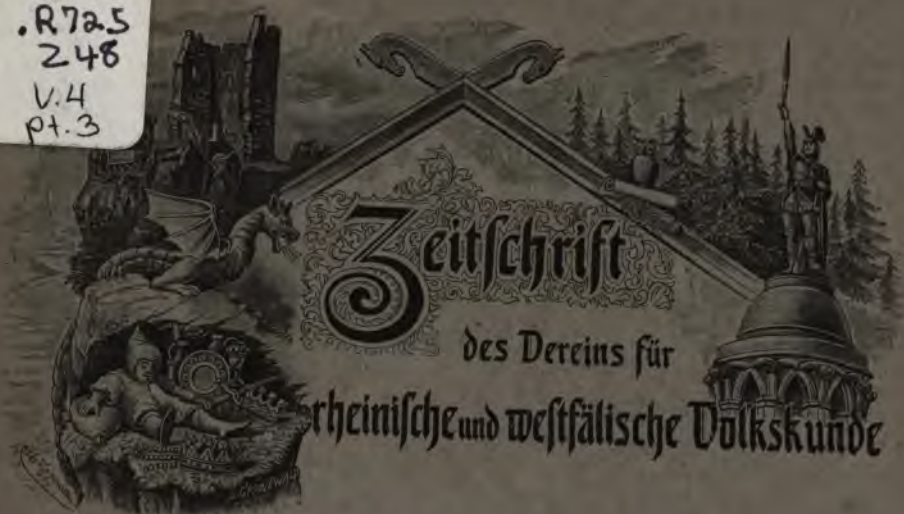
W. Lehnhoff, Schöne alte Singspiele. Von Sartori.	Seite 74
Krauß, Fr. S. Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Von S.	75
Heine, Gottfried, Blumen und Dissen. Nigge Vertellkes intem Sarlande. Von Wehrhan.	76
Meringer, Rudolf, Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Wehrhan.	76
Rafael, L. [Hedwig Kiesekamp], Tiefen der Sehnsucht. Von Wehrhan.	76
Ernst, K., Proben deutscher Mundarten. Von Wehrhan.	76
Meissel, F., Die Sage vom Rattenfänger von Hameln. Von Wehrhan.	77
Kisch, Gustav, Nordsiebenbürgisches Namenbuch. Von Wehrhan.	77
Sohnrey, Heinrich, Kunst auf dem Lande. Von Wehrhan.	78
Dankschrift über das Sammeln von kleineren Drucksachen der Rheinischen Landesliteratur. Von Dr. A. Wrede.	78

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte an Herrn Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29, abgeben.

DD
801
.R725
248
V.4
Pt.3



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

4. Jahrgang
1903

Drittes Heft

Elberfeld.

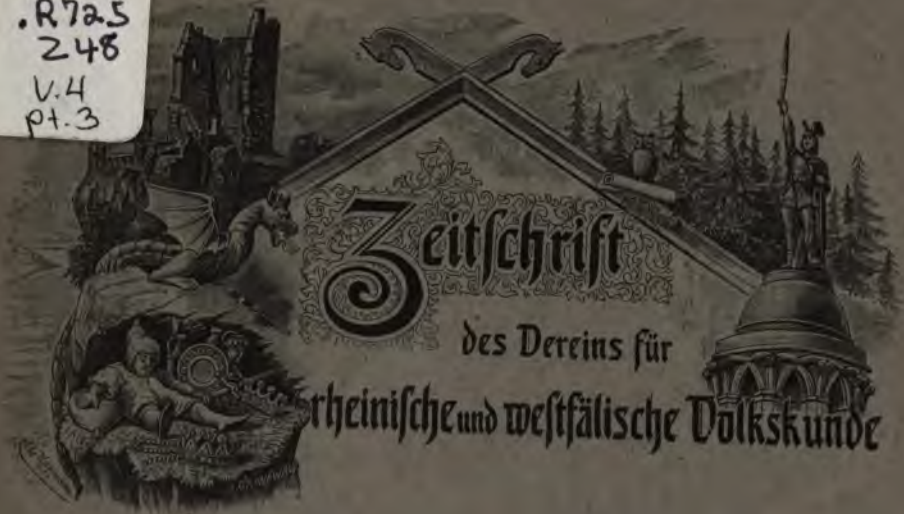
Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttesen, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

DD
801
.R72.5
248
v.4
pt.3



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. P. Satori, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und R. Wehrhan, Frankfurt a. M.

4. Jahrgang
1907

Drittes Heft

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttesien, G. m. b. H.
(vorm. Baedeker'sche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 8 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 6 Mark.



Zeitschrift

des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.



4. Jahrgang.

1907.

Drittes Heft.

Justus Lipsius und die Westfalen.

Von Kl. Löffler.

I.

Franz Jostes hat in seinem prächtigen westfälischen Trachtenbuche die interessantesten Urteile über Westfalen aus alter und neuer Zeit zusammengestellt. Er meint, dass im ganzen Westfalen immer noch verhältnismässig günstig weggekommen sei. Bei ältern Schriftstellern findet man ein so ruhiges Urteil noch selten. J. Ch. Gruner klagt in seiner Verteidigung Westfalens über die „Verleumdungen strafbarer Lästerschriften“ und die „Verunglimpfungen philippisierender Geister“, und Fl. Weddigen meint: „Ungerechter ist kein Land der Welt, und wäre es auch Böotien selbst weder in Prosa noch Versen behandelt worden als unser Westfalen.“

Ein Angriff besonders hat heimatliebende Westfalen nicht nur zu seiner Zeit sondern noch zwei Jahrhunderte nachher immer wieder in Harnisch gebracht. Das sind die „beissend anzüglichen und höchst strafbaren Ausdrücke“, die sich der grosse Philologe Justus Lipsius hat zuschulden kommen lassen.

Lipsius berührte im Jahre 1586 auf einer Badereise den oldenburgischen Teil Westfalens und schrieb von dort an seine Freunde vier Briefe, in denen sich jene stachligen Stellen finden. Diese Briefe hat er nachher in der Centuria II seiner Briefe zuerst 1590 in Leiden veröffentlicht und nachher noch einigemale abdrucken lassen.

Rein äusserlich betrachtet sieht das corpus delicti nicht besonders anspruchsvoll aus. In den Miscellanea Lipsiensia nova (Bd. 1. 1742) füllt es nur vier Seiten Kleinoktav, und

in der Wasserbachschen Ausgabe von Hamelmanns Werken (Lemgo 1711) beansprucht es grossgedruckt nur zwei Quartblätter. Und wenn man sich den Inhalt genauer ansieht, merkt man bald, dass Lipsius sein Lied nach der alten, schon aus dem Mittelalter bekannten Melodie pfeift:

Hospitium vile, grof Brot, dünn Beier, lange Mile
Sunt in Westphalia. Si non vis credere, loop da!¹⁾

Die wichtigsten Stellen seien hier in Übersetzung wiedergegeben. Der erste Brief ist aus Oldenburg, „in der Barbarei, bei den Breiessern“ datiert. Lipsius kommt sich vor, als wenn er in einer Einöde Skythiens und nicht unter Menschen wäre. „Alle sind hier Ferkel, Säue, Schweine und mit einem Wort Deine Hermänner!“

Die zweite Epistel ist datiert „aus dem Stalle, den sie Gasthaus nennen“ und jammert über „die Unannehmlichkeiten der Gasthäuser, die hier mehr als deutsch sind“. „Glaube mir, Freund, die Barbarei ist keine Barbarei im Vergleich zu diesem Westfalen.“ Oldenburg wird als ein Nestchen (nidulus) bezeichnet.

Besonders aber kommt des Lipsius „geniale Sucht zu lästern“ — so sagt Mencken — zur Geltung im dritten Briefe (aus Emden): „Ich lebe noch, wortüber ihr Ärzte euch wundern mögt. Denn ich habe auf dieser westfälischen Reise erduldet, was kein alter Zyniker und professioneller Dulder mitgemacht hat. Alle menschlichen Leiden haben mich gepeinigt in bezug auf Luft, auf Wasser und Speisen: Winde und anhaltende Regen und Speisen, die, ich will nicht sagen barbarisch, aber kaum menschlich sind. Meine Gesundheit kennst Du und weisst, dass ich sie besonders durch gutes Essen kräftigen muss. Aber in den Gasthäusern — so will ich sie nennen, obwohl sie in Wirklichkeit Ställe sind — wurde einem gleich beim Eintreten ein Becher riechenden, dünnen und oft vom frischen Kochen noch warmen Bieres aufgedrängt. Ausschlagen darf man ihn nicht, wenn man nicht vorzieht, hinausgeworfen

¹⁾ Etwas Ähnliches wird auch von Schwaben gesagt. Im „Sonnenwirt“ von Kurz heisst es: „Schwaben ist ein gut Land, ich will aber nit wieder heim; grob Brot, dünn Bier und grosse Stunden“. (Hesses Ausg. 5, 156).

zu werden. Das ist das Vorgericht, und beim Feuer, mit einigen Fuhrleuten und Schweinehirten muss der Trunk öfter wiederholt werden, wobei man sich jedesmal mit feierlicher Eleganz die Hände reicht. Inzwischen wurde der Tisch gedeckt. Vom Tischtuch will ich gar nicht reden. Du weisst Bescheid. Und schon wollte ich hungrig einhauen. Aber o weh, zuerst gab es ein Gericht von dickem, fettem und noch dazu rohem Speck. O mein Magen! Was sollte ich tun? Etwas anderes fordern, ging nicht. Ich gucke also zu und schweige und breche einige Bissen Brot. Und wenn es noch Brot gewesen wäre. Aber wahrhaftig, wenn Du die Farbe, das Gewicht, das ganze Aussehen gesehen hättest, ich schwöre Dir, Du hättest einen Meineid darauf geleistet, dass es kein Brot sei. Es war schwarz, schwer, sauer und zu einer fast vier bis fünf Fuss langen Masse geformt, die ich nicht einmal hätte heben können. Plinius fiel mir ein, der von diesem oder einem benachbarten Stamme schreibt, er sei ein armseliges Volk, das seine Erde verbrenne. Ich sage richtiger ein armseliges, das seine Erde aufisst. Aber höre die andern Gänge. Lang erwartet wird Dir als Hauptgericht der Mahlzeit ein grosses Becken vorgesetzt voll geschnittenen Kohls. Er schwimmt in Brühe,²⁾ und das Schweineschmalz steht fingerhoch darüber. Diese Ambrosia essen meine Westfalen nicht, sondern verschlingen sie. Was soll ich machen? Mir wird übel, und ich hungere. Und schliesslich ziehe ich einige Rosinen aus meiner Tasche, die ich mit Brot gemächlich verzehre. Das wird übelgenommen und hat eine Auseinandersetzung zur Folge. Aber an meiner Gesundheit liegt mir mehr als an dem Zorne des Wirtes und der Genossen. Auch redete ihnen mein Diener etwas von meiner Krankheit vor. Das letzte Gericht war Käse, aber so faul, dass er floss. Aber auch ihn halten sie in Ehren wie das Hirn des Jupiter. Solche Dinge gabs auf dem Lande. In den Städten nicht viel Besseres, nur dass uns dort meist Fische vorgesetzt wurden, von denen, die aus Norwegen

²⁾ Das Wortspiel iurulentus (mit Brühe) — virulentus (giftig) lässt sich nicht wiedergeben.

eingeführt werden, eingetrocknet von Salz und Wind. Doch das Brot war aus demselben Mehl. Aber ich habe schon gelernt, diese Speisen zu essen, sogar zu verdauen, und wenn ich jemals zu euch zurückkehre, werdet ihr in mir einen Mann sehen, oder vielmehr einen Strauss, der es gelernt hat, Eisen zu verschlingen. So gehts bei Tisch zu. Willst Du auch vom Bett etwas hören? Es ist geradezu auserlesen.³⁾ Die Betten stehen meist in Reih und Glied auf beiden Seiten. Neben ihnen Schweine, Pferde und Kälber, darüber die Küken und Hühner, darunter — ich lüge nicht — die Schweine. Nach Decke und Kissen frage lieber nicht. Unsere Bettler haben viel bessere und sauberere. Daher habe ich acht Tage meine Kleider nicht abgelegt.“

Der letzte Brief des Lipsius enthält bloss noch die Klage, dass er unter Halbmenschen festgehalten werde.

II.

Lipsius veröffentlichte, wie gesagt, diese Briefe im Jahre 1590, und nun musste er darauf gefasst sein, dass die Westfalen den Kampf um ihren guten Ruf aufnahmen.

Als erster trat Johann Domann, ein Osnabrücker, Syndikus der Hansestädte, gegen ihn auf den Plan. Seine lateinische Verteidigungsschrift erschien 1591 in Helmstedt und erlebte noch in demselben Jahre eine zweite Auflage, woraus wir schliessen, dass sie in Westfalen guten Abgang fand.

Domann geht, nachdem er in der Einleitung seinem Gegner allerlei Widersprüche in seinen übrigen Briefen vorgehalten hat, die beleidigenden Stellen der vier westfälischen Reisebriefe einzeln durch und widerlegt sie mit Zitaten aus alten Autoren und aus der Rede zum Lob Westfalens von dem Rostocker Professor Nathan Chytraeus. So wird er mit den Bemerkungen über die Einöde, die Halbmenschen, die Breiesser, die Barbarei usw. fertig. Nur aus den Bemerkungen zu dem dritten Briefe sei einiges wiedergegeben:

„Ich lebe noch, sagst Du, worüber ihr Ärzte euch wundern mögt. Wir wundern uns wirklich, dass Du noch

³⁾ Wortspiel: lectus, electus.

lebst. Reiner Mund und treue Hand gehen durch das ganze Land, sagt ein deutsches Sprichwort. Mit der Hand, das wollen wir glauben. Die Frivolität und Schärfe Deiner Zunge aber hätte dich wirklich schon umbringen können, wenn Du auch so redest wie Du schreibst und nicht bloss wie das Lamm der äsopischen Fabel von der Höhe herunter den vorübergehenden Wolf schmäht. Wir wundern uns also zwar, aber freuen uns doch, dass Du noch lebst. Denn Du hast ja in Westfalen so schreckliche Dinge erduldet. „Gleich beim Eintritt wird einem ein Becher riechenden Bieres aufgedrängt.“ Man glaubt einen Knaben, der zum ersten Male von der Brust der Mutter genommen ist, zu hören. Du beschwerst Dich über das angebotene Bier. Dankbar hättest Du sein sollen. Wärest Du anderswohin gekommen, so hättest Du statt des Lagers die blosse Erde, statt des Daches den Himmel, statt der Speise Hunger, statt des Trunkes Durst gefunden. Bier, das nicht riecht, habe ich überhaupt noch nicht gekostet. Wenn das, von dem Du schreibst, übel roch, hätten die Westfalen dem Übel ja leicht abhelfen können und hätten Dir gewiss, wenn sie es gewusst hätten, einen Räucherduft besorgt. Dünnes Bier trinken ärmere Leute, die sich nach der Decke strecken müssen. Vom neuerlichen Kochen ist das Bier immer warm. Wenn Du es aber kalt getrunken hättest, wärest Du auch nicht gestorben.

Am Feuer sitzen nach alter Sitte auf dem Lande allerdings Fuhrleute und, wie Du sagst, Schweinehirten, nicht Philosophen, Stoiker oder Peripatetiker, die Du in ihren Wandelhallen und Lyzeen findest. Du lachst über die sächsische Sitte, sich die Hände zu geben, wir über Dein Lachen. Das ist eine alte Sitte (wie aus Tacitus usw. nachgewiesen wird) und nur von den Sachsen etwas zäher festgehalten.

Aber nun kommen wir zum Tisch. O weh, Speck haben Dir die Bauern vorgesetzt? Und er war dick und fett und, wie Du (ich glaube aus Deinem Eigenen) zufügst, roh. Aber sie essen ihn garnicht roh, sondern entweder gekocht oder durch Salz mürbe gemacht und geräuchert. Wenn das

bei Dir roh ist. dann nähren wir Sterbliche uns mit vielen rohen Sachen, freilich ohne dass wir an Leben und Gesundheit Schaden nehmen. Aber für Deinen Magen ist das nichts. Du musst Deinen Göttern sehr dankbar sein, dass Du Dich dieses Essens enthalten hast. Hättest Du es nicht getan, so wärest Du ja gestorben. Geh, Du Leckermaul, zu den weichlichen Weibern! —

Die Bauern und an manchen Orten Westfalens auch Bürgerfamilien essen allerdings kein Weissbrot, sondern solches von schwärzlicher, ein wenig bräunlicher Farbe. Das liegt nicht am Mehl, sondern weil die Brote zu einer grösseren Masse geformt werden und daher, damit sie durchbacken, die ganze Nacht im Ofen gelassen werden, dessen Öffnung zugeschmiert ist. Dass es Brot ist, kann man nur bezweifeln, wenn man es nicht gekostet hat. Was Du von der Grösse und Schwere sagst, ist auch nicht wahr. Zwei Fuss lange Brote haben wir mehr als tausendmal gesehen. Dass Du vier und fünf Fuss lange gesehen haben willst, ist eine drei Fuss lange Lüge.

Wir haben Leute gesehen, die drei und mehr Brote trugen. So wahr ist es, wenn Du schreibst, du hättest nicht einmal eins aufheben können. Immerhin mag es bei Dir zutreffen. Die Armseligkeit, dass wir Erde essen, möge uns der gütige Gott immer erhalten. Er wende von uns ab Pest und Hunger, dann wollen wir diese Erde mit schuldigem Dank gern brechen. Wir wollen bei diesem Zweitbrot gar keine andere Farbe und könnten sie ja leicht ändern, wenn wir wollten. Übrigens haben die Westfalen neben diesem noch ein sehr weisses und sehr lösliches Brot, das sie Dir, da Du auf dem Lande weiltest und Deine Bedeutung unbekannt war, vielleicht nicht vorgesetzt haben. — Dass die Bauern auf dem Lande den Kohl wie Ambrosia schätzen, ist ein löbliches Zeichen ihrer Genügsamkeit. Schon Horaz hat solches Essen besungen. Und in Deutschland essen nicht bloss die Bauern, sondern auch Bürger und Edelleute Gemüse. Schliesslich hast Du Rosinen und Brot gemächlich gegessen. Du solltest einmal den Acker düngen, den Pflugsterz halten und hinter den Ochsen hergehen und das von Sonnenaufgang bis Sonnen-

untergang. Wenn Du das eben nicht willst, solltest Du über den guten Appetit derer, die es tun, nicht lästern. Wenn Du behauptest, der Käse hätte keinen angenehmen Geschmack, so hast Du den Geschmackssinn in den Augen und nicht im Munde. — Was Du von der Anordnung der Betten sagst, ist richtig. Diese Sitte kann man in ganz Sachsen sehen. Auch findet man neben den Betten manchmal Kühe und Kälber. Aber Küken und Hühner habe ich niemals darüber gesehen, sondern meist auf Latten vor der Haustür.

Auch magst Du die Schweineställe kaum jemals in den Häusern der Bauern finden, sondern draussen abgesondert. Warum hast Du aber, da Du doch alles so sorgsam auseinandersetzest, nicht beigefügt, was für ein Untier in dem Bett gelegen hat? Dann hättest Du dem Streit ein Ende gemacht, der darüber zwischen einigen entstanden ist. Die einen sagen ein wütender Hund, die andern ein gehörnter Ochse, noch andere ein hintenausschlagender Esel.⁴⁾ Mich kümmert das nicht.“ —

Auf die Klage über die Betten erwidert unser Polemiker dem Lipsius mit dem Wunsche, er möge in eine Schnecke verwandelt werden und sein Haus mit sich herumtragen. So würde ihm auch der Streit mit dem Nachbar um die Dachtraufe erspart bleiben. Oder er möge ein Floh werden, mit einer goldenen Kette um den Hals, und sich an dem köstlichen Blut einer 60jährigen Jungfrau erfreuen, dann wieder ein bisschen springen und sich nachher behaglich aufs Bett legen. —

Zum Schluss versichert Domann dem Gegner seine Hochachtung in allem, abgesehen von diesem Angriff auf sein Vaterland, und fordert ihn auf, diese Nichtigkeiten, die seiner Grösse unwürdig seien, zu verlassen und würdigere Dinge zu behandeln.

Leidenschaftlicher als Domann schlug kurz darauf ein zweiter Westfale auf Lipsius ein — Hermann Hamelmann, den ich wohl ohne Übertreibung den begeistertsten Westfalen nennen darf, der je gelebt. Während aber Domann, wie wir

⁴⁾ Natürlich der Gegner gemeint.

sahen, bei der Stange blieb und die wirklichen Angriffe des Gegners widerlegte, verteidigte Hamelmann Oldenburg und Westfalen auch gegen Vorwürfe, die Lipsius gar nicht erhoben hatte. Auch von persönlichen Verunglimpfungen hält er sich nicht frei. Das war damals so hergebracht und ist ja auch heute noch nicht unkommentmässig. „In Wahrheit ist und bleibt Lipsius ein Stythe, ein Schwein, ein Ferkel, ein Barbar, der gegen die offenbare Lehre Christi, unseres Erlösers, skythisch, barbarisch Unschuldige verlästert hat.“ Schon in der Einleitung zu seiner ersten Schrift zeigt er seinen heiligen Zorn: „Der Würfel ist gefallen! Für Altar und Herd gilt es zu kämpfen!“

In der ersten „Apologie“ will Hamelmann eine Ergänzung zu Domanns Streitschrift geben. Hat dieser ganz Westfalen verteidigt, so will er sich des besonders geschmähten Oldenburg annehmen. Er hält also dem Lipsius eine Vorlesung über die ruhmwürdige Geschichte der Grafen von Oldenburg und singt der Stadt Oldenburg ein begeistertes Loblied. Ich will deshalb hier nicht weiter darauf eingehen.

Es ist später behauptet worden, Hamelmann sei besonders durch den Ausdruck „Deine Hermänner (tui Hermanni)“ in dem ersten Briefe erbittert worden. Er habe geglaubt, Lipsius habe auf ihn, der ja Hermann hiess, sticheln wollen, „da er so grob und ungehobelt sei.“ Diese Vermutung scheint wirklich richtig zu sein. Hamelmann sagt zu dieser Stelle: „Diese Worte verstehe ich nicht recht. Da mir aber in der Taufe der Name Hermann gegeben worden ist, will ich mit drei Worten antworten. Ich glaube, dass dieser Sarkasmus aus dem Antrieb unserer Gegner in Bremen oder Emden hervorgegangen ist.“

Die zweite Schrift Hamelmanns ist auf den Ton gestimmt, den wir aus seinen für uns so wertvollen Schriften zur niederdeutschen Gelehrtengeschichte kennen. Er zählt die berühmten Westfalen des 15. und 16. Jahrhunderts auf, ohne Zweifel, um auf Lipsius als Gelehrten besonders zu wirken. Die Arbeit ist aus dem angegebenen Grunde unserer Beachtung immer noch sehr wert, hier aber darauf näher einzugehen, lohnt sich für unseren jetzigen Zweck nicht.

Natürlich hat auch Lipsius diese heftigen Angriffe zu lesen bekommen, und es hat nachher den Westfalen immerhin zu einiger Genugtuung gereicht, dass er sich zu einer Art Abbitte (*aliqualis excusatio*) herbeiliess. Er leistete sie in einem vom Januar 1592 datierten Briefe. Sie ist freilich tatsächlich nur „*aliqualis*“. Er nimmt nämlich nichts zurück, sondern weist nur, und zwar nicht unzutreffend, darauf hin, was er eigentlich gesagt und bezeichnet seine Briefe als Scherze, bei denen er sich nichts Böses gedacht habe. „Ich habe über sie (die Westfalen) selbst ja gar nichts gesagt, sondern nur von ihren Verhältnissen gesprochen. Wo habe ich ihre Tüchtigkeit oder Kraft herabgesetzt? Von ihrer Kultur und ihrer äusseren Lebensführung habe ich gesprochen. Und dass die besonders fein ist, werden sie wohl selbst nicht behaupten.“ Er führt dann aus seinen Werken eine Reihe von Stellen an, wo er die Westfalen und die Deutschen gelobt hat.

Hamelmann war damit natürlich nicht zufrieden. Er fällt nachher in seiner oldenburgischen Chronik folgendes, in recht unzweideutigen Ausdrücken gehaltenes Schlussurteil: „Im sulbigen jhare anno d. 1586 ym October yst alhie zu Altenborch gewesen eyn berumpter trefflich gelarter man myt nhamen Justus Lipsius Brabantus, der sych yn eyne schlymme verachtliche herberge, da karners und das gemeyne hautelmannsvolk sych versammelt hete, mochte begeben, da ehr damals keyn gerack oder gemacht hatte, wie ehr schreibet. Deshalben hatt ehr alle Oldenburger (nhemandt ausbescheden), als die graffen und untherdanen, burger und die gantzen stadt gar spettesch, honesch, schimpflich und schmählich furunglimpfet, furhoenet und myt unwarheit beschweret. Den obwol ehr sych wolte oder mochte zum deibhencker begeben wyllen yn die herberge, was hatt damyt die gantze stadt, jha die loblichen heren, Ihre Gnaden untherdanen, burger und das gantze landt zu thun? Solte derhalben sulchen grossen injuria byllich auffs grauslichste gestraffet werden; den unser graffen und Ihre G. fureltern fur etzlichen hundert jharen zu syndt alle zeit tapfer, weyse und ernsthaftige heren gewesen und noch syndt, wie auch yn dieser stadt Aldenburg

viele feyne, weyse, aufrichtige, ehrliche, erfarnе burger syndt. Undt solte sych der undultige Lipsius yn eyn bessere herberge begeben haben, oder eynen von den gelarten, so damals eyn zimlich anzall alhie war, angesprochen; aber es yst nicht eynes gelarten und duldigen mans, besunder eyns grobianus und beanus stucke, das keynen gelerten, viel weniger sulchen berompten man wolte geburen oder gezemmen. Derewegen der sulbige Justus Lipsius für ein schweyn, soege, mutte, unfletiger und garstiger unbescheden zu schelten yst, jha für eyn naarre und halbмenschе zu halten, jha für eyn esel, trulpff und bengel, bys das ehr sulches beweyse, was ehr selbs als der Injustus Lipsius also schreibet.“ —

Lipsius hat übrigens auch insofern Genugtuung gegeben, als er nach 1592 die vier Briefe in keiner Ausgabe seiner Werke mehr drucken liess.

Das hat aber nicht gehindert, dass er noch lange als ein gottloses Lästernaul von den Westfalen bekämpft wurde. Meint doch F. O. Mencken noch 1742, dass solche Bemerkungen auch den friedfertigsten Menschen in Harnisch bringen könnten. Er will aber keine Satire mehr schreiben, die ja doch, und wenn sie noch so scharf wäre, den Stacheln Hamelmanns nicht gleichkommen würde. — Nach J. Ch. Gruner (1752) hat Lipsius „statt fester Beweise nur beissend anzügliche und höchst strafbare Ausdrücke erwähnt“, „seinen Geifer ausgeschüttet“, „nach dem Geschmack des holländischen Pöbels gelästert“.

Das erste ruhige Urteil finde ich bei Johann Diderich von Steinen (1753): „Ich gestehe es, ich finde in den Briefen nichts, das vernünftige Westphäler in einen solchen Harnisch hätte bringen können, und eines so grossen Krieges, als darüber ist erreget worden, würdig gewesen wäre. Ich betrachte sie vielmehr als Scherze, mit denen er seine Freunde belustigen wollte. Er spottet über die elenden Wohnungen und schlechten Einwohner, bei welchen er damals seinen Aufenthalt zu suchen gezwungen war. Er beschweret sich über die erbärmlichen Landherbergen, an welchen es so wenig Westphalen als andern Ländern mangelt. Die schlechten Speisen und Getränke, nebst der Art und Weise, wie solche an dergleichen Örtern

pflegen zubereit zu werden, müssen ihm den Stoff zu seinen freundschaftlichen Briefen geben und die Zeugen von seinem aufgeweckten Gemüte sein. Dies ist das ganze Verbrechen des Lipsius. Das einzige, weswegen er nicht zu entschuligen wäre, ist, dass er diese Briefe hat drucken lassen. Aber was ist es denn mehr? Sollten unsere Verdienste und die Ehre unserer Nation wohl auf so schwachem Grunde stehen, dass sie durch ein paar Scherze könnten vernichtet werden? Ein einziger sinnreicher Einfall und ein kurzer Brief voll scharfsinnigen Witzes hätte ihn schon genug bestrafen können, wenn er die Torheit begangen hätte, von dem Charakter unserer westfälischen Nation nach einigen einfältigen Bauern und groben, ungezogenen Wirten zu urteilen und sich das ganze Land nach der kostbaren Aussicht aus wenigen geringen Fischerhütten vorzustellen. Der berühmte Theologe und Geschichtskundige Hamelmann hätte garnicht nötig gehabt, wider ihn das Kreuz zu predigen und in der kräftigsten Form Rechtens zu protestieren. Noch weniger aber war es Westphälern anständig, den Lipsius deswegen mit schimpflichen Ausdrücken anzugreifen und sogar des Lasters der beleidigten Majestät zu beschuldigen . . .“

Ich habe diesem verständigen Urteil eines Westfalen nichts mehr hinzuzusetzen.

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden.*)

Von **Paul Sartori.**

V. Hochzeit.¹⁾

Blüht ausser der Zeit im Garten der Kohl, so hat jemand im Hause bald Hochzeit. — Wenn sich im Hause ein

*) S. Bd. III, S. 200, Anm.

¹⁾ Vgl. Weddigen, Westphälisches Magazin, 1 (1784), 109 f. (Lippe, Rietberg, Paderborn). 2 (1786), 65 ff. (Ravensberg) 116 f. (Buer im Hochstift Osnabrück.) Neues Westphäl. Magazin 3 (1792), 189 ff. (Grafsch. Mark.) Kuhn, Westf. Sag. 2. 36 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 35 ff.

Strohalm bewegt, so feiert jemand bald Verlobung. (Ovenstädt, Kr. Minden.) Wenn drei Lampen in einem Zimmer brennen, ist eine heimliche Braut im Hause. (Heimsen, Kr. Minden²).

Als Brautwerbung gilt in Ostscheidt und Krell (Kr. Herford) die Frage: „Schölt wi use Holsken³) ünner enen Disk stäken?“

Die meisten Verlobungen kamen durch Vermittlung eines Freiwerbers zustande. Dieser hiess in Lübbecke Weversmann und erhielt je nach dem Wert der Partie einen Weverslohn: Rock, Mantel oder Geld. Im Kr. Herford hiess er Fögesmann⁴). Seine Aufgabe bestand vor allem darin, auszukundschaften, wie viel Mitgift die Braut zu erwarten hatte. Für seine Bemühungen erhielt er einen Hut oder bares Geld.

Kommt das Verlöbniß zustande, so halten die Verlobten „Verspruch“.

Am Sonntag vor dem kirchlichen Aufgebot findet die sog. „Löfte“ (Verlobung) statt. Eingeladen werden dazu die nächsten Verwandten und die Nachbarn (Rahden, Kr. Lübbecke).

Als recht verlobt gelten die Brautleute in Alswede (Kr. Lübbecke) erst, wenn das Aufgebot bei dem Geistlichen geordnet ist; erst dann kaufen sie gemeinsam ihre Aussteuer. Keine Braut wagt es, vorher ein Möbelstück dazu anfertigen

Jostes, Westf. Trachtenbuch, 93 ff. 193 ff. Woeste im Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung, 1877, 127 ff. (Grafsch. Mark.) Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1900, 3 ff. Ders. in unserer Zeitschr. 4, 37 ff. Fünfzehnter Jahresbericht d. histor. Vereins f. d. Grafsch. Ravensberg zu Bielefeld, 1901, 167. Ravensberger Blätter, 1, 21. 2, 17 f. 3, 24 f. 7, 13. 21. f. Niedersachsen, 2, 103 ff. (Schaumburg-Lippe). 5, 136 (Kirchspiel Rahden). Vgl. auch Immermanns Münchhausen, Buch 5.

²) Vgl. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung, 1877, 129. Unsere Zeitschr., 3, 81 f.

³) Holzschuhe.

⁴) In Oberrarbach: Makelsmann: Hüser im Jahresbericht v. Warburg, 1900, 4. Im Kreise Iserlohn: Köppeler (Kuppler): Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 130. Im Osnabrückschen: Degensmann: Hartmann, Bilder a. Westfalen, 39. Jostes, Westf. Trachtenbuch, 94. — Vgl. noch v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche der Esten usw. 32 ff.

zu lassen, „denn eine hat's mal getan, und die ist sitzen geblieben“.

Abends vor dem ersten kirchlichen Aufgebot wird von den jungen Burschen des Dorfes zu Ehren der Brautleute Häcksel auf die Strassen gestreut vom Hause der Braut bis zur Kirche (Friedewalde, Kr. Minden) oder bis zur Wohnung des Bräutigams oder hinter die Fenster des Brautpaares (Rahden, Kr. Lübbecke). „Wir wusstens schon vorher“, will man damit sagen, wenn die Anmeldung zu Aufgebot und Trauung geheim oder im Dunkeln bewerkstelligt worden war. (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke). In Erkeln (Kr. Höxter) streut man in der Nacht vor der Hochzeit vom Hause des Bräutigams zur Wohnung der Braut eine Strasse von Flachs- schaben oder von Häcksel.

Meist dient aber dies Häckselstreuen als Hohn und Strafe.⁵⁾ Wenn Bräutigam oder Braut schon vorher ein anderes Verhältnis gehabt haben, so wird in der Nacht vor dem kirchlichen Aufgebot oder vor der Hochzeit von ihrem Hause bis zu dem des früheren Liebhabers oder der früher Verehrten die Strasse mit Häcksel bestreut. (Hartum, Heimsen, Kr. Minden. Delbrück, Kr. Paderborn. Fürstenberg, Kr. Büren. Rahden, Alswede, Kr. Lübbecke). Oder man streut Schiwwe (gebrochene Flachsrinde) und trägt vor der Haustür des verschmähten Liebhabers einen Haufen Schiwwe zusammen (Germete, Kr. Warburg). Die Häckselspur ist manchmal stundenlang, so dass man den Eifer bewundern muss, den die jungen Burschen darauf verwenden, nicht immer ohne Gefahr, denn der davon Betroffene steht auch auf der Lauer und wehe dem, den er ertappt. Man setzt auch den Beteiligten einen Strohmann oder ein Strohweib aufs Dach oder auf einen Baum im Garten möglichst nahe am Kammerfenster (Delbrück, Kr. Paderborn. Fürstenberg, Kr. Büren. Dringenberg, Germete, Kr. Warburg. Kr. Höxter). Auch wenn eine Verlobung zurückgeht, wird dem Burschen ein Strohweib, dem Mädchen ein Strohmann aufs Haus gesetzt (Hartum, Kr. Minden). Ähnlich,

⁵⁾ Vgl. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 5.

wenn eine den Jahren nach ganz ungleiche Ehe geschlossen wird. Dann kriegen die „jungen“ Eheleute einen Ehrenbogen aus welchem Laub oder aus Stroh oder gar aus Hede und schlechtem Flachs (Alswede, Kr. Lübbecke).

Die ehrliche Braut bekommt von ihren Freundinnen einen Blumenkranz an den Aufgebotskasten, die unehrliche keinen oder einen Spottkranz von alten, vertrockneten Zweigen u. dgl. (Heimsen, Kreis Minden).

Die Hochzeit war und ist noch heute eine allgemeine Feier, zu der nicht nur die Verwandten, sondern möglichst viele Bekannte eingeladen werden und zwar familienweise; man sagt: wir laden 40 oder 50 „Häuser“, d. h. Familien ein (Bünde, Kr. Herford).

Die Einladungen zur Hochzeit ergingen früher acht oder vierzehn Tage vorher überall durch einen besonderen Hochzeitsbitter.⁶⁾ Er trug einen mächtigen Gehstock aufrecht durch die Strassen des Ortes, und jeder Geladene musste ihm, wenn er seinen Spruch vorgetragen hatte, ein buntes Tuch oder Band an den Stock heften, das später dann wohl als Schürzen- oder Mützenband Verwendung fand. (Ovenstädt, Kr. Minden). Auch Mütze oder Hut des Hochzeitsbitters waren mit bunten Bändern oder einem Blumenstrauss geschmückt. In Heepen (Kr. Bielefeld) trug er ein rotes Band an Mütze und Stock; in Wever (Kr. Paderborn) früher an der linken Seite des Rockes ein Taschentuch. Besorgt er seine Einladung zu Rade, so ist auch dieses entsprechend ausgeschmückt (Levern, Kr. Lübbecke).

Der Hochzeitsbitter oder Brautbitter ist ein Bruder, ein Verwandter oder ein Heuerling der Braut oder des Bräutigams. Im Delbrücker Lande (Kr. Paderborn) pflegt der Schneider das Amt zu übernehmen. In Blasheim (Kr. Lübbecke) besorgen wie zu Begräbnissen, so auch zu Hochzeiten die Notnachbarn die Einladungen.

⁶⁾ Vgl. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 133 f. Hartmann, Bilder aus Westfalen, 46 ff. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 96 f. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, 1, 276 f. (Ravensberg). Ravensberger Blätter, 1, 20 f. 2, 17. 7, 13. Weitere Litteratur über Hochzeitsbittersprüche: Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 16 (1906), 442.

Der Spruch lautete: „Ik soll auk grüssen von Vader un Mudder, von Brut un Brüijam, Se möchten helpen dä Hochtied vermehren un de Mahltied vertehren.“ (Heimsen, Seelenfeld, Kr. Minden.)

In Ovenstädt (Kr. Minden) erging die Einladung mit folgenden Worten:

„Dat schall nich gohn as et jümmer geiht,
Dat de Mogen Falten schleiht,
Schwinesteert und Hammerknoken
De willn wi up de Hochtied koken.
Wenn dat nich gelangen deiht,
Dann schicken wi den Fischer in den Schnee
Und den Jäger up de See,
Und wat dei nich werd fangen,
Dat wolln wi von Bremen und Hamborg langen.“

In Rahden (Kr. Lübbecke) lautete der Spruch:

„Nu wahr't juen Hund un hault den Mund,
Dei Hochtidsbitter von Schmalge kummt.
Gruss von Brut un Brüijam un von öhren Vadder un
Mudder und ji schollen ju olle Fridag tau de
Hochtied instellen.“

Oder:

„Hier komme ich her geschritten und nicht geritten,
Ich will Euch freundlich zur Hochzeit bitten.

Es haben mich hergesandt die junge Braut N. N. und Bräutigam N. N., Ihr möchtet Euch am nächsten Freitag einfinden und helfen mit verzehren alles, was sie zum besten haben. Der Koch hat geschlachtet . . . Ochsen, . . . Schweine. Dazu . . . Anker Branntwein und . . . Anker rheinischen Wein.

Dazu sollt ihr haben gute Schaffer, gute Schänke,
Gute Stühle und gute Bänke,
Und einen guten Platz zum Tanzen.
Ihr braucht nicht für Geld zu sorgen,
Ihr könnt bleiben bis zum andern Morgen.
Die Trompeten und Violinen die sollen stimmen überein,
Auf dass wir alle lustig sein.

Alt und jung, gross und klein, so wie Ihr hier im Hause sind. Meine Rede ist aus. Nun stellt Euch zur rechten Zeit ein, dass an mir die Schuld nicht sei.“

In der Gegend von Herford war der auf Stiftberg wohnende Friedeck (Friedrich) Tilker, genannt Luig Tilker,

als Hochzeitsbitter bekannt. Seine Ansprache war etwa folgende:

„Ick bitte ju to de Hochtit nach Hüfenshofe an den und den Dage. Met bringen möge eine Schlage Bottern so graut als eine Gaus, einen Stuten sau lang als ein Wiselbaum, Bör un Brantwein so viel als ein Mühlrad van gon kann.

Hier setz' ich meinen Stock und Stab
Und nehme meinen Hut ab.
Bis hier bin ich geschritten,
Hätte ich ein Pferd gehabt, wär' ich geritten,
Da dieses nicht ist, bin ich geschritten.“

Auch in Hiddenhausen (Kr. Herford) wünscht der Hochzeitsbitter in seinem Reim, dass tüchtige Geschenke mitgebracht werden, z. B. Bottern os'n Gaus un Stuten os'n Biesebaum“. Bisweilen richtete ein ärmeres Brautpaar einen sogenannten „Bringelobend“ an, wobei der Bitter sich einst äusserte:

„Eck scholl ju guddn Dag seggn van Schmed,
Man eck weit nich, wick dat he het,
He wuhnt bi den Günther in de Nordheien
Un es willens no'n Briämer Houwe to teien“.

In Wewer (Kr. Paderborn) lud man früher (jetzt nicht mehr) mit folgenden Reimen ein:

„Guten Tag in's Haus!
Ich fordere die Herrschaften zu einer lustigen Hochzeit
Gruss von Braut N. N. und Bräutigam N. N. [heraus.
Diese haben es mir gesagt,
Bei euch anzukünden auf . . . tag ihren Ehrentag.
. . . tag ist nun die Zeit,
Zu der ich euch invitiere heut'.
. . . tag um . . . Uhr werden sie kopuliert,
Dann müssen sein die Jungfern und Junggesellen wohl-
Wenn sie aus der Kirche kommen, [geziert.
So ertönen gleich die Flöten und die Trommen,
Da rufen wir alle „Viktoria“,
Und: „Die jungen Brautleute sind da“.
Die haben sich geschmückt so fein,
Und wir kehren zusammen bei N. N. ein.
Da finden wir die Tische schon gedeckt,
Wobei uns der Kaffee sehr gut schmeckt.
Und ist das Frühstück dann vorbei,
So kehren wir mit Musik zum Tanzboden bei N. N. ein.

Zu Mittag lade ich die Herrschaft ein,
Sie sollen auch unsere Hochzeitsgäste sein.
Die lade ich ein nach N. N.'s Haus,
Dort gibt es einen guten Schmans.
Da ist schon alles angemacht,
Das Mastvieh ist schon längst geschlacht',
Und die Braten von verschiedenen Arten
Sind wohlgespickt und, ich denke, auch gut geraten.
Dabei trinken wir uns ein Gläschen Moselwein.
Wer würde wohl nicht gern auf dieser Hochzeit sein,
Wo der Musikton mächtig erklingt,
Dass einem jeden das Herz im Leibe springt?
Ist die Mahlzeit dann vorbei,
So kehren wir wieder bei Gastwirt N. N. ein.“

Aus dem Delbrücker Land (Kr. Paderborn) ist folgender Spruch mitgeteilt:

„Ich komme an mit Riesenschritten
Und wollte euch zur Hochzeit bitten;
Ich biete euch einen freundlichen guten Tag ins Haus
Und wünsche mir viele Gäste heraus.
Ich komme hierher gegangen
Vielleicht nach eurem Verlangen,
Ich komme hierher gestritten (geschritten),
Hätt' ich ein Pferd, so wäre (käme) ich geritten.
Ich habe mein Pferd beim Hafer stehn,
Drum muss ich heute zu Fusse gehn.
Ich habe ein Pferd ohne Kopf und Kragen,
Ohne Schwanz und Magen,
Drum muss ich zu Fusse jagen.
Es schickt mich her der und der,
Ich weiss nicht wer,
Es schickt mich her die und die,
Ich weiss nicht wie.
Den Datum habe ich vergessen,
Die Mäuse haben den Kulender gefressen. —
Ach, was hilft mir mein Lügen und Jagen,
Ich muss euch doch endlich die Wahrheit sagen;
Denn zum Predigen bin ich nicht erkoren,
Die Platte ist mir nicht geschoren.
Ich bin ja auch kein Ritter,
Sondern ein Hochzeitsbitter.
Darum seid ein wenig still
Und hört, was ich euch sagen will:

Es lassen euch vielmals grüssen N. N. und N. N.
Ihr solltet kommen. den Ehrentag
Zu vermehren am nächsten Donnerstag.⁷⁾
Zu Mittag wird euch sein bereit
Eine schöne Mahlzeit:
Danach Zucker und Kaffee, Bier und Brauntwein,
Damit wir desto fröhlicher sein;
Kuchen, Krenzel. Zwieback und schöne Bäckerein,
Das wird euch wohl erfreun.
Es können aber auch noch andere Gerichte sein.
Zehn fette Ochsen.
Der Henker soll sich fochsen.
Zehn fette Schrutten.
Die sollen die Mahlzeit beschluten.
Ein gutes Vesperstück mit Schinken und Braten,
Das wird uns wohl ganz sicher geraten.
Wir haben geschrieben nach Paderborn,
Es sollen kommen mehrere Tonnen alten Korn;
Wir haben geschrieben weit über den Rhein.
Sie sollten uns schicken zehn Fass Wein;
Sollte der Wein aber verhindert sein,
So soll Bier und Branntwein im Überfluss da sein.
Geschlagen wird ein Zelt,
Die Musik ist bestellt:
Wir haben geschrieben nach Neuhaus,
Da kommen die vielen Musikanten heraus:
Sollten sie nicht verhindert sein,
So werden sie auf unserer Hochzeit sein.
Dann wollen wir lustig sein und singen
Und fein tanzen und springen,
Das wird eine Freude sein
Für alt und jung, gross und klein.
So lade ich euch denn alle ein:
Herr und Frau, Söhne und Töchter,
Knechte und Mägde, gross und klein,
Alle wie sie im Hause sein,
Auch Schäfer, Kuh- und Schweinehirt,
Damit niemand vergessen wird.
Ich wollte gestern Abend noch weiter studieren,
Da kamen die jungen Mädchen und taten mich
Da habe ich mich nicht lange bedacht [fexieren,
Und mein Kompliment ganz kurz gemacht;
Ich bin gross von Person, doch klein in meinen
Grosse Komplimente kann ich nicht machen. [Sachen,

⁷⁾ Die Einladung wird auch oft in plattdeutscher Sprache angebracht.

So will ich nun hiermit enden
Und mich wo anders hin wenden.
Dann wird es mir wohl gelingen,
Noch vielen andern die Botschaft zu bringen.
Habe ich meine Sache nicht gut gemacht,
So sage ich freundlichen Dank, dass ihr mir (mich)
[nicht habt ausgelacht.“ —

An einem Hochzeitsfeste wird ungeheuer viel verzehrt, aber die Kosten des Festgebers werden dadurch sehr verringert, dass alle Gäste tags vorher je nach Vermögen Schinken, Hühner, Butter, Eier, Kuchen usw. reichlich geschickt haben.⁸⁾

In Hüllhorst (Kr. Lübbecke) schicken die Eingeladenen Butterkuchen, eine in Brotform (auch in Kindsform) geknetete Butter bis zum Gewicht von zehn Pfund, Kaffee usw. Die Nachbarn senden am Morgen des Hochzeitstages Milch zum Kochen von Reis und für den Kaffee und erhalten dafür nach dem Mittagessen Suppe (Bouillon) und Reis wieder zurückgesandt. In Heepen (Kr. Bielefeld) wird als besonderes Gebäck bei Hochzeiten der „Wussestuten“ oder „Lange Roggen“ von den Nachbarn gespendet. Auch in Spenge (Kr. Herford) wurde von den Verwandten und Gästen ein Langeroggen, oft drei Ellen lang⁹⁾, eine schön verzierte Butter, sechs bis zehn Pfund schwer, u. dgl. geschenkt. In Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) schickten die Nachbarn und nächsten Verwandten dem Brautpaar am Vorabend der Hochzeit eine Welle Butter, einen grossen Korinthenstuten und zwei lebende Hühner. Knecht und Magd überbrachten die Gabe; der Knecht musste die Hühner schlachten, die Magd sie rupfen. Dafür wurden sie bewirtet und durften nachher ein Tänzchen machen. Auch anderswo bringen Familien je nach ihrem Vermögen ein oder mehrere Hühner und Kuchen, unverheiratete Leute dagegen Gebrauchsgegenstände für den Haushalt oder Geld.

Ihrerseits machen die Brautleute Geschenke in Kleidungsstücken an die nächsten Verwandten, der Bräutigam an

⁸⁾ Vgl. Jahrb. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 134: Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 8.

⁹⁾ S. oben S. 114. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 52.

die männlichen, die Braut an die weiblichen, manchmal auch an die Dienstleute. Theesen, Kr. Bielefeld; Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

Vielfach wurde die Aussteuer der Braut am Tage vor der Hochzeit auf einem Leiterwagen, dem sogen. Brautwagen, zum Hofe des Bräutigams gefahren¹⁰⁾. In Germete (Kr. Warburg) geschah das unter Begleitung zweier Burschen, die als Brautburschen bei der Hochzeit fungierten. Sie überlieferten die Aussteuer dem Bräutigam und führten diesen dann am Polterabend zum Hause der Braut. In der Aussteuer auf dem Brautwagen durfte nicht fehlen:

1. das Spinnrad mit Flachsrocken und Haspel „als Sinnbild der Häuslichkeit, des Fleisses und der Sparsamkeit“;
2. ein Besen „als Sinnbild der Ordnung und Reinlichkeit“;
3. das vollständige Brautbett,
4. ein kupferner Wasserkessel, ein kupferner Kaffeeskessel und ein eiserner Kochtopf für die Küche der jungen Frau.

In Hartum (Kr. Minden) wurde bei grossen Bauernhochzeiten noch bis in die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ein „Brautwocken“ gemacht¹¹⁾. Einige Tage vor der Hochzeit wurde geschossen, und dann kamen die Dorfbewohner, jeder mit einer Disse (etwa 1 Pfund) gehechelten (also zum Spinnen fertigen) Flachs zu dem Hause, in dem der Brautwocken gemacht wurde. Auf diese Weise kamen etwa 3 bis 4 Zentner Flachs zusammen. Der Brautwocken war ungefähr zwei Meter hoch und geformt wie ein Weihnachtsbaum. Nach der Fertigstellung wurde er auf das Vordergestell des Hochzeitswagens gesetzt. Gleich dahinter fand das Federbett auf einem 9 bis 11 Himpten schweren Sack Roggen seinen Platz. Ferner wurde noch eine grosse Speckseite, ein Besen und verschiedene andere Hausgeräte aufgeladen und die Pferde bekränzt. Der Wagen wurde dann

¹⁰⁾ Vgl. Weddigen, Westphäl. Magazin, 2 (1786), 67 f. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 134 f. Hartmann, Bilder a. Westfalen 49 ff. Hüser, Jahresber. v. Warburg, 1900, 4f.

¹¹⁾ Vgl. Hüser a. a. O. 5. (Beckum).

zum Wohnhause des Bräutigams gefahren, wo immer die Hochzeit stattfand. Der Bräutigam musste dann alles, was sich auf dem Wagen befand, ins Haus tragen. War es ihm zu schwer, so wurde ein anderer starker Mann dazu bestimmt, und der Bräutigam musste diesen dafür bezahlen. Sobald der Wagen an dem Hochzeitshause ankam, traten die Frauen heraus und reichten „Weingutschalen“ herum. Ihr Inhalt bestand aus einem Gemisch von Branntwein, Wein, Zucker und Honigkuchen. Diese Schalen wurden samt einem Löffel den sämtlichen, sehr zahlreichen Zuschauern gereicht.

Auch in Rahden (Kr. Lübbecke) fährt der Brautwagen am Tage vor der Hochzeit (oder am Hochzeitsmorgen) nach dem Hochzeitshause. Lautes und frohes Jauchzen verkündet seine Ankunft. Alles eilt herbei, um die „guten Werke“ (die Aussteuer) zu sehen. Ein mit den Dingen Vertrauter hat gleich beim Anblick des Wagens eine ziemlich sichere Taxe über die Mitgift. Oben auf dem Wagen steht das reich mit Bändern geschmückte Brautbett und das Spinnrad mit dickem Wocken. Man legt auch wohl in das Brautbett ein Brot, das von dem jungen Paare den Armen zu schenken ist.

Anderswo wird der Brautwagen erst am Hochzeitstage selbst oder später befördert. Hierüber nachher.

Vorfeier des Hochzeitstages ist regelmässig der im engeren Kreise gefeierte Polterabend¹²⁾, zu dem alle nicht mehr brauchbaren Glas- und Tongefässe zusammengetragen und vor die Haustür der Braut geworfen oder an den Türpfosten zerschellt werden. Je höher der Scherbenhaufen ist, desto mehr ist Glück gewünscht. Hier und da wird auch mit Flinten geschossen.

Das Kleid zum Hochzeitstage erhält die Braut vom Bräutigam geschenkt. Seine kostbarste Gabe ist die „Krallenschnur“ aus echtem Bernstein mit silbernem Haken oder Schloss, 100—300 Mark wert (Kr. Minden).

Bei der Trauung trägt die Braut in der Mütze den sogen. „ewigen Lappen“ (Rahden, Kr. Lübbecke) und zu der weissen Mütze und dem weissen Umschlagtuch zum erstenmal eine schwarzseidene Schürze. Die unehrliche Braut

¹²⁾ Vgl. v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche d. Esten usw. 84 ff.

trägt (als Frau angesehen) eine schwarzsamtene Mütze (Heimsen, Kr. Minden). Der Bräutigam trug bei der Hochzeit zum erstenmal den Kirchenhut, einen Zylinder, und trat damit in die Reihen der Männer. Neuerdings haben sich der Myrtenkranz für die (ehrliche) Braut und der Myrtenstrauss für den Bräutigam mehr und mehr eingebürgert.

Bricht der Schneider beim Nähen des Hochzeitsanzuges Nadeln ab, so muss der Bräutigam bald sterben. Drücken ihre Schuhe, so muss die Braut bald sterben (Rahden, Kr. Lübbecke).

Die Hochzeit findet an manchen Orten mit Vorliebe am Freitag statt (Ilvese, Kr. Minden; Levern, Kr. Lübbecke; Spenge, Kr. Herford); im Amte Brackwede (Kr. Bielefeld) meist am Samstag; im Delbrücker Lande (Kr. Paderborn) stets nur am Dienstag, Donnerstag oder Samstag¹³⁾.

Am Trautage fahren Braut und Bräutigam im offenen Leiterwagen zur Kirche¹⁴⁾. Die Pferde sind mit bunten Bändern und Sträussen reich geschmückt. Ans Geschirr wird ein rotes, breites Wollband, Pferdeband genannt, befestigt. Das Brautpaar wird von einer Schar von jugendlichen Führern, Brautjungfern und Bräutigamsknechten, begleitet. Jugendfreunde eröffnen auf buntgeschmückten Pferden den Trauzug zum Gotteshause hin und von ihm zurück. Der Flasche wird eifrig zugesprochen. Hier und da sperren die Anwohner des Weges, den der Brautwagen nimmt, mit Stricken die Strasse, oder Kinder werfen Scherben in die Räder, um ein kleines Trinkgeld (Schattgeld) oder einen Trunk aus der Flasche von dem glücklichen Bräutigam zu erhalten. Sonst darf der Wagen unterwegs nicht halten, es würde Unglück bedeuten. Auch auf dem Kirchhof „schatten“ die Kinder das Brautpaar. Sie halten ihm an langen Stöcken Blumensträusse vor und bekommen dafür von den Brautführern Geld zugeworfen (Kr. Minden)¹⁵⁾.

¹³⁾ Vgl. Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 135. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 97 f. v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche d. Esten usw. 51 f.

¹⁴⁾ v. Schroeder a. a. O. 95 ff.

¹⁵⁾ Über das „Schatten“ s. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 4f. Hartmann, Bilder a. Westfalen, 52 ff. Niedersachsen, 12, 173 (Münster).

Unterwegs wird viel mit Pistolen geschossen sowohl von den Teilnehmern des Hochzeitzuges wie von denen, die ihn auf der Strasse begrüßen.

Auf der Fahrt zur Kirche sitzt der Bräutigam vor der Braut, gewöhnlich neben dem Kutscher, auf dem Rückwege neben der jungen Frau (Rahden, Kr. Lübbecke).

Zur Trauung geht die Braut dem Bräutigam in die Kirche voraus, nach der Trauung aber hinter ihm, denn er soll dein Herr sein! Beim Ringwechsel hält sie die Hand oben, denn sie möchte das Regiment im Hause haben (Alsweide, Kr. Lübbecke).

Ein Trauring wurde und wird jetzt noch fast ausschliesslich von der Frau getragen, während der Mann nur für die kirchliche Trauung einen (von einem Freunde entliehenen) anlegt (Seelenfeld, Kr. Minden). Ärmere Leute borgten sich zur Trauung die silbernen Ringe vom Gastwirt neben der Kirche (Hiddenhausen, Kr. Herford). Goldene Trauringe trägt erst die jüngere Generation.

Wenn der Trauring auf die Erde fällt oder verloren wird, so stirbt eines vom Brautpaar (Heimsen, Ovenstädt, Kr. Minden).

Wenn während der Trauung ein Toter beläutet wird, lebt das junge Paar nicht lange beisammen. Befindet sich auf dem Brautwagen ein Spaten, so wird bald für einen der jungen Ehegatten das Grab gegraben (Bierde, Kr. Minden).

Verlöschen während der Trauung die Altarlichter, so ist ein früher Tod für den zu erwarten, an dessen Seite das Licht zuerst erlischt (Kr. Halle) ¹⁶⁾.

Wenn zwei Geschwister auf einen Tag Hochzeit halten, so muss eines sterben und das andere verderben (Ovenstädt, Kr. Minden) ¹⁷⁾.

Regen am Hochzeitstage bedeutet viele Tränen (Oven-

E. H. Meyer, Der badische Hochzeitsbrauch des Vorspannens (Freiburger Universitäts-Festprogramm 1896). v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche der Esten usw. 110 ff.

¹⁶⁾ Vgl. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 6 f.

¹⁷⁾ Vgl. Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 43 (116. 117). Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 145.

stadt. Kr. Minden — Kr. Hameln. Wenn es der Braut „in den Kranz regnet“, so sagt man sie hat die Katze nicht gut gefüttert. (Grottelitz).

Dagegen heisst es in Altwedel Kr. Lübbecke: Ein wenig Regen vor der Trauung ist ein Zeichen besonderen Segens. Um den Regen in den Brautkranz zu erhalten, ist schon ein Paar früher von Hause fortgegangen und nach der Trauung, weil der Regen noch ansetzt, nach Hause — gefahren.

Führt der Weg der Brautleute nach der Trauung an einem Friedhofe vorbei und ist hier ein Grab geöffnet zur Aufnahme einer Leiche, so ist zu erwarten, dass das junge Ehepaar bald durch einen Sterbefall betrübt wird (Dringenberg-Gehrden, Kr. Walsrode).

Begegnet dem Brautpaar auf dem Wege zur Kirche ein Hindernis, sehen z. B. die Pferde oder verfährt sich der Kutscher, so ist das keine gute Vorbedeutung (Spenge, Kr. Herford).

Beim Verlassen der Kirche pflegt hier und da noch der junge Ehemann der harrenden Jugend Geldstücke zuzuwerfen (Bünde, Kr. Herford; Nieheim, Kr. Hörter).

Überhaupt finden sich nach der Trauung viele Gäste vor der Kirche ein, die „schatten“, d. h. mit Blumen- oder Blätterketten dem Paare den Weg sperren. Zur Auslösung muss Kupfer oder Silber gegeben werden. „Viel Schatten bringt Glück“, sagt das Sprichwort (Alswede, Kr. Lübbecke).

Auch auf dem Rückwege von der Kirche wird vielfach durch Seilspannen über die Strasse das „Schatten“ geübt. Auch legen die Kinder aufgeschlagene Bücher auf die Erde (Blasheim, Kr. Lübbecke) oder halten dem Brautpaare geöffnete Gesangbücher hin (Hüllhorst, Kr. Lübbecke) oder geben Pistolenschüsse ab. In Rahden (Kr. Lübbecke) werden die jungen Eheleute dadurch aufgehalten, dass Kinder und auch wohl Erwachsene quer über den Weg einen „Rep“¹⁾ mit einem flatternden Taschentuche ziehen, in das jene Geld bluden müssen.

¹⁾ Sell.

Bei der Rückkehr vom Gotteshause findet unter den Vorreitern ein Wettjagen statt.¹⁹⁾ Der erste, der die Nachricht von der vollzogenen Trauung heimbringt, bekommt einen Preis, der gewöhnlich in einer Flasche Wein oder Branntwein besteht, aus der er dem heimkehrenden Ehepaare einen Willkommen zutrinkt. Auch dies heisst „Schatten“. (Kr. Minden.)

In Pr. Ströhen (Kr. Lübbecke) besteht bei grösseren Hochzeiten die Sitte, dass während der Trauung junge Burschen zu Pferde als Vorreiter vor der Kirche sich versammeln. Sobald das Brautpaar nach der Trauung im Wagen Platz genommen hat, reiten die Vorreiter einige Male langsam um den Wagen, worauf einer spricht:

„Willkommen, willkommen, ihr jungen Eheleute!
Wir kommen hier als junge Reiter
Mit Pferden, Branntwein und Pistolen,
Euch, junge Eheleute, abzuholen,
Euch zu führen darein,
Wo wir werden alle versammelt sein.
Denn da wird euch noch mehr Freude zuteil,
Wo ihr euch alle werdet recht herzlich freun.
Viel Komplimente weiss ich nicht zu machen,
Denn ich habe noch nicht studiert,
Und mein Pferdchen hat noch nicht exerziert.
Gesundheit, ihr jungen Eheleute!“

(Es wird dem jungen Paare zugetrunken. Dann reiten die Vorreiter im Galopp zum Hochzeits-
hause und sagen der Köchin:)

„Guten Tag, guten Tag, Frau Köchin!
Wir kommen ja nicht allein aus Hunger und Durst,
Sondern aus lauter Liebe und Lust.
Wir bringen euch die frohe Botschaft
Von euern jungen Eheleuten,
Von euern Eltern einen Gruss,
Ob wir dieselben dürfen einführen in dieses Haus.
Denn sie möchten gerne bei euch sein,
Das wird euch alle recht herzlich freun.
Nun ihr alle insgemein!
Jetzt frag' ich die Köchin ganz allein,

¹⁹⁾ Vgl. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. Petrin. in Brilon, 1893, 6. Ders. im Jahresber. v. Warburg, 1900, 6. Weinhold in d. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 3, 13 ff. Hessische Blätter f. Volkskunde, 5, 164.

Ob die Suppen, Gemüse, Fleisch und Braten
Sind vorzüglich gut geraten.
So bitte ich dich recht freundlich,
Sag's mir doch!
Gesundheit, Frau Köchin!“

(Es wird ihr zugetrunken. Der zuerst auf dem Hofe ankommende Vorreiter erhält eine Flasche Wein. Nunmehr reiten sie dem Brautpaar entgegen und melden die „Botschaft der Köchin“ durch folgenden Reim:)

„Wir bringen euch die frohe Botschaft von eurer Frau
Dass ihr doch möchtet eilen [Köchin,
Und nicht zu lange weilen.
Denn es ist alles bereit,
Stuhl und Bänke sind gesetzt,
Die Tische sind besetzt
Mit vielem Fleisch und wenig Knochen.
Schön ist der Wein, denn wir haben ihn gerochen,
Und es liegt für einen jeden ein grosser Löffel dabei.
Das wird euch alle recht herzlich freun!
Gesundheit, ihr jungen Eheleute!“

(Es wird dem jungen Paare zugetrunken. Die Vorreiter begleiten dann den Wagen bis zum Hochzeitshause, wo einer die „Ansprache“ hält:)

„Nun aber aller Scherz beiseite.
Jetzt wollen wir reden von euerm teuren Eide.
Ihr habt euch geeinigt Herz und Hände,
Treu und fest zu halten bis an euer Ende.
Ihr wollt nun Hilfe auf Gott bau'n,
Drum habt ihr euch lassen am Altar trau'n.
Bis dahin hat euch Gott gebracht
Durch seine grosse Güte,
Er führe euch zum Bundestag
Zu einer zarten Blüte.
Nun bricht die zarte Jugend an,
Viel Glück euch zu wünschen,
So wünsch ich euch auch Gottes Segen
Und viel Glück dazu.
Gott lass euch stets zufrieden leben
All Stund und Augenblick;
Gott der schmück' und zier' das Haus
Mit dem Geist des Friedens aus.
Dann wird alles wohl bestehn,
Bis ihr zu dem Grab werd't gehn.
Wer glücklich seine Heirat trifft

Und dennoch selig stirbet,
Der hat zwei schöne Tage,
Die euch werden ewig freun.
Ich wünsche euch das Allerbeste!
So wie der Baum trägt Äste,
So wie die Rosen blühen,
So blühe stets euer Glück.
Der Donner kann ja Felsen trennen,
Aber eure Liebe nicht,
Ewig, ewig soll sie brennen
Wie das helle Sonnenlicht,
Nicht allein für diese Zeit,
Sondern bis in Ewigkeit.
Nun lasst uns reden von diesem Haus,
Wo ihr werdet gehen ein und aus.
So wünsch' ich euch zum Unterpfund
Viel Glück im angetretenen Stand.
Gesundheit, ihr jungen Eheleute!“

(Es wird ihnen zugetrunken. Beim Eintritt in das Haus findet das junge Paar schon alle Gäste auf der Tenne versammelt. In der Nähe der „grossen Tür“ ist ein bekränzter Tisch aufgestellt, auf dem ein Glas Wein, warmes Bier oder Branntwein steht. Ein junges Mädchen kredenzt dem jungen Paare das gefüllte Glas und verliest ein Gedicht etwa folgenden Inhalts:)

„Geschlossen ist jetzt das Eheband
Vor Gott durch den Pastor und Standesamt.
Drum denket dran und glaubet fest
An Gott, der seine Kinder nicht verlässt.
Brich an, du schönstes Morgenlicht,
Der Hochzeitstag ist da,
Sie stehn da hell und klar,
Tun sich reichen Herz und Hände
Treu und fest bis an ihr Ende.
Bis hierher hat euch Gott gebracht durch seine grosse Güte,
Er führet euch zum Bundestag in eurer schönsten Blüte.
Nun, ihr jungen Eheleute, die ihr heute seid getraut,
Gebunden durch des Predigers Hand in den heiligen
Ehestand,
Nun, ihr jungen Eheleute, dieser Tisch, welcher geschmückt
Steht vor euch, ist zur Ehre und Liebe vorgemacht,
Weil ich habe oft daran gedacht.
Glück, Heil und Segen ziehe mit ein,
Und ihr möget wohl bewahret sein

Vor allem Übel, das euch kann treffen,
Vor allen Leiden und Gebrechen,
Vor einem plötzlichen, schnellen Tod
Eure treue Liebe vereine sich,
Lebet froh und beständiglich
Bis an euer Ende.
Wie schön leuchtet der Gnadenstern,
Voll Güt' und Liebe von dem Herrn
Im Stande heil'ger Ehe.
So lebt vergnügt wie Engelscharen,
Wie heute bleibt gesund und froh,
Wir feiern dann nach 50 Jahren
Die goldne Hochzeit ebenso.
Gott segne euch; ich gratuliere euch,
Den Frieden, den wünsche ich euch.
Ich wünsche euch viel Glück und Segen
Und nach dem Tod das ewige Leben.
Das helfe euch Gott! Amen!
Zum Andenken von (folgt Name).“

Diese Begrüssung des jungen Ehepaares an der Schwelle des Hauses²⁰⁾ mit einem Segenswunsch unter Darbietung von Butter, Brot, Salz und einem Trunk findet auch im Kr. Minden überall statt. In Rahden (Kr. Lübbecke) beglückwünscht zwei junge Mädchen das Paar vorn in der grossen Tür des Wohnhauses an einem weissgedeckten Tische mit Getränk und Zwieback. In Bierde (Kr. Minden) sind es die Eltern die dem zurückkehrenden Paar bis vor das Haus entgegen gehen, ihm ein Glas Wein reichen lassen und es dann zu Tafel führen. Jetzt bedient sich auch der Schwiegersohn oder die Schwiegertochter zum erstenmal der vertraulichen Anrede „Vater“ und „Mutter“ (Schlüsselberg, Kr. Minden). Auch in Lippspringe (Kr. Paderborn) und in Höxter wird dem jungen Manne vor der Haustür oder im Flur ein Glas Wein gereicht. Nachdem er davon getrunken, bietet er seiner Frau, die ebenfalls trinkt und es dann an den Türpfosten oder an die Wand wirft. Je mehr Scherben und Splitter, desto mehr Glück im Ehestande. In Dringenberg (Kr. Warburg) wirft der Bräutigam selbst das Glas hinte

²⁰⁾ Vgl. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 6 f. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 101. v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche der Esten usw. 82 f

sich. Wenn es nicht zerbricht, ist mancherlei Unglück zu erwarten. In Dringenberg pflegte auch früher (und gelegentlich geschieht es wohl auch heute noch) auf Hochzeiten ein Brot in zwei Teile geteilt und je ein Teil den jungen Eheleuten überreicht zu werden. Diese beissen ein kleines Stück davon ab. Die übrig gebliebenen Stücke werden aufbewahrt und genau beobachtet, welches von beiden zuerst Schimmel ansetzt. An wessen Stück das zuerst geschieht, der muss zuerst sterben.²¹⁾ In Hartum (Kr. Minden) wurde während der Hochzeit der Braut ein halbes Schwarzbrot mit einem darin versteckten Taler übergeben, das sie einem unter den Zuschauern befindlichen Armen reichen musste. Dann erhielt sie von einem der nächsten Verwandten eine mit Wein oder Branntwein gefüllte Flasche. Nachdem sie davon getrunken hatte, musste sie die Flasche rücklings gegen einen Ständer schleudern. Zerbrach sie, so bedeutete es Glück, sonst Unglück. In Fürstenberg (Kr. Büren) zieht das Brautpaar nach der Trauung mit den übrigen Gästen im Zuge zum Hochzeits- hause und findet hier die Tür verschlossen. Erst nach dreimaligem Anklopfen wird geöffnet und alsdann dem Bräutigam ein Glas Wein gereicht. Er trinkt und gibt das leere Glas der Braut. Diese wirft es über den Kopf hinter sich, so dass es zerbricht. In Wewer (Kr. Paderborn) findet das junge Paar ebenfalls die Tür verschlossen, muss anklopfen und wird dann empfangen mit den Worten:

„Ihr begehrt wohl Einlass?
Nun, dann wünsche ich einen fröhlichen Zutritt.
Ich gratuliere Braut und Bräutigam,
Denn diese sind jetzt geworden Weib und Mann.“

Oder:

„Tausendnochmal, was ist denn da?
Es ist ja ein junges Ehepaar!
Der schönste Tag der ist erschienen
Dem Bräutigam, der holden Braut,
Die sich nun dürfen ewig lieben
Und ewig sind mit Gott getraut.

²¹⁾ Vgl. Weddigen, Westphäl. Magazin, 3 (1787), 718. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 7.

Vivat dem Bräutigam, Vivat der Braut,
Die heut zu Ehr' hat der Herr Pastor getraut!“
Darauf wird dem Paare auf einem Tablett ein Glas
mit Wein und ein Zwieback gereicht mit den Worten:
„Von diesen sollt ihr gemeinschaftlich trinken und essen
Und diesen Tag nimmer vergessen.
So tretet denn näher mit frohem Schritt.
Bringet aber Gottes Segen mit.“

Oder:

„So hell, so rein wie dieser Wein
Möge stets euer Leben sein.
Nehmt das Brot, das ich euch schenke,
Bewahrt es stets zum Angedenken,
Dann können wir uns nach 50 Jahren
Der goldnen Hochzeit wieder nahen.“

Braut und Bräutigam beißen nun in den Zwieback und trinken gemeinsam aus dem Glase. Zuweilen wirft der Bräutigam dieses hinter sich. Zerschellt es, so bedeutet es Glück.

Im Delbrücker Lande (Kr. Paderborn) verweilen die Brautleute nach der Trauung so lange im Orte, dass sie genau um 12 Uhr auf dem Hofe, wo die Hochzeit stattfindet, eintreffen. Hier haben sich inzwischen die ganze Verwandtschaft, die Nachbarn und sonstigen Gäste versammelt und vor der grossen Einfahrtstür Aufstellung genommen. Die jungen Eheleute nahen feierlichen Schrittes und machen vor dem Hause halt. Hier empfängt sie der Hochzeitsbitter auf geschmücktem Ross mit folgendem Spruche:

„Hochgeehrtes Brautpaar!
Ich komme euch entgegen,
Um euch zu wünschen viel Glück und Segen;
Bevor ihr tretet in das Haus,
Sprech ich euch meinen Glückwunsch aus!
Heil dem teuren, jungen Paar,
Das heut geführt zum Traualtar,
Geleitet durch des Priesters Hand,
So feierlich und fest sich band.
Gottes Segen
Sei auf allen euren Wegen,
Nimmer wird euch treffen dann ein Leid.
Zum Zeichen eurer Willkommenheit
Ist euch dieses Glas bereit.
Prosit Braut und Bräutigam!“

Er reicht dann den Neuvermählten ein bekränzt Glas Wein oder irgend ein süßes Getränk (früher gewöhnlich Schnaps mit Zucker) und trinkt ihnen zu. In das Glas bekommt er dann ein Trinkgeld. Inzwischen ist der festlich ausgeschmückte Brautwagen in der Nähe des Hofes angelangt und hält auf dem Wege. Er ist mit vier Pferden bespannt, auf jedem Handpferde sitzt ein Rosselenker, der eine mit Blumen, Bändern und einem rotseidenen Tuche gezierte Peitsche schwingt. Der lange Leiterwagen (oder auch mehrere) ist mit Möbeln und Geräten hoch beladen; ein riesiger Reiserbesen und ein Spinnrocken, beide festlich geschmückt, geben ihm ein phantastisches Aussehen. Hoch oben thront die Näherin mit verschiedenen jungen Leuten aus der Nachbarschaft, die unaufhörlich singen und juchzen. Der erste Nachbar, mit Blumen bekränzt, sprengt auf geschmücktem Pferde, nachdem er am Schlagbaum zweimal zum Brautwagen hin kehrt gemacht hat, auf den Hof. Das junge Paar tritt unter den Torbogen der Hauseinfahrt und wird vom Reiter in Reimen beglückwünscht. Dann fährt dieser fort:

„Doch ich kann es euch nicht verhehlen:
Durstig und trocken ist meine Kehle;
Gebt mir ein Gläschen Wein!“

Der Bitter kommt mit einer vollen Flasche, schenkt ein und lässt den Reiter trinken, worauf dieser spricht:

Der ist gut 'runter,
Jetzt wird's mir wieder wohl und munter.
Freunde und Bekannte,
Nachbarn und Verwandte,
Seid nun ein wenig still
Und hört, was ich euch sagen will.
Liebes Brautpaar!
Es schickt mich her Kolon N. N.
Und lässt euch fragen,
Ob ihr wollt haben einen schönen Brautwagen.“

(Die Brautleute sagen laut und vernehmlich: ja.)

„Euer Jawort habe ich vernommen,
Ich höre, der Brautwagen darf kommen.
Das Juxen und Spassen
Will ich nun beiseite lassen;

Drum laßt das Kichern und das Lachen
Und kört, was ich auch bringe für schöne Sachen.
Alles ist prächtig, ohne Flitter und Tand.
So ist es Sitte bei uns im Land.
Die Tische und Stühle sind von Eichen,
Davor müssen selbst Motten und Würmer weichen
Zwei Koffer, schwer beladen mit Linnen,
Die Hausfrau selber tat's weben und spinnen.
Auch habe ich der jungen Frau einen tüchtigen Besen
Damit sie Küche und Haus stets reine macht. gebracht,
Es soll da glänzen und blitzt, sehr,
Als wenn jeden Tag Hochzeit wär!
Hinterm Wagen schreiten die Kühe mit langen Titten,
Da soll die Hausfrau noch lange unter sitzen. —
Doch jetzt will ich meine Lektion beenden
Und mich zu dem Brautwagen wenden.
Bald bin ich wieder da.
Der Brautwagen wird kommen mit Gesang und Hurrah.
Doch ein Zeichen in der Hand
Das ist Mode bei uns zu Land:
Gibt mir'n „Kappelschen“ oder „Waterpohl“²²⁾,
O wie wird uns Herz mir dann so wohl.“

Es wird ihm eine Flasche gereicht, die er in seiner Rocktasche verbirgt. Mit verhängtem Zügel reitet er nun zum Brautwagen zurück und verkündet — in Prosa oder Versen —, dass der Zug einfahren dürfe. Das geschieht dann im Galopp unter lautem Halloh und dröhnenden Böllerschüssen. Der Bräutigam wird um Besichtigung des Wagens gebeten und erklärt sich gewöhnlich zufrieden: es soll aber auch schon vorgekommen sein, dass er die Sachen genau prüfte und ein fehlendes Stück reklamierte. Nunmehr beginnt das Hochzeitsmahl.

Auch anderswo wird erst am Hochzeitstage der Wagen mit den Ausstattungsgegenständen in die künftige Wohnung befördert. In Raderhorst (Kr. Minden) fährt er gewöhnlich dem Hochzeitswagen voraus. In Spenge (Kr. Herford) fuhr dem Brautwagen meistens ein Wagen mit Musikanten voraus, und den Schluss bildete der Wagen mit der Aussteuer. Hinten auf ihm stand ein behänderter Besen, der, obwohl oft wieder heruntergeworfen, endlich festgesteckt

²²⁾ Schnaps.

wurde zum Zeichen, dass das Brautpaar nichts Weiteres mehr zu erwarten habe. In Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) war vorn auf dem Wagen die Bettstelle mit dem Bett verladen; in diesem sassen die Brautmutter und die Näherin. In Blasheim (Kr. Lübbecke) wird der Wagen mit der Aussteuer auch wohl nach Eintritt der Dunkelheit ins Hochzeitshaus gefahren. Das Mädchen, das das geschmückte Spinnrad hält, bekommt ein Geschenk. In Pr. Ströhen (Kr. Lübbecke) wird am Tag nach der Hochzeit die Aussteuer des Bräutigams oder der Braut unter lautem Jubel eingeholt. In das Bett wird ein besonders gut gearbeitetes Brot gesteckt, das nachher an Arme verteilt wird.

Das Hochzeitsmahl wird je nach der Zahl der Einladungen in der Stube oder auf der Tenne abgehalten. Dazu werden die Wände der „Dehl“ (wie bei Leichenfeiern) mit den grossen, kostbaren Tüchern behangen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht forterben (Pr. Ströhen, Blasheim, Kr. Lübbecke).

Jeder Teilnehmer erhält für sämtliche Gänge nur einen tiefen Teller. Knochen, Zwetschenkerne u. dgl. werden unter den Tisch geworfen und kurz vor dem später beginnenden Tanze zusammengefeßt und fortgeschafft. Das Tischgebet vor und nach der Mahlzeit wird gemeinschaftlich verrichtet und laut vorgebetet (Delbrücker Land).

Löffel, Messer und Gabeln müssen die Gäste sich selbst mitbringen. (Ovenstädt, Kr. Minden; Levern, Kr. Lübbecke; Theesen, Kr. Bielefeld).

Kuchen werden für die Hochzeit in Menge gebacken.²³⁾ In Verl (Kr. Wiedenbrück) grosse Tafelkuchen, sog. Semmel. In Rödinghausen (Kr. Herford) wird bei Hochzeiten ein Weissbrot, wohl anderthalb Meter lang, gebacken, oben im Zickzack verziert mit Koriander und Kümmel bestreut, der sog. „Lange Roggen“. Man sagt: so lang wie das Brot ist, soll der Roggen des jungen Paares wachsen.

Hier und da wird das Kochen bei der Hochzeit von den Nachbarfrauen und die Bedienung der Gäste von deren Männern besorgt (Levern, Hüllhorst, Kr. Lübbecke).

²³⁾ Vgl. unsere Zeitschr. 3, 52 f.

Bei der Mahlzeit erhalten die jungen Eheleute den Ehrenplatz. Ihnen zunächst sitzen die Brautjungfern und Bräutigamsknechte. Aufgabe der Brautjungfern ist es nun, dafür zu sorgen, dass die junge Frau von den Bräutigamsknechten nicht beraubt wird. In der Regel geschieht das aber doch, und Halsgeschmeide, Tuchnadeln usw. gehen der Braut ein Stück nach dem andern verloren. Die geraubten Gegenstände werden dem jungen Ehemann gegen ein Lösegeld zurückgegeben, aus dem die Kosten für eine Nachfeier bestritten werden (Kr. Minden). In Quetzen, Heimsen, Bierde (Kr. Minden) machen die übrigen jungen Leute den Versuch das Brautpaar zu bestehlen, und die Brautführer haben das zu verhindern und etwa Entwandtes wieder einzulösen.

Musikanten spielen während des Essens und nachher zum Tanz, beim Essen aber nur kurze Zeit, um die sog. Bratengroschen zu sammeln (Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke). Früher musste der Kaplan in Langenberg (Kr. Wiedenbrück) für das Hochzeitsfest einen Musikanten stellen. Dafür erhielt er für jede zur Hochzeit geschlachtete Kuh einen Taler.²⁴⁾

Gegen Schluss des Essens sammeln Köchin, Küchenmädchen und Aufwärterin von jedem Gaste in der Suppenfülle ein Trinkgeld ein (Spenge, Kr. Herford: Delbrück).²⁵⁾

Nach dem Essen überreichen die unverheirateten Gäste dem Ehepaar ihre Geschenke, wobei die junge Frau jedem Geber einen Schnaps reicht (Rahden, Dielingen-Wehdem, Kr. Lübbecke).

Im Delbrücker Lande (Kr. Paderborn) wird nach eingenommenem Kaffee der Brautwagen geleert. Es kostet immer viel Mühe, ehe ein Stück vom Wagen durch die

²⁴⁾ Eine Aufzeichnung des i. J. 1864 verstorbenen Pfarrers Hensing besagt: „Ein Kolon hiesigen Kirchspiels ermunterte bei der erledigten Kaplanelstelle zu Langenberg einen gewissen Kanonikus aus Wiedenbrück zur Annahme dieser Stelle und führte als Ermunterungsgrund an: „Sie können auch als Musiker viel verdienen, auf den Hochzeiten bekommen Sie fürs Blasen bei jedem Tanz drei Groschen.“

²⁵⁾ Vgl. Hüser in unserer Zeitschr. 4. 37 f.

Türen bis zum richtigen Platze gelangt. Die kleinsten Gegenstände werden unter anscheinend grossem Kraftaufwande ins Haus gebracht, wobei es gewöhnlich mehrmaligen Schmierens (d. h. Schnapstrinkens) bedarf, bis es gelingt, sie durch die angeblich stets zu kleinen Türen zu befördern. Der jungen Frau wird zum Zeichen, dass sie jetzt in Küche und Keller schalten und walten soll, ein geschmückter, riesiger Holzlöffel überreicht. Von Zeit zu Zeit verschwindet sie und erscheint jedesmal in anderer Kleidung wieder. Verwandte und Nachbarn sehen Kisten und Kasten nach und prüfen den Leinenvorrat.

In Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) sammelt man Geld für den sog. „Brautapfel“. Die Geldstücke steckt man in Äpfel, und diese bilden bei einem am Hochzeitstage veranstalteten Wettlaufen oder Wettreiten die Preise.²⁶⁾

Im übrigen geht man so bald als möglich zum Tanze über. Die nicht tanzenden Mannsleute setzen sich zum Kartenspiel zusammen.

Abends wird der jungen Frau der Kranz abgenommen und statt dessen eine Nachtmütze aufgesetzt.²⁷⁾ Jene sucht das eifrig zu verhindern (Spenge, Kr. Herford). In Exter (Kr. Herford) wird, wenn die Hochzeit sich ihrem Ende zuneigt, beiden Eheleuten die Nachtmütze aufgesetzt. In Neuenbeken (Kr. Paderborn) setzt sich am Nachmittage der Hochzeit die Braut auf einen Stuhl. Die Umstehenden singen: „Wir winden dir den Jungfernkranz usw.“ Dann wird der Braut Kranz und Schleier abgenommen und ihr eine Haube aufgesetzt. In Fürstenberg (Kr. Büren) wird der jungen Frau eine Mütze aufgesetzt, wie sie von älteren Frauen getragen werden, dem jungen Ehemann aber ein Pantoffel²⁸⁾ auf den Kopf gelegt. Die beiden Eheleute müssen dann miteinander tanzen. In Dankersen (Kr. Minden)

²⁶⁾ Vgl. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. Petrinum in Brilon, 1893, 6 f. Ders. im Jahresber. von Warburg, 1900, 9 (Stromberg). Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 104.

²⁷⁾ Vgl. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, 38 f. Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforsch. 1877, 140 f. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 103. v. Schroeder, Die Hochzeitsbräuche d. Esten usw. 144 ff.

²⁸⁾ Vgl. Hüser im Jahresber. v. Warburg, 1900, 9 (Geseke u. Atteln).

setzt die Braut sofort, wenn sie von der Trauung heimkommt, die für die Trauung neu gemachte Mütze ab und schenkt sie ihrer ältesten unverheirateten Schwester oder der Magd.

Die Nachbarfrauen machen das Brautbett in Ordnung, was auch nicht ohne das hergebrachte Traktieren abgeht. (Delbrücker Land). Die jungen Leute suchten heimlich das Brautbett durch Holzscheite und dicke Steine, die sie unter das Bettuch legten, unbrauchbar zu machen, damit das junge Ehepaar erst recht viel zu schaffen hätte, ehe es sich zur Ruhe niederlegen konnte. Besonders gern wurde auch ein Korb mit einem Hahn²⁹⁾ unter das Bett oder in die Kammer gestellt, um das junge Paar zu erschrecken und im Schlafe zu stören (Spenge, Kr. Herford). Die Sitte, das Brautpaar gewaltsam ins Brautbett zu bringen, ist dem jetzigen Pastor in Blasheim (Kr. Lübbecke) nur einmal begegnet, wobei auf seinen Einspruch davon Abstand genommen wurde.

In Warburg schickte früher bei den Hochzeiten der Patrizierfamilien der Magistrat der jungen Frau nach der Brautnacht einen Hahn von Zucker und Würze.³⁰⁾

Am Sonntag nach der Hochzeit findet eine Nachfeier statt, auf der die Reste verzehrt werden. Die meisten Hochzeitsgäste nehmen wieder daran teil, doch wird die Bedienung an diesem Tage von dem jungen Ehepaar ausgeführt (Ovenstädt, Kr. Minden; Levern, Kr. Lübbecke).

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden im Kr. Minden noch Schenkhochzeiten gefeiert³¹⁾, die in der Regel drei Tage währten. Keiner der Gäste durfte während der Hochzeit das Fest verlassen; wer sich entfernte, wurde trotz allen Widerstrebens auf eine Leiter gelegt³²⁾, durch das Dorf

²⁹⁾ Vgl. Jahrb. d. Ver. f. niederdtische Sprachforsch. 1877, 142. 144. Zur Bedeutung des Hahnes vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 7, 361f.

³⁰⁾ Vgl. Hüser im Jahresbericht von Warburg, 1898, 39. Jahrb. d. Ver. für niederdtische Sprachforsch. 1877, 128. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 105f.

³¹⁾ Vgl. Weddigen, Neues westphäl. Magazin, 1 (1789), 15f. (Schwelm). Jahrb. d. Ver. f. niederdtische Sprachforsch. 1877, 141f. Ravensberger Blätter, 2, 18.

³²⁾ Vgl. Kuhn, Westfäl. Sag. 2, 36 (101). Hartmann, Bilder a. Westfalen, 60.

getragen und so dem Gelage wieder zugeführt. Am zweiten Tage der Hochzeit wurden die Geladenen unter Vortritt eines Spielmanns in die Schenkstube geführt, wo ein Bureau errichtet war. Der Vorsitzende hielt eine spasshafte, von Übertreibungen trotzende Ansprache: „Zwei Tage“, pflegte er zu sagen, „haben wir gefeiert, aber der dritte ist zur Feier noch ausersehen. Grosse Einkäufe von Schlachtvieh und Getränken müssen dazu gemacht werden. Wer greift nun in die Tasche?“ Einzeln traten die Geladenen zum Schriftführer an den Tisch und erklärten zu Protokoll, was sie in die Brauttafel legen wollten. Reichlich flossen da die Gaben, denn keiner wollte von dem andern übertroffen sein. An demselben Tage bewegte sich ein Zug der jüngeren Hochzeitsgäste durch den Ort. Ihn führte der „Wursthans“ unter possierlichen Sprüngen und Grimassen. Hinter ihm wurde von zweien eine Stange getragen. Vor jedem Hause wurde Halt gemacht und Wurst gefordert, und bald war die lange Stange schwer beladen. Die Würste wurden dem Hochzeiter gebracht und am dritten Hochzeitstage mit aufgetischt.

In Rietberg (Kr. Wiedenbrück) wurden sog. Gebehochzeiten in einer Wirtschaft gefeiert. Die Einladungen wurden so weit als möglich ausgedehnt, und man unterschied Mittags- und Abendgäste, von denen erstere mit 1 Taler, letztere mit $\frac{1}{2}$ Taler bis 1 Gulden (2 Mark) eingeschätzt wurden. Auch in Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) blühten noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Gebehochzeiten, zu denen die Vorbereitungen, um der Aufmerksamkeit der Behörde zu entgehen, mit der grössten Heimlichkeit betrieben wurden. Jeder konnte sich als Hochzeitsgast unter Angabe der Höhe seines Geldgeschenks in eine Liste einzeichnen.

Im Landkreise Minden wurde der Brautwagen oft erst einige Wochen oder Monate nach der Trauung den jungen Eheleuten zugeführt. Das Brautbett, ein mächtiger Flachsrocken, Spinnrad und Haspel, ein grosser Sack Brotkorn und eine mächtige Seite Speck durften darauf nicht fehlen. Das zur Mitgift bestimmte Brautrind sowie das Brautpferd folgen dem Wagen. Im Hochzeitshause muss der junge Ehemann

die schweren Sachen ohne fremde Hilfe vom Wagen an ihren Bestimmungsort bringen. Gelingt es ihm, so ertönt grosser Jubel der Hochzeitsgäste.

In Fürstenberg (Kr. Büren) herrschte früher die jetzt fast verschwundene Sitte, dass die junge Frau erst 14 Tage nach der Hochzeit in die Wohnung ihres Mannes kommt und dann auch erst ihre Aussteuer auf dem Brautwagen in dessen Wohnung bringt. Oben auf den Wagen, allen Leuten sichtbar, wird ein Reiserbesen gesteckt, dem Fuhrmann ein buntes Taschentuch an die Peitsche gebunden. Gehört zur Aussteuer eine Kuh, so wird sie, mit Laub bekränzt, hinter dem Brautwagen hergeführt.

Vor Ablauf von sechs Wochen dürfen die abgeheirateten Eheleute das Elternhaus nicht wieder besuchen (Rahden, Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

Zur Geschichte und zur Verbreitung des Ausdrucks: „die Franzosen haben.“

Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Der Ausdruck „die Franzosen haben“ ist in unserm Vereinsgebiete nicht unbekannt, wenn es auch höchstwahrscheinlich ist, dass er immer mehr verschwindet oder schon hier und da ganz in Vergessenheit geraten ist. Seine Bedeutung mag dazu beitragen. Er bezieht sich auf intim sexuelles Gebiet und ist = morbus gallicus, lues veneris, Lustseuche, Syphilis im weitesten Sinne, wörtlich = syphilitisch sein und bei uns wohl nur auf Menschen bezogen.¹⁾ In Lippe sagt man von einem mit der Krankheit Behafteten: er hat die Franzosen, er hat die französische Krankheit. Sicherlich

¹⁾ Dass das nicht immer der Fall ist, weist M. Höfler in seinem Werke: „Deutsches Krankheitsnamenbuch“. München 1899. S. 168 f. nach. Auch im Eifel-, Hunsrück- und Saargebiete wird der Ausdruck nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. J. Müller auf das Vieh angewandt: „Die Kuh hat die Franzosen: die Kuh ist französisch;“ es bezeichnet dies die Perlsucht und die Rindertuberkulose, vielleicht auch eine andere Krankheit. Ein Gewährsmann sagte, wenn die Kuh französisch „ist“, kann sie sich nicht vorwärts bewegen, die Gelenke sind angeschwollen.

ist der Ausdruck auch in andern Gegenden des westlichen Deutschlands bekannt, wenn auch Woeste in seinem westfälischen Wörterbuch²⁾ keinen Beleg dafür gibt. Dagegen ist er nicht unbekannt in Waldeck,³⁾ in Hessen und zwar in der Gegend von Eschenrod⁴⁾ und in der Schwälmer Mundart.⁵⁾

Damit sind, soviel ich jetzt feststellen kann, die nord- und mitteldeutschen Quellen erschöpft, soweit der heutige Gebrauch und die heutige Verbreitung in Betracht kommen. Nachträglich teilt mir Herr Dr. P. Trense noch mit, dass der Ausdruck auch in Mecklenburg bekannt ist. Für die oberdeutschen Mundarten sind die anzuführenden Belege reichlicher. Der Ausdruck ist bekannt in Bayern,⁶⁾ in der Schweiz,⁷⁾ in Steiermark⁸⁾ und im Elsass.⁹⁾ Auch die vielen Belege, welche sich bei Grimm,¹⁰⁾ Weigand,¹¹⁾ Höfler¹²⁾ und Wander¹³⁾

²⁾ Dr. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart (= Wörterbücher, hrsg. v. Verein f. nd. Sprachforschung I). Norden u. Leipzig 1882.

³⁾ Karl Bauer, Waldeckisches Wörterbuch nebst Dialektproben, hrsg. v. Hermann Collitz (= Wörterbücher . . . IV). Norden u. Leipzig 1902. Vgl. S. 35 = frantsousen, pl. Venerie.

⁴⁾ Ztschrft. f. hochd. Mundarten III. S. 248.

⁵⁾ Wilh. Schoof, Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart in Ztschrft f. deutsche Mda. 1906. S.-Abdruck S. 8.)

⁶⁾ J. Andreas Schmeller, Bayerisches Wörterbuch (1827—1837), hrsg. v. Karl Frommann I. München 1872. Spalte 824, 825, mit vielen Beispielen.

⁷⁾ Friedrich Staub und Ludwig Tobler, Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerischen Sprache, 4 Bde. Frauenfeld 1881 ff. I. Spalte 1312: Plural: d. F., die Franzosenkrankheit, mit vielen Beispielen.

⁸⁾ Theobald Unger, Steirischer Wortschatz, hrsg. v. Ferdinand Kull. Graz 1903. Franzosenarzt = Arzt gegen die sogenannte französische Krankheit.

⁹⁾ E. Martin und J. Leinhart, Wörterbuch der elsässischen Mundart. Im Auftrage der Landesverwaltung von Elsass-Lothringen. 2 Bde. Strassburg 1899. S. 182b = ein Bubo; Plural = die Syphilis im allgemeinen; bisweilen auch Menstruation.

¹⁰⁾ Grimm, Deutsches Wörterbuch IV, 1, S. 62, 63.

¹¹⁾ Friedrich Ludwig Karl Weigand, Deutsches Wörterbuch. Giessen 1873. S. 488. Beide Werke bieten viele geschichtliche Belege.

¹²⁾ M. Höfler, a. a. O. S. 168 f, wo ebenfalls eine ganze Anzahl von Belegen aus den letzten Jahrhunderten.

¹³⁾ Karl Friedrich Wilhelm Wander, Deutsches Sprichwörterbuch,

finden, entstammen fast ausschliesslich dem Gebiete des Oberdeutschen.

Alle übrigen Wörterbücher und Idiotika deutscher Dialekte kennen den Ausdruck Franzosen in der in Frage stehenden Bedeutung nicht, wenigstens nicht als lebend. Doch kann das jedenfalls nicht ausschlaggebend sein. Während z. B. das Wörterbuch der elsässischen Mundart von Martin und Linhart die Bedeutung „Franzosen“ kennt, fehlt es in zwei andern Wörterbüchern dieses Gebiets,¹⁴⁾ ebensowenig ist sie zu finden in den Mundarten des Samlandes, (Ost- und West-) Preussen, Groningen, Mülheim a. d. Ruhr, Köln, Mansfeld, Hessen bezw. Oberhessen, Thüringen, Oberfranken, Schwaben, Appenzell, Kärnten, Tirol.¹⁵⁾

Bd. I. Leipzig 1867. Spalte 1103, bringt nur vier bez. Sprichwörter, die den Sammlungen von Agricola (1528), Kritzinger (1742) und Simrock (1846) entnommen sind.

¹⁴⁾ Charles Schmidt, Wörterbuch der Strassburger Mundart. Strassburg 1896. Charles Schmidt, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart. Strassburg 1901.

¹⁵⁾ Daraufhin habe ich ohne Resultat folgende Wörtersammlungen durchgesehen: E. L. Fischer, Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart im preussischen Samlande. Halle 1896. — Erich Berneker, Die preussische Sprache. Texte, Grammatik, etymologisches Wörterbuch. Strassburg 1896. — H. Molema, Wörterbuch der Groningischen Mundart im neunzehnten Jahrhundert (= Wörterbücher des Vereins f. nd. Sprachforschung III). Norden und Leipzig 1888. — Emil Maurmann, Grammatik der Mundart von Mülheim a. d. Ruhr (= Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, hrsg. v. Otto Bremer IV). Leipzig 1898. — Fritz Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart. Köln 1905. — Richard Hecht, Wörterbuch der Mansfelder Mundart. Eisleben (Görlitz) 1848. — A. F. C. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen I. Marburg 1868. II hrsg. v. Hermann Pfister. Nachtrag, ebda. 1886. — Wilhelm Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch. Darmstadt 1890, 1899. — L. Hertel, Thüringer Sprachschatz, Sammlung mundartlicher Ausdrücke aus Thüringen. Weimar 1895. — Otto Heilig, Grammatik d. Oberfränkischen Mundart d. Tauberggrundes u. d. Nachbarmundarten (mit Wörterverzeichnis) (= Sammlung kurzer Grammatiken dtshr. Mundarten V). Leipzig 1898. — Joh. Christoph v. Schmidt, Schwäbisches Wörterbuch mit etymologischen und historischen Anmerkungen. Stuttgart 1844. — Titus Tobler, Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1837. — Matthias Lexer, Kärntisches Wörterbuch. Leipzig 1862. — J. B. Schöpf und Anton J. Hofer, Tirolisches Idiotikon. Innsbruck 1866.

Es ist nicht wohl anzunehmen, dass der Ausdruck in allen Mundarten der genannten Gegenden ausgestorben ist, soweit er in ihnen früher vorhanden war, und für eine frühere weite Verbreitung des Ausdrucks spricht einmal die zeitweise in weiten Gebieten epidemisch auftretende Seuche, die gerade unter diesem Namen (= die Franzosen) eingeführt und bekannt wurde und ferner der Nachweis des Vorkommens in der Literatur vergangener Jahrhunderte, wie er sich bei Grimm, Weigand und Höfler¹⁶⁾ findet. Grimms älteste Quelle geht bis 1509 zurück, auf den Titel eines Werkes des Alexander Seitz aus Morsbach (Pforzheim 1509): „Ein nützlich Regiment wider die bosen Franzosen“. ¹⁷⁾ Einige andere Beispiele älterer Art finden sich bei Luther, Hutten, Murner, Opitz u. a. Schon Murner sagt in seiner Übersetzung von Huttens Buch: *De morbi gallici curatione . . .* über den Ausdruck: „Doch hat uberhant genumen die gemein Nennung, und ich will sie in diesem Buch auch die Franzosen nennen.“ So schrieb er einige Jahrzehnte nach dem ersten umfangreichen Auftreten dieser Krankheit in Deutschland. Nach den Angaben Weigands¹⁸⁾ sollen die Franzosen 1495 nach Süddeutschland und nach Köln gekommen und hier nach den Angaben eines Ediktes von Kaiser Maximilian I. vom 7. August 1495 sehr verbreitet gewesen sein. Doch widersprechen sich die Angaben vielfach. Joseph Grumpeck, ein Arzt zur Zeit des eben genannten Kaisers, schreibt, die Seuche habe 1493 angefangen, und endlich Sebaldus Clamesus aus Nürnberg gibt an, sie sei 1496 durch die Franzosen nach Italien und dann von da nach Deutschland gekommen.

Genauere, noch über Grimm und Weigand hinausgehende Nachweise verdanken wir M. Höfler,¹⁹⁾ der die Krankheit 1457 als *malum Franciae* belegt und 1483 als *morbus gallicus* (*neapolitanus, hispanicus* etc.). Nach ihm ist sie schon 1472 aufgetreten, auch schon vor diesem Jahre in Deutschland

¹⁶⁾ In den schon oben angeführten Werken dieser drei.

¹⁷⁾ Grimm a. a. O. IV, 1, S. 62.

¹⁸⁾ a. a. O., S. 488. So ungefähr lauten die meisten Angaben: z. B. auch in Brockhaus und Meyers Lexika.

¹⁹⁾ a. a. O., S. 168f.

vom Volke gekannt, wenn auch nicht unter der hier fraglichen Bezeichnung. Doch der Belege für diese Zeit, überhaupt für die Zeit vor 1500 sind nur wenige vorhanden, bei Höfler finden sich z. B. nur sieben Beispiele vor 1496 datiert angegeben. Sicherlich werden sie sich aber vermehren lassen und dazu möchte auch im folgenden noch ein kleiner Beitrag geliefert werden; weitere werden sich jedenfalls in medizinischen Handschriften des Mittelalters noch finden, in denen die Bezeichnung „Franzosen“ und „Mallfranzosen“ = Syphilis gewöhnlich gewesen sein soll.²⁰⁾

So möchte für das Auftreten der genannten Bezeichnung eine Nachricht Interesse haben, die einer alten Frankfurter Chronik entstammt, in den Jahren 1494—1502 von dem Kanonikus Johannes Rohrbach angelegt und von Wichtigkeit insonderheit durch getreue Mitteilungen gerade dieses Zeitraums. Die hier in Betracht kommende Stelle, § 172 der Chronik lautet:²¹⁾

„Anno 1496 tempore estatis et verne [verno] ist eyn ungehort grußlich vnd erschrockenlich kranckheyt vnder die theutschen von den walen komen, die walen haben sie kriegt von den franczosen vnd wyrt diß kranckheyt genent mall franczoß, vnd regirt fast in deutschen landen, noch fyll mer in italia vnd frantia. Die kranckheyt macht den menschen onseglich ongeschaffen; welcher sie hat, ist vber gancs sin lipp foll schwartz rotter blattern; wert eyn teyllen eyn halb iar, den andern dry fierteill, den andern eyn ganz iar vnd nachdem belibent die flecken an ynen etwen lang. Ongestalter Ding hatt keyn mensch nie gesehen; von solicher oder derglichen kranckheytt nie keyn mensch mer gehort, auch hat keyn arczet da von nicht geschrieben, den als fill, als man mint (?) dar widder bracht.“

²⁰⁾ Nach freundlichen brieflichen Mitteilungen von Herrn Professor O. Heilig in Ettlingen, dem Herausgeber der Zeitschrift für deutsche Mundarten. Leider hat sich Herr Professor Heilig, wie er mir schreibt, beim Durchblättern der Handschriften auf der Heidelberger Universitätsbibliothek keine Notizen darüber gemacht, so dass genauere Nachweise fehlen.

²¹⁾ Nach der Wiedergabe im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, N. F. III, 1865. S. 142.

In diesen Worten haben wir eine der ersten Aufzeichnungen über die wahrscheinlich erste grössere Verbreitung der Seuche vor uns, zugleich ist es ein weiteres Zeugnis dafür, dass damals die noch heute gekannte Bezeichnung Franzosenkrankheit in den deutschen Wortschatz eingeführt, wenigstens allgemeiner bekannt wurde. —

Vorstehende Ausführungen möchten einem doppelten Zwecke dienen. Unsere Kenntnis über die heutige Verbreitung des Ausdrucks „die Franzosen“ = lues veneris ist, wie schon oben näher ausgeführt, äusserst lückenhaft; vielleicht ist er wegen des intimen Gebietes, auf das er sich bezieht, absichtlich nicht immer beachtet oder auch ganz übersehen worden. Es gilt also, festzustellen, ob, wo und in welcher Form (meistens wohl als Plural) er sich gehalten hat und welche Zusammensetzungen u. dgl. es davon gibt.²²⁾

Zum andern möchte im obigen einer falschen Ansicht entgegengetreten werden, die ich verschiedentlich ausgesprochen gefunden habe, der Ausdruck sei gewissermassen eine geschichtliche Erinnerung an den entsittlichenden Einfluss, den die Franzosen in jener Zeit im deutschen Volk und Land ausgeübt hätten, als französisches Wesen, französische Mode, Art und Sprache in den zahlreichen deutschen Kleinstaaten eine so tonangebende Rolle spielten, also etwa die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Gewiss hat diese Periode manches neue Wort auch in unsere Mundarten gebracht, jedenfalls hat der in Frage stehende Ausdruck aber nichts damit zu tun, er ist reichlich zwei Jahrhunderte älter.

Trüel, Kauet, Nüze, knöezen.

Von Prof. **Dr. Fassbender.**

Vorstehende Wörter aus meinem heimatlichen Dialekte (Burscheid) möchte ich gerne zur Diskussion stellen.

1. Trüel, fem. (Plur. Trüelen) bedeutet ein hässliches, abstossendes, mürrisches Gesicht. „Wadden al Trüel!“ Speziell wird damit bezeichnet ein hässlicher, dicker Mund, auch der

²²⁾ Gefällige Mitteilungen erbittet der Verfasser. Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76 I.

im Unmute, Verdruss heruntergezogene Mund überhaupt: „Loess de Trüel nidesu hangen!“ sagt die Mutter zum verdriesslichen Kinde, d. h.: Mache ein freundliches Gesicht. Nun finde ich hier in Hamburg ein, es scheint allerdings wenig bekanntes Wort „Triel“ im ähnlichen Sinne gebraucht, und das ist gleichzeitig der Name eines allerdings auch hier jetzt wenig bekannten, aber doch vorkommenden Vogels, der auch in unserm Altonaer Museum in einer hübschen Gruppe als Bewohner Schleswig-Holsteins aufgestellt ist.

Der Triel, *Oedinemus crepitans*, auch in Brehms Tierleben (Bd. VI. 241—245) als Triel, Dickfuss, Klut, Steinpardel, Brachhuhn besprochen. Der Vogel fällt sofort auf wegen seines dicken Kopfes, seines merkwürdigen Schnabels und seiner Glotzaugen. Auch in Brehms Darstellung tritt dieses stark hervor. — Damit scheint mir die Herkunft des Wortes soweit gefunden (Geschlechtswandel und Lautform machen wohl kaum Bedenken), die Grundbedeutung freilich noch nicht. In Burscheid habe ich von dem Vogel nie etwas gehört. Das Wort müsste importiert sein (dazu scheint es mir zu volkstümlich), oder der Vogel müsste früher in der Gegend heimisch gewesen sein. Ähnlich liegt der Fall ja mit dem Wiedehopf (in B. Stenkuppe). Hä stenkt wi en Huppe! ist eine sehr gebräuchliche Wendung, obgleich von einem Vorkommen des Vogels neuerdings nie etwas verlautet ist.

2. Kauet, m. (Plur. Kueder) = Eichhörnchen. Herkunft und Grundbedeutung des Wortes sind gänzlich unbekannt. Man denkt unwillkürlich an Kauert — kauern. Das Tierchen gibt übrigens wohl noch immer zu einem früher eifrig betriebenen Sonntagnachmittagssport halb erwachsener Jungen Anlass. Mehrere taten sich zusammen, nahmen ein paar Hunde mit und stöberten dann einen unglücklichen „Kauert“ auf, der durch Schlagen an die Bäume, Werfen, nötigenfalls durch Ersteigen der Bäume und besonders durch ein wildejagd-mässiges, weithin vernehmbares Geschrei: Hëss, Käuetchen!, das auch zur Anfeuerung der Hunde diente, die gehörig in den Lärm einstimmten, so lange gejagt wurde, bis er gewöhnlich am Waldrande vom Baum heruntermusste und dann den Hunden zur Beute wurde.

3. Nūze, fem. (Plur Nūzen), ein bauchiger, deckelloser, leichter, weisser Weidenkorb, dessen Form sich der der Kugel nähert. Oben ist natürlich eine Calotte fortgelassen. Über die Öffnung spannt sich ein starker, gebogener Weidenzweig. Auch der untere Teil des Korbes ist rund. — Übertragen wird ein stark hervortretender Frauenleib, besonders der schwangere, Nūze genannt. —

Der Korb wird meist als Kīeschennūze zum Kirschenpflücken gebraucht. An dem Henkel wird mit einer starken Schnur eine hakenförmig zurecht gemachte Astgabelung angebunden. Dieses und der Kīeschenhōch ist die Ausrüstung beim Kirschenpflücken. Ein Kīeschenhōch wird hergestellt, indem man an einem Ende eines etwa 1,75 m langen, 3—4 cm starken, nicht zu sehr geglätteten Holzstabes (Baumastes) einen etwas über fingerlangen eisernen Haken so (durch umfassenden Ring) befestigt, dass er in jeder Richtung vom Stabe abstehend eingestellt werden kann. Dann schiebt man einen ähnlichen Haken, der an einem etwas grösseren Ringe befestigt ist, als Laufhaken über den Stock und schlägt am Stockende durch diesen einen Holzpflock. —

Der Kirschpflücker steigt mit Nūze und Haken im Baume über den Zweig, den er heranziehen muss, fasst mit dem festen Haken möglichst weit aus dem Baume heraus am Zweige, holt ihn heran, hakt den anderen Haken an einem starken Aste fest und schiebt nun den Stock soweit durch den Laufring, bis der Ast mit den Kirschen in bequemer Reichnähe ist. Der Seitendruck des Stockes auf den scharfkantigen Rand des Hakenringes reicht aus, um alles in dieser Lage zum Pflücken festzuhalten.

4. Knōezen. Müller-Ägidienberg (Ztschr. I. p. 252 in dem Artikel „Rheinische Schilda“) scheint mir das Wort (knōotsən=knurren) verkehrt zu verstehen. a. Grimm behandelt das Wort (unter Knotzen, knötzen) und gibt folgende Bedeutungen an: 1. kauern, 2. sich mühsam forthelfen, zögern, 3. knausern, 4. pressen, kneten. Dasselbe ist wohl knötzen, subigo. 5. von der Wäsche durchkneten, 6. schweizerisch, tōnen. Grimm hat also „knurren“ nicht gefunden. b. Das Wort ist in unserer Gegend, besonders in der angegebenen

Form sehr gebräuchlich, aber nur in der Bedeutung subigere „unterkriegen“ im obscönen Sinne. Ganz allgemein wird es vom „Treten“ des Hahns gebraucht und, sehr derb, auch vom Menschen. Daneben kommt noch vor Imeknōezer, was durch verhochdeutsches „Bienenvater“ schlecht übersetzt wird. Die Auffassung, die in dieser Verbindung zugrunde liegt, scheint mir die gleiche oder ähnliche zu sein wie im Ägidienberger knōtsəs = Rathaus: In zögernder sinnender, abwartender, aber immerhin befruchtender Tätigkeit über etwas hocken; dies durch das derb-sinnliche Wort ausgedrückt, alles noch mit stark ironisierendem Nebensinne, denn, und das gibt den 3. Grund c. an, warum Müllers Auffassung nicht richtig sein kann: Im Volke habe ich noch nirgend die Auffassung gefunden, dass auf dem Rathause geknurr wird, im Gegenteil, in B. z. B. wird der Stadtverordnete wohl spöttisch Ja—kob genannt, weil angeblich die Haupttätigkeit in seinem Amt im Janicken mit dem Kopfe besteht, wenn er vorher den Mund auch noch so voll genommen.

Die Bezeichnung des Rathauses als knōtsəs, die mir unbekannt war, gibt in höchst witziger, derber Weise die Volksanschauung wieder, hat aber nichts mit „knurren“ zu tun. — Das Verb ist wohl herzuleiten von Knōez (Knōrz) = ein verdorrter, kleiner krummer Holzstumpf (verkümmerte Äpfel oder Birnen werden „Knōezcher“ genannt, ebenso ein kleiner Junge, der eben laufen kann, halb liebkosend, halb wegwerfend ein „Knōezchen“) der zwecklos an seinem Stocke sitzt oder herum liegt (davon „knōezen“). Dieses ist übertragen auf das männliche Glied. Daraus würden sich dann auch die umgelauteten Formen ergeben, wobei beide aber z. T. nebeneinander und im Sinne angeglichen gebraucht worden zu sein scheinen.

Fränkische Weihegaben des 9. Jahrhunderts.

Von G. Kentenich.

Im Jahre 844 reiste der Abt von Prüm, Markward, nach Rom. Er folgte darin dem Beispiele hervorragender Männer, welche wie Bischof Chrodegang sich für ihre Klöster in Rom

Leiber der Märtyrer und Heiligen einhändigen liessen. Rom verstand sich manchmal schwer zur Verabfolgung seiner Heiligtümer. Markward aber fand als Gesandter Lothars beim Papste Sergius freundliche Aufnahme. Der Papst liess ihm durch den Bischof Marinus ein Werk zustellen, das die Leidensgeschichte der Heiligen enthielt, mit der Weisung, von der Passion der hh. Chrysanthus und Daria Abschrift zu nehmen. Zugleich übergab er ihm die Gebeine der Heiligen, welche im 3. Jahrhundert, wie die Passion meldet, nach schwerer Marter zu Rom lebendig begraben worden waren.

„Die Übertragung der Gebeine der hh. Chrysanthus und Daria von Rom nach Prüm und von da nach Münstereifel und die an denselben erfolgten Krankenheilungen hat ein Zeitgenosse, der die Reise nach Italien mitmachte, beschrieben.¹⁾ Sein Bericht und zumal die bei den Heilungen genannten Ortschaften am Rhein und in der Eifelgegend, nebst den gelegentlich beigefügten Zügen aus dem Leben und den Sitten der Bevölkerung sind für die Landesgeschichte nicht ohne mehrfaches Interesse.“²⁾

Volkskundlich beachtenswert sind die den Heiligen gebrachten Opfer. „Die arme Gamildis aus Sinzig mit dem hässlich entstellten Gesicht opfert eine Kerze in Form ihres Hauptes; diese wird am Vorabende der Gedenkfeier des Leidensstages der Heiligen angezündet: alsbald ist von der Entstellung keine Spur mehr übrig . . . Die mit dem aussatzartigen Ausschlag Behaftete beteiligt sich bloss an einer den Heiligen dargebrachten Kerze, zu der sie ein Stückchen Wachs beiträgt; die Kerze ist nicht sobald über der Gruft der Heiligen angezündet, als die Kranke vollkommen geneset. Die gelähmten Gatten, Wilhelm und Engilswindis, fertigen Wachskerzen an; ihre Angehörigen und Verwandten sollen diese mitnehmen, ob etwa auf die Fürbitte der Heiligen Gott ihnen die Gesundheit wiedergebe; nun stehen sie geheilt auf und können samt den andern die Pilgerfahrt ausführen. Der Mann mit der steifen Hand wickelt ein Bündel

¹⁾ Hrsrg. von Heinrich Josef Floss. Romreise des Abtes Markward von Prüm. Köln 1869.

²⁾ Floss a. a. O. S. 3.

Flachs um diese, kommt zur Memorie der Heiligen und legt es auf den Altar. Eine blinde Frau bringt einen selbstgefertigten Strick, den sie am Glockenseile, sorgsam fühlend, befestigt, um ihre Verehrung für die Heiligen an den Tag zu legen. Das Weib, das die Heiligen verspottet und nach drei Tagen stirbt, führt Brot, Trank und anderes Notwendige auf dem Karren dem Kloster zu. Die Bewohner der Villa Wisä spenden, damit sie nicht mit leeren Händen erscheinen, eine Kufe Bier. Ähnlich findet Columban, als er zwischen 611 und 613 nach Tuggen oberhalb des Zürichersees kommt, einen Haufen Alemannen beschäftigt, „ein grosses Fass Bier, welches man Kufe nennt“, dem Wuotan zu opfern. König Theodorich (511—534) reist von Trier nach Köln; ein Diakon aus seinem Gefolge trifft unweit Köln einen Götzenhain, reich mit Emblemen geziert und für ein bevorstehendes Opfer mit Speise und Trank schwelgerisch ausgerüstet; man verehrt ein Idol allda; wer an einem Gliede litt, brachte ein hölzernes Abbild desselben als Weihegeschenk dar.“³⁾

Beitrag zur Geschichte der Mädchen- oder Mailehn.

Nach dem handschriftl. Nachlass des P. Christ. Sternberg (1862).

Mitgeteilt von **Dr. J. Müller**, Bonn.

Zu dem Aufsätze von H. Niessen in dieser Zs. IV, 62 ff. dürfte ein Beitrag nicht unwillkommen sein, der zu einer Zeit verfasst, in der die Sitte noch üppig gedieh, an mehreren konkreten Beispielen den Hergang der Sitte zeigt.¹⁾

Die Sitte wird in Urkunden „das Maidlehn“, nie „die mailen“ genannt. Jener Name ist aus Maid und Lehn zusammengesetzt und rührt aus der Zeit, als Burglehn, Handlehn, Hundlehn, Ringlehn, Stullehn u. a. geprägt sind.

³⁾ Floss a. a. O. S. 57 ff.

¹⁾ Herr Stadtbibliothekar Dr. Kentenich machte auf dieses in der Stadtbibliothek Trier befindliche Mscr. (No. 2195 der Handschriften-sammlung) aufmerksam.

Der Verfasser weist zunächst auf das kirchliche Gepräge hin, das dieser Sitte mancherorts anhaftete. In Schottland ist der hl. Valentin der Beschützer der Verbindung und der Verbundenen, die nach ihm Valentin und Valentine genannt werden; zu Heddesdorf (Kr. Neuwied) wurde für die Beteiligten am Spiele eine heilige Messe gelesen: zu Nalbach (Kr. Saarlouis) geschah die Verbindung auf dem geweihten Kirchhof; zu Birresborn (Eifel) hielten die Jünglinge und Jungfrauen den ersten Gang um die Kirche. — Es folgen Beschreibungen der Sitte:

1. Zu Nalbach wird die Sitte im Spiele, wenn nicht in ursprünglicher, dann doch in altertümlicher Weise gehalten. Wenn am Kirchweihfeste die jungen Leute aus der Vesper kommen, dann stellen sich die Mädchen rechts, die Jünglinge links längs des Ganges zur Kirchtür, in der Folge, wie sie aus der Kirche gekommen, in die Reihe, die Gesichter nach Innen gekehrt. Sind die Reihen geschlossen, dann nahen sie sich und die sich Zugewendeten reichen sich die Hände und werden Gefährten für das ganze Jahr. Hier geschieht kein Versteigern, kein Versprechen.

2. Zu Birresborn kommen die Jünglinge und Jungfrauen an dem Kirchweihfeste auf dem Kirchhofe zusammen. Die Mädchen werden versteigert, und die gepaarten Burschen und Mädchen machen den ersten Tanz um die Kirche. Die durch die Versteigerung Verbundenen dürfen während des ganzen Jahres mit keinem andern zum Tanzplatze kommen und tanzen. Wer das Verbot offen ohne Urlaub des Gefährten übertritt, muss eine Strafe zahlen. Der Steigpreis wird am Kirchweihfest verzehrt.

3. Zu Saarlöcherbach²⁾ (Kr. Merzig) treten Sonntags vor dem Fastnachtsonntage die jungen Männer zusammen, um sich mit den Mädchen auf ein Jahr zu verbinden. Sie nennen jenen Tag „Lehnsonntag“ und den Akt „Lehnrufen“. Die Handlung wird auf dem „Bachberge“ und „Funkenberge“, zwei Höhenzügen hinter dem Dorfe, vorgenommen. Beide Berge schliessen mit nackten Felsen, stehen sich gegenüber

²⁾ Vgl. diese Zeitschrift IV 1907 S. 62 ff., bes. S. 64, 65.

und sind durch eine Talschlucht getrennt. Auf dem Gange nach diesen Höhen wird beraten und beschlossen, wie die Jünglinge und Mädchen gepaart werden sollen, wobei Herzenswünsche berücksichtigt werden. Am Fusse der Berge teilen sich die Jünglinge in zwei Gruppen; die eine steigt auf den Bachberg, die andere auf den Funkenberg. Von der Höhe des Bachberges ruft der Sprecher der Gruppe nach dem Funkenberge „ich gebe, ich gebe“, und von dem Funkenberge ruft der Sprecher nach dem Bachberge zurück „gib, wem du willst“. Dann schallt vom Bachberge der Name des ältesten Burschen und vom Funkenberge der Name eines Mädchens mit der Formel:

„Dieses Jahr zum Lehen
Übers Jahr zur Ehen.“

So wird mit den Burschen nach Altersfolge und mit den Mädchen nach der Willkür fortgefahren. Jedem Mädchen ist einmal erlaubt, sogleich mit dem Hinruf „es ist nichts, es ist nichts, es ist nichts“ Einsprache zu tun. War das Mädchen „bedingt“, dann war sie auch „beringt“. Manches Mädchen, das durch viele Hände gegangen, war mit vielen Ringen geschmückt und konnte, wie das Sprüchwort sagt, an ihren Fingern ihre Schätze zählen.

4. Zu Goar, auf der linken Seite des Rheins, wurden alljährlich am Montage nach Ostertag auf dem Rathause an die Jünglinge die Mädchen öffentlich versteigert. Das ganze Jahr waren der Ansteigerer und die Gesteigerte verbunden, gemeinsam Spiel und Tanz zu besuchen. Den Steigpreis hat die Stadtkasse erhalten.

5. Zu Niederzissen (an der Ahr) kommen die Burschen auf Maiabend in einer Schänke zusammen und versteigern die Mädchen unter sich. Der Steigpreis eines Mädchens beträgt 1—4 Taler. An jedem Samstag Abend darf der Jüngling mit dem Mädchen in ihrem elterlichen Hause „maien“. In der Neujahrsnacht beehrte der Bursche sein Mädchen mit einem Musikständchen, dem oft ein Minnestündchen folgte. Am Dreikönigstage zogen die Mädchen, mit Bändern und Lorbeern geschmückt, mit Kling und Klang und Sing und Sang nach den Häusern, wo die Burschen wohnten, um sie

auf den Tanzplatz zu bringen. Und wehe dem spröden Jüngling, der sich auf dem Speicher oder in der Scheune versteckt hatte. Er wird gesucht und gefunden.

6. Zu Altenahr versammeln sich die Jünglinge alljährlich am ersten Mai zur Versteigerung. Der Steigpreis wird zur Bezahlung der Spielleute und zur Bewirtung der Mädchen verwendet.

7. Zu Heddesdorf bei Neuwied wählen die jungen Leute einen Schultheiss, zwei Schöffen und acht Schützen. Der Schultheiss hält Buch über alle Mädchen des Dorfes vom 17.—30. Jahre und schreibt am ersten Jahrestage, am ersten Sonntage im Mai und am ersten Samstage nach Pfingsten die sich zur Mädchenversteigerung meldenden Burschen gegen Zahlung eines Gulden an. Die Schöffen sind seine Räte, und die Schützen müssen jeden Abend die Häuser der versteigerten Mädchen besuchen und sich überzeugen, dass kein Bursche ein Mädchen besucht, das er nicht gesteigert hat. Jeder Übertretungsfall wird mit zehn Kreuzern gebüsst; auch der Jüngling, der ein Mädchen, das er nicht gesteigert hat, zu Spiel und Tanz bringt, muss eine Strafe von zehn Kreuzern zahlen. Am ersten Samstag im Mai werden von dem Schultheiss die Mädchen öffentlich verlesen und versteigert. Ein reiches und schönes Mädchen kommt 1—2 Taler. Diejenigen, die weder reich noch schön sind, und die deshalb nicht gesteigert wurden, deren oft 8—12 sind, werden zuletzt und zusammen angeboten und einem gleichfalls armen Teufel für wenige Groschen angehängt. Das von den Ansteigern erworbene Recht auf das gesteigerte Mädchen gilt nur für den Monat Mai.

Bastlösesprüche.

Mitgeteilt von Dr. Jos. Müller.

- A. 1. saaft-saaf siten
dø slangøn en dø witøn
dø mookøn en dør baach,
døt mein hipchø gants ousgraacht.
(Saarhölzhach; statt siten: witøn auch seiden:
weiden.)

2. saaft-saaf-sit
šlangən en dər bit
šlangən en dər baachən
mein peif sol glekləch auskraachən. (Ayl-Saar.)
3. saaft-saaf sitchən,
šlangən an də bitchən,
muukən an də baach,
mei peifchən hot fil saaft. (Soest Kr. Saarburg.)
4. saaft-saaf-sil,
wasər en dər mil,
wasər en dər baach,
dat dat peifəholts ouskraacht. (Clotten-Mosel.)
5. siif-saaf-siif,
šleng^a dii piif,
šleng^a dii baach
dat sə en alə əkə kraacht. (Ernst-Mosel.)
6. saaft-saaf-siinən
hokən en də biinən,
frejšən en dər baach,
maach, dat deinə dekə bouch net kraacht.
(Dusemond.)
7. saaf-saaf-seidən,
grinən-grinə weidən,
mookən en dər brooch,
frejš en dər baach,
siwən-siwən šuu langk ousgangk.
dii heep sol net tsərbašdən on net tsərreisən on
glekləch ousgoon. (Bonerath i. Hsr.)
8. saaft-saaf-siidən,
flejš an də biidən,
fös an də bejchen;
du solts net krejchən;
siw^en-siiwən wəchən langk
as deinən ousgangk. ((Thörnich-Mosel.)
9. siif-saaf-siidən,
dii hejərən kəmən gəriidən;
də mokən an də baach,
də frejšən an də biidən;
wən kəts-chən də bərəch ərofləjft
on wənot erəqkemt, dan as mein peif ous.
(Sirzenich b. Trier.)

¹⁾ Andrä, Zs. f. d. deutsch. Unt. 17, 449 f.

10. **saab-saab-suudəl,**
mookən an dər puudəl,
frëçsən an dər baach,
pitchə-pitchə høstə dein peif baal ousgəraacht?
(Olewig b. Trier).
- B.** 11. hupər də hupər də weidən
də milər šneid də weidən,
də kaats lëçft də bërəch rof,
wən sə tsərek kent,
dan as mein hupər ous. (Waldrach-Ruwer.)
12. hup-hup-weirə,
saft-saft-tseirə,
mei mësər wel net šneirə,
wërfən i't en də graawə,
frësən ət dii raawə;
wërfən i't en də holərbach,
dës mei hōpçhə los-loskracht (Idar.)
- 12a. — dan werəf ech ət en də nōç (Nahe)
dan wirdət kitsə-katsə grōç. (Herrstein.)
13. hapər-hapər weidchən,
petchən obəm šteinchən,
hëçns-chən lëçft də bërəch ərous
wənə kent, as peifchən ous. (Schweich.)
14. hip-hap-hup,
wan də haapə kraachən
mos mər neiə maachən,
hip-hap-hup. (Manderscheid.)
- C.** 15. tsip-tsap-tsiinaa,
krōuch en də biinaa,
krōuch en də baach,
maach, dat mein flōöt joot ouskraacht. (Kelberg.)
16. tsipəl-tsapəl-tseibəl,
tsuu də grīnən weidən;
mein peifchən sol siiwən šuu langk ousgiin.
(Thomm i. Hsr.)
17. wiwələ-wiwələ-waawəl,
ət setst ə fiijəlçhə up dəm daach
ət hət sich ərhengkt,
šisəl də wëngk.
ous-mous,
mein peif es baal ous. (Wiltingen-Saar.)

18. klip-klap-meęsęrsdiil,
klöp net tsę ween¹ch, net tsę fil,
klip-klap-klapę,
klöp męr weil nęn hapę. (Hamm-Saar.)
19. hepchę-hepchę gii dę bęręch әrof,
duu dein řtremp un řuu ous,
węn dęt hepchę oowęn es,
dan es әt hepchę ous. (Maring.)
- D. 20. motę, geę męr ә sękәlchęn.
fiir wat es dat sękәlchęn?
fiir řteęnchęr dřen tsę ręęfęn;
fiir wat sęn dii řteęnchęr?
fiir ә fiilchęn tsę řiisęn;
fiir wat es dat fiilchęn?
fiir tsę broędęn,
dat mein hięp sol goәt ousroędęn. (Losheim-Saar.)
21. hepchęn-hepchęn kraach,
řlangęn an dęr baach,
mookęn am brooch,
fręęř an dęr baach:
węęs-chę-węęs-chę le¹nt męr eięr sęękәlchęn;
wqę feer as dat s. ? feer dę kleęnә řteęnchęr dran
tsę ręęfęn.
wqę feer sein dę řt. ? feer de fiijәl doot tsę węrәfęn;
wqę feer sein dę f. ? feer dę groos heęręn;
wqę feer sein dę h. ? feer dę mas tsę leesęn;
wqę feer sein dę m. ? feer dat mein hopęr glekseelәch
ousgeet, net tsęrreist on net tsęrbařt.
(Gutweiler i. Hsr.)
22. hupә-hupә-weirә
dii joorә (Juden) wolә reirә,
reirәn sә en dę graawęn,
fresęn sә dę raawęn;
motę, gef męr әn penik;
wat diistә met em p. ? noolә (Nadeln) kaafә;
wat diistә met dән n. ? sękәlchęr flekә;
wat diistә met dән s. ? řtaanchęr ręęfęn;
wat diistә met dән řt. ? feęlchęr werfęn;
wat diistә met dән f. ? broorә, soorә,
dat mei hipchę sol gәroore. —
henęr pastoorř hous
da kukt әn weis mous
dii wel net mee әrous
un mei hipchę es ous. (Beltheim i. Hsr.)

23. saft-saft-seirə
jungə wolə reirə,
falən sə en də grōqwən,
fresən sə də rōqwən:
motər, gemər ʼn pitərmenchə,
bat deestə met dəm pitərmenchə?
noqlə kaafə. (usf. səkəlchə, steen, feel (Vögel) wie 22
ohne den bes. Schluss) (Mörsdorf i. Hsr.)
24. hup-hup-seirə
ət mēsər wel net šneirə:
motər gemər ə grōšə;
wat diisdə merəm gr.?
(usf. wie 22, 23.) (Halsenbach i. Hsr.)
25. freęchən, gemər ə šteęchən?
wafiir es dat st.? fiir də fiijelchən tsə wirfən;
wafiir sen də f.? fiir tsə brōqdən;
wafiir sen də br.? fiir də heęren;
wafiir sen də h.? fiir də mesən tsə leesən;
wafiir sen də m.? fiir də abgəstorwenən;
wafiir sen də abgest.? fiir tsə bəgrōqwən;
wafiir sen də begr.? fiir tsə bəfoulən;
mei peifchən, wen dou net ousgeęis,
da šliin eich deich mousdoʼt. (Ockfen-Saar.)
26. saft-saft-seidə - hqlər en də weidə:
modər geþ mər ə səkəlchə, was welštə met dem s.?
šteęchər rafə, šteęchər rafə, (usf. wie 22, 23, 24.
fečhelchə-brōqdə, das mei hup səl gants gut gərōqdə.)
(Sulzbach.)
27. də fraa geęt neęlchər keęfan.
wofiir sen də n.? fiir də fiilchər.
wofiir sen də f.? fiir tsə brōqdən.
wofiir sen də br.? fiir də heęren.
wofiir sen də h.? fiir tsə briədəjən.
wofiir es ət br.? fiir də mentšən.
woofiir sen də m.? fiir tsə biədən.
woofiir es ət b.? fiir en dən himəl tsə komən.
šlangən en dər bit, mukən en dər baach,
wa mein trōqtər net ousgeęet, šloqn ech sə, dat sə
kraacht. (Orseholz.)
28. motər, motər, maach mər ən tešəlchən,
wat michstə mat dəm t.? eich suuchən mər šteęchər.
wat michstə mat dən št.? eich bouəmər ʼn kerčhelchən.
wat michstə mat dəm k.? eich giin dran beetən.
wat michstə mat dəm b.? eich beetən, dat mein peif
ousgeęet. (Olewig.)

29. lqu-lqu-lqu
morn könt də brout,
tsokərsöösə mēləch,
wan sə dii net eēsən wol,
könt ən šarəf mēēsər,
šneid ər dən halts af.
moder geəf mər ən pənəng.
wat wolstə met dəm p.? nqqlən koofən, n. k.
wat wolstə met dən nqqlən? sək flekən, s. fl.
wat wolstə met dən sək? šteen sööken, št. s.
wat wolstə met dən št.? föjəl wərən, f. w.
wat wolstə met dən f.? brqqrən, brqqrən,
dat mir dii hebə sal goot gərqrə. (Wissen-Sieg.)

Möge diese Sammlung unsere Vereinsmitglieder zur Mitteilung anderer Bastlösésprüche anregen.

Alte Hausinschriften in Linz und Unkel.

Von Oberlehrer **Ballas †**, Linz.

A. Linz.¹⁾

1. Das Haus, genannt „Zur blauen Hand“ (jetzt im Besitze des Herren Dan. Peis) trug folgende Inschrift:
„In dieser blauen Hand färbt man allerhand
In Wollen und in Leinen, in Sammet und in Seiden,
Man färbt auch zugleich für arm und für reich.“
2. Das Gasthaus „Im Winkel“ (jetzt das Neuerburgische Wohnhaus am Rheintor), lud die Gäste durch folgende Inschrift ein:
„Wär goder Meinung kommt herin,
Där sall mer gants willkommen sinn,
Wär awer andersch kom hegvür
Där blief mer lever fur der Thür.“
3. Ein Haus in der dem Namen nach verschwundenen Schlaotgasse trug folgende Inschrift:
„Klein, äwer mein — — Goht sall gelowet sein.“
4. Ein Haus, ehemals „Zu den Dreikönigen“ genannt (jetzt Herrn Dillmann gehörig), hatte die Inschrift:
„Gott gebe allen, die mich kennen,
Noch zehnmal mehr, a(l)s se mir gönnen.“

¹⁾ Jetzt alle verschwunden.

5. Das ehemalige Gasthaus am Markte (jetzt Apotheke)
• trug die Inschrift:

„Ich heis willkommen, wer hier eintritt,
Zu bringen den Frieden und ehren die Sitt,
Einem jeden steht offen Thür und Haus,
Der mit Gott geht ein und aus,

Jeder gute Gast
Findet hier Rast.“

6. Auf einem alten Hause in der Haudelsgasse stand:

„Ich hab gebavt nach meinem Sinn,
Drum, Neyder, geh vor immer hin,
Vnd wem der Bau nich gefaelt,
Der bav es besser for sin gelt. 1599.“

B. Unkel.²⁾

„Im Schwanen“, Obermarkt Nr. 20:

- a. An einem Querbalken zwischen dem 1. und 2. Stockwerk:

„Wilige die dies Haus bawen undt zeiren
(zieren), denen wolt Gott Gluck und hil (Heil)
bescheiren unndt inen geben nach dieser Zeit
die ewige Frewdt unndt Seligkeitt.“

- b. Über der neben der Haustüre befindlichen Kellertüre:

„Dis Haus sthet in Gottes Handt! Got
beheut mich vor Brandt undt las mich undt die
in wonnermein jeder Zeit befohlen sein. Anno 1615.“

- c. In einem Zimmer an der Wand:

„Wann ich hat alles Adels Ehr ◇ unndt aller
Wiessen Kunst unndt Lehr ◇ unndt aller Reiche“
⊥ (das Fehlende ist abgebrochen).

- d. In einem Zimmer:

„Furicht Gott undt halt seine Gebotte.“

- e. An einem Mantelbrett:

„Diesser Wielt zeitlichs Gudt unndt
Ehr vertrucket Gottes Wort.“

²⁾ Noch erhalten.

Kleinere Mitteilungen.

Das Pestflämmchen.

Sage von Dudeldorf von Lehrer a. D. **Schreiber**, Trier.

Honthaims Histor. Trevir. berichten über den Untergang des Dorfes Kammerforst bei Dudeldorf in den Pestjahren 1604 bis 1630 und erzählen dann weiter: Es ist eine alte Sage in Dudeldorf, dass die Pest daselbst einst jählings aufgehört habe, nachdem ein blaues Flämmchen, welches ein Mann in ein Mauerloch einfahren gesehen, eingemauert worden; dass sie aber nach sieben Jahren sich wieder eingestellt, nachdem dieser Mann das vermauerte Loch aus Fürwitz wieder geöffnet hatte. Diese in Dudeldorf beinah vergessene Sage wird in dortiger Mundart wie folgt, erzählt:

Wi dē Pest heierum gehaust hot, du as dagh un nõcht e blq Flämchen am Uet erumgange; wu dat sich hot sih lossen, do as ēmes am haus gestūrēwen, un de leit woren aal an dēn āngstē, wann s' et gesēhn hon. Du as ēs ē mān ēm nõhgāngen un hot et, krit, wi ēt bei der eewiſter Puoet an ē mauerlõch erāgewēst as. Du krut hēn en slāp lēhm un mauert et schwinn tsu, dat et net mih erauskum, 'n dõmat hot et Stērēwen du och obgehurt.

Dērnoh iwer siuwe Jaar, hot hēm de Fūrwarts ken Ruh glaz, un ēn hot ēt lõch erum obgemaach; eenericht wõr och et Flämchen erum debauss un et stēgērōwe gung erum aān. De Man wosst sich gornet mih ts' entdun un ē gung dem Flämchen erum nõh; du as et viirt h'm hēr gewēst iwer den Aaker un durch ēt Määrchen bas a kallen. Dreimol as et dõ um dat Kreitsgen erum geflõgen; ām Eēn krut hōn't tsur Pāk un hot et drān aagēnālt, un dārñah hot du och et Stērēwen erum obgehurt. Bas dēn heitigen dāgh gihn s' alt nõoch ob Mārēksdāg mat dēr Põr be'it Kallner Kreitsgen-Dumõls hon s' och e Bešpřēche gemaach fir jid Jaar nõh Mastrich bēden tse gāhn; špider gūngen s' alt numme bas ob Eēchternāch, un tsēletst hot de Beschof hōn't āw gehūelt, dat se numme mih am Uet brauchen erum tse gāhn. Dat dun s' och nõgh bas øweil de Sundig an der Hērleichnēmsoktav.

Das goldne Kalb zu Pfalzkyll.

Von Lehrer a. D. **Schreiber**, Trier.

Auf dem Hofgut Pfalzkyll der Bahnstation Philipphem gegenüber ragen zwei hohe Mauerpfeiler in die Höhe, die Pfalzer Steile genannt, welche die Überreste einer karolingischen Pfalz sein sollen. Der Volksglaube behauptet, dass in dem sie umlagernden Geröllhügel das goldne Kalb, d. i. ein grosser Schatz begraben liege. Als ums Jahr 1800 die Franzosen das Land mit Abgaben schwer drückten und grosse Armut unter den Leuten herrschte, kamen einige auf den Gedanken, nach dem Schatze zu graben. Doch was sie tags über aufgruben, wurde ihnen nachts verschüttet und die Arbeit rückte nicht voran; weshalb sie über Nacht dableiben wollten, um zu sehen, ob Menschen oder Geister ihnen solchen Schabernak anrichteten. Da hörten sie gegen zwölf Uhr vom Röhler Walde herein höllisches Lachen und ein Knallen wie von Pistolenschüssen. Den Berg herunter kam auf feurigem Rade ein schwarzer Mann geritten und brüllte unaufhörlich: Lasst mir, was mein ist. Nachdem er in rasender Eile dreimal die Stelle umkreist hatte, verlor sich der Spuk den Röhler Graben hinauf, von woher sich noch längere Zeit das grässliche Lachen hören liess. Die Männer aber machten sich eiligst davon, und niemand hat es seitdem gewagt, nach dem goldnen Kalbe zu suchen.

Der „Karline-Mann“.

(Aus Volksmund.)

Von **Jos. Mayer**, Lutzerath.

Die von Kaisersesch nach Kochem führende Verbindungsstrasse wird, bevor sie das Dorf Landkern erreicht, von weit ausgedehnten Waldungen begrenzt. Die Ausläufer derselben bergen im Westen ein Stück Wiesenland. In längst entschwundenen Zeiten ist's gewesen, als sich zwischen zwei Besitzern desselben ein Grenzstreit entspann. Der eine, ein habstüchtiger Mann, wollte sich nämlich die Wiese seines Nachbarn ohne weiteres teilweise zueignen. Da der rechtmässige Besitzer dies nicht zugab, kam die Sache vor Gericht.

Der ungerechte Besitzer sollte allda den Nachweis bringen, dass das Streitobject sein Eigentum sei. Er bot deshalb einem geladnen Zeugen eine „Karlin“*), wenn er schwöre, dass die betreffende Wiese ihm zugehöre. Dieser war damit einverstanden und leistete den Eid, wie verabredet. So wurde die Wiese dem rechtmässigen Eigentümer entzogen. Seit dem Ableben dieses Mannes, welcher das falsche Zeugnis abgelegt, wandert er wie Feuer glühend in der betreffenden Wiese und dem angrenzenden Walde umher, wo er schon manchem verspäteten Wanderer bei Nacht erschienen ist. Weil er um eine „Karlin“ den Meineid getan, heisst er im Volksmund „Karline-Mann“.

Ein Mann aus Landkern, Namens E, welcher vor etwa 60 Jahren starb, erklärte, dass der „Karline-Mann“ die Ursache seines Todes sei. Er war in den Müllenbacher Schieferbrüchen beschäftigt gewesen, und es war diesmal schon spät, als er sich auf den Heimweg machte. Darum wählte er einen kürzeren Fusspfad, welcher an der betreffenden Wiese vorbeiführte. Es mochte gegen Mitternacht sein, als er sich der Stelle näherte, wo der „Karline-Mann“ sein Wesen trieb. Da sah er plötzlich eine glühende Gestalt von der Wiese auf den Weg zukommen, den er passieren musste. Er mass die Entfernung, um vorbei zu kommen, ehe die Gestalt den Pfad erreichte. Um dies zu ermöglichen, beschleunigte er seine Schritte und erreichte nur soviel, dass er sich dicht an der Gestalt vorbeischnellte, als sie fast den Pfad erreicht hatte. Von Furcht und Schrecken fühlte er sich fast gelähmt. Sich umblickend sah er den glühenden Mann dicht hinter sich herkommen. Mit doppelter Eile setzte er seinen Weg fort. Zu Hause angekommen, wurde er ohnmächtig. Seine Haare waren schneeweiss geworden. Er wurde von Krämpfen geplagt und war in Monatsfrist eine Leiche.

*) War ehemals eine kurpfälzische Goldmünze von 11 Fl., nach heutigem Gelde 18,85 Mk., noch jetzt Rechnungsmünze im Viehhandel.

Einige Rätsel aus der Soester Börde.

Gesammelt von Lehrer **Fermum**. Borgeln b. Soest.

1. Heanch in de Höchte,
Krumm in de Bögte!
Wei dat rätt! (Regenbogen.)
2. Echter nasein Hinse,
Do sit 'ne Krickkrikriuse,
Seau lange wiu de Sunne schinnt
Eauk de Krickkrikriuse grinnt. (Schnee.)
3. Iék schmeut wat brennend in'n Pütt
Un kam brennend wuiér riut. (Brennessel.)
4. Iék schmeut wat Reaues in'n Pütt
Un kam de schwatt wuiér riut. (Glühende Kohle.)
5. Iék schmeut wat in't Water.
Dat können tein Piére nit wuiér riuttrecken. (Zucker.)
6. Wei't mäket, dei well't nit,
Wei't driéget, dei behält't nit,
Wei't köfft, dei briuket nit,
Wei't hiät, dei went't nit. (Sarg.)
7. Idreon un Hadreon,
Dei woll'n tehaue in'n Gordn gohn
Mit acht Schoaken un eunem Stät.
Is dat ein nit det Roéns wät? (Igel u. Hase)
8. Hölteritölt leip öawer 't Feld.
Har nümme mähr Tiäne as Hölteritölt. (Egge.)
9. Hüppelken. Püppelken lag~~g~~ op der Bank.
Hüppelken. Püppelken fell van der Bank.
Was kein Dokter in ganz Engeland.
Wei Hüppelken. Püppelken wuiér heulen konn. (Ei.)
10. Twoifaut satt op Dreifaut.
Do kam Voierfaut mit Eunfaut.
Do nahm Twoifaut Dreifaut
Un schmeut Voierfaut.
Dat Voierhaut eunen Faut fallen leit.
(Ein Mensch sass auf einem dreibeinigen Schemel.
Da kam ein Hund, der einen Schweinefuss in seinem
Maule trug. Der Mensch warf mit dem Schemel
nach dem Hunde, der den Schweinefuss fallen liess.)
11. Iék went 'n Hütt'ntütt'n.
Hiät 'n Kleud an mit diusend Stück'n. (Huhn.)

12. Echter uasem Hiuse,
Do brennt 'ne Kunkel fiuse,
Brennt bui Dag un Nacht
Un brennt doch kein Hius af. (Brennessel.)
13. Kam 'n reaut Männeken op uasen Hoaf,
Dat sagg, iék soll'n Hahn wieörn,
De Ruiër dä emme niks. (Regenwurm)
14. Et steuht 'n schwat Männeken im Holte,
Dat röppet un röppet, un nümnes giët 'ne Antwoort.
(Pastor.)
15. Iék weut 'n Ställeken
Mit tweuundertig Gesellekes;
Et riaget nit drin,
Et schnigget nit drin,
Is doch allewuile natt. (Mund.)
16. Hoch Bomus chrinistus, (Hoch im Baume ist)
Brumbertus inbullaerti, (ein Brummerten (Bienen)-
Nest.)
Sakramente magente (Heilige Magd,
Wende de Ente, (wende die Ente [über dem
Feuer[.)
dat de nit verbrennte. (dass sie nicht verbrennt.)
Ha sass, Kohl frass, (Hase frass Kohl, [da kam ein
Jäger und schoss ihm])
Lama entwewa. (das Bein entwei.)

Besprechungen.

Aus dem Paderbornschen, mitgeteilt von **Wilhelm Oeke** in Kühlsen.

1. Die Fusstapfe eines Gartendiebes hebe man aus und hänge sie in den Rauch; der Fuss des Diebes verdorrt. Sticht man mit einem Dorn hinein, so bekommt der Fuss den Fluss, der nie zuheilt.

2. Blut: Geh hinters Haus und nimm stillschweigend einen Stein aus der Dauchtraufe, drücke den Stein auf die Wunde und sprich: Wasser fliesse, Blut steh still. Im Namen † † †.

3. Wie man die Vögel vom Korn treibt: Geh am Ostermorgen zum Gottesacker, nimm vom jüngsten Grabe Erde und mische sie unters Saatkorn, so wird die Frucht von den Vögeln nicht gefressen.

Oder: Geh vor Sonnenaufgang zum Fruchtfelde, schreit drum herum und sprich: Guten Morgen, ihr Vögelchen, lasst mir meinen Weizen, Roggen usw. in Ruhe. Im Namen † † †.

Von Werwölfen und Irrlüchten.

Aus dem Paderbornschen von **Wilhelm Oeke** in Kühlsen.

1. Der Werwolf ist gewöhnlich ein schlechter Kerl aus der Nachbarschaft. Er kann auf dem rechten Vorderfusse flöten.

2. Man sagt, der Kerl schnallt einen Riemen um, und sogleich geht die Verwandlung von statten.

3. Er ist auch nicht so stark, wie man glaubt. Kann man den Kerl in seiner wirklichen Gestalt banden, so kriegt man auch den Werwolf unter.

4. Zwei von Dringenberg gingen auf Siebenstern und Rotehaus zu, des Nachts, um zu fischen. Früher machte man das anders. Man nahm buchen Scheite, ganz trocken, pulvertrocken, und schnitt dann dünne Splitter herunter. Die steckte man an, und die Fische kamen auf das Licht zu.

Der eine Fischer sprach: Sieh da, die schwarze Gestalt, nein, ich geh keinen Schritt weiter. Der andre aber meinte: Hat ihn der Teufel schon wieder da? Wart', ich zeige dir, ehrliche Leute bange zu machen. Damit schnitt er sich einen Rängel aus der Hecke und ging herzhaft auf den Werwolf los. Der aber riss aus, was er nur konnte. Bis vor Herste trieb er ihn, da verschwand der Werwolf; es war ein Kerl aus dem Orte.

5. Mein Onkel hat mir erzählt: „Wir gingen in der Hellegossen nach Hause. Als wir in einen Hartgraben kamen, flog eine Irrlüchte grad auf uns zu. Ich sage für meinen Jungen: Stell dich auf die andre Seite unter die Buchen, ich will hinter die Hecke kriechen, dann können wir doch sehn, wie so'n Ding eigentlich aussieht. Aber wie's an uns vorbeiging, war's puck aus und fünf Schritt an uns vorbei wieder hell; da kann man sehn, Vorwitz ist nicht gut“.

6. Unser Nachbar hat besser Glück damit gehabt. Dem ging's im Felde unversehens über die Zehen, und er sagte,

das Ding hätte gelassen wie ein Pferdeschädel ohne Fleisch, und innen quitterte nach oben ein blaues Flämmchen heraus.

7. Sag vor allem nicht: Irrlüchte, komm hierher. Die geht sonst auf das Rufen zu und ist nicht wieder weg zu bringen. Nur mit Fluchen sind sie zu vertreiben.

8. Eine Näherin vom Dringenberg musste oft lange aufbleiben; einmal um 11 Uhr abends sah sie von ihrer Stube nach Schmechten hin, da flog eine Irrlüchte über den Wald hinweg, so hoch wie Dringenberg, nach Schmechten hinzu liess sie sich nieder. Tags drauf starb eine alte Frau an der Stadtmauer.

9. Vor Altenheerse, bei der Raute, da gehn die meisten. Sie steigen den Haarberg hinan und fliegen über die Stadt.

10. Alles will ich glauben, nur das nicht, dass die Irrlüchten Dünste sein sollen.

Die Verehrung der Quellen und Brunnen in Deutschland.

Eine Umfrage von **O. Schell.**

Im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 249) brachten wir eine Nachricht über Quellenverehrung in Altena. An manchem Quell haftet ähnlicher Glaube oder Brauch, mag er sich nun unter einem eigenartigen Namen, unter Neckereien, Sagen usw. verstecken. Wir bitten unsere Leser um Mitteilung auch des Unbedeutendsten nach dieser Richtung.

Die Redaktion.

Ausstellung von Volkstrachten im Kreise Minden.

Wie den meisten Lesern der Zeitschrift bekannt sein dürfte, wird im Regierungsbezirk Minden der Volkskunde von seiten der obersten Behörde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, deren schöne Früchte auch uns durch die Veröffentlichungen über die Volkskunde dieses Bezirks in unserer Zeitschrift zugute gekommen sind. Dort ist man auch mit der praktischen Volkskunde ein gutes Stück vorwärts gekommen; schon vor einigen Jahren hat sich ein Verein zur Erhaltung der Volkstrachten im Kreise Minden gebildet, der im Oktober 1906 in Verbindung mit dem Fest des landwirtschaftlichen Kreisvereins eine Ausstellung ver-

anstaltete, worüber wir nach den Mitteilungen der Lokalpresse berichten: Im kleinen Saal lag auf langen, weissgedeckten Tischen eine reiche Auswahl der verschiedensten Gegenstände, die als Teile ländlicher Trachten und Bekleidungsstücke in den Schulen unter Anleitung und Aufsicht der Lehrerinnen angefertigt waren; Trachtennäherinnen legten schöne Proben ihrer Kunst vor. Es ist erfreulich, dass alle Gegenden des Kreises sich wieder mehr an der Aufgabe der Erhaltung der Volkstrachten beteiligen. Ausgestellt hatten die Schulen von Bergkirchen I und II, Brennhorst, Dankersen, Eichhorst, Eisbergen, Fülme, Hahlen, Hille, Holtrop, Kleinenbremen, Lesbeck, Lohfeld, Maasslingen, Minderheide, Messlingen, Meissen, Nammen I und II, Neesen, Neuenbaum, Papinghausen, Regte, Lelliendorf, Lüdhemmern, Lüdfeld, Uffeln, Wintershenn, Wittlage. Die Schülerinnen sassen mit ihren Müttern oder Lehrerinnen an den Tafeln, so dass die Verschiedenheit der Trachten in den verschiedenen Gegenden des Kreises beobachtet werden konnte, besonders hinsichtlich der Farbenzusammenstellung. Die Ausstellung wurde bereichert durch eine wertvolle Sammlung altertümlichen und neueren Bauernschmucks, der seitens des westfälischen Landesmuseums zur Ansicht geschickt war. An der einen Seite des Saales waren zwei Webstühle aufgestellt, einer älterer Art und einer mit Schnellschuss, ferner Spinnräder. Der an den Ausstellungsraum anstossende grosse Saal hatte sich mit Zuschauern aus Stadt und Land gefüllt; zugegen waren u. a. viele Vertreter der königlichen, Kreis- und städtischen Behörden mit ihren Damen. In seiner Eröffnungsansprache konnte Regierungs- und Schulrat Dr. Gregorovius mitteilen, dass die auch von der Regierung geförderten Volkstrachten in neuerer Zeit wieder an Verbreitung gewinnen. Herr Regierungspräsident Dr. Kruse, den unser Verein für rheinische und westfälische Volkskunde bekanntlich ja zu seinem Ehrenmitgliede zählt, betonte, dass er die Volkstrachtensache gern unterstützen werde.

Wehrhan.

Ausschankzeichen. In früheren Zeiten, als noch Reihenbrauerei in einzelnen Orten war, hing derjenige, der gerade

„das Brauen hatte“, ein Zeichen aus, das nicht überall gleich war. In Horn bei Detmold steckte der den Ausschank habende Brauer einen Hülsebusch (*Ilex Aquifolium* L.) vor seine Tür. Ging das Bier zu Ende, so wanderte der Busch, der ja lange grün ist, mit.¹⁾ Ausschank und Busch wurden Wib genannt.

In Blomberg in Lippe wechselte die Brauereigerechtigkeit jede Woche, gewöhnlich Montags; das Ausschankzeichen war ein Strohbusch²⁾ (Strohdocke genannt) oder ein Strohkranz.

In Frankfurt und Umgegend, wo von den Bauern (ohne Wirtschaftskonzession) viel Apfelwein eigener Kelterei verschenkt wird, dient ein grüner Kranz, meistens von Tannenzweigen, aber auch von Laub, z. B. Eichen, als Zeichen des Ausschanks.

Der Brauch ist ausführlich behandelt von H. C. Bolton im „Journal of American Folk-Lore“, XV, S. 40—44. Ein Referat darüber im Globus, 82, S. 19. Ebenso findet sich eine Abhandlung: „Der grüne Wirtshauskranz“ von Prof. Richard Andree in Heft 2, 1907 der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin“ S. 195—200, worin die Verbreitung des Brauches in Deutschland, der Schweiz, in Frankreich und besonders in Italien und ferner sein Ursprung in alter Zeit verfolgt wird.

Wehrhan.

Schnatgang in Salzuflen (Lippe).

Schnat-, Schnade- oder Grenzbegehungen fanden in früherer Zeit sehr häufig in Lippe und den benachbarten Gegenden statt, heute sind sie meist vollständig verschwunden. An manchen Orten lebt noch die Erinnerung an die früheren Schnatgänge, in ganz Lippe ist m. W. aber nur noch ein Ort, an dem sie von Zeit zu Zeit noch ausgeführt werden, nämlich in Salzuflen, dem auch weiter bekannten Solbadeorte.

¹⁾ Nach der Mitteilung von G. A. B. Schierenberg im Nd. Korrespondenzblatt III, 1878, S. 7.

²⁾ Wie im Bergischen also; vgl. diese Zeitschrift III, 1906. S. 90. Auch in Lippe dient der Strohwisch wie im Bergischen heute als Warnungszeichen bei Ausbesserung des Daches und als Vogelscheuche etc. Offiziell dient er während der Manöver als Zeichen des Verbots zum Betreten der Felder.

Freundlichen Mitteilungen des Herrn Wilh. Brand in Salzuflen zufolge wissen wir darüber folgendes:

Jedes Jahr im Herbst (Monat September) fand in früheren Zeiten der Schnatgang statt. Es beteiligten sich daran die Magistratsmitglieder (Bürgermeister und 4 Ratsherren) die Stadtverordneten, 2 grenzkundige Bürger, Stadtförster und Rottmeister (Flurhüter). Der Gang hatte den Zweck, sich von der Richtigkeit der Grenzen zu überzeugen, umgefallene oder verschwundene usw. Grenzsteine wieder aufzurichten und zu erneuern.

Den Schluss des Schnatganges bildete gewöhnlich ein kleiner Festschmaus. Vorm Oberberge machte die Gesellschaft Halt. Dorthin mussten dann nach Beendigung des Schnatgangs (Abend-Dämmerung) die übrigen städtischen Beamten und einige eingeladene angesehene Bürger kommen. Es gab dann an Getränken: Bier, Wein und Liköre und an Essen: belegte Brötchen. Es soll dort häufig recht lustig und fidel hergegangen sein. Heutzutage hat der Grenzgang gar keine Bedeutung mehr, sondern er hat nur hin und wieder mal als eine alte Überlieferung stattgefunden. In der guten alten Zeit hatte er ja einen sehr grossen und wichtigen Zweck, weil man keine Kataster-Ämter (technische Bureaus) kannte und somit die Grenzen nicht katasteramtlich feststanden. Dies ist ja erst später geschehen. Wehrhan.

Die Wünschelrute im Siegerlande und in Lippe. Die Wünschelrute, die in den letzten Jahren bis in die höchsten Kreise hinein eine gewisse Bedeutung erlangt hat, wurde auch im Siegerlande angewandt. Hier war ihre Anwendung bei der Bergbau treibenden Bevölkerung sogar schon seit Jahrhunderten bekannt. Bei den Schürfungen auf Erz ist das Rutenschlagen, wie es hier genannt wird, immer geübt worden, und das geschieht zuweilen auch heute noch. Während man aber in früheren Jahrhunderten bis ins 19. Jahrhundert hinein, wo bekanntlich im Siegener Gebiet viele Schürfversuche gemacht wurden, felsenfest an den Erfolg des Rutenschlagens glaubte, ist man heute grösstenteils ganz anderer Ansicht darüber. Allerdings sind in der ersten Hälfte

des vergangenen Jahrhunderts, wo der Gebrauch der Wünschelrute so recht an der Tagesordnung war, hier die meisten Erzgänge entdeckt worden, was aber aus anderen Ursachen leicht erklärlich ist: die Hauptgänge im Siegerland haben alle ein sogenanntes Streichendes, oft von mehreren Stunden. Wenn nun so ein Gang, der sich in der Regel an der Oberfläche durch rote Erde und die sogenannten Mollstücke (Eisenerzstücke) bemerkbar machte, einmal entdeckt war, so war es ein leichtes, diesen in seinen Fortsetzungen zu überschürfen, so dass die Anwendung des Rutenschlagens eine überflüssige Formsache war. Bei den heute im Siegerlande noch stattfindenden Schürfungen wird zwar ebenfalls das Rutenschlagen immer angewandt, aber nur spasshalber; kein Mensch glaubt im Ernst mehr an den Erfolg auf Grund der Wünschelrute. Oft sieht man heutzutage die Burschen, ein jeder mit der Gabelrute in den Händen, die Berge durchwandern und sich gegenseitig necken, indem sie sich zurufen: „Meine Rute hat geschlagen (d. h. sich zur Erde gesenkt), hier liegt ein Gang, ich habe ihn entdeckt“ usw.

Die Wünschelrute wird im Siegerlande aus dem Gabelzweige eines Eichenstämmchens geschnitten, das in dem vorhergehenden Jahre getrieben sein muss. Ältere und aus anderen Holzsorten bestehende Gabelruten sollen nämlich den gewünschten Erfolg nicht haben. —

Nicht überall wird die Wünschelrute aus Eichen geschnitten. In **Lippe** z. B. traut man ihr nur dann die betreffende Kraft zu, wenn sie aus dem einjährigen Triebe des Haselnussstrauches hergestellt wird. Vor einigen Jahren noch wurde diese Rute vielfach zum Aufsuchen von Wasser benutzt, um Brunnen anlegen zu können, besonders in den Sennegegenden.

Wehrhan.

Volksspruch aus der Eifel. Eine geschichtliche Erinnerung ist in folgendem Volksspruche aus der Eifel, der noch heute im Gebrauch ist, überliefert. Er heisst:

Bet, Kindchen, bet!
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Morgenstern,
Wird das Kindchen beten liern!

Morgenstern ist eine Umwandlung des Namens **Oxenstierna**, des schwedischen Generals aus dem dreissigjährigen Kriege.¹⁾ Der Spruch lässt uns jedenfalls eine Ahnung von den Schrecknissen jener Zeit empfinden. W. Arkan

In Mecklenburg vielfach in der Fassung:

Bä.f. kinning. bäd. süssen kümmt de Swed.
süssen kümmt de Oxenstiern Ossenstiern.
ward de kinner bäl-en löhn.

(Wossidlo, Mecklenburg. Volksüberlieferungen, III, Nr. 233.
Weitere Literaturangaben ebda. S. 316f.)

Symbolik bei Besitzübernahme. Wie in früheren Jahren die Besitzübernahme mit allerhand Förmlichkeiten vor sich ging, zeigen uns viele Akten alter Zeit. Folgende Mitteilungen stammen aus dem Fürstlich Lippischen Landesarchiv in Detmold und beziehen sich auf die Besitzergreifung des Klosters Falkenhagen in Lippe 1649,²⁾ anderer Liegenschaften in dem Lande und auf die Übernahme der Pfandschaft Beyenburg bei Barmen seitens eines lippischen Grafen 1597.

Die feierliche Besitzergreifung der Kirche für Lippe geschah dadurch, dass der Kanzler seine Hände auf den Erdboden der Kirche, dann auf den Altar, darauf auf das „Gegitter um den Altar“, darnach auf die Kanzel und zuletzt an den Strang der Glocke legte und letztere durch den Schwalenberger Hofprediger³⁾ Magister Röhrendorf läuten und anschlagen liess. Dann gingen die lippischen Abgesandten in die Küche, woselbst der Kanzler zum Zeichen der Besitzergreifung des ganzen Hauses den Kesselhaken mit der Hand ergriff und von einem „Stenner“ einen „Spönn“ abhieb „nach altem Gebrauch“. Zum Zeichen, dass auch alle Ländereien, Gehölze, Teiche, Zehnten und Früchte für Lippe in Besitz genommen seien, grub der Kommissar auf der „Kohlstidde“

¹⁾ Der Spruch steht auch im Wunderhorn. In der Zeitschrift: „Das deutsche Volkslied“, hrsg. v. J. Pommer, Wien, wurde er auch (IX 1907 S. 47) aus Niederösterreich in ähnlicher Fassung mitgeteilt.

²⁾ Vgl. W. Hunecke, Das Lilienthal und die Gemeinde Falkenhagen. Festschrift . . . 1897. S. 52, 53.

³⁾ So war es in Falkenhagen.

(Kohlenstätte) einen „erden Klumpen“ aus und ergriff ihn „coram testibus“.

Auch bei einem Wechsel der Regierungsgewalt innerhalb des damals gräflichen lippischen Hauses ging der Kanzler Schwartz im Lande umher und hieb auf allen fürstlichen Besitzungen einen Span aus dem Hausständer, ergriff den Kesselhaken und hob mit der Hand einen Erdklumpen auf.

Wehrhan.

G. L. Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter, liefert den Nachweis, dass das **Mai-Lehen** (m. vergl. diese Zeitschrift II, 184; III, 248; IV, 62) im Mittelalter selbst in der Stadt Frankfurt a. M. geübt wurde (m. vergl. S. 420 f.).

Pfefferkuchen am Christabend im sechzehnten Jahrhundert. Wilhelm von Pilsun, Rentmeister des an den Grafen Simon VI. zur Lippe verpfändeten Amtes Beyenburg bei Barmen, berichtete 1598 von einem alten Weihnachtsbrauch: Auf Christabend werde der Pfeffer[kuchen] ausgeteilt, er wisse die Ursache davon nicht anzugeben, der Sage nach solle Graf Franz zu Waldeck, Bischof zu Münster, den Kuchen der Freiheit Beyenburg verehrt haben. (Nach den Akten im Fürstlichen Archiv zu Detmold.)

Wehrhan.

Volkstümliche Heilmittel gegen Gelbsucht. (Heidenoldendorf bei Detmold.)

1. Gelbe Seide (z. B. Nähseide) wird möglichst feingeschnitten und unter die Butter gemischt, die dann, auf Brot gestrichen, dem Kranken ohne sein Wissen zum Essen gereicht wird.

2. Schafläuse werden dem Kranken eingegeben, ebenfalls ohne sein Wissen. Gewöhnlich werden sie in gekochte Zwetschen (Pflaumen) gesteckt, und diese dem Patienten vorgesetzt.

3. Schnecken sind als das beste Mittel gegen Gelbsucht geschätzt. Sie werden dem Leidenden ebenfalls ohne sein Wissen beigebracht, vielleicht in ganz weichgekochtem Braunkohl u. dergl. Da die Schnecken mitgekocht werden, bleibt ein bemerkbares Stück von ihnen nicht übrig.

Eine alte Frau erzählte mir, es gäbe drei Arten von Gelbsucht, nämlich die eigentliche Gelbsucht, die Schwarzsucht und die Weisssucht. Die Schwarzsucht entstehe, wenn keine Hilfe komme, aus der Gelbsucht und könne schliesslich in die Weisssucht übergehen. Die Schnecken seien das einzig richtige Mittel gegen diese Krankheiten, gegen die Gelbsucht die gelbe Tagschnecke (*Limax maximus* oder auch die rote, *Limax rufus*) und gegen die Schwarzsucht die schwarze Waldschnecke (*Arion empiricorum*). Gegen die Weisssucht gäbe es aber kein Mittel mehr. Mein Gewährsmann, oder vielmehr die Frau sagte mir, wenn es eine weisse Schnecke gäbe, würde auch die Weisssucht geheilt werden können. Die Frau war so von ihrer Meinung überzeugt, dass sie eine Reihe von Fällen aufführte, in denen ihr Mittel geholfen habe. Einer vornehmen Familie z. B., der sie die oben angedeutete Verwendung der Schnecken gegen die Gelbsucht aus besonderen Gründen nicht zumuten wollte, empfahl sie auf Befragen, sich vom Arzt „Gelbschneckenöl“ für die leidende Tochter verschreiben zu lassen. Der Arzt habe sich darauf eingelassen, und seit der Zeit habe er für die Gelbsucht „gekonnt“.

Übrigens muss die Zahl der Schaffläuse bzw. Schnecken unpaarig (Unpacht) sein, sonst hilft es nicht. Wehrhan.

Gegen das Wiederkommen Verstorbener. In Cleve war eine Frau sehr ängstlich vor dem Wiederkommen ihres verstorbenen Mannes. Sie stellte deshalb einen Eimer Wasser vor die Tür und glaubte sich nun sicher. Der Tote, sagte sie, kann nicht über das Wasser. Wehrhan.

Mittel gegen Epilepsie. Gegen diese gefürchtete Krankheit, volkstümlich die Fallsucht genannt, wendet man in der Gegend von Dortmund Asche von Krähenknochen*) an. Nachdem das Skelett des Raben von allen Fleischteilen gereinigt ist, wird es in einer Retorte verglüht und in Asche verwandelt. In Dortmund soll ein Mann wohnen, der daraus ein gutes Geschäft macht und kleine Schächtelchen mit dieser gewiss seltenen Asche zu hohem Preise unterbringt. Wehrhan.

*) Asche vom menschlichen Schädel als Heilmittel gegen Fallsucht siehe Jahrgang I, 1904, dieser Zeitschrift, S. 204 unter 14.

Als **Heilmittel gegen Asthma** benutzt man in Lippe kochendes Wasser. Eine gewisse Quantität davon wird in ein Gefäss getan, der Dunst des springend heissen Wassers auf geeignete Weise eingeatmet und eben dieses Wasser, sobald es angängig ist, so heiss als möglich getrunken.

Wehrhan.

Kröten, Unken (Uissen) darf man nicht mit blossen Händen anfassen oder überhaupt mit einem entblösten Körperteil berühren, z. B. mit blossen Füßen, nicht einmal in ihre Nähe kommen: ihr Hauch ist giftig und verderbbringend; denn, wenn sie „einen anpustet“, so entstehen auf der Stelle böse Geschwüre, die schlecht zu heilen sind.

Aus Lippe.

Wehrhan.

Als **Heilmittel gegen Halskrankheiten** aller Art, bes. gegen chronische Leiden, Rachen-, Kehlkopfkatarrh usw. gebraucht man in Lippe hier und da ein schmales Samtband, das um den Hals gelegt und zusammengenäht wird, so dass es nicht ohne weiteres wieder abgenommen werden kann. Sobald das Band abfällt, soll auch das Halsleiden mit verschwinden.

Wehrhan.

Eine Verwünschung [Düsseldorf]. Ein 50 Jahre alter blinder Klavierspieler, der, wie auch mehrere seiner Geschwister, von seiner Geburt an ohne Augenlicht gewesen war, erzählte über sein Schicksal, die Leute sagten und glaubten allgemein, die Blindheit sei die Folge einer Verwünschung bezw. eines Fluches. Seine Mutter sei verheiratet gewesen an einen Mann, der nichts getan habe, als ein liederliches Leben führen; den ganzen Tag habe er im Wirtshaus gelegen und Schulden aller Art gemacht, deren Bezahlung er von seiner Frau verlangt habe, die kümmerlich als Waschfrau und Tagelöhnerin ihr Leben fristete. Nach vielen Streitigkeiten habe sie sich von ihrem Manne getrennt und sei zu ihren Eltern zurückgekehrt, der Mann sei dann schwer krank geworden und habe auf dem Sterbebette seine Frau zu sprechen gewünscht. Als sie nicht erschien, habe er gesagt:

„Wenn ich ihr Angesicht nicht einmal mehr sehen soll, dann sollen ihre vier ersten Kinder das Antlitz der Mutter auch nicht sehen.“ Diese habe aber von der Krankheit und dem baldigen Tode ihres Mannes nichts gewusst, sie habe auch den Leichenzug nicht zu sehen bekommen, denn man habe sie an dem Tage unauffällig im Keller beschäftigt.

Später verheiratete sich die Frau von neuem und gebar sechs oder sieben Kinder, von denen die ersten vier blind waren, die folgenden aber vollständig gesund, so dass nach dem Glauben der Leute die Verwünschung in Erfüllung gegangen war. Der blinde Mann aber meinte, er glaube nicht daran, denn zwei der blinden Kinder hätten in frühester Jugend doch hell und dunkel unterscheiden können. Sie würden also auch wohl das Antlitz der Mutter gesehen haben und hoffentlich mehr als einmal. Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

W. Crone, Noa un up den verden Nedersassendag. En Stück Doagebank. Quakenbrück 1907. 198 S. Kl. 8°. 0.60 Mk.

Der Verfasser bietet in seinem Werkchen eine Reisebeschreibung von Voerde nach Hannover zum Niedersachsens-tag und zwar in der treuherzigen niedersächsischen Mundart. Vor allen Dingen empfiehlt sich das Buch unsern Lesern durch die warme Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, die feine Beobachtung von Land und Leuten und namentlich durch den warmen Pulsschlag für das Volkstümliche und die Volkskunde. Dabei weht ein gesunder Humor durch das Ganze. Wir wünschen dem Buch von Herzen eine weite Verbreitung. O. Sch.

Leben, Meinungen und Wirken der Witwe Wetti Himmlisch, die ihre Laufbahn als Malermodell angefangen, geheiratet hat, langjährige Toilettefrau

gewesen, und jetzt von ihren Zinsen zehrt. Von ihr selber eigenhändig niedergeschrieben. Leipzig 1907. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. 217 S. 2 Mark.

Das geistreich und anregend geschriebene Buch hält, was der Titel besagt. Ja, es bietet noch mehr, indem es die Volkskunde wesentlich bereichert und sie in origineller Weise in den Dienst der Memoirenliteratur allgemeiner Gattung stellt. Das Buch ist lesenswert und wird jedem eine angenehme Stunde bereiten, der es zur Hand nimmt. Sch.

Sunder, M. L. Aus der Obergrafschaft Lingen. Ibbenbürener Sagen und Geschichten. Verlag Bernhard Scholten, Ibbenbüren i. W. 32 S. 8°. Preis kartonniert 0,50 Mk.

Das Werkchen will in schlichter Form wiedergeben, was im Volksmunde dieser Gegend von Generation zu Generation ging, und deshalb werden alle, die für Eigenart und Sagenhaftes der engeren Heimat Teilnahme hegen, die kleinen Geschichten gern lesen; es sind unter dem Mitgeteilten: De Bieckisel (Bachesel), Düwels Lit (Schlucht) un dat glönige Föllen, dat hukende (hockende) Wif, eine Fastnachtsfeier u. a. Wehrhan.

Uhlmann-Bixterheide, Wilhelm. Westfalensfahrten. I. Zeit- und Wanderbilder aus Mark und Süderland. Dortmund, Koepfensche Buchhandlung (Haus Hornung) 1906. 87 S. gr. 8°. Preis (mit einer Reihe ganzseitiger Lichtbilder) 1.80 Mk.

Mit grosser Freude begrüßen wir hier ein schönes echtes Heimatbuch voll von kräftiger westfälischer Eigenart. Poetische Stimmung ist es, die den Führer, dem wir uns beim Lesen des Buches gerne anschliessen, auf seinen Wanderungen erfüllt und begleitet, aber es ist die herzhafteste Poesie der märkischen Heimatliebe, erfüllt von Liebe zum Leben des Volksstammes und seiner Anschauungen, Gebräuche, Sitten und Sagen, die uns der landeskundige Führer aus dem reichen Born seines Volkswissens freudig spendet. Wir wandern von

Hohensyburg aus über Hohealimburg, Altena, Werdohl, Plettenberg, Neuenrode, Ohle, Attendorn, Olpe, Drolshagen, Bielstein, Grevenbrück, Oedingen, Schmalleberg, Kloster Grafschaft, Nordenau, Winterberg, Silbach, Siedlinghausen, Ramsbeck, Meschede, Arnsberg, Hüsten, Neheim, Kloster Schede, Fröndenberg, Menden und Hemer. Der Verfasser geht gewöhnlich von der Geschichte des Ortes aus und knüpft an sie allerlei interessante, von poetischem Hauch verklärte Stimmungsbilder aus Landschaft, Sage und Volksleben. Möge sich das reizvolle Heimatbüchlein viele Freunde der Heimat und seines Volkslebens gewinnen, sie werden es nicht bereuen. Hoffentlich lässt uns der Verfasser, der auch mit den Bestrebungen unseres Vereins eng verknüpft ist, nicht zu lange auf die Fortsetzungen warten. Wehrhan.

Mühle, Karl. Von nordischer Volkskunst. Beiträge aus Erforschung der volkstümlichen Kunst in Skandinavien, Schleswig-Holstein, in den Küstengebieten der Ost- und Nordsee sowie in Holland. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1906. Wilhelm Ernst und Sohn. 252 S. gr. 8°. Mit 366 Textabbildungen. Preis geheftet 5.— M.

Die in vorliegendem vom Verlag hervorragend ausgestatteten Bande gesammelten Aufsätze verschiedener Verfasser sind zum grösseren Teile in der Zeitschrift: „Die Denkmalpflege“ erschienen und behandeln Forschungen auf dem Gebiete des Hausbaues und der häuslichen Einrichtungen alter Zeiten, die mit dem Volksleben eng verwachsen waren und gewissermassen als ein Niederschlag des Volkstums anzusehen sind. Voran stehen die nordischen Länder und das mit Recht; denn in ihnen hat sich alter Brauch und alte Sitte am längsten und reinsten erhalten, weil die Länder vom Römertum unbeeinflusst blieben und auch dem Christentum sich erst einige Jahrhunderte später öffneten als die südlichen germanischen Länder. Dazu kommt noch, dass die die Ost- und Nordsee umgürtenden Landschaften schon zur Zeit der Völkerwanderung in hoher wirtschaftlicher Blüte standen, auch schon einen regen kulturellen Wechselverkehr pflegten, wodurch vielfach verwandte Bauformen und äh-

liche Lösungen gleicher Kulturformen anzutreffen sind. Die einzelnen Landschaften sind in den Aufsätzen des vorliegenden Werkes nicht immer gleichmässig und erschöpfend behandelt worden, aber gerade das Charakteristische und Anziehendste ist mit glücklicher Hand gewählt und durch vorzüglichen Bilderschmuck veranschaulicht. Wir nennen nur einiges aus dem reichen Inhalt: „Skandinavische Holzbauten der Vergangenheit — Die deutschen Kaufhöfe an der Tyskebryggen in Bergen — Reste alter Holzbaukunst aus Hinterpommern und Bornholm — Frühmittelalterliche Formen am heimischen Hausgerät — Ländliches Hausgerät — Grabdenkmäler auf dem Kirchhofe in Prerow — Das Rathaus in Marienburg — Die Schutzholzkirchen Westpreusens — Vierländer Kratzputz — Streifzüge durch Altholland.“ Freunde der Volkskunde und insonderheit der Volkskunst werden grossen Genuss an dem Studium des Buches haben. Wehrhan.

Freybe, A., Grabschriften für den christlichen Friedhof in Wort, Spruch und Lied. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1907. IV und 134 S. gr. 8^o. 2.— Mk., geb. 2.60 Mk.

Das Werk ist für die christliche Familie bestimmt und enthält innerhalb der dadurch gezogenen Grenzen zuerst geschichtlich denkwürdige Grabschriften aus allen Zeiten der Kirche, dann 328 Bibelworte und endlich 736 Strophen aus der volkstümlichen und kirchlichen Dichtung, darunter auch einige mundartliche. Trotz seines durch die Zweckbestimmung gezogenen Rahmens lässt das Werk einen tiefen Blick in das Volksgemüt schwerer Tage tun. Wehrhan.

Halbach, Fritz, Romerike Berge. Gedichte. Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefen, Elberfeld 1906. 84 S. 8^o. Preis brosch. 1.50 Mk., geb. 2.— Mk.

Ein schlichtes, aber ansprechendes Büchlein, das um so mehr begrüsst werden kann, weil es auch die Liebe zur Heimat und seiner Eigenart pflegen will. Der Freund der

Volkskunde wird bei einer Reihe dichterisch glücklich behandelte Sagen gern verweilen.

Wehrhan.

Hennings, Karl, Sagen und Erzählungen, Volkskunde und Kulturgeschichtliches aus dem hannoverschen Wendlande. Herausgegeben und erweitert von Carl Th. Hennings. Selbstverlag. Lüchow 1906. 157 S. 8°.

Das Wendland hat für den Folkloristen immer eine besondere Bedeutung gehabt, haben doch seine Bewohner inmitten anderer Volksstämme treu ihre uralten Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten bis auf den heutigen Tag bewahrt. Hennings gibt uns nun im 1. Teile charakteristische Sagen und Erzählungen seiner Heimat, die öfter etwas lang ausgesponnen sind, und im 2. Teile reiche Mitteilungen über Sprache und Volkstrachten, Bauart der Dörfer und Wohnhäuser, Sitten und Gebräuche bei Festlichkeiten, Aberglauben u. a.

Wehrhan.

Leithaeuser, Julius, Volkstümliches aus dem Bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. II. Teil, Barmen 1907. S. 25—43 und I—XI. 8°. Preis 0.50 Mk. Zu beziehen durch den Verfasser oder durch die Lehrerbibliothek des Realgymnasiums Barmen (Sedanstrasse).

Der zweite Teil der Sammlung von Tiernamen reiht sich dem ersten¹⁾ würdig an. Er enthält die Namen Mönchsgasmücke bis Zuckergast, einen Nachtrag zum ersten Teil und ein sehr erwünschtes Inhaltsverzeichnis am Schluss. Wir wünschen wiederholt der schönen Zusammenstellung viele Freunde und weite Verbreitung.

Wehrhan.

Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Münster am 7. Juli 1907.

Die Versammlung wurde mittags 12 Uhr vom 1. Vorsitzenden, Prof. Sartori, mit der Verlesung des Jahresberichtes

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift III 1906 S. 172.

eröffnet. Der Verein zählt jetzt 610 Mitglieder (darunter 4 lebenslängliche und 49 körperschaftliche). Eine zu Beginn dieses Jahres an eine Anzahl von Universitäts- und Schulbibliotheken ergangene Aufforderung zum Beitritt ist nicht ohne Erfolg geblieben. Die Bibliothek hat durch Schriftenaustausch und Besprechungsexemplare einen erheblichen Zuwachs erfahren, doch fehlt es leider einstweilen an Raum, um sie angemessen unterzubringen. Die von Herrn Grüttefien erstattete Kassenrechnung schliesst ab mit einer Einnahme von 2308,85 Mk. und einer Ausgabe von 2104,51 Mk. Es bleibt mithin ein Überschuss von 204,34 Mk. Die Rechnung ist von den Herren Prümer und Lemberg geprüft und richtig befunden worden. Dem Kassenführer wird Entlastung und Dank ausgesprochen. — Die bisherigen Mitglieder des Vorstandes werden wiedergewählt, neu hinzu Herr Lehrer Jäger in Elberfeld. — Die nächste Hauptversammlung soll in der ersten Julihälfte 1908 in Düsseldorf stattfinden. — Herr Wehrhan erstattete dann eingehenden Bericht über die von ihm in Angriff genommene und erfreulich geförderte „Bibliographie der rheinischen und westfälischen Volkskunde“. Es wird allseitig dringend gewünscht, dass sich bald Mittel finden mögen, um dieses wichtige Hilfsmittel durch den Druck allgemein zugänglich zu machen. — Schliesslich hielt noch Prof. Sartori einen kurzen Vortrag über „Knabenkämpfe in Westfalen“ und forderte zur Sammlung einschlägigen Materials (mit genauer Angabe von Zeit, Ort und Teilnehmern solcher Kämpfe und von etwaigen herausfordernden Reden und Versen) auf. — Schluss der Versammlung um 2 Uhr.

Der Vorstand besteht jetzt aus folgenden Mitgliedern:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29	} Vor-
Univ.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32	
O. Schell, Lehrer und Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	} Schrift-
K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76 ¹	
O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.	

Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.	}	Beisitzer.
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn		
Lehrer Jäger, Elberfeld		
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.		
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Bonn		
Reg.- u. Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnberg		
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.		
Rektor C. Rademacher, Köln		
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt		
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld		
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln		

Der Verein steht im Schriftenaustausch mit:

1. Egerland, Eger.
2. Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau.
3. Sächsischer Verein für Volkskunde, Leipzig.
4. Hessischer Verein für Volkskunde, Giessen.
5. Verein für Schweizerische Volkskunde, Basel.
6. Deutscher Volksgesangverein, Wien.
7. Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg.
8. Warendorfer Blätter für Heimatskunde.
9. Oberhessischer Geschichtsverein, Giessen.
10. Blätter für Bayerische Volkskunde, Würzburg.
11. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel.
12. Diözesanarchiv von Schwaben, Ravensburg (Württemb.).
13. Niedersachsen, Bremen.
14. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertums-
kunde in Schwerin i. M.
15. Deutsche Volkskunde im östl. Böhmen, Braunau.
16. Blätter des Schwäbischen Albvereins, Tübingen.
17. Deutscher Böhmerwaldklub, Budweis (Böhmen).
18. Verein für Badische Volkskunde, Freiburg i. B.
19. Westpreussischer Geschichtsvereins in Danzig.
20. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
21. Verein für ostniederländische Volkskunde, Utrecht.
22. Verein für österreichische Volkskunde, Wien.
23. Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Volks-
kunde, Gross-Schenck i. S.

24. Société belge de Folklore, Woluwe (Brabant).
25. Gesellschaft für jüdische Volkskunde, Wien.
26. Hessenland, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.
27. „Sauerländischer Gebirgsbote“ u. „Tourist“, Frankfurt a.M.
28. Zeitschrift für deutsche Mundarten, Ettlingen (Baden).
29. Koninklijke vlaamsche Academie voor Taal en Letterkunde, Gent.
30. Bayerischer Verein für Volkskunst und Volkskunde, München.
31. „Zbornik“, Agram.
32. Société Neuchâteloise de Géographie à Neuchâtel (Suisse).
33. „Národopisný Vestník“, Monatsschrift des czechoslavischen ethnographischen Museums in Prag.
34. „Smithsonian Institution“ und „National Museum“ in Washington.
35. Svenska Landsmål ock Svenskt Folkliif, Stockholm.
36. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Wiesbaden.
37. Verein für Heimatkunst und Heimatsschutz, Kaufbeuren (Bayern).
38. Société Liégeoise de Littérature Wallone, Lüttich.
39. Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, Prag.
40. Das Land. Organ des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege. Zugleich für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande.
41. Braunschweigisches Magazin und Jahrbuch des Geschichtsvereins für das Herzogtum Braunschweig.
42. Hannoverland. Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde in Hannover.
43. Hannoversche Geschichtsblätter, Hannover.
44. Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg-Schwerin.
45. Jahrbuch und Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Hamburg.
46. Jahrbuch des städtischen Museums für Völkerkunde in Leipzig.



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Justus Lipsius und die Westfalen. Von Kl. Löffler	Seite 161
Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Von Paul Sartori. V. Hochzeit	171
Zur Geschichte und zur Verbreitung des Ausdrucks: „die Franzosen haben“. Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.	198
Trüdel, Kaut, Nütze, küezen. Von Prof. Dr. Fasshender	203
Fränkische Wolbegaben des 9. Jahrhunderts. Von G. Kentenich	206
Beitrag zur Geschichte der Mädchen- oder Mailehn. Nach dem handschriftl. Nachlass des P. Christ. Sternberg (1862). Mitgeteilt von Dr. J. Müller, Bonn	208
Bastläsesprüche. Mitgeteilt von Dr. Jos. Müller	211
Alte Hausinschriften in Linz und Unkel. Von Oberlehrer Ballas †, Linz	216

Kleinere Mitteilungen:

Das Pestflämmchen. Sage von Dudeldorf von Lehrer a. D. Schreiber, Trier	Seite 218
Das goldne Kalb zu Pfalzkyll. Von Demselben	219
Der „Karline-Mann“. (Aus Volksmund.) Von J. Mayer, Lutzerath	219
Einige Rätsel aus der Soester Börde. Gesammelt von Lehrer Fernum, Borgeln b. Soest	221
Besprechungen. Aus dem Paderbornschen, mitgeteilt von Wilh. Oeke in Kühlen	222
Von Werwölfen und Irrflüchten. Aus dem Paderbornschen, von Demselben	223
Die Verehrung der Quellen und Brunnen in Deutschland. Eine Umfrage von O. Schell	224
Verschiedene kleinere Mitteilungen von K. Wehrhan	224

Berichte und Bücherschau.

W. Crone, Noa un up den verden Nedersassendag. En Stück Doagebank. Von O. Sch.	Seite 233
Leben, Meinungen und Wirken der Witwe Wetti Himmlisch, die ihre Laufbahn als Malermodell angefangen, geheiratet hat, langjährige Toilettefrau gewesen, und jetzt von ihren Zinsen zehrt. Von ihr selber eigenhändig niedergeschrieben. Von Sch.	233
Sunder, M. L., Aus der Obergratschaft Lingen. Ibbenbürener Sagen und Geschichten. Von Wehrhan	234
Uhlmann-Bixterheide, Wilh. Westfalenfahrten. I. Zeit- und Wanderbilder aus Mark und Süderland. Von Wehrhan	234
Mühle, Karl, Von nordischer Volkskunst. Von Wehrhan	235
Freybe, A., Grabschriften für den christlichen Friedhof in Wort, Spruch und Lied. Von Wehrhan	236
Halbach, Fritz, Romerike Berge. Gedichte. Von Wehrhan	236
Hennings, Karl, Sagen u. Erzählungen, Volkskunde u. Kulturgeschichtliches a. d. hannov. Wendlande. Von Wehrhan	237
Leithacuser, Julius, Volkstümliches aus dem Bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. Von Wehrhan	237
Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Münster am 7. Juli 1907	237

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte an Herrn Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29, erbeten.





DD
801
.R725
248
V.4
Pt.2



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. F. Sartori, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

4. Jahrgang

1903

Zweites Heft



Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Brüttesten, S. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 5 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.



Unentbehrlich
für Sprachforscher
und Freunde der
plattdeutschen
Mundart!



Wörterbuch der Eupener Sprache

Verfaßt von den Herren August Tonnar
und Wilhelm Evers, Lehrer a. D.,
mit sprachvergleichenden Erläuterungen des
Herrn Professors Wilhelm Altenburg.

Das Werkchen umfaßt 278 Seiten; es ist nicht allein ein Wörterbuch der Eupener Sprache, sondern es enthält auch Eupener Sprüche und Redensarten und bietet somit auch dem Nicht-Eupener willkommene Gelegenheit sich über manches Gehörte und Nichtverstandene Aufklärung zu schaffen.

Der Geist einer Nation entwickelt sich am lebendigsten aus ihrer Sprache. Die Sprache ist die zuverlässigste Charakteristik eines Volkes in allen seinen Schichten.

Überaus reich ist die Eupener Sprache an Stammwörtern, Ausdrücken, Redensarten, an die sich bestimmte, für's bürgerliche Leben wichtige Begriffe knüpfen, die aber dem hochdeutsch Redenden in seiner Schrift- und Umgangssprache völlig fremd und unverständlich sind.

Preis des elegant gebundenen Buches 3,50 Mark bei Frankozusendung.

Zu beziehen vom Verlag

C. Braselmann, Eupen.

Urteile der Presse!

Kölnische Zeitung. („Wörterbuch der Eupener Sprache“)

Der Lokaldichter August Tonnar hat sich im Verein mit dem Lehrer a. D. Wilhelm Evers der schwierigen Aufgabe unterzogen, ein Wörterbuch der Eupener Sprache herauszugeben, zu dem Professor Wilhelm Altenburg sprachvergleichende Worterklärungen geliefert hat. Schwierig war das Unternehmen insofern, als Eupen, an der äussersten Westgrenze Deutschlands gelegen, einen besondern Sprachkreis bildet, dessen Mundart in seiner Breite vielfach mit dem Holländischen und Altflämischen übereinstimmt, in der Aussprache verschiedener Laute jedoch Ähnlichkeit mit dem Englischen hat, überhaupt aber von den anderen rheinischen Mundarten so sehr abweicht, dass der Eupener schon den Bewohnern der Nachbarstädte sehr schwer verständlich erscheint. Die Lautschattierungen dieser Mundart sind so eigenartig, dass sie in Schrift und Druck nur annähernd wiedergegeben werden können. Soweit dies aber möglich, haben die Verfasser durch Aufstellung einheitlicher Regeln und besondere Zeichen ihre Aufgabe erfüllt. Das im Verlage von Carl Braselmann in Eupen erschienene Werk kann als eine Endmasche des westlichsten Deutschlands in dem grossen deutschen mundartlichen Sprachennetz betrachtet werden und liefert einen Beitrag zur Sprachforschung. Besondere Anerkennung verdient das Unternehmen der Verfasser insofern, als die Eupener Mundart wie alle andern unter dem Einfluss des Hochdeutschen und des wachsenden Verkehrs immer mehr verflacht. Wie eigenartig diese Mundart ist, möge weiterstehenden Kreisen ein aus dem Stegreif gegriffenes Beispiel beweisen: „Ate bate gen Stov liet e Kaïnd, en'e Weschkleid gedriet“. Welcher Nichteupener wird das verstehen? Es heisst: „Dort hinter dem Ofen liegt ein Kind, in ein Umschlagtuch gehüllt“.

Correspondenzblatt des Kreises Eupen.

„Mödder Sprø'k änn Mödder Sang,
— Lu'e fin et Leve lang“. Mit
diesem Sinnspruch führt sich ein
eben im Verlage von Carl Brasel-

Bücherzettel.

3-Pfgrs.-

Marke.

An

den Verlag von C. Braselmann

Eur

Wörterbuch der Eupener Sprache

Verfaßt von den Herren August Tonnar
und Wilhelm Evers, Lehrer a. D.,
mit sprachvergleichenden Erläuterungen des
Herrn Professors Wilhelm Altenburg.

Das Werkchen umfaßt 278 Seiten; es ist nicht allein ein Wörterbuch der Eupener Sprache, sondern es enthält auch Eupener Sprüche und Redensarten und bietet somit auch dem Nicht-Eupener willkommenere Gelegenheit sich über manches Gehörte und Nichtverstandene Aufklärung zu schaffen.

Der Geist einer Nation entwickelt sich am lebendigsten aus ihrer Sprache. Die Sprache ist die zuverlässigste Charakteristik eines Volkes in allen seinen Schichten.

Überaus reich ist die Eupener Sprache an Stammwörtern, Ausdrücken, Redensarten, an die sich bestimmte, für's bürgerliche Leben wichtige Begriffe knüpfen, die aber dem hoch-

Bestelle zur sofortigen Franko-Lieferung

..... Exemplar „Wörterbuch der Eupener Sprache“ . . . à 3.50 M

..... Exemplar „Raubritter von Reiferscheidt“ à 1.— M

Je 1 Exemplar „Wörterbuch“ und „Raubritter“ zusammen für 4.25 M

Ort.

Unterschrift.

Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.

Urteile der Presse!

Kölnische Zeitung. „Wörterbuch der Eupener Sprache“. Der Lokalblicker August Tonnar hat sich im Verein mit dem Lehrer a. D. Wilhelm Evers an die schwierige Aufgabe unterzogen, ein Wörterbuch der Eupener Sprache mit Worterklärungen geliefert hat. Schwierig war das Unternehmen, weil Eupen, an der äussersten Westgrenze Deutschlands gelegen, einen besonderen Sprachkreis bildet, dessen Mundart in seiner Breite vielfach mit dem Holländischen und Altflämischen übereinstimmt, in der Aussprache verschiedener Laute jedoch Ähnlichkeit mit dem Engischen hat, was es aber von den anderen rheinischen Mundarten wesentlich abhebt. In Eupen schon den Bewohnern der Nachbarstädte, in denen es nicht so sehr erscheint. Die Lautschattierungen dieser Mundart sind so eigenartig, dass sie in Schrift und Druck nur annähernd wiederzugeben werden können. Soweit dies aber möglich, haben die Verfasser durch Anfertigung einer Reihe von Regeln und besondere Zeichen ihre Aufgabe erfüllt. Das im Verlage von Carl Braselmann in Eupen erschienene Werk kann als eine Fundmasche des westlichsten Deutschlands in dem grossen deutschen mundartlichen Sprachennetz betrachtet werden und verdient einen Beitrag zur Sprachforschung. Besondere Anerkennung verdient die Unternehmung der Verfasser insofern, als die Eupener Mundart wie alle anderen unter dem Einfluss des Hochdeutschen und des wachsenden Verkehrs immer mehr verflacht. Wie eigenartig diese Mundart ist, möge weiterstehenden Kreisen ein aus dem Stegreif gegriffenes Beispiel beweisen: „Ate bate gen Stov liet e Känd, en'e Weschklend gedinet“. Welcher Nichteupener wird das verstehen? Es heisst: „Dort hinter dem Ofen liegt ein Kind, in ein Umschlagtuch gehüllt“.

Correspondenzblatt des Kreises Eupen. „Modder Spröck äm Modder Sang. -- Lufe fin et Leye lang“. Mit diesem Sinnspruch führt sich ein eben im Verlage von Carl Braselmann hier erschienenes Werk ein, das für die Kenntnis und Erhaltung der hiesigen Mundart von hervorragender Bedeutung ist. Es betitelt sich: „Wörterbuch der Eupener Sprache“ und hat die Herren August Tonnar und Lehrer a. D. Wilhelm Evers zu Verfassern, während Herr Professor Wilhelm Altenburg sprachvergleichende Worterklärungen dazu geliefert hat. Schon ein Blick in das hübsch ausgestattete Buch beweist, welche Summe von Arbeit darin aufgespeichert ist. Durch langjähriges mühevollens Sammeln der einzelnen Wörter, Redensarten und Sprüche haben die Verfasser einen Sprachschatz gewonnen, der nicht allein unserer gegenwärtigen Generation zur Belehrung dienen, sondern auch späteren Zeiten ein klares Bild von dem heutigen Bestande der Eupener Sprache bieten wird, und dieses Unternehmen verdient um so grössere Anerkennung, als die Mundarten unter dem Einfluss des Hochdeutschen und des wachsenden Verkehrs immer mehr zu verflachen drohen. Aber mit dem Sammeln war es nicht genug, sondern es galt auch, einheitliche Regeln für die Darstellung der Sprachverhältnisse zu entwerfen und die so eigenartigen Lautschattierungen unserer mundartlichen Wörter durch Schrift und Druck möglichst lautrichtig wiederzugeben. Auch diese Aufgabe ist, soweit sie eben lösbar schien, erfüllt. Als Anhang sind des Weiteren eine Reihe Sprüchwörter, die wichtigern Vornamen, einige besonders eigenartige Strassenbenennungen und oft genannte Ortsnamen in Eupener Mundart beigelegt.

Bitte wenden!

Vom Verlag C. Braselmann, Eupen, ist ferner zu beziehen :

Schiffer, H. **„Raubritter von Reifferscheidt“** oder
„Tringe = Männchens = Klossen = Tringche“.

(Mundartliche Erzählung). Druck von C. Braselmann, Eupen. X und 135 S.
16o. Preis 1.— M. = = = = = = = = = = = = = = = =

Über mehr als vier Jahrhunderte führt uns der Verfasser zurück und entwirft aus abgelegenen Eifelbergen ein spannendes Zeit- und Sittenbild, das die bemoosten Trümmer alter Burgen und stolzer Rittersitze, die krummen Strassen und Gassen von Stadt und Dorf, die heimischen Winkel und Gelasse der Bürger und Bauern mit warmem Leben erfüllt. Schon die Abbildungen der stolzen Burgen Reifferscheidt, Raeren und Tiffeld auf dem geschmackvollen Umschlagblatt deuten darauf hin, sie versetzen uns auch in die Gegend, in der die Erzählung ihren Schauplatz hat. Die hübsche Geschichte sollte dem Dorfe Raeren ein Denkmal setzen, ein Denkmal, das als romantischen Hintergrund jene alte Zeit hat, in der die berühmten Bartmannskrüge aus Raeren noch lange nicht als gesuchtes Erzeugnis fleissiger und kunstgeübter Steinzeubewohner der oft verschmähten Eifel in alle Welt gingen, in der es auch hier noch übermütige Burgherren gab, die in Selbstherrlichkeit sich über allgemein anerkannte Begriffe von Recht und Unrecht glaubten hinwegsetzen zu dürfen; in diesem Falle aber erstand der bedrohten Unschuld, dem lieblichen Tringchen, in einem urwüchsigen Sohne der Eifelberge, dem prächtigen Wellem, ein mutiger Beschützer und Retter.

Das Ganze ist in die eine Stelle für sich einnehmende Mundart von Raeren eingekleidet, einer Mundart, die durch mehrfache Eigentümlichkeiten sich scharf von den Mundarten der Umgebung abhebt und die, in der Nachbarschaft des Flämischen, hart an der Grenze des Ripuarisch-Fränkischen gelegen, ihre Eigenheiten bis heute noch gut hat bewahren können. Aber auch hier ist Gefahr im Verzuge — die schöne Heimatkunst der Töpferei hat sich hier nicht mehr auf der Höhe halten können, die Raerener sind gezwungen, zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes in die Welt hinaus zu ziehen; sie bringen andre Sitten, neue Worte und fremde Laute mit und nehmen dem Orte mehr und mehr den ursprünglichen Charakter. Gerade darum ist es besonders mit Freuden zu begrüssen, dass wenigstens in der Schrift die alte Raerener Mundart festgehalten worden ist und so auch späteren Zeiten ein Bild davon bleibt, wie die alten Bewohner dieses Ortes sprachen und dachten. Einige Bemerkungen über die nicht immer leichte Mundart finden sich in der Einleitung ausgeführt.

Beim Aufbau der Erzählung hat sich der Verfasser an die Tatsachen der Geschichte angelehnt, soweit es angängig war, um auf diese Weise auch ein historisch möglichst getreues Gemälde zu entwerfen. Dabei handhabt er die ihm vertraute Mundart mit einer Kenntnis und Gewandtheit, die ein Studium des Werkchens auch nach dieser Seite hin nicht ohne erfreuliche Resultate lassen wird. Das Schriftchen sei gerne empfohlen und möge sich viele neue Freunde zu den alten erwerben. Der Verlag stattete es in Druck und Papier gut und würdig aus.

K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

4. Jahrgang.

1907.

Zweites Heft.

Kurpfuscherei im alten Churfürstentum Trier.

Von **Dr. Theodor Witry** (Trier).

Die Trierer Churfürsten waren von jeher scharfe Verfolger der Kurpfuscherei in ihren Landen. Auch das Ende der geistlichen Herrschaft in Trier ist gekennzeichnet durch eine Reihe energischer Prozesse gegen die Quacksalber. Die churfürstliche Regierung verlangte 1788 vom Stadtschultheissen, Geheimrat Reulandt, ein eingehendes Gutachten über diese Missstände. Die Trierer Bibliothek verwahrt dieses Gutachten nebst den Protokollen, Attesten usw. in einem voluminösen Aktenbündel. Die Akten sind interessant für die Kenntnis der damaligen ärztlichen Verhältnisse, für vergleichende Volkskunde und für Gegenüberstellung von Einst und Jetzt.

Das kommissarische Gutachten des Stadtschultheissen Reulandt über das Überhandnehmen „des Charlatanirens auf Kosten des Nebenmenschen“ lässt „klar ersehen, dass schneider, schumacher, krämer, schmidt, becker, blaufärber, hebammen, verruchte weiber und nachrichter (wie unschuldig und uneigennützig sie sich auch aufführen und die menschenliebe gegen den unvermögenden und leidenden mitbürger hervorheben)“ öffentlich praktizieren „so dass es kein wunder ist, dass man von stärksten leuthen Sterbfälle sehet, die von derley art kurpfuschern oder besser zu sagen öffentliche hinrichtern das schauderhafteste Opfer gewesen sind, wie z B. hiesiger nachrichter seine pfuscherey an einem baderssohn, einem schreinersgesell, metzgersknecht, einer frau in hiesiger moselgass, sodann an einer magd im Hospit vor kurzem meisterhaft zu Tage legte.“ Der Gutachter verlangt Bestrafung der Apotheker, welche die Rezepte der Kurpfuscher anfertigen,

ferner eine strengere Überwachung des Ärzteswesens durch die medizinische Fakultät und die Physici, Genehmigung zum Praktizieren seitens der Regierung nach Prüfung der Zeugnisse des betreffenden Arztes; ferner eine Prüfung in der praktischen Medizin vor einem deshalb zu ernennenden collegio medicorum et chyrurgorum. Des weiteren soll den Krämern das Feilhalten von Arzneimitteln speziell von Arsenik verboten werden.

Daraufhin erfolgen nun die Vernehmungen der Angeklagten, Zeugen, Sachverständigen. Am 7. April 1788 findet in der Sache im Hause Reulandt's die erste Vernehmung statt, nachdem „ein Verzeichnis der in und um Trier sich aufhaltenden Ärzte und Aferärzte, Apotheker, geschworenen Wundärzte, und so einschlägige waaren, purganzen und andere Droguen verkaufen“, gemacht worden war. Als erster der Ärzte wurde Gerhard Schneider, 34 Jahre alt, aus Trier, vernommen. Er gibt an, er habe zwar den Dokortitel nicht an der medizinischen Fakultät erworben, aber auf Grund seiner Studienatteste sei er 1780 zum Amts- und Stadt-Physikus von St. Wendel ernannt worden. 1783 sei er nach Trier gekommen und praktiziere seitdem unbehindert hier. Den Patienten habe er immer frei gelassen, wo sie sich die Rezepte anfertigen lassen wollten. Er sei zwei Jahre lang mit Hofrat Dr. Doerner und anderthalb Jahre lang mit Professor Hett auf die Praxis gegangen. Medizin habe er von 1775—1778 in Trier studiert.

Der nächstfolgende Komparent ist der Arzt Thomas Emmanuel Jacobs, geboren zu Trier, 49 Jahre alt. Er studierte von 1762—1766 in Trier, erwarb dann den gradus licentiatus, studierte noch zwei Jahre in Strassburg unter Spillmann, Lobstein und Pfeffinger und liess sich dann in Wittlich nieder. Seit 1776 praktiziert er in Trier. Folgt Heinrich Günster aus Trier, 27 Jahre alt, studierte in Trier und Würzburg und promovierte in Trier. Praktiziert in Trier. Er sei in Würzburg zwei Jahre lang mit Professor Wilhelm zu den Patienten gegangen. Leonard Schneider aus Olewig, 27 1/2 Jahre alt, studierte in Trier von 1782 an, ging dann nach Heidelberg, studierte unter Gattenhoffen, Schoenmetzel, Noebell, May und

Obercamp die Medizin, bei Professor Junck die Vieharzneikunst. Er habe nicht promoviert noch ein Examen gemacht, habe sich aber 1787 hier niedergelassen, weil auch andere Komparenten so täten. Er bitte aber den Churfürsten fussfällig, ihn durch Hofrat Doerner gnädigst in praxi medica prüfen zu lassen.

Unterschrift: Hochmuth, Notarius et commissarius.

„Auf morgen Nachmittag 2 Uhr sind vorgeladen die geschworenen Wundärzte, die auch innere Medizin ausüben sollen, und der heute über Land ausgefahrene Dr. Heilbron.“
gez. Hochmuth.

Protokoll vom 8. Aprill 1788.

Erscheinen Herr Hof-Chirurg Moritz. Er gibt an, er habe Chirurgie bei Le Maire und Le Riche in Strassburg gelernt, habe aber auch in dortigen französischen Hospitälern die „Arzneywissenschaft erlernt, denn das Medicin- und Chyrurgisches Studium seyn wie beide Armen an dem Körper zu betrachten, ohne welch ersteres studium nicht wohl ein Chyrurgus bestehen könnte“. Er verweist auf seine 40jährige Praxis, gibt an, das chyrurgische Studium und Prüfung gehe auch auf die innere Medizin über. So habe er sich z. B. auch als accoucheur in Strassburg ausgebildet, so dass er churfürstlicher Hebammenlehrer sei.

Herr Heinrich Anton Franck gibt an, er habe die Chirurgie hier bei seinem Vater gelernt und 1759 seinen Lehrbrief von ihm erhalten. Er habe dann in Colmar, Cöln, Prag und Mainz konditioniert und 1765 sein Examen in der „puren Chirurgie“ gemacht. Was innerliche Medizin angehe, so habe er sie theils aus seiner Praxis, theils aus den von seinem Onkel, Lizentiat Geifus ererbten Büchern gelernt. Dieser habe ihm auch ein bewährtes Mittel gegen Wasser-sucht hinterlassen, worauf er seine medizinische Praxis beschränke.

Herr Friedrich Ratzen ist geboren in Mainz, 56 Jahre alt. Er habe dort drei Jahre lang bei dem Chirurgen Weiber in Lehre gestanden, sei 1752 nach Paris gegangen, habe zwei Jahre lang dort Chirurgie und Medizin gelernt und sei dann fünf Jahre lang im siebenjährigen Kriege französischer Hof-

chirurg gewesen. 1767 sei er nach Trier gekommen und übe chirurgische und medizinische Praxis aus.

Herr Kaspar Winter ist 59 Jahre alt, geb. Bamberger, lernte zwei Jahre in Bamberg beim Regimentsfeldscher Wecker, hörte zwei Jahre in Würzburg und Strassburg Medizin, war zwei Jahre Garnisonschirurg in Würzburg und kam 1767 nach Trier. Er bestand sein Examen und praktiziert seitdem in Chirurgie und Arzneikunde.

Herr Johannes Hausen, geboren zu Diburg im Mainzischen, 40 Jahre alt, war in Diburg in der Lehre und beschäftigte sich dann zwölf Jahre lang in Mainz, Köln, Brüssel und Paris mit Chirurgie, Medizin und Geburtshilfe. Er kam 1774 nach Trier, bestand sein Examen vor dem corpus chyrurgicum und übe seitdem allgemeine Praxis aus

Herr Johannes Müller ist geboren zu Trier, 30 Jahre alt. Er war bei seinem Vater hier in der Lehre, besuchte dann zwei Jahre lang in Bonn ein collegium chirurgicum und ging nach Wien von 1776—1780. Dort hörte er bei Professor Leber Chirurgie und Anatomie, bei Professor Meurer und Reinlein Medizin und bei Lebenmacher Geburtshilfe. Er bestand dann sein Examen als Chirurg in Trier und übe seither allgemeine Praxis aus

Quirin Hermann, geboren zu Trier, 32 Jahre alt, studierte auch in Wien und war dann acht Jahre lang kaiserl. Regimentschirurg in Regiment Lacy. 1786 bestand er die Prüfung als Wundarzt in Trier und übe seitdem hier allgemeine Praxis aus.

„Für morgen Nachmittag 2 Uhr sollen die Provisoren der Apotheken, die sich mit Ausübung der ärztlichen Praxis beschäftigen sollen, vorgeladen werden.

gez. Hochmuth.“

9. April 1788.

Herr Wilhelm Jacobi gibt an, er habe $4\frac{1}{2}$ Jahre lang die Apothekerkunst gelernt, habe dann Jahre lang in Deutschland konditioniert und sei jetzt seit $4\frac{1}{2}$ Jahren Provisor bei Frau Kammerrat Cramer, in der hiesigen Hofapotheke. Er habe Chemie, Botanik und sonst in sein Fach einschlägiges studiert. Bis dato habe er nur legal ausgefertigte Rezepte

verfertigt. Als jene, welche illegaliter Waren, Purgantien, Arzneiwaren usw. öffentlich oder verborgen verkauften, bezeichnet er: Frau Kammerrätin Knodt, Handelsmann Richard. Hauptsächlich verkauften sie „heftige laxantien und schlafmachende Arzeneien“. Er sei dafür, dass alle Arzneiwaren den Krämern verboten würden, dass sie durch Unbekannte darnach zum Verkauf gefragt würden und auch Haussuchungen bei ihnen stattfinden sollten.

Herr Franz Josef Wolf hat 1776 die Fuchs'sche Apotheke gekauft. Er treibt nur sein Apothekergeschäft und mediziniert nicht. Als unberechtigte Verkäufer von Arzneiwaren bezeichnet er: Frau Kammerrätin Knodt, Richard, Leibfried, Fritz, Wittib, Fischer, Krämer, Ludwig, der eine kleine Hausapotheke habe.

Im Knodt's Haus, das zum schwarzen Adler genannt würde, werde derlei schon lange getrieben.

Herr Provisor Christian Seyppel, der in Luxemburg, Karlsruhe, Bamberg und Mainz konditionierte, macht dieselben Angaben.

Herr Provisor Josef Scior aus der Seminars- resp. Jesuitenapotheke sagt desgleichen aus, gibt aber zu, früher öfters ordiniert zu haben, jetzt aber nicht mehr.

Nun erscheinen die zünftigen Kurpfuscher und Heilpädagogen. Der Nagelschmied Peter Gruns erklärt, er heile seit vier Jahren die Gicht. Das Mittel sei ihm vor etwa 50 Jahren von einem Apothekergesellen anvertraut worden. Er weigere sich, es vom Stadtphysikus oder von der medizinischen Fakultät untersuchen zu lassen, „weil er glaube, dass ihm dieses in seiner nahrung hinterlich sein würde“.

Der Kürchner Math. Jos. Raab gibt an, er habe dasselbe Gichtmittel wie Gruns.

Der Schneider Xaver Scior gibt an, er habe verschiedentlich „kalte Fieber“ behandelt, indem er Vomitiva angeraten, aber nicht verschrieben oder verabreicht habe.

Trier, den 11. April 1788.

Der Johann Philipp Müller aus Trier, 29 Jahre alt, gibt an, er habe zwei Jahre lang in Trier Medizin gehört und dann ein halbes Jahr lang beim Apotheker Wolf in Trier die Apotheker-

kunst gelernt. Dann habe er noch zwei Jahre lang in Freiburg Medizin gehört und sei nach Trier zurückgekommen, wo er jetzt praktiziere. Er habe keine Examina gemacht, werde es aber nachholen. Bis dahin wollte er nicht mehr praktizieren und geschadet habe er bis dato noch keinem Nebenmenschen.

Der Schuhmacher Joh. Georg Dötsch gibt an, er fabriziere ein Pflaster, das er als Geheimmittel von seinem Vater erfahren habe. Er wolle den Ärzten die Ingredienzen dazu gerne mitteilen.

Handelsmann Leibfried hat ein Pflaster für seinen Hausgebrauch.

Nachrichter Philipp Bach, 68 Jahre alt, richtet Arm- und Knochenbrüche ein; er erklärt, er könne nicht lesen noch schreiben, darum verschreibe er keine Arzneien, aber er lasse deren aus den Offizinen holen je nach den Krankheitsfällen. Seine Praxis habe er von seinem Vater gelernt; er nehme aber nur Patienten mit der hitzigen Krankheit oder der Gelbsucht an. Arzneien habe er keine im Hause sondern nur destilliertes Hundefett.

Sein Sohn, Nicolaus Bach, sagt ähnlich aus.

Es erscheinen dann die inkriminierten Handelsleute.

Namens der Frau Kammerrätin Knodt erkärt A. Hammerstedt, dass sie „rohe Arzneien“ aus Frankfurt und Köln beziehe, gefährliche Arzneien und Arsenik aber nicht halte.

Johann Peter Richard sagt ähnlich aus.

Desgleichen Joh. Jak. Pretz.

Die Buchhändlerin Frau Fischer gibt an, sie habe bis dato „bayerische Pillen“ feil gehabt, wolle sie aber abschaffen.

Marg. Ratzen, Ehefrau des Arztes Friedrich Ratzen, gibt zu, dass sie wegen Erkrankung ihres Mannes, in dessen Beisein zur Ader lasse, venerische Krankheiten behandle und weibliche Personen klistiere, aber nichts verschreibe.

Johannes Schaefer hat als Apotheker gelernt und ist seit zwölf Jahren in der Clementinischen Apotheke, studierte an der hiesigen Universität Chemie, Botanik und Medizin. Leugnet, irgendwie aus sich Arzneimittel verordnet zu haben.

Peter Hohenstein, Landhauptmann, 80 Jahre alt, gibt an, er habe vor 60 Jahren drei Jahre lang im Württem-

bergischen die Chirurgie erlernt, sei fünf Jahre Feldscher im Kaiserl. Infanterie-Regiment Arenberg, weitere fünf Jahre im Dragoner-Regiment Styrum gewesen; habe dann die Apotheke im Kloster Himmerodt eingerichtet und dort zwölf Jahre lang offizinisiert und auch praktiziert. Dann habe er zu Wittlich eine Apotheke gegründet und auch dort sieben Jahre lang gearztet mit Erlaubnis des verst. Geheimrates Dr. Cohausen. Danach sei er nach Trier verzogen, sei Landhauptmann und Arzt in den besten Familien geworden. Wenn er nicht so alt wäre, würde er sich noch gerne einer Prüfung unterziehen. Übrigens übe er seit Jahren nur mehr bei seiner Familie die ärztliche Praxis aus.

Der Blaufärber Sittel gibt an, er habe von seinem Schwiegervater, dem berühmten Mediziner Professor v. Eyben Wunder- und Blutreinigungspillen bekommen, die er als an Bekannte abgebe, und die immer vorzüglich gewirkt haben. Er wolle in Zukunft aber keine mehr abgeben.

Die 70jährige Hebamme Niclau sagt aus, sie wende nur die üblichen Mittel in ihrer Praxis an.

Als Nachschrift folgt dann: „Frau Wagner ist nicht ausfindig zu machen; ist wohl ein Irrtum und soll heißen: Krämers. Diese ist ein herumirrendes, nichtswertes, vom Mann weggehofenes und liederliches Leben führendes Weib, die wegen eines vor kurzem geborenen unehlichen Kindes die Stadt meidet, weil sie das Spinnhaus, womit sie bedrohet, fürchtet.“

Nun folgt in den Akten eine Mitteilung des Mediziners Professor Hett über die dem Meister Philipp zugeschobenen Körperverletzungen durch sein Praktizieren:

1. Brand der Zehen bei einer Frau in der Moselgasse nach Anlegen eines Pflasters, so dass eine Operation nötig war.
2. Behandlung eines hitzigen Fiebers bei einem Bäcker-
gesellen mittelst Medizin und Einreibungen. Der
Geselle wollte im Delirium Selbstmord begehen.
3. Brandwunden eines Bäcker-
gesellen, die schlecht be-
handelt wurden, so dass der Tod eintrat.

4. Ein Geselle fiel auf den Leib auf, bekam Schmerzen in der Leistengegend. Philipp gab ihm ein Pflaster und der Geselle starb an Gangrän des erhaltenen Leistenbruches.
5. Eine Magd aus dem Hospital fiel auf die Seite und hatte Schmerzen. Philipp sagte, sie habe die Rippen gebrochen, und bandagierte sie. Es bildete sich aber später ein Abszess.

Die Fälle vom Lande sind nicht bekannt; aber Philipp verkauft an die Bauern eine Mixtur, die nichts taugt, für 40 albi. Trier, den 11. Mai 1788. Casparus Hett „in Eile geschrieben; schönen gutten Morgen H. Geheimrat, geschrieben um 2 1/2 Uhr“.

Es folgt dann ein Schreiben der Churfürsten (4. März 1788) an den Oberlandphysikus Doerner, wonach alle Apothekerprovisoren und -gesellen zu prüfen sind auf ihre Tauglichkeit und zwar unnachsichtlich.

Unter selbigem Datum Anweisung an den Stadtschultheissen Reuland die Pfuscher und Krämer zu vernehmen und Haussuchungen wenn nötig vorzunehmen. (4. März 1788.)

Ferner soll binnen 4 Wochen unter Beratung mit Ärzten und Apothekern ein Vorschlag eingereicht werden über die Einführung eines eigenen Dispensatoriums für die churtrierischen Lande. (4. März 1788.)

An Hofrat Dörner ergeht die Aufforderung, alle Apotheken scharf zu revidieren, darauf zu drängen, dass nach Frankfurter Taxe alles berechnet werde und kein willkürlicher Profit eingesteckt werde.

Der Provisor der Clementinischen Apotheke ist wegen der Armentaxen zu verwarnen. (4. März 1788.)

Nach darauf erfolgter Anzeige des Hofrates Dörner geschieht Anordnung des Churfürsten betr. weiteren Vorgehens in Pfushereisachen unterm 12. April 1788:

1. dem Stadtschultheissen Reulandt werden als solche angezeigt: cand. med. Schneider junior, der accoucheur Anton Moritz; die chyrurgen Franck, Winter, Hauser, Müller, Hohenstein, Hermann, Kürschner, Raab, Nagelschmied Grons, ein gewisser Reichard; der Provisor

Cior der Clementin-Apotheke, Provisor Schaffer, Jacobi, Seybel, Bürger Ludwig, Bäckermeister Winter, Schneidermeister Cior, Blaufärber Sittel, ein gewisser Müller, Scharfrichter Bach und seine zwei Söhne, ein gewisser Sackmann, dann die Razèn, Nicola und Wagner. Sollen alle kommissarisch vernommen werden. Bericht nach 2 Monaten;

2. dem Amt Maximin werden als Pfuscher angezeigt ein gewisser Meurers zu Fastrach und der Schullehrer zu Fell. Der Amtmann und Hofrat Doerner sollen diesen alle Medikamente in ihren Wohnungen wegnehmen und unter Androhung von Festungsstrafen das Praktizieren untersagen.
3. dem Amt Saarburg wird der Pfuscher Hufschmied Rupp angezeigt.
4. dem Amt Pfalzel der Kuhhirte in Oosburg,
5. dem Erzbischöfl. Generalvikariat der Pfarrer Raab zu St. Gervasius, der Pater Damian zu St. Maximin und die Klosterfrauen zu St. Clara.

Landphysikus Dörner hatte unterdessen beim Oosburger Pfuscher 2 alte Kräuterbücher ohne Titel und jenes vom Melchior Schitzius, beim Hufschmied Rupp verschiedene verdorbene und schlecht angefertigte Instrumente gefunden. Die Frankfurter Taxe war nicht mehr zu haben, darum riet er dem Merziger Apotheker die Württembergische Taxe an.

Das Ergebnis der Vernehmung der Inkriminierten wurde dem Churfürsten gemeldet, worauf er unter dem 2. Dezember 1788 ein scharfes Verbot gegen die Kurpfuscherei und den Handel mit Arzneiwaren erlässt „unter Strafe von 10 Reichsthalern für jeden Fall und Verlust des landesherrlichen Schutzes“. Dann wird öftere und scharfe Revision der Apotheken angeordnet.

Am 16. Dezember meldete der Stadtrat an den Churfürsten, dass Dr. Heilbronn seit 1782 ein gesuchter und tüchtiger Arzt sei, der von den Kollegen viel zugezogen würde und den Stadtarmen besonders viel Gutes tue. Daraufhin wird ihm vom Churfürsten die weitere Praxis gestattet.

Die Wundärzte beschwerten sich viel über den Nach-

richter Raach. Besonders führte der Chirurg Franck einen Fall in Euren an. Daraufhin schreibt Raach dem Stadtschultheissen Reuland einen Brief, worin er angibt, sein Sohn sei zu einem Bauern nach Euren gerufen worden, der von einem Baume gefallen war. Zugleich mit diesem kam Franck an. Der Nachrichten frug den Chirurg, ob er die Kur unternehmen wolle. Dieser verneinte. Daraufhin untersuchte Raach den Patient und fand, „dass das Halsgenick auseinandergesprungen war“. Er richtete es ihm ein und ging mit Franck davon. — Soweit der Scharfrichter. Franck behauptet natürlich, zu spät zugezogen worden zu sein.

Nun folgt ein Schreiben eines Ludwig von Eupen an den Churfürsten über seine Wunderpillen.

Es fängt an: „Dass nichts in der Weld dem Betrug und Neid wegen einem zeitlichen Gewinn mehr unterworfen ist als die Medizin, ist wahr, dann Schuster, Schneider, verdorbene Kaufleut, alte Weiber, fremde ungarische Landstreicher, sogar die Schinder, wollen heutigen Tages Leibärzte sein usw.“. Er kommt dann auf das Pfuscherbot des Churfürsten zu sprechen und zweifelt nicht daran, dass es seine balsamischen und Laxirpillen nicht betreffen wird „sintemahlen er sie seit 45 Jahren präparirt, das Geheimnis derselben aus Halle in Sachsen erfuhr und es nur seinen Kindern überliefern wird“. Gehcilt hat er damit Leute aus Trier, die an Auszehrung, Wassersucht und Dyssenterie litten. Denn die balsamischen Pillen kann man brauchen „in allen Verstopfungen der Miltz, Leber wie auch des unteren Theils, item in allen Brustbeschwerden, Auszehrungen, Brustapostemen, Nervenkrankheiten, schweren Geburten, in allen hysterischen Zufällen; in summa kuriren sie alle cronische und inveterirende Krankheiten, führen allen alten schleim ab, so dass sie ein Universalmittel sind; ferner gibt man sie gegen colica, Miserere, eingeklemmte Brüche. Urkunden über Heilungen habe ich genug. Die medizinische Fakultät in Halle fabrizirt ähnliche Pillen. Aber Apotheker und Doktoren sind neidig dartüber; diese berühmten Pillen sind gegen ihr Interesse, denn wo man selbe hat, spart man den Doktor und den Apotheker. Ich habe Zeit meiner 50jährigen medizinischen Praxin die

holländische, französische, löwenische und deutsche Praxin mit ihren Observationen durchlesen, aber habe keine sichere noch bessere befunden als die hallische Praxis, bey welcher mich auch lebenslänglich halten werde.

Schliesslich bin ich letzten November nicht sonder geringe Kösten von Eupen nacher Trier auf begehren meines Eydams, Stadt-Leuthnanten Sittel abgenommen worden, welcher in schlechten Umständen ware, aber anjetzo sich wohl befindet; währender Zeit haben sich auch andere inveterirte und schlecht verdorbene Beamten bey mir gemeldet, die welche in der kurtzer Zeit radikal curiret und von ihren Peynen und Zufällen befreiet habe.

Mich dünket überflüssig zu sein mehreres zu melden usw. usw

J. P. Ludwig med. et chir.

Auf der Rückseite steht die Notiz:

Der Regierung zur abschläglichen Bescheidung des Suplikanten. Koblenz, am 2. Jänner 1789.

Auf höchsten Befehl D. Curdon.

Unterm 16. Juni 1789 ordnet der Churfürst an, dass die Visitationskosten von den Apothekern selbst zu tragen sind.

Am 4. Juli 1790 reicht Geheimrat Reulandt dem Churfürsten den von Prof. Hett eingesandten Bericht über den Tod des Metzgers Haag, verursacht durch den Pfuscher, Nachrichter Raach, ein. Der Bericht des Professors lautet:

„Ich fand den Metzgermeister Haag, Vatter von acht lebenden Kindern, am 1. Juli 1790 vor mit Krämpfungen der Halsmuskeln wie zugleich einen trismum oder sogenannte mundklemme; bey untersuchung konnte ich anfänglich die ursach davon nicht wohl finden, bis nach ferner nachspüren die linke Hand verbunden sahe und nach weiterer Unterforschung Ich kein andere Ursachen dieser Krämpfungen als jener verletzten Hand geben konnte, welche Meister Philipp Raach oder sein sohn vom 26. Junius an behandelte, an welchem Tage er seinen Fall thate; zugleich ist zu bemerken das des Tags zuvor ehe die Krämpfungen einstellten, bedachter Meister Raach die Wunde mit einem Federchen in einem Oel, der Himmel weiss mit welchem kaustischen Mittel vermischt bestrichen, demnächst sein rothes Pflaster

auflegte, bey diesen Umständen nach befundenem vollen Puls in einem vollblütigen und gesunden Körper, den Ich mehrmalen mit entzündungs Krankheiten behandelte, aber niemalsen mit Krämpfungen behaftet, liesse zur Ader wir und mit beyrufung des Chirurgi Müller junioris ganz erweichende Aufschläg appliziren, das übel aber nahm zu wo noch Abends zum H. van Lempelt, Medic. Doktorn und Professorn von der Universität zu Brüssel gienge, selbigen ersuchte Ich Mir noch einen Prosectorn Anatomiae und Chirurgiae als wund-Arzt dem Chyrurgo Müller zuzugesellen, es geschahe hierauf, was die Kunstregeln vorschrieben, Nachts wurde er mit mehr und mehreren konvulsivischen bewegungen befallen, und starbe Morgens gegen 9 Uhren am 2ten dieses.

Keine Zeichen der Gangrän waren zugegen, würde nicht dieses öhl, wann es auch einfaches öhl ware, selbiges aber nur rancig, oder selbiges vielleicht mit einem ätzenden Mittel versetzt, womit die innere Wunde bestrichen, die flehsen oder einige blos liegende Nerven gereizet haben, ist nicht die wunde vielleicht mit dem bedeckten roten Bley-pflaster in ihrer eiderung gestöret und gehinderd worden, wo statt dessen erweichende umschläge hatten appliziert werden sollen vielleicht auch andere scharfe Ingredienzien in dem Pflaster waren zudem in einem vollblütigen Körper die Aderlässe sind verschoben worden. Wunder ist es, dass bey einer so geringen Wunde so gefährliche Zufälle sich äusserten, und dieses von keiner andern ursach wohl hergeleitet werden können, als von übler Behandlung, und sicher er auf eine handwerksmässige art, wie voriges Jahr ein schreiner-gesell und Einige mehr in und um Trier zur andern Welt sind geschickt worden, wovon Herr Geheimrat Reuland die facta mittheilte.

Trier, den 2. Julius 1790.

Casparus Hett.

Dem Materialienhändler J. P. Richartz wird unterm 3. März 1789 sein Gesuch, um Erlaubnis zur Führung von „Arzneywaaren“ vom Churfürsten abschlägig beschieden.

Das Gesuch datierte vom 18. Dezember 1788.

Er lobt darin zuerst als „guter Patriot“ das Kurpfuschereiverbot des Churfürsten, bemerkt aber dann, er sei

keiner von den Händlern, „welche dem wenig klugen Landmann die Droguen ins gerathe wohl, der Menschheit unbekümmert, aufschwätzen, und eben davon weiter nichts als Gewicht und Maass zugleich ein eigennütziges meistens überspanntes Tarif kennen“. Er sei 17 Jahre lang Apotheker durch ganz Deutschland gewesen. Drei Jahre lang war er Provisor in der Witwe Braun'schen Offizin in Trier und vor drei Jahren heiratete er „eine verwitwete Handelsfrau mit 6 unerzogenen Kindern ersten Ehebettes“. Er führt nur Rohwaren für Apotheker und hat dafür einen guten Ruf besonders bei den Apothekern im Luxemburgischen. „Nötigenfalls bin ich zu einer Prüfung in Apothekersachen gerne bereit.“

Es scheint nun eine Zeit lang im Churtrierischen etwas ruhiger hergegangen zu sein unter der biedereren Quacksalberzunft. Erst das Jahr 1792 bringt wieder eine langwierige Untersuchung wegen Kurpfuscherei gegen den Advokaten Lange und den Weltpriester Usen, beide aus Trier. Die Behörde beschäftigte sich zuerst mit ihnen auf die Klagen vieler Landleute hin, dass sie unerhörte Preise für ihre Tinkturen und Latwergen bezahlen müssten. Ihre Hauptspezialität waren Kuren bei Wassersucht, Nieren- und Blasensteinen. Usen gab sein Medizinieren ohne weiteres zu. Lang dagegen reichte ein 30 Quartseiten grosses Verteidigungsschreiben ein. Er führt natürlich darin an, er habe seine Spezifca in einem uralten griechischen Codex aufgefunden und pfusche nur aus reiner Menschenliebe. Zugleich bringt er Dankschreiben der von ihm Geheilten bei. Sie sind meist in poetischer Form gehalten und rühren samt und sonders von Patres aus dem Trierer Kloster St. Maximin her. Bei einer dieser Kuren war der untersuchende Kreisphysikus Hofrat Dr. Dörner zugegen. Die nähere Untersuchung ergab, dass Lange auch bei anderen etwas verdächtigen Erkrankungen z. B. bei Stockungen der Regeln bei jungen Damen usw. eingriff. Andererseits wurde eruiert, dass „seine afrikanischen Ingredienzen“, woraus Tinkturen und Latwergen bestanden, aus einem Rezeptbuch des verstorbenen Licent. der Medizin Geyfus herstammten, das sie von seiner Tochter, der Frau Krämer gekauft hatten.

Lange und Usen wurden zu je vier Goldgulden Strafe verurteilt. Hofrat Dr. Doerner bekam eine mächtige churtrierische Nase, weil er dem Lange beim Medikastern in St. Maximin zuschaute. Dann kam die französische Invasion; Altes verschwand und neue Gesetze wurden gültig, aber was die biedereren Kurpfuscher anging, so freuten sie sich der neuen Zeit. Heute gedeihen sie, Männlein und Weiblein, unter dem Schutze der modernen Gesetzgebung, tuppig und in Freuden in Trier weiter zum Schaden ihrer Mitbürger und des ganzen Gemeinwesens.

„Himmelsbriefe“ aus Lippe und Westfalen.

Von **K. Wehrhan**, Frankfurt a. M.

Der Glaube an das Festmachen des Menschen gegen den Tod bestand schon seit dem grauen Altertum, wie uns Beispiele aus der Geschichte genügsam beweisen. Thetis tauchte ihren Sohn Achilles in die Fluten des Styx, Siegfried badete sich im Drachenblute: beide wurden bis auf eine, ihnen zum Verhängnis werden sollende Stelle gegen Verwundung und so gegen den Tod gefeit.

Der Gedanke an des Todes grausige, furchtbare Umarmung hat von jeher bei allen Völkern und in jedes Menschen Seele ein unbezwingliches Grausen erweckt; die scharfe, kalte Schwerterklinge, der unbarmherzige Stahl, das unerbittliche Blei: sie erfüllen das Herz des Staubgeborenen mit Furcht und Zittern.

Auch das Mittelalter und noch mehr die späteren Jahrhunderte bis in die Neuzeit hinein bringen uns deshalb ungezählte Beispiele für das Fortleben des alten Aberglaubens. Alte, erfahrene Soldaten sollen im Mittelalter eine Menge Zaubersprüche und Zaubermittelchen gewusst haben, mit denen sie sich und andere festzumachen vermeinten.¹⁾ Die Mittel, deren man sich zu diesem Zwecke bediente und die

¹⁾ Vgl. G. Freitag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. III. 7. Aufl. Leipzig 1873 S. 73 ff., wo genauere Mitteilungen und Belege in Fülle sich finden.

bei vielen Leuten auch heute ihren Ruf noch nicht eingebüsst haben, waren Gebete und Segen, Amulette aller Art, wunderliche Zeichen und Worte, das Evangelium Johannis usw.²⁾

Soll eine Zauberwirkung — und um diese handelt es sich ja in all den Fällen — recht kräftig sein und bleibend wirken, so darf ihre Formel nicht nur ausgesprochen, sie muss festgehalten, aufgeschrieben werden. Wie das Wort schnell verfliegt, so ist auch die Wirkung der bloss gesprochenen Worte nur eine kurz andauernde. Das festgehaltene, geschriebene Wort ist aber ein bleibendes Schutzmittel gegen alle dem irdischen Wohle der Menschen feindlichen Mächte: Krankheit, Feuer, Wasser usw. Sollen die Worte aber den Menschen selber schützen, so muss er sie bei sich tragen.³⁾

Zu dieser Art von Zaubermitteln gehören die sogenannten Himmelsbriefe, die entweder mehr zu allgemeinem Schutze dienen sollen⁴⁾ oder für besondere Fälle, hauptsächlich für Kriegszeiten berechnet sind, wie der unten abgedruckte.

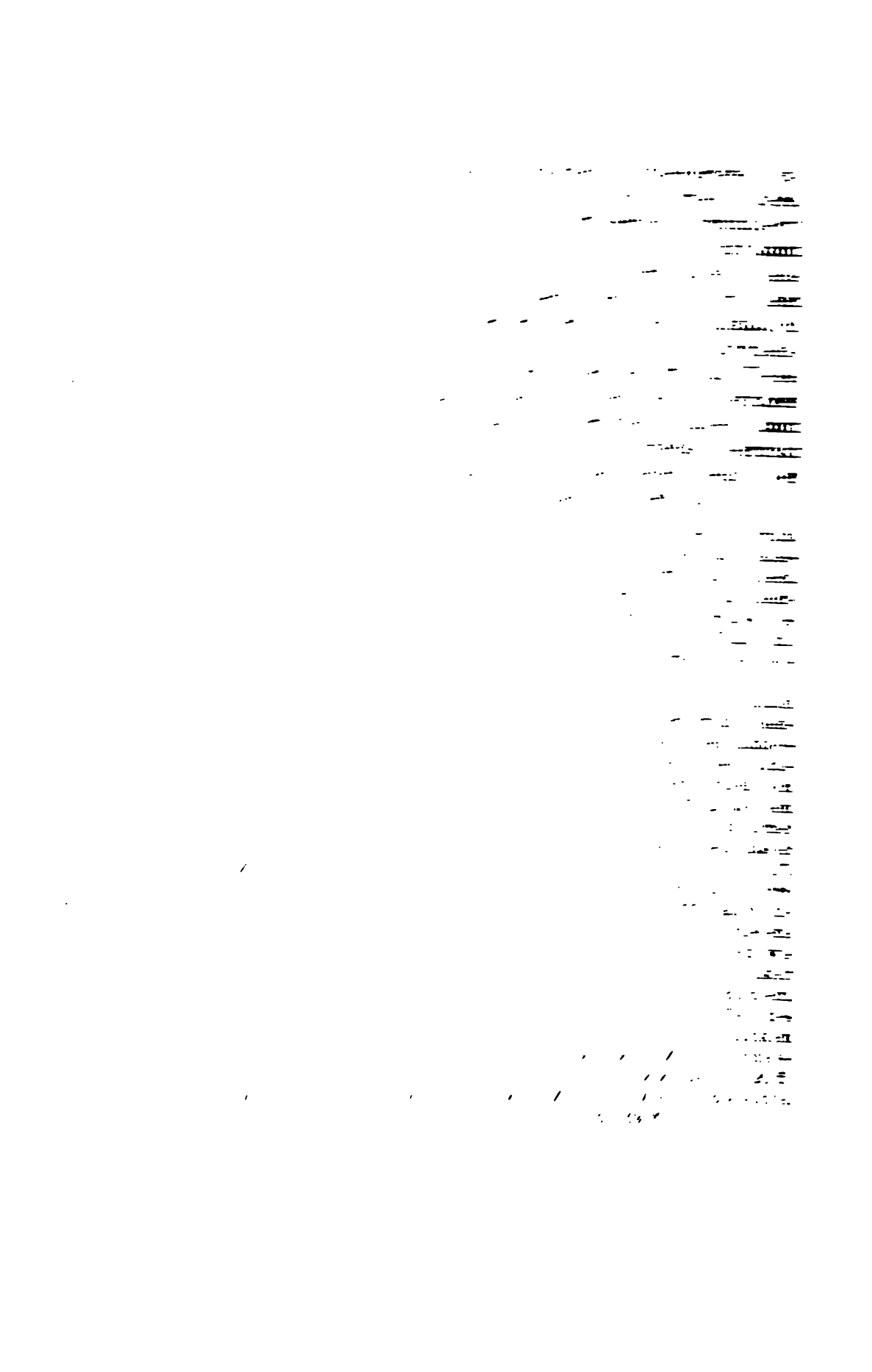
Der Gebrauch der Himmelsbriefe in Kriegszeiten ist leicht erklärlich und hat auch noch in neuerer Zeit grosse Ausdehnung angenommen. Im Bruderkrieg 1847 liessen sich sehr viele einberufene Schweizer von einem alten Manne hieb-, stich- und kugelfest machen. Wegen des grossen Bedarfs wurden die Himmelsbriefe oft auf lithographische Weise oder auch durch den Druck vervielfältigt, so z. B. während des Krieges gegen Dänemark 1849 in Hamburg, ferner bei dem Kriege in Italien 1859 und auch in kaum gewohntem Umfange gelegentlich der letzten drei grossen deutschen Kriege 1864, 1866 und 1870/71.⁵⁾

²⁾ Brüder Grimm, Deutsche Sagen I, Nr. 255 ff. erzählen von einem festmachenden Hemde.

³⁾ Vgl. dazu Adolf Wuttke, der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dritte Bearbeitung von Elard Hugo Meyer. Berlin 1900. § 243 S. 177 ff.

⁴⁾ Dazu gehört der S. 102 ff. aus dem Witgensteinschen mitgeteilte Himmelsbrief.

⁵⁾ Vgl. Wuttke a. a. Ort S. 178. Auch die bekannten Bilderfabriken in Neu-Ruppin haben sich mit dem Druck solcher Himmels-



1. Der vom Himmel gefallene Brief aus Lippe.

Für Freiheit und für Vaterland
Bin ich bereit zu sterben;
Das Schwert in meiner rechten Hand,
Lass Lorbeer mich erwerben
Heut bin ich frei für Hieb und Stich,
Für Pulver und für Blei,
Für böse Wege — 7)

Wegen des Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Heil- und Schutzbrief, geh im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes.

So wie die Priester in Michaelis Garten stillstanden, so sollen alle Gewehre stille stehen vor dem, der dieses geschrieben bei sich hat; dem wird nichts schaden, und es werden nicht treffen Feindes Geschütz und Waffen; denselben wird Gott bekräftigen, dass er sich nicht fürchte vor Hiebe und vor Stich und vor Mörder. Es sollen ihm nicht schaden Geschütze, Degen und Pistolen, alle Gewehre müssen stille stehn, überhaupt alles Schiessbare, was man auf ihn loshält — durch den Befehl und Tod Christi auch stille stehn alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre — durch den Befehl des Engels Michael.

Im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Gott sei mit mir!

Wer diesen Segen gegen die Feinde bei sich hat, wird vor jeder Gefahr beschützt sein, wer es aber nicht glauben will, der schreibe es auf und hänge es einem Hunde um und schiesse ihm nach.

Wer diesen Brief bei sich hat, der wird nicht gefangen werden. Amen.

So wahr, als dies wahr ist, dass Christus gestorben und gen Himmel gefahren und so wahr er auf Erden gewandelt hat, kann 8) nicht geschossen noch verletzt an seinem Leibe werden. Fleisch, Blut und Gedärm, alles soll unbeschädigt

7) Hier scheint eine Lücke zu sein.

8) Hier fehlt offenbar der „Träger“ oder „Besitzer“ oder dessen Name.

*findet sich
ge drückt in
A. Tolstoj
Krieg i Völ
in Klett
März 30.
bezug? von*

Wer diesen Brief hat und nicht offenbart, der ist verflucht von der christlichen Kirche. Diesen Brief soll der eine den andern abschreiben lassen. So ihr auch soviel Sünden gethan habt, wie Sand am Meere und Laub auf den Bäumen, so sollen sie euch vergeben sein. Glaubet gewiss, dass ich den ehre. Wer aber nicht Glauben hat, der soll in seinen Sünden sterben. Bekehret euch von eurer Sünde, so werdet ihr nicht bestraft, denn ihr müsst einst am jüngsten Tage Rechenschaft darüber geben.

Die Frau, welche diesen Brief bei sich hat, wird eine liebliche Zucht¹¹⁾ zur welt bringen.

Wer ihn im Hause hat, denselben wird kein Donnerwetter treffen

Haltet meine Gebote, die ich euch durch meinen Engel Michael gesandt habe.

Im Namen Jesu. Amen!

2. Himmelsbrief aus Dortmund.¹²⁾

Ein Graf hatte einen Diener den wollte er für seinen Vater B. G. H. das Haupt abschlagen, wie solches geschehen hat der Scharfrichter das Haupt nicht abschlagen können, wie der Graf dieses gesehen, hat er den Diener gefragt, wie solches zuginge, dass ihm das Schwert keinen Schaden thun könnte, hat ihm der Diener geantwortet und den Brief gezeigt mit folgenden Buchstaben: B. J. J. K. H. B. Z. N. K. Wie nun der Graf gesehen, hat er befohlen dass ein Jeder diesen Brief bei sich tragen soll, wenn einem die Nase blutet, oder sonst Jemand blutige Wunden hat und das Blut nicht stillen kann, der nehme diesen Brief und lege ihn darauf, so wird das still, und wenn es einer nicht glauben will, so schreibe diese Buchstaben auf einen Degen oder die Scheide des Gewehrs so wird er nicht damit verwunden können und wer diesen Brief hat und bei sich trägt der kann nicht bezaubert werden, und seine Feinde können ihm nicht

Seite 30
A. Joh

¹¹⁾ Oder „Frucht“?

¹²⁾ Erhalten durch die Freundlichkeit des Herrn Professors Sartori, der ihn von Herrn Lehrer H. Lemberg erhielt. Der Abdruck erfolgt getreu nach dem Original.

schützt: denn das sind die heiligen fünf Wunden Christi
H. H. L. S. H. H. S. bist du sicher. Da kein falsch
Mittel geschehet denn H. K. S. S. sonst wer diesen Brief
bei sich trägt der kann kein Blitz, Feuer oder Wasser
keinen Schaden thun wer diesen Brief bei sich trägt, ist
besser wie Haus und Schutz. Brief im Namen Gottes, des
Vaters und des heiligen Geistes. So wie Christus im Öl-
garten stille stand so still soll auch alles Geschütz stehen.
Wer diesen Brief bei sich trägt dem schadet nicht Feindes
Geschütz. Es wird ihm nichts schaden. Diebe und Mörder
können zur nicht anhaben. Er darf nicht fürchten, bestohlen
zu werden. Pistolen und Gewehre sie müssen stille stehen,
alle sichtbare und unsichtbaren die auf ihn zielen, durch den
Tod Jesu Christi. Gott sei mit mir, wer diesen Degen gegen
die Feinde bei sich hat, der wird geschützt vor dem Gewehr.
Wer diesen nicht glaubet, will der schreibe es ab und hänge
es einem Hunde um den Hals und schiesse auf ihn, so werdet
ihm sehen, dass es wahr ist wer diesen Brief bei sich trägt,
der wird nicht von Feindeswaffen verletzt werden. Amen.
So wahr ist es, dass Jesus Christus für uns gestorben und
gen Himmel gefahren ist und auf Erden gewandelt hat,
konnte nicht gestorben sein und nicht geschossen werden.
Fleisch und Gedärme sollen unverletzt bleiben. Ich beschwöre
alle Gewehre und Waffen auf dieser Welt bei dem lebendigen
Gotte dem Vater Ich bitte im Namen des Herrn
Jesu Christi Blut den keine Kugel treffe sei sie von Gold
Silber oder Blei, Gott im Himmel macht mich von Sünden
frei im Namen Dieser Brief ist vom Himmel gesandt
in Holstein gefunden worden im Jahre 1724. Er war mit
goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über der
Taufe zu Radaune, wie man ihn angreifen wollte, wich er
zurück bis 1791. Einer näherte sich mit dem Gedanken,
ihn abzuschreiben¹³⁾

Dortmund, den 27. August 1893.¹⁴⁾

Ferdinand K

¹³⁾ Das Folgende, besonders die Fassung der Gebote stimmt fast wörtlich mit dem obigen Himmelsbriefe überein.

¹⁴⁾ Die Abschrift ist also jüngeren Datums. Der Zustand des Papiers beweist jedoch, dass er viel „benutzt“, also getragen worden ist.

3. Himmels Brif.¹⁵⁾

Welchen Gott selbst geschrieben Und durch den Engel Michael Zu uns gesand auf Erden welches mit güldenen Buchstaben beschrieben, und ist zu sehen in der Michaels Kirchen Zu Statt gereina, wird genand groria,¹⁶⁾ allwo der Briff über der Taufe schwebet, wer in angreifen will vor dem weicht er, wer in aber abschreiben will, zu dem Neigt er sich und thut sich selber auf. Also gebietete ich euch, dass ihr dess Sondags nicht Arbeitet [auf] euren güttern, auch sonsten keine Arbeit thun, sollet fleisch zu Kirchen gehen, und mit andagt Betten, und eure Angesichter nicht schmücken und eure Harre nicht graussen¹⁷⁾, noch Hoffarth in die Welt treiben, und von eurem Reichthum den Armen mittheilet¹⁸⁾ Welche Frau diesen Briff Bey sich trägt die wird eine löbliche Frucht und fröhlichen Anblick auf die weld bringen Haldet meine geboth, die ich euch durch meinen Engel Michael gesand auf Erden.

Junfer Eva Margartha Pfeufferin¹⁹⁾

Anno 1743 d. 9. Febr.

¹⁵⁾ Nach dem im Besitze von Herrn Professor Sartori in Dortmund befindlichen Original von 1743. Der Brief ist ein grosser Bogen, 34. 41 cm, einseitig beschrieben; Überschrift, erste und vierte Zeile sind durch grosse und fette Schrift (Drucktypen) hervorgehoben. Der Brief ist nicht westfälischen Ursprungs (vgl. die Unterschrift). Herr Lehrer Becker in Herne erhielt ihn 1894 in Stützerbach bei Ilmenau in Thüringen. Der Abdruck erfolgt auch hier wörtlich.

¹⁶⁾ In dem oben genannten gedruckten Briefe (Neu-Ruppin) wird als Name Credoria genannt; beides von Credo =Glaube[nsbekenntnis]. Dieser gedruckte Brief stimmt mit dem obigen in vielen Teilen fast wörtlich überein.

¹⁷⁾ Soll heissen „kräuseln“.

¹⁸⁾ Auch hier stimmen die Gebote mit denen der vorhergehenden so ziemlich.

¹⁹⁾ Der Familienname ist durch einen Riss im Papier stark beschädigt; die Besitzerin hat also wohl Pfeiffer o. ä. geheissen.

Ein Himmelsbrief.

Mitgeteilt von **Karl Hartnack.**

In einem Bauernhause des Kreises Wittgenstein habe ich vor einigen Monaten unter alten Schriften einen sog. Himmelsbrief gefunden, d. i. ein Schriftstück, das den Besitzer — nicht den Träger schlechthin, wie aus der öfteren Nennung des Namens hervorgeht — gegen Versagung einer Bitte, gegen allerlei Waffen und Geschoss, Hurerei, Totschlag, Zauberei usw. schützen und auch auf Kindbetterinnen und auf Haus und Hof wohltätige Wirkungen ausüben konnte. Ihre eigentümliche Bezeichnung haben diese Schriftstücke von dem mystischen Ursprung erhalten, den man ihnen andichtete.

Der einstige Inhaber scheint den Brief am Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts für sich abgeschrieben zu haben. Der Inhalt deutet auf ein höheres Alter. Einer Anzahl von Wendungen gegenüber, die dem auch allen Laien bekannten Wortschatz der katholischen Kirche entstammen, ist der Hinweis notwendig, dass der Name Menn in dem früher ganz evangelischen Kreise Wittgenstein noch heute vorkommt und dass alle, die ihn führen, meines Wissens evangelisch sind.

Ich lasse den Brief mit Ausscheidung einiger offenbar durch die Eile des Abschreibens veranlasster Wiederholungen und mit Ergänzung oder Berichtigung einer Reihe von Satzzeichen, im übrigen aber originalgetreu folgen. Man beachte bei dem Lesen die an mehrere Stellen hervortretenden Reste einer alten gereimten Beschwörungsformel.

Der graf von Flandern hat einen mit Nahmen Philipus, der das Leben verschutt hatte. Wolle in der graf richten Lasen; aber der graf konte ihn nicht Richten lasen: kein Schwerdt Wolte ihn Schneiden, kein Scharfrichter konte ihn Röchten. da Verwunderte Sich der graf Sehr und Sprach: Zeich mir die sache an, so Wil ich dir dein Leben Schencken, also Zeichte er ihm den Brif. das gefiel dem grafen Wohl (, und) alle Seine Knechte und Herren, also lis der graf diesen Prif ab schreiben und alle seine diener und Knechte geben. Erstens: So du Wilst zu gericht gehen, so nim diesen Prif zu dir an deine

Abkl
in
p. 305

rechte Seite: was du bitten wirst von deinem herrn oder Beamte, dass wirdt dir nicht versagt werden. hast du einen Feindt, der mit dir Strecken Will, so nim diesen Brif zu dir an deine rechte seite; so kann er nicht versagen, nicht zu nach (noch) über winden. Welche Frau noch im Kinds nöten ligt, so heng ir diesen prif an den hals, so gebert sie ohne schmerzen. 2 tens: Welchen die Nase Blutet, dem geb diesen Brif in seine rechte hand: es hilft ihn gar Bald. Welcher diesen Brif in das dach steckt, da dut der donner und Blidts keinen Schaden. das Bludt Jesus Christus, der ware Mensch und gottes (Sohn) ist, der Behütte mich Johann Georg Menn vor allen Waffen und geschoss und geschütz, Lang oder kürze Schwerden, meser oder degen, karbiener 5 (wahrscheinlich das Zeichen für „und“) Felbängen, bley, Schwerden Korz oder Lang oder der gleichen — so sey der her Jesus Christus geburdt ist geschniden Worden — es sey Eisen oder Bley, Meseng oder von holz. Jesus Christus der Wahre Mensch und Gottes Sohn, der Behüte mich Johann Georg Menn so vor allen Waffen und geschutz bey Behaltung des steuers wie Maria ihre Jung Frau schafft Behalten vor und (nach?) der geburth. Jesus Christus mache alle gewehr und Waffen als die Bludts Tropfen, die er am öhl Berch geschwitzet hat. Jesus Christus, der behüte mich Johann Georg Menn vor allerley Besen gebrauch, Hurerey, Todtschlag, Zauberey, benemen, stehlen, vor allerley stücken. o herr Jesus Christus, verläse mich nicht verdamt Werden noch verlohren und sey bey mir bis an mein Ende und las mich nicht sterben ohne deine Heilige Sakramente! dass helfe mir die Heilige Dreyfaltigkeit und gott heit. sey auch bey mir auf wasser und Land, in dem hauss und in dem Felddt, Stadt oder Dorf oder Woh ich geh oder steh (oder) Wo ich bin. Der Herr Jesus Christus der Behüte mich Johann Georg Menn vor allen sichbahren und unsichbahren, heinlichen und öffentlichen Feinden. es Bewahre mich ewiger gott, gottheit und die Heilige Dreyfaltigkeit durch dass bittere leiden und sterben Jesus Christus, und sein Heiliges Heiliges rosen Farbes Blut, dass er am stam des Heiliges Chreuzes vergosen hat. Jesus Christus zu Nazaret gefangen (empfangen), in Betlehem gebohren, zu

gerusalen gekreuziget Worden und gestorben, das sein Wordt also mise Wahrhaftiglich sein: diese(r) hat hir mein (Brif?) geschriben sind, dass er es helfe den Menschen vor gefangen oder gebunden oder Wann ich in gefahr komme und Müse weiche vor mir, Johann Georg Menn, alle geschütze und gewehr und Wafen und keine an mir Hassen und dass sie vor mir Weichen und ihre Kraft verliren wie Pharo verloren hat seine gewald bucks (Büchs) und geschos. behalt deine schusheit — Marter grossen seine Heilige 5 Wunden (diese Stelle ist gleich einigen anderen allem Anscheine nach verstümmelt wiedergegeben) ankrundt (an Grund) und gebunden. alle geschütze Müssen verschwinden wie der Mann, der den Herrn Jesus seine rechte hand band † † † geschos behaldt dein Schuss bey dem gemelte Heiligen land wie der Sohn dem Vatter gehorsam war bis in den dott † † † es müssen vor mir, Johann Georg Menn, alle geschoss verschwinden. in Namen Jesus gincht über das Rothe mer, er firt in das heilige land, er Sacht: es Müsen zerreißen alle strück und band, zerbrechen alle geschoss und gewer und wafen, es müsen alle verblenden, die Falsch seyn. herr Jesus Christus, behüte mich, Johann Georg Menn, dass mich Kein stak (oder stock) stal (oder sal) kein Wasser noth noch steuher über Eült, dass mich kein Waffen schneidet, es sey stahl oder eisen, Methal oder bley noch wass es sey nach Mach, dass ich so Wohl geseget sey als der Kelch Kelch und der Heilige Wein, als dass Wahre (durchgestrichen Fermament) Himmel Brodt, dass der Jesus seinen 12 Jünger bott † † † der segen, den gott über den ersten Menschen That, da er in erschaffen hat, der gehe über mich, Johann Georg Menn, den gott Segen, den gott tath über den ertz engel, da er Maria den gruss Brachte. ich gehe durch das Fremde Land und Trug das thor in Meiner rechten hand, dass mich kein Wolf zeriss, dass behüte mich † † † das Behüte mich, Johann Georg Menn, Meine Hauth und Fleisch vor Bösen Letten mich dieser

From Ehrlihen Jche
† † †
Johann Georg Menn

Jesus Nazerenus
Rex Judiorum in Nahmen
† † †
Johann Georg Menn.

Die Beziehungen zwischen Mensch und Tier im niederdeutschen Volksmunde der westfälischen Mark

von Karl Prümer.

Unsere niederdeutschen Altvordern waren noch innig mit der Natur verwachsen. Menschliche Schicksale verbanden sie mit denen der Tiere und Pflanzen, ihre schlichte Volksphantasie gab von Alters her den Erscheinungen der Natur ein persönliches Gepräge, häufig den Seelen eine Tiergestalt und liess sie auch im Windesrauschen durch die Lüfte ziehen. Bis zum ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts lebte bei uns noch der wilde Jäger, der Hackelbernd, der mit Rossen und Hatzhunden und allerlei Nachgetier durch die Lüfte fuhr und ab und zu einen Pferdeschenkel auf die Erde warf, und dessen wilder Jagd keines Menschen Auge ungestraft nachschauen durfte.

Wie hingen unsere Altvordern an ihrem Hausgetier! Der Hahn, oder Rokhahn (ein roter Hahn) prangte als Opfergabe für Donar an der Spitze des Brautwagens. Bei Hochzeiten wurden Pferde und Rinder bekränzt, ihre Ställe bekamen ein Laubgewinde. Das Brautpaar stellte sich ihnen und selbst den Bienen vor. Und es sprach zu ihnen, nachdem es dreimal an die Bienenhütte geklopft hatte:

Imen in, Imen ut,
Hier es de junge Brut,
Imen um, Imen an,
Hier es de junge Mann
Imekes verlot se nit,
Wann se äinnmol Kinner krit.

Bei einem Todesfall wurde auch den Tieren die Todesbotschaft überbracht, der Nachbar gab sie dem Nachbar weiter und der letzte sprach sie in einen hohlen Baum, welcher Brauch wohl auf die mytische nordische Weltesche oder den christlichen Kreuzesbaum zurückzuführen ist.

Auch beim Neubau eines Hauses bildet das Tier, als Opfertier, eine gewichtige Rolle. Der Erbauer des Hauses erschien als Priester und Opferer und senkte das Opfertier in das Fundament des zu erbauenden Hauses, damit das Opfer

das Haus vor Schaden bewahre, dem Bösen wehre und Glück bringe. Auf der Sohle des Hauses, auf dem niederdeutschen Süöl, in dem Fussbalken der Eingangstür wurde das Hufeisen eines Pferdes genagelt, welches den Hexen und andern bösen Geistern den Eintritt wehren sollte usw.

Aus den alten Beziehungen, die unsere Altvordern zur Natur hatten, ist uns namentlich auch hinsichtlich des Tierreichs, ein noch immer beträchtlicher Erbeil in sprachlicher Beziehung überkommen und damit eine prächtige Quelle des Volkshumors, aus der ich nunmehr schöpfen will.

Wenn der Mutter aus den leuchtenden Augen des Kindes die ganze Seligkeit des Lebens entgegenlacht, pflegte sie zu sagen: „min leif Dierken“, während sie das verletzte oder kranke Kind mit: „o du arm Dierken!“ oder: „o du arm Wüörnken!“ beklagt. Mit dem „Kosenamen“: „min leif Dierken“ bezeichnet der Liebhaber die Geliebte. Andererseits sagt man von einem Menschen, der gerne zu ausgelassenen Streichen die Hand bietet, zu einem richtigen Strangschläger: „Dat es 'n Dierken!“ Der Niederdeutsche sagt zu: von Jugend auf, „van Kalf op“. Von einem kleinen Mädchen mit hellen, klaren Augen sagt der Volksmund: „se kikt so kiewig as 'a Kornkättken,“ d. h. so lebendig, schelmisch, wie ein Kätzchen aus dem Korn, oder Getreide. Wird jemand gefragt, ob sein Junge schon Gehversuche mache, so pflegt der Angeredete im bejahendem Falle zu antworten: „He löpt all as 'n Hissföllken (wie ein junges Füllen.) Das schöne hochdeutsche Wiegenlied: „Schlaf Kindchen schlaf“ hat der Niederdeutsche in derb-drastischer Weise in das Spottlied umgewandelt:

Schlop Kindken schlop,
Din Vader es 'n Schop,
Din Mauder es 'n Dusseldier,
Wat kannst du armet Kind dofüör?

Ein schwächliches kleines Kind ist „ne Pippmäise“ (Meise) oder „ne Ime“, ein zaghafte „ne bange Hippe“.

Dem kleinen Kinde öffnet man das Händchen, streichelt es und spricht dabei: Müsken, Püsken.

Rättken, Kättken,
Kille kille kill.

Ein beweglicher, gewandter Mensch ist „so flink as 'ne Ime“, oder so „labennig as 'ne Kramantsel“ (Ameise), ein rekelhafter ist ein „Riekel“ (männlicher Hund) oder „'n Bandriekel“, ein unsauberer „'n Schmiärhommel“, ein getäuschter, betrogener „es belämmert“, bei einer gescheiterten Hoffnung „harr 'ne Ule siäten“ oder „dat war füör de Katte“. Von einem gefährlichen Menschen sagt warnend der Volksmund: „do lo de Finger van af, dat es de unrechte Gaitling“ (Drossel, Amsel), von einem rothaarigen: „'n Foss hiet sine Nücke“, oder „de hiet de verkahrten Pannen op'n Dak“.

Wer tüchtig körperlich zu arbeiten pflegt, „kann arbäien as 'n Piärd“, der heruntergekommene Mensch „es vam Piärd op'n I-esel kommen“, ein sehr hungriger „es schwächtigt as 'n Rüe“, ein Geiziger, oder ein solcher, der scheinen will, was er bei weitem nicht ist, „es 'n drieterigen Rügen“, ein stark blutender „blöt as 'n Osse“, ein leiblich unsauberer oder ein solcher, der seine Arbeiten unsauber ausführt, „'n Schmiärfink“, ein moralisch unsauberer 'n Schwiniegel“ oder „'ne Suoge“, ein hinterlistischer „es ächterbietsch as 'n falschen Rügen“, ein Langenschläfer „schlöpt as ne Ratte“, „as 'n Tuniegel“, auch singt man ihm nach: „Langenschlöper Ulenkopp, stäit um niegen Uhr op.“ Ein schwerfälliger Mensch, ein Talps, „es 'n Koddendräs“, ein geriebener Gesell „es so schlikkerig as 'n Ool“, ein saumseliger „kömmt angekrופן as 'n Schnagel“, ein träger „es 'n Laulamm“, ein Projektenmacher „es 'n Fleigenfänger“, ein unliebsamer, ungern gesehener Gast „kömmt an as de Suoge im Judenus“. Bei einem Menschen, dessen Haare zu ergrauen anfangen, „kömmt de I-esel herut“. Der Jäger führt den Spottnamen „Rügenleier“. Von einem Ängstlichen, der die Flucht ergreift, sagt der Volksmund: „he rait ut as Schopliär“. Ein Mensch, dem es heute so, morgen so geht, pflegt auf die Frage: wie geht es? zu antworten: „so düörwassen“, d. h. so durchwachsen, wie Speck und Fleisch, oder er sagt in treuherziger Selbsterkenntnis: „Biäter as ek et verdeint hewwe, ower noch lange nit so guet as ek et hewwen woll“. Wer noch spät Abends ausgeht, „gäit in de Ulenflucht“. Die Volksweisheit sagt:

„We do well det Muorgens nöchtern drinken
Un nit vüörhiär iäten 'n bietken vam Schinken (Schenken)
Un det Nachts gohn lat in de Ulenflucht,
De krit bi Tiden de Watersucht.“

Ein Mensch, der den Lauscher spielt, „lurt as 'n Pingstfoss“: ein ausgewachsener, kleiner Mensch wird als „Kiwit“ bezeichnet, ein Gewohnheitsdieb „stiert as 'n Rawe“. Einer, der Schläge bekommt und dabei übermässig schreit, „schreit as 'n gestuoken Schwin“ oder „as 'n Biekenülk“ (Iltis?). Von einem Vielfresser heisst es: „he frietet as 'n Wulf“ oder „he es 'n Schlukspecht“. Ein Mensch mit auffallend kleinen Augen hat „Schwiensaugen“. Der mit Hühneraugen behaftete hat „I-äkster-Augen“ (Elsteraugen) oder „Kreihen-Augen“. Bei dem Knicker- oder Märbelspiel formten sich die armen Kinder Knicker aus Topflehm. Derartige Knicker hiessen Pottkiärwen (Kiärwe = Käfer). Wurstbrei mit Mehl führte den Namen „Pannhase“. Ein Mensch, der unruhig und beständig in Bewegung ist, wurde „Wippstiät“ (Bachstelze) genannt, ein Zwitter hiess „Üterbuck“, ein Übelriechender „stinkt as 'n Üterbuck“, oder „as 'n gebrannt Färken“. Der Volksmund sagt: „Et het käine Kauh „Bünste, oder se hiet auk Pläcke“. Es besagt: Man hängt keinem etwas an, ohne dass auch etwas dahinter steckt. Mit dem gleichen Rechte könnte man vielfach sagen: Man hängt den Leuten manchmal etwas an, ohne dass eine andere Ursache vorliegt als die Missgunst des Verläumders.

Ein anderes Sprichwort sagt: „Me lät käinen Ruen düör de Drite, oder me maut selwst dodüör“, d. h.: Man hängt keinem etwas an, ohne dass man selbst dadurch gezogen wird. Wer von einem Menschen hört, dass ihm ein seltenes Glück zuteil geworden ist, pflegt zu sagen: „dat es 'ne Ringelduwe, de schüt me nit alle Dage“.

Ein widerlich geschniegelter Mensch wird sehr drastisch als „fiser Ammi“ oder als „Windbül“ bezeichnet. Wer weit abseits vom Mittelpunkt des Orts seine Wohnstätte hat, „wuohnt do, wo sich Hasen und Fösse guede Nacht segget“. Wessen ganzes Leben darauf gerichtet ist, möglichst viel Hab und Gut zu erringen, gleichviel mit welchen Mitteln „es dorüöwer ut as de Foss üöwer de Hennen“. In der

Erkenntnis, dass der Mensch aus dem Boden der Heimat seine stärkste Kraft zieht und am widerstandsfähigsten ist, sagt der Volksmund: „de Foss bit am schiärpsten ut sinem Luok“.

Wer in Andermanns Handwerk hineinpfuscht, oder mit der Braut ehelichen Umgang pflegt, grast unter dem Zaun, ist am „Bönhasen“. Ein Mensch, der sich alles gefallen lässt, ist „ne Gausekunte“. Von dem gleichen sagt das Sprichwort: „All te guet es Allermanns Hundsfuot“.

Dem Ängstlichen und Unschlüssigen wird zur Aufmunterung zugerufen: „Si käin Fuorsch!“ Der Bedürftige sagt: „Ek hef blaus 'n paar Kräuten“. Der dumme Mensch ist: „'n Stockfisch, 'n Osse, 'n Schop, 'n I-esel“, der dürre „'n Hering“, der schwertrunkene „es so vull as ne Unke“, oder „as ne Hucke“ (Kröte). Wenn Jemand wiederholt gebeten wird, eine unliebsame Sache zu regeln, so pflegt er unwirsch zu sagen: „Ek sall ümmer de Katte den Kopp afbieten“. Ein ausgelassenes junges Mädchen ist eine „wilde Hummel“. ein falsches Frauenzimmer eine „falsche Hucke“, ein unbeholfenes „ne Tappgaus“, ein einfältiges „ne dumme Schrute“, ein stolzierendes, auffällig gekleidetes „es ne Powe“ (Pfauhahn), von einer aussergewöhnlich Schlanken heisst es „se es so schwank as 'ne Wiepsche“ (Wespe). Der nüchtern und praktisch erwägende Bauernverstand sagt von einer langen Frau: „'n lang Fraumensch es 'ne halwe Ledder“. Von einer ohnmächtigen Frau sagt der Volksmund: „se es im Gausehiemel“. Ein Frauenzimmer, welches nach der Hochzeit zu früh niederkam, „hiet te früäh kalwet“, bei ausserehelicher Geburt hat sie „'n Hauissen (Hufeisen) verluoren“. Das Mädchen ruft in den Wald: Kuckuck. So viel mal der Kuckuck ruft, so viele Jahre muss sie noch warten, bis sie Hochzeit feiern kann. Ein Stiefkind des Glücks wird als „Unglücksrawe“ bezeichnet, der Glückliche hat „'n Bären-glück“. Das Harz, welches aus dem Kirschbaum quillt, wird als „Kattengold“ bezeichnet, der erste Gewinn als „Kattengewinn“.

Der Volksmund sagt: „Wat dem Kalwe vüörbigäit, driepet de Kauh oder 'n Ossen“, mit anderen Worten: Die Untaten der Kinder fallen auf die Eltern zurück.

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden.*)

Von **Paul Sartori**.

IV. Geburt, Taufe, Kindheit, Konfirmation.¹⁾

Wenn die Tassen im Schranke klirren, gibts bald Kindtaufe (Heimsen, Kr. Minden).

Träumt eine Frau, die ihrer Niederkunft entgegenseht, von Pflaumen, so nimmt sie als sicher an, dass das Kind tot zur Welt kommt oder nach der Geburt stirbt (Warburg).

Während der Predigt in der Kirche darf das Kind nicht zur Welt kommen, weil es sonst zu den „Hellsehern“ gehören würde (Eisbergen, Kr. Minden).

Die Geburt eines Kindes wird sofort den Verwandten und Nachbarn durch Boten oder durch die Geschwister mitgeteilt. Jedes von den Geschwistern kriegt ein Viertelpfund Zucker. Das kleine Kind hat das mitgebracht. (Heimsen, Kr. Minden).

Vor der Taufe besuchen Verwandte und Bekannte die Wöchnerin und bringen ihr Kaffeebohnen, Zucker, Kuchen oder Zwiebäcke mit (Bierde, Kr. Minden; Rahden, Dieelingen-Wehden, Kr. Lübbecke). Man nennt das „zum Stöhnen gehen“, und das mitgebrachte Geschenk heisst Stöhnssel (Ostscheidt und Krell, Kr. Herford) oder Stünssel (Bünde, Kr. Herford); angeblich, weil die Überbringer unter der schweren Last, die sie zu tragen haben, stöhnen (Spenge, Kr. Herford).

Im Kr. Halle kamen Nachbarn und Verwandte nach dem dritten Tage nach der Geburt zum Besuch und brachten Körbe voll Esswaren wie Zwiebäcke, Semmel, Weissbrot, Zucker, Kaffee und womöglich auch eine Flasche Wein zur Stärkung für die Wöchnerin mit. Man nannte dies „stöhnen“

*) S. Bd. III, S. 200, Anm.

¹⁾ Vgl. Kuhn, Sagen usw. aus Westfalen, 2, 33 ff. Hartmann, Bilder aus Westfalen, 20 ff. Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung 1877, 146 f. (Südwestfalen). Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 106. Hüser in unserer Zeitschr. 4, 31 ff.

oder „stühren helfen“. Wurde jemand auf dem Wege zu einer Wöchnerin gefragt: „Wohin?“ so antwortete er: „O, ick wull stühren helfen“ oder: „O, ick wull no de Wiäskén²⁾ to stühren“.

In Heepen (Kr. Bielefeld) hatte die Gabe der Besucherinnen den Namen „Ansprache“³⁾ und bestand aus einem Fünfgroschen-Weissbrot, einem Kümmelbrot, Zucker, Kaffee und Reis, auch einer Flasche Rotwein oder Pfeffermünzlikör. Besonders beliebt war die Überreichung eines Liters „Camumen“ (= Cardamomlikör).

Im Amte Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) bringen die Nachbarfrauen der Wöchnerin erst am Sonntage nach dem Taufstage ihre Geschenke. Ein reichlicher Schmaus in Kaffee- und Vesperbrot beendet diese Feier.

So lange ein Kind nicht getauft ist, darf nichts geliehen oder verliehen werden (Rahden, Kr. Lübbecke).

So lange ein Kind nicht getauft ist, brennt Licht in der Kammer, damit die Zwerge (Kr. Minden) oder die bösen Geister (Eisbergen, Kr. Minden) es nicht vertauschen können.⁴⁾

Wöchnerinnen, die im Kindbette („auf dem Schlachtfelde der Frau“) verstorben sind, werden ebenso wie Krieger vor der Beerdigung in die Kirche getragen (Rödinghausen, Kr. Herford).

Eine Wöchnerin lässt sich nicht eher unter Menschen sehen, als bis sie ihren Kirchgang gehalten hat (Blasheim, Kr. Lübbecke).

Die Familienchronik war früher wenig sicher. Obwohl manche Väter ihre Kinder vorn in die Bibel oder das Andachtsbuch eintrugen, wussten manche nur, wie viele Wochen vor oder nach Oldendorfer oder Blasheimer Markt, ob sie in der Maitid oder zu Mitsommer oder um Weihnachten herum geboren waren (Rödinghausen, Kr. Herford).

²⁾ Demin. von Wase = Base.

³⁾ Jostes, Westfäl. Trachtenbuch, 106 hat dafür die Bezeichnung „Sprekan“. Im Sauerlande heisst der Besuch krämrairen: Jahrbuch d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung, 1877, 146.

⁴⁾ Vgl. Kuhn a. a. O. 2, 33 f. (91. 92.) Niedersachsen, 6, 357 (Schaumburg-Lippe).

Zur Taufe werden Verwandte und Nachbarn durch die Hebamme eingeladen. Sie bestellt dabei einen Gruss von den Eltern und dem Kinde und trägt in der Regel einen Korb bei sich und bekommt Flachs (Heepen, Kr. Bielefeld) oder eine Küchensteuer (Blasheim, Kr. Lübbecke) geschenkt.

Es werden gewöhnlich zwei bis fünf Taufpaten bestellt (Hartum, Kr. Minden). Bei der Auswahl der Gevattern sind oft praktische Gesichtspunkte massgebend, aber man sieht auch wohl auf den sittlichen Wert, denn „die dritte Ader schlägt auf den Gevatter“ (Kr. Minden).

Im Amte Gehlenbeck (Kr. Lübbecke) werden ausser den eigentlichen Gevattern noch sogenannte „Stärtvaddern“ gebeten.⁵⁾

In Bünde (Kr. Herford) sind zwei Gevattern üblich, von denen der Hauptgevatter der Pate und der zweite „dä Bistond“ (Beisther) genannt wird.

Die Taufen finden meist in der Kirche (Sonntags nach dem Gottesdienst) statt. Bestimmte Nachbarn begleiten den Täufling. Der Kindtaufswagen muss auf dem Hin- und Rückwege zur Kirche den vorgeschriebenen „Leichenweg“ benutzen (Rahden, Kr. Lübbecke).

Für Taufen herrschte bis vor kurzem der Ausdruck „kassen“ = zum Christen machen (Rödinghausen, Kr. Herford).

Wenn der Täufling in der Kirche schreit, so fordert er von den Paten ein Geschenk (Bierde, Kr. Minden); — ein Patenkleid von dem, der es auf dem Arm trägt (Heimsen, Kr. Minden). Wenn ein Täufling während der ganzen Taufhandlung schreit, wird er nicht alt (Gehlenbeck, Kr. Lübbecke).

Wenn die Mutter isst, während ihr Kind getauft wird, so wird dieses im späteren Leben ein Fresser (Bierde, Kr. Minden).

⁵⁾ Der Berichterstatter erklärt das als Gevattern, die auf dem Stärt (= Schwanz) stehen, noch so dazu genommen sind. — Stärtvadder ist, wie Herr Dir. Jellinghaus in Osnabrück freundlichst mitteilt, der dritte Gevatter, der gewöhnlich mit den Paten nicht einerlei Geschlechts ist. Man hat für ihn auch den Namen Äspate (Äspae) und meint, dass dieser dritte Äspae während der Taufe die Hand unter den Hintern des Kindes legen müsse.

Das Kind bleibt nach der Taufe im Taufkleid und muss in ihm schlafen. Dann wird es ein ruhiges Kind (Heimsen, Kr. Minden).

Die Eltern sind während der Taufe zu Hause geblieben. Vor dem Hause empfängt der Vater die mit dem Täufling zurückkehrenden Paten. In der Hand trägt er eine Schale, in der Weissbrot, Wasser, Zucker und Branntwein gemischt sind. Nachdem jeder der Anwesenden mit einem in der Schale befindlichen Löffel die Mischung versucht hat, wird der Täufling vom Vater ins Haus getragen (Levern, Kr. Lübbecke).

Sobald das Kind von der Kirche aus ins Elternhaus zurückgebracht wird, legt sich die Mutter ins Bett (Rahden,^{o)} Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke). Die Hebamme reicht ihr dann das Kind mit den Worten: „Met'n Heiden güng ek ut, met'n Christen kum ek wier“ (Friedewalde, Kr. Minden; Rahden, Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

Bei Taufen kriegen die Geschwister und Mägde „Wiegegeld“ (20, 50 Pfg. oder 1 Mark) (Heimsen, Kr. Minden). In Heepen, (Kr. Bielefeld) geben die Paten an die Hausgenossen das Wiegegeld.

Die Paten geben auch das Taufkleid. Stirbt das Patenkind früh, so bezahlen sie Ärmeren den Sarg usw. (Rödinghausen, Kr. Herford).

Patengeschenke werden auch in klingender Münze verabreicht, es wird auch wohl ein Grundstück oder etwas anderes von bleibendem Werte dem Täufling übereignet.

In Germete (Kr. Warburg) hat der Taufpate den sogenannten „Gevatterkuchen“ zu liefern. Dazu Brot, Schinken und Wurst zum Tauschmause. In Levern (Kreis Lübbecke) bestehen die Geschenke der Paten meist in einer grossen, schön verzierten Welle Butter, einigen Pfund Kaffeebohnen und sonstigen Kolonialwaren. In Hartum (Kr. Minden) müssen die Paten zum Tauschmause Butterkuchen, Kaffeebohnen, Zucker und Butter, zuweilen auch noch drei Mark für ein Kinderkleid mitbringen. In Hüllhorst (Kr. Lübbecke)

^{o)} Vgl. Niedersachsen, 5, 135.

bringen die geladenen Gäste Butterkuchen, eine in Brotform geknetete Butter bis zum Gewicht von zehn Pfund, Kaffee usw. In Heinsen (Kr. Minden) bringt schon am Tage vorher jede zur Taufe eingeladene Familie zwei bis drei Liter Milch, ein Huhn, zwei bis drei Pfund Butter und erhält beim Bringen Kaffee mit Kuchen. Auch nehmen die Überbringer in ihrem Korb ein Stück Kuchen mit nach Hause.

Das Taufessen ist manchmal bescheiden, nur Kaffee mit Kuchen, manchmal aber auch recht üppig. In Blasheim (Kr. Lüneburg) gibt es bei Taufen und Hochzeiten immer dieselben Gerichte: Suppe, Fleisch mit Kartoffeln, Reis und getrocknete Pflaumen, Kaffee mit Kuchen und zum Abendbrot die Fleischreste mit Kartoffeln.

Wenn im Kreise Halle eine Kindtaufe reichlich hergerichtet war und viele Personen geladen waren, so rechnete man dabei auf Geldgeschenke. Solche Taufe hiess eine Kindtaufs-Döhnte. Nicht selten wurden über 100 Personen dazu gebeten. Jede geladene Familie war verpflichtet, einen „Langen Roggen“ (ein zwei Ellen langes Weissbrot, das mit Riemen auf ein Brett geschnallt transportiert wurde) mitzubringen. Um 11 Uhr morgens wurde die Döhnte mit einer Fleischsuppe, „Zoppen-Suppe“ genannt, eröffnet. Jede Familie brockte sich von ihrem „Langen Roggen“ in die Suppe. Nachmittags gegen 2 Uhr wurde gegessen. Es gab gekochtes Rindfleisch, Kartoffeln mit Sauce und als Nachtmahl Backpflaumen oder dicken Reis. Nach kurzem Ausruhen begann der Tanz, der bis in die Nacht hinein dauerte. Gegen Abend wurden die Gäste in ein besonderes Zimmer geladen, um hier ein Geldgeschenk in einen verdeckten Teller niederzulegen. Das Ergebnis war oft nicht unbedeutend (400 bis 600 Mark). Allerdings verschlangen die Zurichtungen zu den Döhnten oft mehr, als einkam.

Im Amte Reckenberg (Kr. Wiedenbrück) finden sich die Nachbarfrauen am Taufstage gegen neun Uhr morgens im Hause zum Kaffee ein und begleiten dann auf einem Wagen das Kind zur Kirche. Nach der Taufe muss der Pate die Frauen in einem Wirtshause zunächst mit Kaffee und Kuchen, hernach mit Wein oder andern gewünschten

Getränken bewirten. Gegen 3 oder 4 Uhr bringt man unter oft wiederholten Freudenrufen den Täufling der Mutter zurück.

Am Sonntag darauf bringen dann, wie oben schon erwähnt, die Nachbarfrauen der Wöchnerin ihre Geschenke.

Die Paten überreichen auch der Hebamme ein Geldgeschenk. In Friedewalde (Kr. Minden) muss die Hebamme das Gevatterngeld aus einem Schnaps- oder Bierglase entgegennehmen, indem sie zunächst den Schnaps oder das Bier austrinkt.

Bei wohlhabenderen Familien legt die Hebamme während der Mahlzeit oder des Kaffees den Täufling in den Schoss oder in die Arme der Taufgesellschaft und empfängt dafür von den Gästen ein Geldgeschenk (Spenge, Kr. Herford; Ilse, \ Kr. Minden; Heepen, Kr. Bielefeld). Im Amte Gehlenbeck (Kr. Lübbecke) legt die Hebamme am Abend des Tauftages beim Verabschieden sämtlichen Gevattern den Täufling auf den Schoss oder Arm und bekommt dafür einen Händedruck und 25 Pf. bis 1 Mark.

Auch das mit bunten Bändern geschmückte Taufkleid wird in der Regel Eigentum der Hebamme (Levern, Kr. Lübbecke).

Dagegen müssen die Eltern des Kindes an die Paten einen Patenstuten im Werte von etwa 25 Pfennigen spenden (Valdorf, Kr. Herford). Beim Kirchgange der Wöchnerin, wobei das Kind (wie auch bei der Taufe) in einer mit bunten Bändern geschmückten, roten Mütze erscheint, stiftet jene den Paten einen riesigen Zuckerkrengel von etwa 80 cm Länge und 40 cm Breite, sowie zwei kreuzweise über den Krengel gelegte, irdene, holländische Pfeifen nebst Tabak (Delbrück).

Ein im Mindenschen gefeiertes Fest war das „jüste Kindelbier“ oder die „jüste Kindtauffeier“. Es fand am Nachmittag statt und wurde in derselben Weise gefeiert wie eine wirkliche Kindtaufe. Nur das Kind fehlte; vom Täufling war das Fest frei oder „jüst“. Nachbarn, Verwandte und Freunde wurden dazu eingeladen. —

Wenn Kinder vor einem Jahre in den Keller getragen werden, dann wachsen sie nicht gut.

Kriechen Kinder, bevor sie ein Jahr alt sind, unter

einem Wagen her, so bekommen sie einen Buckel (Bierde, Kr. Minden). —

Am Konfirmationstage dürfen die Gevattern im Hause nicht fehlen; auch die nächsten Verwandten werden eingeladen. Durften in manchen Häusern die Kinder vor ihrer Konfirmation ihre Mahlzeiten nicht anders als am Tische stehend halten, so dürfen sie nach der Konfirmation den andern Erwachsenen gleich bei Tische sich setzen (Kr. Minden).

In Hüllhorst (Kr. Lübbecke) herrschte früher die in den letzten Jahren nach und nach eingegangene Sitte, dass die Volksschüler in den letzten zwei oder drei Jahren vor ihrer Konfirmation den Konfirmanden des Dorfes an deren Konfirmationstage je eine Semmel (Timpenstuten) schenkten. Der Konfirmand musste dann in den folgenden Jahren jedem Geschenkgeber an dessen Konfirmationstage eine Semmel zurückgeben.

Der Aberglaube auf dem Hunsrück.

Von **Helene Pagés**, Boppard.

Nur eine ganz kleine Auslese von abergläubischen Sitten und Gebräuchen, wie sie sich auch heute noch unter den Bewohnern des Hunsrücks finden, möchte ich hier bieten.

Die Hexenfurcht ist auf den Höhen des Hunsrücks auch heute noch lebendig. Zwar drohen der Hexe im kleinen Dorf nicht mehr Folterbank und Scheiterhaufen, aber sie ist gerichtet in der öffentlichen Meinung, sie wird scheu gemieden, verachtet und gefürchtet.

So erging es der alten Util (Otilie) in Sch., sie wurde laut und leise eine Hexe genannt. Wenn Util mühsam an ihrem Stock herangehumpelt kam, liefen die Kinder ängstlich aus dem Weg und schauten verstohlen aus irgend einer geschützten Ecke nach ihr aus; sah sie doch auch wirklich mit ihrem stets wackelnden Kopfe, dem runzeligen Gesicht, der langen Nase, dem spitzen Kinn, den entzündeten Augen genau der Hexe im Märchenbuch ähnlich.

Die alte Util war es, die nachts als schwarze Katze in die Ställe schlich, um das Vieh zu behexen. Die „rote

Milch“ bei den Kühen hatte Util auf dem Gewissen, sie trug auch die Schuld, wenn die Milch wochenlang nicht so reichlich floss, als man zu erwarten berechtigt war.

Einmal hörte ein Bauersmann in N. nachts heftiges Poltern im Stall. Er stand auf, schaute nach und fand die Mähne des Pferdes geflochten; — eine schwarze Katze aber suchte ängstlich und eilends den Ausgang zu gewinnen. Der Mann schlug mit einem Stock nach ihr und traf sie noch eben, ehe sie entwischte. „Das war die Util, die alte Hexe“, entschied der abergläubische Bauer, und als Util am folgenden Tag mit verbundenem Kopf zu Bette lag, weil heftiger Kopfschmerz sie quälte, gab es für ihn und viele andere keinen Zweifel mehr; er hatte Util als schwarze Katze in seinem Stalle erwischt.

Ein Bauernbub namens Klaus stand eines Mittags breitspurig auf der Haustür und verzehrte sein Käsebrot. Da ging die alte Util vorbei, wackelte mit dem Kopf und fragte: „Schmeckt's, Klaus?“ Anderen Tages konnte der Junge weder gehen noch stehen; die Util hatte es ihm „angetan“, er war behext. Dass der Bube stundenlang auf feuchtem Boden gegessen und sich stark erkältet hatte, kam nicht in Betracht. Die arme Hexe wurde verflucht und verwünscht.

Den kleinen Kindern war Util besonders gefährlich. Litten sie an Zwerchfellentzündung (Bewachsensein), so waren sie unzweifelhaft behext.

Util beschwor auch manches Unwetter herauf und hexte Hagel, Donner und Blitz herbei.

Die Hexenfurcht, d. h. die Angst vor Util's Macht, kam dem alten Bettelweiblein zugut. Nirgends wurde sie abgewiesen; man gab ihr stets, wenn sie anklopfte: Butter, Eier, Mehl, Fleisch, Kartoffeln usw.

Util hatte nur einen Sohn, der war schwachsinnig. Doch er liebte seine Mutter, und als sie heftig erkrankte und um einen Doktor klagte, packte er eines Tages die Arme, halb Bewusstlose in eine Decke, steckte sie in seine grosse Holzkiepe und trug sie auf seinem breiten Rücken zwei Stunden weit zum Arzt. Diese Beförderung war auch für eine Hexe zu viel, die arme Util starb bald nachher.

In der ersten Mainacht haben die Hexen, so glaubt der Hunsrücker, besondere Macht, ein besonderes Privilegium. Sie tanzen und schwärmen dann an den Kreuzwegen herum und versäumen auch nicht, dem Vieh in den Ställen einen Besuch abzustatten. Der abergläubisch ängstliche Bauer weiss sich aber zu schützen: Mit gesegneter Kohle werden am Abend der ersten Mainacht auf jede Stalltüre drei Kreuze gezeichnet; jetzt sind die Bewohner des Stalles gefeit, der böse Zauber wagt sich nicht heran.

Als Kind staunte ich gar oft diese geheimnisvollen schwarzen Zeichen an, und leichtes Grauen beschlich mich. —

Macht da so ein kleiner Erdenbürger seine ersten holperigen Schritte in die Welt, so entdeckt man nicht selten, dass er einen Strumpf rechts, den andern links gewendet trägt. Diese Ungleichheit schützt ihn vor bösem Zauber und vor allen bösen Wünschen, die Hexen haben keine Gewalt über ihn.

Im ersten Lebensjahr werden dem kleinen Sprössling beileibe die Nägel nicht geschnitten. Mag er sich mit den ungeschickten Händen auch das zarte Gesichtchen zerkratzen, er wird wenigstens später kein Spitzbube, was unfehlbar geschieht, so man ihm die Fingernägel kürzt. Bei einer Doppelhochzeit vermeiden es die Paare, sich gleichzeitig trauen zu lassen, der links knieende Bräutigam käme dadurch in Gefahr, noch im selben Jahre zu sterben.

Geheimnisvoll und wunderbar ist dem Hunsrücker die Dreifaltigkeitsnacht. Wer in dieser hl. Nacht geboren ist, sieht später, wenn er erwachsen ist und darauf achtet, in derselben Nacht die verstorbenen Pfarrangehörigen um die Pfarrkirche wallen.

Am Dreifaltigkeitssonntag fasst auch die ärmste Frau, welche die ganze Woche tagelöhnt und nur am Sonntag daran denken kann, die Kleider der Ihrigen in Ordnung zu bringen, keine Nadel an, um zu flicken. Es wäre schwer gefrevelt, und wer es doch wagt, wird vom Blitz erschlagen.

Weniger verbreitet, aber doch hier und da wahrnehmbar ist der Glaube, dass die Streiche, die man in der Mitternachtsstunde der Dreifaltigkeitsnacht einem Bilde zufügt, von der Person, die das Bild vorstellt, empfunden werden.

Diesem dummen Aberglauben verdankt eine Hunsrückerin mehrere Wochen Gefängnis.

In der Hitze des Kulturkampfes hegte sie ganz besondern heftigen Groll gegen Kaiser Wilhelm I. und Bismarck; um ihrem Ärger Luft zu machen, nahm sie ein Bild des Kaisers und ein solches von Bismarck, schlich zur Mitternachtsstunde der Dreifaltigkeitsnacht in den Keller und peitschte mit einer Rute kräftig auf die Bilder los. Die Dummheit der abergläubischen Frau ging so weit, ein Licht mitzunehmen, so wurde ein ihr böses gesinnter Nachbar aufmerksam, schlich ans Kellerloch, sah dem eigentümlichen Gebahren zu und machte von dem, was er gesehen und gehört hatte, Anzeige.

Abergläubisch ist auch die Furcht, welche die Bauersleute des Hunsrücks vor den Zigeunern hegen, die sie kurzweg mit dem Namen Heiden benennen. Sie sind fest davon überzeugt, dass diese dunkle Gesellschaft mit geheimnisvoller Macht ausgerüstet ist, die sie zum Nutzen oder Schaden ihrer Mitmenschen gebrauchen kann.

Ein altes, hässliches Zigeunerweib bittelt nie vergebens an der Türe eines Dorfbewohners. Ihre ganze Erscheinung, ihre grosse Dreistigkeit und das Kauderwelsch, mit dem sie Gaben fordert, vermehren die Angst, und die Furcht reicht ihr meist das Begehrte.

Und die braune Zigeunermutter kennt diese abergläubische Angst vor ihrer Person, sie weiss, dass man sie fürchtet und mit geheimnisvoller Macht ausgerüstet wähnt, und schlägt Kapital daraus.

Vor noch nicht langer Zeit zog eine Zigeunerbande die Strasse von Simmern nach dem Rhein hin. Drei grosse Wagen, aus denen die schmutzigen Gesichter der Kleinsten der Gesellschaft herauschauten, wurden von schrecklich abgemagerten Pferden gezogen, halbwüchsige Buben und Mädchen mit blossen Füßen, ungeordneten Haaren und zerlumpten Kleidern umsprangen die Wagen und bittelten mit grosser Zudringlichkeit die Vorübergehenden an, die Frauen aber eilten schnell in die nächstgelegenen Häuser des Dorfes, das sie gerade passierten.

Zwei von ihnen betraten ein etwas abgelegenes Bauern-

haus, in welchem sich die Hausfrau allein befand, weil heftiger Zahnschmerz sie vom Felde heimgetrieben hatte. Sie sass auf der Ofenbank und hatte die Backen mit einem dicken Tuch umbunden. Die alte Zigeunerin beherrschte sofort die Situation. „Ach, die Mutter hat Zahnweh! o das kann ich schnell heilen; nur einen grossen Blechtopf muss die Mutter holen. dann sind sie gleich fort, die bösen Zahnschmerzen,“ so erklärt sie der von heftigem Schmerz Geplagten. Diese ist abergläubisch genug, auf den Leim zu gehen. Sie bringt den Blechtopf, die Zigeunerin stülpt ihr denselben über den Kopf und beginnt nun um sie herumgehend tüchtig darauf los zu trommeln. Während dieser „Heilmethode“ öffnet die zweite Zigeunerin die Tischschublade und heisst das darin liegende Portemonnaie mitgehen. Nun wird der Topf entfernt, der armen Bauersfrau ist der Kopf so toll und dumm, dass sie im Augenblick nicht weiss, hat sie noch Zahnschmerz oder nicht. Die beiden Zigeunerinnen entfernen sich eilig, und erst nach einigen Stunden merkt die Geprellte, dass ihr Portemonnaie mit ziemlichem Inhalt verschwunden ist; dass die Zahnschmerzen nicht verschwunden waren, hatte sie schon früher gemerkt.

Bei Krankheitsfällen wird vom Hunsrücker der Arzt meist erst dann geholt, wenn es zu spät ist. Schreibt doch auch Rottmann in seinem Gedicht „Die Müllerfamilie“: „Dokter aus der Stadt hor er nitt gehatt, bis er grar eso am Stehrwe war.“ Dagegen sucht man Heilung in allerlei abergläubischen Mitteln und Gebräuchen. Wir Kinder standen oft dabei, wenn man auf dem Dorfkirchhof ein neues Grab schaufelte. Es kam dann wohl vor, dass die grabenden Männer auf einen zerfallenen Sarg stiessen. Pietätvoll wurden die morschen Bretter beiseite gelegt, um mit dem neuen Sarg in das frische Grab eingesenkt zu werden, aber die Nägel wurden sorgfältig herausgesucht, denn sie waren ein kostbarer Fund. Zu einem Ringe geschmiedet und am Ringfinger der linken Hand getragen, lindern sie die heftigsten Gichtschmerzen.

Bei Fieber und starken Blutungen, bei Wassersucht, Gicht und Hautausschlag nimmt man zuerst seine Zuflucht

zum sogenannten „Brauchen“. Nicht jeder aber versteht diese geheimnisvolle Kunst, es ist meist eine besondere Gabe, die sich in der Familie forterbt. Das „Brauchen“ wird unter allerlei Gebetsformeln, Hauchen, Lispeln, Bestreichen u. dergl. bei kranken Menschen wie bei krankem Vieh vorgenommen.

Oft habe ich als Kind dem seltsamen Gebahren einer Nachbarsfrau zugeschaut, wenn sie eine Kuh „besprach“, die man zu diesem Zwecke in ihren Hof gebracht hatte.

Wenn bei einem Kranken alle möglichen und unmöglichen Mittel angewandt worden waren, glaubten die Angehörigen, ihrer Pflicht genüge getan zu haben.

„Jo, wat hor er alles loose brauche!

Iss bei all' de Leit erimm gefahr,

Die so beere, pischpere unn hauche!“ (R).

Selbst die verzehrende Macht des Feuers wissen einige zu „besprechen“. Noch heute lebt ein mir gut bekannter Bauersmann, der bei Bränden das Feuer bespricht, so dass es auf seinen Herd beschränkt bleibt und den Nachbargebäuden nichts schadet; natürlich werden Spritzen und Löschmannschaften das Ihrige dazu beitragen müssen.

Auch bei Sterbefällen spielt der Aberglaube eine grosse Rolle. Das beste Hemd wird aus dem Schrank hervorgeholt und der Verstorbene damit bekleidet. Doch darf man nicht vergessen, vorher den Namen herauszuschneiden, der Tote fände sonst keine Ruhe im Grabe.

Ist der Tote eingekleidet, so werden im Keller Kraut- und Rübenfass von der alten Stelle gerückt, damit ihr Inhalt nicht verdirbt. Auch die Bienenstöcke erhalten einen neuen Platz, sonst trauerten sie sich tot.

„Ent vunn seine funkelnaue Himmer
Gitt sei Fraa ass Dorrehimd erraus,
Doch dervor, wie bei de Doore immer,
Schneid se noch dat Namenszaiche aus,
Rickt em Keller dann
Kraut- unn Riewe-Stann.

Unn die Bienestek am Hinnerhaus.“ (R).

Wird der Sarg aus dem Hause getragen, so ist wohl zu achten, dass das Kopfende zuerst kommt, damit der Tote den Weg in den Himmel findet.

Bleibt die Wanduhr zufällig stehen, obschon sie aufgezogen worden war. ist dies immer sehr unheimlich, und vielleicht ist gar aus der Familie jemand gestorben und hat sich „angezeigt“. Liegt ein Schwerkranker im Hause und es heult nachts in der Nachbarschaft ein Hund, so ist es entschieden, dass der Kranke sterben muss; ebenso schlimm ist es um ihn bestellt, wenn sich der „Totenvogel“, das Käuzchen, hören lässt.

Verschiedene schwere Vergehen, so glaubt der Bauersmann, lassen den Menschen, der, ohne dass er gesühnt hat, stirbt, im Grabe keine Ruhe finden. Wer z. B. einen Grenzstein um eines Vorteils willen ausgegraben und entfernt hat, muss nach seinem Tode zur Mitternachtsstunde mit diesem Steine, der zur ungeheueren, oft feurigen Last wird, an derselben Stelle ruhelos umherirren. Diesen Aberglauben hat Rottmann in seinem Gedichte: „Am Boorestücks Männchen“ gar trefflich geschildert.

„Am Boorstick lo uwe, do iss et nitt just,
Datt honn eich ass grobbiger Bu schunn gewusst

Und sind er dem kreckst-et, wie Eile im Wald,
Unn zeiht sich, wie Mondschein, en Gäästergestalt,
Unn lockert die Mensche am Weiher,
Unn äässert die Mensche, unn hankelt sich uff,
Unn drickt ähm die Goorjel, wiet Maar, uwedruff.
Unn iss ihwerhääpt nitt geheier.
Unn gehn muss er do, wie die Sah derrunn säht,
Bis ähner en ihwig die Mohlstähn — Blatz dräht.“

Ruhelose Seelen zeigen sich auch nicht selten auf feuchten sumpfigen Wiesen als tanzende, huschende, neckende Irrlichter, um den nächtlichen Wanderer zu schrecken oder irre zu führen, oder aber auch, um ihm anzuzeigen, dass an der Stelle ein Schatz vergraben liegt. Wer am hellen Tage noch genau die Stelle weiss, wo das hüpfende Flämmchen sich zeigte, mag nur nachgraben, er findet viel, viel Geld. —

Dies nur eine ganz kleine Auslese abergläubischer Sitten und Gebräuche auf des Hunsrücks Höhen. Ich darf jedoch nicht unterlassen zu bemerken, dass es dem eifrigen Wirken von Kirche und Schule gelungen ist, manches aus-

zurotten. Die jüngere Generation ist „aufgeklärter“, aber sie lauscht doch recht gern, wie auch ich einst in meinen Kinderjahren, wenn Grossmutter mit geheimnisvoller Stimme erzählt von Gespenstern, die „umgehen“, vom „Spuk“ in altem Gemäuer, vom Kreuzweg, wo es nicht „geheuer“ ist, von einsamen Wegen, wo es „sich eignet“.

Erdgeistersagen im Selfkant*) und in Limburg

Von **Franz Kapell**, Eschweiler a. d. Inde.

Im westlichen Grenzbezirk Rheinlands, an der Rur und der mittlern Maas sind Geistersagen recht häufig. Fast jeder Ort, jedes Bruch und Feld, jeder Hügel und Busch hat seine Werwölfe, Vürmänner und Hexen. Kind und Greis wissen viel davon zu erzählen und glauben wohl auch noch steif und fest daran. In meiner Jugend habe ich hundertemale an den langen Winterabenden davon erzählen hören. Am liebsten waren mir die Heinzelmännchen, die daheim in einem Hügelhang gehaust haben sollten. Dergleichen Sagen sind in vielen Orten des Selfkants und jenseit der Grenze in Limburg zahlreich: in Bocket, Sint Jans Clus, Schalbruch, Karken, Heinsberg (Kreis Heinsberg), im Limburgischen in Geleen, Stein, Echt, Reuver, Brunsum, Hoensbroek usw. Nach dem Volksglauben sind sie klein, kaum drei Spannen gross wie etwa ein vierjähriges Kind; sie wohnen in Löchern und unterirdischen Gängen, in Limburg „haagten“ genannt. Das kleine Völkchen ist listig, flink und neckisch; es versteht allerlei Künste, bewacht verborgene Schätze und kennt die geheimen Eigenschaften der Pflanzen und Steine. Sie belohnen und bestrafen; Glockengeläut können sie nicht vertragen. Einzelne Züge verraten germanisch-heidnische Anklänge. Ihr Vorkommen knüpft durchweg an alte, ausgegangene Siedelstätten an: Gehöfte, Hütten, Burgen, unterirdische Gänge, alte Befestigungen, in der Grenzgegend vornehmlich an die zahlreichen Bollberge der uralten Landwehr. Der Ort, die Lage, die Reste

*) Westliche Hälfte des Kreises Heinsberg.

u. a. verrieten ehemalige Wohnsitze. Es war die günstigste Grundlage für die Entstehung solcher Erzählungen, die die Grenze zwischen Märchen und Sage halten und eine sinnende, kindlich fühlende und denkende Bevölkerung voraussetzen. In meiner Heimat hiessen sie „Heinzelmännkes“, in Schalbruch „Kullemännkes“, in Haaren „Övermännkes“, in Heinsberg Kiwitte- oder Heinzelmännkes, die Killewittchen hausten auf der gleichnamigen Höhe im Eschweiler Walde, im Limburgischen „aardmannetjes, heuvel-of auvermannetjes“, (entstanden aus Alven-Elfen) kabouters, Kabuntermannekens, Gülterkens, klabbers en roodmutsjes (Rotmützcchen), Jan met de roode muts (Jan mit der roten Mütze)“. Der Name Auvermannetjes oder Övermännkes ist noch erhalten in den Flurbezeichnungen Auverberg und Auvermoorbek bei Hoensbroek (Limburg). Wie Jos. Russel „De Auvermannetjes“ berichtet, wurde davon in den Maaslanden viel gesprochen in der Ruhezeit nach dem Westfälischen Frieden. Sie scheuten das Tageslicht, liessen sich von niemandem sehen und kamen nur des Nachts aus ihren Höhlen hervor, um bei guten Bauern Hausrat zu leihen. Sonst flohen sie die Menschen. Die gebrauchten Geräte wurden in bester Ordnung zurückgebracht, besonders war Kupfer-, Zinn- und Silberwerk blank gescheuert. Die durchs Dorf fahrende Mühlkarre soll manchen Kessel mit zurückgenommen haben. Man erzählt selbst, dass manche faule Grete ihren Hausrat Samstag abends ihnen zum Putzen draussen hinstellte, um am Sonntag damit zu prunken Gut und dankbar gegen ihre Wohltäter, waren sie aber auch unerbittliche Feinde ihrer Verfolger. Ihre Sprache war das Echo.

Nachstehend folgen einige der mir aus meiner Jugend bekannten Geschichten über die Erdmännchen; die limburgischen habe ich von dortigen Bauern gehört oder bei Welters „Limburgsche Legenden, Sagen, Sprookjes en Volksverhalen“ gefunden.

1. In einem Bolleberg*) auf dem Bruch bei Sint Jans Clus (Haaren) wohnten die „Övermännkes“. Sie entliehen zum Backen und Kochen von den Leuten Hausgerät, Kessel und Schüsseln. Am Morgen standen diese vor der Tür, zum

Danke blank geputzt, ebenso Gefässe, die ihnen mitleidige Menschen, mit Speise gefüllt, hinstellten. Einst hingerging sie der Mahlknecht der Kitschermühle, indem er in die „Pappschotel“ (Breischüssel) Stücke alter Schuhlappen anstatt Brotbrocken tat. Als die „Övermannkes“ bei der Mahlzeit sassen, wurden sie den Schabernack gewahr, und zornig schrie der älteste Zwerg:

„Ech be su aut wie dä Echterbosch,
Driemol gehau, driemol geschnau,
En weer gewasse
Tot Müléasse,

Ävell han mi Låve gen Schuënslappe egen Papp vonge“.
(Ich bin so alt wie der Echterbusch (zwischen Echt und Roermond), dreimal abgeholzt, dreimal beschnitten und wieder gewachsen zu Mühlenachsen [so dick], aber habe in meinem Leben keine Schuhlappen im Brei gefunden). Seitdem waren die Erdmännchen verschwunden; sie waren ausgewandert. Als man vor etwa 50 Jahren den Bolleberg abtrug (das etwa 100 Schritt davon entfernte Gehöft Bellebom soll davon den Namen haben), will man in seinem Innern allerlei kleines Gerät, Bänken aus Erde, Herde, hölzerne Löffel usw. gefunden haben, die das Volk für Hausrat der Zwerge hielt.

2. Schlimm erging es einem Mahlknecht zu Doenrade (Limburg), der in den Reisbrei statt der Stücke Pfefferkuchen ebenfalls verschlissene Schuhlappen stopfte. Er legte sich auf den Söller und beobachtete durch das „dampgat“ (im Selfkant Schwamlök=Dampfloch genannt) die Mahlzeit der Zwerge. „Maar“, sagte einer aus dem kleinen Volke: „Wat zijn de brokken hard! Ga, vriend, men bespiedt ons, blaas dien baas het licht eens uit!“ (Was sind die Brocken hart! Geh, Freund, man beobachtet uns, blas dem Baas [Kerl] das Licht [Auge] mal aus!) Am andern Tage hatte der spottstüchtige, vorwitzige Knecht ein Auge verloren.

*) Künstliche Erdhügel in der Bruchniederung längs der holländischen Grenze, in ziemlich regelmässigem Abstände ($\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Std.), nach den neuesten Forschungen von Mayer (S. „Rh. Geschichtsbl.“ 8. Jg.) Reste einer ubisch-germanischen Grenzschutzanlage, wahrscheinlich Wachtposten. Ich kenne solche bei Brüggelchen, Broichhoven, Haaren, Karken, Dalheim, Kurzweiler u. a.

3. Dasselbe widerfuhr dem Mühlknecht an der Wolfhagenermühle bei Karken, wovon man die erstgenannte Sage von Sint Jans Clus auch erzählt.

4. In meinem Heimatorte Bocket (bei Waldfeucht) hatten die „Heinzelmännchen“ ihr Quartier in „Nolleberg“. Man erzählt auch von ihnen, dass sie nachts Pfannen und Töpfe liehen, die am andern Morgen durch die Mühlkarre blank gescheuert zurückgebracht wurden. Sie taten keinem Böses, wenn man sie in Ruhe liess; aber selbst das Ansehen konnten sie nicht vertragen. Man glaubt, dass sie durch Glockengeläute vertrieben worden sind.

5. Auch die Erdmännchen im Krekelsberge bei Roggel (Limburg) zogen aus, weil sie das Glockenläuten nicht vertragen konnten.

6. Ähnliches wird erzählt von den „Kullemännkes“ bei Schalbruch (Kr. Heinsberg), die in einem Bruchthügel hausten.

7. Ferner wohnten sie im „Pypersberg“ bei Halen (Limburg).

8. Desgleichen bei „den Bischof“ zwischen Nunhem und Heithuizen im Limburgischen.

9. „Agen Diek“ bei Broichhoven hausten in einem vor 15 Jahren abgetragenen Bolleberg auch Övermännkes, die das Volk für Heiden hielt. Sie besaßen auch einen eignen Kirchhof. Als man im Felde die Glocken für die Kirche in Höngen goss, schlugen sie aus Wut nächtlicherweile an einer ein Ohr ab. Ein Knirps wurde dabei erwischt und nicht eher freigegeben, bis er das Ohr neugemacht hatte. Die letzten, die sich taufen liessen, nannte man Spätgens. (Der Name ist in der Gegend von Höngen sehr häufig). In den Harbergen hiess es oft: „Watt welt ihr, ihr Ruetmötzsche?“

10. Die Kruenekull bei Wildenrath ist von den Kruemännkes bewohnt. Das Volk leitet den Namen von einer Menge harter Kronentaler ab. Wahrscheinlicher dünkt mich die Ableitung vom keltischen Wort kruach kala = Schwarzerde. Es war ein neckisches, übermütiges Völkchen; sie trugen ein rotes Käppchen. Die entliehenen Gefässe mussten vorher blitzblank sein; die fleissigste, sauberste Hausfrau wurde mit einem Weck belohnt. Während des Hochamtes

stahlen sie das Fleisch aus dem Kochtopf und warfen statt dessen Lederlappen hinein. Einst stibitzten sie dem Schneider das nagelneue Staatskleid des Bürgermeisters, einen feinen blauen Kittel. An einem zurückgebliebenen roten Mützen erkannte der Meister die Diebe. Auf sein inständiges Flehen an der Kruekull brachten sie in der folgenden Nacht den Rock wieder.

11. Böartig waren die Erdmännchen, die die Wälle des alten Schlosses Stein an der Maas bevölkerten. Sie schliefen bei Tag und wachten bei Nacht. Dann liefen sie rund durch Häuser, um Küchengerätschaften zu leihen. Sie molkten aber auch die Kühe heimlich und stifteten Zwist unter den Dienstboten an. Wenn diese sich „döchteg afranselten“=(schalten), standen sie von ferne und lachten und verschwanden in ihren Schlupfwinkeln.

12. Im Blötes, einem Walde zwischen Vossenberg und Myhl, wohnten die Blötesmännkes.

13. Ähnlich den zuerst erwähnten Auvermännkes verhielten sich die kleinen Bewohner des „Kiviteberges“ auf dem Gemeindedriesch bei Heinsberg. Auch sie erfragten Schüsseln und Speisen, verkehrten aber auch mit den Leuten. Eine Frau neckte eins, indem sie ihm einen Nähhut voll Erbsen schenkte. Da wurde das Kivitemännke böß und sagte ähnlich wie dort: „Ech ben su alt wie der Duisburger Wald, ävel ha mi Leve neet gehuert, dettem Ärte enne Niehoot gieft.“*)

14. Zu Maasbree blieb im 18. Jahrhundert bei einem Brande, der 22 Häuser vernichtete, ein Haus mitten zwischen den niedergebrannten unversehrt stehen. Es ging die Sage, dass dies Haus von dem Abkömmling einer Familie bewohnt war, die zur Zeit der Auvermännkes ihr Hausgerät gern den Männchen zu überlassen pflegte, und dass deswegen das Haus vom Feuer verschont geblieben sei. Auch hier vertrieb das Abendglockläuten die kleinen Leute. (Welters „Limb. Sagen“).

*) Vgl. das Gedicht von Aug. Kopisch „Die Heinzelmännchen“ im Oberklassenlesebuch (Crüwell).

15. Dagegen kamen die Zwerge zu Venlo (Limburg) beim Mittagläuten aus dem Grunde und tanzten auf dem Fort Beerendonk.

16. Bei Steyl in der Gemeinde Tegelen (Venlo) liegt ein Sandhügel, der Spekberg, wie man deren am rechten Maasufer in einiger Entfernung vom Flusse mehrere antrifft. Die Überlieferung will wissen, dass in alter Zeit in diesem Berg, in dem auch altertümliche Gegenstände gefunden sein sollen, eine kleine Menschenrasse gewohnt habe, die aus kleinen Pfeifen rauchte. Solche kurzen, dicken Rauchpfeifen hat man mehrfach gefunden; in Limburg nennt man sie „Feeënpijpjes.“ Über ihren mutmasslichen Ursprung schreibt Welters („Limb. Sagen“ 2. Teil S. 30.): „Ihr Ursprung wird den Rauchopfern der Heiden zugeschrieben, wobei sie gebraucht wurden, um sich zu betäuben und in den Zustand des Entzückens zu versetzen. Die Zeit kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden, wo der Mensch zuerst zu narkotischen Rauchmitteln seine Zuflucht nahm, um sein Elend zu vermindern und so von Zeit zu Zeit den Becher der Lethe (der Vergessenheit) zu trinken. Man ist geneigt, was die Herkunft dieser Pfeifen anbetrifft, bis in das greiseste Altertum hinaufzusteigen und bis nach Asien, der Wiege der Menschheit, zurückzugehen.“ — Andere Forscher sehen darin die ersten hierzulande gebräuchlichen Tabakpfeifen. Das Volk glaubt, dass „reuzen, alven, feeën und aardmannetjes“ (Riesen, Elfen, Feen und Erdmännchen) daraus geraucht haben sollen.

Ein lustiges Betrügerstück knüpft sich an jene im Spekberg gefundenen Pfeifchen. Ein schlauer Jemand machte sich diesen Umstand zunutze, indem er 1832 solche buk und in den Grund legte, um sie später auszugraben und als Nachlassenschaft der Zwerge teuer zu verkaufen. Ja, er gab seinen Fund durch eine Abhandlung bekannt. Schliesslich kam man hinter seine Schliche und legte ihm sein einträgliches Handwerk. (Dieser Betrug erinnert lebhaft an die Beringer'schen „Lügensteine“ und die „Tiara des Saitaphernes“).

Aus dem Sagenschatze der Vordereifel.

Von **Th. Ehrlich**, Sayn.

Ein unheimlicher Begleiter.

Es mag so anfangs der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gewesen sein, da ging eines Morgens der Anton Nass aus Urnersbach mit seiner Frau nach Mayen. Am Lehnholz vorbei führte sie ihr Weg durch das Polcher Holz, und es dämmerte noch stark, als die beiden diesen Wald betraten. Wie von einer geheimen Macht getrieben, blickte die Frau am Eingange des Waldes rückwärts, da sah sie hinter sich einen Mann eilig daherkommen, der die Absicht verriet, in ihrer Gesellschaft zu reisen. „Hinter uns kommt jemand, der will uns Gesellschaft geben,“ sagte die Frau zu ihrem Manne. Dieser aber schritt ruhig weiter, ohne sich auch nur einmal umzuwenden. Nach einer Weile kam seine Frau ganz nahe an ihn heran, so dass er fast vom Wege gedrängt wurde. Von ihrem Manne darauf aufmerksam gemacht, gab sie die entschuldigende Antwort: „Ei, du siehst doch, dass der Mann so dicht neben mir geht.“ Nass aber sah niemand, und unwirsch gab er seinem Weibe zu verstehen, dass er zu solchen Scherzen nicht aufgelegt sei. „Aber du musst ihn doch sehen; denn er ist ja hart neben mir,“ gegenredete wiederum die Frau. Als aber ihr Mann darauf beharrte nichts zu sehen, wurde es der Frau ganz unheimlich zumute, und es begann ihr vor den Augen zu dunkeln. Sie glaubte, der ganze Wald würde sich im Kreise drehen und die Bäume auf sie stürzen. In Mayen angelangt, konnte sie sich gar nicht von ihrem Schrecken erholen, und sie wusste nicht mehr, ob sie auf der Erde war oder nicht. Ein Urnersbacher aber, dem sie ihr Erlebnis mittheilte, beruhigte sie mit den Worten: „Da brauchst du dich nicht zu ängstigen; denn der ist schon oft mit mir gegangen, tut aber keinem Menschen etwas.“

Bestrafter Meineid.

Es ist keine „Laug“ und richtig geschehen, obwohl ich selbst nicht das Licht darüber gehalten habe. Aber von meinem Nachbar, dem alten Kr... selig, weiss ich es. Er hat

es mir vor Jahren erzählt, da er schon mit einem Fuss im Grabe stand, und da muss es wohl wahr sein.

Zu dem seiner Jugend war es, da ging ein Mann spät abends von Kaiseresch nach Masburg. Zu lange hatte er bei guten Bekannten hinterm Glase gesessen, und etwas angeheitert war er, als er sich auf den Heimweg begab. Bleiern schienen ihm seine Füße, und nur mühsam schleppte er sich vorwärts. Im Escher Bösch angekommen — durch den jetzt die Eisenbahn ihre Schienenwege zieht —, versagten ihm seine Beine fast gänzlich den Dienst. Da sah er zu seiner Freude drei Männer auf einem Baumstamme sitzen. Gewillt, in ihrer Gesellschaft etwas auszuruhen, trat er mit dem Grusse: „Na, ihr Jungen, sollen wir uns eine anmachen?“ zu ihnen heran. Langsam wandten auf diese Worte hin die drei Männer sich mit starren Totengesichtern ihm zu, gaben aber keine Antwort. Doch dies störte den Masburger nicht, und mit dem frevelnden Mute, welcher Berauschten eigen ist, setzte er sich dreist zu den unheimlichen Gesellen. Nun wurden auch diese gesprächig. Sie erzählten, dass sie vor vielen Jahren den Bösch durch einen Meineid ihrer Gemeinde gewonnen hätten, zur Strafe dafür aber in dem Walde umhergehen müssten. Dann baten sie den Masburger, dies am Gericht anzugeben, damit sie doch endlich erlöst würden. „Wie soll man mir dies aber glauben?“ versetzte dieser. Da nahm einer der drei einen dünnen „Dollen“, reichte ihm denselben und sagte: „Wenn du am Gericht für uns eintrittst und diesen dünnen Zweig zur Bekräftigung vorzeigst, so wird er grünen.“ Jetzt wurde es dem Manne doch allmählich warm und unheimlich zumute. Vollständig nüchtern wurde er aber, als einer der in den Wald verbannten Gesellen ihm mit der Hand nur leicht den Hut berührte, wobei es dem zu Tode erschrockenen Masburger aber vorkam, als würden glühende Kohlen auf seinen Kopf gelegt.

Was weiter geschah, und wie er nach Hause kam, wusste der Mann nachher nicht mehr. Todkrank legte er sich zu Bett, und nach ein paar Tagen war er eine Leiche. Den Hut mit den eingebrannten Fingermalen konnte man lange Jahre nach dieser Begebenheit noch in Masburg sehen.

Der betrogene Teufel.

Teufelsgeschichten, in denen Junker Voland als der geprellte und gefoppte Dummkopf dargestellt wird, sind sehr zahlreich. Der Teufel stellt sich in menschliche Dienste und verlangt als Honorar die Seele, wird aber schliesslich von den Menschen, deren Wünsche er erfüllt hat, überlistet und um seinen Lohn betrogen. Derartige Schwänke vom betrogenen Teufel tauchten schon im zwölften Jahrhundert auf, und die Volksdichter jener und späterer Zeit machten Satan selbst auf der Bühne lächerlich. Auch hervorragende neuere Dichter, wie Th. Körner¹⁾ und Fr. Rückert²⁾, haben es nicht verschmäht, solche ergötzliche Erzählungen in poetisches Gewand zu kleiden.

Nachstehend zwei Geschichten vom überlisteten Teufel, wie sie im Volksmund zu St. Sebastian bei Koblenz erzählt werden.

I.

Ein Mann verkaufte für einen Sack voll Geld seine Seele dem Teufel, und dieser musste das Geld durch den Schornstein schicken. Schlauerweise hielt der Mann den unten offenen Sack über ein Loch, welches in den Keller ging. Da konnte der Sack nicht voll werden. Als der Teufel merkte, dass er betrogen war, wurde er böse und ging davon. Und der Mann hatte seine Seele mit dem Geld.

Vorstehende Anekdote hat schon Hans Sachs³⁾, jedoch mit einiger Abweichung, im Jahre 1563 poetisch bearbeitet.

II.

Es war ein Mann gewesen, der hatte seine Seele dem Teufel verschrieben. Dafür musste ihm der Teufel drei Jahre lang alle seine Wünsche befriedigen. Wie nun die Zeit beinahe abgelaufen war, kam der Teufel, um ihn zu holen. Der Mann aber sagte, dass er noch eine Viertelstunde Zeit habe, und der Teufel solle ihn während dieser Frist zum frömmsten

¹⁾ Körner: „Der Teufel in Salamanca.“

²⁾ Rückert: „Der betrogene Teufel.“

³⁾ Hans Sachs' ausgewählte poetische Werke. Reklamsche Ausgabe Seite 234: „Der Bauer mit dem bodenlosen Sack.“

aller Menschen machen. Da er das aber nicht konnte, so hatte der Teufel sein Spiel verloren.

Ähnliche Erzählungen, und Literaturnachweis, wo solche vorhanden, bitte ich, mir mitzuteilen.

Das bergische Waldbeerlied.

Von Prof. Dr. Fassbender.

Im Anschluss an die von O. Schell I p. 60 dieser Zeitschrift mitgeteilte Form des bergischen Waldbeerliedes Êkhôn, Klöngelhôn usw. gebe ich nachstehend dasselbe Lied in der Burscheider Fassung mit der Melodie, nach der es gesungen wird, die wohl mit der Wuppertaler übereinstimmen

Ziemi. schnelles Marschtempo.

Trall heemjonn, Trall heemjonn, Mi hant dat Döppen streechvoll, Bess
oven ongr die Häng-ke, do kam-mer mette schwenken, Trall
heem-jonn, Trall heem-jonn, Mi hant dat Döppen usw. in infinitum.

dürfte. Der Text ist zu verstehen: „Trall (das heisst? Schnell?) heim gehen. Wir haben den Topf gestrichen voll, bis oben unter den Henkel, da kann man mit schwenken. Das Lied wird immer nur im Augenblick des Aufbruchs aus dem Walde heimwärts und weiter auf dem Wege dorthin angestimmt. In der Regel wird dann beim Singen auch nicht nur tüchtig geschwenkt, sondern der Topf am Henkel oder an der Schnur, die man von Ohr zu Ohr drüber gezogen hat, nach der Weise des looping the loop über den Kopf geschwungen, und es gibt manche Tränen, wenn Ungeschickte ihren Topf dabei ausschütten, der aber von den andern meist gutmütig aus ihrem Vorrate wieder aufgefüllt wird. Ob das Schwenken ausgeführt worden ist, nachdem das Wort des Reimes wegen hineingesetzt worden ist, oder die Reihenfolge die umgekehrte war, wage ich nicht zu vermuten.

Das Waldbeerlied hiess aber in Burscheid ein ganz
anderes Lied, dessen Text und Melodie beifolgend

Mässig.



1. Uns ist jetzt der Tisch gedeckt, Wie wir Kin-der ihn be-gehren, denn die rei-fen
Heidel-beeren Schmecken köstlich wie Konfekt, Schmecken köstlich, wie Konfekt.

Heidelbeerenliedchen.

Uns ist jetzt der Tisch gedeckt,
Wie wir Kinder ihn begehren,
Denn die reifen Heidelbeeren
Schmecken köstlich wie Konfekt.

Dort im grünen Buchenhain,
Dort im schattigen Gebüsch,
An dem wohlbesetzten Tische
Wollen wir uns herzlich freu'n.

Flink dahin, wers mit uns hält,
Andre lasst zu Markte laufen,
Und für Geld sich Kirschen kaufen,
Gott traktiert dort ohne Geld.

Helo! Helo! Heissassa!
Lasst uns in die Wette springen,
Fröhlich unser Liedchen singen,
Seht, wir sind nun nahe da.

Ha wie schmecken sie so gut!
So schmeckt nichts auf Herrentischen.
Sie erquicken und erfrischen
Unser Herz und unser Blut.

Aufwärts den gesenkten Blick!
Hört in muntern Vögel-Chören,
Zu dem Fest der Heidelbeeren,
Angenehme Tischmusik.

Gott, wie hab ich dich so lieb!
Dass du auch an Kinder denkest,
Und uns so viel Gutes schenkest;
O, wie hab ich dich so lieb.

Sie gerathen alle Jahr,
Wachsen nur an kleinen Sträuchen,
Jedes Kind kann sie erreichen,
Ohne Müh' und ohn' Gefahr.

Länger als die Kirschenzeit
Dauern unsere Heidelbeeren,
Also soll auch länger währen
Unsre grosse Dankbarkeit.

Wir sind nun beinahe satt,
Jeder fülle nur geschwinde
Seine Klemme oder Rinde,
Wer kein Körbchen bei sich hat.

Nun lasst uns nach Hause gehn.
Willkomm'n sind wir unsern Kleinen;
O, sie werden nicht mehr weinen,
Wenn sie unsere Schätze sehn.

Auch die Mutter freut sich mit;
Sie wird uns mit Waldbeerkuchen
Herrlich zu traktieren suchen;
Recht nach unserm Appetit.

Zwar wird dieser leckre Schmaus
Uns den Mund ein wenig färben,
Doch nicht unsre Lust verderben;
Morgen gehn wir wieder aus.

Daniel Schürmann,
früher Lehrer in Remscheid.

angegeben sind. Ganz ungangbar ist darin sonst die Bezeichnung der Frucht als „Heidelbeeren“, wohl aus Mangel an Heide in der Gegend. Vielleicht ist der Name auch überhaupt nur eine Entstellung aus „Heidebeeren“, wie sie im Harz genannt werden. Hier wie dort spielen sie in der Volksmedizin eine der grössten Rollen und werden in jeder möglichen Form genommen: die getrocknete Frucht (auch im homöopathischen Dosen) allein oder unter Cognacaufguss gegen Durchfall, die eingekochte Frucht zur Regelung des Stuhles überhaupt usw. (In Hamburg heissen die Früchte Pickbeeren, in Berlin Béisingen, was mit Besen zusammenhängen soll. (s. Stinde, Frau Buchholz.)

Trotz dieser und anderer unvolkstümlichen Dinge, die im Liede vorkommen und trotz seines so sehr „tugendhaften“ Inhaltes hat es sich erhalten und lebt bei der älteren Generation noch fort. Der Text ist, glaube ich, ursprünglich in einem bergischen Sonntagsblatte erschienen, der Komponist

unbekannt. Die Melodie habe ich aus dem Gedächtnisse niederschreiben müssen.

Volkstümlich gewesen wenigstens sind die jetzt kaum noch bekannten „Klemme“ und „Rinde“. Erstere erinnert an den Baumstamm im Hofe Rüsteviels in Reinecke Fuchs, in dem Braun Perücke und Tatzen sitzen liess. Ein etwa meterlanger, 2—4 cm dicker Ast eines hartholzigen Baumes (Hasselter=Haselnussstrauch oder Flötenholz*)=Vogelkirsche (*Sorbus aucuparia*) wurde von einem Ende anfangend gespalten, so dass an der andern Seite 5—10 cm ungetrennt stehen blieben. Dann brach man die Waldbeersträucher, die möglichst viele Beeren enthielten, eben über der Erde ab und klemmte sie dann mit den Wurzelnenden in den Stock, so dass die Spitzen nach beiden Seiten wie ein Bart herausstanden. Zum Schluss wurde die gespaltene Seite des Stockes dann zugebunden. Sonst werden die Sträucher auch in Büschel, Pusen (Sgl. Püss, fem.) genannt, zusammengefasst. (Beim Ährenlesen heisst das ähnlich gebildete Büschel en Sang, fem. Plur. Sängen). In der Klemme oder in „Pusen“

*) Der „Flötenholzbaum“ ist für den Jungen ein in mancher Hinsicht wichtiger. Er liefert einen guten Schulstock. Seinen Namen aber hat er davon, dass er der Hauptbaum ist, von dem im Frühjahr die Flöten und Huppen und Waldhörner gemacht werden. Von Bastlösereimen haben wir Burscheider Jungen nichts gewusst. — Huppen kommen jetzt aus Metall und Gummi bei den Automobilen auf. Wir machten sie, indem wir ein Stück Rinde ähnlich wie für eine Pfeife ganz von seinem Holze abzogen, an der dünneren Seite das entstandene Röhrchen etwas platt drückten und dann an den platten Flächen die dicke, harte äussere Haut etwa einen Finger breit abschnitten. Die Oboe hat ein ähnliches Röhrchen als Mundstück. Auch beim „Waldhorn“ ging es ohne Baumfrevel nicht ab: In einem möglichst langen, oben spitz zulaufenden, schraubenförmigen Streifen wurde die Rinde vom Stamme des Vogelkirschenbaumes losgelöst, dasselbe mit den Rändern übereinandergewunden und dem ganzen durch kleine durchgesteckte Stäbchen Halt gegeben. Oben an der Spitze musste dann noch eine Huppe eingesetzt werden. Huppen wurden auch von der „Kettenblume“ (Löwenzahn) gemacht. Sie schmecken aber bitter und sind wenig haltbar. Flöten, Huppen und Waldhörner wurden nachts in Wasser gelegt, damit sie nicht austrockneten. Auch die Stengel der Taubnessel gaben das Material zu einer Art Pfeife her, auf der eine ganze Folge von Tönen hervorgebracht werden konnte.

um den Hals gehangen tragen sich die Sträucher bequem nach Hause. Sie dienen auch dazu, die Beeren zu trocknen, indem sie draussen am Giebel luftig aufgehangen werden. — „Rinde“ ist ein grösseres Stück Rinde, dass einem dazu geeigneten Baum abgezogen wurde, was ohne Baumfrevel kaum abging, und das man mit Hilfe von Pflöcken und Schnur möglichst in Körbchenform brachte. Hier hinein kamen natürlich nur abgepflückte Beeren. Früher, gelegentlich auch wohl jetzt noch gingen Sonntags früh ganze Familien mit ihren Nachbarn unter „Vaters“ Anführung, der die Gelegenheit kannte und unterwegs „et Worbeleliet“ anstimmen liess, in die Wälder am Ehfchen und an der Dhünn. An Ort und Stelle angekommen nahm jeder ein kleineres Gefäss und setzte seinen Stolz darein, es möglichst oft in den grossen Korb oder die „Milchtöte“ (20 und mehr Liter fassend) usw. ausleeren zu können. Hatte jemand irgend eine gute Stelle gefunden, hiess es: „Plaatze vebodden!“, was durchaus respektiert wurde. Waren alle Gefässe voll und dazu alles mit Klemmen und „Pusen“ beladen oder kam sonst der Abend heran, so trat man den Heimweg unter fröhlichem, weithinschallendem Tralhêmjonn an, das überhaupt zuerst wohl der Sammelruf gewesen ist. — Waldbeeren und mitgenommenes Butterbrot hatten den Tag die Kost abgegeben.

Die Beeren wurden nicht verkauft, sondern im Haushalte zu Waldbeerkuchen benutzt oder „Worbelenzoppe“ (Kompott mit etwas Mehl eingedickt) davon gekocht. Kinder assen sie mit Vorliebe roh in Milch.

Das Êkhôn des Elberfelder Textes klingt sehr nach Schule. In der Burscheider Gegend heisst das Tier überall Kauet (Kauert von kauern?): der hochdeutsche Name Eichhorn ist, wenn auch poetisch schön, ganz ausserordentlich unpassend. Nach Farbe, Lebensweise Nahrung ist es ganz allein ein „Tannenhorn“. Das niederdeutsche Katteker heisst wohl eigtl. auch nur „Kätzchen“ und ist dann erst an „Eiche“ „Eke“ angelehnt. Man vergleiche dazu, was Grimm und Kluge über die Etymologie des Wortes sagen. Trotz dem letzteren glaube ich, dass französisches *écureuil* hauptsächlich die jetzige Form des Namens beeinflusst hat, wie das

französische la lisière Rand, Tuchrand, Selfkante das Grundwort zu unserm bergischen Luerschuen mit volksetymologischer Anlehnung an luren = lauern bildet. (Hasenclever in seiner vortrefflichen Arbeit über den Wermelskircher Dialekt gibt es ungenau mit „Zeugschuh“ wieder. Es sind Schuhe, aus Selfkante geflochten, mit Baumwolle ausgefütert und gelegentlich mit einer Filz- oder Ledersohle versehen)

Wieviel Hörner hat der Bock? Wieviel Finger stehn?

Ein Beitrag zum Kinderspiel von **Dr. Jos. Müller.**

Im Gebiete des Moselfränkischen wird folgendes Spiel bei den Kindern gern geübt: Ein Kind setzt sich hin, ein zweites kniet vor ihm und legt den Kopf in den Schoß des ersteren. Dann singt ersteres auf einem Ton:

1. kniibəs-knaabəs kneiləstqok,
wifil hejrnər hət də bok?
wifil fingər steen dqq?

Unterdessen schlägt es dem hockenden Kinde mit beiden Händen im Takt bei jeder Arsis (die mit jeder Stammsilbe zusammenfällt) auf den Rücken und streckt dann am Ende der Reime nach Belieben 1—10 Finger in die Höhe. Nun rät das zweite Kind: tsween oder aacht usw. Hat es die rechte Zahl geraten, so werden die Rollen vertauscht; wenn nicht, so fährt das erstere Kind in derselben Weise unter Schlägen fort:

- hejts d'ər drei gərqqdən,
da geefs net geklqqbən
kniibəs-knaabəs kneiləstqok usw.

(So in Neumagen an der Mosel).

Selbstredend können an dem Spiel auch mehrere Kinder teilnehmen, und dann hageln auf das falsch ratende Kind von allen Kinderfäusten die Schläge nur so herab. Auch die Stellung des ratenden Kindes kann eine verschiedene sein, es kann auf dem Boden liegen (Orscholz), sich an eine Mauer vornüber lehnen usw.

In Orscholz (Kr. Saarburg) wird bei den Mitspielenden auf folgende Weise der ermittelt, der zuerst raten soll: Alle Kinder rupfen Gras, dann ruft eins von ihnen:

ropə-ropə griəs-chon, weißt eer hən!

Hat ein Kind nun noch einen Grashalm an den Händen, so muss es sich auf den Boden legen, eins tritt hinter es und im Takt ihm auf den Rücken klopfend, singt es:

2. klip-klap šneidərsaak,
weißil hiirnər hət dər bok?

und dann:

hətstə richdäch gərōōdən,
soo weerstə loosgəfōōrən usw.

Von Interesse sind die vielfach wechselnden alliterierenden Spruchformel bei diesem Spiel:

3. flip-flap-floodərsaak
wiifil heernər hot dər bok?
wiifil šteēt? —
hətstə fanəf gəsoot,
da weerstə net gōflupt gen usw.

(Ernzen.)

4. ripəs-rapəs roosənštōk
wiifil heernər tseicht dər bok?

(Malbergweich).

5. knup-knup-hōōwərsaak,
wiifil heernər hōt dər bok?
wiifil fangərə štein? —
hətstə drei gərōōdən, hət ech
dech net gəknupt usw.

(Fell).

6. dipər-dapər-dipər-dapər,
welchər fingər šteit?

(Zeltingen).

7. bombələ-bombələ how^ašdrii,
bifil fing^a šdii? —
həsdə richdäch gərōōrə,
gēēfsdə net gəbrōōrə.
bombələ-bombələ h. bifil f. šdii? (Poltersdorf).

8. šnup-šnap-hōōwərsaak,
wiifil heernər hōt dər bok? (Ittel).

9. šlip-šlap hēdərsaak,
wiifil haarən huət dər bok? —
həsdə drei gərōōdən,
da wērsdə hōt fun daanə kom.

(Wörterbuch der luxemb. Mda. S. 165)

10. **šnip-šnap-seidənsak**
wiifl heernər hat dər bok.
(s. Schmitz. Sitten und Sagen
des Eifler Volkes I, 92.)
11. **bom^anikəl-šal^adikəl.**
wiifl fing^a šdiin?
hətstə fiif gəroqđən.
da weęrstə net gəbroqđən usw. (Maring).
12. **bomənikəl-šęęfərsbikəl,**
wiifl hoorə šdrekt dər bok? —
hətstə liiwər drei gəsaat.
dan weęrstə net gəboməlt wqor. (Marpingen).
13. **pimpərnekəl-šęfəltst-tsekəl**
štęet fangər odər doumən? (Bickendorf-Eifel).

Ein Brief Hebels.

Von Paul Sartori.

Hochwohlgebohrer

Hochverehrtester Herr!

In einigem Gedräng und Geschäft erlaube ich mir ein Paar Blätter Ihrer Zusendung noch um einen Posttag zurückzubehalten, und schicke Ihnen einweilen nebst dem werthvollen Weihgedicht nur dasjenige zurück, welches zunächst an den Druck kommt und worüber Sie eine Sinnerklärung wünschen.

In der Gegend, in welcher die all. Gedichte sich bewegen, hält man die sogenannten Irrlichter (feurige Mannen) für Geister von Gewissenlosen, die bei Lebzeiten Gränz- oder Marchsteine verrückt haben, daher der Name „Marcher“. Der Aberglaube setzt noch folgendes hinzu: Wenn man betet, so kommen sie; wenn man flucht, so fliehen sie; wenn man ihnen folgt, so geräth m. in einen Sumpf. Diese Erscheinung hat wohl, wie weit sie wahr ist, ihren physischen Grund. Ich erinnere mich aber aus den Jahren, in welchen ich selbst noch an Gespenster glaubte, wie schme[rzlich] es mir war, zu hören, dass in [ihrer] Nähe das Fluchen räthlicher [als] das Beten sey. Daher nun fol[gen]de Modifikation der Mythe.

Die feurigen Mannen existie[ren]. Aber sie stehn unter der Botm[ässigkeit] der Engel, die in den N[ä]chten Geschäfte auf der Erde ve[r]richt[en]. Die f. Mannen müssen a[l]sdann den E. vorangehen, um ihnen durch den Schein ihrer brennenden Körper zu leuchten. (Vgl. das Gedicht: Der Denglegeist). Daher nähern sie sich den Betenden und fliehen vor den Fluchenden, nicht sie, sondern die E. Wenn man aber seines unbefangenen Ganges ihnen (am Rande: neml. (?) den E.) zu nahe kommt, so weichen sie aus, wie Leute, die etwas Geheimes mit einander zu besprechen oder zu verrichten haben. Hat man nun nicht Anständigkeitsinn genug, sie gehen zu lassen, sondern verfolgt sie, wie Zudringliche oder Vorwitzige zu thun pflegen, so sinkt man zuletzt in eine Pfütze. Hiernach die Moral, die sich nun von selbst versteht.

Da Euer p. einige andere Stücke nicht aufnehmen, so möchte ich vorschlagen auch dieses auszuschliessen, theils weil ich es nicht zu meinen gelungensten rechne, theils aber weil es für das grössere Publikum einer Erklärung bedarf. Ich hatte bei der ersten Auflage nur meine Landsleute im Auge, und gestehe, dass ich dieses Gedicht kaum würde aufgenommen haben (einige andere ebenfalls nicht), wenn ich die grosse Aufmerksamkeit und Theilnahme hätte erwarten können, womit diese Sammlung geehrt wurde.

Mit vorzügl. Hochachtung

Hochdero

C. Z. (?) 14. Nov.
1822.

ergebenster Dr.
Hebel.

Den vorliegenden Brief hat Herr Lehrer Becker in Herne unserm Verein geschenkt. Er ist an einer Stelle etwas verletzt, die ergänzten Worte und Buchstaben sind in eckige Klammern gesetzt. Der Brief bezieht sich auf das dritte der „Allemannischen Gedichte“: „Die Irrlichter“.

Dass Irrlichter durch Fluchen verscheucht und durch Beten angelockt werden, ist ein sehr verbreiteter Glaube. Vgl. Kuhn u. Schwartz, Nordd. Sag. 84 f. 143. Schambach-Müller, Niedersächs. Volkssag. 215. Pröhle, Unterharz. Sag. 103. Witzschel, Sag. a. Thüringen, 2, 51. Jahn, Volkssag.

a. Pommern, 395 f. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. 186. Schmitz, Eifelsag. 2, 39. Rochholz, Schweizersag. a. d. Aargau, 2, 85. Eisel, Sagenbuch d. Voigtlandes, 166. Grohmann, Aberggl. usw. a. Böhmen und Mähren, 20. Wlislöcki, Volksglaube usw. d. Magyaren, 124.

Zu dem Ausdruck „Marcher“ vgl. Marchegger (Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, 137), Marcheversetzer (Rochholz, Schweizersag. a. d. Aargau, 2, 83). Die Irrlichter gelten ja vielfach als die Geister betrügerischer Landmesser, Grenzsteinverrücker oder Marksteinfälscher. Vgl. z. B. Kuhn u. Schwartz a. a. O. 182, 425. Bartsch, Sag. usw. aus Mecklenburg 2, 4. Knoop, Sag. a. d. Provinz Posen, 16. Birlinger, Volkstüml. a. Schwaben 1, 286. Aus Schwaben, 1, 325. Grimm, Deutsche Sag. Nr. 285. Rochholz, Naturmythen, 176. Grohmann, Sag. a. Böhmen, 281. Afzelius, Schwed. Volkssagen 2, 363 f. Wlislöcki, a. a. O. 123 f. Laistner, Nebelsagen, 339 ff. In Uffeln in Westfalen heissen sie Schnätgänger (Kuhn u. Schwartz, a. a. O. 425), in Hemer „Fuorenhüpfer“ (Furchenhüpfer): Woeste, Volksüberlieferungen in d. Grafsch. Mark 45.

Im übrigen bestätigen Brief und Gedicht die Auffassung Hebels, die er in den Worten ausspricht: „Indessen ist es nun mit unserm Volksaberglauben, wie es ist, und die Zeit, die ihn uns gegeben hat, lässt sich nicht mehr zurückspinnen. Aber ich glaube, es wäre dem Beruf weiser Volkslehrer angemessener, ihn einzuschränken, ihn womöglich zu verschönern und zu veredeln und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen.“ Vgl. Birlinger, A. Schwaben, 1, 241. Behaghel, Hebels Werke (Deutsche National-Literatur, herausg. v. J. Kürschner, 142 Band), 1, S. XIX.

Ein Sühnevertrag wegen Totschlags

aus dem Jahre 1602.

Ein Beitrag zur Entwicklung des Rechtsbewusstseins im Volke.

K. Wehrhan, Frankfurt.

Das deutsche Recht ist Volksrecht, soweit es nicht durch fremde, namentlich römische Anschauungen beeinflusst wurde.

Auch nach Einführung neuer Ordnungen haben sich die ursprünglichen Anschauungen im Volke jahrhundertlang, viele noch bis in unsere Tage hinein, erhalten, z. T. mit dem bestehenden Recht in Widerspruch stehend. Dazu gehörte lange Zeit hindurch die Sühne für den Totschlag.

Der Sachsenspiegel setzte schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts für den vorsätzlichen Totschlag den Tod der Enthauptung fest, liess aber für den nicht vorsätzlichen Totschlag ein Wergeld als Sühne gelten. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. (1532) setzte dagegen für beide Arten des Totschlags die Todesstrafe fest, was mit dem Rechtsempfinden des Volkes nicht übereinstimmte; denn noch aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts beweist eine Verhandlung, dass ein nicht vorsätzlicher Totschlag durch ein Wergeld gesühnt wurde.

Die folgenden Mitteilungen dazu entnehmen wir den Akten des Fürstlich Lippischen Landesarchivs in Detmold. Graf Simon VI., Graf und edler Herr zur Lippe und Kreisoberst des niederländisch-westfälischen Kreises, war 1597 bis 1607 Pfandherr des Amtes Beyenburg bei Barmen und als solcher auch Gerichtsherr für die Bewohner der Pfandschaft. Er wurde im Sommer 1602 um Entscheidung in einer Totschlagsangelegenheit angegangen.

Im August 1602 hatte Winnemar Wuppermann aus Barmen nach einer in Elberfeld stattgefundenen Hochzeitsfeier, wo er einen „sehr starken Trunk“ getan, auf dem Heimwege „vor dem Schelenberg“ seinen Vetter und Schwager Johann auf dem Cleve erstochen, allerdings im Streit und in der Notwehr, wie er wenigstens „aus hoher anliegender Noth und grosser beschwernuss“ in seinem Gnadengesuch an den Grafen schreibt. Im September verwandten sich auch seine Blutsverwandten und Freunde und die Unterhändler und „Scheidsfreunde“ der beiden feindlichen Parteien und Familien für ihn, die über den Erfolg der stattgefundenen Vergleichsverhandlungen mitteilen, der Täter habe sich mit „ratification dieses Orts hoher Obrigkeit verglichen vnd endlich vertragen, dieser gestalt, dass vorerst dass Entleiptenn Hausfrau, dessen Kinder vnd freundschaft dem Theter,

seiner Hausfrauen vnd derselben Kindern, solchen aus Nothwehr begangenen Niederschlag, auss christlichem gemute vnd verwandtlischen eifer, mit Handtbietung, nun vnd zu den ewigen Tagen verzeihen vnd gutherziglich vergeben sollen wie alsalt geschehen, dass sol Winnemar Wuppermann (der Täter), dessen Hausfraw vnd Erben mehrgemeltem Entleipten Johans aufm Cleve nachgelassenenn Kinde Johanssen, nach Umbganck Jahrs vnd tags à dato an zu rechnen, Sechs Reichsthaler vnd selbigen Johans Muttern, Zur liebmess drei Ellenn schwartz thuchs auf selbige Zeit, vnd dan noch ein halb Malder Roggens auf nun nechst künfftig Martini Jetzt flissendenn Jahrs“ geben.

Ausser diesen an die Familie des Getöteten zu leistenden Beträgen zahlte der Täter noch etwas an das Amt, womit wohl nur die Gerichtskosten bestritten wurden. Ob er auch eine Geldsumme an die Armen abführen musste, wie das sonst wohl vorkam, lässt sich aus den Akten nicht mehr ersehen, obwohl es wahrscheinlich ist.

In dem ganzen Vorgang liegt ein regelrechter Sühnevertrag vor, ein Zurückgehen auf altgermanisches Recht, ein Befolgen des Volksempfindens entgegen dem eigentlich bestehenden geschriebenen Rechte. Während in früheren Jahrhunderten in Fällen wie dem vorliegenden die Blutrache galt, wurde aus dieser später eine Geldsühne und zwar wurde ein Teil des Geldes als Mann- oder Wergeld an die Sippe¹⁾ des Getöteten, ein anderer Teil an das Volk gezahlt (als fredus, Friedensgeld). Beides finden wir auch in unserm Falle. Der gegen den Täter geschlossen vorgehende Personenkreis der Familie des Getöteten erhält die bezeichnete Geldsumme

¹⁾ Heinrich Otto Lehmann, Prof. a. d. Universität Marburg, sagt in der Encyclopädie der Rechtswissenschaft, herausgeg. v. Karl Birkmeyer, Berlin 1901 S. 201: „Auch die Sippe erscheint in dieser (nämlich der vorfränkischen) Zeit als öffentlich rechtlicher Verband. Im Heere Unterabteilung der Hundertschaft, ist sie für die Mitglieder zugleich Friedens- und Rechtsgenossenschaft. Sie hatte Tötung eines Mitgliedes durch einen Fremden an diesem und an seiner Sippe zu rächen, dementsprechend für den Fall der Sühne Anspruch auf einen Teil des als Busse zu zahlenden Wergeldes, die Magsühne, während bei Insolvenz des Totschlägers dessen Sippe für das Wergeld einsteht“.

und verpflichtet sich mit Handschlag, das geschehene Unrecht als aus der Welt geschafft anzusehen; das Friedensgeld der früheren Zeit ist den veränderten Zeitumständen angepasst, der Täter zahlt an das Amt (und wahrscheinlich auch an die Armen) eine bestimmte Summe. Für das ganze Volk tritt ein Teil ein, die Gemeinde.

König behauptet²⁾, nur in den nordischen Rechten sei diese Art der Sühneverträge teilweise bis ins 16. Jahrhundert hinein erhalten, in den germanischen Rechten unseres Vaterlandes sei sie schon früher verschwunden. Der oben mitgeteilte Fall beweist, dass die Sühneverträge auch in Deutschland im Anfang des 17. Jahrhunderts noch bekannt und in Gebrauch waren.³⁾

Kleinere Mitteilungen.

Alte Schützengebräuche.

Die alten „Vorwarden des Scheibenschiessens der Junggesellen der Dorf-Compagnie zu Hünx“ vom 27. Juni 1813 besagen:

1. Wer König schießt, bekommt einen neuen Huth, dafür giebt er auf die Königszeche die Compagnie eine halbe Tonne Bier, d. Hr. Offizier, Musikanten, Tambour und

²⁾ Im Lehrbuch des deutschen Rechts herausg. von v. Liszt, 14. und 15. Aufl. 1905 Seite 15.

³⁾ Ob es deutsche Sühneverträge wegen Totschlags aus noch späterer Zeit gibt, ist uns unbekannt geblieben. Einen ähnlichen Vertrag wegen eines Totschlags teilt stud. jur. Zuhorn in den Warendorfer Blättern für Orts- und Heimatskunde V, 1906 Seite 38 mit, dem verschiedene Angaben zu verdanken sind, dort zahlte der Täter an die Armen 6 Scheffel Roggen und an die Verwandten 25 Reichstaler auf drei Terminen. Das Protokoll dieses Sühnevertrages datiert vom 27. Juni 1596; der von uns mitgeteilte ist demnach noch um 6 Jahre jünger. — Eine weitere ähnliche Nachricht findet sich in Hannoverland, Monatschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde . . . 1907 Nr. 2 S. 46 aus dem Jahre 1570, wo jemand im Kreise Lüneburg aus gleicher Ursache 20 Mark an die Kirche zu Beetzendorf und 60 Mark an die nächsten Verwandten (nach unserem Gelde im ganzen ca. 800—1000 Mark) zu zahlen hatte.

- Bierspender dass essen geben, u. folgendes Jahr eine neue Scheibe wie die jetzige ist, stellen.
2. der 2. König erhält einen neuen Tuch; wofür er bezahlen muss 1 r. 24 stb.
 3. der 3. König erhält einen neuen Tuch, wofür er bezahlt 36 stb.
 4. wen zwei zugleich nah schiessen, so muss wieder von neuem geschossen werden,
 5. wer zank und streit anfängt, soll nach Willkühr der Hr. Offizier bestraft werden, auch derjenige, der im Marsieren ausser dem Glied schießt, soll mit eine Kanne Brandtwein bestraft werden,
 6. derjenige der in die drei schüsse die scheibe nicht trifft, soll mit ein viertel mass Brantwein bestraft werden;
 7. Sollte jemand sein, der hier gegen was einzuwenden hat, sollte nur gleich austreten, hernach keine entschuldigung statt finden.

In alten Formen feiern die heutigen Schützen ihre Feste. Schütze wird fast jeder Bursche, der 17 Jahre alt geworden ist; er scheidet aus mit seiner Verheiratung. Vier Wochen vor dem Schützenfeste findet eine Versammlung statt, in der der Schützenvorstand für ein Jahr gewählt wird. Am Vorabend des Festes halten die Schützen einen Umzug mit Musik durch das Dorf; am Festtag-Nachmittage tritt der Zug vor dem Vereinslokale an, der Major mit seinem Adjutanten reitet vor die Front und hält eine Ansprache: nachdem dann auf dem Bürgermeisteramte die Fahne abgeholt worden, geht's zum Scheibenstande. Der erste Schuss, als Ehrenschiess, wird vom Bürgermeister abgegeben, den zweiten tut der alte König: die beiden Schützen, die den besten Schuss getan sind König (doch ist der 2. König nur ein Schattenkönig, der nur das Recht hat, mit auf dem „Throne“ zu sitzen). Nun holt die Hälfte der Schützen die versammelten Mädchen vom Festlokal zum Scheibenstand, Schützen und Mädchen bilden einen Kreis, der neue König tritt vor und nennt dem Major den Namen der erwählten Königin, dieser gibt den Namen weiter an den Grenadier (Unteroffizier), der dann — etwa mit Hülfe eines Kneifers oder Brille — unter den

Mädchen die Erkorene herauszufinden hat. Hat er sie gefunden, so schießt er ihr über den Kopf und tanzt mit ihr zu der alten Königin, die für den König und die Königin die Geschenke bereit hält; sie setzt der neuen Königin einen Kranz auf und übergibt ihr Tuchstoff (oder eine Jacke oder dergl.), und für den König einen Zylinder und eine lange Pfeife. Ausserdem erhält der König ein Geldgeschenk von 50 Mk. Mit den Geschenken tanzt die Königin zu ihrem König, der ihr über den Kopf schießt und sie umarmt. Die Königin schmückt den König mit der Königswürde; der Gemeindevorsteher, als Aufbewahrer der Schützenkette, hängt diese (den „Kranz“) dem Könige um, und der Zug kehrt zum Vereinslokal zurück. Für den Thron, den das Königspaar und der Schützenvorstand bildet, gibt der König die erste Runde, mit einem Balle endet der erste Festtag.

Am zweiten Tage sammeln sich Schützen und Mädchen im Vereinslokale zum Abholen des Königspaares. Zuerst ziehen sie mit Musik zu dem Hause der Königin, die sie eine Stunde lang bewirtet; darnach mit ihr zum Hause des Königs, wo sie abermals bewirtet werden. Mit dem Königspaar geht der Zug zum Gemeindevorsteher, dem für Aufbewahrung der Kette gedankt wird; auch er schenkt allen ein. Darauf wird die Fahne zum Bürgermeisteramte gebracht und der Zug kehrt zum Festlokal zurück; Ansprachen werden gehalten, ein Ball schliesst sich an und, um 10 Uhr, endet ein Umzug durchs Dorf die offizielle Feier.

Am Sonntag darauf wird dem Könige die Scheibe gebracht, die dieser an dem Giebel seines Hauses befestigt, wo sie bleibt, bis sie zerfällt, eine Bewirtung findet statt und am Abend ein Schlussball im Vereinslokal. Im Laufe des Jahres veranstaltet der Verein noch vier- bis fünfmal ein Tanzvergnügen, „die Galoppmusik“. Einen dieser Bälle, „die Milchzeche“, die gewöhnlich in den Sommer fällt, bestimmt die Königin. —

S.

Vom Phaltsermännchen.

Von J. Schreiber, Trier.

Et Phaltsermännchen wõr en ale rimergest, et hat en ale groe mantel õn un e grusse schwõtzen hût, mir hott ke kapp gesehn, wël immer den hût an de kapp gedant hât.

Ale mechel kûm es oweds vo Spång, he wõr mat neijõrschrãntsens hausere gewest un hât ze Spang nõgh en treppeche getrunk. 't wõr alt ewinnig spõt un de mond hot hël geschinen. Wi hën nau õn de Phaltserbreck kûm, stung et Phaltsermännchen dõ. He gung äwer rìght drob lõs un wolt õn h'm ver bei. Dõ stãlt et sich matsen an dẽ wëgh un lüss h'n net langst. Den äle mechel hot sech en zeit langk esu mat h'm erum gebaligt; om en wor heu dës äwer mied un spõt zû h'm: hãts dan geduh wi eich, da brauchts de och net esu elõ h' erum ze gõhn un stings eweil net meh hei. Elõ flugh Mechel er innischt un et ewischt durich de hëken, datt gement hot, sei letst wir un 't Phaltsermännchen hot he geschlëft iwe heken un stauden bas ob de rannerberig, dõ bei dem Kreitsgen hot et he goh gëlõss.

Et kûm och es è mãn mat èr bød holts aus dem besch; dën as gange bas õn dat stumpig Kreitsgen bei teschen hanes seiner Koppelweid, dõ hot he gerührt en wie en dû solt obstõhn, dû wõr de bød esu schwõr, dat h'n se net meh obkrut, hn hot se messe leie lossen, wël h'n 't Phaltsermännchen an dër bed hât.

'T schõper Männchen.

Sage von Dudeldorf.

Von J. Schreiber, Trier.

Et gung es è mãn nõghs von Denërew ob Herbescht. Wi en du iwer't laser (Flur) wor un d'n auelberig erõw gung, guw et h'm ob emol bang, un e kukt es um sich. Dõ sugh h'n è gëst hanner sich kommen; de man fung on ze beden, è vatter unser nõgh dem aneren bas et der nein unvetsig (49) wõren. Wi en du õn de bãgh kum un alt ob d'm breckelchen stung, dû kuck h'n es erum, wël et hëscht, dat de gëster net iwer't wasser gingen. Un

richtig stung h'n och noĝh do; en hül esu deierlich ǝn: Nōĝh ènt! de man hāt äwer gor ken hez un sot: e nēe, kēnt meh! du sōt de gēst: hätsde mēr noĝh ènt gebēt da wār ich erlist gewēst, (e wie e weil geht et noĝh hunnert Johr zu, bas es ē kand an d'r Wigh de bagh erōw geschwumme kimmt.

De man krut ob der plāts greis hor un hat séch esu erschreĝkt, dat hē bal net meh hēm kum. hunnert jōhr d'rnoĝh guw ét ēsu ē greilich dunnerwēder, un de bagh wōr esu gruss, dat se't brekelche mat gehült hot.

Dûmōls kum och en wigh mat em kann de bāĝh erōw geschwummen un hot währig dē ǝrem sēl erlist, de gēst as von do on kém méh begeh'nt.

Et kum och ēs e man an d'r noĝht von Herbescht hēr ob Dēnērōw zē gōhn. Wi dēn man owen an dēn auelberig kûm, do seiht h'n ē weiss lāmme che quēr iwer de weĝh löfen, un e wolt et löken, weil e gement hot, ét wer dem schifer fortkommen. Dib, dib, komme, dō kûm ét ob h'n dōr un stûng sech h'm ob dē recken, dat hen net meh wosst fortzegkommen. Wie h'n dû z'letst ob dēn auelberg kûm, lûhs et hē gōn, de man wōr äwer net esu kehn, erum zē kucken, bas hēn ē steck wēĝhs gānge wor. Un wi h'n du sich erum drēht, dû sugh hēn ē blō flāmchen ob der sēlēwiger plāts, wu et he gōh gelōsst hat. Dû hot h'n sich drdürich gemāĝht esu schwin wi hē kunt.

Der Westfalen Ursprung.

Legende.

Einst ward der Herr seines Sinnes voll,
denn seine Feinde machten's zu toll
und standen ihm eifrig nach seinem Leben,
weil er mit Ernst sie gestraft hatte eben.
Darum verläßt er die heimischen Auen,
die Jünger ihm folgen in frommem Vertrauen;
und wie sie wandern von Land zu Land,
hebt der Herr segnend seine Hand
über Berg und Tal und Gefilde,
segnet alles voll göttlicher Milde.
Und der Blumen köstliche Düfte
steigen zu Gottes Lob in die Lüfte,

und auf den Felsen ringsumher
neigt sich Alles vom Früchten schwer.

Die Menschen sehr staunend diese Pracht,
sie erkennen des wandelbaren Herren Macht
und wo Herr und Jünger vorüberziehn,
anbetend alle niederknien
und bringen die Wanderer zu erlaben,
dankbar herbei von dem, was sie haben.

Gott preisend bricht der Herr das Brot,
gibt es den Jüngern, zu lindern die Not
des Hungers, und um den Durst zu stillen,
läßt aus der Quelle den Becher er füllen.
Doch Petrus, voll Eifer zu jeder Frist,
verschmäht alles, ob er schon hungrig ist,
spricht: „Herr, ich rühre nichts davon an,
ich würde ja sonst ein unreiner Mann.“
Der Herr belehrt ihn mit mildem Sinn:
„Petre, was dir zum Mund gehet in,
macht ganz gewiß dich nicht unrein;
wohl, was fährt aus dem Munde dein.“

Als halb vollendet die Sonne den Lauf,
da nimmt ein dichter Wald sie auf;
mit kühlem Schatten erquickt er sie
nach des beschwerlichen Marsches Müh.
Unter seinen belaubten Zweigen
umfängt sie ein tieferntes Schwoelgen,
mahnt sie, an ihren Gott zu denken.
Doch vergebens sie ihre Blicke lenken
nach menschlichen Wesen: so weit sie schlecken
der Stimme Schall, nichts läßt sich erblicken.
Nur borstige Tiere, dick und folsst,
umkreisen grunzend die Jünger drehst,
die ängstlich auf Schritt und Tritt sich wahren,
daß ihre Reinheit nicht kommt in Gefahren.

Beim Anblick der vielen fetten Schinken,
die in der Eichelmast hier winken,
läuft Petro das Wasser im Munde zusammen.
Wer wollte auch darum ihn verdammen?
Doch selbst häßt' er nimmer es angertührt,
da das Gesetz auch dieses als unrein führt,
und noch nicht hatte vom Himmel gelassen
das Laken ihm Gott mit all den Insassen,
womit er ihm bewies ganz klar,
daß von Gottes Geschöpfen keinw unrein war.

Aber im Vorgefühl dieser Zeit
tat es ihm doch im Herzen leid,
daß solch herrliche Gottesgift
sollte verderben auf der Trift.

So sprach er: „Herr, es ist ein Jammer!
Füllten hier Menschen die Räucherammer
mit Würsten, Schinken und fettem Speck,
so hätten die Schweine doch einen Zweck!
Drum laß dich erbarmen, Herr, durch mein Flehn
und Menschen in diesem Prachtlande erstehn!“
Der Herr erwidert in mildem Sinn:
„O Petre, das lassen wir lieber sin!
Wie diese Eichen, knorrig und stark,
würd's ein Geschlecht von festem Mark;
Anhänglichkeit könnt' es und treuen Dank —
Doch sähest du's schief an, so hätt'st du Zank.
Drum laß frei laufen die Gottesgab!“
Doch Petrus nicht ließ mit Bitten ab.

Der Herr drauf mit dem Fuß anstieß,
was ein Tier auf die Erde fallen ließ.
Da stand vor ihnen, wild anzuschauen,
bereit, mit der Keule drein zu haun,
bedeckt mit dem zottigen Felle des Ur,
ein stämmiger Riese, breitbeiniger Spur.
Und grimmig schnauzte der handfeste Mann
„Wat stötste mi?“ den Herren an.
Der spricht zu Petrus mit ernstem Blick:
„Da hast du's nun! Gehn schnell wir zurück!
Wenn einst die Zeit kommt diesem Geschlecht,
wird es vor allen mir dienen recht.“

Dann segnet er scheidend den neuen Mann,
Der nun Westfalen als Eigen gewann.
Es blüht sein Geschlecht seit dieser Zeit,
erhalte es Gott bis in Ewigkeit!

E. Giesecking.

Zur Förderung des rheinischen Wörterbuchs.

Der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten erbittet die Beteiligung der Volksschullehrer an der Hebung des Sprachschatzes der Volkssprachen in der Rheinprovinz in einem kürzlich erschienenen Erlasse, dem wir folgendes entnehmen: „Die Königliche Akademie der Wissenschaften beabsichtigt den gesamten

Sprachschatz der Volkssprachen in der Rheinprovinz und einigen angrenzenden kleineren Gebieten der Regierungsbezirke Wiesbaden und Arnsberg sammeln und wissenschaftlich bearbeiten zu lassen. Das Werk soll ein würdiges Denkmal der Sprache und des Volkstums der rheinisch-fränkischen Stämme, zugleich aber auch eine der Hauptquellen eines künftigen deutschen Wörterbuchs bilden, in dem die Volkssprachen ebenso zu berücksichtigen sein werden, wie die Gemeinsprache und die Sprache der Literaturdenkmäler. Für dieses bedeutungsvolle Werk würde die Akademie die Unterstützung der Volksschullehrer und -Lehrerinnen von grossem Werte sein. Den Quellen der Volkssprache am nächsten stehend, erscheinen gerade sie vermöge ihrer Berufstätigkeit und bei ihrem Interesse an mundartlichen Studien am ehesten als Mitarbeiter hierbei berufen.“ Weiter wird in dem Erlass darauf hingewiesen, dass es sich für die Lehrer hauptsächlich darum handelt, das mundartliche Sprachgut der verschiedenen Gegenden zu sammeln. Der Minister gibt sich der Hoffnung hin, dass sich die Lehrer und Lehrerinnen in den in Frage kommenden Gebieten mit besonderer Vorliebe dieser Sammeltätigkeit unterziehen und die Förderung des gesamten Werkes überhaupt an ihrem Teile sich gern angelegen sein lassen und sich zu freiwilliger Mitarbeit bei den mit der Leitung der Wörterbucharbeit betrauten Herren Professor Dr. Franck in Bonn, Oberlehrer Dr. Müller in Trier und Oberlehrer Dr. Trense in Rheydt melden werden.

Kürzlich ist auch die erste Nummer des „Anfragen und Mitteilungen zum Rheinischen Wörterbuch“ herausgekommen. Sie sollen zwanglos erscheinen, stehen jedem, der sich für eine Mitarbeit interessiert, gern zur Verfügung und haben den Zweck: einen häufigeren Verkehr der Leitung des Wörterbuches mit den Mitarbeitern zu unterhalten; die Mitarbeiter in ihrer Sammeltätigkeit anzuregen und zu leiten; über Einlieferungen und den Fortschritt des Unternehmens zu berichten und Unklarheiten der Eingänge sowie sonstige Einzelheiten durch Anfragen zu erledigen. Welch reiche Fundquelle diese Blätter bieten, möge die Inhaltsangabe des 20 Seiten starken Heftchens dartun. Es enthält: eine genaue

lexikalische Ausführung des Einzelwortes Pfuhl mit allen seinen Bedeutungen und Anwendungen; die sprachliche Darstellung des Begriffskreises „der menschliche Körper“ und zwar vorerst „das Haar“; Einzelbegriffe: „kleiner Mensch“, „Geiz, geizig, geizen, Geizhals“, „das Messer“, „wie verspottet der Volksmund den Plänemacher, der zu oft das Wörtchen „wenn“ im Munde führt?“ „einen Hund necken, reizen“: zur Sammlung nach grammatischen Gesichtspunkten: „Gattungsnamen männlichen Geschlechts auf -erich“. Von der Reichhaltigkeit dieser einzelnen Abhandlungen kann man sich wohl annähernd einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass darin wohl weit mehr als 600 verschiedene Begriffe, Bedeutungen, Redensarten, Sprichwörter usw. mit genauer phonetischer Aussprachebezeichnung gegeben sind.

Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Der Volksmund. Alte und neue Beiträge zur Volksforschung, herausgegeben von Dr. Friedr. S. Kraufs. Band VII und VIII. Apologe des Bernardino Ochino. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Amrain. Leipzig 1907. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. XXXVI. u. 275 S. 2 Mk.

Wer war Ochino? wird mancher unserer Leser fragen. Er war seinerzeit einer der gefeiertsten Geistlichen Italiens, der dann sein Vaterland wegen seiner reformartorischen Bestrebungen verlassen musste, in der Schweiz zu namhaften Reformatoren, Calvin usw. in Beziehung trat, dann aber einen grossen Teil Deutschlands durchirrte, um ruhmlos in Mähren (aller Wahrscheinlichkeit nach) 1564 zu sterben.

Über den Wert der Apologe des Ochino sagt Amrain treffend in der Vorbemerkung: „Vom kulturhistorischen wie folkloristischen Standpunkte ist es wichtig, alle Äusserungen des Volkes zu kennen, mögen sie dem Ästhetiker behagen oder nicht.“

In den Kreis folkloristischer Betrachtungsweise gehört auch das Volksurteil über das jeweilige Kirchenregiment.

Leibliche und geistige, sinnliche und übersinnliche Interessen **gesellen** sich dabei zum wechselvollen Kräftespiel. Bald **überwiegt** das irdische Interesse des Kirchenregimentes und **muss** sich ätzende Kritik des Laienvolkes gefallen lassen. **Bald** stehen für kurze Zeiten allerdings überirdische Faktoren **im Vordergrunde**.

Die Apologe des Ochino, die in den nachfolgenden Seiten dem Leser geboten werden, enthalten Urteile weiter Volksschichten aus der an inneren und äusseren Widersprüchen so reichen Zeit der reformatorischen Bewegung Italiens im sechzehnten Jahrhundert.“

Sehr viele dieser Erzählungen sind unstreitig echte, alte Volksüberlieferungen, die ursprünglich nicht einmal in einer Verbindung mit der Klerisei und dem Papsttum standen. So manche Geschichte ist wieder aus Ochinos Sammlung ins Volk gedrungen und hat die weiteste Verbreitung erlangt. Ein scharf gepfeffert Humor eignet den meisten dieser zum Teil sehr lustigen Schnurren, die den Ausdruck einer grossen Zeit des Kampfes der Geister bilden. Dieser Streit ist ja noch lange nicht zu Ende, und gerade jetzt in unseren Tagen mutet uns manche Fabel dieses Buches recht modern an.

O. Schell.

Kraufs, Friedr, S., Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Leipzig. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft. 1906. IV und 449 S. 30 Mk. III. Band.

Band I dieses Werkes besprachen wir im II. Bande dieser Zeitschrift, Band II im 3. Bande, S 68 ff.

Der uns jetzt vorliegende 3. Band beweist, dass sich das Jahrbuch immer reicher und vielseitiger entfaltet; immer mehr wächst der Kreis der Mitarbeiter im In- und Auslande; immer klarer tritt der hohe wissenschaftliche Wert dieser Erhebungen auf den verschiedensten Gebieten hervor. Aber diese Wissenschaft befruchtet unmittelbar das praktische Leben, sei es bei der Justiz, der Pädagogik, der Medizin, der Seelsorge usw. Man halte in letzterer Beziehung etwa nur

dazu, was Graf von Hoensbroech in seinem stark verbreiteten Werke über „Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit“, namentlich dem 2. Teile z. B. über die Beichte, Ehe usw. schreibt. Elf gut ausgestattete Tafeln mit Darstellungen der verschiedensten Art erläutern den Inhalt von diesem Bande, dessen wichtigste Kapitelüberschriften lauten: Die Anthropophyteia im Sprachgebrauch der Völker. Beischlafausübungen als Kulthandlung. Die Schwangern und das Neugeborene im Glauben und Brauch der Völker. Reime beim Fensterln aus Steiermark. Magyarische Erotik. Die Jungfräulichkeitsprobe. Erzählungen von Magyaren. Deutsche Bauernerzählungen. Beiträge zur Sprichwörterforschung. Volkswitz in Rätseln. Liebeszauber der Völker. Erotische Volkslieder aus Österreich. Erotische und skatologische Kinder- und Jugendreime aus dem Elsass. Skatologische Inschriften. Die Homosexuellen nach hellenischen Quellen-schriften. Volksglaube und Sexualdelikte. Südslavische Volksüberlieferungen. Phallische Amulette aus Oberösterreich. Die heiligen Gorgone. Vom Büchertisch usw.

Schon diese kurze Übersicht zeigt das immer tiefere Eindringen in alle Zweige des Geschlechtslebens, um zu einem ruhig abwägenden Urteil zu gelangen.

Kraufs sind wir aufrichtigen Dank schuldig für die Inangriffnahme dieses grossen Unternehmens, das in die Tiefen menschlicher Leidenschaften hinabsteigt, um die Höhen ruhiger, vorurteilsloser Reflexion zu ermöglichen. Die Volksforschung erfährt hier eine ausserordentliche Vertiefung. Allerdings müssen wir zugeben, dass unser deutsches Volk, was übrigens eine für seinen Kulturzustand erfreuliche Erscheinung ist, für die Anthropophyteia lange keine so ergiebige Stoffe zu liefern hat, wie die Südslaven, die uns mit ihrer Volksüberlieferung förmlich in eine Urzeit des Menschengeschlechtes zurückversetzen und uns Kult- und Kulturformen zeigen, die in ihrer Ursprünglichkeit beinahe alles übertreffen, was wir bisher anderweitig erfahren konnten. So unsäglich abstossend diese Tatsachen des Völkerlebens auch sind, man muss sie als wissenschaftlich zuverlässig ermittelte Entwicklungsformen kennen und erkennen lernen, um die Anfänge unseres eigenen

Volkstums zu begreifen. Hier kommt jeder Forscher auf seine Rechnung, der Folklorist, der Ethnologe, der Anthropologe, der Jurist, der Mediziner, der Kulturforscher und der Ästhetiker, denn das unverhüllte, unverschönte Volksleben spricht uns an, und wir müssen darauf hören. Mit der Anthropophyteia hebt eine Umwertung bisheriger Schullehren und Lehrmeinungen an. S.

O. Frankl, *Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. u. 17. Jahrhunderts.* Hofmann, Leipzig, 1905 — 140 S. —.

Wenn diese (Wiener) Doktor-Dissertation auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, so bietet sie doch manches, was für die Volkskunde von Interesse ist. Tracht, Sitten und Gebräuche der Juden werden namentlich in den Schwänken der behandelten Zeit verspottet, während der Vorwurf der Hostienschändung und der Benutzung des Christenblutes besonders im Volksliede und Volksbuche wiederkehrt. Sartori.

Kristen Jsäger, *Aus der dänischen Volksmedizin.* S.-A. aus Janus, Archives internationales pour l'histoire de la médecine et la géographie médicale, 1905/1906 — 27 S. —.

Die kleine Schrift gibt einen Überblick über allerlei in Dänemark, namentlich in Jütland gebräuchliche Hausmittel gegen die oft als persönliche Wesen aufgefassten Krankheiten. Besonders ausführlich werden Eiter (Edder) und Dreck (Skarn) als Krankheitserreger und Erde und Feuer als Heilmittel behandelt. Sartori.

R. Wossidlo, *Mecklenburgische Volksüberlieferungen.* 3. Band: Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff, 1906. XIX und 453 S. und 10 S. Anhang mit Melodien.

Es ist für den Volksforscher immer eine besondere Freude, einen neuen Fortschritt dieses schönen Werkes begrüßen zu dürfen. Mit Recht betont der Herausgeber, dass in dem

vorliegendem Bande zum erstenmal in deutschen Landen der Versuch unternommen worden ist, „in dem Ausschnitt einer Landschaft ein umfassendes Bild von dem geistigen Leben einer deutschen Kinderstube zu geben“. Welche Fülle mannigfaltigen, gemütvollen, oft freilich auch recht derben Humors tritt uns hier entgegen. Wie oft wird mit einer lakonischen Wendung der Nagel auf den Kopf getroffen. Beinah unheimlich könnte die unendliche Flut von Scheltwörtern und Drohungen aller Art wirken, aber sie sind nicht so schlimm gemeint, und mancher liebenswürdige Ausdruck warmer und zarter Empfindung hält ihnen die Wage. Und einen besonderen Reiz wieder gewährt es, hier und da auf Reste uralter Vorstellungen und Anschauungen zu stossen, wie sie sich bei so vielen Völkern aus dem Gemeinbesitz in die Kinderstube zurückgezogen haben und hier unter leichter Hülle ein unausrottbares Dasein fristen. Möchte der hochverdiente Sammler und Herausgeber nicht müde werden in weiterer Tätigkeit; es wird ihm vielleicht an Lohn, aber niemals an Dank fehlen.

Sartori.

Fritze, E. Dorfbilder. Mit 50 Abbildungen und einer Übersichtskarte. Meiningen 1906. Brückner & Renner. 100 S. gr. 8° (a. u. d. T.: Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums, herausgegeben von dem Hennebergischen altertumsforschenden Verein in Meiningen. 20. Lieferung).

Im Thüringischen zeigt eine grössere Anzahl Dorfkirchen die Eigentümlichkeit, sich inmitten einer vollkommenen Befestigungsanlage zu befinden, die auf vielen Stellen noch heute deutlich hervortritt und dem ganzen Kirchenbilde, wie die Abbildungen zeigen, ein eigentümliches Gepräge verleihen. Der Verfasser gibt im ersten Teile seines Werkes eine zusammenfassende Darstellung dieser sogenannten Wehrkirchen mit ihren Befestigungswerken, wie Türmen, Ringmauern, Bastionen usw. und was als nicht unwesentlich bemerkt werden mag, mit ihren an die Festungsmauern gelehnten Vorratskammern der Bauern. Im zweiten Teile behandelt der Verfasser die Flurteilung, wie sie für verschiedene andere Gegenden ja schon vorliegt. Auch ganze Dörfer mit voll-

kommener Befestigungsanlage sind in dieser Gegend vorhanden, obwohl jüngerer Datums als die erste Art der Befestigungen.

Wehrhan.

Heilig, O. Die Ortsnamen des Grossherzogtums Baden. Ein Beitrag zur Heimatskunde. Karlsruhe, Friedrich Gutsch. (1906) X und 156 S. 8°. 3.— M., gebunden 3.60 M.

In erster Linie ist vorliegendes Werk für Baden selbst verfasst und wichtig, aber es geht in seiner Bedeutung auch über die Grenzen des Landes hinaus. An und für sich bildet ja die Behandlung der Ortsnamen bis zu einem gewissen Grade auch ein Gebiet der Volkskunde, besonders aber, wenn es in einer so gemein fasslichen Weise geschieht, wie es der Verfasser hier getan hat, S. 3 bis 88 behandeln Wesen und Ableitung der Ortsnamen, S. 89 bis 106 ihre sprachliche Entwicklung und S. 107 bis 133 das Volkstümliche derselben, nämlich die Namensagen (Volksetymologien) und die Ortsneckereien. Die folgenden Seiten enthalten eingehende Register. Namentlich sind die zusammenhängenden Mitteilungen über Ortsneckereien für vergleichende Arbeiten sehr wesentlich.

Wehrhan.

Seyffert, Oskar. Von der Wiege bis zum Grabe. Ein Beitrag zur sächsischen Volkskunst. Im Auftrage des Vereins für sächsische Volkskunde herausgegeben. 73 Tafeln in Bunt- und Schwarzdruck. Wien. Gerlach & Wiedling (1906).

Mit einem hervorragenden Werke hat der Verein für sächsische Volkskunde, der unter den deutschen Vereinen berechtigtes Ansehen geniesst, die Literatur für die Volkskunde vermehrt. Von all den köstlichen Schätzen, die er in seinem Museum seit Jahren gesammelt, die aber naturgemäss nur dem geringeren Teile der Interessenten dienen können, ist eine gute Auswahl getroffen und in herrlichen Reproduktionen einem weiteren Kreise zugänglich gemacht worden. Die Tafeln oder vielmehr die Bilder sprechen für sich und schon darum hat man dem Ganzen nur knapp 6 Seiten Text beigegeben. Wenn sich auch in der Beschränkung der Meister zeigt, so hätten wir doch etwas mehr an erklärenden

und leitenden Worten gewünscht. Die Bilder und Tafeln bringen in abwechslungsreicher Folge alles, was die volkstümliche Kunst hervorgebracht und womit sie das Heim geschmückt hat, also z. B. Wiegen, Truhen, Spielzeuge, Kinderwagen, Zinnsoldaten, Leuchter, Schränke, Schützensvögel, Puppen, Kostümfigürchen, Marionettenfiguren, Tücher, Teller, Töpfe, Hauben, Schmuckgegenstände, Spitzen, Bettladen, Uhren, Bilder, Öfen, Körbe, Schachteln, Krüge, Stühle, Spinnräder, Webgeräte, Kreuzifixe. Alle Gegenstände sind sächsischer Herkunft oder haben sich doch in Sachsen und seinen Grenzgebieten Heimatrechte erworben, auch ist das rein Volkskundliche bevorzugt und das Kunstgewerbliche tunlichst ausgeschaltet worden. Wenn auch der Zweck und Wert des Werkes nicht in wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern in künstlerischer Anregung liegen soll, so ist es doch für den Volksforscher ungemein wertvoll, an Hand dieses anschaulichen Werkes genaue Vergleiche mit anderen Gegenden anstellen zu können. Die Gegenstände, welche den gebrachten Abbildungen zugrunde liegen, entstammen dem 16. bis 19. Jahrhundert.

Wehrhan.

Hellwig, Albert. Der kriminelle Aberglaube in seiner Bedeutung für die gerichtliche Medizin. S.-A. aus der Ärztlichen Sachverständigen Zeitung hrsg. v. Leppmann, Berlin 1906 Nr. 16 ff. 55 S. 8°.

Der auch unsern Lesern nicht mehr unbekanntere Verfasser überrascht in vorstehend bezeichneter Arbeit durch die Darstellung einer geradezu staunenswerten Fülle von Material zum kriminellen Aberglauben, um mit den noch heute bei der Rechtsprechung praktisch werdenden Fällen bekannt zu machen. Sind die Ausführungen auch in erster Linie für diesen Zweck, d. h. zur Aufklärung bei vorkommenden Gelegenheiten der gerichtlichen Praxis bestimmt, so erregen sie doch auch in nicht geringem Masse das Interesse jedes Volkswissenschaftlers. Da sieht man, wie tief gewisse Anschauungen im Volksleben wurzeln, wie geradezu entsetzliche Vorkommnisse heute noch nicht ausgestorben sind. (Leichenschändungen, Körperverletzungen und Mordtaten zu Heil- oder Zauber-

zwecken.) Leider können wir hier nicht im einzelnen auf **den umfangreichen Stoff** eingehen, der zum tieferen Verständnis **nicht nur dem Fachmann erwünscht ist, nein, den jeder Gebildete zur Aufklärung und Belehrung freudig begrüßen wird.**

Wehrhan.

Viebig, Clara. Simson und Delila Eine Novelle. **Mit der Dichterin Bildnis und Faksimile, sowie einer Einleitung von Ludwig Schröder.** Leipzig, Max Hesse. 127 S. kl. 8°. Preis geb. 0,80 Mk., Geschenkband 1,50 Mk.

Durch die Neuauflage dieser Novelle hat sich der Verlag **unstreitig ein Verdienst erworben: sie ist in der durch sorgfältige Auslese der Werke sich auszeichnenden, hübsche Ausstattung mit billigen Preisen verbindenden Volksbücherei erschienen und wird hoffentlich in weiten Kreisen Anklang finden.** Clara Viebig ist ja längst bekannt als Schriftstellerin von Ruf, als Darstellerin packender Charaktere, als feine Beobachterin des Volkslebens, in das sie uns auch durch die vorliegende Novelle einführt. Wie manche ihrer Erzählungen, versetzt uns auch Simson und Delila in die Eifel, wir spüren beim Lesen den naturwüchsigen Zug der Bewohner, wir lernen ihr kümmerliches Leben, ihre alten Gewohnheiten kennen, selbst ihre Mundart in trefflichen Ausdrücken. Die Handlung ist einfach: ein Mädchen überliefert schliesslich ihren Geliebten dem Gericht, weil ihre Geldgier grösser wird als ihre Liebe: aber die Entwicklung der Handlung bis zu diesem tragischen Schluss, die stetige Steigerung in dem Aufrollen der Charakterzüge der Hauptpersonen zusammen mit der Darstellung der stimmungsvollen Umgebung des Schauplatzes und der Nebenumstände — alles das konnte so lebenswahr nur eine Tochter der Eifel darstellen. Unsere Leser werden von dem schönen Werke unseres Vereinsmitgliedes sicherlich befriedigt sein.


Wehrhan.

Schoof, Wilhelm. Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. II. Das französische Fremdwort in der Schwälmer Mundart. Eine grammatisch-

lexikalische Studie. (S.-A. aus der Zeitschrift für deutsche Mundarten 1906 Heft 1—4.) 74 S. 8°.

Wenn der Verfasser in erster Linie auch das französische Fremdwort, soweit es in der Schwälmer Mundart vorkommt, behandelt hat, so bleibt die umfassende Arbeit doch nicht in diesem landschaftlich begrenzten Rahmen stehen, wir finden vielmehr eine Reihe von Fremdwörtern, die vielleicht in allen oder doch vielen deutschen Mundarten gekannt sind, und insofern schon kann jeder Mundartforscher die vorliegende Abhandlung zur Ergänzung und Klärung seiner eigenen Untersuchungen auf diesem Gebiete fruchtbringend heranziehen. Aber wertvoller ist die methodische Behandlung des Stoffes durch den Verfasser, der die bisherige trockene Art der lexikalischen Auffassung verlassen und frisch und erfolgreich die Eigenart des Stoffes dargestellt hat. Zwar fehlt auch das Fremdwörterverzeichnis nicht, aber daneben finden wir die Anordnung des Fremdwörterschatzes nach Sachgebieten, etwas über die Betonung der Fremdwörter und vor allem die eingehende Darstellung der Lautlehre, der Flexionslehre und der Wortbildung, wobei auch die Volksetymologie zu ihrem Rechte kommt. Als Einleitung gibt der Verfasser die einschlägige Literatur der deutschen Fremdwortforschung und eine kurze Geschichte des französischen Fremdwortes in Hessen und in seinem speziellen Forschungsgebiete. Es wäre sehr erwünscht, wenn durch diese Arbeit die Anregung zu einer gleichen Behandlung des französischen Fremdwortes in den verschiedenen Gegenden unseres Vereinsgebietes gegeben würde.

Wehrhan.

 **Generalversammlung:** Sonntag, 7. Juli, mittags 12 Uhr in Münster i. Westf. im Hotel Kaiserhof, Bahnhofstrasse 45/46, in nächster Nähe des Bahnhofs.

Tagesordnung: 1. Jahresbericht. 2. Rechnungsablage, 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Vortrag.

Um zahlreiches Erscheinen wird dringend ersucht.

Der Vorstand.



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Kurpfuscherei im alten Churfürstentum Trier. Von Dr. Theodor Witry (Trier)	Seite 81
„Himmelsbriefe“ aus Lippe und Westfalen. Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M.	„ 94
Ein Himmelsbrief. Mitgeteilt von Karl Hartnack	„ 102
Die Beziehungen zwischen Mensch und Tier im niederdeutschen Volksmunde der westfälischen Mark. Von Karl Prümer	„ 105
Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Von Paul Sartori. IV. Geburt, Taufe, Kindheit, Konfirmation	„ 110
Der Aberglaube auf dem Hunsrück. Von Helene Pagés, Boppard	„ 116
Erdgeistersagen im Salkant und in Limburg. Von Franz Kapell, Eschweiler a. d. Inde	„ 123
Aus dem Sagenschatz der Vordereifel. Von Th. Ehrlich, Sayn	„ 129
Das bergische Waldbeerlied. Von Prof. Dr. Fassbender	„ 132
Wieviel Hörner hat der Bock? Wieviel Finger stehn? Ein Beitrag zum Kinderspiel von Dr. Jos. Müller	„ 137
Ein Brief Hebels. Von Paul Sartori	„ 139
Ein Sühnevertrag wegen Totschlags aus dem Jahre 1602. Ein Beitrag zur Entwicklung des Rechtsbewusstseins im Volke. Von K. Wehrhan, Frankfurt	„ 141

Kleinere Mitteilungen:

Alte Schützengebräuche. Von S.	Seite 144
Vom Phaltsermännchen. Von J. Schreiber, Trier	„ 147
Tschoper Männen. Sage von Dudeldorf. Von Demselben	„ 147
Der Westfalen Ursprung. Legende. Von E. Gieseking	„ 148
Zur Förderung des rheinischen Wörterbuchs. Von Wehrhan	„ 150

Berichte und Bücherschau:

Der Volksmund. Alte und neue Beiträge zur Volksforschung, herausgegeben von Dr. Friedr. S. Krauls. Von O. Schell	Seite 152
Kraufs, Friedr. S., Anthropophyteia. Von S.	„ 153
O. Frankl, Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Von Sartori	„ 155
Kristen Jsäger, Aus der dänischen Volksmedizin. Von Sartori	„ 155
R. Wossido, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Von Sartori	„ 155
Fritze, E., Dorfbilder. Von Wehrhan	„ 156
Heilig, O., Die Ortsnamen des Grossherzogtums Baden. Von Wehrhan	„ 157
Seyffert, Oskar, Von der Wiege bis zum Grabe. Von Wehrhan	„ 157
Hellwig, Albert, Der kriminelle Aberglaube in seiner Bedeutung für die gerichtliche Medizin. Von Wehrhan	„ 158
Viebig, Clara, Simson und Delifa. Eine Novelle. Von Wehrhan	„ 159
Schoof, Willh., Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. II. Das französische Fremdwort in der Schwälmer Mundart. Von Wehrhan	„ 159
Generalversammlung	„ 160

Diesem Hefte liegt ein Prospekt von C. Braselmann-Eupen bei, worauf wir noch besonders empfehlend hinweisen.

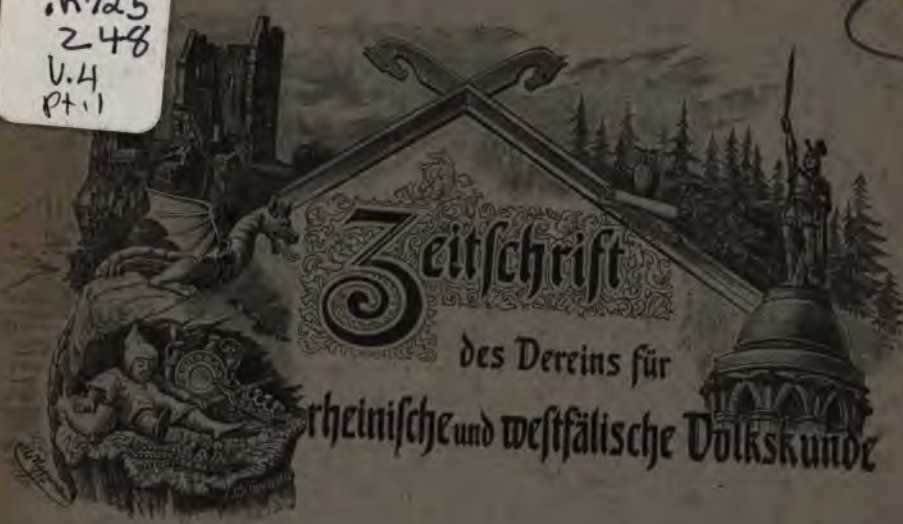
Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.





DD
801
.R725
Z48
V.4
Pt.1



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

A. Frümer, Münster i. W., Prof. P. Sartori, Dortmund,
D. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

4. Jahrgang
1903

Erstes Heft



Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttemann, S. m. b. H.
(vorm. Baedeker'sche Buchdruckerei)

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 8 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.00 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.





Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Frümer, Münster i. W., Prof. F. Sartori, Dortmund,
D. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

4. Jahrgang

1907



Elberfeld.

Verlagsgesellschaft und Verlagshandlung A. Martini & Grüttesien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

John

Inhaltsverzeichnis des 4. Jahrgangs.

	Seite
Abhandlungen und grössere Mitteilungen.	
Ballas †, Alte Hausinschriften in Linz und Unkel	216—217
Ehrlich, Th., Aus dem Sagenschatz der Vordereifel	129—132
Fassbender, Einige Burscheider Lieder und anderes	58—62
— Das bergische Waldbeerlied	132—137
— Trüel, Kauet, Nüze, knöezen	203—206
Hartnack, Karl, Ein Himmelsbrief	102—104
Hüser, B., Zur Geschichte der weltlichen Kindtauffeier in Warburg	31—44
— Aus dem Zunftleben	241—267
Kapell, Franz, Erdgeistersagen im Selfkant und in Limburg	123—128
Kentenich, G., Fränkische Weihegaben des 9. Jahrhunderts	206—208
Kreuzberg, P. J., Kinderspiele an der unteren Agger	44—58
Löffler, Kl., Justus Lipsius und die Westfalen	161—171
Müller, Jos., Wieviel Hörner hat der Bock? Wieviel Finger stehn? Ein Beitrag zum Kinderspiel	137—139
— Beitrag zur Geschichte der Mädchen- oder Mailehn	208—211
— Bastlösesprüche	211—216
Niessen, Heinr., Die Mädchen- oder Mailehen (vgl. auch S. 230)	62—67
Pagés, Helene, Der Aberglaube auf dem Hunsrück	116—123
Prümer, Karl, Die Beziehungen zwischen Mensch und Tier im niederdeutschen Volksmunde der westfälischen Mark	105—109
Sartori, Paul, Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden:	
III. Tage und Festzeiten des Jahres	1—31
IV. Geburt, Taufe, Kindheit, Konfirmation	110—116
V. Hochzeit	171—198
VI. Tod und Begräbnis	268—286
— Ein Brief Hebels	139—141
Schell, Otto, Der Herd und das Herdfeuer im Glauben und Brauch des Bergischen Volkes	286—300
Wehrhan, Karl, Himmelsbriefe aus Lippe und Westfalen	94—101
— Ein Sühnevertrag wegen Totschlags aus dem Jahre 1602. Ein Beitrag zur Entwicklung des Rechtsbewusstseins im Volke	141—144
— Zur Geschichte und zur Verbreitung des Ausdrucks: „die Franzosen haben“	198—203
Witry, Theodor, Kurpfuscherei im alten Churfürstentum Trier	81—95

Kleinere Mitteilungen.	Seite
Fermum. Einige Rätsel aus der Soester Börde	221
Gieseking, E., Der Westfalen Ursprung (Sage)	148
Mayer, J., Der Karline-Mann (Sage)	219
Oeke, Wilhelm, Besprechungen (Segen)	222
— Von Werwölfen und Irrlichtern	223
Sander, Alte Schützenbräuche in Hünxe	144
Schell, O., Die Verehrung der Quellen und Brunnen in Deutschland. Umfrage	224
Schreiber, J., De Wederglok (Gewitterglocke) zu Denereu (Sage)	67
— Vom Phaltsermächen (Sage)	147
— Tschoper Mächen (Sage)	147
— Das Pestflämmchen (Sage)	218
— Das goldene Kalb zu Pfalzkyll (Sage)	219
Wehrhan, Karl, Zum kriminellen Aberglauben	68
— Zur Förderung des rheinischen Wörterbuchs	150
— Ausstellung von Volkstrachten im Kreise Minden	224
— Ausschankzeichen	225
— Schnatgang in Salzuflen	226
— Die Wünschelrute im Siegerlande und in Lippe	227
— Volksspruch aus der Eifel	228
— Symbolik bei Besitzübernahme	229
— Pfefferkuchen am Christabend im 16. Jahrhundert	230
— Volkstümliche Heilmittel gegen Gelbsucht	230
— Gegen das Wiederkommen Verstorbener	231
— Mittel gegen Epilepsie	231
— Heilmittel gegen Asthma	232
— Aberglauben betr. Kröten und Unken	232
— Heilmittel gegen Halskrankheiten	232
— Eine Verwünschung	232
— Heilmittel gegen Warzen	301
— Heilmittel gegen die Abzehrung	301
— Ein Heilmittel gegen Geschwüre, vereiterte Wunden, Rose u. dergl.	301
— Heilmittel gegen Gicht und Rheumatismus	301
— Schlachtfest	302

Berichte.

Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde	160. 237
--	----------

Bücherschau.

Beiträge zur Heimatkunde des Regierungsbezirks Osnabrück. I. Kreis Lingen. S. 79. — W. Crone, Noa un up den verden Nedersassendag. S. 233. — O. Franke, Der Jude in den deutschen Dichtungen des 15.,	
---	--

IV

16. und 17. Jahrhunderts. S. 155. — A. Freybe, Grabschriften für den christlichen Friedhof. S. 236. — E. Fritze, Dorfbilder. S. 156. — Fritz Halbach, Romerike Berge. S. 236. — O. Heilig, Die Ortsnamen des Grossherzogtums Baden. S. 157. — Albert Hellwig, Der kriminelle Aberglaube in seiner Bedeutung für die gerichtliche Medizin. S. 158. — Karl Hennings, Sagen und Erzählungen . . . aus dem hannoverschen Wendlande. S. 237. — Katalog der Kölner Stadtbibliothek. S. 302. — Friedr. S. Kraufs, Anthropophyteia. S. 68. 153. — Friedr. S. Kraufs, Der Volksmund. Alte und neue Forschungen zur Volkskunde. S. 70. 152. — Kristen Jsäger, Aus der dänischen Volksmedizin. S. 155. — Leben, Meinungen und Wirken der Witwe Himmlisch. S. 233. — Julius Leithaeuser, Tiernamen im [bergischen] Volksmunde. S. 237. — Wilhelm Lennemann, Aus Bauernlanden. S. 76. — Karl Mühlke, Von nordischer Volkskunst. S. 235. — J. Müller-Suderberg, Wat an'n Heidweg blöht. S. 76. — J. Müller-Suderberg, Singen und Sagen. S. 76. — C. Munzel, Lustig un Ernst. S. 76. — Hans Ostwald, Lieder aus dem Rinnstein. S. 78. — Karl Prümer, Unter der alten Linde. S. 76. — Ernst Rudorff, Heimatschutz. S. 79. — Georg Ruseler, Der Wunderborn. S. 76. — Otto Schell, Bergischer Volkshumor. S. 302. — Wilhelm Schoof, Das französische Fremdwort in der Schwälmer Mundart. S. 159. — Oskar Seyffert, Von der Wiege bis zum Grabe. Ein Beitrag zur sächsischen Volkskunst. S. 157. — M. L. Sunder, Jbberbürener Sagen und Geschichten. S. 234. — Wilhelm Uhlmann-Bixterheide, Zeit- und Wanderbilder aus Mark und Süderland. S. 234. — Clara Viebig, Simson und Delila. S. 159. — Friedrich Wieggershaus, Ausfahrt. S. 76. — R. Wossidlo, [Mecklenburgische] Kinderwartung und Kinderzucht. S. 155.

Namen- und Sachregister Seite 305—314
Mitgliederverzeichnis „ 315—327

Im vorjährigen Inhaltsverzeichnis bitten wir unter den Abhandlungen nachzutragen: Otto Schell, Liebeszauber und Liebesorakel im Bergischen. S. 60—66.

Verein für rheinische und westfälische Volkskunde.

Der Verein für rheinische und westfälische Volkskunde darf im ganzen mit Befriedigung auf seine bisherige Wirksamkeit zurückblicken. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Männern und auch Frauen, denen das Volkstum der Heimat am Herzen liegt, hat sich ihm angeschlossen. Seine Zeitschrift, auf die er zunächst das Hauptgewicht legen will, hat Anerkennung gefunden, weil eine Schar tüchtiger und kundiger Mitarbeiter sich selbstlos und arbeitsfreudig in ihren Dienst gestellt hat.

Aber um den Zielen, die der Verein sich gesteckt hat, auch nur näher zu kommen, ist noch viel mehr Teilnahme und Tätigkeit erforderlich.

Die Unterzeichneten richten daher an alle bisherigen Mitglieder die dringende Bitte, so weit es ihnen möglich ist, für den Verein zu werben und ihm neue Freunde zuzuführen. Nichts hilft kräftiger als persönliche Anregung. Sie wenden sich ferner aber an jedermann, der ein Herz hat für heimische Sitte und Art, und fordern von neuem zum Beitritt und zu eifrigem Sammeln und Retten auf, damit das Schöne, Ursprüngliche und Eigenartige, das uns die Vorzeit überliefert hat, wenn es noch lebenskräftig ist, erhalten, wenn es seinen Dienst getan und seine Zeit erfüllt hat, wenigstens in dankbarer Erinnerung aufbewahrt bleibe.

Um was es sich dabei handelt, ist genauer angegeben in einem Fragebogen über die Gebiete der Volkskunde in Heft I Seite 3—5 des Jahrgangs 1904 unserer Zeitschrift; hier mögen nur einzelne Gruppen daraus folgen:

Dorf-, Hof- und Hausanlage; Flurteilung; Tracht, Schmuck; Speisen und Getränke nach Namen, Art und Gebrauch.

Sitte und Brauch an bestimmten Tagen, Zeiten und Festen des Jahres (Neujahr, Martini, Johanni, Maitag, Kirchweih usw.).

Sitte und Brauch bei bestimmten Arbeiten im Hause und auf dem Felde (Ernte-, Haushebungs-, Schlachtfest-, Handwerker-, alte Rechts- u. a. Bräuche usw.).

Sitte und Brauch im Familienleben (Geburt, Hochzeit, Tod, Namenstag usw.). Aberglaube, Volksmedizin, Besprechen der Krankheiten usw.

Sagen, Märchen, Legenden, Gespenster, Schwänke, Ortsneckereien, Sprichwörter, Redensarten, Rätsel, Inschriften, Kinderlieder, Reime, Sprachscherze, Volkslieder, Orts-, Flur- u. a. Namen; Mitteilungen jeder Art über Mundart usw.

Das Gebiet ist also gross und daher die Mitarbeit aus den weitesten Kreisen erwünscht. Den Mittelpunkt unserer Bestrebungen bildet die Zeitschrift, deren freie Zusendung für den Jahresbeitrag von 3 Mk. erfolgt (Bibliotheken bei direktem Bezuge ebenfalls 3 Mk.; im Buchhandel bezogen kostet die Zeitschrift 5 Mk., die fast vergriffenen früheren Jahrgänge werden an Mitglieder zu einem Preise von je 6 Mk., im Buchhandel zu je 8 Mk. abgegeben). Die Zeitschrift erscheint jährlich in 4 starken Heften zu je ca. 80 Seiten und hat in volkskundlichen Kreisen auch weit über die Grenzen unseres Gebietes hinaus warme Anerkennung gefunden.

Anmeldungen wolle man gefl. an einen der vier erstgenannten Herren des Vorstandes richten oder an den Verlag Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttefien, Elberfeld, Herzogstrasse 33.

Der Vorstand des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde

1. Vorsitzender: Prof. Paul Sartori, Dortmund. 2. Vorsitzender: Universitäts-Professor Dr. A. Wiedemann, Bonn. Schriftführer: O. Schell, Lehrer und Bibliothekar, Elberfeld, und K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M. Kassierer: O. Grüttefien, Elberfeld. Beisitzer: Prof. Dr. Bahlmann, Kgl. Ober-Bibliothekar, Münster i. W.; Univers.-Prof. J. Frank, Bonn; Lehrer Jäger, Elberfeld; Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.; Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Bonn; Reg.- u. Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg; Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.; Rektor C. Rademacher, Köln; Oberlehr. Dr. P. Trense, Rheydt; Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld; Oberlehrer Dr. A. Wrede, Köln.

Inhaltsverzeichnis 1. Jahrgang 1904. Seite

Geleitwort	1—2
Abhandlungen.	
Dirksen, K. †, Volksmedizin am Niederrhein 89—103.	198—207
Hüttenbach, Freiherr Lochner von, Zur Grammatik des Elten-Emmericher Platt	126—131
Jostes, Dr. Franz, Univ.-Professor, Roland in Schimpf und Ernst. (Mit 6 Abbildungen)	6—36
Müller, Dr. Jos., Die Präganz d. Ausdrücke d. Tadels und Unwillens in den rheinischen Mundarten	103—120
— Lockrufe für Tiere, aus dem Siebengebirge	207—210
— Rheinische Schilda	250—283
Prümer, Karl, Das Bauernhaus auf dem Hellwege	169—175
Rademacher, C., Fastnachtsbräuche. I. Teil. Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtszeit in Lied und Brauch	120—126. 189—197
Sartori, Paul, Professor, Todansagen	36—54
Schell, O., Beiträge zum Baumkultus im Bergischen	55—65
— Bergische Gebäckbrote	210—275
Wehrhan, K., Die Gebiete der Volkskunde	3—5
— Ein Detmolder Tierprozess von 1644 und die Bedeutung des Tierprozesses überhaupt	65—77
— Kinderlied und Kinderspiel	175—189
Wierz, Christ., Leuscheider Aaschlääg	283—293
Zender, Jakob, Der Gruss u. seine Formen in der Eifel	293—300
Grössere und kleinere Mitteilungen.	
Bethany, M., Ärzte, Krankheiten und deren Heilung nach Cäsarius von Heisterbach	154—158
Busch, P. J., Volksgebräuche in der Eifel	137—145
Clément, Rud., Ein Martinsabend in Düsseldorf	131—137
Gierlichs, Hubert, Das alte Eifeler Bauernhaus	145—150
Hackland, E., Et kruse Bömken	159
Höns, H., van, Aus Hünxe a. d. Lippe (Rheinl.): Nejohr. Dat Holleien. Dat Schöngelbrot. Die „Tubaat“	79—83
Laven, Ph., Zwei Gedichte in trierischer Mundart	233—234
Oeke, Wilhelm, Werwolfgeschichten	160—161
— Der Schatz bei der Linde	161—162
— Volksrätsel	235
— Die verzauberten Hasen	236
— Wie ein Irrlicht aussieht	237
— Wie der arme Mann zu Gelde kam	302—303
Prümer, K., Volksweisheit aus der westfälischen Mark	77—79
Rademacher, C., Fastnachtsbräuche. Eine Umfrage.	162—164
Sartori, Paul, Prof., Volkssegen aus Westfalen 151—154.	300—302
— Volksmedizin und Besprechungen aus Westfalen	215—220
Schell, O., Zwei Sagen aus Burg Ockenfels	158—159
— Einige Bemerkungen über die Zitrone im Glauben und Brauch des Volkes	220—226
Wehrhan, K., Miscellen	231—233
Zender, J., Fragebogen zur Sammlung der in der Eifel über das Kind verbreiteten Sitten u. Gebräuche	226—230
— Rheinische Haus- und Eigentumsmarken	237—239

Inhaltsverzeichnis 2. Jahrgang 1905. Seite

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.	
Ehrlich, Theodor, Drei Eifeler Volksgebräuche	127—141
Gierlichs, Hubert, Das altsächsische Bauernhaus in der Umgegend von Gladbach	312—314
Höfler, Dr. M., Burkart von Halberstadt	158. 159. 336
Kreuzberg, P. J., Das Brückenspiel in der Rheinprovinz	149—156
Lagemann, Das Artländer Trachtentfest (Mit 11 Abb.)	257—277
Markgraf, Lic. theol., Die Nachbarschaften und ihre Geschichte	238—242
Massing, Franz, Volkstümliches von Nahe und Blies	141—149

Müller, Dr. Jos., Schalwaari zür Volksjustiz aus	1
— Das Zauberer- u. Hexen	2
Prümer, Karl, Westfälische	3
— Ueber westf.-niederde	4
— und Wort	5
Sartori, Paul, Professor, Hex	6
— Umgegend von Dortm	7
Trense, Dr. Paul, Aufruf zur	8
— des Sprachschatzes der	9
— (Buchstabe b ist hier	10
Wehrhan, K., Lippische Kin	11
Weimann, Zaubersprüche u. K	12
Wolf, Theodor †, Volksglau	13
— an der oberen Nahe	14
Zender, Jakob, Tiere u. Pflanz	15
— Ein Beitrag zur Volksk	16
— der Vordereifel	17

Kleinere

Becker, Eugen, Waldbeerlie	18
— Heiratsgeschenk	19
Ehrlich, Theodor, Rattenfän	20
— Der ewige Jäger von	21
Fassbender, Dr., Der Kräme	22
Foyen, M., Einige Sitten u. G	23
— in der Eifel	24
— Einige volkstümliche I	25
Hartnack, Karl, Zum Artike	26
Heck, K., Volkstümliches au	27
Krebs, A., Nikläschen, net	28
Müller, Dr. Jos., Zum Artike	29
— Zwei Sagen über d. Mis	30
Oeke, Wilhelm, Die Geschicht	31
— Auf der Reise	32
— Faulenzerreim	33
Sander, H., Verschiedene V	34
Schell, O., Westfälische Sag	35
— Hexen zu erkennen	36
— Totengebräuche	37
— Die Tage der Woche	38
— Geschenke	39
Schwander, Rommesdöppel	40
Wehrhan, K., Zur Bibliogra	41
— westfälischen Volksk	42
— Hexenberge	43
— Aberglaube bez. Kom	44
— Aberglaube bez. Alta	45
— Aberglaube bez. Brun	46
— Ausrufen der Maipaan	47
— Alte Klosterbräuche	48
Zender, Jakob, da sbürk	49

Inhaltsverzeichnis

Abhandlungen und

Blümml, E. K., Das Volkslied	50
— ich leben werde“. I	51
— historische Studie	52
Ehrlich, Theodor, Aus dem St	53
— (Erzählungen aus Vol	54
— Mittelrheinische Gebi	55
Esser, Volksetymologie und	56
Fassbender, Das Burscheide	57
Höfler, M., Peters-Kuchen	58
Hüser, Einiges über Schauspi	59
— in Warburg in vergar	60
Ihren, Heinr. v. d., Eifeler Spi	61
Kemp, Jakob, Zur Geschich	62

ewari. Ein Beitrag	Seite
argegenden	156—157
Nattenheim i. d. Eifel	309—312
stbräuche	159—160
Eigenart in Schrift	235. 238
nd Werwölfe in der	82—87
lung und Erhaltung	
in.-fränk. Mundarten	
ikalisch bearbeitet)	1—53
eder	55—73. 98—127
reime a. d. Hellwege	73—81
und Volksgebräuche	177—210. 277—309
Eifeler Volksmunde.	
u. Mundartforschung	210—234
tteilungen.	
	248
	316
in der Eifel	91—92
schpochten	247—248
schel	244—246
suche a. Blankenheim	
	87—90
ensarten a. d. Kr. Daun	167
Gebildbrote“	160—161
ngermund	166
kreiste. Eine Sage	315—316
Gebildbrote“	161—126
nuch geheiligter Dinge	242—244
em Klugen u. Dummen	162—164
	164—165
	317
arzneimittel	246—247
	90—91
	167
	167. 249
	317
	318
	248
der rheinischen und	
	54—55
	167
iongefäße	167
enzen	168
bei Altena	249
	317
	317
	92—93
3. Jahrgang 1906.	Seite
grössere Mitteilungen.	
ch liebe dich, so lang	
literar- und musik-	
	177—190
eschätze d. Vordereifel	
(mund)	55—59
rote	159—161
ngskunde	78—79
ngstlied und anderes	131—138
	161—164
u. Volksbelastigungen	
ner Zeit	216—221
hwörter u. Redensarten	151—159
der Kölner Fastnacht	241—272

Kapell, Franz, Volksgebräuche in der Karwoche und um Ostern an Rur und Maas	Seite
	146—151
— Schildbürgerstückch. u. Ortsneckereien i. Selfkant	190—200
Ley, K. J., Zur Bedeutung d. Wörter raitmeister, hauberg und jahn im Siegerlande	97—109
Lochner von Hüttenbach, Kinderlieder aus Elten	221—225
Markgraf, Lic. theol., Mutter und Kind in den Weistümern des Mosellandes	118—124
Michel, Gustav, Brautkrönchen aus der Gegend v. Trier. (Mit 2 Abbildungen)	39—44
Pessler, Willi, Das altsächsische Bauernhaus in der Rheinprovinz. (Mit Abbildungen)	272—282
Prümer, Karl, Altdortmunder Gebildbrot und Gebäck	49—54
Sander, Hermann, Kinderlieder und Kinderspiele aus Hünxe bei Wesel	109—118
Sartori, Paul, Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden:	
I. Hexen, Werwölfe u. a. dämonische Gestalten	200—210
II. Sagen	289—300
Schell, O., Das bergische Haus und seine Zukunft	282—289
Schönhoff, H., Hundert emsländische Pflanzennamen	124—131
Schreiber, J., Die Wollindustrie zu Dudeldorf	210—216
Wehrhan, K., Lippische Kinderlieder (Fortsetzung aus Jahrgang II)	66—78
Weidenbach, St., Sagen und Geschichten von Mesenich an der Mosel	138—146
Weimann, Der Naunenbaum	45—49
Wiedemann, Alfred, Mumie als Heilmittel	1—38

Kleinere Mitteilungen.

Ehrlich, Theodor, Der unglückbringende Hase	87
— Volksrätsel (mündlich aus der Eifel)	226
Gans, Oskar, Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben (aus Krefeld)	231
Gieseking, E., De giftige Wörm oder Wie de Rehbörger tau ner Grafft kamen sünd (Hagenburger Mundart)	168
Hellwig, Albert, Umfrage über kriminellen Aberglauben (vgl. S. 229)	87
Klein, J. H., Volkssprache. Plattdeutsche Aussprüche der Gegend der Niederwupper	228
Kreuzberg, Fastnachtsbräuche in Prüm	171
— Michelsfeuer in Prüm	227
Mayer, Joseph, Der hölzerne Jäger	300
Löcher, Georg, Drei Erzählungen aus Volksmund. Aus der Koblenzer Gegend	165
Müller, Jos., Das Furren. Ein Namenstagsbrauch aus dem Siebengebirge	83
— Schäälens Zacheies	85
— Die Pek. Aus dem Siebengebirge	86
Oeke, Wilh., Ein Kuhhirtenreim und ein Schäferreim	89
— Der verlorene Sohn (mündlich aus dem Rietbergschen)	166
Prümer, Karl, Westfälische Osterbräuche	80
— Westfälischer Aberglauben (Freien und Hochzeit)	81
— Ein Beitrag zur „Kindtaufe in Westfalen“	82
Schell, O., Symbole bei Verkäufen	90
— Der Strohwich als Bierwich	90
— Spruch, um rechtzeitig aufzuwachen	90
Speth, J. u. Synann, Zur Umfrage üb. kriminellen Aberglauben	230
Wehrhan, K., Brauch, um Gesinde treu zu machen	90
— Erkennung einer Hexe	90
— Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben	229
— Mittel gegen Schwindsucht und Krebs	231
— Mittel gegen Warzen	231
— Heilmittel gegen die sogen. Abzehrung	301
— Heilmittel gegen die sogen. Rose	301
— Lichtmessfeier	302

Inhaltsverzeichnis 4. Jahrgang 1907.

	Seite
Abhandlungen und grössere Mitteilungen.	
Ballas †, Alte Hausinschriften in Linz und Unkel	216—217
Ehrlich, Th., Aus dem Sagenschatz der Vorderriefel	129—132
Fassbender, Einige Burscheider Lieder und anderes	58—62
— Das bergische Waldbeerlied	132—137
— Trüel, Kaut, Nüze, knözen	203—206
Hartnack, Karl, Ein Himmelsbrief	102—104
Häuser, B., Zur Geschichte der weltlichen Kindtauffeier in Warburg	31—44
— Aus dem Zunftleben	241—267
Kapell, Franz, Erdgeistersagen im Selkamt und in Limburg	123—128
Kentenich, G., Fränkische Weihgaben des 9. Jahrhunderts	206—208
Kreuzberg, P. J., Kinderspiele an der westeren Agger	44—58
Löffler, Kl., Justus Lipsius und die Westfalen	161—171
Müller, Jos., Wieviel Hörner hat der Bock? Wiewiel Finger stehn? Ein Beitrag zum Kinderspiel	137—139
— Beitrag zur Geschichte der Mädchen- oder Mailohn	208—211
— Bastlösesprüche	62—67
Niessen, Heinr., Die Mädchen- oder Mailohn (vgl. auch S. 230)	116—123
Pagés, Helene, Der Aberglaube auf dem Hunsrück	
Prümer, Karl, Die Beziehungen zwischen Mensch und Tier im niederdeutschen Volksmunde der westfälischen Mark	105—109
Sartori, Paul, Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden:	
III. Tage und Festzeiten des Jahres	1—31
IV. Geburt, Taufe, Kindheit, Konfirmation	110—116
V. Hochzeit	171—198
VI. Tod und Begräbnis	268—286
— Ein Brief Hobels	189—141
Schell, Otto, Der Herd und das Herdfeuer im Glauben und Brauch des Bergischen Volkes	286—300
Wehrhan, Karl, Himmelsbriefe aus Lippe und Westfalen	94—101
— Ein Stühvertrag wegen Totschlags aus dem Jahre 1602.	
— Ein Beitrag zur Entwicklung des Rechtsbewusstseins im Volke	141—144
— Zur Geschichte und zur Verbreitung des Ausdrucks: „die Franzosen haben“	198—203
Witry, Theodor, Kurpfuscheri im alten Churfürstentum Trier	81—95

Kleinere Mitteilungen.

	Seite
Fermum, Einige Rätsel aus der Soester Börde	221
Gieseking, E., Der Westfalen Ursprung (Sage)	148
Mayer, J., Der Karline-Mann (Sage)	219
Oeke, Wilhelm, Besprechungen (Sagen)	222
— Von Werwölfen und Irrlichtern	223
Sander, Alte Schützenbräuche in Hünxe	144
Schell, O., Die Verehrung der Quellen und Brunnen in Deutschland. Umfrage	224
Schreiber, J., De Wederglok (Gewitterglocke) zu Denereu (Sage)	67
— Vom Phaltsermännen (Sage)	147
— T schoper Männen (Sage)	147
— Das Pestflämmchen (Sage)	218
— Das goldene Kalb zu Prälzkyl (Sage)	219
Wehrhan, Karl, Zum kriminellen Aberglauben	68
— Zur Förderung des rheinischen Wörterbuchs	150
— Ausstellung von Volkstrachten im Kreise Minden	224
— Ausschankzeichen	225
— Schnatgang in Salzußen	226
— Die Wünschelrute im Siegerlande und in Lippe	227
— Volksspruch aus der Eifel	228
— Symbolik bei Besitztübernahme	229
— Pfefferkuchen am Christabend im 16. Jahrhundert	230
— Volkstümliche Heilmittel gegen Gelbsucht	230
— Gegen das Wiederkommen Verstorbener	231
— Mittel gegen Epilepsie	231
— Heilmittel gegen Asthma	232
— Aberglauben betr. Kröten und Unken	232
— Heilmittel gegen Halskrankheiten	232
— Eine Verwünschung	232
— Heilmittel gegen Warzen	301
— Heilmittel gegen die Abzehrung	301
— u. dergl.	301
— Ein Heilmittel gegen Geschwüre, vereiterte Wunden, Rose	301
— Heilmittel gegen Gicht und Rheumatismus	301
— Schlachtfest	302

Ausserdem bringt jede Nummer jedes Jahrgangs eine Bücherschau, Berichte usw.

Zeitschrift

des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.



4. Jahrgang.

1907.

Erstes Heft.

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von Paul Sartori.

III. Tage und Festzeiten des Jahres.

1. Michaelistag.

Am Michaelistage (29. Septbr.) pflegen die Kinder in Gütersloh abends mit folgendem Liede um Obst zu bitten:

Micheel, Micheel is en Hilgesmann,**)

De us wat vertellen kann

Vom Appel un vom Biren,

De lat sik wol vertiren,

De Nötte de sind auk al god,

De smit in usen Sülverhot.

Sülverling, Sülverlang.

Wenn de Frau na Kerken geht,

Wenn de Rock in Faulen steht;

Wenn de Kammern knappet,

Giäwet us doch'n paar Appel!

Schöne Jungfer, giäwet us wat,

Lat us nicht so lange stahn,

Wi möt't na dertig Milen gahn;

Dertig Milen is so wit,

Giäwet us wat, so werd j'us quit.

Erhalten die Kinder nichts, so wird gesungen:

Gire, Gire, Bettelgire,

Wolt us nix to friäten giäwen.

*) S. Bd. II, S. 200, Anm.

***) Alles Mundartliche ist so wiedergegeben, wie es in den Berichten geschrieben steht.

2. Allerheiligen.

Am Vorabend des Allerheiligenfestes, also am 31. Oktober versammelt sich punkt 6 Uhr in Delbrück (Kreis Paderborn) die Kinderschar des Ortes vor einem bestimmten Hause am Markt, betet beim Zeichen der Betglocke laut den „englischen Gruss“ und zieht dann mit Körben und Beuteln vor die Häuser solcher Leute, die Obst züchten, um die bereit gehaltenen Äpfel, Birnen und Nüsse unter grossem Halloh und Geschrei in Empfang zu nehmen, nachdem sie jedesmal das Lied gesungen hat:

Hilgenblatt — schöne Stadt!
Schöne Jungfrau, giewet us wat!
Giewet us Appeln un Beeren,
Dat könn ji us nich wehren;
Giewet us Nüte un Appeln,
Lot us nich lange rappeln.
Hilgenblatt — schöne Stadt!
Schöne Jungfrau, giewet us wat!
Lat us nich lange hui mehr stohn,
Wei möt't na'ne ferre Reise deohn.

Ist die Bitte irgendwo vergeblich, so rächt sich die kleine Gesellschaft durch Absingen eines derben Reimes und zieht weiter.

Auch im Kreise Büren erhalten die Kinder am Abend vor Allerheiligen Äpfel und Nüsse; desgleichen am Nikolaus- und Neujahrstage.

3. Martinstag.¹⁾

Am Martiniabend oder -tage (11. November) ziehen an den meisten Orten die Kinder von Haus zu Haus und bitten um Äpfel, Nüsse, Gebäck, auch wohl Geld. In lutherischen

¹⁾ Vgl. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, S. 281 (Ravensberg), S. 359 f. (Herford). Woeste, Volksüberlieferungen a. d. Grafsch. Mark, S. 28 f. Kuhn, Sagen usw. a. Westfalen, II, S. 96 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen. N. F. S. 44 ff. Niedersachsen 11, S. 73 (Grafsch. Schaumburg); 12, S. 78 (Tecklenburg); M. Schrader in Niedersachsen, 6, S. 37 und in den Ravensberger Blättern 1902, S. 61 f. Am Ur-Quell, II, S. 72 f. (aus dem Bergischen). Unsere Zeitschrift I, S. 131 ff. (Düsseldorf). III, S. 72 ff. (Lippe). Pfannenschmid, German. Erntefeste, S. 468 ff. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 6 (1881), S. 81 ff. 8 (1883), S. 40 ff.

Gegenden wird die Sitte meist auf Luther bezogen (in Jölllenbeck: weil er auch ein Kurrendeschüler gewesen sei), doch werden auch hier die auf den hl. Martin bezüglichen Lieder meist beibehalten.

In Heimsen (Kreis Minden) wird gesungen:

Marten, Marten, Jaustmann,
 Däi et wolle dauern kann,
 Dä Appeln un dä Bäern,
 Dä Nütte mag ik gäern,
 Junge Frue, junge Frue,
 Lat mi nich tau lange stohn,
 Ik mot noch hen noh Halle,
 Halle is noch wit von hier.
 Dat Himmelriek is oppedoen,
 Schött wi alle ingohén,
 All met usen Gästen,
 Christus is de beste.
 Ik hör de Schlüttels klingeln,
 Ik glöw, se welt mi wat bringen,
 Ik hör de Kisten klappen,
 Ik glöw, ik krig en Appel.

Oder: Martinitag ist heute,
 Wir bitten euch lieben Leute
 Um einen Apfel, Birne oder Nuss.

Wenn die Kinder etwas bekommen, singen sie:

Achter Fehrmanns Aben sittet twei Düben,
 De eine is kolt, de anner is warm,
 Fehrmanns Vader nimmt öre Muddern in Arm.

Wenn sie nichts kriegen:

Marten, Marten, düll,
 De Kauh de schitt op'n Süll,
 Dat Kalw dat schitt dobi,
 Den Haup den krieget ji.

In Schlüsselburg (Kreis Minden) heisst das Lied

Mart'n, Mart'n, Gausmann,
 Der dat goe daun kann,
 De Appel un de Beern,
 De Nöte mag's sou gern!
 Junge Fraue, junge Fraue,
 Lot mi nich sou lange stohn,
 Mott no hen noh Köln gohn.
 Köln is'n grote Stadt,
 Dor krieget alle Kinner wat.

Ik hör de Slötel klingen!
Ik glöw, se wüllt mi wat bringen!
Ik hör de Kisten klappen,
Ik glöw, ik krieg'n Appel!

Wenn die Kinder nichts erhalten, so fahren sie fort:

Witten Twern un swarten Twern,
Düsse Fraue gift nich gern!

In Blasheim (Kreis Lübbecke) wird gesungen:

Sünne Matten, goote Matten,
De et wol vergellen kann
Met Appel und met Birnen.
Hoit²⁾, Frue! hoit, Frue!
Laut mi nich to lange staun,
Ik mott nau sieben Miel'n gaun
In minen grauten Holsken³⁾;
Ik hör de Bühnen⁴⁾ dröhnen:
Upt Johr en lütjen Sühnen!
Ik hör de Kissen⁵⁾ knappen,
Ik hoop, ik krieg'n Appel!

Oder: Martinifest ist heute,
Wir bitten euch lieben Leute
Für eine gute Gabe,
Die wir so gerne haben:
Einen Apfel, Birn und Nuss,
Einen Apfel, Birn und Nuss.

Zur Abwechslung singen sie auch: „Ein' feste Burg!“

In Rödinghausen (Kreis Herford) singt man auch
„Ein' feste Burg“, aber auch:

Sünne Mattens Mann, gode Mann,
De us wat vertellen kann
Von Appel und von Bieren,
De Nüte sind verieren⁶⁾.
Lot us nicht to lange stohn,
Wi müt noch sieben Mielen gohn
Bergup, bergdal, bergup, bergdal
Mit einen kotten Holsken!
Do boben in den Hahnenholte
Do hanget de langen Würste,
Giebet us dé langen,
De kotten lot man hangen!

²⁾ Aufmunterungswort: schnell! — ³⁾ Holzschuhen.

⁴⁾ Bühne = Halbboden unter dem richtigen Boden.

⁵⁾ Kisten. — ⁶⁾ Verregnet?

Oder: Lot us nicht to lange stohn,
Müet noch wit na Köllen gohn,
Köllen is noch fere,
Kumt nu nimmer mere.
Lilienblatt, schöne Stadt,
Schöne Jungfer, giwwus wat!
Jungt Früwwe up den Bühnen
Token⁷⁾ Johr en lüttken Sühnen!

In Sudlengern (Kr. Herford):

Sünnematen, Gäue Maten,
De us wat votellen kann
Van Appel un van Buiern.
Leiwen Luie, giebt us wat,
Wui mürt no wuite Muilen gohn
Van huier bet noh Köln.
Köln es ne gräute Stadt,
Do giebt us olle Luie wat.
Räusenblatt, Räusenblatt,
Gäuen Luie, giebt us wat.

Zum Schluss folgt ein Lutherlied wie „Ein' feste Burg“
oder „Vom Himmel hoch“.

Im Amte Hiddenhausen (Kr. Herford):

Sünne Matten, goe Matten,
De die woll vertellen kann
Van Appel un van Biern,
De Nüte fallt van de Müern.
Junge Frue up den Büen,
Token Johr en lüttken Sühn!
Lott mi nich to lange stohn,
Ek mott no sieben Mielen gohn
In mine grote Holsken . . .
Eck hör de Büen drünnen,
Eck hör de Kisten klappen,
Eck dacht', eck kreg en Appel.

In Enger (Kr. Herford):

Sünste Marten, geode Marten,
De us wat vertellen kann
Van de Appel un van de Bieren.
Nüete goht van de Mieren.
Schöne Stadt, Reosenblatt,
Schöne Heeren, giewt us wat.

⁷⁾ Künftig, zukünftig (mnd. tokomen(de).

Lot us nich so lange stohn,
Wi möt van Nacht no Köln gohn.
Köln es en wuien Weg,
Dat Himmelruik es upgedohn,
Kann man uit un in gohn.
Schöne Stadt usw.

Oder: Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann,
Vieles kann er geben,
Selig soll er leben,
Selig soll er sterben,
Den Himmel soll er erben;
Gott wird ihm lohnen
Mit hunderttausend Kronen,
Mit hunderttausend Lobgesang;
Jetzt geht Sunte Marten an.

In Brackwede (Kr. Bielefeld) singen die Kinder
zuerst „Ein' feste Burg“ und dann, wenn sie nicht sofort
etwas erhalten:

Lot us nich so lange stohn,
Wi möd no'n Hüsken wider gohn
Von hier bit no Kölen.
Köln is 'ne grante Stadt,
Do giäht sie ollen Kinnern wat,
Mi wat, di wat,
Olle wackern Kinnerkens wat.

In Schildesche (Kr. Bielefeld):
Sünste Marten, Hilgesmann,
De us wat vertellen kann
Von'e Appels un von'e Buiren;
De Nuite fällt von'e Muiren.
Schöne Stadt, Raosenblatt,
Schöne Herren (Jungfern), giewt us wat!
Lot't us nich so lange stohn!
Wui muit no siaben Mialen Weges gohn.

In Jöllenbeck (Kr. Bielefeld):
Sünste Marten, Hiegersman,
De us wol wat giewen kann,
Appeln oder Biern,
Nürte fällt von de Müern.
Vulle Fatt, Raosenblatt,
Schöne Jungfer, giewt us wat;
Lot us nich to lange stohn,
Wi mürt no'n Ennken wieder gohn
Bet no Köln.

In Heepen (Kr. Bielefeld):

Martin Luther, Martin singen wir.
Martin ist ein Freund der Kinder,
Lernt uns beten und nicht minder:
Martin Luther, Martin singen wir.
Wir treten herfür vor reiche Manns Tür.
Wer uns was gibt und nicht vergisst,
Der kriegt eine goldene Krone,
Die reicht so weit, so weit, so weit,
Bis in die ganze Christenheit.
Lot't us nicht to lange stohn,
Wi müt nau'n bieten wieder gohn
Von hier bet no Kölen.
Kölen es 'ne graude Stadt,
Do giwt us olle Lue wat.
Gutenobend, Gutenobend,
Klipp, klapp, Rausenblatt,
Schöne Jungfer, giff us wat.

Dann wird „Ein' feste Burg“ gesungen.

Im Kr. Halle:

Sünnemaden, Sünnemaden es en Hilgesmann,
De us wat votellen kann
Von Appel un von Bian.
Vivat, Rosenblatt,
Schöne Jungfern, giewt us wat.
Giewt us jun Bian,
De liegt in jun Schtän. Vivat usw.
Giewt us jun Appel,
De liegt in jun Schappe. Vivat usw.
Giewt us jun Nurte,
De liegt up jun Bünnen. Vivat usw.

In Wiedenbrück:

Pinkele, Pankete up de Hillen⁸⁾ satt,
De den weeken Kaise⁹⁾ fratt.
Stieget in den Wiem,
Schniet en langen Striem!
Giewet us den langen,
Lot den Knuoken hangen,
Lot us nicht so lang mehr stoan,
We möt noch 3 Stunnen Weages goan,
3 Stunnen Weages ist Sommerkruet¹⁰⁾,

⁸⁾ Der Raum über den Ställen. — ⁹⁾ Käse.

¹⁰⁾ Bei Firmenich a. a. O. I. S. 281 als Birnenmus erklärt.

Dochterbrot, Rosenblatt,
Giev us wat,
Giev us armen Pinklern wat,
Gievt us einen Wagen,
Da willt de Brut wi hahlen,
Gievt us einen Kauken,
Da willt wi de Brut up raupen.
Gievt us wat!
Schöne Stadt, Rosenblatt,
Schöne Jungfrau, gievt us wat.

In Lübbecke ist der durch grössere Schüler zugunsten des Küsters früher ausgeführte Martinigesang durch Ablösung abgekommen.

4. St. Barbaratag.

Am Feste der hl. Barbara (4. Dezember) werden in Nieheim (Kr. Höxter) Kirschbaumzweige abgeschnitten und ins Wasser gestellt. Wenn sie bis Weihnachten grünen und blühen, so wird das auf eine gute Obsternte im neuen Jahre gedeutet.

5. Weihnachten.

Am Weihnachtsabend kommt der „Klaas“ (Niklas), mit Maske und einem Hemde überkleidet, mit einem Strohseil als Leibbinde ins Haus, fragt an, ob die Kinder auch beten können, und teilt, wenn das bejaht wird, Gaben aus (Seelenfeld und Eisbergen, Kr. Minden; Ostscheidt und Spenge, Kr. Herford).

Der Weihnachtsbaum hat sich an manchen Orten erst in der letzten Zeit eingebürgert.

Zum Weihnachts- und Osterfeste pflegen bei den katholischen Eingesessenen die Häuser geweiht zu werden. Die Weihe geschieht in der Weise, dass ein vom Küster und Messdiener begleiteter Priester von Haus zu Haus geht und unter Gebet den Hauseingang, auch wohl die Stallungen mit Weihwasser besprengt. Priester, Küster und Messdiener nehmen bei dieser Gelegenheit Geldgeschenke entgegen. (Dringenberg, Kr. Warburg).

In Heepen (Kr. Bielefeld) ist es Sitte, dass am ersten Weihnachtstage dem Vieh kein Wasser in die Krippe gegossen wird, „weil das Christkindlein trocken liegen soll“.

Wenn man in der Weihnacht rückwärts die Diele hinabgeht, dann ist alles zu sehen, was im Hause passieren wird. — In der Weihnacht von 12 bis 1 Uhr horcht man auf das Vieh; es soll dann sprechen können. (Bierde, Kr. Minden.)

Wenn im Christmonat die Weser aus ihren Ufern tritt, so wiederholt sich das in jedem Monat des kommenden Jahres. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

6. Zwölften.

Auf einigen Höfen im Amte Rahden (Kr. Lübbecke) darf zwischen Weihnachten und Neujahr kein Rad rund gehen (also kein Wagen bewegt werden), sonst gibt es einen Sterbefall auf dem Hofe oder ein Unglück.

Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr in einem Hause gewaschen wird, so muss jemand daraus sterben. (Bierde; Heimsen, Kr. Minden; Exter, Kr. Herford.) Wer in dieser Zeit Wäsche trocknet, muss im kommenden Jahr den Kirchhof mit Kränzen bekleiden. (Ovenstädt, Kr. Minden.) Wer zwischen Weihnachten und Neujahr den Tuun bekleet, mot im kommenden Jahr eenen Doden bekleeden. (Ilvese, Leteln, Kr. Minden.) In Eisbergen (Kr. Minden) wird dasselbe von den 12 Tagen (den „heiligen Nächten“) nach Weihnachten gesagt.

In diesen zwölf Tagen darf man auch nicht misten, weil sonst Vieh stirbt. (Döhren, Heimsen, Eisbergen, Leteln, Kr. Minden.) Wer in dieser Zeit Mist aus dem Stalle bringt, dem stirbt das älteste Vieh, wer Mist aufs Land bringt, der macht es unfruchtbar. (Bierde, Kr. Minden.) In Exter (Kr. Herford) heisst es: Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr Dünger aus den Ställen gemacht wird, gibt es einen Toten im Hause.¹¹⁾

Das Wetter an den zwölf einzelnen Tagen nach Weihnachten ist massgebend für das Wetter in den einzelnen zwölf Monaten des Jahres. (Döhren, Kr. Minden.)

Hackelberg und Langwams treiben in dieser Zeit ihr Wesen. S. unsere Ztschr. 3, S. 206 f.

¹¹⁾ Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 111 ff.

7. Neujahr.¹²⁾

In der Neujahrsnacht wurde geschossen und gejubelt, um im kommenden Jahre viele Freuden zu geniessen. (Neuenknick, Kr. Minden.) Dies früher allgemein übliche Schiessen mit Gewehren und Pistolen aus den Häusern und auf den Strassen („Neujahr schiessen“) hat an den meisten Orten, wenn auch durchaus nicht überall, aufgehört.

Die Jungen schiessen hinter den Fenstern der Mädchen. (Südlengern, Kr. Herford.) Der Schütze wird auch wohl in die Stube geladen und mit Branntwein bewirtet. (Heepen Kr. Bielefeld).

Neujahrswünsche werden in der Silvesternacht mündlich ausgetauscht und durch eine Bewirtung belohnt. (Seelenfeld, Kr. Minden.) In Heimsen (Kr. Minden) gibt der Wirt jedem, der kommt, umsonst ein Glas Grog. Auch in Nieheim (Kr. Höxter) ist es üblich, dass die Wirte ihren Gästen in der Neujahrsnacht von 12 Uhr an freie Zeche in Punsch gewähren und Heringssalat vorsetzen. In den Ämtern Dielingen - Wehden (Kr. Lübbecke) werden die Gratulanten mit einem Gemisch von Syrup und Branntwein bewirtet¹³⁾.

Im Delbrücker Land wird von den weiblichen Hausgenossen in der Neujahrsnacht auf dem grossen, flachen Wandofen der Wohnstube ein sog. Picker aus Buchweizenmehl gebacken, während die Männer ihren üblichen Solo spielen und sich dann an dem duftenden Gebäck und frischem Kaffee gütlich tun.

Am Silvesterabend und am Neujahrstage ziehen die Kinder umher, singen und sammeln Gaben, Äpfel, Nüsse, Eier, Gebäck (Kr. Herford)¹⁴⁾.

In Fürstenberg (Kr. Büren) zieht jetzt in der Neujahrsnacht eine Schar junger Leute von Haus zu Haus (früher tat es der Nachtwächter) und wünscht Glück zum neuen

¹²⁾ Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 108 ff. Hartmann, Bilder a. Westfalen, N. F. S. 15 ff. Franke, Sylvestergebräuche in einigen westfälischen Dörfern an der Weser: Niedersachsen, 8, S. 111.

¹³⁾ In der Gegend von Hilchenbach setzen die Wirte am Silvesterabend den Stammgästen Bratwurst vor: Kuhn a. a. O. II, S. 111 (331).

¹⁴⁾ Vgl. Hüser im Programm v. Warburg, 1898, S. 30 f.

Jahre, indem sie singen: „Wir wünschen euch allen ein glückseliges neues Jahr, dazu die Morgenstern, lobet Gott den Herrn.“

In Jöllenbeck (Kr. Bielefeld) zieht am Silvesterabend der Posaunenchor durch das Dorf und begleitet das scheidende Jahr mit ernsten Weisen.

Im Kr. Halle wurde Neujahr durch das sog. Langenachtspinnen vier Abende vorher gefeiert, und der Silvesterabend wurde durch Schiessen und Singen verkündet. Die Sänger kamen kurz vor Mitternacht hinter die Kammerfenster und gaben dort ihren Glückwunsch ab, worauf ihnen ein kleines Geldgeschenk, 20 bis 30 Pfennige, eingehändig wurde.

In Döhren (Kr. Minden) sang früher der Nachtwächter hinter den Fenstern der Dorfeingessenen. In Enger (Kr. Herford) und den eingeschulten Gemeinden wurde früher am Silvesterabend vom Nachtwächter das lange Horn geblasen. Er zog dann mit etwa vier Begleitern von Haus zu Haus, und manches schöne Lied drang in die stille Nacht. Heute ziehen nur die Kinder singend umher. Das Horn ist seinerzeit vom Amtmann abgeschafft und durch die Flöte ersetzt.

In Warburg lautet das Nachtwächterlied:

Gott geb' ihm ein glückseliges neues Jahr,
Das wünschen wir den Bürgern allzumal,
Auch ein friedsam und ein langes Leben
Und dazu die ewige Freud' und Glückseligkeit.
Gott behüt' ihn vor Krieg, vor Pest, vor teurer Zeit,
Gott behüt' die ganze Christenheit
Auch vor Feuer und vor Wassersnot,
Vor dem bösen, schnellen Tod.

Nach Absingung dieses Liedes blasen die Nachtwächter mit ihren Hörnern und wünschen den Bewohnern des Hauses ein glückseliges neues Jahr.

In Warburg singen auch die Schmiede zu Neujahr in den Häusern ihrer Kundschaft folgendes Lied:

Ei, so stehen wir hier
Vor eines reichen Mannes Tür.
Wir beschlagen Ross und Wagen
Für die Fürsten, für die Grafen,
Blas, schlag, Hämmerlein,
So schmieden wir alles zusammen.

Der Herr ist der Herr,
Und klingt dann das Hämmerlein,
So macht's ihm reiche Ehre. Blas, schlag usw.

Fräulein Jungfer, stehen Sie auf,
Bring sie uns ein Licht,
Damit wir stossen ihre schneeweissen Beine nicht.
Hat sie noch schneeweisse Beine,
Schläft sie noch ein Jahr alleine. Blas, schlag usw.

Schenkt uns eine Gabe
Zu diesem neuen Jahre. Blas, schlag usw.

Nach Absingung dieses Liedes, zu dem mit einer Stahlstange und mit Hämmern geschlagen wird, wünschen die Sänger der Herrschaft ein „Prosit Neujahr“ und erhalten ein Geldgeschenk.

In Gütersloh werden in der Morgenfrühe der vier Adventssonntage von einem Chor von Jünglingen und Männern die ersten Verse von: „Wie soll ich dich empfangen“ und am Neujahrstage „Hilf, Herr Jesu, lass gelingen“ gesungen. Früher sang der Revierwächter mit einem grossen Haufen Volks von abends 10 Uhr an bis nach 12 Uhr vom 1. Adventssonntage bis Neujahr die Choräle „Wie soll ich dich empfangen“, „Willkommen, Quell der Freuden“ und am Silvesterabend „Ach, wie laufen doch die Jahre“, „Hilf, Herr Jesu, lass gelingen“ u. a. m.

Wer am Neujahrstage zuerst „Glücksialiges Niejohr!“ (oder: Prost mien Niejohr! Ostscheidt, Kr. Herford) ruft, hat dem andern „das Neujahr abgewonnen“ und erhält einen Apfel oder eine Nuss (Delbrück). Im Schaltjahre muss der Glückwünschende ein Geschenk machen (Wiedenbrück).

In Erkeln (Kr. Höxter) kamen früher die Tagelöhnerfrauen am Silvestertage zum Bauernhofe, sangen einige Weihnachtslieder, wünschten Gottes Segen im neuen Jahre und erhielten dann einen Beutel voll Mehl und ein Stück rohen Speck von der Hausfrau. Ebenso vereinigten sich die Schäfer des Dorfes und erhielten für ihren Glückwunsch jeder eine Wurst. Jetzt geschieht das nicht mehr.

In der Neujahrsnacht schüttelt man die Obstbäume, dann gibt es viel Obst (Bierde, Kr. Minden). Um Mitternacht wird auf einigen Höfen stillschweigend das Vieh gefüttert.

Das bewahrt vor Krankheiten des Viehes (Rahden, Kr. Minden). Gegen 12 Uhr steigt man auf Stuhl, Bank oder Tisch und springt Glockenschlag 12 Uhr ins neue Jahr mit dem Rufe: „Prost Neujahr!“ (Heimsen, Kr. Minden).

Wenn man am Neujahrstage spät aufsteht, so tut man es im ganzen Jahre (Ovenstädt, Kr. Minden).

8. Dreikönigstag¹⁵⁾

Am Dreikönigstage wurden früher in Verl (Kr. Wiedenbrück) Gebäcke aus drei aneinander befindlichen Figuren hergestellt und an die Kinder verschenkt.

Am Abend des Dreikönigtages ziehen Kinder, meist in Gruppen zu dreien, mit einer Maske vor dem Gesicht oder sonstwie verumumt, auch wohl mit einem Stern vor den Häusern umher, singen und erhalten Gaben von Äpfeln, Nüssen, Backwerk, Würsten oder Geld (Herford; Bleiwäsche, Kr. Büren; Calenberg, Kr. Warburg; Kr. Höxter).

In Beverungen (Kr. Höxter) lautet das dabei gesungene Lied:

Heiligen drei Könige aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt,
Wir sehen so aus wie Mohren
Und haben so schwarze Ohren.
Wir kamen vor Herodes Tür,
Herodes sprach: „Kommt rein zu mir,
Ich will euch geben Wein und Bier.“
„Ach nein, ach nein, wir müssen fort,
Wir haben ein kleines Kindlein dort,
Ein kleines Kind, ein grosser Gott,
Der Himmel und Erd' erschaffen hat:
Ich bin der kleine König,
Gebt mir nicht zu wenig;
Ich hab' gehört, ihr hätt' geschlacht,
Ihr hätt' mir eine Wurst gemacht,
Aber nicht 'ne kleine,
So krie'e ick zwei für eine.
Heiligen drei Könige aus dem Morgenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt.

¹⁵⁾ Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 116 f., Hartmann, Bilder a. Westfalen, N. F. S. 18 ff., Hüser im Programm v. Warburg, 1898, 31 f., Niedersachsen, 4, S. 170 f. (Sauerland).

Ick mot na övern Eiseberg,
Do lieget sau grote Steine,
Süss breke ick meine Beine“.

In Nieheim (Kr. Höxter):

Wir kommen daher,
Gott Lob und Ehr,
Herodes in dem Fenster lag,
Herodes sprach mit Falschbedacht:
Wer hat euch denn so schwarz gemacht?“
So schwarz gemacht ist wohl bekannt,
Wir sind die hl. Dreikönige aus dem Morgenland,
Kaspar, Melchior und Balthasar.
Nu giewet us'n bieten un latet us gehn
Un latet us nich to lange stahn,
Wo möt na 'ne Reise widder gahn.
Ein kleines Kind, ein grosser Gott,
Der Himmel und Erde erschaffen hat¹⁶⁾.

Alljährlich am 6. Januar wird in Enger das Wittekindsfest oder Timpkenfest, wie es im Volksmunde heisst, gefeiert¹⁷⁾.

9. Lichtmess.

Lichtmess (2. Februar) werden alle Hühnerneester gereinigt; dann werden die Hühner besonders gut legen. Man legt auch ein Ernteseil kreisförmig auf die Diele, wirft Korn hinein und lässt die Hühner fressen; dann legen sie nie nach auswärts, sondern stets ins Haus. (Bierde, Kr. Minden).

Auf Lichtmess traktieren die Mägde die Knechte mit Bier und Schnaps. Dafür müssen die Knechte auf Fastnacht den Mädchen „Heidewecken“ kaufen und sie zum Tanze führen (Kr. Wiedenbrück).

10. Fastnacht.¹⁸⁾

Zu Fastnacht wird für die Kinder ein besonderer Kuchen gebacken, Hedwig genannt (Döhren, Kr. Minden). In Minden

¹⁶⁾ Zu der Vermischung von Hoch- und Plattdeutsch in solchen Liedern vgl. Hüser im Programm v. Warburg, 1898, S. 24 f.

¹⁷⁾ Siehe darüber 16 Jahresber. d. histor. Vereins f. d. Grafsch. Ravensberg zu Bielefeld (1902), S. 58 ff. Kuhn, a. a. O. I, S. 271.

¹⁸⁾ Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 124 ff. Hartmann, a. a. O. S. 24 ff. Niedersachsen, 5, S. 157 (Lippe), 7, S. 172 (Recklinghausen), 11, S. 165 ff. (Münster). Unsere Zeitschrift I, S. 120 ff., 189 ff. II, S. 139.

und Umgegend wird dies Gebäck am Fastnachtsmorgen reichlich gekauft und verspeist. Im Kr. Paderborn gibt es sog. Fastnachtswecke, aus Weizenmehl gebacken.

Am Donnerstag vor Fastnachtsonntag (Lüttkefastnacht) ziehen Kinder mit einem dazu hergerichteten „Spitt“ von Haus zu Haus, singen und erhalten Äpfel, Nüsse, Würste, Pfennige und dergl. Das Singen darf aber nur bis zum Mittag des Tages dauern (Nordborchen, Kr. Paderborn). In Wewer (Kr. Paderborn) lautet der Gesang:

Trjick, Trjack, ich hab' gehört, ihr hätt' geschlacht',
Ihr hätt' so fette Wurst gemacht.
Lasst die kurzen hangen,
Gebet mir die langen,
Lasst mich nicht so lange stehn,
Ich muss noch weite Reise gehn.

Oder:

Sonst tuen mir die Beine weh.

Oder:

Ich muss noch ein Häuschen weiter gehn.

In Fürstenberg (Kr. Büren) ziehen an Lüttkefastnacht die Kinder mit einem Holzkreuz, das an den Enden zugespitzt ist, von Haus zu Haus, sammeln Fleisch und Wurststücke und singen dabei:

Lüttke, lüttke Fastoovend,
Giv myi wuet en myinen Spitt,
Tennt Johr ömme düsse Tyit
Send de Schwyine wehr fett.
Eiken, Beiken, Bäeme,
Usse Hirrguett is olläene,
Styiget opp de Wyime,
Schnett ne lange Stryime,
Toitt der meetten Kamme döer,
Toitt der meetten Mässe döer:
Ment de Vaar, de Katte härrt dohn.
De Katte wass bedrohn,¹⁹⁾
De Moihme harrt de dohn.
Lot miik neett de lange stohn,
Ick mott nau en Huiseken wedder gohn.

Am Fastnachtsdienstag wird von jungen Leuten ein Maskenzug veranstaltet, bei dem wieder Würste und Eier

¹⁹⁾ Betrogen.

gesammelt werden. Doch beteiligen sich hieran gewöhnlich nur die berüchtigsten Burschen.

In Wiedenbrück singt man:

Lüttke, lüttke Fastond,
Giff mei watt up meinen Spirt.
Nächstes Jahr um düöte Teit
Söllt de Schwiene fett sein.
Mouder steig in'n Weimen
Un schneit einen brächen Streipen,
Treck do mit den Russkamm uöwer,
Dann meid dei Katte, wör bouwen wiäsen.²⁰⁾
De Katte wourd belougen,
Dei Mouder wourd betrougen.
Lott mei nich tou lange stohn,
Ick mott no'n Höusken wieder gohn.

In Neuenbeken (Kr. Paderborn) ziehen Burschen mit einer Heuwendegabel in die grösseren Bauernhäuser und erhalten Würste, auch wohl Schnaps. Die Würste werden auf die Gabel gehängt und im Wirtshause verzehrt.

In Germete (Kr. Warburg) verkleideten sich die Burschen als wilde Tiere, Büffel und Bären. Einfach und deshalb am gebräuchlichsten war die Maske als Tanzbär. Der Bursche, der den Bären darstellte, wurde in Rauhstroh, Erbsen- und Bohnenstroh, vollständig eingehüllt, der Kopf wurde mit Rauhstroh umwunden und ihm das Aussehen eines Bären mit grossen Ohren und langer Nase gegeben. Ein Ring wurde ihm um den Hals und durch die geflochtene Nase gelegt. An einem Strohseile wurde er von einem zweiten, als Zigeuner kostümierten Burschen vorgeführt.

Der „Prinz Karneval“ wurde regelmässig Fastnacht durch die Dorfstrassen getragen oder gefahren. Er wurde dargestellt durch eine Stroh puppe, die mit einer Strohkrone geschmückt und mit buntem Flitter geziert war. Die erwachsenen Burschen des Ortes schmückten sich mit Flitter und Bändern und bildeten das Gefolge des Fastnachtsprinzen. An den Abenden der beiden Fastnachtstage wurde Prinz Karneval auf der Diele des Wirtshauses oder auch eines Bauernhauses aufgestellt

²⁰⁾ Zieh da mit dem Rosskamm drüber, dann meint die Katze, sie wäre oben gewesen.

und von den Burschen und Mädchen des Dorfes umtanzt. Am Aschermittwochmorgen wurde der Fastnachtsprinz von den Burschen in der Nähe des Dorfes in einem Garten feierlich begraben,²¹⁾ nachdem vorher noch in die Stroh puppe eine Flasche Brantwein eingewickelt worden war. Diese Flasche wurde im nächsten Jahre am Fastnachtsmontagvormittage wieder ausgegraben und bei Anfertigung des neuen Fastnachtsstrohmannes geleert, wobei demjenigen, der im Jahre vorher dem Prinzen Karneval die Grabrede gehalten hatte, das erste Glas gebührte.

Auch in Wewer (Kr. Paderborn) wurde am Aschermittwoch „der“ Fastnacht begraben, nachdem die Tage vorher tüchtig gezechet und getanzt war. Man wickelte einen Mann oder eine Stroh puppe in ein Bettuch, legte ihn auf eine Leiter und trug ihn auf das Feld. Dort wurde „der Fastnacht“ auf den Boden gelegt. Der Leiter des Begräbnisses zog ein Spiel Karten aus der Tasche und nannte sie der Reihe nach z. B. Herz-Ass, Kreuz-Sieben, worauf dann die übrigen jedesmal antworteten: „Nichts für uns.“ Man nannte das die Fastnachtslitanei.“ Zum Schluss wurde der Strohmann in eine Grube oder in einen Steinbruch, Graben und dergl. geworfen.²²⁾

Über Fastnachtsversammlungen und Schwerttänze im Hochstifte Paderborn, in Atteln (Kr. Büren) und in Warburg s. Hüser im Bericht über das Gymnasium Petrinum zu Brilon, 1893, S. 3f. und in unserer Zeitschrift III, S. 217 ff.

In Nieheim (Kr. Höxter) besuchen auf Fastnacht die Bäcker-, Müller- und Schmiedegesellen die Häuser ihrer Kundschaft, um ausser Geld auch Würste und dergl. einzusammeln. Hierbei singen oder sagen sie ein Verschen auf und zwar:

Die Bäcker gesellen:

Ich bin des Bäckermeisters Geselle,
Ich muss haben mein Gefälle;
Kriege ich mein Gefälle nicht,
Back' ich auch die Brote nicht.

²¹⁾ Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 130f. Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, S. 410 ff.

²²⁾ Vgl. Hüser im Progr. v. Warburg, 1898, S. 33 f. (Nordborehen. Auch hier „der“ Fastnacht).

Ich kann backen gross und klein,
Grob und fein.
Drum muss ich auch haben entweder die längste Mettwurst
oder ein gutes Trinkgeld. Vivat Fastnacht!

Die Müllerknechte:

Vivat Fastnacht!
Weil heute Fastnacht ist,
Drum komme ich als guter Christ,
Um euch alle zu begrüßen.
Kommt der Wind von Norden oder Osten,
Wir Müller stehen immer auf unserm Posten.
Wir mahlen bei Tage und bei Nacht
Und werden doch immer ausgelacht.
Wir mahlen das Korn grob und fein,
Es muss jedem nach seinem Willen sein.
Wir tragen die Säcke hin und her,
Sie mögen leicht sein oder schwer.

Die Schmiedegesellen:

Hammer, Hammerrecht,
Jetzt sucht der Schmiedemeister auch sein Recht,
Und kriegt er nicht sein Recht,
So beschlägt er auch die Pferde schlecht.
Lütge, lütge Fastnacht,
Hier ist der Spiess, hier ist der Hass(?).
Dort oben in dem Weime (Wiemen),
Da hängen die fetten Schweine.
Drum lasst das Messer gleiten
Bis mitten in die Seiten;
Drum lasst das Messer sinken
Bis mitten in den Schinken.
Und lasst uns nicht zu lange stehn,
Wir müssen noch ein Häuschen weiter gehn.
Vivat Fastnacht!²³⁾

In Germete (Kr. Warburg) war das „Schienenbriewen“
üblich.²⁴⁾ Die jungen Burschen zogen mit kurzen, geflochtenen
Strohwischen zu den Häusern der Mädchen, suchten diese
zu überraschen, und während der eine Bursche das Mädchen
festhielt, rief der andere unter dem Rufe „Heite Wegge,
heite Wegge“ mit dem Strohwische dem Mädchen Schienbein

²³⁾ Vgl. Kuhn, a. a. O. II. S. 126 f.

²⁴⁾ Über das Schienenreiben s. Hüser im Progr. v. Warburg, 1898,
S. 33. Vgl. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte, I, S. 251 ff.

und Waden. Je nachdem wie die Mädchen von den Burschen gelitten waren, wurde mehr oder weniger kräftig gerieben. Als Entgelt erhielten die Burschen von den Mädchen einen Krengel oder ein warmes Brötchen, „Wegge“ genannt.

In Wietersheim (Kr. Minden) ziehen zu Fastnacht des Morgens recht früh die Kinder in kleinen Gruppen in die Häuser und suchen mit Zweigen vom Hülsenstrauch (Stechpalme, *Ilex aquifolium*) die Frauen und Mädchen zu „hülsen“ d. h. zu kratzen, bis sie endlich die bereit stehenden, frischen Stuten (Hedwigs) erhalten.

In Dringenberg (Kr. Warburg) streicheln die Kinder den Leuten mit kleinen Strohbüscheln über die Hand mit den Worten „Heidewegge, Heidewegge!“ In Nieheim (Kr. Höxter) reiben sie mit einem Strohwisch oder mit einem Tannenzapfen dem Hausherrn und der Hausfrau den Handrücken und sagen dabei: „Pfui, pfui, haite Wecken!“²⁵⁾ Auch in Seelenfeld (Kr. Minden) neckte sich früher die Jugend durch Ritzen und Stechen mit Hülsdorn, und in Neuenknick (Kr. Minden) sagte man, das geschehe zur Erinnerung daran, dass Christus ähnliches hatte leiden müssen.

In Quetzen (Kr. Minden) kommt es noch vor, dass zu Fastnacht die jüngeren Burschen mit einem Stechpalmenzweig durch die Häuser gehen und vor den Mädchen oder der Frau des Hauses den Zweig in die Höhe halten mit den Worten: „So hoch soll euer Flachs wachsen.“ Sie erwarten dann irgend eine Bewirtung. Wird nicht gleich etwas gereicht, so schlagen sie mit dem Zweig auf die Mädchen ein, bis ihnen etwas vorgesetzt wird.

Im Amte Hiddenhausen (Kr. Herford) brachte man zu Fastnacht einen Funkenkranz aus Efeuranken zum Herde des Nachbarn, hing ihn auf den Kesselhaken über der Herdstelle und rief forteilend: „Löschket de Funken!“ Der Bringer des Kranzes durfte mit Wasser überschüttet werden und machte sich darum eiligst aus dem Staube.

Ein altes Fastnachtsspiel, das sog. Kranzreiten, ist seit einigen Jahren in Delbrück wieder aufgefrischt. Eine Anzahl sommerlich gekleideter Reiter mit geschmückten Strohhüten

²⁵⁾ Über das „Fiuen“ s. Hüser a. a. O. S. 33. Mannhardt, a. a. O. S. 254 ff.

zieht mit Musik zum Schlinghofe (nahe vor dem Ort), um dort einen an einem Baume hängenden Kranz zu erhaschen. Wem es gelingt, den Kranz herunterzuziehen, der wird König und wählt sich unter den Schönen des Ortes eine Königin. Es folgt dann ein Zug durch die Strassen der Stadt und abends Tanzvergnügen.²⁰⁾

In Verl (Kr. Wiedenbrück) wurde bis vor etwa 30 Jahren zu Fastnacht mit verbundenen Augen nach einer Flasche geschlagen. Wer sie zerschlug, erhielt einen lebenden Hahn. Hiervon hiess das Spiel „Hahnschlagen“. Auch das anderswo im Wiedenbrückschen früher übliche Gansreiten besteht nicht mehr.

Wenn zwei auf gespanntem Fusse stehen, so stellt der eine dem andern zu Fastnacht gern einen Strohkerl mit oft anzüglichem Briefe vor die Tür oder bringt ihn des Nachts auf einem Baume in der Nähe des Hauses an (Amt Reckenberg, Kr. Wiedenbrück).

Fastnacht wird die letzte Spinnstube gehalten mit Kaffee, Butterkuchen und „Gekochtem“ (= Schnaps mit und ohne Zucker) und gesungen und getanzt.

In den Gemeinden Drenke und Rothe im Amte Beverungen (Kr. Höxter) wird Fastnacht der Gemeindegemeinschaft gemietet.

11. Palmsonntag.

Am Palmsonntag werden an die Kinder Krengel verteilt, die sie an Weidenzweige, Palmen genannt, hängen und herumtragen (Theesen, Kr. Bielefeld). In Brackwede (Kr. Bielefeld) singen sie dabei:

Palm, Palm, Posken,
Lot den Kuckuck rosken,
Lot de Vüegel singen,
Lot de Palmen springen.

In Heepen (Kr. Bielefeld):

Palm, Palm, Pösken,
Lot't den Kuckuck rösken,
Lot't de Palmen springen.
Lot't de Vögel singen.

²⁰⁾ Kränzchenreiten in Westerkotten: Hüser im Progr. v. Brilon, 1893, S. 5. Gänse- und Hahnenreiten: ebenda S. 4.

Sitt son'n lütken Männken achter der Dür,
Woll sau gern en Krengel hebbem,
Mi enen, di enen, ollen wackern Kinnern enen.²⁷⁾

Am Palmsonntag tragen die Kinder in die Nachbarhäuser blühende Weidenzweige mit dem Rufe: „Ick löske de Palmen.“ Gelingt es dem Nachbarn nicht, sie mit Wasser zu begiessen, so ist er verpflichtet, ihnen am Osterfeste ein Osterei zu spenden (Ostscheidt, Kr. Herford). In Valdorf (Kr. Herford) ruft man beim Hinhängen des Weidenzweiges: „Löscht die Palmen“.

12. Gründonnerstag.

Am Gründonnerstag darf nichts getan werden, wobei eine drehende Bewegung ist (Pr. Ströhen, Kr. Lübbecke).

Am Abend vor Gründonnerstag muss Kohlsamen gesät werden (Ovenstädt, Kr. Minden).

In Wiedenbrück hat am Gründonnerstage einen alten Brauch gemäss der Dechant die sog. Mengelbrote (ungesäuertes Brot in Gestalt von grossen Semmeln) zu verteilen. Solche Brote erhalten die Schulkinder, die Lehrer, der Bürgermeister; dieser etwa 25 Stück.

13. Ostern.

Am Sonnabend vor Ostern beschäftigt man sich nur im Hause. Wenn jemand auf dem Felde arbeitet, z. B. säet, so bekommt er schlechte Früchte (Bierde, Kr. Minden).

Am Charsamstag wird in Nieheim (Kr. Höxter) von verschiedenen Handwerkern ein Teil Holz oder Handwerkszeug in dem kirchlich geweihten Osterfeuer angebrannt, z. B. vom Tischler ein Holzstück, vom Stellmacher ein Hürdenpfahl oder Axtstiel usw.

In der Osternacht von 12 bis 3 Uhr zieht in Delbrück langsam eine Schar Wecker die Strassen entlang mit dem alten Osterrufe: „Stohet up jung und olt, dainet Guod dem Heeren!“ Der Gesang wechselt ab mit dem ohrenbetäubenden Getöse hölzerner Klapperorgeln, Klättern genannt, wie es

²⁷⁾ Andere Fassungen dieses Liedes aus dem Ravensbergischen: Mannhardt in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythologie, III, S. 216. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I, S. 281. Weddigen, Westfalen, S. 70. Aus Osnabrück: Niedersachsen, 6, S. 220.

schon in den drei letzten Tagen der Charwoche das Glockengeläute vertritt. (Um 3 Uhr beginnt die erste Ostermesse.)

In Wiedenbrück begibt sich in der ersten Osternacht punkt 12 Uhr eine Schar Sänger — Wiedenbrücker Bürger — vor die Häuser der Spitzen der weltlichen und geistlichen Behörden und singt einem jahrhundertalten Brauche zufolge nach altüberlieferter Melodie²⁸⁾ folgendes Lied:

Steht auf, steht auf, Christen, steht auf Und
Al-le - lu - ja
singt dem Herrn Al - le - lu - ja Al-le -
Al-le - lu - ja Al - le - lu - - - ja Al - - le - lu -
lu - ja Al-le - lu - ja Al-le - lu - ja Al - le - lu -
I. m. ja Al-le - II. do. ja
ja ja Al - le - lu - ja. Auf, Christen, hurtig

²⁸⁾ Sie ist von Herrn Organisten Bendermacher gesetzt und vom Herrn Bürgermeister Schmitz in Wiedenbrück nachträglich eingesandt worden.

auf Und singt dem Herrn darauf Ge-lobt sei Jesus Christ, der auf-er-standen ist. Al -

le-lu - ja Al-le-lu - ja Al-le - lu - - - ja Al - ja.

Auch in den Dörfern Langenberg und Friedrichsdorf (Kr. Wiedenbrück) findet um 12 Uhr nachts ein Wecken durch Gesang an verschiedenen Stellen des Dorfes statt. Am Ostermorgen bei der Auferstehungsfeier um 4 Uhr werden die Häuser in der Nähe der Kirche erleuchtet.

Ostern ist ein Lamm in der Sonne (Heimsen, Kr. Minden). Am Ostermorgen um 5 Uhr kann man das Osterlamm sehen (Ovenstädt, Kr. Minden)²⁹⁾.

Am Ostermorgen wird vor Sonnenaufgang Osterwasser aus der Weser geholt. Man schöpft es, indem man das Gefäss gegen den Strom hält. Das Osterwasser wird nie schlecht und wirkt heilend auf alle Gebrechen, namentlich auf Augenleiden. (Bierde, Kr. Minden). Man darf beim Holen nichts sagen, nichts denken und sich auch nicht umsehen (Ovenstädt, Kr. Minden). Das Osterwasser hält sich das ganze Jahr. Man muss aber mit dem Strome schöpfen und darf nicht eher sprechen, als bis man das Wasser zu Hause hat; sonst muss man neu vom Hause ausgehen. Die jungen Burschen suchen deshalb die Wasserholer mit allerlei Neckereien zum Sprechen zu bringen (Heimsen, Kr. Minden).

Am Abend vor dem Osterfeste werden Kartoffelpfannkuchen (Reibekuchen) gebacken und gegessen (Hüllhorst,

²⁹⁾ Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 141 f. Hüser im Programm v. Warburg, 1898, S. 34 (9).

Kr. Lübbecke). Anderswo gibt es Eierkuchen. Die „Pascheier“ dürfen am Osterfeste überhaupt nicht fehlen. Man kann nach Belieben davon essen (Minden und Umgegend).

Das Wasser, in dem die Poscheier gekocht sind, kriegen die Kühe als Mittel gegen alle Krankheiten (Heimsen, Kr. Minden).

Oft werden die Ostereier bunt bemalt und im Garten versteckt und gesucht (Seelenfeld, Kr. Minden; Schildesche, Kr. Bielefeld). In Jössen (Kr. Minden) werden sie in Zwiebellaub gelb gekocht und „Fuchseier“ genannt³⁰⁾.

In Germete (Kr. Warburg) sammelten am Ostertage die Burschen zwei Stiege (= 40 Stück) Eier. Auf dem Anger vor dem Dorfe wurden diese in zwei Reihen nebeneinander auf den Rasen gelegt, in jede Reihe 20 Eier je zwei Schritt voneinander. Durch das Los wurden dann zwei Burschen zum Eierlaufen bestimmt. Jeder der beiden, Eierläufer genannt, erhielt einen Korb an den linken Arm gebunden. Dann musste jeder eine Reihe Eier im schnellen Laufe mit der rechten Hand aufheben und in den Korb sammeln. Wer zuerst mit seinen 20 Eiern fertig wurde, war Sieger. Er wurde mit rotem Bande geschmückt und hatte am Nachmittag und Abend beim Tanze freie Zeche³¹⁾.

Im dreissigjährigen Kriege ist ein grosses Kirchdorf Andaxen oder Andessen, etwa eine halbe Stunde von Germete entfernt, von den Scharen Christians von Braunschweig zerstört worden. Seine Gemarkung ist zum Teil zum Dorfe Germete geschlagen worden. Wo die alte Kirche von Andessen stand, steht heute eine kräftige alte Linde. Zur Erinnerung an den verschwundenen Ort ziehen noch alljährlich in der Osterzeit die Bewohner von Germete in feierlicher Prozession zur alten Austerlinde, um den Segen Gottes über die Andesser Flur zu erleben³²⁾.

³⁰⁾ Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 142 ff.

³¹⁾ Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 152. Hüser im Programm v. Brilon, 1893, S. 5 f. Unsere Zeitschr. I, S. 137 f. (Eifel),

³²⁾ Bei Iserlohn zieht man am ersten Ostertag zu einer alten Eiche auf der Haar und macht dort die siewen sprünge: Kuhn, a. a. O. II, S. 149 f. Vgl. Woeste in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. 3, S. 304.

Das Abbrennen von Feuern am Abend des Ostersonntages ist fast überall noch üblich³³⁾. Oft wird das Holz, Stroh und Reisig dazu schon Wochen oder Monate vorher zusammengesammelt. Die Schulknaben in Fürstenberg (Kr. Büren) suchten das Holz an den Sonntagen vor Ostern in den Waldungen zusammen. Am Nachmittage des ersten Ostartages ziehen die Kinder von Haus zu Haus und sammeln Stroh ein. Dabei wird gesungen:

Strauh, Strauh, nau lange neett genau,
iss der nau wuett, datt geitt der nau tau.
Strauh, Strauh, Strauh!

In Neuenknick (Kr. Minden) verbrannte man die Hülsensträucher des Ritzdorns zum Ausdruck der Freude, dass Christus alle Leiden überstanden habe. In Rödingerhausen (Kr. Herford) hat jeder Häuserkomplex sein besonderes Osterfeuer. Im Wiedenbrückschen wird es durch einen Schuss entzündet³⁴⁾. Überall werden dabei (geistliche) Lieder gesungen und (im Kr. Halle) Spukgeschichten erzählt.

In Nieheim (Kr. Höxter) wird am ersten Ostertage Stroh gesammelt, auf den Holsterberg gefahren und dort bei Eintritt der Dunkelheit angezündet. Zuvor aber am Nachmittag treiben auf dem Stapelplatze nicht bloss jüngere, sondern auch ältere Leute allerlei kurzweilige Spiele, namentlich Ballspiel. Wenn das Osterfeuer brennt, wird von den Anwesenden das Lied „Christus ist erstanden“ gesungen. Schliesslich zünden Knaben an dem noch glimmenden Feuer mitgebrachte Fackeln an, um sie unter allgemeinem Jubel vom Berge ins Tal hinabzutragen und hier an geeigneter Stelle auszulöschen.

In Lügde (Kr. Höxter) bilden dem Handwerker- und Arbeiterstande angehörige Bürger aus sich eine Gruppe, deren Anführer der „Dechen“ genannt wird. Dieser Dechen hat sein Amt gewöhnlich für Lebenszeit inne und ist der

³³⁾ Vgl. Kuhn, a. a. O. II, 134 ff. Hartmann, Bilder aus Westfalen, N. F. S. 30 f. Jostes, Westfälisches Trachtenbuch, S. 89 f. 14. Jahresber. d. histor. Vereins f. d. Grafsch. Ravensberg zu Bielefeld, (1900), S. 101 f. Niedersachsen, 7, S. 227 (Arnsberg). Unsere Zeitschr III, S. 80.

³⁴⁾ Siehe darüber Hüser im Programm v. Warburg, 1898, S. 35 (12).

verantwortliche Leiter. Am Nachmittage des ersten Osters-
tages lässt er die vorhandenen schweren und breiten Räder
aus Eichenholz samt dem Einbindematerial auf die Berge
fahren. Die Räder werden dann mit Reisig und Stroh ver-
flochten und bei Eintritt der Dunkelheit angezündet. Ein
Böllerschuss ertönt, und man lässt die Räder die Höhe hinab-
sauen, wobei sie wegen der Wälle und Hecken gewaltige
Sprünge machen. Der Bauer gestattet gern, dass sie ihm
über sein Grundstück gehen, denn er hofft, dass es ihm Segen
bringt.

14. Maitag³⁵⁾.

Am 1. Mai werden im Delbrücker Lande die Bauern-
häuser noch vielfach mit Maibäumchen (Buchen- und Birken-
zweigen) geschmückt. Vereinzelt ist der Brauch, dass die
jungen Leute den jungen Mädchen Maibäume vor die Haustür
setzen (Nordborchen, Neuhaus, Kr. Paderborn, Kr. Höxter).

Wer am 1. Mai seinen Garten noch nicht in Ordnung
hat, kriegt einen „faulen Strohkerl“, eine Stange mit einem
Strohisch, hineingestellt (Wiedenbrück. — Fürsten-
berg, Kr. Büren). In Fürstenberg wird überhaupt in der
Nacht zum 1. Mai allerlei Unfug gemacht. Mit Kalk, Teer
oder andern Farbstoffen werden allerlei Figuren an Türen
und Wände der Häuser gemalt, Ackerwagen umgeworfen,
Strassen abgesperrt u. dgl.

Im Delbrücker Lande leiteten die Knechte den ersten
Maitag in aller Frühe mit taktmässigem Peitschenknallen ein.
Ein Knecht soll es zu solcher Fertigkeit gebracht haben, dass
er mit der Peitsche „einen Schott'schen knappen“ konnte.
Für ihre mühevollen Verrichtung bekamen die Knechte einen
Pfannkuchen, was den Beginn des regelmässigen Verabreichens
von Pfannkuchen in der Arbeitszeit bedeutete³⁶⁾.

³⁵⁾ Kuhn, a. a. O. II, S. 153 ff. Jostes, Westfäl. Trachtenbuch,
S. 90 f. Unsere Zeitschr. II, S. 137 f. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte
I. S. 160 ff.

³⁶⁾ Peitschenknallen der Schweinehirten am Matthiastage in Büren:
Kuhn, a. a. O. II, S. 120. Vierzehn Tage lang vor Maitag: Hüser,
Programm v. Brilon, 1893, S. 7. Vgl. Pfannenschmid, German. Ernte-
feste, S. 487 ff.

Am 1. Mai darf kein Korn gesät werden, sonst fressen es die Würmer (Ovenstädt, Kr. Minden).

Wer am 1. Mai etwas leiht, der hat Unglück im Viehstall (Rahden, Kr. Lübbecke).

Über die Hexen in der Mainacht siehe unsere Zeitschr. 3, S. 200 ff.

15. Pfingsten.

Allgemein ist der Brauch zu Pfingsten „Maibäume“ (Birken) an und in den Häusern anzubringen. In Heimsen (Kr. Minden) z. B. wird die ganze Kirche, Altar, Kanzel, jede Bank und möglichst jedes Haus und Zimmer mit Maien besteckt. In Pr. Ströhren (Kr. Lübbecke) auch der oberste Windmühlenflügel. Im Kr. Halle trägt auch die Jugend Blumen und Sträusse³⁷⁾.

In Leteln (Kr. Minden) ziehen in der Pfingstnacht die jungen Burschen durchs Dorf und verteilen Maien. Als Belohnung erwarten sie ein Geldgeschenk oder wenigstens einen Schnaps.

Die Pfingstbäume und -sträucher darf man nicht so lange im Hause behalten, bis sie trocken geworden sind, sonst schlägt der Blitz in das Haus (Ovenstädt, Kr. Minden).

Auch ist es fast überall üblich, dass die Burschen in der Pfingstnacht ihren Geliebten einen Maibaum vors Fenster setzen. Das unbeliebte Mädchen erhält einen verdorrten oder einen Dornbusch. In Heimsen (Kr. Minden) bekommen unbeliebte Mädchen eine trockene Fuhre möglichst fest unters Fenster gesetzt. In Rahden (Kr. Lübbecke) kriegt ein Mädchen, das nicht beliebt ist oder einen Burschen abgewiesen hat, einen Baum, der mit leeren Eiern geschmückt ist³⁸⁾.

Die Mädchen erwidern die Aufmerksamkeit dadurch, dass sie Geld zusammenbringen und ihren Verehrern am zweiten Pfingstnachmittage ein Gläschen zur Herzerquickung spenden (Ostscheidt und Krell, Südlengern Kr. Herford).

Wer am Pfingsttage zuletzt im Hause aufsteht, bekommt einen Faulkranz (Strohkranz) über seine Tür (Heimsen,

³⁷⁾ Vgl. Hartmann a. a. O. S. 36 f.

³⁸⁾ Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 168 f. Hartmann, a. a. O., S. 37.

Kr. Minden). Am Pfingstmorgen finden die Mädchen, die mit dem Umgraben des Gartens fertig geworden sind, auf dem zuletzt gegrabenen Teile einen „Maien“, die faulen einen Strohwich (Erkeln, Kr. Hörter).

Das Vieh wird so früh wie möglich ausgetrieben, gewöhnlich um 3 Uhr. Am Pfingstsonntagnachmittag bekommt die beste Kuh einen Kranz auf die Hörner, wie er sonst beim Richtfest auf den Hausgiebel gesetzt wird (Heimsen, Neuenknick, Kr. Minden)³⁹).

In der Gemeinde Senne II (Amt Brackwede, Kr. Bielefeld) ziehen die Kinder nicht wie sonst im Ravensbergischen am Martinitage vor den Häusern umher, sondern singen am Pfingstfeste ein Lied im Hause oder draussen hinter den Stubenfenstern, wofür ihnen Eier gereicht werden. Das heisst „Eiersingen“ oder „Eiersammeln“⁴⁰).

In Heepen (Kr. Bielefeld) heisst das Pfingstlied der Kinder:

Wacht auf, ihr Christen alle,
Wacht auf, es ist jetzt Zeit,
Der Herr wird bald wiederkommen
In seiner Herrlichkeit.
Lang lang es dat Lilienblatt,
Rund, rund es dat Wintrubenblatt,
Giw't den Herrn Christolen wat,
Giw't'n wat, giw't'n wat.
Lot se stohn, lot se stohn,
Lot se nich to lange stohn,
Wi müt nau'n Hüsken feuder gohn
Van hier bes no Köln,
Köln es hier wieder denne,
Kümmt nau ümmer mehr denne,
Hoit, Mömke, hoit, wat de gaue Wille doit.
Een oder twe, twe oder drei, drei oder ver,
Ver oder fief, fief oder sesse, sesse oder sieben,
Sieben oder achte, achte oder niegen,

³⁹) Vgl. Kuhn, a. a. O. II, S. 160 ff. Hüser im Progr. v. Warburg, 1898, S. 35.

⁴⁰) Vgl. Firmenich a. a. O. I, S. 359. Hüser a. a. O., S. 36. Niedersachsen, 7, S. 270 f. 308 (Münsterland). Unsere Zeitschr. II, S. 139 f. 147. III, S. 131 ff.

Dat teite⁴¹⁾ schlo wi inner Pann entzwei
Hoit, Mömke, hoit, wat de gaue Wille doit.

Ein eigentümliches Fest wurde (getrennt) in den Dörfern Wehdem und Oppendorf (Kr. Lübbecke) am Sonntag vor oder nach Pfingsten gefeiert. Es hiess Germania, Germanie oder Gurmanie. Aus der Mitte der Jünglinge wurden jährlich zwei gewählt. Sechs Jünglinge leiteten das Fest, von denen jährlich zwei ausschieden. Die im letzten Jahre gewählten suchten sich jeder eine Braut, die sich versteckte, und, wenn sie ergriffen wurde, sich wehrte und weinte. Sie wurde von Freundinnen unterstützt. Sowohl die zwei Jünglinge wie die zwei Bräute wurden festlich geschmückt, die Jünglinge mit einem hohen Hut und Leibbinde (Frauengürtel), die erwählten Bräute mit schwarzem Sammetnieder. Dann wurde in einem Bauernhause getanzt und ein Getränk von Essig und Syrup, Kulschkalsch genannt, verabreicht. Ein früherer Pastor in Wehdem hat diese Germaniafeste vor ungefähr vierzig Jahren als heidnisch aufgehoben⁴²⁾.

In den Gemeinden Hartum, Hahlen, Holzhausen II, Nordhemmern und Südhemmern wird alljährlich am Montag nach Pfingsten ein Hagelfest durch Gottesdienst gefeiert, eine Art Busstag für eine vor langen Jahren erfolgte Vernichtung der Ernte durch Hagelschlag⁴³⁾.

16. St. Vitustag.

Seit dem Jahre 1636 wird am St. Vitustage (15. Juni) in den Ortschaften Kirchborchen, Nordborchen und Alfien (Kr. Paderborn) für Menschen und Vieh ein Fasttag gehalten. In jenem Jahre herrschte in den Ortschaften die Pest und soll viele Opfer gefordert haben. Menschen und Vieh bleiben an dem Tage bis Mittag ohne jede Nahrung.

⁴¹⁾ Das zehnte? Oder: datt ei teschlo wi = das Ei zerschlagen wir?

⁴²⁾ Nach ergänzenden Mitteilungen des Herrn Kreisboniteurs A. Grupen in Wehdem. Vgl. Hartmann, Bilder aus Westfalen, N. F. S. 37 f. (Hier heisst das Fest Gumanie und wird von ahd. chûma = Klage abgeleitet.) Vgl. auch Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, S. 423. (Nach ihm ist Gummanie = Cumpanie, Compagnie.)

⁴³⁾ Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 169 f. Pfannenschmid, German. Erntefeste, S. 383 ff.

17. Johannistag⁴⁴⁾.

In Wewer (Kr. Paderborn) zogen bis gegen 1850 Mitglieder der eingegangenen Johannes-Bruderschaft am Vorabend des Johannistages (23. Juni) durch den Ort von Haus zu Haus. An der Spitze schritten der „Johannisherr“ und der „Johannisknecht“. Ersterer war der Vorsteher der Bruderschaft für das laufende Jahr, der andere für das nächste Jahr. Der „Herr“ trug eine Blumenkrone auf dem Kopfe, der Knecht einen Blumenkranz. Krone und Kranz wurden auch bei der kirchlichen Feier während des Gottesdienstes getragen. Während der Prozession befestigte man die Krone an der Fahnenstange. Die Johannesbrüder sammelten an diesem Tage Geld für Kerzen, die in der Kirche vor dem Bilde des hl. Johannes angezündet wurden. Der Rest wurde vertrunken. Musikanten begleiteten den Umzug. In jedem Hause sangen die Brüder:

Wir sind Johannesknechte,
Wir folgen unserm Rechte,
Drum singen wir allen zugleich,
Den Armen und den Reichen.
Wir dienen dem Hausmann und seiner gnädigen Frauen,
Wir wollen den Himmel anschauen.
Das Licht soll werden so schöne
Zu Wewer auf dem Throne,
Zu Wewer in dem Gotteshaus
Brennt das Licht obenaus.

Auf einem erhöhten Punkte der Feldmark wurde abends ein Feuer angezündet.

In der Johannisnacht pflegen an manchen Orten des Amtes Dringenberg - Gehrden (Kr. Warburg) auf den Kirchhöfen Kerzen angezündet zu werden.

Wenn am Johannistage Disteln gestochen werden, dann wachsen sie nicht wieder (Bierde, Kr. Minden).

18. Kirmes⁴⁵⁾.

„Wer will bleiben unberochen und ungebissen,
Lass den Hunden die Knochen und den Bauern die Kirmessen.“

⁴⁴⁾ Vgl. Kuhn a. a. O. II, S. 171 ff. Hüser im Progr. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, S. 39.

⁴⁵⁾ Vgl. Pfannenschmid, German. Erntefeste, S. 244 ff. Hüser im Progr. v. Warburg, 1898, S. 37.

„Die letzten Fliegen werden bei der Kirmes in Ossendorf (die ziemlich spät fällt) in die Kuchen gebacken“. (Warburg).

In Germete (Kr. Warburg) war es üblich, dass alle Verwandten der Umgegend zum Kirmeschmause eingeladen wurden. Die Kirmes war auf den Bauernhöfen ein grosses Fest. Berge von Kuchen wurden dazu gebacken, die Küche wurde mit Schinken und Braten reichlich ausgestattet. Nicht fehlen durfte Rindfleisch mit Merrettich und Reisbrei. Schon am Tage vorher wurden den eingeladenen Gästen Körbe voll Kuchen zugesandt. Am Kirmestage galt, wer die meisten Gäste hatte, als der erste und grösste Bauer des Dorfes.

Der letzte Überrest des Kirchweihfestes in Schildesche (Kr. Bielefeld), das am Johannistage gefeiert wurde und in der katholischen Kirche dort noch gefeiert wird, ist die zwei Tage währende Johanneskirmes. Bis zu den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde zu diesem Tage auf Anordnung der Amtsbehörde jedesmal eine Stroh puppe hergestellt und unter Trommelschlag durch den ganzen Ort getragen. Dabei wurde von den Sendboten der Behörde überall das Standgeld für das angetriebene Vieh eingezogen. Zuletzt wurde die Puppe auf den First des Spritzenhauses, das damals auf dem „Thie“ (jetzt Friedrichsplatz genannt) stand, aufgestellt und zugleich mit Flasche und Trinkglas versehen. Die Gestalt blieb dort bis zum dritten Tage, der „Holzschuhkirmes“ (so genannt, weil die Leute an diesem Tage zur Kirmes kamen, wie sie alltäglich gingen, nämlich mit Holzschuhen, in denen dann auch der Kehraus getanzt wurde). Dieser dritte Festtag dauerte nur bis vier Uhr nachmittags, und dieser Zeitpunkt wurde durch das Herabholen der Strohfigur vom Spritzenhause genau bezeichnet.

Zur Geschichte der weltlichen Kindtauffeier in Warburg.

Von Dr. B. Hüser.

Ein Teil des Materials, das ich unter dieser Überschrift hier veröffentliche, ist bereits in meiner Programmabhandlung

„Die sogenannte Bauersprache der Stadt Warburg (Ostern 1903)“ enthalten. Die erweiterte Umarbeitung scheint mir recht in eine Zeitschrift für Volkskunde zu gehören.

Schon die ältesten schriftlich überlieferten Ortsstatuten Warburgs, welche die Überschrift tragen: „Dyt sint de saite (Satzungen) der Stede Wartbergh“, bringen im zweiten Absatze Bestimmungen, die sich auf Geschenke usw. bei Gelegenheit einer Geburt beziehen und offenbar eingerissene Missbräuche einschränken sollen: „Item we des andern vadder worde, man edder frowe, de schal geven dem kynde eyne schilling, der frowen in dat bedde twe schillinge, dem gesynde unde der bademoder itliken twe pennige und nicht mer, unde de vaddere schal nicht mer wen eyne flasschen wyns schenken, und men schal neyne geste dar edder kost hebbn in dem kindelbedde mer wenn den yrsten dag und den vorhank en schal men ok nicht vordrinken. Unde we de vadderschop vorschulden wyl, schal se nicht hoger vorschulden den mit eyner halven marck. Und we dyt so vorgeschr(even) ys vorbrecke und nicht enhelde, de schal dem Raide geven eyne halve marck so vaken dat geschege.“

Das Wort „Vorhang“ (den vorhank vordrinken) erinnert sofort an „Kram“, das in gewissen Verbindungen auf niederdeutschem Gebiete identisch mit Wochenbett ist. Als älteste Bedeutung ergibt sich Zeltdecke, ausgespanntes Tuch oder ähnliches Dach. Im Bergbau bezeichnet es ein kleines Behältnis zum Aufbewahren von Gerätschaften usw. „Hie und da auch die spanische Wand am Wochenbett: da bricht noch die ursprüngliche Bedeutung durch: Verschlag oder Vorhang als Schutz.“ (Gr. Wörterbuch.) Der Ausdruck: „in den Kram kommen“ als gleichbedeutend mit „in die Wochen kommen“ ist also ursprünglich durchaus räumlich aufzufassen. Im niederdeutschen Wörterbuche von Lübben werden als Bedeutungen von „Kram“ angegeben: „ausgespanntes Tuch als Wetterschutz, Zeltdecke, die mit Leinwand usw. bedeckte Krambude . . . Wochenbett (eigentlich die Gardine, hinter der die Wöchnerin liegt)“. Es kann demnach kein Zweifel sein, was unter dem „vorhank“ an unserer Stelle zu verstehen ist. „den vorhank vordrinken“ bildete wohl den Schluss der Festlichkeiten. —

Die „Statuta Warburgensia renovata anno 1628“ (von späterer Hand ist hinzugefügt „et secunda vice 1687“) Manuskript in IV, enthalten unter der Überschrift Statutum 5: „Von Kindtauffen, Kirchengengen und Traktiren des Gefattern“ folgende Bestimmungen, die ich unter Nummern gebracht habe:

- „1. Bei geburt eines jungen Kindes sollen die Frauen allein daß sauffen eßen und keine Maßpersohnen dabei gefordert werden bei Poen 1 M.
2. Wenn der Gefatter erbetten wirth, soll man des Kindeß Vatter mitt Eßen oder Drincken nicht traktiren bey Straff 5 M. Doch kann einer ehren halber ein wenig brandtwein holen und ime nach beschehener Bitte ohn übrigen Trunck deßelbigen wiederumb zu hauß gehen laßen bey Straff 2 M.
3. So soll auch demnegst der gebetene gefatter ganz keine Ruckheldemchen bitten, nur die Frauens, welche bey der Kindsbetterin zur Zeit der geburth gewesen sollen das Kind zur tauff begleiten helffen und dem h. Sacrament ohn vorgehendes Brandtweintrinken beywohnen.
4. Nach vollendetem geistlichen Werke magh der Gefatter unter den fürnembsten Persohnen dem Kinde geben ein goltst., der Kindbetterin ein goltst. und nicht darüber, andere fürnehme bürger 1 Thlr. sowoll Kindt als Kindbetterin, Gemeine einen halben und nicht mehr: Were im Hauß ein oder mehr Kind, kann Jndeß mit 1 schreckenberger auffß hochste, 4 gr. oder weniger nach standes gelegenheit werden begabet, sonst stehet die Übertretungh mit 5 M. zu straffen. Womit auch derjeniger so mehr als einen gefatter bete, beleget wirth. Die verehrungen, Keise, Kuchen, Paden- und leinengezeugs sein hiemit bei ebenmeßiger Straff verboten. (Späterer Zusatz: Hierüber soll zum fleißigsten inquirirt und sowol nehmer als geber gestrafft werden.)
5. Mit der tractation beim Kindtbette oder Kirchengangh soll es haben diese Ordnungh nemblich: daß eines von beyden, so viel das Gastbotten belanget, hinten pleibe. Wenn derowegen Jemandtz ein zimliches und meßiges

Kindtbethe mit eßen und trincken ahnstellen wolte, so soll **daßelbe** nicht lenger wehren alß zwey tage, auch darzu daß geringste nicht verehrt werden, eß were denn daß man des ersten tages Weyn truncke, so truge eß jedem zu contribuiren 1 M. Hielte aber einer kein Kindtbette und wolte die tractation zum Kirchengange verscheuben, so soll er allermaßen, wie negst stehet, zu Zeit des Kirchenganges sowoll mit zweyn Tagen alß auch eventualiter mit dem Wein ohne einige andere Zustener oder Vorwehnung bei Poen 5 M. sich diesem Gesetz accommodiren, beim Kindtbette aber sich des eingeschliggenen kostbahren Mißbrauchs, Luttertranck Weins und Eyerkuchen bei Straff 3 M. endthalten. Doch kann er den Frauwens, so in Kindtsnoten bey der Kindtbetterin geweßen, geben bey Bier 1 Mahlzeit, worbey denn der Gefatter neben seynen Eltern und Brüdern (Späterer Zusatz: in mangel derer 2 seiner negsten Freunde) pleiben magh.

6. Mit den Gerichten und Spielman, da einer jha Freude haben wolte, soll werden gehalten wie obsteht bey den Weinkauffen.“

Die Bestimmungen, auf die hier Bezug genommen wird, finden sich im Statutum 4 „Vom Weinkauffen und Hochzeiten“ und lauten: „Deßen soll sich der Weinkauff über zwei Tage auch bei Poen 3 Mrk nicht erstrecken. Dabei magh des ersten tages allein Wein — doch dem es beliebet und geburth — getruncken und von jedem gaste darzu ein β verehret, der Wein aber nirgend anders als vom gemeynen Zappen*) bei straff 10 M. gehölet werden, auch von jedem nach standes Gebuer ein meißigkeit in den gerichten, und zwar von den Vornembsten über sechs eßen nicht gebraucht, auch die eßen, so von fleisch herkommen, vor kein beießen gerechnet werden. Wolte auch hiebey Jemandtz eine Music haben, so soll er darzu fordern der gemeinen stadtpillmahn selbander oder dritte. Kheme er selbander ime geben $1\frac{1}{2}$ Thr., selbdritte $2\frac{1}{2}$ Thr.“ (statt des ersteren stand wahrscheinlich ursprünglich 1 Thrl., das letztere ist statt des durchgestrichenen „anderthalben Thr.“ gesetzt). —

Zum Verständnisse einzelner Worte sei hierzu folgendes bemerkt: Supen (1. „daß sauffen eßen“) heisst noch jetzt im Sauerlande und im Fürstentum Lippe die Mehlsuppe, die übliche Morgenmahlzeit auf Bauernhöfen. Vgl. Gr. Wörterbuch unter „Saufen“, wo es auch heisst, dass in der Diemelgegend speziell die Buttermilchsuppe so genannt sei. — Bei Ruckheldemchen (3. „keine Ruckheldemchen bitten“) denke ich an ruchel st. f. = Runzel. (S. Lexer, Mittelhochd. Wörterbuch.) Es wären also damit alte Weiber gemeint. — Schreckenberger (4.) ist die Bezeichnung einer ehemaligen chursächsischen Münze, die besonders unter Friedrich dem Weisen geprägt wurde und nach dem Bergwerke und Dorfe Schreckenberg, dem jetzigen Annaberg, genannt ist. Er galt in alter Zeit drei meissnerische oder gute Groschen. (Gr. Wörterbuch). Nach der Urkunde über die im Jahre 1529 im Stifte Paderborn gängigen Münzen und ihren Wert galt er 3 Schill 2 \mathfrak{S} . — „Vorwehnung“, (5. ohne einige andere Zusteuer oder Vorwehnung) wie ich jetzt statt des früher angenommenen „Verehrung“ glaube lesen zu müssen, ist das jetzige Verwöhnung. Lübben führt neben vorwenen und vorwent als Substantivum vorwentheit an = Verwöhnung, Üppigkeit. — Der Luttertrank (5.) ist der Lautertrank, ein über Kräuter und Gewürze abgeklärter Rotwein (Franz. clarêt, mittell. claratum) Gr. W. Als Ingredienzien des Lautertrankes, der bei einem Ratsessen zu Warburg im Jahre 1619 getrunken wurde, gebrauchte man: Honig, Kanel, Nägelchen, Safran, Paradieskörner, Galgant, Engber (Ingwer). In einem Auszuge aus Warburger Kameralregistern von Rosenmeyer heisst es u. d. Jahre 1535: „Es war der Fürst von Paderborn zum Besuch hier, es wurde ihm ein Faß Wein geschenkt und ins Kloster gefahren, ferner vier Köpfe wartbergischen Biers usw. . . . Auch haben unsere Herrn Ihrer Kurf. Gnaden etliche Flaschen Lautertrank zurüsten lassen.“ — Über „Weinkauffen“ (6.) wäre viel zu sagen. Der Wein-kauf bezeichnet eigentlich den Wein, mit dessen Trunk man einen Vertrag, ein Kaufgeschäft, ein Dienstverhältnis be-

*) Die Stadt bezog aus dem Weinverkauf einen Teil ihrer Einkünfte.

kräftigt und wurde später durch Geld ersetzt. (Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch unter *winköp*). Die Dienstboten verpflichten sich durch Annahme des Weinkaufs. Er bezeichnet auch die Mahlzeit (das Geld), das der neue Zunftgenosse bei der Aufnahme bezahlt. In „*winkopes-bêr*“ ist *winköp* schon in eine allgemeine Bedeutung übergegangen. (Lübben.) Der Weinkauf, von dem in den oben angeführten Bestimmungen die Rede ist, stand, wie auch die Überschrift zeigt, in engster Verbindung mit der Hochzeit und war eine öffentliche Bekräftigung des Vertrages, den die Brautleute eingingen. Die Eheschliessung hatte ja wegen der Vermögensverhältnisse auch ihre geschäftliche Seite. Eine Mitteilung aus dem Warburg benachbarten Dorfe Eissen lautet: „Hatten die Nachfragen des Mädchens: „*Wu vill Güle hätt he, wu vill Kögge, wu vill Land?*“ und desjenigen, der Absicht auf das Mädchen hatte: „*Wu vill Gäld hätt it denn usw.?*“ beiderseitig ein befriedigendes Ergebnis gehabt, so wurde „*Weinkaup*“ gefeiert. Das war gleichsam die Vorfeier der Hochzeit.“ (S. Beiträge zur Volkskunde III. Teil, Programmabhandlung Warburg 1900.) Die Übergabe der Braut selbst war ursprünglich eine Art Kauf, bei dem Vater bzw. Vormund derselben die Verkäufer waren, und hat als Scheinkauf sich bei vielen Völkern lange erhalten. Wer hierüber nähere Belehrung wünscht, findet das Nötige in der Programmabhandlung: Zur Geschichte des Brautkaufes bei den indogermanischen Völkern von Dr. E. Hermann. (Wissenschaftliche Beilage zum 21. Programm [1903-1904] der Hansa-Schule.) „*Brautwein*“, das in der Paderborner Polizeiordnung von 1655 vorkommt: „*Bey den Verlöbnissen, Sponsalien und Brautwein usw.*“ muss also dasselbe wie Weinkauf bedeuten.

Die Bestimmungen des stat. 4 und die des stat. 5 sollten bei einer Revision zusammengefasst werden, und somit wurde dem „stat 4“ noch: „& 5“ und dem: „*Vom Weynkauffen und Hochzeiten*“ noch: „& Kindtauffen“ von späterer Hand hinzugefügt. Spuren der Revision sind die am Rande des Textes bei den einzelnen Bestimmungen hinzugefügten: „*Omitt.*“ (atur) als Zeichen, dass die betreffenden Bestimmungen wegfallen sollen. Aus dieser Revision ist nun

hervorgegangen die Warburger „Bauersprache“. Wenn Bischof Erich den Einwohnern Paderborns verbot, sich ausser im Notfalle und mit Vorwissen des Magistrats der „Bursprake“ zu bedienen, so verbot er ihnen nicht, wie Bessen in seiner Geschichte des Bistums Paderborn II. S. 24 Anm. merkwürdigerweise zu erklären sucht, eine Sprache, die in verabredeten Zeichen bestand, „wodurch man sehr geschwind eine ganze Gegend versammeln konnte“. Bauer bedeutet in der Zusammensetzung „Bauersprache“ soviel als „Bürger“ (Grimm W.) und „Sprache“ ist soviel als „Besprechung“, dann Zusammenkunft zum Zweck derselben und endlich die gefassten Beschlüsse. (Vgl. Sander W. unter Sprache und den Anmerkungen zu „Ding“.) Die oben erwähnte Warburger Bauersprache liegt mir vor in einem gebundenen Manuskripte in IV, auf dessen erster, leer gelassener Seite die Worte stehen: „Stadt Warburger Statute oder die sogenannte Bauersprake. 1799 Januar.“ Es ist kein offizielles Exemplar, sondern eine zum persönlichen Gebrauch angefertigte Abschrift. Der Abschreiber hat den einzelnen Statuten nicht uninteressante, bisweilen recht sarkastische Bemerkungen hinzugefügt, die für die Kenntnis der damaligen städtischen Verhältnisse oft wertvoller sind, als die Statuten selbst. Die Bauersprache also bringt auf Seite 13: Statutum 4 & 5 tum.

Von Hochzeiten und Kindtaufen.

„Wegen den Hochzeiten bleibt es billig wie unser Hochwürdigster Fürst, Hochfürstl. Gnaden gnädigst verordnet haben und publiciren laßen. Es soll hinfüro dem Kochen auf Hochzeiten und Kindtaufen den Löffel umzuhalten vergünstiget seyn, jedoch mit dem Bedinge, daß Ihm von den Hochzeiten 2 *sch* und von den Kindtaufen 1 *sch* gleichwohl mit Distinction und nach Qualität der Personen, Mühe und Arbeit entrichtet werden soll. Es soll aber dem Küster wegen der Ladung 6 sch. und sonst nichts entrichtet werden. Wegen der Braut-Meße aber soll dem Schulmeister 3 sch., dem Küster 3 sch., dem Organisten 3 sch. und ein mehreres nicht bei Strafe 2 Marck sowohl des Nehmers als des Gebers entrichtet werden. Gemeiner Stadt Spielmann

und Kein anderer soll erscheinen und deßwegen zum Lohn haben 2 $\frac{1}{2}$ ſ , wolte aber der Bräutigam einen oder mehr Gesellen übrig leiden, so mag er jede übrige Person mit 1 ſ ohne oben gesetzten Lohn contentiren. Wollte aber ein armer oder ein gemeiner Mann nicht mehr als zwey Personen zu Spielleute haben: So soll dernesselbe auch nicht mehr als 1 $\frac{1}{2}$ ſ zum Lohne geben. Da er aber davon avisirt und nicht erscheinen würd, so Soll er mit 3 Marck bestraft werden, weil er den Bürgern für einen anderen aufzuwarten verbunden ist. — Weilen auch bey den Hochzeiten und anderen Ehrentagen der Bettlern Unverschämheit verspüret worden, daß sie sich sogar ins Hauß und Hinter die Gäste eindringen, als soll zu dem Ende ein Bettelvogt bestellt werden, welcher Sie abhalte, und wann ihnen hernach wird gegeben seyn. daß Sie alsbald den Ort quitiren, und Sich alda nicht mehr finden laße. Weilen auch einige Eingeladene ihre Kinder ganz unbescheidenlich die Kost wegschleppen laßen: So werden Sie hiermit zur mehreren Discretion erinnert.“

Über das Umhalten des Löffels gibt Aufklärung eine Mitteilung aus dem Dorfe Hohenwepel bei Warburg (s. Beiträge zur Volkskunde 3. Teil S. 8). „Während des Essens (es ist hier die Rede vom Hochzeitsessen) ging die Köchin, den einen Arm mit Tüchern umwickelt, in der Hand einen grossen Kochlöffel haltend, bei den Gästen umher und sammelte Trinkgelder unter Aufsagen eines Spruches, in dem sie darüber klagt, dass sie sich den Arm verbrannt habe.“ Der Brauch wird noch geübt in Mettersdorf, einer siebenbürgisch-sächsischen Gemeinde, wie zu ersehen aus der Programmabhandlung Bistritz 1902: Aus Sitte und Brauch der Mettersdorfer, von Gaßner S. 70, wo auch auf die Abhandlung W. Sanders, Hochzeitsgebräuche aus Hessen, in der Zeitschrift für deutsche Mythologie hingewiesen wird. —

Die Anmerkung, die der Abschreiber der Bauersprache den obigen Bestimmungen hinzufügt, lässt durchblicken, dass zu seiner Zeit Bestimmungen zur Unterdrückung des Luxus für die Stadt Warburg überflüssig waren. Sie bezieht sich auf Hochzeiten und Kindtaufen, wie dies nach der Zusammen-

fassung der ursprünglich getrennten Artikel selbstverständlich ist, und lautet unter Beibehaltung der sonderbaren Schreib- und Ausdrucksweise wie folgt:

„Schon nach den 7 ben Jährigen Kriege her werden so wie vor Hier keine städtliche Hochzeiten mehr gehalten. Die erste Classe der Bürger laßen sich nachmittags Copuliren und geben alsdann eine kalte Schüssel und ein Glas wein, tanzen auch wohl ein Stündgen und alsdann ins Bett.

Die mittlere Classe laßen sich noch des Morgens Copuliren und geben Brüdern und Nächsten (und?) Anverwanten um Mittag eine bürgerliche Mahlzeit, trinken dabey ein Glas bier, dann ist die Hochzeit aus. Die 3^{te} Classe halten am meisten musicalische Hochzeiten. Des Morgens geben Sie Brantwein und Kringel, Nachmittag einen Tanz und ein Glas Bier. Wenn der Tanz bald aus ist, so müßen die Gäste der Braut auf einer verdeckten Schüssel ein Praesent an Gelde geben. Der Ursache halber werden auch die Hochzeiten unter der Classe noch beibehalten, weilen die neuen Eheleute etwas Geld zum Anfange in die Hände bekommen und darinnen Ihrer ganzer Brautschatz besteht. Sodan nimt anjetzo der Küster unter den Namen eines Zeugen Gebühr 5 β 3 \mathcal{S} , ein Sacktuch des Werths 7 β , der Schulmeister Zeugen Gebühr 3 β , der Organist, wann derselbe Sontags unter der Hohe Meße Musik Meß schlägt, 3 β 6 \mathcal{S} , andere ordinäre gestelte Braut Meßen werden jetziger Zeit keine mehr gehalten, folglich zerfällt der ganze Status, Ausgenommen der Punkt wegen den Stadt Musicanten, welches noch zur zeit ritterlich beobachtet wird. Wie auch die tractamenten bey Kindtaufen haben gänzlich hier aufgehört. Des Morgens gehen die Verwandten Weiber circa 9^{1/2} Uhr mit dem Kinde nach der Kirche. Wann Sie nun wieder aus der Kirche kommen: So setzet der Vatter Brandwein, Floden, Kringel auf. Da knopporn dan die Weibergens ein wenig und erzählen sich inzwischen, wie lang ein Jeder in der Ehe, wie viel Kinder ein jeder gebohren, wie hart oder leicht, dann wünschen Sie dem Vater Glück zum neu Gebohrenen Kinde und wünschet der Mutter aufs Jahr wieder einen Sohn und gehen nach Hauß. Der erste Stand fug vor einigen Jahren an das

gebohrene Kind nur mit dem Taufzeugen nach der Kirche zu gehen(!) und keinen Vewanten darzu zu invitiren. Diese Mode ist nun seits zwey Jahren allen 3 Ständen Allgemein geworden, weil (der) die Niedrige Stände gerne dem Vornehmen nachaffen und ohnehin dieses nichts kostet. So weit steigt Jetzo die Welt, daß man in der Sparsamkeit Hochmuth findet. Aber wer leidet Hierunter. Niemand als der Bäcker und die Hebeamme.“

Die oben aus der Bauersprache angeführten Bestimmungen sind wörtlich auch enthalten in den erst kürzlich im Stadtarchiv aufgefundenen Statuta Warburgensia renovata 1687, die von späterer Hand als „Städtische Bauersprache“ bezeichnet sind.

Von welchem Landesherrn und zu welcher Zeit die Verordnungen erlassen, bei denen es sein Bewenden haben soll, erfahren wir daselbst nicht. Ebensowenig ist von Einzelheiten dieser Verordnungen die Rede; denn was von dem Umhalten des Löffels, den Gebühren des Lehrers, Küsters und Organisten, den Bettelvögten gesagt wird, muss Ortsstatut sein. In den mir vorliegenden gedruckten bischöflichen Verordnungen, (4 Teile, Paderborn bei Junfermann) finde ich hierüber nichts. Dagegen heisst es daselbst in Dietrich Adolphs Polizeiverordnung von 1655 (I. Teil 1785) unter 4, nachdem vorher unter 3. von den hochzeitlichen Gastmahlen gehandelt ist: „Das Kindertaufen soll bei dem gemeinen Bürger und Bauersmann ohne sonderliche Gastereyen oder Gesellschaften verrichtet und von demselben nur die Gevattern, Pastor, Eltern, Großeltern und Kinder dazu eingeladen werden mögen. Die Vermögenste aber können Pfarrherrn und Gevattersleute neben den Eltern, Großeltern, Kinder, Schwester, Brüder und zween Freunden einladen, sollen darbey aber über ehrliche Ergetzlichkeit mit Freß- und Sauferey, wie obgemeldet, nicht excediren, auch mit Speisen und Auftrachten sich verhalten wie bey den Hochzeiten angedeutet ist. (Es soll darnach an den zwei zulässigen Tagen der Hochzeit nur eine Mahlzeit, auf der Mahlzeit nur vier Gerichte ohne Gemüss, Butter und Käse gegeben werden). An Gevattergabe soll der Gevatter Bauerstandes über ein halben Reichsthaler, so gemeinen

Bürgerstands ein Reichsthaler, so aber vornehmer ist, ein Goldgulden, oder zum höchsten einen Dukaten nicht geben, das Patenzeug aber ganz unterlassen, es wäre dann, daß einem armen Paten um Gotteswillen zur Kleidung geschenkt werden wollte, alles bey Straf von Sechs Marken, Unserem Fisco einzuliefern.“

Die erneuerte Kirchenordnung Hermann Werners von 1686 bestimmt in § 2: „Weilen auch bey denen Kindtaufen viele den Gottesdienst, Meß und Predigt versäumen, indem sie sich bey dem Brantwein so lang aufhalten, daß der Gottesdienst vorbey gehet: Als soll das Brantweinschenken bei den Kindtaufen vor und unter dem Gottesdienst verboten und abgeschafft seyn; und wird den Pastoribus sowohl als Sendvögten darauf fleißige Obacht zu haben und diejenige, so dagegen handeln, durch bemeldte Sendvögte in visitatione Synodali zur Bestrafung einbringen zu lassen ernstlich anbefohlen.“

Dieselbe Kirchenordnung enthält cap. IX im § 10 folgende Bestimmung für die Geistlichkeit: „Weilen auch zum Verlust des Respects (so einem Pastor, Seelsorgern und Priestern competirt) die Gevatterschaften Anlaß geben, wann nämlich die Pastores von ihren Parochianis promiscue zu Gevattern gebeten werden und dadurch viele Pastores (welche geringe Pfarren haben) unterweilen nicht allein allzu hoch beschwert, sondern auch in gar zu große Familiarität gerathen, allso daß sie von ihren Pfarrkindern, so Manns- als Weibspersonen, auf den Hochzeiten, Kindtaufen und andern Zusammenkünften Herr Gevatter genannt werden: Als wird allen Pastoribus, Sacellanis, Curatis & Beneficiatis, die Gevatterschaft hinführo, bey willküriger Straf verboten, welches Unser Verbot dann sie in solchem Fall vorzuwenden und sich damit zu excusiren haben.“ Es schliesst sich daran die Mahnung, sich von den Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Gastmalen mit Reputation höflich zurückzuziehen, bevor die „eingeladene Gäste anfangen berauscht zu werden, damit sie nicht von den bezechten Gästen (welche alle Höflichkeit und Civilität zu vergessen pflegen) gar verspottet und um Ehre und Reputation gebracht werden“.

Die in der Polizeiordnung von Dietrich Adolf erlassenen Bestimmungen wurden von Hermann Werner 1689 erneuert, aber bereits in einer Verordnung von 1692 wird darüber geklagt, dass seinen bei jetzigen bedrängten Kriegszeiten zu der lieben Untertanen Besten ausgelassenen und ins Land publizierten Verordnung wegen der Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen und Haushebungen zuwidergehandelt würde. Franz Arnold sah sich 1706 veranlasst, abermals die betr. Bestimmungen einzuschärfen.

Einen erneuten Anlauf zur Unterdrückung der bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchengängen und Begräbnissen üblichen Saufgelage nahm Wilhelm Anton 1767, da er sehr missfällig hat vernehmen müssen: „daß dadurch der gemeine Bürger- und Bauersmann sich nicht allein in die äußerste Armut stürzt, sondern auch durch das bei diesen Vorfällen gewöhnlich sein sollende ganz übermäßige Brandweinsaufen sein Leben zu verlieren sich in Gefahr setzt“. Es sei hierbei bemerkt dass Wilhelm Anton in seinem Eifer, nicht nur die Unmässigkeit zu beseitigen, sondern auch dem Luxus zu steuern unter demselben Datum eine Kleiderordnung erliess, wonach „die gemeine Bürger- und Bauer-Weiber wie auch die Dienstmägde alles Gold und Silber auf denen Kleidungen, und insonderheit auf ihren Hauben oder Mützen, alles Sammt und Seiden, wie auch Brabändischer Kannten oder Spitzen, wie weniger nicht alles Cammertuches und Sitzes sich gänzlich enthalten sollen“. Bereits im vorhergehenden Jahre hatte er das Edikt erlassen, in dessen erstem Artikel verordnet wurde, dass „denen gemeinen, von ihrer Handarbeit lebenden Untertanen kein Caffée mehr verkauffet, noch solcher an dieselbe verschencket werden solle“.

Den Schluss der hier einschlagenden Paderborner Landesgesetze, soweit sie mir zugänglich geworden, bildet die Verordnung vom 27. Februar 1798 unter Franz Egon. Sie wendet sich gegen die eine Gefährdung der Sittlichkeit in sich schliessenden Schmausereien bei Begräbnissen und Kindtaufen und erneuert die deshalb bereits bestehenden Landesgesetze. —

An Luxusgesetzen ist die deutsche Städtegeschichte sehr reich. Sie sind aber keineswegs eine Deutschland eigen-

tümliche Erscheinung. Auch das Altertum, und insbesondere das römische, weist eine sich durch einen langen Zeitraum hindurch ziehende Reihe von Gesetzen, Senatskonsulten und Edikten auf, die sich auf die verschiedensten Arten der Üppigkeit beziehen (Voigt, Römische Privataltertümer und Kulturgeschichte 353). Tiber verbot den *popinae* sogar den Verkauf der *opera pistoria*, Claudian den Verkauf gekochten Fleisches, Nero endlich den Verkauf aller gekochten Speisen mit Ausnahme trockener und grüner Gemüse (Voigt, 426).

Sofern die angeführten bischöflichen Verordnungen der Bekämpfung des mehr und mehr um sich greifenden Feindes des materiellen und des geistigen Wohles, des Alkohols, zum Ziele haben und dem Schnapsteufel die Gelegenheit, seine Orgien zu feiern, einschränken wollen, ist diese Absicht durchaus zu loben. Bei andern mögen Rücksichten auf den Wohlstand des Landes überwiegen, wie in dem Edikt von 1781 den „verbotenen Handel und Gebrauch des Kaffee betreffend“ der übermässig eingerissene Genuss des Kaffee als ein Unwesen bezeichnet wird, wodurch „so große Summen Geldes außer Landes verschleppt werden“. („*Lapidum causa pecuniae nostrae ad externas aut hostiles gentes transferuntur*“ heisst es bei Tac. ann. I. III. c. 53 im Briefe Tibers an den Senat). Sehr bedenklich ist bei dieser Gesetzgebung, dass der Unterschied der Stände in einer für die grosse Masse empfindlichen Weise hervorgehoben wird, wie denn auch das oben erwähnte Edikt im einzelnen diejenigen Klassen aufführt, denen der Genuss des Kaffees erlaubt oder versagt sein soll. Und wie das sykophantische Eindringen in das Familienleben, insbesondere wenn auch Denunziantenlohn in Aussicht steht, befördert wird, (Verbot wider den Kleideraufwand von 1767) braucht nicht erwähnt zu werden.

Indem die Gesetzgebung auf diesem Gebiete im Paderborner Hochstifte aus einer städtischen eine staatliche wurde, vollzog sich eine Erweiterung der landesherrlichen Gewalt auf Kosten der Stadt, wie sie sich allgemein in der Geschichte der Städte geltend machte. Wenn man sich von jener noch 1798 Erfolg versprach, so müsste das sehr wunderbar erscheinen. Kannte man den Geist nicht, der seit der französischen

Revolution durch die Welt zog, oder glaubte man, dass er in das vom Weltverkehr abgelegene Ländchen nicht gedrungen sei? Oder geschah es nur um des Gewissens willen, dass man die Beachtung der bestehenden Gesetze in Erinnerung brachte?

In den Luxusgesetzen ist ein gutes Stück Kulturgeschichte enthalten. Ein kulturgeschichtliches Interesse scheinen auch die Bemerkungen, mit denen Dietrich Adolf 1655 seine Polizeiordnung und in ihr die erwähnten Gesetze ins Land publizieren liess, beanspruchen zu dürfen. Denn unter 37, dem Schlussabschnitte der Polizeiverordnung, wird ein Loblied gesungen auf die Bestrafung als „die beste Hüterin der Gesetze; durch „die Bestrafung an einem würde oft Sorgfalt und Förcchten verursacht an vielen, sonderlich wenn fleißige Aufmerker dazu bestellt seyn“ usw. Es wird ferner daran erinnert, dass „die alten berühmten Römer so löblich regieret, weilen Sie auf der Ihrigen Verhalt jederzeit fleissige und gestrenge Aufsicht gehabt haben“. Dabei fehlen am Rande nicht die Hinweise auf betreffende Stellen des Gellius, Livius, Tacitus u. a. Die bei weitem grössere Anzahl von Stellen aus lateinischen Klassikern, in denen darüber geklagt wird, dass trotz aller Gesetze Üppigkeit und Schwelgerei immer zunehmen, ist schwerlich vergessen, aber das Bewusstsein, das Beste zu beabsichtigen und durch die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt im Besitze einer grossen Machtfülle zu sein, mochte wohl ein Hindernis für die Erkenntnis sein, dass auf dem Wege der Strafgesetzgebung tief eingegrissene sittliche Übel nicht beseitigt werden können.

Kinderspiele an der unteren Agger.

Von P. J. Kreuzberg

O Kinderzeit, du selige Zeit! Wenn wir diese Worte hören und sprechen, so ist es keine Phrase, die in unser Ohr tönt und das Herz kalt lässt; diese Worte dringen tief in die empfindsame Seele, sie zaubern Bilder des reinen ungetrübten Glückes vor das Auge unserer Erinnerung. Glücklich

der, dem es vergönnt ist, die Stätte seiner Kindheit oft zu betreten, sich neuen Trost und Herzensfrieden dort zu holen, Trost für zerströrte Hoffnungen, Herzensfrieden im Anblick der Kinder, welche dieselben Plätze beleben, die uns einst der liebste Aufenthalt waren. Am murmelnden Bergbächlein, dessen Silberwelle mein erstes Schiffllein trug, auf der blumigen Wiese, die mir manch Sträusslein bescherte, auf dem Grasplatz, auf dessen schattigem Polster ich am warmen Sommermittage oft entschlummerte und auf dem Maikäfer und Marienwürmchen meine Kameraden waren, im nahen Walde, der Maiflöten, Knallbüchsen und Heidelbeeren spendete, am klaren Brunnen des nahen Siefens und auf dem Kirchplatze, auf dem man heute spielt wie ehemals, könnte ich stundenlang stehen und mich freuen in der Erinnerung glücklich verlebter Jugendtage. Hat auch das, was die Menschen Glück nennen, Reichtum und ehrenvolle Stellung der Eltern, mir nicht an der Wiege gelächelt, so wurde ich dafür entschädigt durch ideale Glücksgüter, eine ländliche idyllische und rein poetische Umgebung.

Die angenehmsten Erinnerungen unserer Jugendzeit knüpfen sich an unsere Kinderspiele. Mag auch die Schule noch so sehr bemüht sein, die sogenannten „Turnspiele“ zum Spieleigentum der Jugend zu machen, sie wird nur erreichen, dass die Schüler dieselben „spielplanmässig“ auf dem Schulhofe spielen. Sind aber die Kinder sich selbst überlassen, so spielen die Kleinsten „Ringelreihen“, die grösseren Mädchen ihre nach Text und Spielweise schönen und inhaltsreichen, wenn auch oft etwas verkümmerten „Reigenspiele“ und die Knaben ihr „zum Kruff dodorch“, ihre Ball-, Klicker- und Kriegsspiele.

Im Folgenden sollen die Kinderspiele, wie sie die Kinder an der unteren Agger heute noch gern spielen, ohne eine systematische Ordnung zusammengestellt werden.

1. Ringele, Ringele, Rose,
Butter in der Dose,
Eier in dem Kasten,
Morgen wolle mir fasten,
Übermorgen Lämmche schlachten,
datt sall sage: Mäh! Mäh! Mäh!

Die Kinder fassen sich zum Kreise an und drehen sich während des Singens. Bei „Mäh!“ hocken alle nieder.

2. Ovendskranz

Wat gilt de danz?
Enen decken dahler;
Möen welle mer bezahlen
Juh.

3. Rusekranz

Wat gilt de Schwanz?
Enen decken dahler.
Möen welle mer bezahlen.
Övermorge Lämmche schlachten
Datt sall sage: mäh!

Nr. 2 und 3 werden wie Nr. 1 gespielt.

4. Häslein in der Grube

Sass da und schlief;
Armes Häslein, bist so krank,
dass du nicht mehr hüpfen kannst!
Has' höpp! — Has' höpp! — Has höpp!

Die Kinder bewegen sich im Kreise. Ein Kind (mit geschlossenen Augen) hockt im Kreise. Bei „Has höpp!“ erhebt sich das Kind im Kreise und „hinkt“ (mit geschlossenen Augen) zu den im Kreise stillstehenden Spielern. Wen es zuerst ergreift, der ist das „Häslein“.

5. Dreimal um das Kästchen!

Ich weiss nicht, was da flog.
Da flog ein schönes Mädchen,
Das sprach so:
Anna (N), du mein liebes Kind,*
Wenn du brav und sittsam bist,
Mach ich dir 'ne Freude!

Die Kinder bewegen sich im Kreise. Ein Kind befindet sich ausserhalb des Kreises. Bei * berührt es eine Mitspielerin, die ihm folgt. Bei jeder Wiederholung folgt eine neue, bis die meisten den Kreis verlassen haben.

6. Ich stehe auf der Brücke

Und ich werde nass;
Ich habe was vergessen
Und weiss nicht was.
Komm her, mein liebes Kindelein
Und zeig' mir dein Gesichtelein!

Ja, ja freu dich!
Wo ich bin, da bleib ich,
Bleib' ich, wo ich bin,
Adieu, mein liebes Kind.

Die Kinder bewegen sich singend im Kreise. Die heutige Spielweise scheint verkümmert zu sein.

7. ∴ Beim fröhlichen Spiele ∴:
Wenn der eine verschwindet,
Kommt der andre hinzu.*
Nun musst du erraten,
Erraten, wer's ist!**
Freundin, du hast N. geraten!

Die Spielerinnen bewegen sich im Kreise. Eine Mitspielerin steht mit geschlossenen Augen inmitten des Kreises. Bei * stellt eine zweite sich hinter die erstere. Diese muss bei ** raten, wer hinter ihr steht. Errät sie es, so wird sie bei der letzten Zeile von dieser abgelöst; errät sie es nicht, so beginnt das Lied von vorne.

8. Wir treten auf die Kette,
Dass die Kette klingt,
Wir haben einen Vogel,
Der so schöne singt.
Der Vogel, der heisst Nachtigall,
Er hat gesungen sieben Jahr,
Sieben Jahre sind herum,
Einmal herum, zweimal herum,*
Liebes Anna (N), dreh' dich herum!
Anna ⁱⁿ hat sich herumgedreht,
Hat d^{er} ganzen Kreis verdreht.

Bewegung im Kr^{icke}ise. Bei * dreht das genannte Kind sich um. Das Lied wird so oft wiederholt, bis alle Kinder sich gedreht haben.

9. Die Tyroler sind lustig, die Tyroler sind froh,
Sie trinken ein Gläschen und machens dann so:
Erst dreht sich das Weibchen, dann dreht sich
der Mann,
Dann fassen sich beide und tanzen zusamm'n.
Die Tyroler sind lustig, die Tyroler sind froh,
Sie verkaufen ihre Federn und schlafen auf Stroh.
Rudiridirallala, rallala, rallala,
Rudiridirallala, rallalala.

Die Kinder drehen sich im Kreise und machen die in Vers 2 bis 4 genannten Bewegungen. Bei Vers 7 klatschen sie in die Hände.

10. Schön Annchen an der Mühle
Sass eines Abend müde
Auf ihrem Rad und spann.
Kaum hat sie angefangen,
Da kam ein Herr gegangen*,
Ein Ritter jung und schön.
„Als Fürstin sollst du leben,
In Seid und Sammet schweben,
Mit Gold und Edelstein
Sollst du geschmücket sein!
Ein Hütlein sollst du haben
Mit Seid und Samt gezieret
Und einen Ring dazu.
Einen Wagen sollst du haben
Mit Samt und Seid beschlagen
Und einen Ring dazu.“

Die Spielerinnen bewegen sich im Kreise. Eine geht in den Kreis. Bei * verlässt sie den Kreis, nimmt eine Mitspielerin an der Hand und geht mit ihr um den Kreis.

11. Blauer, blauer Fingerhut,
Hätt man Geld, das wär wohl gut,
Blumen alle Tage!
Jungfrau, sie muss tanzen
In dem grossen Kranze!
Jungfrau, sie muss stille st
Und sich einen wählen!
Wähle, wen du willst!
Schäflein, Schäflein, kniee dich,
Hin zu meinen Füßen!
Denn du hast versprochen,
Meinen Mund zu küssen!
Mach dich fort, mach dich fort!
Ich mag nicht mit dir tanzen.

Aufstellung und Bewegung im Kreise. „Die Jungfrau“ steht im Kreise. Die Weise des Spiels ergibt sich aus den Worten.

12. Es kommt ein Bauer aus Bayerland, kia, kia, hopp!
∴ Er führt einen Esel an seiner Hand, kia, kia, hopp! ∴
Was hat er auf dem Eselein?
Einen grossen Sack voll Leinewand.

Was will er mit der Leinwand?

Er geht damit zum Schneiderlein.

∴ Guten Tag, guten Tag, mein Schneiderlein ∴ ho ho

∴ Jetzt muss ich zu der Frau Annebell ∴ ho ho

Guten Tag, guten Tag, Frau Annebell! ho ho

Wie steht mir denn mein Kittlein? ho ho

Es steht dir göt on doch net göt!

Dann muss ich wieder zum Schneiderlein!

Guten Tag, guten Tag, mein Schneiderlein,

Du hast geschnitten im Mondenschein!

Hast du's geschnitten im Mondenschein,

Ich hab's gezahlt im Sonnenschein.

Im geschlossenen Kreise stehen Rücken gegen Rücken der Schneider und Frau Annebell (Anna Sibilla). Der Bauer geht mit seinem Esel (eine Mitspielerin, der in gebückter Stellung eine Schürze übergehängt wird) bei den entsprechenden Versen zum Schneider und zur Frau Annebell.

13. Ting, tang, Tellerrang!¹⁾

Rosenmillionen!

Sass auf hohem Throne

Eine Königstochter,

Hat ihr Haar geflochten.

Kann man sie nicht sehn,

Muss man Steine brechen.

Erster Stein, den will ich nicht,

Zweiter Stein, den mag ich nicht,

Dritter Stein soll mit mir gehn!

Eine Spielerin kniet sich auf den Boden (Königstochter). Die übrigen stellen sich als Mauer um dieselbe. Eine andere Spielerin geht während des Singens um die Mauer; am Schluss des Gesanges schlägt diese einen Stein der Mauer; die Geschlagene geht mit um die Mauer. Das Liedchen wird so oft wiederholt, bis die Königstochter befreit ist.

14. Schön Anna sass am Breitenstein, Breitenstein,

Breitenstein,

Schön Anna sass am Breitenstein, Breitenstein.

¹⁾ Man beachte bei diesem hübschen Kinderliede, das wie das Dornröschenspiel den Jahresmythus weiterführt, die hübschen Alliterationen, den klangvollen Vokalwechsel und den vierhebigen Rythmus.

Sie kämte sich ihr goldnes Haar, goldnes Haar,
Und als sie damit fertig war, [goldnes Haar¹).
Dann fing sie an zu weinen²).
Da kam ein stolzer Fähnrich³).
Ach, Anna, warum weinest du?
Ja, weil ich heute sterben musst⁴).

Da zog er aus der Tasche
Ein langes breites Messer
Und stiess damit die Anna tot;
Dann zog er wieder weiter.
Da begegnet ihm sein Bruder Karl⁵).
Was siehst du heut so blutig aus?
Wir haben eine Taub' geschlachtet.
Was soll das für 'ne Taube sein?
Das soll die schöne Anna sein.
Schön Anna wird ins Grab gelegt,
Der Fähnrich wurde aufgehängt.
Schön Anna war ein Engelein,
Der Fähnrich war ein Bengelein.

Die Kinder gehen singend im Kreise um die in der Mitte des Kreises stehende „schöne Anna“. Diese ahmt das Kämmen und Weinen bei ¹) und ²) nach. Bei ³) tritt der „Fähnrich“, der bisher ausserhalb des Kreises sich befand, zu Anna. Bei ⁴) stösst er sie nieder, bei ⁵) begegnet ihm sein „Bruder Karl“.

15. Wir Kinder, was spielen wir, was
Auf dem herrlichen Plätzchen von Gras?
Wir denken, wir springen herum,
Denn das Sitzen macht träge und dumm.
Rasch, rasch, angefasst und schnell herumgesprungen,
Frisch, frisch, aufgepasst, ein muntres Lied gesungen!

Aufstellung im Kreise; bei den Zeilen 1, 2, 3, 4 bewegen die Kinder sich langsam, bei 5 und 6 springen sie schnell.

16. :: Es war einmal ein Mann ::
Es war einmal ein Kirmesmann, zi za Kirmesmann,
Es war einmal ein Mann.
:: Der Mann nahm sich 'ne Frau :: usw, wie 1.
:: Die Frau nahm sich ein Kind. ::
:: Das Kind nahm sich 'ne Magd. ::
:: Die Magd nahm sich 'nen Knecht. ::
:: Der Knecht nahm sich ein Pferd. ::
:: Da waren sie alle kirmesfroh. ::

Die Spieler fassen sich zum Kreise an und drehen sich während des Singens. Der „Mann“ stellt sich in die Mitte; aus dem sich drehenden Kreise nimmt er sich die „Frau“. Diese nimmt sich das Kind usf.

17. Zwischen Köln und Paris,
Wo die neue Mode ist.
So tun die Häärcher (Herren) — (Hutlüften)
So tun die Damen — (Schwenken)
So tun die Schuster — (Klopfen)
So tun die Waschweiber — (Waschen und Schwätzen)
So tun die Näschen (Näherinnen) — (Nähen)
So tun die Engelein — (Kopf zur Seite wie zum
Schlaf halten)
So tun die Düvel — (Zunge herausstrecken).

Die Spielerinnen bewegen sich im Kreise rund und lassen sich nach jeder Zeile los und machen die in () angedeutete Bewegung.

18. 1. Es kamen zwei Nonnen aus Ninive; Juchheisa [vivilatus!
2. Was wollen die Nonnen aus Ninive? Juchheisa
1. Sie wollen eine Jungfrau haben [vivilatus!
2: Was soll das für 'ne Jungfrau sein?
1. Das soll die schöne Anna (N) sein.

Die Spielerinnen bilden zwei Reihen und stellen sich gegeneinander auf. 1. singt im Vorgehen die eine, 2. die andere Reihe. Vor dem Rückwärtsgehen wird jedesmal eine Verbeugung gemacht. Die in der letzten Zeile Genannte der zweiten Reihe geht mit dieser zurück. Das Lied wiederholt sich so oft, bis die zweite Reihe keine Spielerinnen mehr hat.

19. Adam hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hat Adam.
Sie assen nicht,
Sie tranken nicht,
Sie machten alle so: (Verbeugen).

Die Kinder singen, indem sie sich im Kreise bewegen. Bei jeder Wiederholung machen sie etwas anderes: Finger an die Nase, Zunge strecken, u. a. möglichst spasshafte Bewegungen.

20. Es war einmal ein kleiner Mann — he — juchje
Der nahm sich eine grosse Frau — no no no nopsasa.

Die Frau, die wollt zum Markte gehn,
Der kleine Mann wollt auch mitgehn.
Kleiner Mann, du bleibst zu Haus,
Du spülst mir heut die Schüsseln aus.
Hinterm Ofen auf der Bank
Steht ein Topf mit Milch im Schrank.
Als die Frau vom Markte kam,
Stand der Mann und leckte dran.
Da nahm die Frau den Besenstock
Und schlug den Mann wohl auf den Kopf.

Die Spielerinnen bewegen sich singend im Kreise. Die „Frau“ und der „Mann“ stehen im Kreise; die „Frau“ verlässt den Kreis und geht zum Markte, bewegt sich ausserhalb des Kreises und kehrt dann wieder zu demselben zurück. Die angedeuteten Bewegungen innerhalb der einzelnen Strophen werden nachgeahmt,

21. Es war einmal ein Vögelein — fi-fi
Das hat zwei goldne Flügelein — fi-fi.
Das Vögelein flog ins Gebüsch,
War sorgenfrei und piff so frisch — fi-fi.
Da kam die Mutter zu ihm her
Und sprach: Kind, komm, Kind, komm!
Das Vögelein flog ins Gebüsch
War sorgenfrei und piff so frisch — fi-fi.
Da kam der Jäger her und schoss
Mit Kraft aus dem Gewehr: piff — paff!
Das Vögelein, von Blut so rot,
Fiel von dem Ast, war plötzlich tot, — o weh, o weh!
So gehts, wenn man nicht hören will — o seht!
Den Ungehorsam straft Gott bald,
Das Schicksal folgt ihm überall
∴ O seht, o seht, o seht. ∴

Aufstellung zum Kreise. Das „Vöglein“ bewegt sich flatternd in demselben. „Mutter“ und „Jägersmann“ befinden sich ausserhalb des Kreises.

22. Gân wecke — Strömbche strecke.

Die Spieler singen diesen Vers, indem sie sich in Flankenreihe an den Rücken fassen und zu einem Knäuel zusammenwickeln. Ist der Knäuel fest, so gibt der Letzte ihm einen Stoss und alle fallen zu einem Haufen zusammen.

23. Adam wollte sich erquiecken (töten).
Aber dieses wollte sich nicht schicken.
Guten Tag, mein liebevolles Mädchen,
Reiche mir dein zuckersüßes Händchen!
Fein gewendet, fein geschwendet,
∴ Lebe wohl ∴ das soll unsre Freundschaft sein.

Die Spielerinnen stellen sich in zwei Stirnreihen gegeneinander. „Adam“ bewegt sich zwischen den Reihen. Das „Mädchen“ nimmt er aus einer der Reihen, dreht sich mit ihm und nimmt dann Abschied.

24. „Alle meine Gänschen, kommt nach Haus!“
„„Wir kommen nicht.““
„Warum denn nicht?“
„„Der Fuchs ist da.““
„Was will er denn?“
„„Uns holen.““
„Alle — meine — Gänschen, kommt — nach Haus!!“

In eine Stirnreihe stellen sich die Gänschen auf. Ihnen gegenüber steht der Fuchs (oder bei einer langen Reihe mehrere Füchse). Hinter den Füchsen steht die „Gänsemutter“. Bei dem letzten energischen Ruf der Mutter laufen die Gänschen zu ihr hin. Wen der Fuchs erhascht, ist gefangen. Sind alle gefangen, so ist das Spiel aus.

25. Kommt ein Vogel geflogen,
Setzt sich nieder auf mein Fuss,
Hat ein Zettel im Schnabel
Von der Mutter ein'n Gruss.
Lieber Vogel, flieg weiter,
Nimm ein'n Gruss mit und ein'n Kuss,
Denn ich kann dich nicht begleiten,
Weil ich hier bleiben muss!

Aufstellung und Bewegung im Kreise. Der „Vogel“ fliegt im Kreise; er trägt zwischen den Lippen einen Zettel. Bei Zeile 2 setzt sich der Vogel zu einer Mitspielerin nieder. Alle übrigen stehen still. Das Kind nimmt ihm den Zettel aus dem „Schnabel“, und der Vogel fliegt bei Strophe 2 weiter.

26. ∴ Zum Kruff dodorch ∴
De letzte moss bezahlen!

Zwei Kinder (meist Knaben), die vorher zwei bestimmte Wörter — Engel und Düvel, Gaffel und Metz, Sonn und Mond, Hüs und Schüer — o. a. geheim verabredet haben, stellen sich so gegeneinander, dass ihre verbundenen und aufgehobenen Hände eine Brücke bilden. Die übrigen stellen sich in Flankenreihe auf und gehen unter stetem Absingen der obigen Zeilen unter der Brücke her; der letzte wird festgehalten. Der Festgehaltene wird leise gefragt: Engel oder Düvel, Gaffel oder Metz, Biercher oder Äppelche? Entscheidet er sich, so kommt er zu dem, dessen Lösungswort er wählte. Die Reihe geht von neuem durch; immer wird der letzte festgehalten. Sind alle verteilt, so sind die einen die „Engel“, die andern die „Düvel“. Nun findet ein Wettkampf statt. Auf die eine Seite eines Striches stellen sich in Flankenreihe die Engel, auf die andere Seite die Düvel. Der Hintermann fasst stets seinen Vordermann mit vorn geschlossenen Händen um den Leib; der erste in der einen Reihe fasst mit beiden Händen den ersten der andern Reihe. Einer zählt: 1, 2, 3! Auf drei ziehen nun alle. Diejenige Reihe, die über den Strich gezogen wird, hat verloren.

27. :: Macht auf das Tor ::*
Es kommt ein grosser Wagen.
:: Wer sitzt darin? ::
Ein Mann mit goldnen Haaren.
:: Was will der dann? ::
Er will das Anna (N) holen.**
:: Was hat es denn getan?::
Das Anna hat gestohlen.

Die Spielerinnen drehen sich im Kreise. Eine Spielerin steht ausserhalb des Kreises. Bei * heben alle die Hände hoch und öffnen die Tore des Kreises. Die genannte Spielerin geht durch ein Tor in den Kreis und holt bei ** die bezeichnete andere Spielerin. Beide fassen sich an und gehen in Schlangenlinie durch die offenen Tore des Kreises.

28. :: Stiefel musst sterben,
Bist noch so jung, jung, jung! ::
Wenn das der Absatz wüsst,
Dass der Stiefel sterben müsst.
Stiefel musst sterben,
Bist noch so jung!

29. Schöttel am Bömche, da fallen de Biercher,
Grietze halt et Schüßche op!
30. Adeledche, do kütt hę ad weder, do kütt he ad weder
Möm Lemmetsgahn.
Adeledche, do kütt hę ad weder möm Gån.
Han ech der et net gesät,
Dä Mattes wid Zaldat (oder „dat ech de Zupp net möt“)
Adeledche, ∴ do kütt hę ad weder ∴ möm Gån.
31. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Jeder muss sein Mädchen lieben,
Es mag sein
Gross oder klein,
Es muss doch geliebet sein.
32. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Wo is denn mein Schatz geblieben,
Is nich hier, is nich da,
Is wohl in Amerika.
33. Ongen em dörp on ovven em dörp,
Do wonnen e paar åler wıver,
Di en de dråht de Kaffemöll
Die ander öhs am kive (schimpfen).
34. Polka, Polka tanz ich gern,
Aber nur mit feinen Herrn,
Haben die Herrn kein Handschuh an,
Ich nicht Polka tanzen kann.
- Nr. 28, 29, 30, 31, 32, 33 und 34 sind Tanzliedchen, bei denen die Kinder frei umherspringen.
35. Als ich einmal reisete,
Reist ich nach Jerusalem;
Da war ich der Kleinste
Von dem ganzen Land.
Herren und Damen standen,
Standen wohl vor meiner Tür,
Wollten sich beschauen
Das kleine Murmeltier.
Murmeltier kann tanzen, eins, zwei drei, vier,
Murmeltier kann tanzen, das kleine Murmeltier.

Anstellung zum Kreise. In der Mitte steht das „Murmeltier“. Der Kreis bewegt sich singend. Bei „Murmeltier kann tanzen usw.“ bleiben die Spielerinnen stehen und klatschen während des weiteren Gesanges taktmässig in die Hände, während das Murmeltier tanzt.

36. Müller, hast du nichts zu mahlen?
Deine Mühle steht fast still,
Du musst mir den Roggen mahlen,
∴ Ei, so mahle doch geschwind! ∴
Mutter, hast du nichts zu mahlen?
Deine Mühle steht fast still.
Ich will dir den Kaffee mahlen,
∴ Sieh, ich mahle ganz geschwind ∴
Müller, hast du nichts zu sägen?
Deine Säge steht fast still.
Du musst doch den Pacht bezahlen,
∴ Ei, so säge doch geschwind! ∴
Müller, hast du nichts zu schlagen?
Deine Mühle steht fast still.
Du musst mir noch Öl heut schlagen,
∴ Ei, so schlage doch geschwind. ∴

Aufstellung und Bewegung im Kreise. Der „Müller“ steht im Kreise. Er und alle Mitspielenden ahmen die verschiedenen Bewegungen der Mühle nach.

37. Taler, Taler, (Ringlein) du musst wandern,
Von dem einen zu dem andern!
Ei, wie schön, ei, wie schön,
Lässt er sich 'ne Nase drehn.

Die Kinder bilden einen geschlossenen Kreis; die Hände sind auf dem Rücken. Gehend oder stehend singen sie das Liedchen, indem sie einen platten Stein (Taler) hinter dem Rücken weiter geben. Der Sucher, der im Kreise steht, muss beim Aufhören des Singens den Taler suchen. Findet er ihn beim ersten, bei dem er anfragt, so muss dieser suchen, im andern Falle muss er selbst nach dem neuen Absingen das Suchen wiederholen.

38. Zucken: Die Spieler oder Spielerinnen stellen sich zu einer Reihe auf. Einer stellt sich als „Einschenker“ mit dem Gesicht gegen die Reihe gewandt in einiger Entfernung auf und wirft einen Ball. Er ruft dabei einen Knaben- oder Mädchennamen. Wer bei einem Knabennamen (oder wenn die Spieler Knaben sind, bei einem Mädchennamen „zuckt“, (d. h. die Hände zum „Schnappen“ des Balles hebt) oder wer im umgekehrten Falle zum Fangen nicht bereit ist, kommt auf den untersten Platz der Reihe.

39. In einem Loch (Kuhle), das von den Spielern umstanden ist, liegt ein Ball. Von einem angefangen bis zum fünften sprechen die Spieler:

1. Balle, Balle, Kuhla!
2. Schnipp, schnapp, schnula!
3. Höngen de Hand! (Hände auf den Rücken).
4. Wer?
5. Joseph oder N!

Joseph nimmt nun schleunigst, während die Mitspieler weglaufen, den Ball und sucht einen zu treffen. Trifft er, so erhascht der Getroffene den Ball, läuft zur „Kuhle“ und versucht dasselbe. Wer nicht trifft, ist „draus“ und muss warten, bis alle „draus sind“ und ein neues Spiel beginnt.

40. Krie-Spiel. Es ist dies dasselbe Spiel, wie das im Turnleitfaden angeführte „Haschen“ oder „Zeck“.

41. Kettenspiel. Wer durch „Abzählen“ dazu bestimmt worden ist, das Spiel anzufangen, läuft mit gefalteten Händen aus einer abgegrenzten Ecke den fliehenden Mitspielern nach und schlägt einen derselben. Beide laufen dann in die Ecke zurück, fassen sich an und fangen einen dritten. Nach jedem Fange löst sich die „Kette“ auf und jeder sucht so schnell wie möglich die Ecke zu erreichen. Während des Zurücklaufens, das auch erfolgt, wenn die Kette zerreißt, werden die Hascher von den Mitspielern mit Schlägen (Püffen) traktiert.

42. Fuss uss dem Loch. Dasselbe Spiel wie das „Fuchs ins Loch“ des Turnleitfadens.

43. Katz on Mûs. Siehe Turnleitfaden „Katze und Maus“

44. Jakob, wo bist du? Siehe dasselbe im Turnleitfaden

45. Plumpsack. Siehe ebendort.

46. kûz drive. Siehe das im Turnleitfaden stehende „Treibball“. Statt des Balles nehmen die Kinder meist einen runden Stein¹.

In der Volkskunde, die nach und nach beginnt, sich zu einem gesetzmässigen System zu verdichten, redet man so

¹ Die Klieker-, Ball- und Versteckenspiele sollen später in einer besonderen Zusammenstellung folgen.

gern von einer Volksseele. Ihr Wesen und ihre Äusserungen bilden die Volkspsychologie. Haben wir uns aber daran gewöhnt, von einer Volkspsychologie zu reden, dann dürfen wir jedenfalls auch von einer Volks-Kinderpsychologie sprechen. Diese Kinderpsychologie dürfte neben dem Märchen nirgends besseres Material finden als in dem Kinderspiele. Das Leben des Kindes — man kann dabei freilich nur an das von der Natur in dieser Hinsicht bevorzugte Landkind denken — ist Spiel. In der Zeit der Naturalwirtschaft liess sich dieses glückliche Kinderleben allenthalben finden, im Zeitalter des Weltverkehrs aber, wo auch der entlegenste Erdwinkel seine Chaussee und Eisenbahn besitzt und dadurch der Grossstadt angegliedert wird, ist es fast verschwunden. Wie lange wird es noch dauern, und es heisst: „Es war einmal“ und noch eine Spanne und „Alles ist verschwunden“!

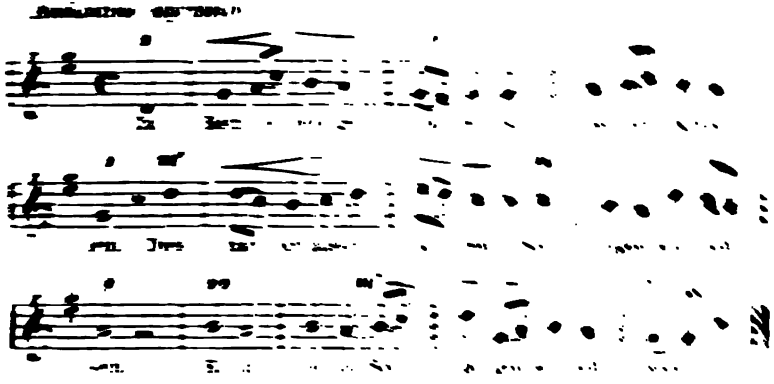
Einige Burscheider Lieder und anderes.

Von **Dr. Fassbender**, Altona.

Das Burscheider Weihnachtslied.

Zu meiner Überraschung enthält das alte bergische Kirchenliederbuch (vor mir liegt: „Singende und Klingende Berge, das ist: Bergisches Gesang-Buch, Bestehend In 630 auserlesenen, Geist- Krafft- und Trost-reichen, so wol alten als neuen Psalmen und geistlichen lieblichen Liedern. Für die Evangelische Ohnv. Augspurg. Confession zugethane Gemeinden derer Hertzogthümern Gülich und Berg, Zu Erweckung heiliger Andacht / Uebung wahrer Gottseligkeit / und Christ-ordentlichem Gebrauch / bey dem privat und öffentlichem Gottes-Dienste / Mit besonderem Fleiss zugerichtet / Und nebst einem kurtzen Gebeth-Büchlein, zum Druck befördert durch das Evangelisch-Lutherische Ministerium in den beruhrten Hertzogth. Gülich und Berg. Mülheim am Rhein / bei Peter Abrah. Proper sel. Wittve und Erben. 1759.“ Damit in demselben Bande vereinigt: „Der Singenden und Klingenden Berge anderer Theil welcher als ein Anhang zu dem Bergischen

Gesung. In dem Buch der Psalmen ist die Psalm 136
 mit dem Titel: „Viel ist die Güte des Herrn“
 in dem 136. Psalm. Die Psalmen sind in
 drei Theile getheilt. Der erste Theil
 enthält die Psalmen 1-150. Der zweite
 Theil enthält die Psalmen 151-159. Der
 dritte Theil enthält die Psalmen 160-150.
 Die Psalmen sind in drei Theile getheilt.
 Der erste Theil enthält die Psalmen 1-150.
 Der zweite Theil enthält die Psalmen 151-159.
 Der dritte Theil enthält die Psalmen 160-150.



1. Zu Bethlehem geb' ich mir aus der Madonna
 Dies hab' ich geschenkt dir gegen was ich hab
 Eija, eija, je länger mehr und mehr
2. In seine Lieb' versenken will ich mich mit dir
 Mein Herz will ich ihm schenken und alles was ich hab
 Eija, eija, und alles, was ich hab
3. O Kindelein, von Herren dich will ich lieben solt
 In Freuden und in Schmerzen, je länger mehr und mehr
 Eija, eija, je länger mehr und mehr
4. Dazu dein' Gnad' mir gebe, bitt' ich aus Heusungsgrund
 Dass ich allein dir lebe jetzt und zu aller Stund
 Eija, eija, jetzt und zu aller Stund

*) Charakteristisch und wohl nicht unalt ist der Unterschied
 in der Zweckangabe des 1. Theiles (159) und des „Anhangs“ (160)
 In ersterem soll das Buch beim privaten und öffentlichen Gottesdienste
 gebraucht werden. Der private Gottesdienst ist noch die Hauptsache.
 Der Anhang soll zum öffentlichen und besondern Gebrauch der Gemeinden
 dienen.

5. Dich wahren Gott ich finde in meinem Fleisch und Blut.
Darum ich denn mich binde an dich, mein höchstes Gut.
Eija, eija, an dich, mein höchstes Gut.
6. Lass mich von dir nicht scheiden, knüpf zu, knüpf zu das Band
Der Liebe zwischen beiden, nimm hin mein Herz zum Pfand.
Eija, eija, nimm hin mein Herz zum Pfand.

Das Lied ist abgedruckt in zwei neueren Sammlungen:
1. Weihnachtslieder und Choräle, bearbeitet von Siewert,
Offenbach bei André, Nr. 33, und 2. Weihnachtsalbum, be-
arbeitet von Pache, Leipzig bei Eulenburg. Nr. 20.

Diese zweite Ausgabe ist nur eine verstümmelte Wieder-
gabe. Es fehlt das charakteristische Eija und einige Verse
des Textes; auch das musikalische Arrangement ist bei der
ersteren bedeutend besser und den Worten prächtig angepasst.

Die Kressnäet war vielleicht die unruhigste Nacht des
ganzen Jahres. Am Abende vor Weihnachten („heiliger
Abend“ sagt man nicht), am „Kressöevend“ legt noch alles die
letzte Hand an die Geschenke, namentlich aber an den „Kress-
böm“. Die Kinder schliefen vor freudiger Erwartung und
Aufregung nicht, sondern lauschten auf die Vorgänge und
Geräusche im eigenen Hause und das Laufen draussen auf
der Strasse und die Türglocken der Läden, von denen die
meisten die ganze Nacht geöffnet blieben, denn an viel Schlaf
war so nicht zu denken: Teilweise schon um Mitternacht,
dann schon wieder um 4 und 5 Uhr verkündeten die
Kirchenglocken den Anbruch des frohen Tages. Um 6 Uhr
endlich riefen sie in „de Kressnäet“, den Gottesdienst. Was
der Besuch eines solchen um diese Nachtzeit in einer länd-
lichen Gemeinde, deren Bereich sich nach jeder Richtung
über eine Stunde weit erstreckt, bedeutet, kann man sich aus-
malen. Herrlich war der Weg, wenn sich ein sternenklarer
Winterhimmel über den vor Frost knisternden Schnee aus-
spannte und dann natürlich am seligsten die Feststimmung. Das
gab wirklich echtes und rechtes Weihnachtsgefühl. Schon die
Verabredungen und Vorbereitungen zu dem unter so besonderen
Umständen zu machenden Wege, der Gang durch die kalte
frische Morgenluft mit Verwandten, Freunden und Nachbarn,
aus allen Häusern von weitem die Lichter schimmernd (war

das Wetter dunkler, strebte man auf allen Wegen mit Laternen-Irrlichtern der Dorfkirche zu), das feierliche Glockengeläute, die in vollem so festlichen Lichterglanze strahlende Kirche (ausser den Kerzen des grossen Weihnachtsbaumes vor dem Altare brannten solche bei Mangel einer anderen Beleuchtung überall auf den eichenen Bankpulten, wozu in diese passende Löcher eingebohrt waren), die Erwartung eines jeden als Schenkenden und Beschenktwerdenden — und mit den Geschenken ist's wie mit den Orden: je seltener sie gegeben werden, desto höheren Wert haben sie, und unsere Altvorderen waren nicht verwöhnt — auch das Gemüt und die Phantasie kamen diesmal auf ihre Rechnung, die im protestantischen Gottesdienste so sehr zu kurz kommen — auch das härteste Gemüt spürte einen Hauch von etwas Höherem, fühlte sich erhobener, freier, menschlicher, vergebender (und ein bergischer Dickkopf kann so hart sein). Am freudigsten aber leuchteten die Augen unserer Grossmütter, wenn sie erzählten, das dann und dort noch das Kressliet gesungen worden war, bei dem „ordentlich gewiegt“ worden: Heija popeija (so wird es im Refrain wohl ursprünglich auch gelautet haben). Man sieht das Christkindchen in der Wiege geschaukelt, wie dies in Wirklichkeit früher auch mit einer Puppe geschehen sein soll. Wir werden damit fast in die Zeit der Mysterien versetzt, wo ja die ganze Weihnachtsgeschichte vor dem Altare aufgeführt wurde, wo die Esel, die als Reittiere der heiligen 3 Könige mit erschienen, so dressiert waren, dass sie an der gehörigen Stelle auch auf die Knie fielen und das Christkind mit anzubeten schienen.

Wehe aber, wenn anhaltendes Regen- oder gar Tauwetter die grundlosen Lehmwege für den Gang nach der Christnacht aufgeweicht hatte. Für solche Fälle war fürsorglich am Eingange zu dem die Kirche umgebenden Friedhofe ein überwölbter Torbogen mit einem grossen eisernen Roste darunter angebracht, auf dem dann der Lehm der Stiefel möglichst zurückgelassen werden musste. Aber das Wetter konnte die Stimmung nie ganz verderben, auch gehörte eigentlich zum Feste gewohnheitsmässig mit, dass die Flegeljahresjugend sich sofort nach dem Gottesdienste mit Gepolter auf die Kerzenstümpfe stürzte, um an ihnen dasselbe Ver-

brechen zu begehen, dessen sich Voltaire am Berliner Hofe schuldig gemacht haben soll, d. h. sie für ihre Zwecke (hier am eigenen Christbaum) zu verwerten.

Nach der „Kressnät“, die gewöhnlich um 7— $\frac{1}{2}$ 8 Uhr aus war, gab es dann gewöhnlich noch flink einen Lauf in irgend einen „Wenkel“, einen Kram- oder sonstigen Laden, um irgend eine vergessene Kleinigkeit für das Christkindchen nachzuholen, und dann ging es eiligst nach Hause zum Bescheren.

In Burscheid ist noch immer um 6 Uhr am Weihnachtsmorgen Gottesdienst und vieles von dem Geschilderten mag heutigen Tages noch zutreffen, aber von dem Kressliet hört man nur noch wie von einer fernen frommen Sage. Es ist ja auch so kindlich dieses „Eija!“ Wir leben im Zeitalter des Praktischen, wo die schönen holzgeschnitzten ehrwürdigen Tabernakel aus den Kirchen hinausgeworfen werden und ein feuerfester Schrank dafür eingemauert. Fürwahr ein merkwürdiges Beginnen, dass man jetzt aus dem neuen Gesangbuche die zum grossen Teile doch gar nicht so ungeschickten Modernisierungen der Lieder hat verschwinden lassen und nun wieder die alten Texte einsetzt mit all den jetzt vollständig unbrauchbaren, für gewöhnliche Leute gar nicht zu verstehenden Wendungen. Wenn wir auch anfangen, uns auf die Vergangenheit unserer Heimat zu besinnen, ihre Geräte usw. sammeln, und ihrer Sitten und Gebräuche erinnern, sprachlich können und werden wir den meistens recht grossen Schritt nicht wieder zurück machen. Das geringste ist noch, dass sich treue Kirchengänger das alte und das neue Gesangbuch mit zur Kirche nehmen, aus letzterem nach der angeschlagenen Nummer das Lied herausuchen und das dann aus dem alten singen. Welche Verwirrung erst bei solchen, die als Präparanden, Seminaristen, Lehrer, Schüler höherer Schulen vielleicht wiederholt aus einem Gebiete ins andere versetzt werden.

Die Mädchen- oder Mailehen.

Von **Heinrich Niessen** - Odenkirchen.

Eine eigenartige, uraltem Herkommen entstammende Sitte hat sich in verschiedenen Teilen der südlichen Rhein-

provinz bis weit in das vorige Jahrhundert, stellenweise noch, wenn auch erheblich abgeschwächt und nicht mehr ganz in den früheren Formen, bis in die letzten Jahrzehnte erhalten: die sogenannten Mädchen- oder Mailehen. Die Sitte selbst ging dahin, dass die erwachsenen unverheirateten Dorfburschen sich alljährlich im Frühlinge, an der Fastnacht oder vor der Kirchweihe, die Mädchen zum Tanze bei den Kirchweihen und etwaigen sonstigen Festen auf ein Jahr bestimmten. Die auf diese Weise zusammengebrachten Paare wurden Mädchen- oder, wo die Bestimmung am 1. Mai erfolgte, Mai-Lienen (Lehen) genannt. Der Brauch fand sich bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch in verschiedenen Ortschaften in der Gegend von Bonn, in vielen Dörfern der Eifel, an der untern Saar, dem angrenzenden Hochwald und in Ortschaften bei Wetzlar; vereinzelt findet sich die Sitte auch wohl heute noch in diesen Bezirken, wenn auch in sehr abgeschwächter Form. Die Art und Form, wie bei den Lehen verfahren wurde, war verschieden. In den Ortschaften bei Bonn versammelten sich einige Zeit vor der Kirchweihe die unverheirateten jungen Männer, um das sog. Lehn abzuhalten. Der gewandteste Bursche rief sämtliche Mädchen des Dorfes namentlich aus, dabei die Anwesenden zum Bieten aufmunternd. Mit den anerkannt Schönsten wurde begonnen und dann ging es die Stufenleiter abwärts bis zu den mit körperlichen Vorzügen am wenigsten Ausgestatteten. Dabei ereignete es sich schon, dass die letzteren trotz aller Lobpreisungen des Ausrufenden keinen Liebhaber oder Bieter fanden.

In den Ortschaften der Eifel, wo der Brauch herrschte, versammelten sich die Dorfburschen meist am Abende des 1. Mai auf dem Hauptplatze des Dorfes oder auch etwa auf einer dem Dorfe nahegelegenen Anhöhe. Nach gepflogener Beratung rief der dazu bestimmte Bursche mit lauter, weit hallender Stimme: „Der und die sollen Mailehen sein! Seid ihr dess alle zufrieden?“, worauf die Anwesenden mit lautem „Ja“ zu antworten pflegten. War aber gegen das Ausgebot Gegnerschaft vorhanden, und wurde die Zahl der verneinenden Stimmen für hinreichend gehalten, so wurde neuer Rat gepflogen und ein neuer Ruf verkündete

die neue Bestimmung, bis reiner voller Jaruf Einstimmigkeit bekundete. Auf ein allgemeines lautes „Ja“ wurde viel gehalten; einem systematischen Gegner hätte es auch übel ergehen können.

In andern Orten der Eifel wieder versammelten sich die Dorfburschen in geschlossener Gesellschaft, um die vorhandenen Tänzerinnen, wozu von Rechts wegen alle erwachsenen Mädchen zählten, eine nach der andern anzubieten und dem Meistbietenden zuzuschlagen. Mit der Besten wurde der Anfang gemacht. Geschah auf eine kein Gebot, so wurde sie zurückgestellt. Wenn jeder Bursche sein Mädchen hatte, so wurde der Rest „Rummel“ genannt, in Bausch und Bogen einem der Anwesenden zugeschlagen; zuweilen war dies ein Spekulant, der noch etwas Wertvolles im „Rummel“ kannte, oder irgend einer, der glaubte, weniger gebunden zu sein, wenn er viele habe. Von Rechtswegen hatte der Ansteigerer des „Rummels“ gegen jede seiner Erworbenen dieselben Schutzpflichten, wie jeder andere Bursche gegen das einzige Mädchen, das er sich mit seinem Gelde errungen hatte. Betont zu werden verdient, dass es kaum bekannt geworden, dass die Mädchen es sich untereinander vorgeworfen, zum „Rummel“ zu gehören. Jede wird schon an sich selbst gedacht haben, dass es ihr noch nicht verbrieft sei, nicht selbst einmal darin zu kommen.

An der Saar ging es bei dem Lehnausrufen folgendermassen zu: Am zweiten Sonntag vor Fastnacht oder auch tags vor Fastnacht versammelten sich abends bei Laternenlicht die unverheirateten jungen Burschen, nachdem sie vorher eine Liste der zusammenzubringenden Paare aufgestellt, auf einer beim Dorfe gelegenen Anhöhe. Mit lauter Stimme wurde dann von einem der Burschen ausgerufen: „Ich geb', ich geb'!“ Von der andern Seite der Anhöhe fragt dann ein anderer: „Wem gibst du denn?“ Der erste: „Ich gebe die N. N. dem X. X.“ Darauf antwortet es: „Das ist wohlgetan!“ oder auch: „Das war recht!“ So geht es weiter, bis alle Paare ausgerufen sind. In den an der Saar sich gegenüber liegenden Ortschaften Mettlach und Keuchingen ging das Lehnausrufen früher also zu: Am zweiten Sonntag vor

Fastnacht zogen sämtliche Burschen aus den beiden Ortschaften, nachdem vorher die Lehensliste festgestellt worden, auf der jedem ständigen Burschen ein ständiges Mädchen zugeteilt war, unter Vorantritt der ortsüblichen Musikanten durch den Ort auf die Berge, die Keuchinger auf dem linken, die Mettlacher auf dem rechten Saarufer. Dort wurden alsbald Teertonnen angezündet, aus denen riesige Feuerflammen emporloderten, Berg und Tal weithin hell erleuchtend. Unten an der Saar wie auch auf den, auf dem Flusse sich gerade befindenden Schiffen wimmelte es zur selben Zeit von Neugierigen, Vätern und Müttern, früherer Zeiten gedenkend, ihre Töchter in der Nähe und diese in Erwartung, zu hören, welchem Burschen sie in diesem Jahre zugeteilt würden. Plötzlich erhob sich eine kräftige Stimme in Mettlacher Urdeutsch, welche rief: „Ich geb', ich geb!“ — Von der gegenüberliegenden linken Saarseite ertönte es dann: „Gieb wem du willst!“ — Auf der rechten Saarseite: „Ich gebe die X. X. dem N. N. dieses Jahr zum Lehen, das andere Jahr zur hl. Ehen!“ — Hundertstimmig jenseits: „Das war recht!“ Wenn alle Paare bei flotten Spielweisen der Musikanten und dem Knattern der Gewehre ausgerufen waren, wurden zum Schluss die brennenden Teertonnen den Berg hinunter gerollt, die dann in der Saar zischend erloschen. Die Mädchen hatten nun nichts Eiligeres zu tun, als, untereinander wetteifernd, zur Fastnacht ihren Burschen grosse Bretzeln zu überbringen. Daraufhin führte der Bursche „sein Mädchen“, begleitet von deren Eltern, zum Tanze und dabei wurde bei Wein oder Bier die Bretzel im Kreise der Bekannten verzehrt.

Das Lehen ging überall, wo der Brauch war, auf ein Jahr. Während dieser Zeit war der Bursche der Beschützer und Ritter seiner „Lehne“, nur diese und keine andere sollte er zum Tanze führen und bei andern festlichen Gelegenheiten an ihrer Seite bleiben; nur mit ihm und mit keinem andern durfte sie ohne seine jedesmalige Erlaubnis tanzen. Da bei diesem Aufeinander-Angewiesensein sich häufiger Gelegenheit bot, gegenseitig sich in allen Beziehungen kennen zu lernen, so kamen aus den zeitweiligen Lehen manche Paare dauernd fürs Leben zusammen. Es barg sich somit in dem Brauche

eine Art Heiratsbureau des platten Landes, allerdings in einer ganz eigentümlichen Gestaltung. In das Lehen einbegriffen waren alle jungen Burschen und Mädchen, die sich bis dahin eines guten Rufes erfreuten. Wie sehr man darauf bedacht war, ergibt sich aus einem Gebrauche, der wenigstens an verschiedenen Orten der Eifel geübt wurde. Kam nämlich im Laufe des Jahres ein Mädchen zu Fall und es ergab sich nach einfacher Rechnung, dass sie, als sie bei der letzten Kirchweih den Vortanz um die Dorflinde mithielt, schon ihre jungfräuliche Tugend eingebüsst hatte, so wurde diese Linde oder das etwa um dieselbe befindliche Geländer rein gewaschen und gescheuert und das Pflaster ringsum aufgebrochen und erneuert.

Dort, wo die Ausbietungen mit Geld bezahlt wurden, ward der Erlös gewöhnlich gemeinschaftlich verzecht, diente zur Bezahlung der Musikanten und zur Berichtigung sonstiger Auslagen. Die Ausbietungen, wobei der Vorsitzende gewöhnlich mit eben nicht zarten Ausdrücken die Vorzüge und Mängel der einzelnen Dorfschönen hervorzuheben sich bemühte, wurde mitunter sehr lebhaft, wenn bei dem einen oder andern Mädchen mehrere Burschen in Wettbewerb traten, die dann ihre Ehre darin setzten, möglichst hoch zu bieten, so dass oft ziemlich beträchtliche Summen erlegt werden mussten.

Welchem Zeitalter diese sonderbaren Volksgebräuche entstammen, wie auch die Ursache ihrer Entstehung ist nicht sicher bekannt, doch dürfte der Ursprung gewiss bis in die ältesten Zeiten zurückgehen und ganz einfach sein. Eine Auslegung geht dahin: Wenn zu Beginn des zwölften Jahrhunderts jemand ein ihm genehmes Mädchen fand, das er ehelichen wollte, doch nicht zum Ziele gelangen konnte, so machte er davon dem Ortsherrn Mitteilung. Dieser besass das Recht, die Person, wenn es ihm beliebte, dem andern gewissermassen als Lehen für ein Jahr zuzuweisen, dem dann die Hochzeit folgen sollte. Nur wenige und sehr triftige Gründe konnten die Umgehung der Verordnung zulassen. Die Zusage geschah öffentlich und wurde in Gegenwart und auf Befehl des Ortsherrn durch einen Herold ausgerufen, wodurch beide in den Augen des Volkes als verlobt galten. Aus diesen

habe sich nach und nach die andere Form entwickelt. Wie weit dies der Wahrheit entspricht, ist mir nicht bekannt. Beruht sie auf Wahrheit, so müsste der Gebrauch wohl als eine Folge der Leibeigenschaft angesehen werden. Dass die Sitte auch häufig dazu missbraucht wurde, Burschen und Mädchen dem öffentlichen Gespötte preiszugeben, dürfte nahe liegen, anderseits mag die Sitte aber auch ihr Gutes dahin gehabt haben, dass die Mädchen mehr Gewicht sowohl auf ihre Person im Äusseren, wie auf jene Tugenden legten, die ein Mädchen vor allem zieren. Für unsere Zeit hat der Brauch sich überlebt.

Kleinere Mitteilungen.

De Wederglok (Gewitterglōk) zu Denerew.

Von J. Schreiber, Trier.

Wann ø schwqr Dunnerwēder an dər Loft as, da lauden se zu Dēnereu de Wēderglok, da sein āl de Leit beruhigt un glēwə fest, øt dīt ke schōden, də Bauern ob dən Noppeschdērfen alt mat; se son, dē Glōk wēr ekstra dorfēr gesēnt, un dāt lōssen se sich net holen. De Pastūr un de Burigemēster hon sich alt dergint obgelōght, un se kruden 't āwer net øwgestalt. (Prigele kruden s' ālen zwin, un et bluw d'rnøh wie d'rvir.)

Et vēr unsiwetsiger Jøhr kūm esu e greilich Dunnerwēder, et hot Stēn gefāl wie Hühner-aier, un 't wässer hot də heiser bal mat gehōlt. Dumøls durøwten s' och net lauden, un wie øt du bas richtig am gāng wør, hot kēnen 't mih gewøght vir de Dir ze gohn, wēll 't wēder esu greilich gehaust hot. Et hot āwer esu en ørige Schøde gemagh, dat kanns kanner nøch d'rvø bezehlen, un von der zeit øn hot nemes mih øt Laude bəbōden.

Mat de Glōk hot øt och nøch soss en Bewāndnəs; et steht e Spruchen drob, den hir ganz Geschicht bezehlt.

Hei sin ich, hei bliwen ich, den dunner betriwen ich

Maria heschen ich, Jahn von Trier goss mich MCCCCLIII.

Wie am vir'ge Jøhrhunnert de Fransuse kùmen de ho von āl de kir'ichtēren dā Glōken erōw gōschmass un nōh Letseburig geführt fer kanunen dārvon ze (māghen) gēssen. Dūzemōl haden de Dener'wer drei schiner Glōken; èn d'rvon hot de Bur'gemēster nōch gerēt; (h)ə sot, dat wēr ken kir'ichglōk, hē mēt sō ho(n) fir Gemèn ze lauden, un domat bluw se hāngken. Di anere mudden ālebids erōw un gūwen ob de Bur'ig geschlēft, dō stungen se mat Hunnerten aus der ganzer Umgegend ob dem Hōf. Wie du de Reih drō kùm, dat dē Dēnērewer òch mutte fortgeschāft gēn, du sein sō bas an de kollebērig gefōhren; do lusen de Pēād de wōn hannerrēks gōn, un dā Glōk hot an em fort gebrummt: „Hei sein ich, hei bleiwen ich“. Sō muden se zreckbrēngen, un wie dārnōh dā Fransūse fort wōren, du gūw se' rum obgehāngen. Von dem (H)erōwschmeissen hot se āwer e Sprungk krid, un se klarrt wie en alen, zerrassene kēessel.

Zum kriminellen Aberglauben. In der Nähe von Detmold in Lippe spielte sich vor nicht langer Zeit eine „Spukgeschichte“ ab, die Veranlassung zu einer richterlichen Entscheidung wurde. In einem Hause sollte es nachts zwischen 12 und 2 Uhr nicht recht geheuer sein und fortwährend klopfen, weshalb denn auch ein darin wohnender Mieter ohne Kündigung und ohne seine Miete entrichtet zu haben, auszog. Die Wohnung stand infolgedessen längere Zeit leer; da aber der Vermieter den Schaden nicht tragen wollte, so verklagte er den Mieter, worauf es zur gerichtlichen Verhandlung kam. Zwar sagten Zeugen aus, dass ein Klopfen tatsächlich stattgefunden habe, doch wurde der Mieter zum Schadenersatz und zur Tragung sämtlicher Kosten verurteilt. Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Kraufs, Friedr. S., *Anthropophyteia*, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Leipzig. Deutsche Verlags-Aktien-Gesellschaft. 1905. XVI und 480 S 30 Mk. II. Band.

Band I dieses grosszügig angelegten Werkes besprachen wir im II. Bande dieser Zeitschrift, S. 172 ff. Wir können uns unter Beziehung darauf hin kürzer fassen.

Die Frage nach der Berechtigung oder gar Notwendigkeit derartiger Forschungen scheint m. E. durch den II. Band hinreichend beantwortet zu sein. Wer die Notwendigkeit solcher Forschungen verkennt, der lese beispielsweise nur das Kapitel „Elsässische Erotik“ S. 249 ff. dieses Bandes, aber unbefangen und vorurteilsfrei. Anders liegt die Frage, ob es jedermann zusagt, sich mit derartigen Untersuchungen zu befassen. Diese Frage muss natürlich schon auf Grund der einfachsten psychologischen Gesetze entschieden verneint worden. Wer sich aber nicht berufen fühlt, in diesen Stoffen zu forschen, zu arbeiten, der soll das redliche Forschen anderer wenigstens nicht befeuern. Dafür stehen die Mitarbeiter der Anthropophyteia denn doch durchweg zu hoch und zu geachtet in der Wissenschaft da. Es sei nur noch eine kurze Ausführung des Abgeordneten Heine aus einer im Reichstag am 12. November 1905 gehaltenen Rede, welche auch das Vorwort der Anthropophyteia bringt, hier angeführt. Sie lautet: „Hinter diesem Kampf gegen die angebliche unsittliche Literatur verbirgt sich die Absicht, die Erörterung des Natürlichen und des Wahren noch mehr einzuengen, als es heute schon der Fall ist; die Absicht, Kunst und Wissenschaft zu beschränken, in der Kunst die Darstellung des Nackten, in der Wissenschaft die Verbreitung der Kenntnis vom Natürlichen zu bekämpfen und zu unterdrücken. — Es geht eine allgemeine Tendenz durch gewisse Kreise, eine Tendenz des unwahren, unkeuschen Muckertums.“

Band II der Anthropophyteia ist vielseitig und inhaltreich. Das beweisen schon die Hauptkapitel: 1. die Anthropophyteia im Sprachgebrauch der Völker; 2. Volkswitz in Rätseln; 3. Beiträge zur Sprichwörterforschung; 4. Deutsche Volkslieder. Dann folgt eine Reihe kleinerer Abhandlungen: Magyarische Reigentanzlieder aus der Grosswardeiner Gegend, Erzählungen moslimischer Zigeuner, Heanzische Schwänke, städtische Erzählungen, ein Beitrag aus Sizilien, Elsässische Erotik. Ein grösserer Abschnitt gibt dann als Fortsetzung

südslavische Volküberlieferungen. Ein Anhang bringt Bücherbesprechungen, verschiedene Anfragen usw.

Man sieht schon aus dieser Übersicht, dass die Verfasser das gesteckte Ziel, folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, zielbewusst im Auge halten, denn in diesem Titel steckt eine universale Tendenz, welche gerade der Volkskunde im allgemeinen eignet. Die Grundlage ist in diesen beiden Bänden gelegt; auf den Weiterbau des grossen Werkes sind wir gespannt.

Mit der Anthropophyteia stellt sich die Volksforschung vor allem in den Dienst der Psychopathie, der Ethnologie und Anthropologie. Was dem Arzte bisher in Kliniken und Spitälern als eine krankhafte Erscheinung entgegentrat, lernt man auf einmal auf breitester Grundlage in jenen Formen erkennen, die das Volks- und Völkerleben als normal gewordene Entwicklungen aufweist. Hier reicht unser üblicher ästhetischer Massstab nicht mehr aus; er ist sogar unnütz bei der Bewertung des auf- und abflutenden Lebens. Auch unsere literarhistorischen und bibliographischen Quellenstudien haben neben dieser ungeahnten Fülle von Tatsachen, die alle tief in der Geschichte der menschlichen Gesittung ihren Ursprung haben, eine nebensächliche Bedeutung. Hier muss der Folklorist zum Naturforscher aufsteigen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Jeder Blick, den uns die Anthropophyteia hinter die Kulissen der menschlichen Zeugung werfen lässt, lässt uns immer deutlicher die Kräfte erkennen, die das Gedeihen und Hinwelken eines Volkstums bedingen.

Wir können nach Einsichtnahme des II. Bandes der Anthropophyteia dem Werke nur ein gutes Gedeihen wünschen und bedauern, auf den reichen Inhalt hier nicht weiter eingehen zu können. S.

„Der Volksmund“. Alte und neue Forschungen zur Volkskunde, herausgegeben von Dr. Friedr. S. Kraufs. Deutsche Verlagsaktiengesellschaft in Leipzig. Pro Band 1 Mk.

Der unermüdliche Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde, Dr. Friedr. S. Kraufs, hat mit diesem Unternehmen

einen guten Wurf getan. Er will, um es kurz zu sagen, eine Ergänzung zu den bestehenden zahlreichen folkloristischen Zeitschriften bieten. Zu dem Zweck werden alte, selten gewordene und der Allgemeinheit schwer zugängliche folkloristische Schriften im „Volksmund“ in neuer Auflage erscheinen. Aber auch grössere Abhandlungen, die auf ein freundliches Verständnis bei einem grösseren Publikum zählen dürfen, sollen hier Aufnahme finden. Über alles wird der „Volksmund“ einige von der Volksforschung bisher viel zu wenig gewürdigte Äusserungen des Volkstums pflegen: Humor, Ironie und Satire.

Ins Volk soll die Wissenschaft der Volkskunde durch dieses Unternehmen dringen. Das ist ein durchaus richtiger Grundsatz. Bisher hat man nur aus dem Volke die Kunde von seinem Wesen und Sein herausgeholt. Insofern ist dieses Unternehmen von Kraufs neu und eigenartig, aber unsers Erachtens wohl berechnet.

Alles in allem ist es ein schönes Unternehmen, nach allen Richtungen volkstümlich, ein Unternehmen, dem ein günstiges Prognostikon gestellt werden kann, ein Unternehmen, das zwar in erster Linie für die breitesten Volksschichten bestimmt ist, aber auch für den Fachmann und Gelehrten von Wert und Bedeutung ist.

Bis jetzt liegen 6 Bände vor.

Band I. Österreichische Volkslieder mit ihren Singweisen gesammelt von F. Tschischka und J. M. Schottky. Schottky hat sich um die deutsche Volksliedforschung hochverdient gemacht. Ihm widmete bereits im Jahre 1822 Heine eine eingehende Würdigung. Von seinen zahlreichen Werken verdient seine Volksliedersammlung den ersten Preis. Franz Tschischka hat dieselbe einst mit Schottky gemeinsam herausgegeben und 25 Jahre später allein ein zweite Auflage besorgt. Darüber und über manches andere belehren uns die beiden Vorworte, welche auch heute noch manchen beherzigenswerten Gedanken enthalten. Bemerkungen über die österreichische Mundart sind am Schluss hinzugefügt, welche dem nicht in den Dialekt Eingeweihten unentbehrlich sind. Viele Worte über die Lieder selbst zu verlieren, ist

kaum nötig. Es ist ein duftiger, mit dem Erdgeruch der Heimat getränkter Strauss von „Feld- und Alpenblumen“, ein Schatz von herzinnigen Liedern und Liedlein, der seinen unverfälschten Naturzauber auf jeden ausüben wird, der noch natürlich empfindet.

Band II. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben und bearbeitet von E. K. Blümml und Josef Latzenhofer. Erster Band: Der Wegkürzer des Martin Montanus (1557).

Es ist dem auf dem Gebiete der Volkskunde, namentlich des Volksliedes, als hervorragende Autorität bekannten Blümml hoch anzurechnen, dass er diese Schwänke herausgegeben hat, ohne die Derbheiten zu mildern, welche der Zeit des Montanus als ganz natürliche Erscheinungen ankleben. Nur so lernen wir jene Zeit ganz verstehen. Er selbst bemerkt in der Einleitung, in welcher er über Montanus und seine Zeit kurze Aufschlüsse gibt: „Vorliegende Ausgabe des Wegkürzer, . . . will nun den Montanus dem grossen Publikum wieder näher bringen, daher sie die Schwänke unter Berücksichtigung des Kolorits, aber unter Kürzung der langweiligen Stellen (Moral usw.) in neu hochdeutscher Sprache wiedergibt. Wie der Anhang ausweist, sind nicht alle Schwänke aufgenommen worden. Manche mussten der grossen Derbheit, manche des nichtssagenden Inhalts wegen weggelassen werden.“

Band III. Ausseer und Ischler Schnadahüpfel. Als Anhang: Vierzeiler aus dem bayrisch-österreichischen Sprachgebiet. Mit Singweisen gesammelt und herausgegeben von E. K. Blümml und Friedrich S. Kraufs.

Der Spott und die schelmische Neckerei, welche in den Alpengebieten eine besondere Heimstätte haben, regen sich in dieser mit grossem Fleiss und viel Umsicht zusammengetragenen Sammlung von Volkspoesie allerorten. Das ganze Leben der Äpler, namentlich das Liebesleben, zieht in plastischer Klarheit, ohne Prüderie, in den knappen Vierzeilern an uns vorüber, eine wahre Fundgrube für die Volkskunde der Alpenbewohner. „Der Schneider im Vierzeiler“ bildet die Einleitung. Die einzelnen Kapitel dieses Abschnittes

sind betitelt: I. Beziehungen zur Ziege; II. Schneiderspott; III. Der Schneider und die Liebe; IV. Schneiders berufliche Tätigkeit.

Band IV. Österreichische Volksmärchen von Franz Ziska. Als Anhang: Kinderlieder und Kinderreime aus Niederösterreich. Neu herausgegeben und eingeleitet von E. K. Blümml.

Franz Ziska, 1786—1855, lebte in Wien, wie uns die Einleitung belehrt. Er war ein Freund von Schottky und sammelte, von jenem angeregt, neben anderm Volksgut vorzugsweise österreichische Volkslieder und Volksmärchen. Diese Lieder und Märchen haben ihm längst einen Ehrenplatz in der Wissenschaft eingetragen. A. Schumacher charakterisiert diese Volksmärchen treffend mit folgenden Worten: „Wer österreichischen Volkston kennt, wird zugeben, dass Ziska's Märchensammlung eine seiner lautersten und echtsten Quellen ist. Der Ton der Parodie auf das Schauerliche und Wunderbare, — jedoch mit solchem Reichtum des Witzes angewandt, dass dieses nicht aufhört schauerlich und wunderbar zu sein, — gleitet hier gleichsam unter Scherz und Lachen an den Mauern des alten Zauberturmes hin und gefällt sich unter den wunderlichsten und grauenvollsten Geschichten in den Wendungen eines kecken Witzes und überlistender Schlauheit. . . . Der Atem der österreichischen Volkserzählung ist Parodie. Es ist aber die echte humoristische Parodie, die allen geistigen Kräften Freiheit, Raum und Aufschwung gibt; sie, das echte Kind der Unschuld und der Freude.“

Die Kinderreime und Kinderlieder aus Niederösterreich, welche den 2. Teil des Bandes bilden, wurden von Johann Wuth gesammelt. Sie sind deshalb besonders wertvoll, da grade Niederösterreich auf diesem Gebiete nicht besonders reich in der Literatur bedacht ist.

Band V. Deutsche Schwänke des 16. Jahrhunderts. Ausgewählt und bearbeitet von E. K. Blümml und Josef Latzenhofer. 2. Band Jakob Frey's Gartengesellschaft (1556).

Der Titel des Büchleins deutet an, dass es bestimmt war, bei geselligen Gartenzusammenkünften zum Vortrag zu

gelangen. Diesem Zweck entspricht der gefällige Stil, der Humor, der oft das Frivole und Pikante stark streift. Dem Wunsche des Herausgebers, dass die im „Volksmund“ wiedergegebenen besseren Schwänke von Frey — allerdings keine Originale, sondern aus andern Sammlungen (Heinrich Bebel, Francesco Poggio, Johann Adelphus, Friedr. Dedekind) geschöpft — eine fröhliche Auferstehung in dieser Ausgabe erleben mögen, schliessen wir uns von Herzen an.

Band VI. Altägyptische Sagen und Märchen. Deutsch von Alfr. Wiedemann.

Im VI. Bande des „Volksmund“ nimmt Alfred Wiedemann das Wort, um altägyptische Sagen und Märchen zu erzählen. Es ist das erste Mal, dass in deutscher Sprache eine solche Sammlung erscheint. Ägyptische Märchen und Sagen waren bisher nur wenigen Ägyptologen zugänglich. Wir lernen dadurch das Pharaonenland kennen, aber auch die Nachbarländer (Phönizien, Syrien und Grenzländer Kanaans usw.). Diese Sagen und Märchen gestatten uns viele Einblicke in die Geschichte Ägyptens, da sie in mancher Hinsicht mit derselben eng verwachsen sind. Daneben kommt aber auch die Kulturgeschichte zu ihrem Recht. Da wird z. B. von Zauberern erzählt, die grösseres leisteten als Moses vor Pharao nach den biblischen Berichten. Für Bibelforscher ist namentlich Nr. 1 als eine Variante der Geschichte von Moses vor Pharao lehrreich. Die Abenteuer des Saneha scheinen in dem biblischen Bericht über Moses eine Variante zu haben. Hier ist die anschauliche Schilderung des Beduinenlebens in den Grenzländern Kanaans besonders anziehend. Die starke Heimatsliebe des alten Ägyptens tritt darin hervor. Auch der Humor kommt zu seinem Recht, vor allen Dingen in dem von Herodot von Halikarnass erzählten Märchen „König Rhampsinit und der Schatzdieb“. In der Gesamtauffassung sowohl als in allen Einzelheiten ist es echt ägyptisch; fremder Einfluss macht sich nirgends geltend.

Teilweise reichen die unsern Erzählungen zugrunde liegenden Handschriften bis 2000 Jahren v. Chr. zurück, während die Abfassung der Originale oft noch um Jahr-

hunderte weiter zurückliegen mag. Allem Anschein nach haben einige dieser Stoffe schon vor 4000—5000 Jahren im Gebiet des Mittelmeeres eine weite Verbreitung gefunden. Das 10. Stück (König Rhampsinit und der Schatzdieb) ist vielleicht nie veraltet, darf vielmehr als ein Bestandteil der europäischen Folklore betrachtet werden, wie dies Stanislav Prato bereits vor mehr als 20 Jahren in einer Monographie nachgewiesen hat.

Der Übersetzer bemerkt im Vorwort: „Man wird bei ihrer Durchsicht erkennen, in wie hohem Grade nicht nur die Märchenidee, sondern auch die Art ihrer Behandlung bereits in dieser frühen Zeit mancher bis auf unsere Tage verbreiteten Erzählung, besonders solchen der Märchen von Tausend und eine Nacht, ähnelt.“

Die verschiedenen Gattungen der ägyptischen Unterhaltungsliteratur sind sorgfältig berücksichtigt. Jeder Volksforscher sollte grade dieses Buch mit Eifer studieren, um sich an dem ältesten Märchenstil eines Kulturlandes zu bilden.

Wir begrüßen dieses Bändchen mit aufrichtiger Freude. Eine eigene Welt mutet uns daraus an. Für die Sagen- und Märchenforschung ist damit ein sehr wertvoller Beitrag geboten, der aber auch den gebildeten Laien der gesamten Kulturwelt als Lektüre fesseln dürfte.

Band VII und VIII. Zigeunerhumor. 250 Schnurren, Schwänke und Märchen von Dr. Friedr. S. Kraufs. Leipzig 1907. XVI. und 235 S. 2 Mk.

Im Vorwort gibt der Verfasser als Grund des Erscheinens dieses seltsamen Buches an, dass er sich verpflichtet fühle, eine Art Ehrenrettung der Zigeuner, welche weitaus besser seien, als ihr Ruf, vorzunehmen. Das ist gewiss verdienstlich. Mancher wird mit Freuden zu dem Buche greifen, um seine Kenntnisse über diese eigentümlichen Menschen zu vermehren, zumal diese Belehrungen in der anziehenden Weise von Schnurren, Schwänken und Märchen geboten werden, die in wesentlichen Punkten von den ähnlichen Erzeugnissen der Kulturvölker abstechen,

Kraufs beschränkt sich bei seiner Auswahl auf die unter Serben und Chrowoten lebenden Zigeuner. Als Grund

führt er an, dass dieselben seit 5—6 Jahrhunderten zusammenleben, dass sie eng mit jenen Völkern verschmolzen sind und nicht voneinander getrennt werden können.

Die grosse Mehrzahl der Erzählungen ist gedruckten Werken entnommen. Der Verfasser hegt den Wunsch, dass diese Sammlung eine freundliche Stimmung zugunsten der Zigeuner erwecken möge und den Leser angenehm unterhalte und aufkläre.

Diesen Zweck hat der Verfasser beim Schreiber dieser Zeilen voll und ganz erreicht. Mehr soll zu seinem Lobe nicht gesagt werden. O. Sch.

Prümer, Karl, Unter der alten Linde. Deutsche Weisen. Verlag von Karl Schönemann (Niedersachsen-Verlag) Bremen. 137 S. 8°. Preis?

Munzel, C. Lustig un Ernst. Döntges un Vertelln. Verlag: Derselbe. 160 S. 8°. Preis?

Wieggershaus, Friedrich. Ausfahrt. Gedichte. Verlag: Derselbe. 112 S. 8°. Preis?

Müller-Sudenburg, G. Wat an'n Heidweg blöht. Leeder un Riemels. Verlag: Derselbe. 99 S. 8°. Preis?

Müller-Sudenberg, G. Singen und Sagen. Gedichte. Verlag: Derselbe. 144 S. 8°. Preis?

Ruseler, Georg. Der Wunderborn. Niedersächsisch-friesische Balladen. Verlag: Derselbe. 148 S. 8°. Preis?

Lennemann, Wilhelm. Saat und Sonne. Neue Gedichte. Verlag: Derselbe. 128 S. 8°. Preis 3.— Mk.

Lennemann, Wilhelm. Aus Bauernlanden. Gedichte. Verlag: A. Mixfeldt, Kiel. 79 S. 8°. Preis?

Von einer ganze Reihe von Schriften haben wir auf einmal Mitteilung zu machen, wenn etliche von ihnen auch schon einige Jahre erschienen sind. Sie gehören alle einer und derselben literarischen Gattung an: es sind (mit Ausnahme von Nr. 2) Gedichte. Nun hat zwar die Volkskunde keine Abteilung für schöne Literatur, sie kann sich weniger mit der Form als mit dem Inhalt befassen, es müsste denn volkstümliche Dichtung sein. Das ist in vorliegenden Werken fast ausnahmslos nicht der Fall, nur in einzelnen Fällen haben

volkstümliche Erzeugnisse die Vorlage für die Gedichte gegeben. Auch in diesem Falle kann die Volkskunde über die neue Form meistens hinweggehen; denn gewöhnlich ist das alte ehrwürdige Kleid besser als das moderne Gewand. Allerdings verlangen einzelne Stimmen für gewisse Gebiete der Volkskunde unter Umständen die Einkleidung in die poetische Form, so z. B. Bahlmann in seinen „Münsterländischen Märchen, Sagen, Liedern und Gebräuchen, Münster 1898“ für die Sagen. Im allgemeinen bleibt aber auch hier das Wort Jakob Grimms zu Recht bestehen, der sagt: „Was die Vorzeit hervorgebracht hat, darf nicht dem Bedürfnis und der Ansicht unserer heutigen Zeit zu willkürlichem Dienst stehen; vielmehr hat diese das Ihrige daran zu setzen, dass es treulich durch ihre Hände gehe und der späteren Nachwelt unverfälscht überkomme.“ Das gilt besonders auch für die Form der Überlieferung. Die einfache getreue Wiedergabe der Überlieferung eines Volksliedes, eines Spruches oder Reimes hat in fast allen Fällen mehr Wert für die Volkskunde, als die Einkleidung in moderne poetische Form.

Der Sachinhalt bleibt jedoch auch für die Volkskunde bedeutungsvoll, vorausgesetzt, dass er unentstellt wiedergegeben ist. Das ist bei vielen Gedichten in den vorliegenden Sammlungen in reichem Masse der Fall, bei manchen ist auch die Darstellung in der Mundart für sie von hohem Interesse. Viele schöne Sagen in fesselnd poetischer Form enthält Prümers „Unter der alten Linde“, auch „Mundartliches“ derselben Sammlung ist zu erwähnen. „Lustig un Ernst“ von Munzel bringt sechs ernste Erzählungen und fünfzehn lustige „Döntges“ in der Mundart, gesammelt „in allen Ecken un Winkels von Nedderdütschland“. Müller-Sudenburg enthält in dem erstgenannten Buche treffend mundartliche Schilderungen der Heide und ihrer Bewohner und als Anhang fünfzehn „Heidjes Dönken und Spijöken“, im andern Buche ausser Liedern und Weisen 36 Gedichte und Gestalten, meistens dem Sagenkreise des Volkes entnommen. Georg Ruseler führt uns in seinem Wunderborn seine zum Teil nicht mehr unbekanntten herrlichen Balladen vor, alle 34 wohl ausnahmslos volkstümlichen Inhalts, schon ihre Titel: Das

zweite Gedicht, Spökenkerlshus, Der Waldgeist von Elvershausen usw. bezeugen uns das. Weniger dem volkstümlichen Stoffe unmittelbar entlehnt haben Lennemann und Wiegershaus, doch schildern auch sie manchen Volksbrauch, wenn uns z. B. Lennemann in seinem Gedichte „Werbung“ erzählt, dass der Bräutigam in der Gegend von Iserlohn der Braut Rock und Schuhe schenkt, dass dort ausser dem Besen auch ein roter Hahn den Hochzeitswagen ziert, oder wenn er in dem Gedichte „Der Bauer und der Tod“ eine verbreitete Sage in wenig bekannter Variation erzählt, dass nämlich der Bauer den Tod überlistet beim Roggenmähen.

Der Volkstumforscher wird also auch solchen Gedichten mit volkstümlichem Hintergrunde manches entnehmen können, weshalb wir die vorliegenden Sammlungen gern empfehlen, wobei wir nicht unterlassen wollen zu bemerken, dass sie alle infolge der fast ausnahmslos zu findenden schönen glatten und rhythmischen Form angenehm fesseln werden.

Wehrhan.

Ostwald, Hans, Lieder aus dem Rinnstein. 3 Bde. I u. II: Leipzig und Berlin, Karl Henckel & Co. 1903, 1904. III: Verlagsanstalt Harmonie, Berlin W. 35. 1906. XV u. 175 S., IX u. 158 S., V u. 130 S. 8°.

Es ist eine eigenartige Sammlung von Liedern, die uns hier vorliegt. Sie wird nicht jedem nach Geschmack sein, denn sie bringt allerlei echte Dirnen-, Landstreicher- und Verbrecher-Lieder und -Gedichte nicht sowohl von Dichtern als besonders solche Lieder, die ohne weiteres auf der Landstrasse aufgelesen und dann in diese Blätter aufgenommen sind. Manche von ihnen sind unverkennbar echte Volkslieder, und darum müssen wir sie auch hier erwähnen, umso mehr, als auch einige unmittelbar unserm Vereinsgebiete entstammen: z. B. I, 101, Ballade aus den sauerländischen Bergen, II, 8 ff., 11 ff.: Die löbliche Gesellschaft Moselsar 83, ein in einer wilden Penne Aachens aufgeschriebenes Poem; besonders der dritte Band bringt ca. ein halbes Dutzend Volkslieder vom Rhein, aus Köln und Wesel. Dass verschiedenen Liedern die Melodie als Anhang im dritten

Bande hinzugefügt ist, kann den Wert des Ganzen nur erhöhen. Die Lieder zeigen uns, dass auch abseits des grossen Weltstromes in unserm Volke poetisches Empfinden nicht verloren gegangen ist, sondern in eigenartiger Weise blüht. Mag die Fassung auch nicht immer poliert sein, in der rauhen Schale steckt hier ein oft wertvoller Kern, der uns die äusseren Schwächen, die Formfehler, fast vergessen lässt.

Wehrhan.

Rudorff, Ernst, Heimatschutz. München und Leipzig, Georg Müller. 3. verb. u. verm. Aufl. 116 S. 8^o.

Wie Conventz in seinen Naturdenkmälern, will Rudorff hier für die Erhaltung der Ursprünglichkeit unseres lieben Vaterlandes eine Lanze brechen. Während der erstere mehr die Erhaltung des einzelnen seltenen Objekts (Pflanze, Tier usw.) in den Vordergrund stellt, so letzterer mehr das Gesamtbild der Landschaft und der Volksstämme. Gewisslich verdienen die Klagen über die oft geradezu schonungslose oder gar vandalische Vergewaltigung der Landschaften unserer schönen, herrlichen deutschen Heimat infolge nur auf Erzielung materieller Vorteile gerichteter rücksichtsloser Ausbeutung durch Unternehmungen aller Art Berechtigung. Nicht nur Poesie und Vaterlandsgefühl leiden darunter, das ganze Volksleben wird dadurch in Mitleidenschaft gezogen. Handel und Verkehr nivellieren alles, Sitte und Brauch, Tracht und vieles andere. Der Verfasser sagt manches schöne Wort darüber. Dass schon eine dritte Auflage notwendig wurde, zeigt, dass der Sinn für seine Ausführungen noch nicht ganz verloren gegangen ist. Mögen sie auf manchen fruchtbaren Boden fallen und weitere Verbreitung finden

Wehrhan.

Beiträge zur Heimatkunde des Regierungsbezirks Osnabrück. Heft 1. Der Kreis Lingen. Herausgegeben vom Lehrerverein der Diözese Osnabrück. Lingen a. d. Ems. R. van Acken. 1905. 220 S. gr. 8^o. Preis brosch. 2.— Mk., geb. 2.50 Mk.

Die Heimatkunde früherer Jahrzehnte sah ihre Aufgabe vor allem darin, in trockener öder Art und Weise eine schön

geordnete Reihe von allerhand mit möglichst viel Zahlen und Tabellen gespickten Mitteilungen aus der Heimat zu geben. Gewiss durften auch solche Angaben nicht fehlen, sie bildeten gleichsam das Gerippe; aber es mangelte ihnen an dem saftigen Fleisch, um den Genuss begehrenswert erscheinen zu lassen. Eine sehr erfreuliche Erscheinung ist dagegen das vorliegende Büchlein. Mit sicherer Hand haben die Verfasser hineingegriffen in den lebendigen Born frischen gesunden Volkstums, den reichen Vorrat, den das Heimatleben bietet, in glücklicher Weise benutzt und so dem notwendigen Skelett der Beschreibung eine volkskundliche Schilderung der Heimat zugefügt, die erquickend wirkt. Das Buch bietet neben einer Beschreibung des Kreises und seiner Orte eine kurze lesenswerte Geschichte des Kreises und hübsche kulturgeschichtliche Einzelbilder von diesem kleinen Stückchen Erde. Den Schluss bilden Sagen, Legenden, Volksgebete, -Reime und -Sprüche, Sprichwörter und Redensarten, Volksrätsel, Narrenaufträge, Inschriften, Nachahmungen, Volkslieder usw. In den volkskundlichen Mitteilungen ist die Mundart gebührend berücksichtigt. Das Buch ist durch zahlreiche hübsche Abbildungen gut ausgestattet.

Wehrhan.

Wegen ihrer reichhaltigen Zusammenstellung volkskundlicher Literatur, besonders auch zur westfälischen und rheinischen Volkskunde führen wir an:

Antiquariatskatalog Nr. 51 von Franz Pech, Hannover, betitelt: Geschichte und Literatur Niedersachsens.

Niedersachsen. Antiquariatskatalog Nr. 100 von M. u. H. Schaper (E. Geibel), Hannover, enthaltend: Geschichte, Kultur, Literatur.

Rheinland-Westfalen und angrenzende Gebiete. Antiquariatskatalog Nr. 525 von Joseph Baer & Co., Frankfurt a. M. 1906. (Geschichte, Kultur und Volkskunde.)



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Von Paul Sartori. III. Tage und Festzeiten des Jahres	Seite 1
Zur Geschichte der weltlichen Kindtauffeier in Warburg. Von Dr. B. Hüser	" 31
Kinderspiele an der unteren Agger. Von P. J. Kreuzberg	" 44
Einige Burscheider Lieder und anderes. Von Dr. Fassbender, Altona	" 58
Die Mädchen- oder Mailehen. Von Hehr. Niessen, Odenkirchen	" 62

Kleinere Mitteilungen:

De Wederglock (Gewitterglocke) zu Denerew. Von J. Schreiber, Trier	Seite 67
Zum kriminellen Aberglauben. Von Wehrhan	" 68

Berichte und Bücherschau.

Kraufs, Friedr. S., Anthropophyteia. Von S.	Seite 68
Kraufs, Dr. Friedr. S., „Der Volksmund“. Von O. Sch.	" 70
Prümer, Karl, Unter der alten Linde; u. m. a. Von Wehrhan	" 76
Ostwald, Hans, Lieder aus dem Rinnstein. Von Wehrhan	" 78
Rudorff, Ernst, Heimatschutz. Von Wehrhan	" 79
Beiträge zur Heimatkunde des Regierungsbezirks Osnabrück. Heft 1. Der Kreis Lingen. Herausgegeben vom Lehrerverein der Diözese Osnabrück. Von Wehrhan	" 79

Vorstand des Vereins:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29	}	Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32		
O. Schell, Lehrer und Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	}	führer.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76 ^I		
O. Grüttefion, Elberfeld, Herzogstr. 83, Kassierer.	}	Beisitzer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.		
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn		
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.		
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier		
Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg		
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.		
Rektor C. Rademacher, Köln		
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt		
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld		
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln		

Sämtliche Herren des Vorstandes nehmen Anmeldungen entgegen.

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.







DD
801
.R725
248
V. 3
pt. 4



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. F. Sartori, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

3. Jahrgang
1906

Viertes Heft

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttesen, S. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.



Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang.

1906.

Viertes Heft.

Zur Geschichte der Kölner Fastnacht.

Von Dr. Jacob Kemp, Malmedy.

I. Zur Genesis des Karnevals.

Volksfeste pflegen sich mit ihrem Ursprunge in graue Zeiten zu verlieren; denn der Volksgeist ist konservativ und hält mit zäher Beharrlichkeit an alten, liebgewonnenen Gewohnheiten fest. Man hat auch den Karneval weit zurückdatiert. Sicherlich mischt sich Heidnisches und Christliches in diesem Feste. Schon der Name wird mit Wackernagel auf einen altgermanisch-italischen Frühlingsbrauch zurückgeführt. Isis-Nerthus wurde mit Beginn des Frühlings auf einem Schiffswagen — *carrus navalis*, *car-naval* — über Land und Wasser geführt¹⁾. Noch um 1133 baut ein Bauer bei Kornelimünster ein Schiff, das auf Rädern ruht und von Webern über Land gezogen wird²⁾. Wie man vermutet, sollte es in das an der Mündung der Schelde gelegene Heiligtum der Nehalennia gebracht werden, deren Kult mit dem der Nerthus verwandt ist. Männer und Frauen mit flatterndem Haar und losem Gewande umtanzen das Schiff während der Fahrt.

Derselbe Brauch wird für Italien bezeugt; der 5. März wird im römischen Kalendarium durch „*Isidis Navigium*“ bezeichnet³⁾. Man sieht in dieser Sitte den Ausdruck der Freude über die Wiedereröffnung der Schifffahrt. Brants

¹⁾ Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie 1887 S. 370 f.

²⁾ Jak. Grimm, Deutsche Mythologie 1875. Bd. I S. 214. Simrock a. a. O.

³⁾ Ludwig Preller, Römische Mythologie 1858 S. 729.

Narrenschiff soll noch einen Nachklang an dieses Frühlingsfest bewahren⁴⁾. Man hat „Karneval“ einfacher durch das Wortspiel „caro vale!“ erklären wollen; eine Deutung, die den ganzen Spott Wackernagels trifft. Wir möchten die Frage nicht entscheiden; jedenfalls ist schon früh „carnelevamen, carnelevale“ für den Dienstag vor Aschermittwoch belegt⁵⁾.

Den gleichen Widerstreit ruft die Deutung des in Deutschland gebräuchlichern Ausdruckes „Fastnacht, Fastabend, Fastelabend“ hervor. Nach Wackernagel⁶⁾ hat man ihn mit dem Verbum „faseln“, ahd. fasôn, fassen, in Zusammenhang gebracht, und es wäre „Fastnacht“ durch die Geistlichkeit aus dem mhd. „vasenaht“, d. h. Nacht der Raserei, des Umherschwärmens, umgedeutet worden⁷⁾. Unser „faseln“ kommt erst im 17. Jahrh. als vollständig neues Verbum auf⁸⁾, möglich wohl als Ausläufer des ahd. „fasôn“.

Im Mittelhochdeutschen ist indes schon sehr früh „vastnaht, vastelnaht, vestelnaht, vastelavent, vastavend“ belegt⁹⁾; „vasnaht, vasaht“ findet sich reichlicher erst in den Fastnachtsspielen des 16. Jahrhunderts¹⁰⁾. Der Ausfall des Schlusst ist in der Volkssprache gerade nichts sehr Ungewöhnliches; besonders am Rhein und in Süddeutschland spricht man durchweg „Fassnacht“, eine Form, die denn auch Schiller noch in der ersten Ausgabe seiner Werke beibehält¹¹⁾. Es liegt somit kein besonderer Grund vor, Fastnacht, Fastabend nicht aus Fast-Nacht, Fast-Abend, der Nacht resp. dem Abend vor den grossen Fasten, entstehen zu lassen. Es ist eine altgermanische Eigentümlichkeit in der Zeitrechnung,

⁴⁾ Simrock a. a. O. S. 369 f.; vgl. dagegen Sebastian Brants Narrenschiff, hsgg. von F. Zarncke, Leipzig 1854 Einleitung S. LXI ff. und Viet. Michels, Studien über die ältesten deutschen Fastnachtsspiele 1896 S. 103.

⁵⁾ Du Cange, Glossarium 1883 Bd. II, 177.

⁶⁾ Geschichte der deutschen Literatur Bd. I, 400 Anm. 1.

⁷⁾ Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch 1889 S. 79.

⁸⁾ Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch 1889 Sp. 868.

⁹⁾ Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch 1861 Bd. III, 278. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 1878 Bd. III, 31.

¹⁰⁾ Grimm, Deutsches Wörterbuch 1862 Bd. III, 1354.

¹¹⁾ Grimm, a. a. O. S. 1355.

Nacht und Abend schon zum folgenden Tage zu zählen¹²⁾; denn man betrachtete noch recht primitiv den Abend als Beginn des folgenden Tages. Und so war denn die Fastnacht euphemistisch „die letzte dort ausgenossene Fresszeit vor dem Beginn der Faste“¹³⁾.

Ein Gleiches bestätigen auch die frühesten rheinischen Quellen, die ein Feiern der Fastnacht überliefern. Man versammelt sich an dem Abende vor Aschermittwoch in grösserer Gesellschaft zu einem festlichen Mahle, bei dem vornehmlich Fleischspeisen in ausgesuchter Qualität genossen wurden. So berichtet wenigstens Caesarius von Heisterbach (1170—1240), der für die Rheinlande wohl die frühesten, spärlichen Belege einer Fastnachtsfeier gibt¹⁴⁾. Der Brauch ist bei Klerikern und Laien ungeteilt im Schwange.

II. Die Fastnacht in Köln während des Mittelalters.

Hundert Jahre später treffen wir auch in Köln einen ersten Beweis für das Begehen der Fastnacht. Das Eidbuch vom 5. März 1341 verpflichtet die Ratsherren „zu vastavende zu geinre geselschaft volleyst von der stede gude“ zu geben¹⁵⁾. Die folgenden mehrfach redigierten Eidbücher bewahren diesen Passus¹⁶⁾, bis er mit dem Sturze der aristokratischen Regierung im Jahre 1396 schwindet. Die einfachste Erklärung dieser Stelle geht übereinstimmend mit dem Zusammenhange

¹²⁾ Vgl. noch unser „Sonnabend“ und wenn Tacitus in seiner Germania sagt: Nox ducere diem videtur. Schrader, Reallexikon der indo-germanischen Altertumskunde 1901 S. 846.

¹³⁾ Grimm, a. a. O.

¹⁴⁾ Caesarii Dialogus Miraculorum, recognovit Josephus Strange 1851. Dist. IV. 86 Bd. I p. 252; dist. X, 53. Bd. II p. 253 f. A. Fahne, Der Carneval mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen 1854 S. 168 Anm. 62 sucht doch zuviel in diesen Stellen. IX, 15 hat zudem mit der Fastnacht nichts zu tun. S. 155 muss es X 53 heissen; doch wird hier nicht aus Köln, sondern aus Confluentia-Koblenz berichtet.

¹⁵⁾ W. Stein, Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert 1893 Bd. I Nr. 6 S. 32 § 22.

¹⁶⁾ Stein, a. a. O. Nr. 28 S. 86 Art. II § 18: so in sal der rat noch zo vastavende nög zo geinre andere geselschaft volleiste geiven von der steide goede. (1372 Febr.); Nr. 38 S. 122 Art. II § 8 (1382 März 3.); Nr. 49 S. 156 § 10 (1395 März 8.).

dahin, dass die Abhaltung von Ratsessen sonderlich zur Fastnacht unterbleiben solle. Bei ihren geringen Einkünften suchten nämlich die Ratspersonen sich für ihre Mühleistungen in möglichst zahlreichen und prunkvollen Essen auf Stadtkosten ein Äquivalent zu schaffen. Deshalb wurden bereits früh die für solche Gelegenheiten bestimmten Festtage und die Maximalhöhe der aufzuwendenden Kosten festgesetzt¹⁷⁾. Der oben bei Caesarius belegte Brauch hat also offenbar in dem emporblühenden Köln Verbreitung gefunden, wenn er sich auch in einer für den Stadtsäckel nicht gerade empfehlenswerten Art äussert.

Noch um zwei Jahrhunderte später versichert der Verfasser der Zimmerischen Chronik, Graf Froben Christof von Zimmern (1519—1567), dass die reichen Bürger zu Köln in der Fastnacht grosse Bankette abhalten¹⁸⁾. Er schildert mit ziemlicher Ausführlichkeit, wie er auf Zureden seines lustigen Gesellen, des Grafen Christof von Gleichen, mitsamt seinem Bruder und ihrem Präzeptor auf die Mummerei gegangen ist. Sie warfen sich in die Maske eines Voglers: grüne Hosen, kurze Röcke, grüne Hüte; der eine trägt einen Habicht auf der Hand, der andere einen Kloben zum Vogelfang, ein dritter eine Ledertasche mit Hühnergarn. Nach Mitternacht¹⁹⁾ ziehen sie „mit stiller musica“ über die Gassen zu dem „reichsten under aller burgerschaft“, einem Herrn Wasserfass²⁰⁾. Hier werden sie mit aller Gastlichkeit aufgenommen und haben Musse, das kostbare Silbergeschirr zu bewundern, das bei den meisten Fürsten nicht in solcher Menge gefunden wird. Nachdem man sich beim Tanze sattsam amüsiert hat, lassen sich Damen und Herren an einer

¹⁷⁾ Vgl. dazu Lau, Entwicklung der kommunalen Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln bis zum Jahre 1396. Bonn 1898 S. 108. v. Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum 1898 S. 92 ff.

¹⁸⁾ Zimmerische Chronik, hsgg. von K. A. Barack 1881, Bd. III S. 160 ff.

¹⁹⁾ Die Bankette beginnen nach ihm überhaupt: gemainlich nach mitternacht umb zwai uren, und wahren schier umb die viere.

²⁰⁾ Ein Gerhard Wasserfass bekleidet in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. mehrfach die Würde eines Bürgermeisters; s. Listen der Ratsämter im Kölner Stadtarchiv.

langen Tafel zum Schmause nieder. Dabei wurde Wildbrett, Federvieh, Konfekt, Obst und sonstige Leckerbissen nicht gespart. Bei gutem Wein und Bier, trefflicher Musik und freundlichem Gespräche bleibt man bis gegen Morgen 4 Uhr zusammen. Nach Mitternacht wird das Fleisch nicht mehr angerührt. Nur Wildbrett scheint man nicht ins Fastengebot einbezogen zu haben; denn Fasanen, gebratenen Rehschlegeln, Hasel- und Feldhühnern sowie den Wildbrettpasteten wird noch wacker zugesprochen. Unser Gewährsmann deutet das dahin: „dieweil nicks warm ward ufgesetzt, war es die fasten nit gebrochen“ und beteuert: „Ich möcht noch alle tag also fasten“. —

Auch auf den Mummenschanz in der Bürgerschaft und auf das öffentlich in den Strassen sich manifestierende Maskentreiben werfen während des 15. Jahrhunderts einige wenige Ratsverordnungen, die mit Strenge dagegen einzuschreiten suchen, ein allerdings nur spärliches Licht²¹⁾. Suchen wir uns aus diesen nicht gar zu ergiebigen Belegstellen ein Bild von dem Faschingsleben zu geben, so pflegte man nicht nur in den Tagen vor der Fastenzeit²²⁾ und sogar am Aschermittwoch, sondern auch in den Fasten selbst²³⁾ meist in

²¹⁾ Stein, Akten II Nr. 94 S. 139 § 5, 6; Nr. 156 S. 266; Nr. 214 S. 355 § 30a; Nr. 249 S. 385.

²²⁾ Weinsberg unterscheidet einen Iutzenfastabend, Donnerstag vor der eigentlichen Fastnacht, groissefastabend, Fastnachtssonntag, und lestfastabend, Fastnachtdienstag. Buch Weinsberg Bd. IV S. 225. Für Fastnachtdienstag wird auch rechte vastnacht überliefert.

²³⁾ Sebastian Brant (Narrenschiff, hsgg. v. Zarneke, S. 112, Vers 55 ff.) wettet auch über diejenigen, die selbst am Aschermittwoch noch ihr unsinniges Treiben fortsetzen. Ja, er bezeugt:

„Das wesen wärt ob vierzehn tagen
Die fast gantz usz, an ettlich enden
Die karwüch dät sie kum abwenden.

Mag man das letztere auch als eine dichterische Hyperbel nehmen, so haben wir daneben doch den Bericht Francks in seinem Weltbuche Tübingen 1534 fol. 131a und b. „Auff disen tag der aescherigen mitwoch leyten sy die fasten ein mit grosser mummerei, halten baneket, und verkleyden sich in ein sunder munier. Etlich klagen und sächen die fassnacht mit fackeln unnd latern bei hellem tag, schreien kläglich wa die Fasnacht hin kummen sey . . . Den nechsten Suntag darnach gibt man der fassnacht urlaub, verbutzt und verhült sich aber, trineken sich voll, spilen und rasslen (toben) zuletst“.

Gruppen zu Fuss und zu Pferd ver mummt einherzuziehen. Verwandte und Bekannte suchten sich gegenseitig zu Hause²⁴⁾ auf oder haschten einander auf der Strasse. Es musste mit Speise und Trank aufgewartet werden, oder man erbat sich eine Geldspende²⁵⁾.

Einen interessanten Einblick in die Art der Mummereien gewährt eine Eintragung in dem Protokollbuche des Rates vom 2. April 1441²⁶⁾. Es erfolgt nämlich die Bestrafung eines Wirtes, Johan van Ghynt, seitens des Rates, weil er mit vier Genossen und einem Frauenzimmer das religiöse Gefühl in der schmachvollsten Weise verletzt hatte. Sie hatten einen Reliquienschrein angefertigt, auf dem sie über einem Kissen sitzend einen Popanz mit Weihwedel und Fahnen durch die Stadt trugen. Solche Verhöhnungen des Kultus scheinen nachmals besonders in der Reformationszeit eingerissen zu sein; denn zu Beginn des 17. Jahrhunderts wird sonderlich das Mummieren in Mönchs- und Beghinenkleidern gerügt²⁷⁾.

Im übrigen zog man mit Trommel und Trompeten über die Strassen; offenbar in Zügen, die von den Zunftgenossen inszeniert wurden²⁸⁾. Auf den Zunft- und Gaffelstuben selbst aber amüsierte man sich bei Tänzen, Bällen und Gelagen²⁹⁾. Die Augen bedeckte man mit einer Maske (flabis)³⁰⁾.

Zur allgemeinen Belustigung wird auch einmal ein

²⁴⁾ Vgl. hierzu auch: Buch Weinsberg Bd. II S. 143.

²⁵⁾ Es wird hierfür durchweg der Ausdruck „croyngelt“ belegt. Ob ihm eine tiefere Bedeutung beizumessen ist, habe ich bisher nicht feststellen können.

²⁶⁾ Stein a. a. O., Nr. 179, S. 295.

²⁷⁾ Ratsedikte Bd. 17 fol. 169 (1601 Febr. 9.) und dasselbe wiederholt *ibid.* fol. 170 (1603 Febr. 14.).

²⁸⁾ Buch Weinsberg Bd. IV. S. 10 und 185. Ratsedikte Bd. 17 fol. 171 (1609 Febr. 9.) wird Trummenschlag und Trummetenblasen Abends und bei Nachtzeiten in Privat-, Bürgers- oder offenen Wirtshäusern verboten. 1638 Jan. 29. wird den Junggesellen vom Lohamte die erbetene Vergünstigung abgeschlagen, Fastnacht mit der Trommel umzugehen. Rpr. Bd. 85 fol. 39 b.

²⁹⁾ Stein a. a. O. Nr. 156 S. 266, Nr. 125 S. 214. Buch Weinsberg a. a. O.

³⁰⁾ Zimmerische Chronik a. a. O. S. 161; Buch Weinsberg Bd. II, 143.

Schwein auf dem Altenmarkte in ein Gehege eingeschlossen, dazu fünf Blinde in voller Rüstung, einen tüchtigen Knüttel in der Faust, die das Tier erschlagen sollten. Das gab natürlich Anlass zu den possierlichsten Zwischenfällen³¹⁾. Ein solches, nicht gerade humanes Schauspiel, hatte nach Hermann Corners Chronik die jeunesse dorée in Lübeck schon ein Jahrhundert früher einmal zur Fastnacht inszeniert³²⁾.

Das Vermummen zur Fastnacht zeigt am deutlichsten ein Verschmelzen von heidnischen Frühlingsgebräuchen mit dem christlichen Kultus. Dieses Verstecken seiner Person in fremder Maske war bei den Römern an den Saturnalien und Luperkalien, bei den Germanen besonders an den Zwölf- oder Rauh Nächten, die dem Julfeste vorausgingen, im Schwange³³⁾. Man deutet es daher, dass man zu Beginn des Frühlings ein grosses Reinigungsfest abhielt, an dem man die bösen Geister, besonders den Winter, die todbringende Jahreszeit, austrieb, weshalb noch heute in manchen Gegenden eine symbolische Figur zur Fastnacht vor den Ort geschafft, verbrannt, ins Wasser geworfen oder in die Nachbargemarkung überführt wird. Um sich vor den Dämonen unkenntlich zu machen und mit der unheimlichen Gesellschaft besser auszukommen, steckte man sich in möglichst grausige Larven³⁴⁾. Nun ist auch der ursprüngliche Zweck des Fastens nur der, den Geistern, die den Menschen auflauern, an und durch Speise und Trank keinen Eintritt in das Innere des menschlichen Leibes zu gewähren³⁵⁾. Die altheidnische Frühlings- sitte heftete sich also eigentlich recht zwanglos an die grosse Fastenzeit, die die Ostern, das Frühlingsfest der christlichen Kirche, einzuleiten pflegen. —

Gemäss den Aufzeichnungen des Kölner Ratsherrn Hermann von Weinsberg, die einen guten Teil des 16. Jahr-

³¹⁾ Kölhoffsche Chronik in Städtechroniken Bd. XIV. S. 905 (1498 Febr. 24.) Turniere waren besonders in den oberdeutschen Städten eine beliebte Fastnachtslustbarkeit, vgl. Zarneke, Brants Narrenschiff S. 466.

³²⁾ Al. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrh. S. 409.

³³⁾ Du Ménil, Histoire de la Comédie ancienne, Paris 1864, I. S. 75 ff.

³⁴⁾ Michels, Fastnachtsspiele S. 98.

³⁵⁾ Schrader, Reallexikon S. 235.

hundreds behandeln, verbindet sich noch ein anderer alter Frühlingsbrauch, das Anrufen der „Lehen“, in Köln mit der Fastnacht. Nach einer besonders am Rhein, in den Niederlanden und in Hessen verbreiteten Sitte werden in der ersten Mainacht, der Walpurgisnacht, die heiratsfähigen Mädchen an den Meistbietenden versteigert; jeder Bursch erhält seine Braut für das kommende Jahr zugesprochen³⁶⁾ Ein Gleiches geschah nach Weinsbergs Bericht in Köln auf Fastnachtdienstag und wurde durch Pochen an die Stubentür kundgemacht³⁷⁾. Mittfasten — Lätare oder Rosentag — pflegen die Jungfrauen ihren zuerkannten „Lenchen“ schön verzierte Bretzeln³⁸⁾ zu senden, wohingegen die Burschen ihren Erkorenen am 1. Mai den „Meikneil drank“ — die Maiweibowle — in silbernen Kannen spenden. Man ladet sich dann gegenseitig zu Gast und hält fröhliche Gesellschaft³⁹⁾. Ein Nachklang an diese Sitte mag sich noch in dem alten Fastnachtsliede bewahrt haben:

„Fastelovend kütt eran
Spille mer op der Büsse,
Alle Mädcher krigen 'ne Mann
Ich un och mi Söster⁴⁰⁾.“ —

Ohne Zweifel deutet hierauf auch ein zweites von Ernst

³⁶⁾ Grimm, Mythologie II, 657 Anm. Simrock, Mythologie S. 586.

³⁷⁾ Buch Weinsberg Bd. IV, S. 185, 253.

³⁸⁾ „In der Pfalz und umliegenden Gegenden gehen am Sonntag Lätare, welchen man den Sommertag nennt, die Kinder auf den Gassen umher mit hölzernen Stäben, an welchen eine mit Bändern geschmückte Bretzel hängt, und singen den Sommer an . . .“ vgl. „Des Knaben Wunderhorn“ neu hsgg. v. Friedr. Bremer, Leipzig, S. 798. Zu vergleichen ist auch die Mitteilung bei Sebastian Franck, Weltbuch fol. 131 b: Zu mitterfasten ist der rösen Suntag An diesem tag hat man an ettlichen orten ein spil, das die buben an langen rätten bretzlen herumb tragen in der stat, und zwen angethone mann, einer in Syngruen oder Epheu, der heisst der Summer. Der ander mit gemuess angelegt, der heisst der Winter, dise streitten mit einander, da ligt der Summer ob und erschlecht den Winter, darnach gehet man darauff zum wein.

³⁹⁾ *ibid.* S. 163. Obiges erinnert an den Minnetrunk bei Simrock S. 379.

⁴⁰⁾ Auf dieser Grundlage würde der Spruch eine zwanglosere Erklärung finden als bei Simrock a. a. O. S. 372.

Weyden mitgeteiltes Liedchen⁴¹⁾, das in seiner Jugend zugleich mit dem vorhergehenden die kleinen Mädchen sangen, wenn sie auf Weiberfastnacht in grösserer oder kleinerer Gesellschaft durch die Strassen zogen:

„Aenne, Susaenne,
Wat haess do en dingem Kaenne,
Rude Wing of wisse Wing?
Morge salls do Bruck sinn.“

Man wird Köln wegen seines Karnevals unter den mittelalterlichen Städten keine allzu hervorragende Stelle einräumen dürfen. Dafür sind die Belege und Anklänge doch zu selten. Jedenfalls ist der Fasching in den süddeutschen Städten, besonders in Nürnberg, viel bedeutender. Es wirken hier unmittelbar die pomphaften Veranstaltungen Italiens ein, das Aufzüge, bestehend aus grossen Prunkwagen und Maskengruppen, schon früh aufweist⁴²⁾ Ein Wiederklang einer solchen allgemeinen, grössern Maskenfeier dürfte sich in dem seit 1449 offiziell inszenierten Schembartlaufen Nürnbergs finden. Es gestaltet sich zu einem grösseren Festzuge, den ein kunstvoll erbaunter Wagen, die sog. Hölle, beschloss. Dieser Wagen stellte eine die städtischen Ereignisse des Jahres persiflierende Begebenheit dar mit lebenden oder ausgestopften Figuren. In den Masken sind Anklänge an die italienischen Aufzüge unverkennbar⁴³⁾

III. Übergang zur Neuzeit.

Mit dem Beginn der Reformation schwindet ein gut Teil der Feste, die für den poetischen, farbenfrohen Sinn des mittelalterlichen Menschen ein unentbehrliches Ingredienz im sonst so eintönigen Leben bildeten. Der Humanismus schuf einen weltlichen Gelehrtenstand, der sich immer mehr zum Träger der höheren Kultur ausbildet. Und diese Gelehrtenkultur verdrängt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Bunde mit der von Westen übernommenen höfischen Kultur allmählich

⁴¹⁾ Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren. 1862, S. 116.

⁴²⁾ Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 1878, Bd. II, S. 156 ff.

⁴³⁾ Vgl. Michels, Fastnachtsspiele S. 99 ff. Schultz, Deutsches Leben S. 411 f.

das Volkstum.⁴⁴⁾ Vornehmlich aber beginnt jetzt für den Karneval eine kritische Zeit. Mit puritanischer Strenge gehen die Reformatoren gegen ihn vor⁴⁵⁾, wohl nicht mit Unrecht; denn er hatte in jenem dritten, naturalistischen Zeitalter große Auswüchse gezeigt.⁴⁶⁾ Ausserdem hatte auch ein Feiern der Fastnacht im Ritus der protestantischen Kirche jeden Halt und Sinn verloren. In protestantischen Gegenden, und damit in dem weitaus grösseren Teile Deutschlands, schwindet der Karneval fast ganz.

In Köln aber überlebte der Mummenschaus die Ungrust der Zeit. Und das ist, abgesehen davon, dass Köln eine durchaus katholische Stadt blieb, nicht wunderbar; denn kaum zwei Jahrzehnte vor der Reformation beginnen die grossen Entdeckungen die heilige Handelsstrasse zu erschüttern, die von Italien über Nürnberg nach Köln weist und hier westlich und nordöstlich ausstrahlt. Köln ist matt gesetzt. Sein treues Festhalten an Rom war auch nicht geeignet, seine Stellung zu heben. Immer mehr gerät es abseits der grossen Strasse, wo die Hauptschlagader des Lebens pulsiert. Und so beginnt hier eine Stagnation des öffentlichen sowohl wie des Volkslebens.

Ab und zu geben denn auch die zur Fastnachtszeit ausgehenden Verordnungen des Rates gegen das Maskentreiben den Beweis, dass man nur ungern von einer Feier der Fastnacht absah. Solche Mandate kehren besonders in den Kriegen wieder, die die Kabinettpolitik Ludwigs XIV. entfachte, und von denen der Niederrhein schwer heimgesucht wurde⁴⁷⁾; denn abgesehen davon, dass solche traurigen Zeitläufte der tollen Lust abhold waren, musste der Rat befürchten, herumziehendes Gesindel werde die Maskenfreiheit zu Ausschreitungen und Anschlägen missbrauchen.

⁴⁴⁾ Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. 1904. S. 503, 525 ff.

⁴⁵⁾ Plogel, Geschichte des Grotesk-Komischen. 1887. S. 275 ff.

⁴⁶⁾ Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. Bd. VIII, 1894, S. 270 f.

⁴⁷⁾ Ratsedikte, 17, 175 (1681 Jan. 29); 17, 176 (1683 Febr. 9); 17, 177 (1686 Febr. 21); 27, 74 b (1691 Febr. 23.); 15, 4 b (1696 Juni 1.); 27, 175 b (1697 Febr. 15.); 27, 215 b (1699 Febr. 23.). Rpr. Bd. 147, 54 (1700 Febr. 19.); 150, 41 b (1703 Febr. 16. Nur den Kindern gestattet); 153, 96 b (1706 Febr. 8.); 154, 64 b (1707 März 4.); 155, 59 a (1708 Febr. 15.); 108, 59 a (1791 Febr. 21.).

In seiner Sitzung vom 4. März 1707 beschäftigt sich der Rat auch einmal mit den Masken (flabessen), die in den „Winkelfensteren“ zum Verkauf ausgestellt werden und gar zu abscheulich sind. Die beiden Polizeimeister der Stadt, die Gewaltrichter, werden beauftragt, die Verkäufer zu ermahnen, dass sie „dergleichen gesichter einstiffelen“, widrigenfalls soll man die Masken konfiszieren⁴⁸⁾. Im Jahre 1709 haben einige Pfarrgenossen aus St. Kunibert auf Aschermittwoch⁴⁹⁾ verummumt um die St. Lupuskirche und zwar „bey wehrendem Gottesdienst mit spiell undt gethön getantz“ und sonstigen Unfug getrieben. Darnach sind sie auf der Maximinenstrasse in dem Brauhause „Zur Kaulen“ eingekehrt und haben dort den Tag „mit fressen undt sauffen nicht ohne jedermans scandal undt ärgernus“ zugebracht. Diese Angelegenheit bereitet einem hochwohlweisen Rate in seiner Sitzung vom 14. Februar 1709 nicht wenig Kopfzerbrechen⁵⁰⁾.

Es sind also immerhin Beweise genug vorhanden, dass der Kölner in friedlichen Zeiten der guten alten Sitte des Mummenschanzes weiter gehuldigt hat.

IV. Die französische Zeit.

Als am 6. Oktober 1794 der französische General Championnet in die stark heruntergekommene Stadt einrückt, findet er noch so manchen Anklang an verschwundene, bessere Zeiten. Auch Held „Bellejeck“, der Pritschmeister der Bauerbänke, durchzieht wie vor alters auf Weiberfastnacht, seine Sprüchchen hersagend, die verödeten Strassen und kündigt das beginnende festliche Treiben an⁵¹⁾. Aber die

⁴⁸⁾ Rpr. Bd. 154 fol. 64 b.

⁴⁹⁾ Dass gemeinlich am Aschermittwoch noch den Fastnachtslustbarkeiten gehuldigt wurde, haben wir bereits im Mittelalter belegt.

⁵⁰⁾ Rpr. Bd. 156 fol. 45 b.

⁵¹⁾ Ich entnehme diese Figur den der französischen Zeit am nächsten liegenden Abhandlungen über den Carneval: Kölns Carneval im Jahre 1829. Köln 1829 S. 13 f.; Fahne, Der Carneval 1854 S. 167; Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren, 1862 S. 115, bemerke aber, dass mir in den Akten weder seine Person, noch das oft wiederholte „il est permis au citoyen Bellenjeck de faire son tour“ aufgestossen ist.

neuen Herren waren aufgeklärte Leute, und der Platzkommandant citoyen Daurier legt dem armen Gesellen und seiner Gefolgschaft bald das Handwerk. Am 12. Februar 1795 befiehlt ein aus seiner Kanzlei hervorgehendes Dekret⁵²⁾ dem Kölner Magistrat, gegen den Karneval einzuschreiten, mit der Begründung, dass die Übelgesinnten „ne manqueraient sûrement pas de profiter de ce que vous appellés ici le Carnaval, pour amener quelques désordres, dont la horde aristocratique saurait tirer un avantage quelconque“. Es soll daher verboten sein „de courir les rues soit individuellement, soit collectivement, étant masqués ou déguisés de manière quelconque“. Zur Abhaltung eines Balles ist besondere Erlaubnis vom Platzkommandanten einzuholen. Diese wird nur dann erteilt, wenn der städtische Magistrat und Aufsichtsrat ihr Gutachten dahin abgeben, dass die gute Führung derer, die eine solche Belustigung vorschlagen, für ihre Handlungen bürge.

Ein halbes Jahrzehnt haben die Kölner ohne den Karneval leben müssen. Erst am 10. Februar 1801 wird die Feier desselben wieder freigegeben⁵³⁾. Doch sind alle, die eine Maske tragen, gehalten, auf dem Wohltätigkeitsbureau in dem ehemaligen Minoritenkloster eine Karte für 30 Centimes zu lösen. Der Erlös wird zum Besten der Armen und Dürftigen

Seine Person entspricht den aus den spätmittelalterlichen Spielleuten, Wappendichtern und Ehrenholde hervorgegangenen Reimsprechern. Diese unterhielten und belustigten bei städtischen oder höfischen Festen die Menge mit witzigen Sprüchen und besangen die Feierlichkeit selbst sowie deren vornehmste Teilnehmer. Den Namen führten sie von der Pritsche, dem Lotterholze, durch dessen klatschenden Schlag sie die Aufmerksamkeit der Hörer auf sich zu lenken suchten. Die obigen Darstellungen stimmen bei seiner Beschreibung darin überein, dass er in der einen Hand die Pritsche, in der andern eine Zitrone (einen Apfel bei Weyden) trug und, von einigen Geigern begleitet, durch die Strassen schwärmte, vor den Häusern der reicheren Bürger seine Spruchreime hersagte und dann ein Trinkgeld erhielt.

⁵²⁾ Ratsedikte Bd. 17 fol. 178.

⁵³⁾ Französische Abteilung Kapsel 30 D 1 fol. 11: Konzept des betreffenden Ediktes. Das publizierte Edikt ist im Stadtarchiv nicht vorhanden. Ein solches, das den Karneval gestattet, liegt erst vom 7. Februar 1804 vor. Ratsedikte Bd. 17 fol. 180. Auf dieses bezieht sich Weyden, a. a. O. S. 115, wenn er fälschlich die Erlaubnis zur Feier der Fastnacht ins Jahr XII der Republik setzt.

verwandt. Im ersten Jahre nahmen 1273 Personen Erlaubnis-karten⁵⁴⁾. Es wird in den Akten mehrfach darauf hingewiesen, dass die Polizeibeamten das Vorzeigen dieser Karten besonders auf den Maskenbällen verlangen sollen⁵⁵⁾. Es ist verboten, eine Waffe zu tragen⁵⁶⁾. Die Verkleidung soll anständig sein und nicht auf den Kult oder die Zivil- und Militärbehörden Bezug haben⁵⁷⁾.

Im Jahre 1805 März 21. wird eine Beleuchtung der Strassen in den drei Nächten des Karnevals angeordnet. Deshalb ist es dem einzelnen erlaubt, „de passer sans feu pendant les nuits du Carnaval“⁵⁸⁾; denn auch darin steckte Köln noch in den Schuhen des Mittelalters^{58a)}, dass ihm eine Beleuchtung der Strassen gänzlich fremd war. Ging man abends aus, so war man gezwungen, einen der „Leuchtmänner“ zu dinge, die mit lodernden, qualmenden Pechfackeln an den Strassenecken lungerten und mit lautem Geschrei den Vorübergehenden ihre Dienste anboten⁵⁹⁾.

Das Edikt vom 10. Februar 1801 gestattete anfänglich den Masken nur bis 6 Uhr abends sich auf den Strassen zu zeigen. Indes auf die an den General Vernier gerichtete Bitte des Bürgermeisters von Wittgenstein „de faire sonner la cloche de la retraite bourgeoise une heure plus tard qu'à l'ordinaire⁶⁰⁾“, ergeht am 22. Pluviôse an XII (1804) die Genehmigung „de ne faire sonner . . . qu'à onze heures⁶¹⁾“.

⁵⁴⁾ Beobachter Nr. 608.

⁵⁵⁾ Franz. Abt. a. a. O. fol. 57, 60 und noch mehrfach dort.

⁵⁶⁾ *ibid.* fol. 16, bitten zwei Bürger um die Erlaubnis „en représentant un rôle propre à amuser honnêtement le public de porter quelques armes, qui leur sont indispensables pour faire bien réüssier leur représentation“. Das Gesuch wird abgeschlagen.

⁵⁷⁾ *ibid.* fol. 47 a. b. beschäftigen sich mit einer Gesellschaft junger Leute, die vorhatten, eine Maskerade zu veranstalten und die „Administration des Droits réunis“ ins Lächerliche zu ziehen.

⁵⁸⁾ *ibid.* fol. 28.

^{58a)} Vgl. Kemp, Die Wohlfahrtspflege des Kölner Rates in dem Jahrhundert nach der grossen Zunftrevolution 1904 S. 53 f.

⁵⁹⁾ Weyden, a. a. O. S. 131.

⁶⁰⁾ Franz. Abt. a. a. O. fol. 23.

⁶¹⁾ *ibid.* fol. 24.

In den folgenden Jahren fällt während der drei Karnevalstage das Läuten der Bürgerglocke überhaupt weg⁶²⁾.

Napoleon, der allmächtige Konsul der Franzosen, rüstete sich eben damals, die Kaiserwürde in seiner Person zu vereinigen. Am 18. Mai 1804 wird er durch einen Senatsbeschluss zur Befestigung des Staates und zur Sicherheit seiner eigenen Person zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärt und durch Volksabstimmung sanktioniert. Man weiss, dass Bonaparte, wie er seine Völker in den Tod zu schicken, sie auch zu amüsieren verstand. —

Weyden berichtet, dass in der französischen und nachfranzösischen Zeit grössere Masken-Gesellschaften, die sog. Bände, auf den Strassen und in den Häusern die im Laufe des Jahres vorgekommenen Stadtlächerlichkeiten in dramatischen Vorstellungen geisselten.⁶³⁾ Andere Quellen bestätigen dies.⁶⁴⁾ Vor allem aber führen uns lebendig in das Treiben dieser einzelnen Maskengruppen die Mitteilungen ein, die damals jeweils um Karneval in der rheinischen Zeitung „Der Beobachter“ erschienen. Sie wurde herausgegeben von Gottlieb Theodor von Faber, Professor der französischen Sprache und Literatur an der Zentralschule in Köln, nachmals russischer Staatsrat.

Zum Jahre 1802 schreibt der Beobachter⁶⁵⁾: „Von Gesellschaften zeichneten sich eine Bergknappenpartie durch Kleidung und Musik, ein Doktor mit seinem Gefolge durch ein niedliches Gedicht und artigen Gesang, mehrere Papagenas durch ihre Kostüme aus. Die Gassenkehrerinnen mit ihrem Anführer, und die Friseurs, die es an Puder nicht fehlen lassen, blieben nicht unbemerkt.“ Zum Jahre 1804⁶⁶⁾: „Unter den Charakter-Masken zeichneten sich mehrere Gesellschaften durch sinnreiche Erfindung und durch lehrreiche Deutung aus. Eine derselben stellte eine untere Volksschule dar, wie sie

⁶²⁾ *ibid.* fol. 29 ff.

⁶³⁾ Weyden, a. a. O. S. 117.

⁶⁴⁾ Kölns Karneval im Jahre 1829 S. 13. Kölns Karneval, wie er war, ist und sein wird. Vom Magister loci [d. i. Edmund Stoll], S. 57.

⁶⁵⁾ Nr. 608.

⁶⁶⁾ Nr. 963, S. 293 f.

leider fast noch alle beschaffen sind, und sehr treffend wurden hier die Missbräuche der ersten Erziehung gerügt. Es versteht sich, dass die Schüler, die hier die Bänke vor dem bewaffneten Schul-Monarchen auf der Strasse aufschlugen, Leute von merklich hohem Wuchs waren. Eine andere Gesellschaft stellte die Advokaten der alten und der neuen Zeit vor, und ihrem Zuge folgte der Esel in natura, über dessen Schatten einst ganz Abdera in Bewegung gesetzt ward. Ein reichhaltiger Stoff, der sehr artig behandelt war! Eine andere Gesellschaft bestand aus Politikern, welche sich um die Welt-Angelegenheiten zankten und Herr Status quo mit seinen tausend Unterschriften, wie im bekannten Stücke, machte seine Rolle vortrefflich. Ausser diesen Gesellschaften sah man eine, die ein Vogelschiessen vorstellte, eine andere führte den Zug aus Schinderhannes Leben und Thaten vor, wo er zu seiner Belustigung einen Haufen furchtsamer Hebräer die Stiefel ausziehen lässt.“ Und zum Jahre 1805⁶⁷⁾: „Recht sinnreich war der Gedanke durch einen vorgetragenen Spiegel, dessen Decke vor jedem Vorübergehenden verschwand, das Porträt der Narren darzustellen. Wer hat hineingesehen, und sich nicht über die treffende Wahrheit des Gedankens gefreut? Schade, dass das Wetter die Gesellschaft hinderte, ihre Spässe im Freyen zu machen, und dass in den Häusern, wo sie geschehen mussten, nur wenige Zuschauer seyn konnten. Alles ist mit vieler Lebendigkeit und mit gänzlichem Ineingreifen dargestellt worden. Die auftretenden Charakter waren ein Redner, ein Philosoph, ein Dichter, ein Verleger in ihren Mode-Extremen und neuen oder alten Sünden. Viel Treffliches ist trefflich gesagt und durch Handlung versinnlicht worden. . . . Wir erwähnen nur die ausgesuchte Musik dieser Gesellschaft. Einige Astrologen mit einem ungeheuren Tubus sagten sehr artig Glück und Unglück vorher. Eine Gesellschaft hinkender Bothen rügte launig die Calendermacherey. Eine Gesellschaft Friseurs züchtigte einen herbeygelaufenen Bessermacher. Fassbinder übten ihr Handwerk, pumpften Wein mit dem Heber und theilten aus. Waffelbäcker, reinlich gekleidet und mit reinlichen Instrumenten versehen, bucken

⁶⁷⁾ Beobachter Nr. 1151, S. 1044 ff.

in einem Hui, in den Häusern, in die sie traten, Waffeln, die die Umstehenden recht schmackhaft fanden. Ein Automate, in Erinnerung eines kürzlich dagewesenen, liess Prophezeiungen aus seinem Mundtrichter ergehen. Musik und Gesang begleitete alle Darstellungen.“

Die Mitteilungen zum folgenden Jahre 1806 (20. Febr.)⁶⁸⁾ sind um so interessanter, weil der Text der Aufführung im Schauspielhause, von der dort gesprochen wird, uns erhalten ist und Joh. Heinr. De Noël zum Verfasser hat. Der Beobachter schreibt: „Der grosse Ball im Kuhberge am Faschings-Sonntage war dieses Jahr nicht so ergiebig an auffallenden, bemerkenswerten Masken. Einige haben besonders die Aufmerksamkeit des Publikums erregt; so z. B. eine Schauspielergesellschaft und ein mit seinen Postillonon reisender Posthalter. Beyde waren von Musik begleitet und ergötzten durch einen überaus angenehmen Gesang. Die letztern hatten ihre Maskeraden mehr für die Häuser, die erstern mehr für Strassen berechnet. . . Das Hauptvergnügen war für den Dienstag vorbehalten; denn an diesem erschienen eine weit grössere Anzahl Masken, ohne dass man jedoch neue grosse Maskenzüge bemerkte. Aller Neugierde blieb für den Nachtsball gespannt, der im Schauspielhause gegeben wurde. . . . Auf dem Balle selbst erschienen die Masken einiger alten Kölner mit der Maske eines jüngern Kunstliebhabers und hielten über die Verzierungen im Schauspielhause, deren Sinn den Profanen dunkel bleiben könnte, eine äusserst witzige, gereimte und ziemlich grosse Rede. Auch wurde sie umgetheilt. Schade nur, dass sie so wenig ins Publikum kam.“⁶⁹⁾

⁶⁸⁾ Beobachter Nr. 1327, S. 1760.

⁶⁹⁾ Es ist das, wie bereits oben mitgeteilt, die De Noël'sche Fastnachtsfarze: „Ein nagelneues Büchellein, worinnen ausdrücklich beschrieben seyn alle Bildchen und Figuren, Thiere, Kännchen und Posituren, als welche im Komödien-Haus angebracht und mit Couleuren auf die Wand gemacht, die sonsten niemals dagewesen, — gar amüsierlich zu lesen. Sehr hochgelehrt und sittlich und fein gebracht in folgende Reimelein; vom Herrn Auctore bey seinem Leben in schönem Drucke herausgegeben, im Jahre, wo man nach dem vorigen Tex zuerst wieder schrieb 18 hundert und 6.“ Schreinermeister Wammes und Konfrater Bretzel suchen in recht drolliger Auseinandersetzung die antiken Malereien und

Offenbar haben wir in den Maskengesellschaften, die auf der Strasse und in den Häusern ihre zum Teil improvisierten, zum Teil vorbereiteten Possen vortrugen, einen letzten Überrest, der im 15. und 16. Jahrhundert besonders in Süddeutschland weitverbreiteten derb-satirischen Fastnachtsspielen. Über das 17. Jahrhundert hinaus verliert sich ihre Spur. Das Lustspiel, dessen Entwicklung sich ohne Zweifel an sie anlehnt, hat sie aus einer breiteren Öffentlichkeit verdrängt⁷⁰⁾.

Texte solcher kölnischen Fastnachtsspielen haben sich nur wenige, und diese erst aus späterer Zeit, erhalten^{70a)}. Weyden teilt den Namen eines Mannes mit, der sich in dieser Gattung der Poesie besonders hervortat. Er hiess Hoffmann

Sculpturen am neuen Schauspielhause in der Schmier-(Komödien-)strasse zu erklären. Ihre Auslegungen berichtigt mit überlegener Weisheit der Lizentiat Stüsskant.

⁷⁰⁾ Interessant ist, dass sie sich in dem stillen und dem Verkehr entlegenen Gebirgsstädtchen Malmedy bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Vgl. Rehm, Malmedy und das Tal der Warche, S. 34 f.

^{70a)} W. Walter, Der Carneval in Köln. Köln 1873; teilt S. 12 mehrere Titel solcher Possen mit: „Die Volksschule“, „Die Advokaten der alten und neuen Zeit“, „Herr Statusquo“, „Die Bettler“, „Die Modenarrinnen“, „Le génie français“, „Die moderne Erziehung“, „Dialogus latino (sic!) comicus“, „Die Poststation oder der Aufenthalt im Gasthofs“, „Der Bannerrath“, „Die Schlacht und der Sieg bei Worringen“. Bei dem problematischen Charakter des Werkchens wage ich nicht zu entscheiden, ob diesen Angaben — sie decken sich ja zum Teil mit dem im Beobachter Mitgeteilten — irgend welches Gewicht beizulegen ist. Die Kölner Stadtbibliothek bewahrt aus der Zeit vor 1820 nur folgende Fastnachtsspiele: Ein nagelneues Büchellein usw. von De Noël; und von demselben Verfasser: „Jocosa descriptio, das ist: Beschreibung gar lustig und froh von dem, was sich Neues in unseren Tagen merk-, schreib-, sodann druckenswert zu hat getragen; als nemblich: was sich in der hiesigen Stadt Colonia (Cöllen) ereignet hat“ erschienen 1808. Ferner „Dialogus satiro-comicus, oder satirisch-komisches Gespräch zwischen vier Gevaterleuten über den jetzigen Ton. In kölnischem Dialekt. Eine Farze für die Fastnacht vom Jahre 1810.“ „Der verlorene Sohn. Schwank in kölnischem Dialekte (Manuskript). Aufgeführt Karneval 1811 in der „Olympischen Gesellschaft“. „Wie holt ihn der Teufel? Fastnachtsspiel im Jahre 1814. Zum Besten der kölnischen Freiwilligen.“ „Die Poststation oder der Aufenthalt im Gasthause, Eine kölnische Fastnachtsspielle in 1 Akt. 1818.“

und war stadtkölnischer Beamter⁷¹⁾. Ein Weiteres ist von ihm nicht bekannt. Jedenfalls aber werden die Mitglieder des damals in Köln blühenden literarischen Zirkels, der „Olympischen Gesellschaft“, — von De Noël haben wir es bereits belegen können — hier weitgreifenden Einfluss geltend gemacht haben⁷²⁾.

Geben wir ein allgemeines Bild des Fastnachtstreibens in dieser Zeit⁷³⁾, so eröffneten Sonntags die Kinder den Mummenschanz, der seinen Höhepunkt Montags erreichte, wo die Erwachsenen zu Fuss, zu Pferde und zu Wagen, einzeln oder in Gesellschaft unter Musik und Gesang die Stadt durchzogen. Das Hauptleben entwickelte sich auf der Hochstrasse und von dort zum Altenmarkte hin. Dann herrschte in den Häusern die weitgehendste Gastlichkeit; man besuchte sich gegenseitig und wurde, bei der besonders für die Fastnacht reichlich bestellten Küche, aufs beste bewirtet.

Daneben spielte sich ein gut Teil der Fastnacht auf den Redouten ab, Maskenbällen, die auch jetzt noch wie im Mittelalter lange vor der eigentlichen Fastnacht in den grösseren Gesellschaftssälen Kölns in Szene gingen. Als die hervorragendsten Bälle werden der im Kuhberge, im Cremerschen Saale, im Steinischen Garten, bei Monheim, bei Ehl auf dem Domhofe und derjenige im Schauspielhause genannt. Zum Kehraus fuhr man Aschermittwoch nachmittags zum Türmchen⁷⁴⁾, wo sich alter Sitte gemäss die ganze elegante Welt beim Kaffee versammelte. „Und die holden Kinder, die bisher die Tanzsäle umschlossen, brachten der Natur und dem nicht mehr fernen Frühling das erste Opfer ihrer Verehrung dar.“⁷⁵⁾

Eine bemerkenswerte Episode aus der Fastnacht des Jahres 1812 hat Weyden in seinen Aufzeichnungen bewahrt, Damals begleiteten die in Köln lagernden und für den Feldzug

⁷¹⁾ Weyden, a. a. O. S. 117.

⁷²⁾ Vgl. Hubert Ennen, Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Würzburg. 1880.

⁷³⁾ Vgl. dazu Weyden, a. a. O. S. 116 ff. und vor allem die einzelnen Berichte des „Beobachters“.

⁷⁴⁾ Ein Vergnügungshaus im Norden der Stadt.

⁷⁵⁾ Beobachter Nr. 1327 S. 1760.

nach Russland bestimmten französischen Reiterregimenten den Zug, der die Fastnacht begrub, in voller Rüstung, am blitzenden Helme den wallenden Trauerflor⁷⁶⁾. Wir bezweifeln, dass die Sitte, die Fastnacht zu begraben, in Köln heimisch war; es müsste denn sein, dass sie von den Bauerbänken ausging. Sonstige Belege oder nur Andeutungen finden sich nicht. Dieser Brauch ist vorwiegend bei den Slaven, Romanen und stellenweise in Süddeutschland verbreitet⁷⁷⁾. Es wird sein, dass die Franzosen, die in damaliger Zeit überhaupt die Fastnacht besonders in den protestantischen Teilen Deutschlands wieder belebt haben⁷⁸⁾, diesen Heimatsbrauch aus eigener Initiative inszenierten.

V. Der moderne Kölner Karneval. Seine Entstehung.

Die Geburt des modernen Kölner Karnevals setzt man ins Jahr 1823. Wie so manches Eigenartige in unserm Volksleben geht auch er aus der romantischen Strömung hervor. Es ist jedenfalls eine seltsame Erscheinung zu sehen, wie damals ein Kreis geistvoller und hochstehender Männer — Laien und Kleriker — mit einer heute nur schwer verständlichen Begeisterung an der Organisation des Fastnachtslebens arbeiten. Und eben nur aus jener wunderbar erregten Zeit ist sie zu verstehen. In der jugendfrischen, ritterlichen Zeit der Freiheitskriege reifte die junge Romantik aus, die in Deutschlands schmachvollster Zeit das Auge des bedrückten Volkes auf die vergangenen glorreichen Tage des hl. römischen Reiches deutscher Nation gewandt hatte. Die Romantik brachte wieder Achtung und Liebe zu dem Denken und Fühlen des Volkes; sie erweckte seine Lieder, Märchen und Sagen zu neuem Leben. Als die Diplomatie die neue Karte von Europa entworfen hatte, gährte im Volke das unbewusste Streben nach seinen Idealen weiter. Die junge Generation hatte mit die Hände geregt zum grossen Werke der Freiheit, den Glauben und die Hoffnung an die Erstehung der alten Kaiserlichen

⁷⁶⁾ Weyden a. a. O. S. 118.

⁷⁷⁾ Grimm, Deutsche Mythologie. Bd. II S. 637 ff.

⁷⁸⁾ Keil, Geschichte des Jenaischen Studententums. Leipzig 1858. S. 304 ff.

Herrlichkeit in der Brust. Und nun sollte sie sich wieder unter den ganzen flachen Ernst des Lebens beugen. Der Blick blieb rückwärts gewandt, und der Geist ist so unendlich überspannt.

Die zwanziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts waren wie im allgemeinen, so auch für Köln eine geistig regsame und bedeutende Zeit. Es fehlt uns leider zu genauer Beurteilung bei der allgemeinen Dürre der lokalgeschichtlichen Forschung vornehmlich auf litterarischem Gebiete eine eingehendere, belangreiche Untersuchung. Aber wir treffen doch Namen in der damaligen geistigen Welt Kölns, die unbedingt eine Würdigung verdienen. Da ist vor allem der Domkaplan und Religionslehrer Wilhelm Smets⁷⁹⁾, der Sohn der hochberühmten Schauspielerin Sophie Schröder am Wiener Burgtheater. Ein zweiter Zacharias Werner, wenn es auch weniger dunkle Seiten in seinem Leben gibt, wurde er nach bewegten Tagen im Jahre 1822 in Köln zum Priester geweiht. Neben ihm steht sein Freund Christian Samuel Schier.⁸⁰⁾ Beide sind nicht unbedeutende poetische Talente, beide echt romantische Gestalten. Sie haben begeistert in den Freiheitskriegen mitgefochten. Smets trotz seiner schwächlichen Konstitution. Schier ward dann Mitbegründer der Burschenschaft in Jena; sein unerschrockenes Hervortreten beim Wartburgfeste zwang ihn zur Flucht nach New-York. 1820 kehrte er zurück und nahm seinen Wohnsitz in Köln. Hier starb er bereits 1824.

Zu beiden gesellte sich De Noël, der letzte Jünger der Olympischen Gesellschaft, jenes schöngeistigen Klubs, der in der Franzosenzeit ein bescheidenes Dasein fristete. De Noël besass eine starke romantisch-ironisierende Ader. Sein Gebiet war von Haus aus die Satire. In seinen Dichtungen bediente er sich mit Vorliebe der plattkölnischen Sprache. Wir nennen ausser diesen Männern noch: Dilschneider, die Gebrüder Nüchel, Holthoff und vor allem den Mann der Tat, der vornehmlich die romantischen Pläne jenes Kreises leitete und zu realisieren suchte, den noch jugendlichen Sohn des vormaligen französischen Maires: Heinrich von Wittgenstein.

⁷⁹⁾ Allgem. Deutsche Biographie, Bd. 34, S. 482 ff.

⁸⁰⁾ *ibid.* Bd. 31, S. 184.

Dass das Fastnachtsleben in Köln sich in jenen Jahren noch in den alten Bahnen erhalten hatte, beweist eine Verordnung der preussischen Regierung, der die Rheinlande 1814 zugesprochen worden waren. Sie ist erlassen am 22. Februar 1821 und gestattet die Fastnacht unter den gleichen Bedingungen, welche die Franzosen vorgeschrieben hatten.⁸¹⁾ Erlaubniskarten sind für 2 Groschen Preuss. Kourant zu nehmen. Das Fahren und Reiten durch die Strassen darf nur im Schritt geschehen, und den Kutschern wird es zur strengsten Pflicht gemacht, bei den Wendungen aus einer Strasse in die andere grösste Vorsicht zu gebrauchen. Alle Nachtsbälle und sonstige Tanz-Lustbarkeiten müssen um 4 Uhr morgens geschlossen sein.

VI. Das Jahr 1823. Der Maskenzug.

In dem Kreise der oben genannten Männer reifte nun der Plan, das ganze Fest in einer allgemeinen Idee ausleben zu lassen.

In wöchentlichen Sitzungen beriet man die Angelegenheit. Und recht bezeichnend für den Geist der Zeit sollte in einem grossen Aufzuge die Thronbesteigung König Karnevals dargestellt werden. Was draussen in der grossen Politik versagt blieb, wurde hier mit dem ganzen attischen Salz und der Ironie der Romantik durchgeführt. Wir geben die Darstellung des Zuges und der festlichen Aktion nach dem uns vorliegenden:

„Programm des Maskenzuges am Fastnacht-Montag 1823
zu Köln am Rhein⁸²⁾“

§ 1. Der in ganz Teutschland einstens so berühmte kölnische Carneval soll durch Zusammenwirken mehrerer Verehrer alter Volksthümlichkeit in diesem Jahre durch einen allgemeinen Maskenzug erneuert und gefeiert werden. Die dabei zum Grunde gelegte Idee ist die Thronbesteigung Carnevals, gedacht als König des Volksfestes.

⁸¹⁾ Ratsedikte Bd. 17, 182.

⁸²⁾ Historisches Museum der Stadt Köln Abt. Karneval, Mappe II, 2 fol. 70.

- § 2. Zu dem Ende versammelt sich Montags (10. Februar) 9 Uhr die Fussgarde vor der Wohnung des Helden Carneval, wo sie sich als Ehrenwache aufstellt.
- § 3. Um dieselbe Stunde vereinigen sich die theilnehmenden Mitglieder in vollständigem Masken-Anzuge in dem Hofraum des Hrn. Posthalter Pauli, in welchen denselben bei Vorzeigung einer Karte der Eintritt gestattet wird.
- § 4. Der Zug bewegt sich unter Leitung des Festordners auf den Neumarkt⁸³⁾, und stellt sich auf der Mitte desselben auf, von wo aus die Spitze ein Spalier bis zur Wohnung des Königs bildet.
- § 5. Hierauf beginnt unter musikalischer Begleitung der Gesang Nr. 1, während welchem der Held vom Balkon aus seine Vasallen begrüsst.
- § 6. Gegen Ende der dritten Strophe begiebt sich die Deputation in die Wohnung des Helden. Die Rückkehr derselben mit ihm trifft mit dem Schlusse des Liedes zusammen.
- § 7. Gruss sämmtlicher Musikhöre, unter welchem der Fürst des Festes den Triumphwagen besteigt und von dem Hofnarren mit Krone und Szepter, welche demselben von den Hofchargen gereicht werden, geschmückt wird.
- § 8. Wenn Fürst Carneval seinen Platz eingenommen hat, intoniert der Musikchor den zweiten Gesang.
- § 9. Bei Beendigung desselben wird durch vier Herolde die Verkündigung des Manifestes angezeigt und durch den Kanzler öffentlich verlesen. Hierauf allgemeiner Tusch.
- § 10. Lied Nr. 3⁸⁴⁾.
- § 11. Der Zug setzt sich in folgender Ordnung durch die von den Mitgliedern bestimmten Strassen in Bewegung:
1. Bannerträger;
 2. vier Trompeter;

⁸³⁾ Der grösste Platz Kölns, heute noch Versammlungsort des Maskenzuges.

⁸⁴⁾ Schier hatte diese Lieder verfasst. Sie sind noch lange bei Zusammenkünften und Tagungen gesungen worden.

3. das Geckeabhängchen;
 4. Fähnrich und Führer, Heiligen Mädchen und Knechte;
 5. Die kölnischen Funken nebst ihrem Commandanten;
 6. Colonia mit vier geharnischten Rittern;
 7. Trompeter-Chor;
 8. Commandant der Leibgarde zu Pferde;
 9. Leibgarde zu Pferde in den mannigfaltigsten Maskenanzügen;
 10. Musikchor auf Wagen;
 11. } Die Minister in vierspännigen Wagen.
 12. }
 13. Der Ober-Hofmarschall, der Kanzler und Ceremonien-Meister in sechsspännigen Wagen;
 14. König Carneval in achtpännigem Triumphwagen von Adjutanten begleitet, zu seinen Füssen der Hofnarr;
 15. der Führer des Nachzuges.
- § 12. Nach dem durch die bezeichneten Strassen gehaltenen Zuge begibt sich derselbe an den Ort des Ausganges zurück.“

VII. Die Typen des Maskenzuges.

Schier hat in der ihm eigenen Begeisterung für das Fest den Aufzug unter anderm in einem grossen, epemässigen Gedichte in Stenzen beschrieben⁸⁵⁾. Es liefert einen interessanten Kommentar zu dem oben mitgetheilten Programm. Schier führt in breiterer Ausführung die einzelnen Typen der Maskengruppen vor. Es ziehen dort zuerst die Vertreter aus Kölns Vergangenheit auf, die heute noch ihren Platz im Rosenmontagszuge behaupten. Da tanzt vor allem das Geckenabhängchen den Heiligen Mädchen und Knechten voran.

„Ein drollig Männlein tanzt auf stein'ger Bahn,

Wie einst der Sänger David vor der Lade“

kennzeichnet ihn Schier.

⁸⁵⁾ Der kölnische Carneval vom Jahre 1823. Ein Gedicht von Chr. Samuel Schier.

Simrock⁸⁶⁾ sucht in dieser Figur Anklänge an das heidnische Altertum. Sie sei aus dem Bedürfnis zu erklären, die heidnischen Gebräuche christlich umzubilden. In ihren festlichen Ovationen habe die triumphierende, christliche Kirche die alten Götter des Landes als Besiegte und Gefangene aufgenommen. Er deutet daher das „Geckenberntgen“ auf „Gôdan“⁸⁷⁾ und in den „hilligen Juffern“ will er Walküren wiedererkennen.

Die Abbildung des Geckenberntgen, die ihm vorgelegen hat, bewahrt noch das Historische Museum der Stadt Köln⁸⁸⁾. Es ist ein ziemlich problematischer Holzschnitt aus einem Volkskalender und stellt einen Mann in römischer Rüstung dar; in der Rechten schwingt er ein mächtiges Horn, an dem eine Fahne befestigt ist. Auf dieser Fahne ist David abgebildet, wie er vor der Bundeslade einhertanzt. Mir scheint entgegen Simrock, dass Hammer, Zange und Schlange nicht auf seinem Helme befestigt, sondern auf der Fahne gezeichnet sind. Dem Bilde ist folgende Erklärung beigegeben: „Der Verfasser des vorstehenden Abschiedsgedichtes hat in den beigegebenen Anmerkungen seine Leser mit den Verrichtungen des „Gecken-Berntgen“ oder kölnischen Volksnarren bei geistlichen und weltlichen Aufzügen, Doktorsritten, Scheibenschüssen etc. bekannt gemacht, sodass darüber nur wenig nachzuholen ist. Schon in den früheren Jahrgängen sind ähnliche Abbildungen und Beschreibungen von solchen Lustigmachern z. B. der Hofnarr, der Pickelhäring und Jean Potage mitgeteilt und mit Beifall aufgenommen worden. Den Lesern dieses Volkskalenders wird es daher nicht unangenehm sein, hier einen einheimischen Zunftverwandten solcher Vorgänge zu finden. Es ist kaum nötig zu erinnern, denn auch der beschränkteste Verstand wird es fassen, was in dem obern Teile der Fahne das Bild bedeuten solle: Es ist der hebräische Psalmsänger König David, der vor der Bundeslade tanzt; wir sehen hier, dass auch die ältesten

⁸⁶⁾ Simrock, Mythologie S. 557 f.

⁸⁷⁾ Die fränkische Form für Wodan, den Göttervater. So noch erhalten in Godesberg.

⁸⁸⁾ Abt. Karneval Nr. 67.

Völker bei religiösen und feierlichen Handlungen der Freude den Zugang zum Herzen nicht verschlossen haben. Das Schild in der Hand und der Säbel an der Seite zeigen an die Wehrhaftigkeit und den Schutz, den der Zug von seinem Führer bei einer Störung oder sonst einem unangenehmen Vorfall zu erwarten hätte; der Lorbeerkranz in dem Innern des Schildes ist der Lohn sowohl der Dichter als Helden, und auch „Gecken-Berntgen“ scheint darnach als nach dem Höchsten, was er erreichen könnte, zu streben. In der Fahne unten sehen wir das Wappen der kölnischen Schmidtzunft. Diese hatte einzig das Recht, an dem Namenstage ihres Zunftpatrons, Sanct Eulogius, die Schaar ihrer Lehrlinge von Musikanten, Gecken-Berntchen als Führer des Zuges an der Spitze, aufmarschieren zu lassen. Angeblich (es ist eine heimische Volkssage) schreibt sich dieses Recht aus den Zeiten der Reformation her, Erzbischof Hermann von Wied hatte sich dem Luthertume zugekehrt, und Bucer, ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, hatte schon einigemal im Dom gepredigt. Als dieser einst in nämlicher Absicht die Kirche wieder betreten wollte, fand er die Eingänge durch Veranstellung der Schmiede verrammelt.“

Das oben angedeutete Abschiedsgedicht ist ohne Zweifel ein zum Abzug der Franzosen von einem Unbekannten in deutscher und französischer Sprache verfasstes Poem unter dem Titel: „Abschied an das wegziehende Personal der verhassten französischen Administration; samt gutmüthiger Sehnsucht eines ehrlichen Bürgers zur Rückkehr unserer alten Verfassung in Köln. Köln im Februar 1814.“

Dort heisst es:

„Komm Geckenberndchen noch zum Gottestrag tag
zurück!

Lass Bürgerfahnen bunt zur Colonellschaft prunken,
Und unser Bataillon mit den fünfhundert Funken!“

Und in den Anmerkungen wird erklärt: „Wechselnde Colonellschaften mit mehreren Bürgerfahnen (ehemaligen Schützen-Compagnieen mit ihrem Platz machenden Scheibenzeiger, hernach Gecken-Berndchen genannt) schlossen die Prozession ein.“ Weiterhin lernen wir aus demselben

Schriftchen das „Geckenberntgen“ als Platzmacher beim Doktorritt kennen: „Der Doktorritt bestand in einer auf unsere Art prächtigen Cavalcade der bald zu promovierenden neuen Doctoren (die Juristen-Fakultät hat endlich allein noch die teure Ceremonie bis in die spätesten Zeiten beibehalten). Die Doctoranden, jeder von prunkenden, in der Farbe seines Wappens neugekleideten vier Epheben, seinen vornehmsten Bekannten, begleitet, die einen grossen Zug, alle mit langen schwarzen Stäben in den Händen, ausmachten. Vorne ein Platz machendes Gecken-Berndchen, auf einem Maulthier reitend und mit der Hand weisses Zuckerbrod unters Volk zu beiden Seiten hinwerfend. An den Häusern der Promovenden waren kostbare Buffets aufgerichtet, wo Erfrischungen und Dessert präsentiert wurden. Es war dieses nur eine Ceremonie zur Einladung der Behörden auf den feierlichen Promotionstag⁸⁹⁾.“

Wir sehen also, dass das Geckenberndchen bei den mannigfachsten Gelegenheiten in Aktion treten musste. Ob sein Gewand der auf dem Holzschnitte gegebenen Beschreibung entsprach, muss dahingestellt bleiben. Fahne⁹⁰⁾ stellt ihn folgendermassen vor: „Er trug ein blaues Wammes und blauen Mantel; beide mit Rosen und fünf Fuchsschwänzen verbrämt, in der Linken hatte er einen Schild mit der Inschrift: „Dieu protégé les jongleurs“ und in der Rechten ein Trinkhorn, auf dem Kopfe einen Helm, geziert mit zwei Büffelhörnern, einer weissen und einer schwarzen Feder und einem Fuchsschwanze. Das

⁸⁹⁾ Vgl. in dem Schriftchen: Abschied usw. S. 13 und 15. Siehe auch bei Alfter, Wörterbuch der Niederrheinischen Mundart Msscr. im Kölner Stadtarchiv Nr. 71, 72 unter Geck: „Auch besoldeten die Städte solcher Art Leuthe, wie davon ein document der Stadt Utrecht de 1523 meldet: die stadt heft belieft Pierken der stat geck eenen Tabbert (Mantel) ende Geckskovel (— Kapuze). Und ist bei uns Kölnern der Stadt Geck, dat gecken Berntgen annoch in frischem Andenken, welcher bey allen Feierlichkeiten, als Prozessionen, Bürgeraufzügen, Doktors- und anderen Promoziionen der Erste seyn musste und seine drolligsten Possen-Rollen meisterlich zu spielen gewöhnt war.“ Über die Abschaffung des „Morio vulgo Gecken-Berndchen“ bei Promotionen s. Bianco, Die alte Universität Köln. 1855. I. S. 552 ff.

⁹⁰⁾ Fahne, Karneval S. 42.

Bandelier seines Schwertes trug die Inschrift: „Wer zu Würden gelangen will, folge meinem Beispiele“. Fahne fusst hier augenscheinlich auf der Darstellung bei Mering-Reischert^{90a)}, die allerdings auch nichts Sachlich-Neues beizutragen vermag. Im Wesentlichen stimmen beide mit der obigen überein.

Im übrigen kann ich mich mit der etwas weit hergeholtten Erklärung Simrocks nicht befreunden. Das Geckenberndchen war eben der mittelalterliche Stadtnarr, der bei festlichen Ereignissen durch seine Spässe und Sprünge die Zuschauer erheiterte oder als Platzmacher diente. Als solcher fungierte er dann auch bei den Prozessionen. Eine spätere Zeit, die ihn hauptsächlich nur noch in letzterer Eigenschaft kannte, mag ihn, sowie er vor dem Sanctissimum einhertanzte, mit König David vor der Bundeslade symbolisiert haben. Bei der Erklärung seines Namens möchte ich mich Weyden anschliessen⁹¹⁾, der in ihm einen Familiennamen sieht. Ursprünglich mag eben das Amt in derselben Familie (Brentgen, Berntgen, Brentscheid o. dergl.) übererbt worden sein und sich so der Name von der Person auf das Amt selbst übertragen haben.

Ebensowenig dürften die Heiligen-Mädchen die Rolle der Walküren vertreten. Sie haben neben den Heiligen-Knechten den Namen daher, dass sie in den Prozessionen, die deshalb auch „heiligentrug“ genannt wurden, die Heiligenbilder und Reliquienschreine zu tragen pflegten und sich besonders eines sittlichen Wandels zu befleißigen hatten⁹²⁾.

Ausserdem haben sich im Fastnachtsaufzuge noch heute die Funken erhalten, die verträumten Knappen aus der letzten Zeit der freien Reichsherrlichkeit Kölns, von deren Tapferkeit

^{90 a)} Mering-Reischert, Die Bischöfe und Erzbischöfe von Köln. Köln 1844. I. S. 7 ff.

⁹¹⁾ Weyden, a. a. O. S. 224.

⁹²⁾ Vgl. Weyden, a. a. O. S. 124 und Abschied an das wegziehende Personal usw. S. 15 „Die die Heiligenbilder tragenden schwarzgekleideten prunkenden Junggesellen und die sehr alt-prächtigt mit Silberketten gezierten Heiligenmädchen waren eine sehr sittliche Einrichtung, indem ein Heiligenmädchen mit dem geringsten Verdachte seiner befleckten Keuschheit davongejagt und ausgeschlossen wurde. Quantum distamus ab illo tempore!“ S. auch Wrede, Die Kölner Bauerbänke. 1905 S. 70.

man manches Schelmenstückchen zu erzählen weiss, sowie die aus dem Mittelalter datierenden Personifizierungen Kölns als Bauer⁹³⁾ und Jungfrau.

Die Maskenzüge der ersten Zeit kannten weniger wie heute die prunkvollen Wagen. Sie setzten sich meist aus einzelnen Typen zusammen. Und wenn in dem oben mitgeteilten Programm § 11 Nr. 9 angibt: Leibgarde zu Pferde in den mannigfaltigsten Masken-Anzügen, so ist dieser Teil eben der Hauptbestand des Zuges, in dem die tollste Laune und Ironie in Zusammenstellungen und Kontrasten sich äusserte.

„Was seh' ich nun? fast endlos streckt sich aus
Zu Paaren dort der buntgemischte Zug,
Auf Rossen allzumal in Klang und Braus,
Und flüchtig wie der Wolken leichter Flug;
Als machten Freundschaft Elephant und Maus,
Wie es der schnelle Witz zusammenschlug,
So reiten sie, je troll'ger die Kontraste,
Um desto besser es zusammenpasste.“ (Schier.)

Hier vereinigte sich alles, was damals die Welt an politischen und literarischen Ideen bewegte und was sich in den tollen Reigen passend hineinfügte. Schier hat uns in seinem Gedichte die einzelnen Figuren bewahrt. Da reiten die Vertreter des Narrentums: Harlequin in buntem Wams mit der Pritsche, ihm zur Seite ein italienischer Nobile; denn Italien, im besondern Venedig, gilt als die Geburtsstätte des Karnevals. Dann folgt Hanswurst in Begleitung eines Doktors der Medizin, Bajazzo, ihm zur Seite ein Schornsteinfeger, um zu bekunden, „dass in dem Dunkeln auch die Freude steckt“, weiterhin Hänneschen, „der Wundermann, der mit seinem Witz und Schwänken, bei dichtbesetzten, harten Bretterbänken uns alle schon belustigt hat“. Natürlich fehlt nicht eine Deputation von der Dülkener Narrenhochschule. Nebenher ziehen in buntem Zuge vorüber: Marquis Posa, Faust auf schwarzem Rosse nebst Mephistopheles, Don Quichotte und sein Genosse Sancho Pansa, Caspar und Samiel, ein Ritter Felseneck, der die angefeindete Romantik vertritt, ihm zur

⁹³⁾ L. Korth, Der Kölnische Bauer und das Quaternionen-System. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv. Heft 14 S. 177 ff.

Seite Fräulein Pumphia, um die sich ein Bannerherr „von grobem Schroot und Korn“ bemüht, und Doktor Gänsekiel, „der hat's Mäulchen immer vorn, und ist dunstlaupoetischer Natur“.

„Den Groben und den Feinen so zur Seite,
Erquickt sich Pumphia an ihrem Streite.“

Ausserdem bemerken wir einen Astronomen, einen Schneider, einen Mameluck und einen Donschen Kosacken, die je eine politische Anspielung verkörpern. Bacchus, „der Schutzpatron des heil'gen, deutschen Rheines“, darf natürlich nicht fehlen. Gleich neben ihm schreitet sein grösster Verehrer, ein alter Ratsherr, der nicht müde wird, „sein Wein durchglüh't Gesicht nach seinem Lieblingsgotte hinzuwenden. So wenig er im Rathe selber spricht, das Lob des Weines weiss er nie zu enden.“ Zur Verspottung der herrschenden Mode ziehen der Hoffriseur und ein Barbier in wunderlichem Aufzuge sowie der alte wackelige, aber mit Schminke und falschen Zähnen reparierte Rochus Pumpnickel mit. Rousseaus Ruf „Zurück zur Natur“ predigt ein wilder Mann. „Zwar ist sein Kleid gewebet nur aus Moos, er trägt das Leben, wie er muss und kann, doch strebet seine Seele frei und gross und steigt im grossen Auge himmelan⁹⁴⁾.“ Den Gegensatz zu ihm bildet Pachter Kümmel, „ein Bild europischer Kultur“, der aufwacht mit Sorgen, „wie er mit seinem Magen Frieden macht“.

An diese von der übermütigsten Laune zusammengesetzte Leibgarde schliessen sich in einer prächtigen Wagenreihe die Minister des Königs Karneval an. Da thront der Finanzminister, der Minister der äussern und innern Angelegenheiten, der Kriegsminister, der Oberhofmarschall und endlich der Ober-Zeremonienmeister. Über allen aber herrscht und schwingt fröhlich die Pritsche der wiedererstandene Held, Prinz Karneval selbst. Eine goldene Krone, an der rings Schellchen klingen, von einem Pfauenschweif überschattet, schmückt sein Haupt.

⁹⁴⁾ Fast möchte man bei ihm eine Reminiszenz an die „wilden Männer“ beim Nürnberger Schembart suchen. Vgl. Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur. 1904 I. S. 247, und Michels, Fastnachtsspiele, S. 101.

Die Brust umzieht eine goldene Kette, über dem weissen Untergewand, das ein blitzender Gürtel umschlingt, walt der mit Hermelin besetzte fürstliche Purpurmantel. Auf dem Neumarkte hat man einen prächtigen Thron errichtet. Hier wird dem Prinzen von einer Deputation angesehenener Bürger der Ehrentrank gereicht. Währenddessen donnern die Böller und ein gewaltiger Jubelruf erschallt auf dem Platze und in den anliegenden Strassen.

VIII. Schluss.

Wie sehr diese Veranstaltung in der Richtung und den Ideen der Zeit begründet war, zeigt der Anklang, den sie in den weitesten Schichten des Volkes findet. Ganz Deutschland begeisterte sich damals für den Kölner Karneval. In den gelesenen Tageszeitungen erschienen Berichte. Bekannt ist, dass Goethe im folgenden Jahre in seiner Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum“⁹⁵⁾ dem Kölner Karneval in einer grösseren Besprechung anerkennende Worte widmet. Und als man dann den Alten daraufhin durch ein von Dilschneider verfasstes Sonett einlud, in Köln einzukehren, um selbst des „heiteren Faschings bunte Tage“ mitzufeiern, sandte er folgende Verse:

Da das Alter, wie wir wissen,
Nicht für Torheit helfen kann,
War es ein gefundner Bissen
Einem heitern, alten Mann,

Dass am Rhein, dem viel beschwommen,
Mummenschanz sich zum Gefecht
Rüstet gegen angekommenen
Feind, zu sichern altes Recht.

Auch dem Weisen fügt behäglich
Sich die Torheit wohl zur Hand;
Und so ist es gar verträglich,
Wenn er sich mit euch verband.

Selbst Erasmus ging den Spuren
Der Moria scherzend nach;
Ulrich Hutten mit Obskuren
Derbe Lanzenkiele brach.

⁹⁵⁾ Bd. V, Heft 1, S. 196 ff.

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdenleben
Sei dem flücht'gen Rausch Gewinn!

Häufet nur an diesem Tage
Kluger Torheit Vollgewicht,
Dass mit uns die Nachwelt sage:
Jahre sind der Lieb und Pflicht!

Und noch ein Menschenalter später, in den fünfziger Jahren, hat Heinrich Heine auf seine Weise nicht ganz uneben dem Kölner Karneval sein poetisches Scherflein geweiht. In dem Gedichte Kobes I. meint er:

„Ihr Deutsche! bleibt bei eurem Sinn,
Wollt ihr durchaus einen Kaiser,
So sei es ein Karnevals-kaiser von Köln,
Und Kobes der Erste heiss' er!

Die Gecken des Kölner Faschingsvereins,
Mit klingenden Schellenkappen,
Die sollen seine Minister sein;
Er trage den Strickstrumpf⁹⁶⁾ im Wappen.

Der Drickes sei Kanzler, und nenne sich
Graf Drickes von Drickeshausen;
Die Staatsmaitresse Marizzebill,
Die soll den Kaiser lausen.

In seiner guten, heil'gen Stadt Köln
Wird Kobes residieren —
Und hören die Kölner die frohe Mär,
Sie werden illuminieren . . .“

Das ist natürlich mit einem frechen Zynismus anlässlich des Frankfurter Parlamentes Männern ins Gesicht geschleudert, die mit blutendem Herzen sich ein Ideal versagt sahen, für das sie ihr Leben geopfert hatten. —

Wir möchten, indem wir die Grundlage gegeben haben, auf der sich der heutige Karneval entwickelt hat, unsere Darstellung schliessen. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die mannigfachen Wandlungen, den Ausbau und das Auswachsen des jetzt weitverzweigten Institutes zu verfolgen. Wir glauben dargetan zu haben, dass die Ideen und Bedingungen,

⁹⁶⁾ Den Strickstrumpf, der für die Funken symbolisch geworden ist.

aus denen er hervorging, grundverschieden sind von unseren realistischeren Zeitverhältnissen. Aber dass er sich erhalten hat, mag dafür sprechen, dass in der Volksseele noch der Hang nach dem romantischen Ideal, das damals seine besten Vorfechter ja auch am Rhein erwachsen sah, wach geblieben ist. Und das wäre somit der schönste Zeuge für ihn: dass er aus der Volksseele hervorgeht.

Das altsächsische Bauernhaus in der Rheinprovinz.

Von **Dr. Willi Pessler**, Hannover.

(Mit Figuren nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.)

Dem volkstümlichen Wohnbau wendet die Volkskunde seit jeher ihr besonderes Interesse zu; und mit Recht, prägt sich doch in ihm ähnlich wie in der Mundart ein gut Teil von der Seele des Volkes aus, wie man auch das Haus das Kleid der Familie genannt hat. Wie das Einzelgebäude ferner als Kunst-, Geschichts- und Altertumsdenkmal nicht geringen Wert beansprucht, so kann es durch sein gruppenhaftes Auftreten eine wichtige historische und ethnographische Urkunde werden, die unter Umständen über alte Stammesgrenzen, -wanderungen und -mischungen Licht verbreitet. Dieser Gesichtspunkt ist es auch, der vor einem halben Jahrhundert die Hausforschung ins Leben rief und ihr heute wieder erneute Bedeutung verleiht, die durch grosszügige Untersuchungen seitens des Gesamtvereins der Geschichtsvereine und des Gesamtverbandes der Volkskundevereine vollauf gewürdigt wird: eine Hausgeographie von Deutschland soll geschaffen werden. Dann erst kann durch Vergleichen der kartographisch niedergelegten Ergebnisse mit anderen anthropogeographischen Karten endgültig festgestellt werden, wie weit das Bauernhaus und sein Vorkommen an ethnische, ökonomische, geographische Faktoren gebunden ist. Besonders interessant verspricht diese Forschung im Rheinlande zu werden, das nicht nur gern als Übergangsglied zwischen Nord-

und Süddeutschland bezeichnet wird, sondern auch tatsächlich eine dem zugrunde liegende grosse Zahl von Übergangsformen des Bodens und des Volkstums aufweist. Es sei mir erlaubt, zur Kenntnis der nördlicheren Bevölkerungselemente, soweit sie aus dem Bauernhause sich ergibt, einiges auf Grund meiner zwölfmonatigen Reisen, welche das Sachsenhaus betrafen, beizutragen.



Fig. 1.

Materborn, Kr. Kleve, Reg.-Bez. Düsseldorf.

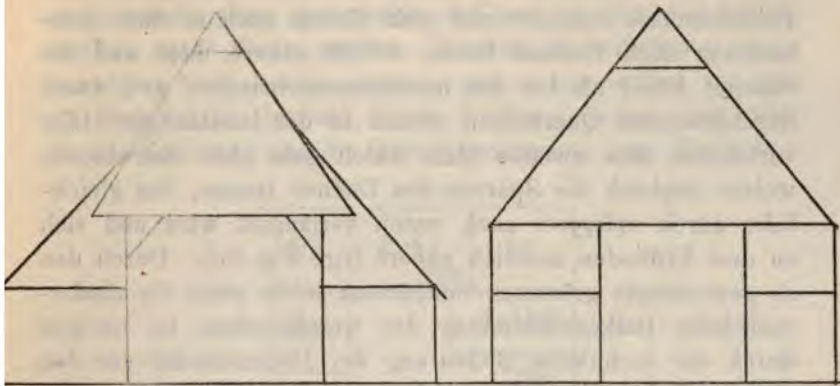
Echtes Sachsenhaus mit niedrigen Seitenschiffen und einheitlichem Dach.

Lange schon gab es in technischen und ethnologischen Zeitschriften Beschreibungen der Häuser von Kleve und Mörs, die man wegen der Form ihres Grundrisses und Daches **T-Häuser** nannte, ohne ihr Vorkommen und ihre Zugehörigkeit genauer zu prüfen; erst seit kurzem besitzen wir eine vortreffliche Monographie von Schell über das bergische Haus, das uns aber hier nicht weiter beschäftigen wird, und letzthin

hat Gierlich sich durch Bekanntgebung seiner Forschungen über das altsächsische Bauernhaus bei Gladbach im 2. Bande dieser Zeitschrift ein grosses Verdienst erworben; denn dadurch wird das Herrschen des Sachsenhauses in mannigfaltigerer Form und grösserer Verbreitung, als man bisher annahm, bestätigt. Im Folgenden soll nun eine Beschreibung der einzelnen im Rheinlande vorhandenen Arten des Sachsenhauses, ihrer Entwicklung und schliesslich ihrer Verbreitung in Beziehung zu andern Verbreitungserscheinungen gegeben werden.

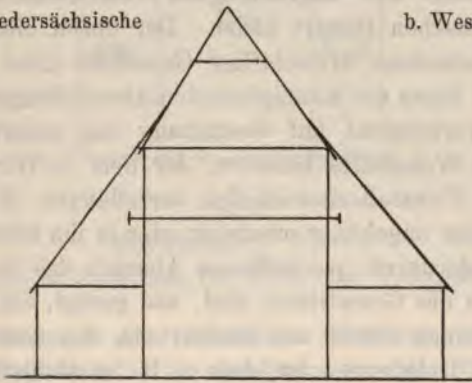
Am bekanntesten unter den deutschen Haustypen ist der sächsische, zum Unterschiede vom meissnischen und siebenbürgischen, deutlicher altsächsisch genannte; den Beschauer am sympathischsten berührend (vgl. Fig. 1), ist er zugleich der historisch und ethnisch wichtigste als Zeuge des Sachsentums über ganz Norddeutschland hin von der Maas bis zur und über die Oder, von der mitteldeutschen bis zur friesischen und dänischen Sprachgrenze. Höchst mannigfach sind seine Abarten, wenn auch noch nicht hinreichend erforscht, dem Grundrisse nach 4—10, dem Aufbau nach 3 verschiedene: die nordniedersächsische, westf.-ostfälische, niederrheinische. Da die Konstruktion beim altsächsischen, ähnlich wie beim friesischen, Hause die Hauptsache ist und die Gestaltung des typischen Grundrisses bewirkt hat, ist sie auch für das Verständnis wesentlich und bilde daher hier den Ausgangspunkt. Die grosse Mittellängsdiele *del* wird durch zwei Reihen mächtiger Eichenholzständer *pösten* begleitet, welche unten in der Schwelle *sol* stehen und oben längs durch je einen Unterzug *plate* verbunden sind, quer aber paarweise je einen Querbalken *balken* tragen, in dessen überstehende Enden die Dachsparren eingezapft sind; diese werden ganz oben durch ein Querholz *hanenholt* und in der Längsrichtung durch schräg angenagelte Windrispen *schweijen* gegen Verschiebung gesichert; diese *pösten*, *platen*, *balken* und *schparren* bilden das Gerippe, demgegenüber die Aussenwände nur untergeordnete raumabschliessende Bedeutung haben, welche samt der unteren Dachfortsetzung die Seitenschiffe oder Kübungen *afduck* umschliessen. Diese Konstruktion (vgl. Fig. 2a), welche an die

primitive Art der Heideschafställe erinnert, ist die ursprünglichste und findet sich in ganz Nordniedersachsen von Süder See bis Usedom, reicht südwärts erheblich nach dem Weserberglande und Westfalen hinein, wird aber durch die zweite,



a. Nordniedersächsische

b. Westfälische



c. Niederrheinische

Fig. 2.

Konstruktionsart des altsächsischen Bauernhauses.

oben westfälisch-ostfälisch genannte Konstruktionsart zurückgedrängt. Diese nämlich macht die niedrigen Aussenwände den Dielenständern an Höhe gleich, macht sie dadurch zu Mitträgern der Balken und der ganzen Dachlast, gewinnt zugleich Raum und bietet insofern wirtschaftliche Vorteile, woraus sich ihr Vordringen nach Norden erklärt; ob sie in

Südwestfalen durch Einfluss anderer Stilarten, z. B. des fränkischen, entstanden ist, harrt noch der Aufklärung, die sich aus der genauen geographischen Feststellung unschwer ergeben wird (vgl. Fig. 2b). Am Niederrhein herrscht eine andere Konstruktion, die schon an das Feimengerüst des Friesenhauses erinnert und sich diesem auch in ihrer Ausbreitung nach Holland hinein örtlich nähert; hier sind die Ständer höher als bei der nordniedersächsischen Art, durch durchgesteckte Querbalken einmal in der landläufigen Höhe verbunden, zum zweiten Male durch ganz oben aufruhende, welche zugleich die Sparren des Daches tragen, das gleichfalls durch *upleggers* nach unten verlängert wird und sich so dem Erdboden ziemlich nähert (vgl. Fig. 2c). Durch den so gewonnenen grösseren Bodenraum *sölder* steht die nieder-rheinische Balkenverbindung der westfälischen, im übrigen durch die technische Bedeutung der Dielenständer vor den Aussenwänden der abgeschrägten Seitenschiffe der nordniedersächsischen Bauart näher. Der durch diese Konstruktionen geschaffene dreischiffige Grundriss kann aber unabhängig von ihnen die mannigfachsten Abweichungen aufweisen, die sich vorwiegend auf Gestaltung des ursprünglich sehr primitiven Wohnteiles beziehen, der dem in Wirtschaftsdiele und zwei Viehstallseitenschiffen zerfallenden Wirtschaftsteil nur sekundär angehängt erscheint oder in ihn hineingeschoben ist. Die hierdurch geschaffenen Abarten des Sachsenhauses hinsichtlich des Grundrisses sind, wie gesagt, zahlreich, selbst in dem kleinen Gebiet am Niederrhein, das somit ein Mischgebiet von Reinformen ist, dem z. B. im südöstlichen Westfalen nebst Nordhessen ein Reingebiet von Mischformen gegenübersteht; am schwersten zu bearbeiten sind Mischgebiete von Mischformen wie Ostfalen, am leichtesten Reingebiete von Reinformen wie die Lüneburger Heide.

Da der Wohnteil des Sachsenhauses im Rheinlande den Grundriss am meisten abändert und auch, wie sonst selten, das Aussehen beeinflusst, sei er hier zuerst behandelt. Bei der einfachsten Form gliedert er sich dem Ganzen vollkommen an, wie Fig. 1 und 3 zeigen; die Diele *del* wird von Kuh- und Schweinestall begleitet und läuft in die Küche aus, die

samt dem Herde erst kürzlich davon abgetrennt ist; dem grossen Einfahrtstor *echterdür* liegt das Eingangspfortchen *fördür* grade gegenüber, deren Namen hier vertauscht sind, denn in Westfalen und Hannover gilt der Wirtschaftsteil wegen der Einfahrt stets als der vordere; das Strohdach weist bereits einen Schornstein auf und ist über den Seitenschiffen durch Ziegel ersetzt. Ähnliche Einheitshäuser unter demselben Dach kommen ebenso gut weiter südlich vor, wie ein Beispiel in Grefrath, Kreis Kempen, dartut; hier fehlt die Stroheckung und die Giebelabschrägung oder Walm *töpp*



Fig. 3.

Materborn, Kr. Kleve.

Einheitliche Gestaltung von Wohn- und Wirtschaftsteil.

ganz, zum Schaden der malerischen Wirkung, während die Raumeinteilung dieselbe ist; der Raum über den Dielenbalken *söller* dient als zweites Wohngeschoss. Diese ursprüngliche und auch im Aussehen einheitliche Form des Sachsenhauses findet sich nun am ganzen Niederrhein bis Krefeld und Barmen hin und bildet in der Entwicklungsreihe das erste Stadium, aus dem die anderen, jetzt örtlich damit untermischt, zeitlich hervorgegangen. Der Wohnteil, *das förhüs*, kann nun seitlich erweitert werden, und dann entsteht jener ans Friesische gemahnende Winkel zwischen ihm und dem *echterhüs*, wie ihn ein Haus in Umstand, Kreis Essen, zeigt, die so gewonnene *nie schtuw* ermöglicht zugleich einen wachsamem Blick aus

dem Fenster auf die zum Flur *fürkücke* führende Tür und das ganze *echterhüs* entlang, wie es bei diesem Herrn Krienburg gehörigen Hause der Fall ist, was durch die hohen Aussenwände des *echterhüs* erleichtert wird. Sind diese noch ursprünglich niedrig, so muss das Wohnende ausser der horizontalen Erweiterung nach der Seite auch eine vertikale



Fig. 4.

Wertherbruch, Kr. Rees, Reg.-Bez. Düsseldorf.

Wohnende durch besondere Wand und Dach abgetrennt.

erfahren, wie aus einem Beispiel aus Wertherbruch, Kreis Rees, ersichtlich ist (vgl. Fig. 4); mit der erhöhten und hinausgeschobenen Wand bekam das Ziegeldach eine geringere Neigung und musste abgesondert werden; während der ziemlich hohe Schornstein ebenfalls der neueren Zeit angehört, ist der dem Ganzen das Ansehen einer Pyramide gebende Ganzwalm *topp* und der darin gemachte Ausschnitt zum Einfahrtstor *enndür* hin mehr altertümlich; links der zweirädrige Karren,

der bei kleineren Anwesen rückwärts auf die *dcl* geschoben wird, ist für den Niederrhein (und Teile von Holland) sehr charakteristisch. Die so erhaltene Tendenz des den Menschen zum Aufenthalt dienenden Hausteiles zur Ausdehnung steigert sich nun nach dieser oder jener Richtung. Vertikal wächst er durch stärkere Hochziehung der Aussenwände, die so zum



Fig. 5.

Bettenkamp, Kr. Mörs, Reg.-Bez. Düsseldorf.

T-Haus mit besonderem Querdach.

Dielenteil in sichtlichen Gegensatz treten, wie ich es in Menden, Kreis Mülheim, beobachtet habe; möglich, dass dieser zweistöckige, schieferbekleidete Bau unter dem Einfluss der nahen Stadt Mülheim entstanden ist, während der abgekehrte Wirtschaftsteil unverändert blieb; jedenfalls hat seine zur Strasse gekehrte Lage bei seiner Gestaltung mitgewirkt. Steht eine derartige senkrechte Erweiterung unter Einbüßung der wagerechten bisher ziemlich einzig da, so ist sie für die

Hausforschung um so interessanter, als sie den Höhepunkt dieser Tendenz bezeichnet. Viel häufiger und bekannter ist der Fall, dass beide Ausdehnungen Hand in Hand gehen, was zu den vielgenannten, bisher fälschlich als ausschliesslich am Rhein herrschenden **T**-Häusern führt. Hier springt der Wohnteil selten nach einer, meist nach beiden Seiten rechtwinklig über den Dielenteil vor, wird zweistöckig aufgeführt und erhält ein eigenes Querdach; die so entstandene Gestalt eines grossen lateinischen **T** ist im Grundriss sichtbar und kommt in den beiden rechtwinklig sich treffenden Dachfirsten *ferss* am deutlichsten zum Ausdruck. Diese Hausform (vgl. Fig. 5) ist eigenartig genug, um als eigener Typus zu gelten; doch darf man dabei nie vergessen, dass sie konstruktiv und erst recht örtlich an das Vorkommen der echten Sachsenhäuser gebunden ist, deren wesentliche Eigenschaften sie auch jetzt noch bewahrt. Die Photographie aus Bettenkamp, Kreis Mörs, kehrt dem Beschauer den dreischiffigen Wirtschaftsteil mit dem grossen Tor zu, das früher durchweg zum Einfahren, jetzt grossenteils nur zum Hineinschieben des Futters dient; die dadurch zugängliche *del* wird rechts vom Kuh-, links vom Pferdestall begrenzt und steht am anderen Ende mit der Küche links, dem Vorflur rechts in Verbindung, welche je eine Aussentür haben; die daran anschliessenden Stuben und Kammern springen dann nach beiden Seiten vor, bewachen durch ihre Fenster die Langseiten und die Türen, und tragen ein zweites Stockwerk unter dem eigenen Querdach, während über den Balken der *del* Heu und Getreide lagert; im Giebel über dem Tor erinnert das lichtzuführende Guckloch an das altsächsische Eulenloch *ülechait*.

Der Grundriss des altsächsischen Bauernhauses im Rheinlande ist nun, abgesehen von den beiden vorspringenden Ecken, nicht durch das **T**-Haus beeinflusst, sondern findet sich bei diesem wie bei dem einheitlichen Dach häufig in gleicher Gestalt, ein Beweis, wie sehr man Grundriss und Aufbau bei Aufstellung von neuen Haustypen und -formen gleichmässig zu berücksichtigen hat. Ein Beispiel aus Eversael, Kreis Mörs (vgl. Fig. 6.) Die charakteristische Dreischiffigkeit ist hier gut zu erkennen. Die grosse *del* hat links Kühe und

Kälber, rechts Schweine und Pferde, für die ein eigener Ausgang in der Langseite geschaffen ist, in ihrer abgetrennten Verlängerung den Futterkessel, dem sich links die Waschküche, rechts die Küche anschliesst; die *del* setzt sich dann im Hausflur bis zum andern Ende fort, das bereits ein zweites Stockwerk mit Wohnzimmern und darüber den Fruchtboden hat; unten die Vorsprünge enthalten ebenfalls Stuben; 1776 ist das Erbauungsjahr des Querdach tragenden Wohntheils, während das sog. Hinterhaus erheblich älter ist, ein Beweis,

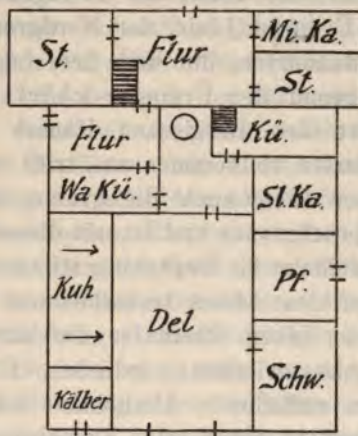


Fig. 6.

Eversael, Kr. Mörs.

Niederrheinisches T-Haus mit durchgehender Dreischiffigkeit und Querdach.

dass die T-Form eine verhältnismässig junge ist; aus dem Hausflur führt eine Treppe in den Keller, durch den die Waschküche etwas höher zu liegen kommt.

Während das Eingehen auf Einzelheiten des Grundrisses zu weit führen würde, sei am Schlusse hier auf die für die Volkskunde so wichtigen geographischen Momente hingewiesen. Die Südgrenze dieses Sachsenhausgebietes im Rheinlande zieht sich von Kaldenkirchen über Süchteln an den Rhein gegenüber Kaiserswerth, hat aber früher weiter gereicht, wie die Sachsenhäuser bei Gladbach beweisen, von denen auch viele durch die Industrie beseitigt sind; am Rhein

abwärts erreicht die Hausgrenze Duisburg, begleitet die Ruhr und schneidet am ganzen Nordostrande der Rheinprovinz einen schmalen Streifen ab, indem sie über Kettwig, Velbert, Neviges, Barmen die Wupper erreicht und dieser aufwärts über Wipperfürth folgt, um dann über Gummersbach die Provinz Westfalen zu treffen, die sie ausser den Kreisen Siegen und Wittgenstein vollkommen einschliesst. Vergleicht man diesen Verlauf mit anderen Grenzen, so schwankt die Baugrenze westlich des Rheins innerhalb der niederfränkischen Mundart zwischen der Benrather Linie, der Nordgrenze des Ripuarischen, und der Ürdinger Linie, der Nordgrenze der niederfränkischen *ich*-Mundarten, hin und her, folgt östlich vom Rhein ziemlich genau der Ürdinger *ich/eck*-Linie, schliesst somit das Gebiet des Bergischen Hauses und der vier Bergischen Mundarten vollkommen aus, trifft bei Wipperfürth mit der Benrather Linie auch die grosse, noch ungeteilte niederdeutsche Sprachgrenze und ist mit dieser bis zur Weser identisch. Von Mülheim bis Beyenburg stimmt der von Fahne erforschte Verlauf des Limes transrhenanus damit überein, während auf dem linken Rheinufer die durch Lamprecht festgestellte Grenze zwischen nördlichen Einzelhöfen und südlichen Dörfern auffallende Ähnlichkeit zeigt. Jedenfalls gehört der Niederrhein durch seine altsächsische Bauart viel mehr noch als durch seine Mundart zu Niederdeutschland.

Das bergische Haus und seine Zukunft.

Von O. Schell.

Der volkstümliche Wohnbau hat seit längerer Zeit in den verschiedensten Gauen Deutschlands das Interesse der Fachleute (Folkloristen, Ethnographen, Architekten usw.) gefunden und auch weit über diese Kreise hinaus die breitesten Schichten der Bevölkerung zu wirksamem Schutz des Alten ergriffen. Erst seit kurzem ist das bergische Land mit seiner eigenartigen Bauweise, jener durch seine Eigenart und landschaftliche Schönheit ausgezeichnete, durch seine In-

dustrie weltbekannte Landstrich am Niederrhein, in diese weitgehende nationale Bewegung unseres Volkes eingetreten, aber dafür um so intensiver, um gleichsam den Vorsprung, welchen die meisten deutschen Volksstämme bereits erlangt haben, wieder einzuholen.

Eine ganz sonderbare Erscheinung, vielleicht beispiellos in Deutschland dastehend, ist die Entwicklung der bergischen Bauweise in einer der lebhaftesten Industriegegenden. Aber noch merkwürdiger ist es, dass gerade die Industrie es war, welche diesem Hause zu seiner schönsten Entwicklung verhalf. Die bergische Industriegeschichte erhebt diese Behauptung über jeden Zweifel. Die Blütezeit der bergischen Bauweise fällt in die Zeit von der Mitte des 18. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Rein volkstümlich blieb sie allerdings grade in dieser Zeit nicht, sondern sie erfuhr durch die jeweilig herrschenden allgemeinen Stilrichtungen (Rokoko, Stil Louis seize, Empire) starke Beeinflussungen, welche aber den Grundcharakter des altbergischen Hauses nicht organisch umzubilden vermochten. Als natürliches Ergebnis dieser Einwirkungen musste das bergische Haus dieser Periode gewisse Gegensätze in sich vereinigen, welche aber eine glückliche Mischung von Volkstümlichem und echt Kunstmässigem darstellen, so dass grade dieses Haus in der Gegenwart das liebevollste Interesse in allen Kreisen der Bevölkerung findet, auch der Architekten und Fachleute. Der rustikale Zug, der ihm bei aller Vornehmheit anhaftet, ist nicht zu leugnen, prädestiniert aber grade unser Haus in hervorragendem Masse für das Landhaus, das diesen Charakterzug vielfach verleugnet hat und sich dadurch mit seinem innersten Wesen in einen schroffen Widerspruch setzt.

Wenn man im allgemeinen und mit vollem Recht die alten Bauten als eine Schule der zeitgenössischen Baukunst bezeichnet hat, so gilt dies ganz besonders vom bergischen Hause. Als Stadthaus ist es in der Gegenwart nicht so am Platze, wie als Landhaus. Aber unter angemessenen Verhältnissen, wofür die meisten bergischen Städte (einige, wie beispielsweise Elberfeld, auch durch Neubauten) hinreichende Belege bieten, kann das bergische Haus auch in der Stadt

wohl seinen Platz behaupten und ausfüllen, belebend und erfrischend mit seinem wohltuenden dunklen Schiefergewande, dessen düsterer Ernst durch das weissgestrichene Holzwerk und das satte Grün der Schlagläden aufs angenehmste gemildert wird.

Um den hin und wieder aber ganz vereinzelt Bedenken, welche gegen die Neubelebung der bergischen Bauweise auftauchen, entgegenzutreten, aber auch um seine zukünftige Rolle in der architektonischen Bewegung unserer Zeit zu präzisieren, ist es wohl angebracht, das Wesen dieser originellen und zweifellos sehr eindrucksvollen Bauweise etwas genauer kennen zu lernen, nicht nur im Äussern, sondern auch im Innern.

Fassen wir zu diesem Zwecke vorab die Grössenverhältnisse des bergischen Hauses ins Auge, weil dieser Umstand von einschneidendster Bedeutung für die Zukunft desselben ist. Unser Haus weist in seinen guten, vorbildlichen Typen in den verschiedensten Stilepochen durchweg zwei Stockwerke mit meist fünf Achsen auf. Einer der tüchtigsten Meister in bergischer Bauart, Eberhard Haarmann in Barmen (aber auch einige andere Baumeister), hat mehrere dreistöckige Häuser erbaut, welche zu den hervorragendsten Vertretern ihrer Art gehören. Und doch kann sich niemand dem Eindruck entziehen, dass diese über das wirksame Maass hinausgehen, so reizende Einzelheiten sich sonst an ihnen vorfinden, und so meisterhaft und harmonisch die ganze Komposition im übrigen ist. Ein zweistöckiger Wohnbau von fünf Achsen bietet für eine Familie des gut situierten Bürgerstandes, namentlich auf dem Lande, hinreichenden Wohnraum, besonders dann, wenn die hohen Mansardenzimmer zur Benutzung herangezogen werden. Ein hohes Mansardendach, durch Brechung gegliedert, durch Vorder- und Hintergiebel, durch Mansardenfenster usw. belebt, ist aber für das bergische Haus gradezu typisch; grade diese Dächer sind vorzüglich geeignet, eine wirkungsvolle, in sich abgerundete, gradezu malerische Silhouette zu schaffen, zugleich den Charakter des Abgeschlossenen, in der isolierten Lage begründet, dem Ganzen aufzuprägen.

Eine natürliche weitere Entwicklung dieser Tatsachen und Eigentümlichkeiten ist die dem bergischen Hause unentbehrliche Pflanzendekoration, die natürliche Staffage in seiner unmittelbaren Umgebung, gebildet aus einzelnen Bäumen, Parkanlagen, Gärten usw., welche aber andererseits auch in der Farbgebung der ganzen Hauskomposition bedingt ist und aus ihr heraus geboren wurde. Werden diese zum innersten Wesen unseres Hauses zählenden Grundbedingungen berücksichtigt, so ist dasselbe auch in der Grossstadt von heute noch ab und zu am Platze. Durch diese Grundbedingungen ist aber andererseits unserm Hause seine Zweckbestimmung vorgeschrieben: es ist ein Wohnhaus des bessern Bürgers, des Patriziers unserer bergischen Städte, welche letztere nicht zu Weltstädten geworden sind und wohl auch niemals werden. Mietskasernen und moderne Geschäftshäuser sind völlig ausgeschlossen, wenn man nicht der innersten Natur des bergischen Hauses gradezu Gewalt antun will.

In diesen Grundprinzipien des bergischen Hauses ist ferner ein Zug der freien Individualität vorhanden, und diese betont es mit Entschiedenheit und Nachdruck auch in bautechnischen Details im Äussern und Innern. Grade darum ist es für die Völkerpsychologie von Bedeutung; es ist ferner nicht nur ein historisches Denkmal, sondern auch in kunsthistorischer Hinsicht ein sehr interessantes Objekt.

Suchen wir den Beweis für diese, auf den ersten Blick gewagten Behauptungen anzutreten.

Mit den meisten deutschen Landschaften teilte das Bergische ehemals das Bestreben, dass jedermann sein Haus für sich und seine Nachkommen baute. Damit war eine starke Betonung der architektonischen Individualität, wie wir es einmal nennen wollen, unbedingt verbunden. Der Wohlstand des Bauherrn und seiner mit ihm eng verbundenen Familie, der Geist, der in letzterer herrschte, der Kunstsinne, der in ihr Geltung beanspruchte, — das alles und vielleicht noch mehr — fand im Hausbau seine reale Verkörperung. So ist der Hausbau unserer Altvordern aufzufassen; so wurde dieser Bau aber auch in weit höherer Masse, als man gewöhnlich annimmt, volkstümlich. Er bewegte sich immer

in den allgemeinen Linien des Volks- und Stammesgeistes, prägte aber die individuelle Eigenart des Erbauers und seiner Familie diesen allgemeinen Grundzügen auf. Dabei fand, wie schon bemerkt, die allgemeine Stilrichtung Berücksichtigung. Aber die letztere fand eine starre, unbeugsame Stammes- und Familienindividualität im bergischen Hause verkörpert vor und hatte nun die keineswegs leichte Aufgabe zu lösen, mit diesen Faktoren zu rechnen, sich ihnen unterzuordnen, denn von einer organischen Umbildung dieser feststehenden Formen und Normen war bei dem konservativen Charakter des Bewohners des Bergischen keine Rede. Letzterer wollte, mit andern Worten zu reden, dem Zeitgeschmack und der jeweiligen Stilrichtung in seinem Heim Rechnung getragen wissen, aber mit starken Einschränkungen, welche im Individuellen der Landschaft und des diese bewohnenden Menschenschlages einerseits, in den familiengeschichtlichen Traditionen und Anschauungen anderseits begründet waren. Darum bleiben alle Formen der allgemeinen Stilrichtung doch Beigaben am bergischen Hause, welches in seinen besten typischen Erscheinungen in der Blütezeit eben darum einen herben Charakterzug aufweist. Das Dichterwort darf unbedenklich darauf angewandt werden;

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang“.

Flotte Grosszügigkeit eignet darum dem bergischen Hause nicht. Es ist und bleibt der Stil des guten Bürgerhauses und gehört in erster Linie aufs Land hinaus, in den grünen Park, in den lauschigen Garten, an den Rand des Waldes. Monotonie ist dabei kaum zu befürchten, denn die lange Entwicklung, das Eingehen auf die verschiedensten Stil-epochen, sichern ihm eine Fülle der Formengebung, welche durch Einfügung moderner Bauglieder (Balkon, Veranda, Turm usw.) und unter Anpassung an die nächste Umgebung (durch Nebengebäude, Gartenhäuser usw.) schier unerschöpflich erscheint.

Zur äussern Eigenart muss noch unbedingt die teilweise trefflich ausgestattete Freitreppe mit dem künstlerischen

Schmuck am Geländer, am Podest usw. gezählt werden; ferner das Gartentor, das Portal, zu dem sich die Tür mit den beiden schmalen Seitenfenstern, dem Oberlicht und dem obern Abschluss auswächst. Nicht selten liegt das Portal in einer halbrunden oder viereckigen Nische, welche das Empire gern mit Säulen oder andern klassifizierenden Bauteilen schmückte. Namentlich das Rokoko wusste allerlei künstlerischen Schmuck in wohl abgewogener Weise an Fenstern, Dachgraten, am Dachfirst usw. anzubringen, ohne die Ruhe der ganzen Haussilhouette zu stören, doch eine genügende Gliederung im grossen und ganzen wie im einzelnen bewirkend, den malerischen Eindruck wesentlich erhöhend, allerdings in anderer Weise malerisch gestaltend, wie unsere modernen Villenbauten es vielfach zu tun pflegen. Das bergische Rokokohaus zeigt die meiste Bewegung in allen äussern Linien; weit ruhiger wirkt das Empirehaus, vor allen Dingen in der späteren Zeit.

Das Innere kann uns aus naheliegenden Gründen nur ganz kurze Zeit beschäftigen.

Hinter dem Portal breitet sich der geräumige Flur, wohl der letzte Ueberrest des altsächsischen Fleets (denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist das bergische Haus aus dem altsächsischen hervorgegangen), aus. Dieser Raum, mit mehr Recht eine Halle genannt, ist einer der ansprechendsten Räume des Hauses. Die ins obere Stockwerk führende Treppe, breit und wuchtig angelegt, mit steigendem Arm, oft reich geschnitzt, ist vielfach von trefflicher Wirkung. Geschnitzte Glasschränke mit Metall- und PorzellanGeschirr angefüllt, der Herd mit dem Rauchmantel, ein Pfeifenbörd, die verschiedenen Türen, Tisch, Stühle usw. — das alles wirkt anheimelnd und fesselnd. Auch in Neubauten nach bergischer Art hat man den Herd nachgebildet und mehrfach diese Halle mit besonderer Vorliebe ausgestaltet. Die blauweissen Fliesen in alten Patrizierhäusern des Bergischen, meist Delfter Fabrikat, beleben die Flächen um den Herd. Auch der untere Teil der Wände weist solche Fliesen (allerdings selten) auf, aber in dunklerer Tönung, was sehr anspricht.

Die grossen Fenster der Rokokozeit mit dem feinen

Sprossenwerk haben schon seit einer Reihe von Jahren in der modernen Architektur volles Heimatsrecht erlangt.

Die Wohnlichkeit und Behaglichkeit der Zimmer wird durch das freiliegende Deckengebälk, welches durch Kopfstücke verbunden ist, hin und wieder Schnitzerei aufweisend, ungemein erhöht. Wandschränke mit Schnitzwerk, Holzverkleidungen usw. dürfen auch heute noch Beachtung fordern.

Auf den Haushalt einzugehen, liegt ausserhalb des gesteckten Rahmens.

Die vielfach betonte Feuergefährlichkeit des bergischen Hauses ist in der Wirklichkeit sehr gering. Das beweisen langjährige Beobachtungen z. B. in Elberfeld; das beweisen die geringfügigen Erhöhungen der Prämienätze der Feuerversicherungsgesellschaften bei diesen Häusern; das beweist ferner eine recht beobachtenswerte Arbeit von Architekt H. A. Waldner in den „Rheinlanden“ (III, 4/5. S. 186 ff.). Dagegen sind diese dünnen Fachwerkwände mit ihrer Beschieferung wärmer und trockener als weit stärkere Steinwände.

Diese kurzen Andeutungen werden vollauf hinreichen, zu beweisen, dass das bergische Haus mit seiner reizvollen Eigenart auch heute noch unter gegebenen Verhältnissen des Studiums wohl wert ist, um neu belebt und den Forderungen der Neuzeit angepasst zu werden. Der amerikanische Kolonialstil ist ein sprechender Beweis für unsere Behauptung, denn er wird von hervorragenden Architekten als eine Abart der bergischen Bauweise bezeichnet.

So ist dem bergischen Hause aller Wahrscheinlichkeit nach eine glänzende Zukunft gesichert. Und wenn es noch eines Beweises für die Richtigkeit dieser Behauptung bedürfte, so wäre sie erbracht durch die gewaltige Bewegung zugunsten dieser Bauweise, welche in kürzester Zeit weite Kreise der Laien und Künstler, der Staatsbehörden und Kunsthistoriker ergriffen hat, welche die Wiederbelebung derselben zum Ziel hat. Dem bergischen Lande wird vorab durch diese Bewegung ein gut Teil seiner Originalität gewahrt werden. Aber auch ausserhalb dieses begrenzten Landstriches wird man sich für das bergische Haus mit der

Zeit erwärmen und dasselbe, wenigstens vereinzelt (wie es z. B. in einer Villenkolonie bei Berlin und andernorts bereits geschehen ist), als Landhaus zur Verwendung bringen.

Das bergische Haus geht gewiss einer neuen Zukunft entgegen, hoffentlich auch einer neuen Blüte in seiner architektonischen Ausgestaltung.

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von **Paul Sartori.**

II. Sagen.

a. Schätze.¹⁾

1. Vor etwa 150 Jahren weissagte ein Mann namens Hansparr, in dem Kaiserschen Garten sei ein grosser Schatz verborgen. Der Besitzer Hachmeyer wollte den Schatz heben und liess Hansparr kommen. Dieser verlangte Geld und Leinen für die Auskunft. Nachts zwischen 12 und 1 Uhr mussten die Eheleute Hachmeyer nackend²⁾ nach dem Schatze graben, wobei sie keinen Laut reden durften. Hansparr stiess bald den einen, bald den andern der Schatzgräber unsanft in die Seite. Sobald dann einer sich darauf meldete, sagte der Betrüger: „Der Schatz ist nun viel tiefer gefallen. In dieser Nacht werden wir ihn nicht mehr erreichen.“ Der Versuch, den Schatz zu heben, soll häufig gemacht worden sein, und heute kann niemand mehr die rechte Stelle angeben. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

2. An der Grenze von Petershagen soll auf einer nicht weit von der Weser gelegenen Anhöhe eine Burg, die sogenannte „Kätchenburg“, gestanden haben. Die letzten Bewohnerinnen waren zwei Damen. Weil sie den „bösen See“

*) S. oben S. 200, Anm. *)

¹⁾ Eine ebenfalls in der Mindener Sammlung mitgeteilte Schatzsage aus Hartum ist schon in den „Ravensberger Blättern“, 5 (1905) S. 82, abgedruckt.

²⁾ Vgl. Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, S. 8 f.

(Aussatz)³⁾ hatten, verliessen sie das Schloss und machten sich auf den Weg nach Hoya. Da ihnen auf dem Strohhoft Unterkuft und Frühstück gewährt wurde, schenkten sie dem Hofbesitzer eine grosse Wiese an der Weser. Später ist das Schloss mit reichen Schätzen untergegangen. Es ist von Eldagsen oft ein Mann mit einem roten Hahn gekommen, um das Schloss und den Schatz zu heben. Weil er aber nie zur rechten Zeit eintraf, sind alle seine Versuche ohne Erfolg geblieben. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

3. Zwei Schatzgräber wollten eines Abends einen Schatz heben, dessen Lage sie mit der Wünschelrute festgestellt zu haben meinten. Kein Wort durfte gesprochen werden. Der eine der Männer hielt eine Leuchte auf einem Finger der rechten Hand, während der andere grub. Doch die Leuchte entfiel seiner Hand, er stiess einen Schreckensruf aus, und der fast gehobene Schatz sank um viele Meter tiefer in die Erde. (Ilvese, Kr. Minden.)

4. An der östlichen Seite des Reesberges in der Nähe des Schnathofes am sogenannten kahlen Berge hat ein alter Mann oft Geld sich sonnen sehen; wenn er aber hinkam, war alles verschwunden. Er glaubt bestimmt, dass dort ein grosser Schatz verborgen liege. (Südlengern, Kr. Herford.)

5. Es soll früher Leute gegeben haben, die dem Aberglauben huldigten, dass unter den Kiefern mit sogenannten Kripelten, d. i. büschelartig verwachsenen Zweigen, ein Schatz vergraben sei, und zwar liege dieser so tief in der Erde, als die Kripelte über dem Boden sei. (Stukenbrock, Kr. Paderborn.)

b. Glocken.

1. Für das Läuten der sogenannten Bürgerglocke auf der Martinikirche zu Minden soll von zwei verirrtten Nonnen, die dem Schall des Geläutes in finsterner Nacht folgend wieder auf den richtigen Weg gelangten, eine Stiftung gemacht worden sein. Bürgerglocke wird sie genannt, weil sie den ehrbaren Bürgern der Stadt punkt 10 Uhr abends

³⁾ Soll wohl heissen: Sehr. In Ditmarschen ist „arger Seer“ so viel wie bössartiger Aussatz: Am Ur-Quell, I, S. 11. Vgl. Höfler, Deutsches Krankheitsnamen-Buch, S. 634.

das Zeichen gab, aus geselligen Kreisen sofort ins Haus zurückzukehren, was auch vormals strengstens befolgt sein soll.⁴⁾

2. Als die Kirche in Kirchlengern (Kr. Herford) gebaut war, wurden die Glocken nicht gleich mitgetauft und eingeweiht. In dieser Zeit brach Feuer aus, und als man nun läutete, flogen die Glocken durch die Schallöcher, nahmen auch das Zifferblatt der Uhr mit und stürzten sich bei der Brausemühle in Südlengern in einen tiefen Kolk, der noch heute der Glockenkolk heisst. Die Glocken sind wieder ersetzt, aber das Zifferblatt fehlt, und die Uhr steht bis auf den heutigen Tag still.⁵⁾

3. Als der Bischof von Paderborn in Gehrden (Kr. Warburg) die Taufe der Glocken in der eben vollendeten Kirche vornehmen wollte, war die kleinste noch nicht fertig. Sie wurde daher einige Zeit nachher ungetauft emporgezogen. Als nun der Küster am folgenden Sonntag sämtliche Glocken läuten wollte, schwang sich die kleinste aus dem Turm heraus und tauchte nach langer Wanderung hinab in den sogenannten Schwalbenkolk der Nethe. Hier läutet sie auch jetzt noch wohl, wie vorübergehende Wanderer erzählt haben, vor hohen Festtagen.

c. Teufel.

1. Auf dem Hofe Nr. 25 in Dankersen (Kr. Minden) war früher die Dorfschenke. Daher wird der Besitzer noch

⁴⁾ S. Weddigen u. Hartmann, D. Sagenschatz Westfalens, S. 21. Vgl. ferner Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 7, S. 366 f. — In Warburg wird die Glocke „Mariahilf“ der St. Johanniskirche von Weihnachten bis Lichtmess geläutet, um verirrte Wanderer auf den rechten Weg zu bringen. Eine hierauf bezügliche Sage (auch in poetischer Form) s. Warburger Kreisblatt vom 11. Januar 1901, Nr. 9. In früheren Jahren nannte man dieses Läuten in Warburg „Christkindchen in den Schlaf läuten“. In Soest geht am Weihnachtsabend um 7 Uhr der Küster von St. Petri mit seiner Kinderschar auf den Umgang des Turms und singt auf jeder Seite das Gloria in excelsis Deo unter Musikbegleitung und Fackelbeleuchtung. Man nennt das „das Christkindchen in den Schlaf singen“. Die Kosten werden aus einer alten Stiftung bestritten.

⁵⁾ Ähnliche Sagen aus dem R.-B. Minden: Weddigen u. Hartmann a. a. O., S. 27. (Bergkirchen), S. 31 (Enger). „Niedersachsen“ 11, S. 390 f. (Holzhausen). Vgl. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 7, S. 274.

heute Kröger genannt. In der Gaststube des Kruges sass einst der Wirt mit einer Anzahl von Zechbrüdern um den Kartentisch. Ein feingekleideter Herr trat ein und bat mitspielen zu dürfen. Während des Spiels fiel dem Fremden ein Handschuh zur Erde, und die Spieler erkannten zu ihrem Schrecken, dass sie einen Beklauten vor sich hatten. In wilder Hast stob die ganze Gesellschaft auseinander. Den schlimmsten von allen, einen ruchlosen Spötter, ergriff der Fremde, zog ihn aus der Gaststube nach sich in eine gläserne Kutsche, die er vor der Tür stehen hatte, und fuhr mit ihm den Halenweg nach dem jetzigen Kirchhofe. Seit der Zeit heisst der Weg Halenweg.

2. Eine Magd wollte zum Tanzboden gehen. Sie sollte aber vorher einen Acker mit Dünger bestreuen. Da kam der Böse und bot seine Hilfe an unter der Bedingung, dass das sein Eigentum werden solle, was die Magd am nächsten Morgen zuerst zubände. Sie willigte ein. Auf einen Wink des Bösen kam eine grosse Schar Krähen, die den Dünger in kurzer Zeit ausbreiteten. Das Mädchen vergnügte sich aufs herzlichste. Bei seiner Heimkehr erzählte es seinem Brotherrn von dem Geschehenen. Dieser sagte: „Bindest du morgen beim Aufstehen dein Halstuch oder dein Strumpfband zuerst um, dann hat dich der Teufel. Ich wecke dich morgen früh. Dann bindest du rasch ein Bund Stroh zusammen.“ Wie gesagt, so getan. Kaum hatte die Magd das Bund Stroh gebunden, da flog dieses mit grossem Geseuse durch die Luke und das Eulenloch hoch in die Lüfte. (Dankersen, Kr. Minden.)

3. Folgende Teufelssage ist erst 12 Jahre alt. Bei dem Kolon D. Nr. 18 diente der 19jährige Knecht G. Diesem fiel durch den Tod seiner Eltern ein altes Haus und ein schöner Bauplatz zu. Auf ihm wollte er ein neues Haus bauen. Seine Bemühungen, Geld zu dem Unternehmen geliehen zu kriegen, blieben ohne Erfolg. In seiner Aufregung sprach G. die vermessenen Worte: „Ich muss Geld haben, und wenn ich es vom Teufel bekomme“. Er schlief in der Schneidekammer vor den Pferden. Plötzlich wurde die ganze Kammer so hell, dass G. die Pferde deutlich im Stalle

erkennen konnte. Ein Herr kam in die Kammer. G. sah deutlich an den Sehnen und Falten des Halses, dass er sehr mager war. Der Fremde sagte: „Ich helfe dir aus der Not, wenn du mir versprichst, dass du nie wieder zum hl. Abendmale gehen willst und dass du und deine Nachkommen mein Eigentum werden sollen.“ G. konnte sich nicht zu einer Antwort entschliessen. Da sprach der Böse: „Na, ich komme gleich wieder!“ Als er dann wieder eintrat, zeigte er sich in seiner wahren Gestalt mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuss. G. war unfähig, ein Wort zu sprechen. In der höchsten Not raffte er sich zusammen und betete die Strophe: „Meinen Jesum lass ich nicht“. Sofort war der Böse verschwunden. Am folgenden Sonntag ging G. zum Abendmahl. Als er von seinem Kirchplatze zum Altar ging, fühlte er sich ruckweise festgehalten und hörte eine innere Stimme sagen: „Tu es nicht, geh nicht hin!“ Erst als er mit seinen Hausgenossen nach dem Gottesdienst um den Mittagstisch sass, fühlte er sich frei und sagte erleichtert: „So, nun ist's vorbei.“ Kolon D. Nr. 18 ist bis auf den heutigen Tag in dem festen Glauben, dass Satanas sein Haus mit seinem persönlichen Besuch beehrt hat. (Dankersen, Kr. Minden.)

4. Der Teufel war Freund und Ratgeber des Burgvogts von Neuhof. Eines Abends meldeten die beim Bau des Herrenhauses beschäftigten Zimmerleute, sie könnten am nächsten Tage nicht weiter arbeiten, es fehle an Nägeln. Der Burgvogt antwortete, morgen früh sollten sie da sein. Als die Zimmerleute am andern Morgen zur Arbeit kamen, stand der Burgvogt ganz mürrisch da, neben ihm eine grosse Tonne. Niemand wagte ihn anzureden. Als alle Handwerker zur Stelle waren, befahl er die Tonne zu öffnen. Aber statt Nägel enthielt die Tonne lauter Gold. Verdriesslich rief der Vogt: „Nun sollte der Teufel Nägel bringen und hat statt dessen Gold gebracht.“

Schliesslich hätte der Burgvogt gern eine Mauer um seinen Gutshof gezogen und verschrieb dem Teufel seine Seele. Dafür sollte dieser in einer Nacht die Mauer bauen. Sei sie vor dem ersten Hahnenschrei nicht fertig, so sei der Vertrag ungültig. Als dem Teufel nur noch ein kleines

Stück an der Mauer fehlte, weckte der Vogt den Hahn, der gleich kräftig krächte. So kam der Teufel um seinen Lohn, aber niemand hat bisher das fehlende Stückchen Mauer aufbauen können, und der alte Burgvogt treibt heute noch mit Rasseln, Klappern und Stöhnen an der Stelle unter dem Hause sein Wesen, wo früher ein Teich mit zwei schwarzen Schwänen war.

Auch den grossen Stein auf dem Dache von Neuhof, in den die Schornsteine münden, hat der Teufel dahinauf gebracht. (Heimsen, Kr. Minden.)

d. Geister und Gespenstertiere.

1. Hamels Marie war eine reiche Bauerntochter in Südlengern (Kr Herford), die sich dem Teufel ergeben hatte. Wenn sie auf die Spinnerei kam, wurde sie schnöde behandelt, weil die andern Mädchen ihr das Geld nicht gönnten. Man stahl ihr oft Geld, aber sie wusste immer, wer es hatte. Als die Eltern ihren Umgang mit dem Teufel merkten, wiesen sie sie aus dem Hause. Als aber einst die Eltern vor Sonnenaufgang Futter holten, kam sie wieder, und sie konnten sie nicht mehr los werden. Bald darauf starb sie jedoch und wurde begraben. Als aber die Angehörigen von der Beerdigung nach Hause kamen, sass Marie in Gestalt einer Krähe auf der Mauer und rief: „Ha, ha, ha, ich bin schon wieder da!“ Man rief nun den Pastor aus Bünde, und dieser wies sie in den kahlen Berg. Er gab ihr einen Eimer ohne Boden und ein hölzernes Beil mit der Weisung, sie solle mit dem Eimer den Teich im Berge ausleeren und mit dem Beil den Wald abhauen, dann könne sie zurückkehren.

2. Auf dem Strohhofo lebte ungefähr ums Jahr 1720 ein Leutnant Hustede mit seiner Ehefrau geb. Doller. Dieser führte einen wüsten Lebenswandel. Darum kam er nach seinem Tode als Geist häufig wieder auf den Hof und richtete hier allerlei Unheil an. Er quälte die Pferde (diese waren am andern Morgen ganz nass), jagte das Vieh aus dem Stalle, warf die Knechte aus dem Bette. Um den unliebsamen Gast los zu werden, wandte man sich erst an einen evangelischen, dann an einen katholischen Geistlichen. Dieser

vermochte ihn durch Gebet zu bannen. Man setzte ihn auf einen mit vier Pferden bespannten Wagen, und der Geistliche mit einem Knecht brachte ihn nach dem „Darlaten“, einem Walde bei Uchte. Aber der Knecht sah sich um, obgleich es ihm vom Priester verboten war, und das hatte zur Folge, dass der Leutnant in den Rädern hing und die Pferde den Wagen nicht weiter ziehen konnten. Durch Gebet gelang es dem Priester, ihn glücklich wieder auf den Wagen zu schaffen, und man gelangte nach dem Darlaten. Auf die Frage des Leutnants, was er hier tun solle, gab ihm der Priester einen Eimer ohne Boden in die Hand und sagte: „Mit diesem Eimer sollst du jenen Teich ausschöpfen.“ „Was dann?“ fragte der Leutnant. „Dann zähle die Blätter auf den Bäumen.“ Seit der Zeit ist er niemals wiedergekommen. (Ovenstädt, Kr. Minden.)

3. Hinter der Pottmühle lag früher ein Kirchhof. Zwei Männer wollten einst einige Gräber öffnen. Als dort zwei Damen in weissen Kleidern vorbeikamen, liefen sie davon. Da schriean die Toten: „Macht uns auf!“ (Ovenstädt, Kr. Minden.)

4. Nach den Erzählungen alter Leute hielt sich früher im Osterberge bei Lübbecke an der Gehlenbecker Grenze in der Gegend des Heidbrinkes der sogenannte Plättkenkerl auf, ein Geist, der nicht Ruhe finden konnte. Dieser soll bei Lebzeiten einen Gemeindegrenzstein versetzt und deswegen einen falschen Eid geleistet haben. Zur Strafe musste er nach seinem Tode im Berge umherwandern. Mit seinem Rufe „Tohop“ schreckte er die Leute; besonders aber spielte er den Holzhauern und Holzfuhrlenten einen Schabernack, indem er hinten auf den beladenen Wagen sprang und dadurch das Weiterfahren verhinderte. An dem Tage war alle Mühe umsonst. Der Wagen musste stehen bleiben, weil vier, ja sechs Pferde ihn nicht von der Stelle bringen konnten. Am andern Morgen vermochten es zwei Pferde mit Leichtigkeit.

5. Der Name Mönkediek in Sielhorst (Amt Rahden, Kr. Lübbecke) soll von einem Mönchskloster herkommen, das neben dem Teiche lag.

Eine andere Sage aus Sielhorst erzählte vom Teufels-
teich in der Kattwehe in der Nähe des Kattelmann Nr. 66.
Auf der Stätte Nr. 2 lebte vor vielen Jahren eine geizige
Frau. Kamen Arme und baten um Gaben, so gab sie diese
statt den Armen den Schweinen in den Trog. Als die
Frau gestorben war, ging sie wieder, d. h. ihr Geist kam
wieder und sass entweder an der Bodenluke oder nagte am
Schweinetroge. Um den Plagegeist los zu werden, wurde
ein Pater aus dem nahen Mönchskloster geholt. Ein mit
vier Pferden bespannter Wagen wurde unter die Bodenluke
gefahren, dem Geist ein bodenloser Eimer gereicht, und fort
ging's zur Kattwiese. Hier wurde der Geist in eine Quelle
verwiesen. Es wurde ihm gesagt, wenn er die Quelle mit
dem Eimer ausgeschöpft habe, könne er jedes Jahr einen
Hahnenschritt dem Hause Nr. 2 näherrücken, und wenn je
ein Besitzer der Stätte am Sonntage aus der Kattwiese
Heu fahre, könne er wieder zurückkehren. Nach langen
Jahren, als die Begebenheit fast vergessen ist, will es der
Zufall, dass ein neuer Besitzer der Stätte, der auch wohl
nichts von der Geschichte wusste, am Sonntage Heu aus
der Wiese holte. Es ist nicht viel, man kommt auch glück-
lich aus der Wiese, aber es wird den Pferden immer schwerer,
den Wagen fortzubewegen. Da ruft's vom Wagen herab:
„Ich bin auch da!“ Nun musste die Geisterbannung noch
einmal vorgenommen werden. (Dieselbe Sage findet sich
auch in Holsen bei Bünde.)

6. Zwei gräflich Westphalensche Beamte, die während
der Zopfzeit in Fürstenberg (Kr. Büren) lebten und die
Einwohner bei Einsammlung der Zehnten und Heuern arg
bedrückten, sollen umgehen und während stürmischer Nächte
um das Schloss und die Wirtschaftsgebäude des Grafen von
Westphalen ziehen.

7. In der früheren Rütterschen Wirtschaft zeigte sich
in einer Nacht von 12 bis 1 Uhr ein Gespenst. Sämtliche
Rosenbäume im Garten brannten, in allen Zimmern war es
lichterhell, und im ganzen Hause entstand ein Poltern, als
wenn alles umgeworfen und zerschlagen würde. Um 1 Uhr
verschwand alles. (Stüdlengern, Kr. Herford.)

8. Unter Brockschmidts dicker Eiche in Stukenbrock (Kr. Paderborn) steht eine Geisterfrau, die den Haspel dreht.⁶⁾

9. Auf manchen Kreuzwegen treibt der „Schwan“ in Gestalt eines grossen Hundes mit Augen wie ein Teller gross sein Unwesen. Schwan soll ein Militärwerber für Österreich gewesen sein, der die Jünglinge heimlich dahin entführte, aber bei seinem nächtlichen Treiben ermordet wurde. (Land Delbrück, Kr. Paderborn.)

10. In den Jahren 1882 und 1883 war in Messlingen und Südfelde das allgemeine Gespräch, im Kunkanke (in den Wiesen) zwischen den beiden Dörfern ritte oft des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr ein Reiter auf einem Schimmel mit einer Tonne Goldes vor sich auf dem Pferde. (Friedewalde, Kr. Minden.)

11. Das sogenannte Öxterfeld südlich von dem Dorfe Wietersheim (Kr. Minden) gehörte im Mittelalter einem Herrn von Öxter. Er hat im Grabe keine Ruhe. Nachts sieht man ihn in glänzender Ritterkleidung auf einem mutigen Schimmel in seinem ehemaligen Felde umherreiten, bis endlich in der Grandkühle vor dem Felde Ross und Reiter verschwinden.

12. Zwischen Spellmeier und Pörtner lief in alter Zeit nachts ein Schimmel. Wenn jemand ihm etwas sagte, musste er ihn bis zum Ende der Strasse tragen. (Südlengern, Kr. Herford.)

13. In dem alten Gantschen Hause, wo jetzt der Bäcker Wöhrmann wohnt, soll nach der Sage eine Wirtschaft gewesen sein, wo Kaufleute beraubt und ermordet wurden. Nach dem Tode des Besitzers war immer ein Brett vor dem Giebel des Hauses weg und konnte durchaus nicht wieder befestigt werden. Durch diese Öffnung soll nachts ein Schimmel gekommen sein, der durch die Bodenluke auf die Deele sprang und dann verschwand. (Südlengern, Kreis Herford.)

14. Ein Mann erzählte: Im Jahre 1878 begegnete mir

⁶⁾ Vgl. Kuhn, Westf. Sagen I, S. 186, 212, 215. Hüser im Progr. von Warburg, 1898, S. 15 f.

auf der Brücke nach Kirchlengern ein Tier von der Grösse eines Pferdes, das hatte feuersprühende Augen. (Südlengern, Kr. Herford.)

15. In der Nähe der Antonius-Wallfahrtskapelle, die in der Gemeinde Neuenheerse (Kr. Warburg) bei der Suffelmühle steht, entspringt die Quelle des Oesebaches. Auf ihrem Grunde hält sich ein Fisch mit goldener Krone auf, der zuweilen an die Oberfläche des Wassers kommt. Alte Leute behaupten fest, ihn gesehen zu haben.⁷⁾

e. Deutung von Ortsnamen.

1. Die Entstehung des Namens Todtenhausen (Kr. Minden) wird verschieden angegeben. Nach einer Sage soll zur Zeit des 30jährigen Krieges, als die Pest die ganze Gegend verheerte, nur ein Kind übrig geblieben sein. Auf die Frage: „Woher kommst du?“ soll es geantwortet haben; „Aus den toten Häusern.“ Nach anderer Angabe bedeutet der Name „to den hüsern“. Eine dritte erklärt ihn aus „Tormhusen“. Der Ort liege an der Grenze der alten Schutzwehr Mindens, wo früher Wachttürme gestanden hätten.⁸⁾

2. Die Namen Windheim, Ovenstädt und Buchholz (Kr. Minden) erklärt folgende Sage: Als Karl der Grosse an der anderen Seite der Weser im Kriege gegen die Sachsen lag, sprach er: „Wenn mir Gott den Sieg verleiht, so will ich drei Kirchen bauen: eine, wo der Wind heimfährt, die andere dort oben an der Stätte und die dritte dahinten im Buchenholze.“

3. Das Dorf Quetzen (Amt Windheim, Kr. Minden) besteht aus drei Hauptteilen: Masloh, Teich und Heide. Weil man, um von Masloh nach Heide zu gelangen, quer durch einen Wald gehen musste, soll der Name Quetzen von „quer durch“ abzuleiten sein.

⁷⁾ Vgl. Kuhn, Westf. Sagen I, S. 154, 322 ff., 341. — Fische mit dem hl. Antonius zusammengebracht auch bei Weddigen und Hartmann, Westf. Sagenschatz, S. 41.

⁸⁾ Vgl. die Pestsage aus Rahden: Niedersachsen, 5, S. 117. — Andere Deutungen von Ortsnamen im Minden-Ravensbergischen: Weddigen und Hartmann, a. a. O. S. 23, 24, 26, 27, 29, 30, 31, 37, 38. Anderes: Hüser, Progr. von Warburg, 1898, S. 3 ff.

4. Bei Seelenfeld (Kr. Minden) soll in den Römerkriegen ein blutiges Gefecht stattgefunden haben, nach dem zahllose Entseelte das Feld bedeckten und viele Verwundete jammernd an dem nahen Bache (Jammerbeke) ihre Wunden auswuschen.

5. Ein Teil von Spiegelsberge heisst der „Todrang“. Hier sollen nach der Hermannschlacht die Römer von den Deutschen zusammengedrängt und getötet worden sein. Ein paar Hünengräber dort, in denen man früher Urnen gefunden hat, heissen im Volksmund das „Römergrab“. (Brackwede, Kr. Bielefeld.)⁹⁾

f. Verschiedenes.

1. Die Gertrudiskammer¹⁰⁾ liegt unter dem grossen „Opfersteine“ und der „Wachtstube“, einem vertieften Sandsteinblocke. In diese Felsenkluft, die jetzt bewaldet ist, soll Karl der Grosse von seiner Schanze aus (der Karlschanze bei Bonenburg) seine Kammerjungfer Gertrud geworfen haben, weil sie hinter seinem Rücken Schelmereien und Liebschaften mit seinem Hofgesinde getrieben. Der zur Wache bestellte Hofjäger, der gleichfalls mit Gertrud ein Verhältnis gehabt, ist wegen seiner Pflichtvergessenheit ohne Gnaden entlassen (eine Stelle bei der Gertrudiskammer heisst „fauler Jäger“). Die Gertrud soll lange in ihrem Verbannungsorte Hexerei getrieben haben. Über ihren Verbleib weiss man nichts. Nächtliche Wanderer wollen aus der Gertrudiskammer Musik und Gesang gehört haben. (Bericht aus Warburg. Vom Einsender aus zusammenhanglosen, kaum leserlichen Niederschriften eines über 80 Jahre alten Mannes, so gut es ging, entnommen.)

2. An der Stelle, wo jetzt der Möbelhändler Wittgenstein wohnt, stand früher der „Eulenspiegel“, ein Haus, so genannt, wegen der auf ihm befindlichen Figur des Eulenspiegels. Mit einem Finger wies er auf seinen Mund, mit einem andern auf seinen After. Alte Leute berichten,

⁹⁾ Eine andere Mitteilung aus Brackwede über die Varusschlacht im Volksmunde s. Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde, 16, S. 197.

¹⁰⁾ Vgl. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, S. 4.

dass ihre Eltern im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Figur noch gesehen hätten. Die Sage erzählt: Eulenspiegel war ein ungetreuer Rentmeister. Als er zur Rechenschaft gezogen und gefragt wurde, wo er das anvertraute Geld gelassen, machte er die Gebärde, in der er dargestellt wurde. (Warburg.)

3. In den Besitz des Assler Holzes ist Warburg auf folgende Weise gekommen: Die letzten Besitzer des Assler Schlosses, zwei dem Trunke ergebene Brüder, fassten den Entschluss, den Wald für jeden Preis zu verkaufen. Um ihn dem Kloster zu Hardehausen anzubieten, gingen sie noch spät am Abend dorthin, wurden aber nicht eingelassen, indem der Pförtner ihnen sagte, dass bereits alles schlafen gegangen sei. Da sprachen sie:

Wenn Hardehiusen doit slapen,
Dann soll Warborg (wull) waken,

machten sich auf demselben Wege nach Warburg, weckten den Bürgermeister, der sie freundlich aufnahm, und verkauften den Wald für 800 Taler.

4. Wie es kommt, dass der eine früh, der andere spät stirbt, erklärt folgende Legende: Unser Hergott hat einst einen alten Mann zu sich in den Himmel genommen, den er aber aus irgend einem Grunde nicht zu seinem persönlichen Anschauen gelangen liess und der deshalb in alle Ewigkeit als Blinder im Himmel weilen muss. Dieser Blinde hat nun das Amt, mit einem Schwamme fortwährend über eine Tafel zu wischen, auf der die Namen aller auf Erden Lebenden verzeichnet sind. Der Mensch, dessen Name ausgewischt wird, stirbt in demselben Augenblicke. So kommt's, dass der Tod keinen Unterschied zwischen jung und alt kennt. (Warburg.)

Kleinere Mitteilungen.

Der hölzerne Jäger.

Von **Joseph Mayer**, Lutzerath.

Unweit des Fleckens Lutzerath wälzt der Üsbach seine brausenden Fluten durch ein wildromantisches Tal, welches,

nach ihm benannt, den Namen „Üsbachtal“ führt. Die Abhänge und Höhen desselben sind mit ausgedehnten Waldungen bewachsen.

In diesen Wäldern treibt der „hölzerne Jäger“ seinen Spuk. In allen denkbaren Tönen und Stimmen lässt er sich besonders an Vorabend heiliger Tage vernehmen. Leute, welche in diesem Walde beschäftigt waren, hörten, wie am hellen Tage Bäume gefällt wurden. Gingen sie hin, um zu sehen, was es sei, so fanden sie nicht nur niemand, sondern in weiterer Entfernung vernahmen sie denselben Schall. Auch erhob sich oft gleichzeitig ein Wind, als wollte er die Bäume entwurzeln. Dass der „hölzerne Jäger“ sein Wesen treibe, wurde steif und fest behauptet.

Aus einem naheliegenden Dorfe waren einst zwei Mädchen in diesem Walde mit Futterschneiden für das Vieh beschäftigt. Müde von der Arbeit und ermattet von der Hitze des Tages setzten sie sich hin und schliefen ein. Beim Erwachen sahen sie einen riesengrossen alten Jäger vor sich stehn. In dem Augenblicke, als eins von ihnen vor Entsetzen laut aufschrie, war der Jäger verschwunden. Sie eilten darauf nach Hause; das eine starb binnen wenigen Tagen. Auch das andere siechte dahin und war in Jahresfrist eine Leiche.

Holzfäller, welche ebenfalls in diesem Walde zu später Nachtstunde beschäftigt gewesen, erzählen, dass der „hölzerne Jäger“ an ihnen vorbeigeschwebt und sie zugleich ein klägliches Jammern vernommen.

Als **Heilmittel gegen die sogen. Abzehrung** der Kinder wendet man in Lippe den bekannten Teufelsdreck (*Asa foetida*) an. An einem Freitag bei abnehmendem Mond erhalten die Kinder vor dem Zubettgehen ein kleines Stückchen, des leichteren Einnehmens wegen gewöhnlich in Rahm eingehüllt.

Wehrhan.

Heilmittel gegen die sogen. Rose bilden in Lippe Roggenmehl und Rosenblätter, d. h. Blütenblätter der Rose. Während das Roggenmehl auf die kranke Körperstelle

gebunden wird (mit einem Tuche), werden die Rosenblätter zum Räuchern benutzt. Besonders gegen die Kopfrosee wird letzteres Mittel gern angewandt.

Wehrhan.

Lichtmessfeier.

Bis in diesem Jahre fand in Salzuflen in Lippe noch immer eine Lichtmessfeier statt (2. Februar). Die Stadtverordneten haben aber nunmehr die Gelder dafür nicht mehr bewilligt. „Mit den alten Zöpfen (!) will man aufräumen. Schade, sie waren so schön!“ schreibt mir ein Freund.

Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Pessler, Willi. Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde. Mit 171 Illustrationen im Text, 6 Tafeln, einer Originalplanzeichnung nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und 4 Karten. Braunschweig 1906. XV und 258 Seiten. 8°.

Nach einer längeren Einleitung folgt ein Abschnitt: Geographische Auffassung des Themas: Ein Gang durch die Literatur; verschiedene Register.

Das Werk gibt sich, nach des Verfassers Darlegungen in der Einleitung, als eine Ergänzung zu dem seiner Vollendung entgegengehenden Werk des Gesamtverbandes der deutschen Architekten- und Ingenieurvereine über das deutsche Bauernhaus, und zwar aus dem Grunde, weil dieses monumentale Werk die im Prospekt angekündigte kartographische Abgrenzung wegen der Schwierigkeit oder gar Unmöglichkeit, ein grösseres Gebiet so genau von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus zu untersuchen, nicht bringen wird. Diese ausserordentlich dankenswerte Aufgabe sucht der Verfasser zu lösen. Dass sich einem solchen Unternehmen ungeheure Schwierigkeiten entgegenstellten, liegt klar zutage. Ein Blick auf die unserm Werk beigegebenen Karten lässt aber auch den

auf diesem Gebiete Bewanderten geradezu staunen über die ungeheure Mühe, welche der Verfasser aufwandte, um seine Aufgabe zu lösen. Er selbst spricht sich mit folgenden Worten über diese Schwierigkeiten aus: „Die Stimmen, welche von vornherein die Aufgabe für unlösbar erklärten, gehörten zum Glück nicht den ersten Fachleuten an. Die Schwierigkeiten aber bestanden darin: erstens, dass bisher Geschriebene kennen zu lernen; zweitens, mit dessen Hilfe das Wesen unsers Gegenstandes möglichst klar zu erkennen und drittens, ihn dann über ganz Norddeutschland hin zu verfolgen.“ So ist mit dieser Arbeit die grosse Frage nach der Verbreitung der deutschen Bauernhaustypen einen wesentlichen Schritt vorwärts gekommen, wofür wir dem Verfasser grossen Dank schulden. Einzelne Korrekturen werden vorgenommen werden müssen. Das ist unausbleiblich; aber feste Grundlinien sind gezogen. Das ist ein unbestrittenes Verdienst des Verfassers.

O. S.

Rabben, Ernst. Die Gaunersprache. (chochum loschen.) Gesammelt und zusammengestellt aus der Praxis für die Praxis. Hamm i. W. Verlag von Brees & Thiemann 1906. 166 S. 8°. Preis?

Das Buch ist in erster Linie zum Gebrauch für die Polizei und den Richter bestimmt, bietet aber auch weitergehendes Interesse. Es behandelt kurz die Gauner-, Diebes-, Kunden- und Verbrechersprache S. 5—13, bringt S. 15—145 eine reichhaltiges Wörterverzeichnis, S. 147—154 eine ganze Kollektion von Spitznamen für Diebe und andere Verbrecher, S. 155—157 Dichtungen aus der Gaunerwelt, S. 158 und 159 die Gaunertelegraphie und S. 160—163 die Gaunerzinken oder Zeichensprache (Kundensprache). Wie eine Durchsicht der Sammlung zeigt, sind manche Ausdrücke der Gaunerwelt schon (meistens durch die Presse) auch in das Hochdeutsche übergegangen, wenigstens ist ihr Sinn schon allgemeiner verständlich; in die Mundart sind weniger übergewandert, grösser ist schon die Zahl der der Mundart entlehnten Bezeichnungen, deren Sinn mehr oder weniger verdreht ist oder bestimmte Begrenzung erfahren hat. So habe ich in der Sammlung

ca. 150 Wörter gefunden, die in der eben angedeuteten Art mit der mir am geläufigsten Mundart, dem lippischen Platt in direkter Beziehung stehen. Diese Vergleichung macht die Schrift für jeden Freund der Volkskunde interessant.

Wehrhan.

Conventz, H. Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift, dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten überreicht. Dritte unveränderte Auflage, Berlin 1905. Gebrüder Borntraeger. XIV und 207 S. 8^o. Preis geb. 2.— Mk.

Die vorliegende Arbeit gehört in das Gebiet derjenigen Bestrebungen, welche in dankenswerter Weise Eigenart des deutschen Landes und Volkes erhalten wollen, ganz in allgemeinem Sinne gesagt. Auch die Volkskunde hat dieses Ziel; während diese es allerdings mehr mit der Eigenart des Volkes und insbesondere seiner Stämme zu tun hat, beschäftigt sich vorliegendes Werk in erster Linie mit der Natur, also mit der natürlichen Umgebung des Menschen, gleichsam dem Boden mit seinen Verhältnissen, die den Menschen auf sich und in sich haben wachsen lassen. An sie hat sich menschliches Denken und Fühlen geknüpft, mit ihnen ist des Volkes Geistesleben verwachsen, damit verbinden sich allerlei Vorstellungen, welche wir in das Gebiet des Aberglaubens verweisen, auch Sagen aller Art haften an den Naturdenkmälern, d. h. an allen Schöpfungen der Natur, besonders an denjenigen, mit welchen sich die menschliche Kunst noch nicht befasst hat: Berge, erratische Blöcke, Wälder und andere durch ihre Eigenart ausgezeichnete urwüchsige Objekte. So gewinnt auch die Volkskunde grosses Interesse an den Bestrebungen zur Erhaltung dieser Denkmäler. Der Verfasser behandelt im ersten Teile die Gefährdung der Naturdenkmäler, hervorgerufen durch Mängel in der Erziehung und durch wirtschaftliche Gründe und gibt S. 77—202 ausführliche Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Wir empfehlen das Werk mit der Hoffnung, dass auch die Volkskunde ihr Teil Nutzen durch die Erhaltung der heimatlichen Natur in ihrer Eigenart davonträgt.

Wehrhan.

Namen- und Sachregister.

- Abendseggen 77.
Aberglaube, krimineller 87 ff. 229 f.
westfälischer 81 f.
Abzählreime 115 f. 221. 223.
Abzehrung, Mittel dagegen 301.
Adenau (Hocheifel) 159 f.
Aegidienberg (Siebengebirge) 83.
Alfen (a. d. Untermosel) 119. 122.
124.
Alster (Kr. Malmedy) 78.
Altareiche 45 ff.
Ameise 61.
Ansingelieder 70 ff.
Antonius, St. 198 f. 298.
Apfel 86. 134.
April 90.
Aschermittwoch 148. 242 f.
Asphalt als Heilmittel 2 ff.
Asyl 121.
Atteln (Kr. Büren) 219.
Aufwachen, Mittel für rechtzeitiges
90. 171.
Bacchus 86. 269.
Badenhard (a. d. Hunsrück) 42.
Baiern 80.
Ballspiel 115.
Bankett (Hochzeitsgebäck) 52.
Barweiler (Eifel) 121.
Bassenheim (b. Koblenz) 165.
Bauerbänke 251. 259.
Bauernhaus, altsächsisches in der
Rheinprovinz 272 ff.
Bauernstuten 59.
Baum blüht zur Unzeit 82.
Bellejeck 251.
Bendorf (b. Koblenz) 161.
Berg 60. 100. 132. 163. 282 f.
Beschüte (Hochzeitsgebäck) 52.
Besen 202.
Bestenkamp (Kr. Mors) 280.
Bierde (Kr. Minden) 203. 205. 207.
Birgden (Reg.-Bez. Aachen) 192.
Birke 103.
Birne 86. 134. 159 f.
Blasheim (Kr. Lübbecke) 204.
Bleigiessen 64. 81.
Blendgänger (Gebäck) 160.
Bloën Mandag 81.
Blumenorakel 65. 81.
Bockemau (Moselland) 122.
Bochum 230.
Bohne 89. 231.
Borgholzhausen (Kr. Halle) 204.
Böser Blick 83.
Böser See (Krankheit) 289 f.
Bovist 62.
Böxewolf 206.
Brackwede (Kr. Bielefeld) 204. 299.
Braut 39 ff. 65. 81 f.
Brautengelchen 40 f.
Brauthaube 43.
Brautkrönchen 39 ff.
Brauweiler-Haus 143 f.
Bretzel 51. 52. 161. 248.
Brot 202. S. Bauernstuten,
Bretzel, Gebildbrot usw.
Bubenschenkel (Gebildbrot) 159.
Buchholz (Kr. Minden) 298.
Buchinschriften 70.
Buchsbaum 147.
Bügeltanz 217.
Bürgerglocke 290 f. 253 f.
Burscheid 131.

- Büsbach (b. Stolberg, Reg.-Bez. Aachen) 198.
 Butteranschneiden 82.
 Buttern 203 f.
- carrus navalis 241.
 Caesarius v. Heisterbach 243 f.
 Coenen a. d. Saar 120.
 Cörrenzig (Rur) 148.
 Crispinus, St. 210.
- Dankersen (Kr. Minden) 205. 207. 291 ff.
 Deilbach (im Bergischen) 61. 62. 65.
 Delbrück (Kr. Paderborn) 297.
 Detmold 72. 74. 231.
 Djabel (= Teufel) 144.
 Dieb 88. 230.
 Dienstag, schäiwen 81.
 Ditze (Gebildbrote) 161.
 Dönberg (im Bergischen) 61. 62. 65.
 Donnergkrait 82.
 Donnerlauch 64.
 Donnerstag, fetter 171.
 Dormagen (b. Köln) 231.
 Dortmund 49 ff. 75. 80. 163.
 Dudeldorf (Kr. Bitburg, Vorder-eifel) 210.
 Duffert 207.
 Dülken 85 f.
 Dürwiss (b. Eschweiler) 197.
 Drache, feuriger 207.
- echterdür 277.
 echterhüs 277 f.
 Egge 200 f.
 Ei 17 f. 227. S. Ostereier.
 Eiche 103. 143. 165. 203. 297.
 Eiersammeln 71. 137.
 Eierschüsseln (Gebäck) 50.
 Eifel 39 f. 55 ff. 85. 104. 118 ff. 151 ff. 159. 210 ff. 226 f. 300.
 Einpflocken 202.
- Eisbergen (Kr. Minden) 204.
 Eiskuchen 49.
 Eiserner Herrgott 140. 143.
 Elberfeld 62. 64.
 Elmsfeuer St. 14.
 Elten (R.-B. Düsseldorf) 221.
 Emsland 124 ff.
 Enger (Kr. Herford) 204.
 Erbsenbär 86.
 Erbsenbock 208.
 Eulenspiegel 299.
 Eversael (Kr. Mörs) 280.
 Ewiger Jude 207.
 Exkremete, menschliche 88. 230 f.
 Exter (Kr. Herford) 205.
- Fallsucht, Mittel dagegen 2 ff. 79. 89.
 Falscheid (Moselland) 122.
 Fastelabend 222. 224.
 Fastenbretzel 161. 248.
 Fastnacht 71. 85. 161. 171. 192. 217. 241 ff.
 Fastnachtbegraben 259.
 Fastnachtslied 132.
 Feuer 208.
 Feuermann 56 f.
 Feuriger Drache 207.
 Filz (Eifel) 58.
 Fingerspruch 117. 222. 224.
 Fisch mit goldener Krone 298.
 Fladen 159 f.
 Flechten (Gebildbrote) 161.
 Fliege, spanische 62.
 Flurbegang 46. 146.
 fördür 277.
 förhüs 277 f.
 Franzbrötchen 54.
 Freitag 83. 231. 301.
 Fremder 203.
 Friedewalde (Kr. Minden) 203. 208. 210. 297.
 Frosch 61.
 Funken, Kölner 267 f.
 Furren 83 f.
 Fürstenberg (Kr. Büren) 201. 296.

- Galgenscheid** (a. d. Untermosel) 119.
Gangelt (R.-B. Aachen) 191 f.
Gebehochzeit 52.
Gebildbrot 49 ff. 159 ff. 161 ff.
Geburt 119 ff.
Geckenberndchen 263 ff.
Geheimsprachen 69 ff.
Gehlenbeck (Kr. Lübbecke) 202.
Gehrden (Kr. Warburg) 291.
Geilenbach (b. Burscheid) 133.
Geister 55 f. 165 f. 294 f. 296.
Geisterkirche 55.
Geisterseher 83.
Gensdarm (Neujahrsweck) 160.
Gericht 122.
Germanus, St. 14.
Gerstenkorn 231.
Gertrud, St. 50.
Gertrudiskammer 299.
Gespent 65. 296.
Giärkauken (Hochzeitsgebäck) 53.
Gilrath (R.-B. Aachen) 197.
Ginster 103.
Glocke 148 f.
Glockenkolk 291.
Glockensagen 290 f.
Gonsdag (Mittwoch) 81.
Grefrath (Kr. Kempen) 277.
Grenzsteinversetzer 57. 295.
Grottenrath (Kr. Geilenkirchen) 197.
Gründonnerstag 81. 146.
Günne (b. Soest) 45.
- Hackelberg** 206.
Hagenburger Mundart 168.
Hahn 82. 116. 227 f. 290.
Hahnenschrei 293 f.
Halenweg 292.
Halle i. W. 200 ff. 203.
Hans um Pfingsten 137 f.
Hardehausen (Kr. Warburg) 300.
Hase 226. S. Osterhase.
— dreibeiniger 87. 142.
— (Gebildbrot) 161.
- Haselnussstrauch** 81.
Hastenrath (b. Eschweiler) 198.
Hauberg 97 ff.
Haus, bergisches 282 ff.
Heepen (Kr. Bielefeld) 202. 204.
Heerbrand 208.
Hehrath (b. Eschweiler) 197.
Heidenoldendorf (b. Detmold) 231.
Heiligennamen volksetymologisch
gedeutet 78 f.
Heimbach (b. Koblenz) 165 f.
Heimsen (Kr. Minden) 201. 203.
206 f. 209. 294.
Herbitzheim (a. d. Saar) 120.
Herford 204.
Hermannschlacht 299.
Hermannslied 74 f. 117.
Hermeskeil 41.
Heuernte 122.
Hexe 23. 90. 193. 200 ff.
Hillige Juffern 263 f. 267 f.
Himmelfahrt Christi 197.
Hingerichtete 12. 16. 20. 21. 23. 89.
Hochpochten (Eifel) 56 f. 58.
Hochzeit 39 ff. 52. 81 f.
Hochzeitsgebäck 52 f.
Höhr (Hessen-Nassau) 161.
Hol 82. S. Kesselhaken.
Holsen (Kr. Herford.) 296.
Holzheim (R.-B. Aachen) 121.
Homburg (b. Ratingen) 65.
Höngen (Kr. Aachen) 197
— (Kr. Heinsberg) 193.
Hörnchen (Gebildbrot) 161.
Huhn 82. 120 f.
Hühnerbirne 86.
Hülknapp (Weissbrot) 52.
Hülsenbusch (im Bergischen) 65.
Hund, gespenstischer 165 f. 206 f.
297.
Hünengräber 299.
Hünsdorf (Luxemburg) 123.
Hunsrück 39 f.
Hünxe (b. Wesel) 109.

- Jäger, hölzerner 300 f.
Jahn 97. 105 ff.
Jakobskreuzkraut 209.
Jammerbeke 299.
„Ich liebe dich, so lang' ich lieben werde“ (Volkslied) 177 ff.
Idenborn 122.
Ihren (Kr. Prüm) 152. 156.
Ilvese (Kr. Minden) 203. 207. 290.
Johannisknechte 219.
Johanniskraut 64.
Johanniskrone 64.
Johannistag 64. 122.
Jöllenbeck (Kr. Bielefeld) 204.
Irrglocke 290 f.
Irrlicht 57 f. 208.
Isis-Nerthus 241.
Judas 86. 149.
Juffere (Gebildbrot) 161.
Juffern (hillige) 263 f. 267 f.
Jülich 85 f. 190 f.
- Kaffeehochzeit 52.
Karfreitag 81. 148.
Karken (R.-B. Aachen) 194 f.
Karneval, Kölner 241 ff.
Karwoche 146 ff.
Kätchenburg 289.
Katze 81. 201.
Kempfen (R.-B. Aachen) 194.
Kesselhaken 82. 90.
Kettenreime 76.
Kinder 118 ff. 121 f.
Kindergebete 76.
Kinderlied 66 ff. 109 ff. 131 f. 221 ff.
Kinderpredigten 75 f.
Kinderspiel 65. 86. 109 ff. 133. 150 f.
Kindtaufe 82. 121.
Kirchlengern (Kr. Herford) 205. 291.
Kirmes 85. 184. 198.
Kirmesbegraben 85.
Klapper 148 f.
Kleve 273.
Knireiterlieder 116 f. 222. 225.
- Koblenz 160.
Köln 86. 241 ff.
Königsfeuer 122.
Körbeke (Kr. Soest) 46.
Körfgeswurzel 62 f.
Korndämonen 208.
Koselieder 116 f.
Krähe 292. 294.
Kramfrau (Wöchnerin) 83.
Krankheiten s. Volksmedizin.
Krebs, Mittel dagegen 231.
Kreisspiele 109 ff.
Kreuz 204.
Kreuzweg 65. 165. 200 f. 203.
Krimineller Aberglaube 87 ff. 229 f.
Krispelten 290.
Kucheneisen 49.
Kückhoven (Kr. Erkelenz) 198.
Kuckuck 82.
Kuh 202 ff.
Kuhhirtenreim 89.
Kühlsen (Kr. Warburg) 89. 90.
- Lacheknapp (Weissbrot) 52.
Lahde (Kr. Minden) 206. 209.
Langerwehe (Kr. Düren) 198.
Langewehe 85.
Langwams 207.
Laufjude 207.
Lazarus 86.
Lebensalter 77 f.
Leiche, Zauber- und Heilkraft der 2 ff.
Leteln (Kr. Minden) 203.
Licht 63. 65. 82. 189 f. 208. 209.
Lichtmessfeier 302.
Liebesorakel 60 ff. 81 f.
Liebeszauber 60 ff.
Limburg 146 ff.
Linden-Nausen (Reg.-Bez. Aachen) 198.
Lippe 66 ff. 229. 231. 301 f.
Lübbecke 202. 295.
Lucas-Thiesgen 86.
Lutzerath (Kr. Kochem) 300.

- Maasslieb** 65.
Madonnenkrone 39. 44.
Mahr 208 f.
Maibaum 72. 137.
Maifeuer 122.
Mailehen 248.
Mainacht 200 f. 229. 248.
Maitag 122. 200 f. 204. 248.
mardingras 86.
Marienblümchen 81.
Marienkäfer 81. 117.
Martertal (Vordereifel) 55 f.
Martin, St. 198.
Martinsabend 72 ff.
Martinsfeuer 228 f.
Martinslieder 73 ff. 134 f.
Masburg (Eifel) 56.
Masken 172. 264 f. 251. 253 ff.
Mattage 90.
Matthiasnacht 63.
Matthiastag 163.
Mausbach (Reg.-Bez. Aachen) 198.
Mayen (Eifel) 57.
Meikneildrank 248.
Meineid 87. 141 f. 229.
Menden (Kr. Mülheim) 279.
Merrettig 164.
Merzenich (b. Düren) 86.
Mesenich (a. d. Mosel) 138 ff.
Michaelisfeuer 227 f.
Minden 200 ff. 289 ff.
Mittewinterstuten 54.
Moltermühle (b. Beuren) 87.
Mond 18. 199. 231. 301.
Montag 81.
Montfort (Holl. Limburg) 193.
Mörs 273.
Moselland 118 ff.
Moselweiss (Kr. Koblenz) 122.
Mülheim a. Ruhr 61.
Müllenbach (Hocheifel) 122.
Müllenbach (im Oberbergischen) 63.
Mumie als Heilmittel 1 ff.
Mundbrötchen 52.
Münster i. W. 83.
Münstermaifeld (Kr. Mayen) 120.
Muttergottesbild 56.
Nachtmurd 209.
Nacktheit 289.
Näherin 82.
Namenstag 83 f. 160.
Naune 46 f.
Naunenbaum 45 ff.
Nauz (Fastnachtsgebäck) 161.
Neuenheerse (Kr. Warburg) 298.
Neuenknick (Kr. Minden) 201.
Neuhof (Kr. Minden) 293.
Neujahrskuchen 49 f.
Neujahrnacht 64. 65. 81.
Neujahrstag 70. 162 f.
Neujahrsweck 160.
Niederbreisig (Kr. Ahrweiler) 160.
Niederwupper 228 f.
Niesen 65.
Nikläse (Gebäck) 54.
Nikolaus, St. 54. 138 f. 198.
Nikolaustag 122. 161.
Noël, de 260.
Nuss 65.
Obspringen (Kr. Heinsberg) 196.
Ofen 65.
Olef (Eifel) 121.
Ortsnamen, Deutung von 196. 298.
Ortsneckereien 168 f. 190 ff.
Osburg (Kr. Trier) 39.
Osterei 80 f. 147. 149 ff.
Osterbräuche, westfälische 80 f.
Osterfeuer 71. 80. 117. 150.
Osterhase 80.
Ostern 71. 146 ff. 164. 222.
Osterwoche, Tage der 81.
Ostscheidt (Kr. Herford) 203 f. 208.
Ovenstädt (Kr. Minden) 201. 203 f. 205. 207. 289 f. 295. 298.
Palmbüschel 146 ff.
Palmsonntag 146.
Pankratius, St. 46.

Päpinghausen (Kr. Minden) 205.
Paten 150. 160.
Paulus, St. 210.
Peitschenknallen 229.
Pek 86.
Peterskuchen 51. 161 ff.
Petristuhlfeier 51. 151 ff.
Pfänderspiel 67. 68 f.
Pferd s. Schimmel.
Pfungsten 71 f.
Pfungstlied 136 ff.
Pfungstmaien 137.
Pfungstochse 72.
Pfungstumzüge 72. 136 f.
Pflanzennamen (emsländische)
125 ff.
Pflanzenorakel 64. 65 f. 81.
Pier 86.
Pimpernisse (Gebäck) 50 f.
Pläckmächer 211.
Plättkenkerl 295.
Prüm (Eifel) 171. 227.
Pumpnickel 52. 53.

Quellopfer 63 f.
Quetzen (Kr. Minden) 298.

Radevormwald 65.
Rahden (Kr. Lübbecke) 203 f.
raiten 98.
Raitmeister 97 ff.
Ransbach (b. Saarbrücken) 123.
Rascheid (Rheinland) 43.
Rassel 148 f.
Rätsel 116. 226 f.
Rauchhuhn 120 f.
Ravengirzburg (Hunsrück) 123.
Redensarten 151 ff. 192 ff. 228 f.
Reisbrei 198.
Rheinbach 85.
Rietberg 166.
Roggenweib 208.
Rommelsdöppelied 131 ff.
Rommelspott 223.
Rommersheim 119.

Rose, Mittel dagegen 301 f.
— wilde 82.
Rosenbäume brennen 296.
Rotes Haar 7. 19. 20 f. 23.
Rundgesang 111 f.

Saarlouis 86.
Saeffelen (R.-B. Aachen) 192.
Sagen 55 ff. 87. 138 ff. 165 f. 168 f.
289 ff. 300 f.
Salz 203 f.
Salzkuchen 54.
Salzflen (Lippe) 302.
Sayn (b. Koblenz) 160.
Schäälén Zacheies 85 f.
Schädel heilkräftig 34 f.
Schäferreim 90.
Schängel (Gebäck) 160.
Schatzsagen 289 f.
Schaufenberg (b. Alsdorf) 197.
Schauspiele 216.
Schere 204.
Schellkraut 231.
Schembartlaufen 249.
Scherben bei der Hochzeit 82.
Schier, Chr. S. 260.
Schildbürgerstückchen 190 ff.
Schimmel 54. 77. 297.
Schimmelreiter 54. 297.
Schlagen aus Spass 84.
Schlingsteert 207.
Schlüssel 90.
Schlüsselkamm 64.
Schnatgang 46.
Schnellsprechsätze 66 ff. 118.
Schodüveltanz 216 f.
Schöneck (Eifel) 120.
Schuh 54. 63. 88. 142. 152. 209.
227.
Schulreim 70.
Schuppenmarkt 50.
Schwalbenkolk 291.
Schwan 222. 225.
Schwan (Geist) 297.
Schwangere 88. 89. 119. 231.

- Schwein 203. 204 f. 296.
Schweinschlagen 247.
Schwerttanz 217 ff.
Schwimmel (Suindbert) 78.
Schwindel (Suindbert) 78.
Schwindel, Mittel dagegen 5. 9.
14. 78.
Schwindsucht, Mittel dagegen 231.
Schwören 87 f. 229. S. Meineid.
Seelenfeld (Kr. Minden) 209. 279.
Selfkant (R.-B. Aachen) 146 ff. 190.
Sendweistümer 121.
Siebengebirge 83. 86.
Siegerland 97.
Sielhorst (Kr. Lübbecke) 295 f.
Smets, Wilhelm 260.
Soester Börde 45.
Sommerempfang 75.
Sonne 18.
Sonnenuhr 48.
Spanische Fliege 62.
Spänkenkiker 83.
Spekulation 54.
Spenge (Kr. Herford) 204.
Spinner 210 ff.
Spinnerin, gespenstische 297.
Spitzweck 160.
Sprachscherze 66 ff.
Sprichwörter 151 ff.
Stahe (bei Gangelt) 196.
Stahl 204.
Steinecken 124.
Sternschnuppe 208.
Stiefel s. Schuh.
Stolberg 198.
Strohalm 203 f.
Strohpuppe 85.
Strohwisch 90.
Stukenbrok (Kr. Paderborn) 290.
297.
Stuten (Gebäck) 52. 54.
Südlengern (Kr. Herford) 201 f.
205. 290. 294. 296 ff.
Suindbert, St. 78 f.
Takenschrank 212.
Tanz 2 6 ff.
Telliger-Mann 140 f.
Teufelssagen 291 ff.
Theiningen (bei Soest) 47.
Thomas, St. 138. 163.
Tierheilung. 36 f.
Tintehornphrasen 70.
Tittewif 208.
Tod macht keinen Unterschied 300.
Todrang 299.
Totdenhausen (Kr. Minden) 203.
298.
Totenfest 161 ff.
Totenfetisch 1 ff.
Totenspeisung 162.
Trier 39. 160.
Ulmen (Eifel) 57. 58.
Umstand (Kr. Essen) 277.
Veit, St. 90. 171.
Verkauf 90. 122.
Verlorener Sohn 166 f.
Vieh 202 f. 209.
Volksetymologie 78 f.
Volkslied 177 ff.
Volksmedizin 1 ff. 78 f. 126 ff.
301 f.
Waldfeucht (Kr. Heinsberg) 195.
Walmünster 123.
Walpurgisnacht s. Mainacht.
Walpurgistag 112. S. Maitag.
Warburg 207. 216 ff. 299 f.
Warzen 231.
Wassenberg 194.
Wasser 62. 63. 82.
— nimmt den Leichnam nicht
auf 141.
Weber 210 ff.
Webkammer 214 ff.
Weert (Holl. Limburg) 199.
Weihnacht 132. 161. 206 f.
Weihnachtsabend 82.

- | | |
|--|--------------------------------------|
| Weinsheim (Kr. Prüm) 154. 156. | Wöchnerin 83. 119 ff. |
| Weissenthurm (b. Koblenz) 165. | Wollindustrie (zu Dudeldorf) 210 ff. |
| Weistümer des Mosellandes 118 ff. | Wollspinnerstuben 211 ff. |
| Weisweiler (Kr. Düren) 198. | Wormeldingen (Luxemburg) 121. |
| Wertherbruch (Kr. Rees) 278. | Wormeln (Kr. Warburg) 217. |
| Werwolf 200. 205 f. | Wortstellung, verdrehte 68 f. |
| Westfalen 80 f. 81 f. 82 f. 163.
230. 275 ff. | Wucherblume, weisse 65. |
| Wetteldorf (Eifel) 120. | Zacheies 85. |
| Wiegenlieder 116 f. | Zambomba 132 f. |
| Wietersheim (Kr. Minden) 297. | Zehn-Uhr-Baum 48. |
| Wilder Mann 269. | Zigeuner 229 f. |
| Wiltigen 123. | Zinterklöse 54. |
| Windheim (Kr. Minden) 298. | Zozenheim (Hunsrück) 120. |
| Wipperfürth 64 f. | Zwerge 209 f. |
| Wittgenstein, H. v. 260 f. | Zwölften 206 f. |
-

Mitgliederverzeichnis

des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.
Bestand vom 1. November 1906.

I. Vorstand:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29	} Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32	
Ö. Schell, Lehrer, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	} Schriftführer.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76 ¹	
Ö. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.	
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.)	} Beisitzer
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn	
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.	
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier	
Bag- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg i. W.	
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.	
Rektor C. Rademacher, Köln	
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt	
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld	
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln	

II. Ehrenmitglieder:

- Exzellenz Freiherr von der Recke, Oberpräsident von Westfalen,
Münster i. W.
Regierungspräsident Schreiber, Düsseldorf.
Regierungspräsident Dr. Kruse, Minden.
-

III. Ordentliche Mitglieder.*)

Aachen

Dr. phil. E. Arens, Oberlehrer.
Franz Heinrich, Amtsgerichts-
sekretär.
Dr. Krabbel, Sanitätsrat.
Fr. Quadflieg, Lehrer, Vorsitzen-
der deskath. Lehrerverbandes
Rheinland.
Königl. Regierung.
Stadtbibliothek.
Ludw. Sürth.

Adenau (Eifel)

Kreislehrerbibliothek.

Aegidienberg b. Himberg-Honnef Steiz, Hauptlehrer.

Altenkirchen

Kreislehrerbibliothek.

Altona

Museum.

Andernach

Steph. Weidenbach, Lehrer.

Aplerbeck

A. Clarenbach, Rentner.
Fr. Grügelsiepe, Kaufmann.

Appeldorn, Kreis Cleve

Franz Körholz, stud. phil.

Arnsberg i. W.

v. Pelzer-Berensberg, Reg.- u.
Baurat.
Königl. Regierung.
Strothkötter, Professor.

Askow, pr. Veijen (Jütland)

Dr. H. F. Feilberg, Pastor emer.

Barmen

Dr. Dütschke.
Jul. Leithaeuser, Professor.
Stadtbibliothek.
Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).
Ad. Werth, Fabrikant.
Joh. Wilh. Werth, Fabrikant.

Bedburg

Dr. Kaussen.

Bendorf a. Rh.

Jos. Schlicht, Hauptlehrer.

Berlin

Dr. J. Bolte, Professor.
Dr. G. Minden, Syndikus.
Kgl. Museum für Völkerkunde.
Dr. Schulze-Veltrup, Oberlehrer.
H. Sökeland, Schriftführer des
Museumsvereins.
Strecker, Dr. phil., Oberlehrer
und Professor a. d. Univer-
sität.

Berlin-Charlottenburg

Robert Mieleke, Schriftsteller
und Geschäftsführer des
„Heimatbund“.

Bettrath b. M.-Gladbach

H. Gierlichs, Hauptlehrer.

Beuren b. Bad Bertrich

Jos. Alken, Lehrer.

Bielefeld

Historischer Verein für die Graf-
schaft Ravensberg.
Dr. Tümpel, Professor.

*) Lebenslängliche Mitglieder sind mit * bezeichnet. Etwaige Irr-
tümer und Änderungen wolle man gefl. dem Schriftführer K. Wehrhan,
Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76 I, mitteilen.

Birgel bei Düren

Graf Spee, Pfarrer.

Bistritz (Siebenbürgen)

Dr. Kisch, Gymnasialprofessor.

Bitburg

Lentz, Kreisschulinspektor.

Bochum

Franz Hase, Bauunternehmer.

Fr. Kerper, Rektor.

Heinr. Lohoff, Lehrer.

Wilh. Spiekermann, Lehrer.

Bockum, Landkreis Krefeld

Bürgermeisterei.

Bommersholz i. W. (Ruhr)

A. H. Blesken, Lehrer.

Bonn

Dr. Aug. Brinkmann, Univ.-Prof.

M. Foyen, kgl. Gerichtsvollzieher.

Dr. Franck, Univ.-Professor.

Dr. Walter Kruse, Univ.-Prof.

J. Küppers, Lehrer.

C. Meurer, Gymnas.-Oberlehrer.

Dr. Eugen Prym, Professor.

Dr. Franz Schultz, Privatdozent.

Dr. phil. Max Siebourg, Gymn.-Oberlehrer.

Dr. Felix Solmsen, Univ.-Prof.
Stadt Bonn (Oberbürgermeister).

Dr. Fritz Stier-Somlo, Univ. Prof.

Dr. A. Wiedemann, Univ. Prof.

Dr. Wilmanns, Univ.-Professor.

M. Zender, Rektor.

Borgeln, Kreis Soest

Pastor Clarenbach.

Herm. Fermum, Lehrer.

Borken i. W.

Dr. med. W. Conrads.

Braunschweig

Ferd. Rahlwes, Pastor.

Brieg (Schlesien)

Prof. Dr. P. Geyer.

Brühl bei Köln

Gymnasialbibliothek.

Buenos-Aires (Südamerika)

*Frau Adele Petersen.

*Frau Louise Plate.

Burgbrohl

Dr. H. Andreae.

Burscheid

Otto Richarts-Stindt.

Caternberg b. Essen

Strässer, Lehrer.

W. Terhardt-Bommann, Lehrer.

Cleve

Kreisausschuss des Kreises Cleve.

Coblenz

Dr. M. Bastgen, Oberlehrer.

Dr. Follmann, Oberlehrer.

Dr. Hessel, Direktor.

Stadtbibliothek.

Coblenz-Lützel

Peter Lerch.

Coblenz-Neuendorf

Sailer, Lehrer.

Cochem (Mosel)

Ockenfels, Hauptlehrer.

Crefeld

Kreisausschuss des Landkreises
Crefeld.

Rud. Sackermann, Redakteur.

Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).

Rich. Wolferts.

Daun (Eifel)

Otto Gaudner, Kaufmann.

Derne b. Dortmund

Paul Stolle, Hauptlehrer.

Detmold

Fräulein Clara Bornebusch.

Frau Prof. Brückner.

Dr. K. Tielker, Rechtsanwalt.

Doenberg

W. Ernst Winternheim.

Dortmund.

Andree, Ingenieur.
Anger, Rentier.
Anthes, Professor.
Barich, Lehrer.
Baumeister, Rentner.
Baumhögger, Bauunternehmer.
v. d. Berken, städt. Vermessungs-
inspektor.
Blume, Kaufmann.
Bodenstein, Zahnarzt.
Böker, Kaufmann.
Brackmann, Bahnhofswirt.
Brand, Dr. med.
Brausewaldt, Oberlehrer.
Brüggemann, P., Holzindustrieller.
Buff, Kaufmann.
Busch, Maler und Zeichenlehrer.
Clod, Kaufmann.
Colignon, Stationsvorsteher I. Kl.
Curtius, Stationseinnehmer.
Demnig, Oberst.
Deter, Kaufmann.
Dibbelt, Dr. phil., Oberlehrer.
Dornheker, Dr. phil., Stadt-
schulrat.
Dortmunder Lehrerverein.
Droste, Dr. phil., Professor.
Düsing, Lehrer.
Eckardt, Zivilingenieur.
Estner, Ingenieur.
Faubel, Zahnarzt.
Geis, Bahnmeister.
Geselbracht, Justizrat.
Gewerbeverein.
Gockel, Gerichtstaxator.
Grabo, Architekt.
Gronemeyer, Professor.
Haehling v. Lanzener, Major
a. D., Standesbeamter.
Haller, Kgl. Steuerinspektor.
Hannes, Kaufmann.
Harms, Kaufmann.

Haupt, Bureau-Assistent.
Heim, Kgl. Steuerinspektor.
Hobert, Rentner †.
Hobräck, Kaufmann.
Hoffmann, Generalagent.
Hornschuh, Oberlehrer.
Janssen, kgl. u. städt. Musik-
direktor.
Kampmann, Architekt.
Katholischer Lehrerverein.
Kaue, Gerichtstaxator.
Kaue, Dr. med.
Klasmann, Kaufmann.
Klöpffer, Kaufmann.
Kohn, Rechtsanwalt.
Krimmschule.
Küper, Fabrikbesitzer.
Lahme, Prokurist.
Laymann, Kaufmann.
Lehnhoff, Lehrer.
Lemberg, Lehrer.
Lemberg, Dr. phil., Professor.
Lentze, Kaufmann.
Lessmann, Professor.
Lierfeld, Generalagent.
Linneweber, Architekt.
Linse, Dr. phil., Professor.
Lock, Kaufmann.
Städt. höhere Mädchenschule.
Markmann, Architekt.
Marx, Architekt.
Meininghaus, Dr. der Staats-
wissenschaften.
Meyer, Kaufmann.
Meyer, Zimmermeister.
Metzmacher, Stadtrat.
Städt. Museum.
Ostmeyer, Oberbahnmeister.
Overhoff, Lehrer.
Panhoff, Dr. phil., Professor.
Peter, kgl. Oberlandmesser.
Plate, Betriebswerkmeister.
Realgymnasium.
Reese, Direktor des städt.
Wasserwerks.
Rehmann, Generalagent.

Reinartz, Ober-Telegraphen-
sekretär.

Ruben, Dr. phil., Magistrats-
assessor.

Ruhfuss, Dr. phil., Verlags-
buchhändler.

Sartori, Professor.

Sauerländer Gebirgsverein,
Ortsgruppe Dortmund.

Schäfer, Professor.

Schäfer, Fabrikbesitzer (Cörne).

Schapler, Dr. phil., Stadtschulrat.

Frl. L. Schmemann.

Schmoll v. Eisenwerth, Dr. ing.
Diplom-Ingenieur.

Schulte, E. W., Kaufmann.

Schulte, H. W., Kaufmann.

Siebert, Versicherungsbeamter.

Spangenberg, Brauereidirektor.
Stadtbibliothek.

Steinweg, Bergwerksverwalter
a. D.

Steneberg, Professor.

Stoffregen, Gärtnereibesitzer.

Tewes, Juwelier.

Tiefensee, Kaufmann.

Treack, Kaufmann.

Uhlmann-Bixterheide, Telegr.-
Bauführer und Schriftsteller.

Ullner, Prokurist.

v. Velsen, Kaufmann.

Verron, Rentner.

Weimann, Rektor.

Witteborg sr., Kaufmann.

Witteborg jr., Kaufmann.

Duisburg

Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).

Dr. Augustin Wibbelt, Kaplan.

Duisburg-Ruhrort

Dr. Meyer, Gymnasialoberlehrer.
Kreisausschuss des Landkreises.

Duisburg-Wanheim

H. Meyers, Lehrer.

Duisburg-Wanheimerort

H. Niepoth, Lehrer.

Düren

Heinr Hoffmann, Lehrer.

Karl Lammenett, Lehrer.

Düsseldorf

Karl vom Berg jun.

Bibliothek d. Geschichtsvereins.

Dr. R. W. Carl.

Rud. Clément, Prov.-Sekretär.

Wilh. Grevel.

Ludw. Heitland, Kupferstecher.

Dr. Junius, Direktor.

Landes- und Stadt-Bibliothek.

Landeshauptmann der Rhein-
provinz.

Lehrerkollegium der Volksschule
a. d. Kreuzstrasse.

Lehrerkollegium der Volksschule
a. d. Blücherstrasse.

Dr. Nörrenberg, Bibliothekar.

Königl. Regierung.

Professor Willy Spatz, Maler.

Karl Ufer, Gymnas.-Oberlehrer.

Düsseldorf-Grafenberg

Dierlamm, Lehrer.

Eilshausen

Sievert, Hauptlehrer.

Elberfeld

*Fr. Bayer, Kommerzienrat.

M. Bethany, Privatgelehrter.

Bibliothek des Bergischen
Geschichtsvereins.

Joh. Black, Direktor.

Jak. Blasweiler, Mittelschul-
lehrer.

C. Clément, Standesbeamter.

Elsas, Professor.

Dr. Gerth.

Ernst Gliesekeing, Lehrer.

B. Grauvogel, Sekretär.

O. Grüttefen, Buchhändler.

Jos. Gunck, Landger.-Sekretär.

Hartnack, Töchterschullehrer.

- Otto Hausmann, Schriftsteller.
Dr. Hilt, Pfarrer.
Edm. Hilverkus, Antiquar.
Chr. Höhler, stellv. Leiter der
Fortbildungsschule.
A. Hoelper, Eisenbahn-Sekretär.
Gust. Ad. Jäger, Lehrer.
Karl Jung, Lehrer.
Jürges, Lehrer.
Friedr. Just, Eis.-Sekretär.
Rud. Nostiz, Lehrer.
Realgymnasium.
E. Riepenberg, Kaufmann.
E. Roehder, Stadtsekretär.
Herm. Sanner.
Savallisch, Taubstummen-
anstaltsdirektor.
Franz Schaeper, Lehrer.
Scheibe, Prof., Gymnasial.-Dir.
E. Schell, Kaufmann.
O. Schell, Lehrer und Biblio-
thekar des Berg. Geschichts-
vereins.
Frau Calla Schell.
Franz Schleyer, Gerichts-
sekretär.
F. L. Schneider.
Ludw. Schooff, Staatsanwalt-
schafts-Obersekretär.
Fr. Schulz, Lehrer.
Rud. Schwander, Lehrer.
Ed. Springmann, Fabrikant.
Stadtgemeinde (Oberbürger-
meister).
Stadtbücherei Elberfeld.
Rud. Thietz, Lehrer.
Ulrici, Lehrer.
- Emsbüren** b. Osnabrück
J. Tiesmeyer, Lehrer.
- Engers** b. Coblenz
Schüller, Hauptlehrer.
- Enkirch** (Mosel)
J. Speth, Lehrer.
- Eschmar**
Stärk, Lehrer.
- Eschweileraue** (Rheinland)
Franz Kapell, Lehrer.
- Essen** (Ruhr)
Herm. Brown.
C. Dirksen, Kaufmann.
Hugo Kückelhaus.
Museumsverein.
Pieck, Lehrer.
Ortsverband des Allgem. Deut-
schen Sprachvereins.
- Eupen**
C. Braselmann, Druckerei-
besitzer und Verleger.
- Frankfurt a. M.**
E. Kniepkamp, Mittelschullehrer.
Dr. Lauffer.
K. Wehrhan, Mittelschullehrer.
- Freiburg i. Breisgau**
J. Ludwig, Kaplan, Colleg.
Sapientiae.
- Friedenau** b. Berlin
H. Brüsker, Buchdruckerei-
besitzer.
Dr. Ed. Kück, Gymnasial-
Oberlehrer.
- Friedr.-Wilhelm-Hütte** (Siegkr.)
Helikum, Lehrer.
Schöneshöfer, Lehrer.
- Gebroth**, Post Winterburg,
Kreuznach
Franz, Pfarrer.
- Geldern**
Königl. Landratsamt.
- Gelsenkirchen**
Jul. Honke, Lehrer.
- Gerresheim**
Brenniker, Hauptlehrer.
Meng, Lehrer.
- Gevelsberg**
Realschule.

Giessen

Dr. Hugo Hepding, Hilfsbibliothekar.

Gleiwitz, Schlesien

Dr. Alb. Lennartz, Oberlehrer.

Godesberg

Langenfeld, Bürgermeister a. D.

Göttingen

Dr. B. Crome.

Greifswald

Dr. L. Radermacher, Univ.-Prof.

Grossflottbeck a. d. Elbe

Dr. L. Fassbender, Oberlehrer.

Grosslichterfelde

Dr. Hauptmann, Univers.-Prof.

Gummersbach

Seminar.

Hagen i. W.

Paul vom Berge.
Friedr. Heyden.
R. Kolb, Ingenieur.
Sauerländischer Gebirgsverein,
Ortsgruppe Hagen.
Karl Ernst Osthaus, Privat-
gelehrter.

Halle i. W.

Chr. Frederking, Rektor der
höh. Privatschule.

Hamburg

Chr. Münster (i. F. Walsøe u.
Hagen).

Hamm i. W.

E. Raabe, Oberlandgerichtssek.
Dr. jur. Ernst Schmalenbach.

Hannover

Dr. Willi Pessler, Geograph.

Hasslinghausen

Wilh. Schmidt, Lehrer.

Hasslinghausen-Hobenken

W. Rohlfing, Hauptlehrer.

Hasslinghausen-Üllendahl

G. Demmer, Lehrer.
H. Graebner, Lehrer.

Herdecke (Ruhr)

Ferd. Grave, Brauereibesitzer.
Walter Stein, Präparandenlehrer
und Schriftsteller.

Hermeskeil, Bez. Trier

Dr. Michel, prakt. Arzt.
Schmitt, Postmeister.

Hermsdorf i. A.

Dr. jur. Alb. Hellwig.

Herne i. W.

K. Becker, Lehrer.
Blennemann, Rektor.
Holtsträter, Rektor.

Heven b. Witten a. d. Ruhr

Dr. med. Straube.

Hiddinghausen b. Hasslinghausen

G. Pausch, Hauptlehrer.
C. Winkler, Lehrer.

Hildesheim

Müller, Seminar-Oberlehrer.

Hilgen b. Burscheid

Ernst Güldner, Hauptlehrer.

Hochheide

Fr. Fassbender, Lehrer.

Höchst a. M.

Dr. Alb. Blank, Chemiker.

Hohenlimburg

Lehrerverein.

Holdingen (Luxemburg)

Nikolaus Stephany, Privat-
Jagd- und Waldhüter.

Holzwickede

Dr. med. Karl Voigt, prakt. Arzt.

Honnet a. d. Sieg

Wilh. Schneider, Kaufmann.

Hörde b. Dortmund

Heukeshoven, Brauereidirektor.
Hilgeland, Bureauvorsteher.
May, Buchhändler.

Hottenbach a. Fischbach a. d. Nahe

W. Gintz, Lehrer.

Höxter

E. Volekmar, Gymn.-Oberlehrer.

Hülscheid b. Lüdenscheid

Ed. Winkler, Lehrer.

Hückeswagen

Langenfeld, Bürgermeister.

Hünxe, Kreis Ruhrort

Herm. Sander, Pfarrer.
Schlickum, Pastor.

Immigrath

R. Ammann, Lehrer.

Impekoven b. Bonn

P. König, Lehrer.

Iserlohn

Ludw. Schröder, Schriftsteller.

St. Johann-Saarbrücken

H. Focht, Eisenbahnsekretär.

Itter b. Düsseldorf

P. Matthieu, Lehrer.

Jüllich

Adolf Fischer, Redakteur.

Kaisersesch

Jakob Henrichs, Gasthofsbesitzer.
Müller, Hauptlehrer.
Joh. P. Ollig, Gemeindevorsteher.
Peter Sesterhenn, Buchdruckereibesitzer.
Surges, Bürgermeister.

Kalk b. Köln

G. Jansen, Oberlehrer.

Kalterherberg b. Montjoie

Kesternich, Hauptlehrer.

Kevelaer

Dr. Oehmen, prakt. Arzt.

Köln

Dr. C. Altenhoven, Hofrat, Direktor des Museums Wallraf-Richarz.

Backes, Rektor, Vors. d. Rhein. Prov.-Lehrerverbandes.

Dr. Berlage, Domprobst u. Oberschulrat a. D.

Joseph Brüggemann, Oberlehrer.

E. P. Buchholz.

Jakob Geich, Oberlehrer.

Peter Haas, Pfarrer.

Georg König, Apotheker.

Fr. Lange, Oberlehrer.

Dr. B. Laufer.

Dr. phil. Joh. Krudewig.

Chr. Aug. Mayer, Oberlehrer.

Wilh. Minlos, Fabrikant.

Dr. med. Hans Mönicks, Zahnarzt.

Ottomar Müller, Oberlandesgerichtsrat.

C. Rademacher, Rektor.

C. M. Rameken.

Fr. H. Reuther, Oberlehrer.

Ludw. Rheindorff.

Felix Rumöller, Oberlehrer.

Theodor Schewe, Lehrer.

Stadtbibliothek.

Heinr. Steins.

Heinr. Sürth.

Dr. Herm. Wette, prakt. Arzt.

Dr. Ed. Wiepen, Professor.

Dr. A. Wrede, Oberlehrer.

Köln-Ehrenfeld

O. Rietmeyer, Oberlehrer.

Joh. Zilkens.

Köln-Merheim

Krupp, Lehrer.

Köln-Nippes

Dr. Fr. Kortz, Realgymnasialdirektor.

Köln-Sülz

Heinr. C. Kuetgens, Gutsbesitzer.

Konstantinopel

Karl Lucks, i. F. Eduard Känni.

Kopenhagen (Dänemark)

Chr. Hammershøi, Rentner.

Alfred Hviid, Kaufmann.

Oskar Juulmann, Maler.

Chr. Juulmann, Maler.

Harald Juul-Jensen, cand phil.

Kreuznach

Kreislehrerbibliothek.

Städtische Volksbibliothek.

Kühlsen b. Neuenhaerse (Warburg)

Wilh. Oeke, Lehrer.

Küllenhahn b. Elberfeld

O. Leihener, Hauptlehrer.

Landkern b. Kaisersesch

M. Klöckner, Lehrer.

Langenberg (Rhld.)

Dr. med. Funccius, prakt. Arzt.

Haus Leerbach b. Berg.-Gladbach

Rich. Zanders, Fabrik- und

Rittergutsbesitzer.

Leimkaul b. Kaisersesch

Jakob Lescher, Lehrer.

Leipzig-Reudnitz

Lic. theol. Marckgraf, Pastor.

Leitmeritz (Böhmen)

Ignaz Peters, Gymnasialprof.

Leiwen (Mosel)

H. Laven, Pfarrer.

Lemgo (Lippe)

K. Stock, Lehrer, Vors. d. Lipp.

Lehrervereins.

Lendersdorf b. Düren

Fuessenich, Pfarrer.

Lengerich i. W.

W. Kirchhoff, Lehrer.

Lindau a. Bodensee

Freiherr Lochner v. Hüttenbach,

kgl. bayer. Kämmerer usw.

Linden i. W.

Dr. med. Krüger, Sanitätsrat.

Linnich, Bez. Aachen

P. Kind, Kgl. Seminarlehrer.

Linz a. Rh.

Ballas, Oberlehrer.

Listrup b. Leschede (Osnabrück)

Thiemann, Lehrer.

Lübeck

Frl. Anna Sartori.

Lülsdorf b. Niedercassel a. Rh.

Kluppel, Lehrer.

Lüttringhausen

Bornefeld, Pfarrer.

Malmedy

Dr. Esser, Schulrat, Kreisschul-
inspektor a. D.

Marburg a. d. Lahn

Emil Böhmer, cand. phil.

Marienberg (Westerwald)

Westerwald-Club (Landrat
Büchting).

Mayen (Eifel)

Dr. H. Kolligs, Gymnasial-Dir.
Kreislehrerbibliothek.

Meiderich

Eugen Kern, Kaufmann.

Meiningsen, Post Ampen, Kreis
Soest

Raabe, Pfarrer.

Menden i. W.

Jauer, Kgl. Rentmeister a. D.

Mörs

P. Geiss, Kgl. Seminarlehrer.

Kreisausschuss (Kgl. Landrat).

Mülfort b. Rheydt

Krampen, Lehrer.

Mülheim a. Rhein

Karl Bader, Kaufmann.

Chr. Boden, Rektor.

- Joh. M. Flamm, Kaufmann.
Karl Glitscher, Buchdruckerei-
besitzer.
Fr. Gregorius, Kand. d. höheren
Schulamts.
Gymnasium.
Aug. Herchen, Lehrer.
Ernst Hymmen, Kaufmann.
O. Hymmen, Betriebsbeamter.
Wilh. Kössler, Betriebsbeamter.
Wilh. Lemmer, Lehrer.
Karl Lührmann, Lehrer.
Wilh. Schmidt, Lehrer.
Joh. Wägner, Kaufmann.
Georg Walterscheidt, Kaufm.
Zurhellen, Superintendent.
- Mülheim a. d. Ruhr**
Herm. Becker jun., Kaufmann.
Herm. Blech sen.
Dr. Deicke, Amtsrichter.
- Mülhofen b. Engers**
Stillger, Hauptlehrer.
- München-Gladbach**
D. Bitzer, Zigarrenfabrikant.
H. Bruckhaus, Kaufmann.
Hans Nolden, Lehrer.
Hubert Schumacher, Kaplan.
Stadtgemeinde.
- Münster i. W.**
Dr. Bahlmann, Kgl. Ober-
bibliothekar.
Aug. Bollmann, Kaufmann.
Dr. Hammerschmidt, Landes-
hauptmann.
Dr. Fr. Jostes, Univ.-Professor.
Dr. A. Meister, Univ.-Professor.
Provinzial-Verwaltung der
Provinz Westfalen.
K. Prümer, Schriftsteller.
Reinbach.
Jos. Sprenger, stud. phil.
Kgl. Univers.-Bibliothek.
Westfäl. Gruppe für Anthropo-
logie, Ethnographie und
Urgeschichte.
- Münstereifel**
Theod. Busch, Gymn.-Oberlehrer.
P. Elbern, Schriftführer des
Verschönerungs-Vereins.
C. Nellen, Seminarlehrer.
- Neuss**
Dr. Jardon, Oberlehrer.
- Neuwied**
H. Keller, Lehrer.
- Neviges**
Ad. Hüdepohl, Rektoratslehrer.
- Niedermendig (Kreis Mayen)**
Aloys Christ, Lehrer.
- Oberpleis (Sieg)**
Karl Harth, Hauptlehrer.
- Oberstein**
Franz Massing, Redakteur.
- Oberursel i. T.**
Bibliothek der verein. Volks-
und Realschule.
- Odenkirchen**
P. Bockmühl, Pastor.
Heinr. Niessen, Redakteur.
- Ohrsen (Lippe)**
Bünthe, Lehrer.
- Ophoven b. Wasserberg**
Klinckhammer, Lehrer.
- Ottensen**
Prof. Dr. Heinr. Schüth.
- Ottweiler**
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Kreis-Lehrerverband.
- Pfaffendorf a. Rh.**
Franz Hester, Gymnasial-Ober-
lehrer.
- Poppelsdorf b. Bonn**
C. Boeder, Direktor a. D.
Dr. Jos. Pohl, Gymn.-Dir. a. D.
- Prüm (Trier)**
J. P. Kreuzberg, Seminarlehrer.

- Rehlingen b. Saarlouis**
Fr. Engel, Lehrer.
Thinner, Hauptlehrer.
- Remscheid**
Karl Hutter, stud. phil.
Lieser, Rektor.
Verein für öffentliche Lesehallen
und Stadtbibliotheken (Karl
Friedrichs-Stiftung).
- Rengsdorf (Neuwied)**
Andrée, Oberförster.
- Rheinbröhl**
Kley, Lehrer.
- Rheidt (Siegburg)**
Christian Wierz, Hauptlehrer.
- Rheydt**
Deussen, Hauptlehrer.
J. Frentzen, Lehrer.
Ihlow, Lehrer.
Aug. Klein, Lehrer.
Kopsch, Lehrer.
Krebs, Primaner.
Kreislehrerbücherei.
Adolf Maassen, Bentner †.
Städt. Museum.
Fritz Pothmann, Lehrer.
Paul Prein, Lehrer.
A. Schmitt-Hartlieb, Oberlehrer.
Dr. Paul Trense, Oberlehrer.
Volksbücherei.
- Rogasen (Posen)**
Otto Knoop, Professor.
- Rölsdorf (Düren)**
Ludwig Napp.
- Ronsdorf**
Staas, Bürgermeister.
- Rotthausen b. Essen**
Boeker, Lehrer.
Stayn, Lehrer.
- Saarbrücken**
Stadtgemeinde.
Historischer Verein für die
Saargegend.
- Sangerhausen (Merseburg)**
E. Gnau, Professor.
- Sayn b. Bendorf a. Rh.**
Löcher, Hauptlehrer.
Theod. Ehrlich, Lehrer.
- Schlebusch**
Verein für Naturkunde.
- Schmargendorf b. Berlin.**
Fräulein Grete Gogarten. Re-
dakteurin u. Schriftstellerin.
- Schwelm i. W.**
Fuchs, Lehrer a. Progymnasium.
Dr. phil. Gregorius, Gymnasial-
direktor.
Verein für Heimatkunde.
- Siegburg**
am Zehnhoff, Lehrer.
- Siegburg-Wolsdorf**
Mich. Schumacher, Lehrer.
- Sieglar (Troisdorf)**
Zimmermann, Lehrer.
- Sobernheim**
Lehrerverein.
- Soest**
Verein Heimatpflege.
- Solingen**
Kreisausschuss (Kgl. Landrat).
Alb. Weyersberg, Fabrikant.
- Stollberg b. Aachen**
Dr. Willner.
- Stoppenberg b. Essen**
Bürgermeisterei.
- Suhl i. Th.**
F. Kunze, Lehrer.
- Talge b. Bersenbrück**
W. Gieske-Trimpe, Gutsbesitzer.
- Thies b. Wipperfürth**
H. Meuwesen, Pastor.
- Bad Tölz (Bayern)**
Dr. Max Höfler, Hofrat.

Tralau b. Oldesloe (Holstein)
Bartholly, Gutspächter.

Trier

Nicol. Aubertin, Buchhalter.
P. J. Busch, Lehrer a. Gymnas.
Dr. med. Cüppers, Zahnarzt.
Ewen, Professor.
Geiter, Lehrer.
Heim, Oberlehrer.
Wilh. Jacobi.
Dr. Menniken, Oberlehrer.
Dr. Meyer, Gymn.-Oberlehrer.
Dr. Jos. Müller, Oberlehrer.
Ad. Rosch, Kaplan.
Rossbach, Professor.
Schreiber, Lehrer a. D.
Theodor Siersdorfer.
Stadtbibliothek.
Theussner, Oberpostdirektor.
Joa. Weis.
Dr. Wittweg, Sanitätsrat.
P. Züscher, Rektor.

Uerdingen a. Rh.

Bürgermeisteramt.
*A. Büttner, Fabrikant.

Vohwinkel

Wilh. Köhrmann, Rentier.
Kreisausschuss des Kreises
Mettmann.
Arthur Pattberg, Kaufmann.

Wald (Rhld.)

H. Fischer, Hauptlehrer.
Direktor Dr. E. Görlich, Prof.
Max Krahen, Konditor.

Waldkönigen (Kreis Dockweiler)
Reinhard, Lehrer.

Warburg i. W.

Dr. Hüser, Direktor.

Warendorf

Verein für Orts- und Heimat-
kunde im Kreise Warendorf.

Weitersberg b. Vallendar
M. Bremer, Lehrer.

Wermelskirchen

W. Idel, Rektor.
Stadtgemeinde.

Weyer (Rhld.)

Alfred Lange, Prokurist.

Wickrath b. Rheydt

Paulmanns, Lehrer.

Wickrathberg

W. Rheinen, Hauptlehrer.

Wichelskirchen

Bürgermeisteramt.

Wiehl (Kreis Gummersbach)

Wolff, Amtsrichter.

Wien

E. K. Blüml.

Wiesbaden

Jos. Lauff, Major.
Gustav H. Lucas.

Witten (Ruhr)

Oskar Fautsch, Rechtsanwalt
und Notar.
Fr. Wilh. Aug. Pott, Buch-
druckereibesitzer.
Rollmann, Kgl. Berginspektor.

Wulmeringhausen b. Olsberg i. W.

Schuermann, Bergwerksdirektor.

Würzburg

Dr. P. Wolter, Universitäts-
professor.

Xanten

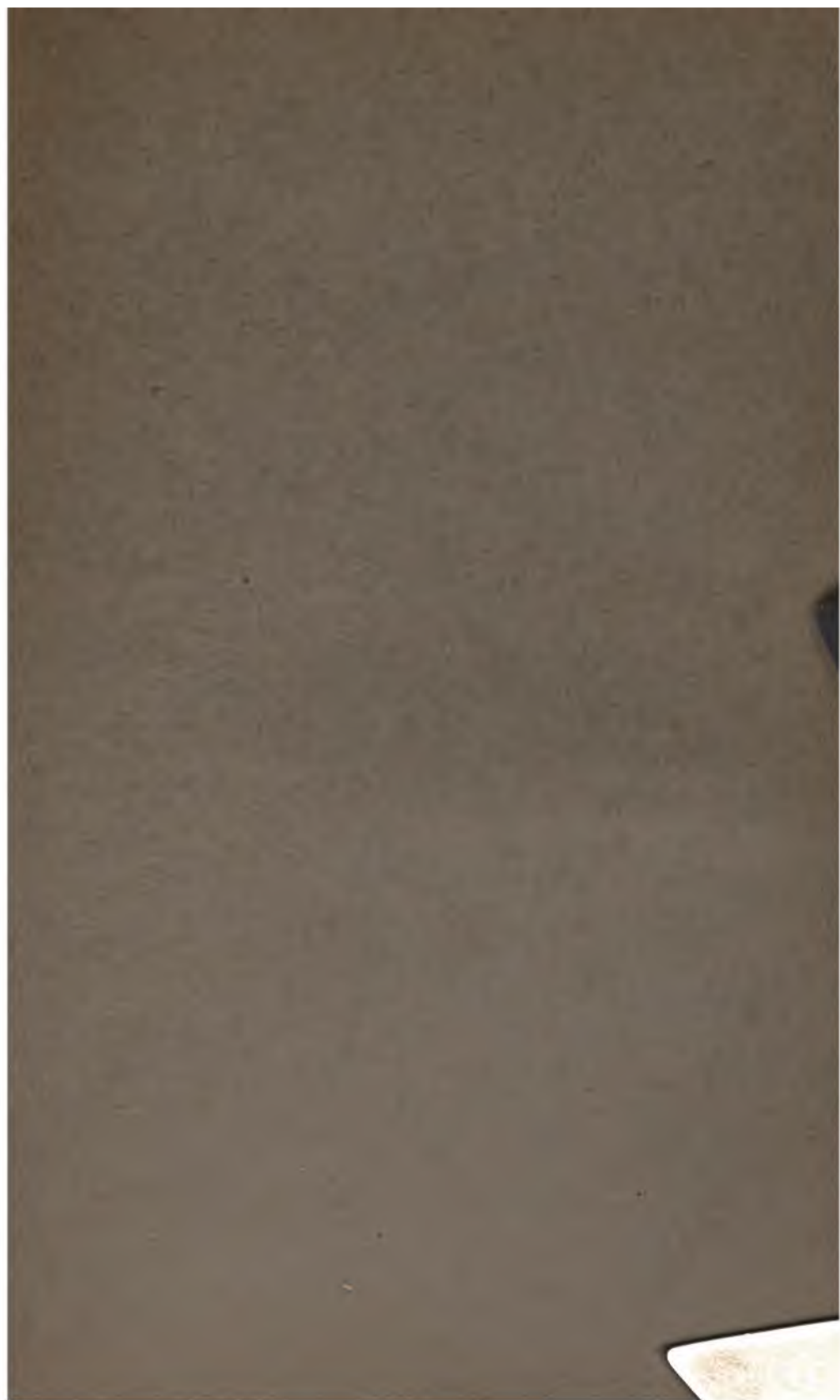
Fr. W. Illinger, Fabrikant.

Zarewo b. Moskau (Russland)

Eugen Becker, Fabrikant.

Zehlendorf b. Berlin

Frau Clara Viebig, Schrift-
stellerin.



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Zur Geschichte der Kölner Fastnacht. Von Dr. Jacob Kemp, Malmédy	Seite 241
Das altsächsische Bauernhaus in der Rheinprovinz. Von Dr. Willi Pessler, Hannover. (Mit Figuren nach eigenen Aufnahmen des Verfassers)	272
Das bergische Haus und seine Zukunft. Von O. Schell	282
Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Von Paul Sartori. II. Sagen	289

Kleinere Mitteilungen:

Der hölzerne Jäger. Von Joseph Mayer, Lutzerath	Seite 300
Verschiedene kleinere Mitteilungen	301


Berichte und Bücherschau:

Pessler, Willi, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Bedeutung. Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde. Von O. S.	Seite 302
Rehben, Ernst, Die Gannersprache (ehochum loschen). Von Wehrhan	303
Conventz, H., Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Von Wehrhan	304
Namen- und Sachregister	Seite 305
Mitgliederverzeichnis	313


Vorstand des Vereins:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29	} Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32	
O. Schell, Lehrer, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	
K. Wehrhan, Mittelschullehrer, Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 761	} Schriftführer.
O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33, Kassierer.	
Prof. Dr. P. Bahmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.	} Beisitzer.
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn	
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.	
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier	
Reg.- und Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnberg	
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.	
Rektor C. Rademacher, Köln	
Oberlehrer Dr. Trense, Eheydt	
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld	
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln	

Sämtliche Herren des Vorstandes nehmen Anmeldungen entgegen.

 Unserer Schriftführer, Herr K. Wehrhan, wohnt vom 1. Oktober d. J. ab in Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76¹. Die von ihm versehenen Geschäfte werden vorläufig noch unverändert weiter geführt.

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernorhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

 Diesen Hefte liegt Nr. 4 der Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde bei.

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.







DD
801
R725
248
v.3
Pt.3



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

A. Prümer, Dortmund, Prof. W. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Elberfeld.

3. Jahrgang
1906

Drittes Heft

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttesen, S. m. b. H.
(vorm. Baedeker'sche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.



Zeitschrift

des Vereins für
rheinische und westfälische Volkskunde.



3. Jahrgang.

1906.

Drittes Heft.

Das Volkslied „Ich liebe dich, so lang' ich leben werde“.

(Eine literar- und musikhistorische Studie.)

Von **E. K. Blümml** (Wien).

Der Verbreitungsbezirk dieses Volksliedes, (vgl. darüber auch John Meier, *Kunstlieder im Volksmunde* [1906] 71 nr. 450) oder besser gesagt volkstümlichen Liedes, liegt hauptsächlich am Rhein. Bisher ist es aus dem Elsass (Kurt Mündel, *Elsässische Volkslieder* [1884] 80 f. nr. 75; Erk-Böhme, *Liederhort II.* [1893] 427), aus Baden (Auguste Bender und J. Pommer, *Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge* [1902] 180 nr. 157 mit Melodie; M. E. Marriage, *Volkslieder aus der badischen Pfalz* [1902] S. 383), aus der Rheinprovinz (Kreis Saarlouis: C. Köhler und J. Meier, *Volkslieder von der Mosel und Saar* [1896] 173 nr. 168 mit Melodie; Kreis Wetzlar und Sieggegend: K. Becker, *Rheinischer Volksliederborn* [1892] 103 f. nr. 145 mit 2 Melodien), aus Nassau und Oberhessen (Erk-Böhme, *Liederhort II.* [1893] 426 f. nr. 608 mit Melodie; E. H. Wolfram, *Nassauische Volkslieder* [1894] 481a) nachgewiesen, wozu dann noch ein Text aus dem räumlich ziemlich entfernten Steiermark (Ennstal) kommt, der weiter unten abgedruckt wird.

Es ist nun nicht uninteressant, zu zeigen, wie sich die einzelnen Texte und Melodien zueinander verhalten und welcher wahrscheinliche Urtext und welche wahrscheinliche Urmelodie allen Varianten zugrunde liegt. Den Beginn möge die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der einzelnen Melodien bilden, zu welchem Zwecke dieselben zunächst zum Abdrucke gelangen sollen.

Bender-Pommer 180 nr. 157.

1 I. II. III. 2 I. II. III. IV. V. VI. 3 I. II. III. IV. V. VI. 4 I. II. III. IV. V. VI.

a)

Köhler-Meier 173 nr. 108.

b)

Erk-Böhme II. 426 nr. 608.

c)

Becker 103 nr. 145. I.

d)

Becker 103 nr. 145. II.

e)

Auf Grund dieser übersichtlichen Zusammenstellung kann nun das Verwandtschaftsverhältnis der einzelnen Melodien tabellarisch festgelegt werden, wobei sich folgende Tabelle ergibt:

Verhältnis	Takt 1	Takt 2	Takt 3	Takt 4	Takt 5	Takt 6	Takt 7	Takt 8	Takt 9
a : b	$a_1 = b_1$	I. II. VI.	I. IV.-VI.	I. II. VI.	I. II. V.	V. VI.	$a_7 = b_7$	$a_8 = b_8$	$a_9 = b_9$
a : c (Erhöhung um 4/2)	$a_1 = c_1$	I. III. IV. V. VI.	I. III.-VI.	I. III. IV. V. VI.	I. II. V.	III. V. VI.	I. II. III. V. VI.	$a_8 = c_8$	$a_9 = c_9$
a : d (Erhöhung um 2/2)	$a_1 = d_1$	$a_2 = d_2$	I. III.-VI.	$a_4 = d_4$	I. II. V.	I. II. III. V. VI.	I. III. IV. V. VI.	I. II. III.	$a_9 = d_9$
a : e (Erhöhung um 2/2)	$a_1 = e_1$	I. II. VI.	$a_3 = e_3$	I. II. VI.	I. II. V.	II. V. VI.	$a_7 = e_7$	I. II. (IV. V. *)	—
b : c (Erhöhung um 4/2)	$b_1 = c_1$	I. VI.	I. IV.-VI.	I. VI.	$b_5 = c_5$	I. V. VI.	I. II. III. V. VI.	$b_8 = c_8$	$b_9 = c_9$
b : d (Erhöhung um 2/2)	$b_1 = d_1$	I. II. VI.	I. IV.-VI.	I. II. VI.	$b_5 = d_5$	V. VI.	I. III. IV. V. VI.	I. II. III.	$b_9 = d_9$
b : e (Erhöhung um 2/2)	$b_1 = e_1$	$b_2 = e_2$	I. IV.-VI.	$b_4 = e_4$	$b_5 = e_5$	I. V. VI.	$b_7 = e_7$	I. II. (IV. V. **)	—
c : d (Erniedrig. um 2/2)	$c_1 = d_1$	I. III. IV. V. VI.	$c_3 = d_3$	I. III. IV. V. VI.	$c_5 = d_5$	III. IV. V. VI.	I. III. V. VI.	I. II. III.	$c_9 = d_9$
c : e (Erniedrig. um 2/2)	$c_1 = e_1$	I. VI.	I. III.-VI.	I. VI.	$c_5 = e_5$	I. V. VI.	I. II. III. V. VI.	I. II. (IV. V. *)	—
d : e	$d_1 = e_1$	I. II. VI.	I. III.-VI.	I. II. VI.	$d_5 = e_5$	II. V. VI.	I. III. IV. V. VI.	I. II.	—

*) Parallelvariante zu b., Differenz 2/2 u. 3/2.

**) Parallelvariante, Differenz 3/2.

Anm. Die römischen Ziffern bedeuten die einzelnen Noten in den einzelnen Takten; eine Gleichsetzung heisst, dass der ganze Takt völlig dem andern entspricht, während dort, wo dies nicht der Fall ist, die römischen Ziffern anzeigen, was in je zwei verglichenen Takten gleich ist.

Aus dieser Tabelle ergibt sich dann eine Übereinstimmungstabelle, d. h. eine solche, aus der sofort die gleichen Takte zu ersehen sind. Auch ist darnach eine Gruppierung der einzelnen Melodien nach ihrer näheren Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit möglich:

Varianten	Takt 1	Takt 2	Takt 3	Takt 4	Takt 5	Takt 6	Takt 7	Takt 8	Takt 9	Summe
a	0	0	0	0	—	—	0	0	0	7
b	0	☞	—	☞	0	—	0	0	0	7
c	0	—	☞	—	0	—	—	0	0	5
d	0	0	☞	0	0	—	—	—	0	6
e	0	☞	0	☞	0	—	0	—	—	6
Summe	5	2+2	2+2	2+2	4	—	3	3	4	

Daraus folgt, dass a und b, da sie die meisten (7) Übereinstimmungen mit den andern Melodien zeigen, der Urmelodie am nächsten stehen, doch auch d und e mit je 6 Übereinstimmungen und c mit 5 Übereinstimmungen dürften davon nicht weit abstehen. Als nähere Verwandte erweisen sich nach dieser Tabelle ad gegenüber be, während c mehr isoliert ist, jedoch Annäherung an d, also an den a-Typus, aufweist.

Nachdem so die Grundlinien gezogen sind, kann zur Herstellung der Urmelodie geschritten werden, wobei Takt für Takt eingehend erörtert werden muss. Als Taktart ergibt sich zunächst der $\frac{4}{4}$ Takt, da alle vorhandenen Varianten diese Taktart aufweisen. Ich habe absichtlich nicht alles auf F-dur transponiert, sondern die einzelnen Melodien in ihrer Aufzeichnungstonart belassen.

Die einzelnen Takte:

a. Erster Takt.

a) 

b) 

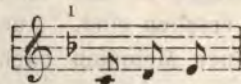
c) 

d) 

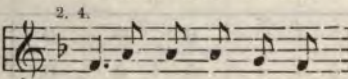
e) 

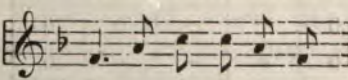
Da alle Varianten von a—e übereinstimmen, so wird a oder b genommen:

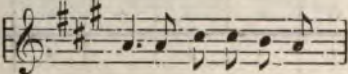
Erschlossener 1. Takt:



b. Zweiter und Vierter Takt.

a) 

b) 

c) 

Gleiche Takte: a=d; b=e;
gleiches I: a=b=c=d=e;

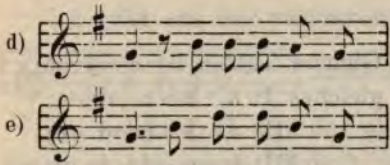
„ II: a=b=d=e;

„ III: a=c=d; b=e;

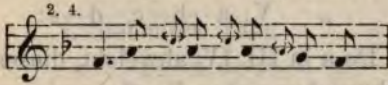
„ IV: a=c=d; b=e;

„ V: a=c=d; b=e;

„ VI: a=b=c=d=e;



Erschlossener 2. (4.) Takt:



a b (F-Dur) einerseits und d e (G-Dur) andererseits, zeigen denselben Bau, indem b von a und e von d in III. IV. V. gerade um eine kleine Terz abstehen, sonst jedoch stimmen,

wodurch in: $b \begin{cases} c \\ a \text{ und } e \\ f \end{cases} \begin{cases} d \\ h \\ g \end{cases}$ je ein Durdreiklang gebildet wird. c bleibt, bis auf II., im Niveau von a und d.

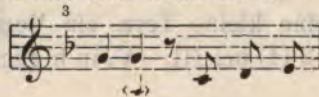
c. Dritter Takt:



Gleiche Takte: a=e; c=d;
gleiches I: a=b=c=d=e;
„ II: a=e; c=d; b;
„ III: a=c=d=e; b;
„ IV.-VI: a=b=c=d=e.

In I. III. IV.-VI. treten die Werte von a ein. Zweifelhafte ist II., wo a e, c d und b sich gegenüberstehen. Da sonst in diesem Takte die Werte von a die besten sind, so sind sie wohl auch in II. einzusetzen, doch ist auch der Wert c (d), der einen Quintensprung nach abwärts vorstellt, wobei II. durch IV. beeinflusst wurde, zu berücksichtigen. b ist wohl aus einem ursprünglichen hervorgegangen, worauf das g an Stelle der Pause deutet und was auch das sonst immer verwandte e zeigt und stellt sich dann zu a.

Erschlossener 3. Takt:



d. Fünfter Takt.

5 I. II. III. IV. V.

a) 

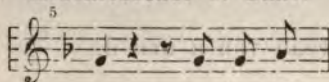
b) 

c) 

d) 

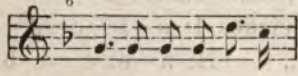
e) 

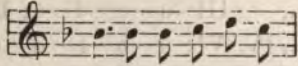
Erschlossener 5. Takt:

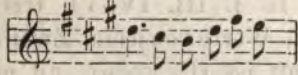
5 

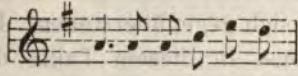
e. Sechster Takt.

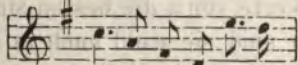
6

a) 

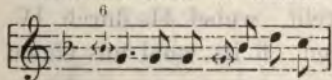
b) 

c) 

d) 

e) 

Erschlossener 6. Takt:

6 

Gleiche Takte: $b=c=d=e$;

gleiches I: $a=b=c=d=e$;

„ II: $a=b=c=d=e$;

„ III: $b=c=d=e; a$;

„ IV: $b=c=d=e; a$;

„ V: $a=b=c=d=e$;

Da a in III. IV. abweicht, dieser Abweichung aber die vier anderen übereinstimmenden Fälle gegenüberstehen, so haben hier die Werte von b (c, d, e) einzutreten. Das III. in a kann unter Erinnerung an I. in a1 und IV. in a3 entstanden sein.

gleiches I: $a=d; b=c=e$;

„ II: $a=d=e; b; c$;

„ III: $a=c=d; b; e$;

„ IV: $c=d; a; b; e$;

„ V: $a=b=c=d=e$;

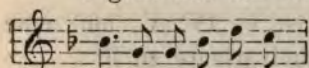
„ VI: $a=b=c=d=e$.

Klar ist V. VI., wo die Werte von a einzutreten haben. Auch in I. II. III. sind die Werte von a einzusetzen, daneben aber in I. der Wert von b (c, e) in Klammer zu führen. Für IV. gilt der auf a reduzierte Wert von d, daneben ist aber der von a, da sonst immer a ausschlaggebend ist, in Klammer anzugeben.

Die einzelnen Varianten leiten sich nun daraus sehr einfach ab:

b geht aus der Grundform durch Erhöhung von I.—IV. um eine kleine Terz, ein Vorgang, den wir schon oben in Takt 2 (4) bei III.—V. in b gegenüber a beobachteten, hervor.

c geht aus der variierten Grundform:

 durch Angleichung von II. an I. hervor.

e behält I. II. aus der abgeleiteten Grundform (s. oben unter c) bei, nimmt jedoch in I.—IV. einen Dominantenaccord (c-e-g-b).

f. Siebenter Takt.

7 I. II. III. IV. V. VI.

a)  gleiche Takte: a=b=e;
gleiches I: a=b=c=d=e;
" II: a=b=c=e; d;
" III: a=b=c=d=e;
" IV: a=b=d=e; c;
" V: a=b=c=d=e;
" VI: a=b=c=d=e.

b) 

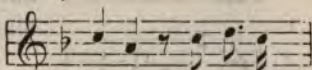
c) 

d) 

e) 

Klar ist I. III. V. VI. mit den Werten von a, doch auch in II. und IV. kann, wegen der jeweiligen vier Fälle, der Wert von a gelten.

Erschlossener 7. Takt:

7 

g. Achter Takt.

8 I. II. III. IV. V.

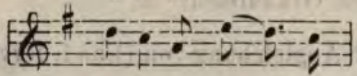
a) 

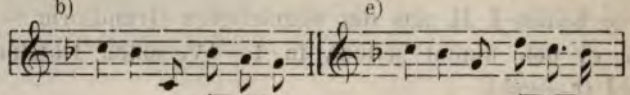
b)  gleiche Takte: a=b=c;
gleiches I: a=b=c=d=e;
" II: a=b=c=d=e;
" III: a=b=c=d; e;
" IV: a=b(e)=c; d;
" V: a=b(e)=c; d;

c) 

d) 

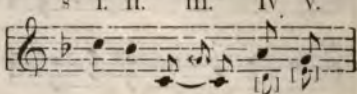
I. II. III. IV. V.

e)  e ist in IV. V. nur eine Parallelvariante zu b:

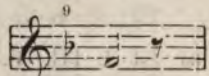
b) 

$\frac{3}{2}$ höher.

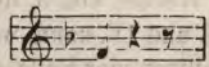
Im erschlossenen Takt ist der Wert für e in III. in $\langle \rangle$, der für d in IV. V. in \square ; sonst sind, bei Reduzierung der Parallelvariante e auf b, in IV. V. stetige Werte.

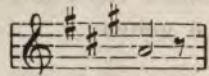
Erschlossener 8. Takt: 

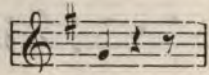
b. Neunter Takt.

a) 

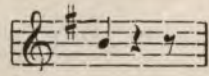
Gleiche Takte: a=b=c=d;
abweichend e.

b) 

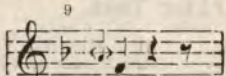
c) 

d) 

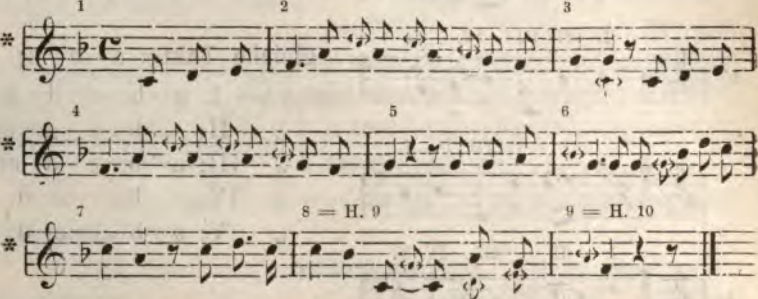
Es ist daher der Wert von a anzusetzen, der von e ist jedoch in $\langle \rangle$ beigefügt. Es endigen daher alle Varianten mit der Tonika, nur e mit einer grossen Terz.

e) 

Erschlossener 9. Takt:



Somit ergibt sich folgendes als mutmassliche Grundmelodie:



eine Melodie also, die, um mit Pommer (a. a. O. 303 zu nr. 157)

zu reden, den charakteristischen Rhythmus der von herumziehenden Sängern vorgetragenen Mordgesänge zeigt.

Diese Melodie ist nun aus einer Melodie E. von Hettersdorff's hervorgegangen. Diese findet sich zuerst in E. von Hettersdorff, Sechs Lieder mit Begleitung des Forté-Piano und Guitarre, Bonn bei N. Simrock (vor 1816*) als Nr. 10 (Liebe um Liebe: Ich liebe dich, so lang' ich leben werde) auf S. 16 f. und möge hier abgedruckt werden:

Hettersdorff nr. 10 [p. 16].

The image shows a musical score for a melody in G minor, 3/4 time. The score is divided into four lines of music, with measures numbered 1 through 13. Measure 7 is marked with a reference to page 17. The melody consists of eighth and quarter notes, with some measures containing beamed eighth notes. The key signature has two flats (Bb and Eb), and the time signature is 3/4.

Dass die Melodie von Hettersdorff die Quelle ist, zeigen deutlich die Takte 1, 2, 3 I.-III, 6, nur wiederholt dann das Volkslied in 3 IV.-VI. und 4 den Takt 1 und 2. Die Schlusstakte 8 und 9 des Volksliedes gingen aus Hettersdorff auf folgende Art hervor: Hettersdorff 8 wurde ausgelassen, von 9 wurde I. beibehalten und daran 12 II.-V. und 10 (13) I. angefügt, was besonders in d hervortritt, aber auch in a, b und c war dies der Fall, nur tritt hier in IV. V. von Hettersdorff 9 IV. V. ein, worauf Hettersdorff 10 I. folgte.

Nachdem die musikhistorische Seite unseres Themas erschöpft ist, können wir uns zur literarhistorischen Seite desselben, zum Texte, wenden.

*) Wird im „Handbuch der musikalischen Litteratur oder allgemeines systematisch geordnetes Verzeichniss der bis zum Ende des Jahres 1815 gedruckten Musikalien, auch musikalischen Schriften und Abbildungen“ Leipzig 1817 auf S. 561 angeführt.

Während die Melodien doch beinahe alle in allem auf einen Typus zurückgeführt werden konnten, ist dies bei den Texten nicht so leicht möglich, denn dieselben sind äusserst variabel und zeigen mannigfache Verschiebungen und Kreuzungen, Auslassungen und Einschaltungen, so dass es schwer ist, die einzelnen Texte in Ordnung zu bringen. Es empfiehlt sich daher, eine eingehende Analyse jedes einzelnen Textes zu geben, um vielleicht auf diese Art doch zu einem, in seinen Grundzügen wenigstens, sicheren Urtext zu gelangen. Zunächst möge jedoch der Text zur Originalmelodie, den Hettersdorff, ohne Nennung eines Autors, bringt, hier Platz finden. Der Verfasser scheint Hettersdorff selbst zu sein, da bei allen übrigen vertonten Liedern (mit Ausnahme von Nr. 12) am Schlusse stets die Verfasser angegeben sind. Dieser Text ist dreistrophig und findet sich a. a. O. S. 16 f:

1. Ich liebe dich, so lang ich leben werde,
So lang dies Herz noch fühlt und schlägt.
Ich liebe dich, bis fern einst von der Erde
Die Lieb' uns bessere Früchte trägt.
2. Du liebest mich, gern tausch ich Rang und Ehre
Um einen süssen Kuss von dir,
Du liebest mich, wenn alles ich entbehre,
Gibt deine Liebe alles mir.
3. Wir lieben uns, mag unser Leben schwinden,
Die Liebe hüllt das Grab nicht ein,
Wir lieben uns und werden dort uns finden
Und ewig uns der Liebe freu'n.

Von Aufzeichnungen aus dem Volksmunde kommen, da Wolfram a. a. O. 481a und Marriage a. a. O. 383 nur die erste Zeile anführen, folgende in Betracht:

1. B. P. = Text aus Oberschefflenz (Grssh. Baden) bei Bender-Pommer a. a. O. 180 nr. 157 mit 4 Strophen.
2. K. M. = Text aus dem Kreis Saarlouis (Rheinprovinz) bei Köhler-Meier a. a. O. 173 nr. 168 mit 5 Str.
3. E. B. = Text aus Nassau und Oberhessen bei Erk-Böhme a. a. O. II. 426 f nr. 608 mit 4 Str.
4. B. = Text aus dem Kreis Wetzlar und der Sieggegend (Rheinprovinz) bei Becker a. a. O. 103 f. nr. 145 mit 6 Str.

2. KM. Str. 1_{1,2} = BP. 1_{1,2}; EB. 1_{1,2}; B. 1_{1,2}; M. 1_{1,2}; eb. 1_{1,2}; St. 1_{1,2}; } contrahiert aus
 „ 1_{3,4} = B. 2_{3,4}; M. 4_{3,4}; St. 2_{3,4}; } Urtext Str. 1 und 2b
 „ 1₃ = EB. 4₃; } (siehe unten).
 „ 2 = ca. M. 2;
 „ 3 = BP. 3; EB. 2; B. 4; M. 3, 6; eb. 2; St. 4;
 „ 4 = B. 5;
 „ 5 = B. 6;
3. EB. „ 1 = BP. 1; B. 1; M. 1; eb. 1; St. 1;
 „ 2 = BP. 3; KM. 3; B. 4; M. 3, 6; eb. 2; St. 4;
 „ 3 = B. 3; eb. 3;
 „ 3₁₋₃ = BP. 4₁₋₃; B. 3₁₋₃; eb. 3₁₋₃; St. 3₁₋₃;
 „ 3₄ = B. 3₄; eb. 3₄;
 „ 4₁₋₃ = B. 2₁₋₃; M. 4₁₋₃;
 „ 4₄ der am besten erhaltene Urtextrest der Gruppe a, denn hier Reim, während sonst Zerrüttung herrscht.
4. B. „ 1 = BP. 1; EB. 1; M. 1; eb. 1; St. 1;
 „ 2₁₋₃ = EB. 4₁₋₃; M. 4₁₋₃;
 „ 2₄ = BP. 4₄; KM. 1₄; M. 4₄, 7₄; St. 2₄;
 „ 2 = M. 4;
 3 { „ 3₁₋₃ = BP. 4₁₋₃; M. 7₁₋₃; St. 3₁₋₃;
 „ 3 = EB. 3; eb. 3;
 „ 4 = BP. 3; KM. 3; EB. 2; M. 3, 6; eb. 2; St. 4;
 „ 5 = KM. 4;
 „ 6 = KM. 5;
5. M. „ 1 = BP. 1; EB. 1; B. 1; eb. 1; St. 1;
 „ 2 = ca. 2 KM.;
 „ 3, 6 = BP. 3; KM. 3; EB. 2; B. 4; eb. 2; St. 4;
 „ 4 = B. 2;
 „ 4_{1,2} = BP. 2_{1,2}; St. 2_{1,2};
 „ 4₃ = KM. 1₃; EB. 4₃; B. 2₃; St. 2₃;
 „ 4₄ = BP. 4₄; KM. 1₄; B. 2₄; St. 2₄;
 „ 5 = ca. eb. 4;
 „ 7 = BP. 4;
 „ 7₁₋₃ = BP. 4₁₋₃; EB. 3₁₋₃; B. 3₁₋₃; eb. 3₁₋₃;
 St. 3₁₋₃;
 „ 7₄ = BP. 4₄; KM. 1₄; B. 2₄, St. 2₄;

6. eb. Str. 1—3 = EB. 1—3 (s. oben).
 „ 4 = M. 5.
 7. St. „ 1 = BP. 1; EB. 1; B. 1; M. 1; eb. 1;
 „ 2_{1,2} = BP. 2_{1,2}; M. 4_{1,2};
 „ 2_{3,4} = KM. 1_{3,4}; B. 2_{3,4}; M. 4_{3,4};
 „ 3₁₋₃ = BP. 4₁₋₃; EB. 3₁₋₃; B. 3₁₋₃; M. 7₁₋₃;
 eb. 3₁₋₃;
 „ 3₄ und 5_{1,2} unbelegbar;
 „ 5_{3,4} = BP. 2_{3,4}.

Aus diesen Einzelanalysen lässt sich nun etwa folgender Urtext gewinnen:

1. Ich liebe dich, so lang ich leben werde,
 So lang ein Herz in meinem Busen schlägt,
 So lang ein Gott regiert auf dieser Erde,
 Bis Gottes Engel einst die Toten weckt. (BP. 1).
 BP. 1 = EB. 1 = B. 1 = M. 1 = eb. 1 = St. 1;
 dazu auch KM. 1_{1,2}.
2. Von dieser Strophe sind zwei Fassungen anzunehmen:

a. Ja liebst du mich, vertausch ich nicht mein Leben Ja nicht mit dem, der Kron' und Szepter trägt; Was du mir gibst, kann nur ein Gott mir geben, Denn deine Lieb' macht Herz und Sinn bewegt. (EB. 4.)	b. Ja liebst du mich, so tausch' ich Tod und Leben (Rang u. Ehre) Um einen einz'gen Kuss von dir; Denn Seligkeit ist deine Liebe mir (nach St. 2).
--	---

Zu a gehört noch B. 2₁₋₃, während B. 2₄ durch die Gruppe b beeinflusst ist. Zu b stellt sich BP. 2_{1,2}; KM. 1_{3,4}; M. 4; St. 2; diese Form ist aus Hetttersdorff Str. 2 hervorgegangen.
3. O Schicksal, gib, dass wir uns wieder (immer) lieben,
 Einem andern sollst du nicht mehr freundlich sein:
 Denn sonst lieg' ich ja bald im Todesschlummer,
 Verzweiflung stürzt mich ins Grab hinein (oder:
 Verzweiflungsvoll wird dann mein Schicksal sein).
 Ergibt sich aus KM. 2 = ca. M. 2, wozu auch BP. 2_{3,4}
 und St. 5_{3,4} gehören.
4. Ja alles, alles will ich für dich wagen,
 Was nur den Menschen möglich ist;
 Auch selbst den Tod will ich für dich ertragen,
 So teuer mir auch selbst mein Leben ist. (B. 3.)

B. 3 = EB. 3 = eb. 3; dazu gehören auch: BP. 4¹⁻³ = M. 7¹⁻³ = St. 3¹⁻³; nicht hierher gehören aber, des mangelnden Reimes wegen: BP. 44 = M. 74, denn das ist der Schluss von 2b und von dorthier eingedrungen.

5. Drum, liebes Mädchen, habe doch Erbarmen
Mit einem Jüngling, der dich innig liebt, —
Der dich so gerne hielt in seinen Armen,
Der Blut und Leben für dich, Teu're, gibt. (nach B. 4.)

B. 4 = BP. 3 = KM. 3 = EB. 2 = M. 3, 6 = eb. 2 = St. 4.

Was nun in den einzelnen Liedern noch folgt (B. 5 = KM. 4; B. 6 = KM. 5; M. 5 = ca. eb. 4), ist bloss Anhängsel, aus Abschiedsliedern herübergenommen und passt auch gar nicht recht zur Situation. Auf eine, sonst nicht weiter belegte Strophe scheint St. 5^{1,2} hinzuweisen. Von dem Text, den Hettorsdorff bietet und der ihn auch wahrscheinlich zum Urheber hat, ist, wie man sieht, Str. 1 und 2 in unserem Texte vertreten und zwar 1 ziemlich genau in unserer Str. 1 und H. 2 in unserer Str. 2b; H. 3 ist ohne Entsprechung, es müssen daher unsere Str. 3—5 zuerst in einem fl. Bl. aufzufinden sein, das in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts (s. Erk-Böhme II. 427; Bender-Pommer 180 und oben Steiermark) mit einer von der Hettorsdorffschen schon abweichenden Melodie ins Volk Eingang fand. Während Hettorsdorff in seinen 3 Strophen eine gegenseitige, beglückende Liebe besingt, stellt unser Lied die Klage eines liebenden Jünglings an sein geliebtes Mädchen dar, ohne dass jedoch gesagt wird, dass er Gegenliebe findet.

Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien im Sefkant.*)

Mitgeteilt durch **Franz Kapell**, Eschweiler.

Der „Sefkant“, in der Aachener Gegend „Senöfkank“ genannt, steht im Jülicher Land im Rufe der Rückständigkeit. Man bezeichnet damit insbesondere den hammerähnlichen

*) Beitrag zu „Rheinische Schilda“ von Dr. Jos. Müller, Trier (4. Heft 1904).

Vorsprung der Kreise Heinsberg und Geilenkirchen in die holländische Provinz Limburg (die Dörfer Saeffelen, Breberen, Höngen, Havert, Millen, Schalbruch, Isenbruch, Tüdderen, Wehr, Hillensberg, Süsterseel, Gangelt, Hastenrath u. e. a.), auch wohl den ganzen Grenzstrich ungefähr von Herzogenrath bis Erkelenz. Das „gelungene“ Bild ist vom Tuch hergenommen; am Taschentuch z. B. ist die gewebte Kante, die also nicht gesäumt zu werden braucht, „der Seflkant“, d. h. der sich selbst Kante ist. Übertragen auf die Gegend und ihre Bewohner, hat man wohl die Entlegenheit und Abgeschlossenheit derselben zum Ausdruck bringen wollen, die weltfremd und unberührt vom pulsierenden Leben altfränkisch, ungehobelt, derb und unwissend bliebe. Zugegeben, dass diese Abgeschlossenheit in mehr als einer Beziehung ungünstig gewirkt hat, darf der Seflkant für sich den Vorzug beanspruchen, seine schlichte, einfache Art, Väterbrauch und -Sitte, seine ehrliche Offenherzigkeit und Derbheit auch heute noch bewahrt zu haben, wodurch er vorteilhaft gegen andere „aufgeklärtere“ Gegenden absticht. In geistlichen Kreisen heisst er scherzweise „das geistliche Mistbeet“, weil keine Gegend des Kölner Erzbistums so viele Geistlichen stellt, jährlich $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{10}$ der neugeweihten Priester. Wie weit der Name „Seflkant“ in die Geschichte hinaufreicht, weiss ich nicht; ob er über die preussische Zeit (1815) hinaus schon gebräuchlich war, wo die Westgrenze des Herzogtums Jülich sich ziemlich mit der heutigen preussisch-niederländischen deckte, konnte ich bisher nicht in Erfahrung bringen.

1. Die Gängelder Mürepenn.

(Siehe 4. Heft der Volkskunde 1904 S. 282 von Dr. Jos. Müller nach H. Gierlichs.)

Im Volksmunde wird diese Begebenheit, wie jedem Seflkänter wohlbekannt, folgendermassen erzählt:

„Der Feind rückte plötzlich vor die Stadt Gangelt. Die Tore wurden eilig geschlossen, das Bruchtor an Stelle des abhanden gekommenen „Penn“ (Holzpflock) mit einer Möhre. Gangelt schlief ruhig. Am frühen Morgen wanderten die Gänse, die dort scharenweise gehalten wurden, wie alltäglich

zum Bruch. Aber das Bruchtor war zu. Da erspähte eine ihr Lieblingsfutter, die gelbe Möhre. Die war schnell herausgepickt, das Tor ging auf, die Gänse zogen schnatternd zum Bruch. Der Feind, aufmerksam geworden, gewahrte das offene Tor, rückte ein und überraschte die sorglosen Wächter. Seitdem heissen die Gangelter „de Mürepenn“. (Seltsam, die wachsamen junonischen Vögel, die Retter des Kapitols, ver-raten diesmal eine Stadt.)

Welters „Limburgische Sagen III. Teil, Feesten, Zeden“ teilt dies Schildbürgerstückchen ebenfalls in der mitgeteilten volkstümlichen Form mit (Gänse, nicht Ziegen).

Ferner erzählt der Volksmund: „Ein Geistlicher kam des Weges gegangen und fragte einen arbeitenden Bauersmann in der Nähe von Gangel: „Ist es wahr, dass die Gänse in Gangel den Murepenn aus dem Tore gefressen haben, und ihr deswegen „de Murepenn“ heisst?“ Der Bauer war ein Gangelter. „Häär,“ gab der wütend zur Antwort, „Ihr konnt vrüeh sīne, dät Ihr det gessleck Kleed aan hat, aungesch schlög ech öch de Knoke kort on kleen!“ (Herr, Ihr könnt froh sein, dass Ihr das geistliche Kleid anhabt, sonst schlug ich Euch die Knochen kurz und klein!)

2. Die Birgdener heissen „de Perrenge“ (Perrenge oder Perm = Regenwurm). Warum, weiss ich nicht.

3. Die Sövelder (aus Saeffelen) sind „de Boggesköke“ (Buchweizenkuchen). — Um Fastnacht, beim üblichen Ausritt der Bauernburschen, trabten etliche aus der Nachbarschaft durch Saeffelen, auf der Schulter an einem Besenstiel einen durchlochten Kuchen, um die Bewohner zu verhöhnen. Aber o weh! Die sind verdroschen worden. — Bei einer andern Gelegenheit, einem Sängerkfest, erlaubte sich eine übermütige Sängerschar ebenfalls der „Boggesköke“ zu spotten. Da hat es schwere Hiebe gesetzt, und eine Anzahl Zylinderhüte ist jämmerlich zuschanden gegangen.

Die Redensart bezieht sich auf den in der ganzen Gegend beliebten Buchweizenkuchen; der Buchweizen gedeiht auf dem sandigen Lehmboden vorzüglich und wurde früher viel häufiger als heute angebaut. Inwiefern gerade Saeffelen sich durch diese Speise vor den benachbarten Dörfern auszeichnete, weiss ich leider nicht.

4. Berühmt ist ferner „et Kückhover Gaapstöckske“ (Kückhovener Gaffstückchen), ein Bierkrug, dessen Deckel man absichtlich offen stehen lässt. Wehe dem erwischten Übeltäter! — Die Linnicher Lukasgilde machte einen Ausflug und kam durch Kückhoven (Kreis Erkelenz). Übermütig hingen die Maler Heringe an die Telegraphendrähte und sperrten ihnen das Maul mit Schwefelhölzchen auf. Da war es aber Zeit, sich auf die Lappen zu machen. (Ursprung mir unbekannt.)

5. Haaren ist seiner „Hexen“ wegen berüchtigt; ein Volksspruch sagt: „Enn Haare es wohlgevahre, dō es geen Heck af geene Struk, do sprōngt een Hex erūt.“ (In Haaren ist wohlgefahren; da ist keine Hecke oder kein Strauch, woraus nicht eine Hexe springt.) „Dä stet te Haare ant Recht“ = er weiss sich nicht zu raten, noch zu helfen.

6. In Muvert (Montfort in Holl.-Limburg) war „gēē Wār“ (kein Wetter). Die „prozessie“ sollte „autrekke“. Da schickte der Pastor den Küster hinaus, um nachzuschauen, wie das Wetter wäre. „Härr, ett ess gēē Wār!“ kam der Küster zurück. (Kein Wetter hat im Volksmund die Bedeutung kein gutes Wetter.)

7. In Höngen (Kreis Heinsberg) lebte ein alter Jungeselle. Den wurmte es, dass in der Allerheiligenlitanei „sine Namenspatrüner“ nicht vorkam, und das ein so grosser Heiliger, Sanctus Arnoldus. Die Nachbarn gaben ihm den Rat, mal mit dem Pfarrer zu sprechen; er wäre ja gut dran, und es käme ihm auf ein fettes Kalb nicht an. Gesagt, getan. Er trug dem Pfarrer sein Anliegen vor und bekräftigte es mit dem fetten Kalb. Das 40. std. Gebet kam, und vor dem Hochamt wurde jeden Tag die Allerheiligenlitanei angestimmt. Nolles stand in gespannter Erwartung. Plötzlich singt der Pfarrer ernst, als wenn nichts wäre: „Sanctus Arnoldus!“ Der Küster ist baff; das hatte er noch nie gehört in der langen Amtstätigkeit; das stand doch nicht im Buch. Er schweigt und antwortet endlich nach langer Pause im Tone des „Ora pro nobis“: „Det stet neet drenne“. Der Pastor singt, ohne eine Miene zu verziehen, weiter: „Krieg ee Kauf, kries ett hauf!“ (Kriege ein Kalb, kriegst es halb!). Und

jubelnd antwortete der Küster unverzüglich: „Ora pro nobis!“ In der Dürener Gegend ist das Stückchen in Verbindung mit dem h. Wilhelm bekannt.

8. In Kempen (Rurkempen) hatte der Küster einstmals bereits Sonntag, der Pfarrer aber erst Samstag. Als sie sich nicht einigen konnten, beauftragte der Pastor den Küster, schnell nach Wassenberg zu laufen und zu sehen, was da in der Kirche wäre. Der Küster sprang hin und streckte eben den Kopf in die Wassenberger Kirche, als der Pastor das Requiem begann. „Aha, der Häär hät recht.“ Und eiligst rannte er heim über Graben und Bach; in einem fort murmelte er vor sich hin: „Räquiem, räquiem!“ Da machte er einen mächtigen Satz über einen Wassergraben — die Gegend ist sumpfig. — Er purzelte, und als er aufstand, hatte er sein „Räquiem“ verloren. Er schlug sich vor die Stirn, er legte den Finger auf die Nase, umsonst. „Dö hau ech dech, hie verlor ech dech!“ So murmelte er suchend. Ein Mann kam gegangen. „Köster, watt ess loss?“ „Dö hau ech ett, hie verlor ech ett.“ „Hat Ihr gett verlore? Watt?“ — — Der Küster murmelte und grübelte und suchte weiter. Der Mann sprach, indem er seinen Rechen von der Schulter nahm: „Sall ech ens met derr Rääk kämme?“ „Haha, Rääk, Räquiem!“ Und spornstreichs eilte er weiter, der Kirche zu. Kopfschüttelnd sah der andere ihm nach, er zeigte mit dem Finger auf die Stirn und meinte: Dä hät se neet mi rechteg.“ (Der ist übergeschnappt.) (4. H. „Volkskunde“ S. 276 S. Wiesbaum!)

9. Von tollen Kirmessen, wildem Durcheinander, Raufen und Lärm heisst es: „Dö geng ett düre wie e Karke egen Kerk“. Ursprung: „Die Spanier richteten 1591 in Karken ein schreckliches Blutbad an. Erst waren sie, von Roermond ausziehend, auf einem Beutezuge von den Karkenern mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Diese befürchteten Rache, bauten eine Schanze an der Wolfhagener Mühle und hielten Wache. Allmählich liess ihre Aufmerksamkeit nach. Spanische Söldner, die ein fürstliches Brautpaar von Heinsberg nach Roermond geleiteten, bemerkten die Sorglosigkeit der Dörfler, und unvermutet überfiel die spanische Garnison von Roermond den Ort, nahm stürmend die Schanze und metzelte

das Volk nieder. Eine grosse Menge wurde in der Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatte, erschlagen. Das Blut floss über die Stufen hinaus. Natürlich ging in der Kirche alles drüber und drunter, kurz und klein. Der Tempel war verwüstet, entweiht, geschändet, und zwanzig Jahre soll kein Gottesdienst mehr darin gewesen sein. Also war es sicher „düre e Karke egen Kerk“.

Eine tieftraurige Begebenheit (aufgezeichnet von einem Zeitgenossen, einem Bauersmann aus Karken) liegt mithin der nur scherzweise angewandten Redewendung zugrunde.

10. Ein Stückchen, das im ganzen Selfkant gang und gäbe ist, will ich in Selfkantplatt hiehersetzen: (Bocket.) *ēnə būr hau ens e kauf¹⁾, dət wol net zūpə. hē wōr ghrāt en dər štal ɔn led ɔm ānə venjərə zūkə, du kōm bəštūr²⁾ nō ɔm. hē vərtehdən-ɔm zī lēt. bəštūr zēt: „makd-ɔm šöt; dā zalət wāl zūpe!“³⁾ dət haū e ghēnə ghək ghəzacht. də būr wōr šötəməstər. ač dāč lātər⁴⁾ trɔvə bəštūr ɔpə štrōət. bəštūr vrōghdən-ɔm: „zūb-ət kauf?“ „ijōə!“ zētə būrə. „had ər ɔm šöt ghəmakd?“ „nēə!“ „watañə?“ „ech han ɔm də krūn⁵⁾ ghəšqərə.“*

Zwei Alte stritten sich darüber, ob es ein Schaf oder Kalb gewesen sei. „ech zək, ət wōrə kauf.“ „ɔn ech zək, ət wōrə-nə hāməl.“

Die Anekdote ist urderb wie des Selfkânters ganzes Wesen.

11. Von einem, der sich im Wirtshause oder anderswo bei auffälligen Gelegenheiten breit hinpflanzt oder breitspurig auftritt, heisst es: „də zetq zū brēt wī vöchd.“ (Waldfeucht i. Kr. Heinsberg), eine Anspielung auf die selbstgefällige Art und das überstarke Selbstbewusstsein der Bewohner des ehemaligen befestigten Städtchens.

¹⁾ Kalb. — ²⁾ Pastor. — ³⁾ Die Schützenbrüder gelten allgemein als starke Trinker, wahrscheinlich wegen des häufigen, reichlichen Freibieres. „Hä sübbt wieeene schött!“ — ⁴⁾ später. — ⁵⁾ Krone = Scheitelhöhe, hier eine Anspielung auf die Tonsur des Geistlichen. Die Pfarrer galten bei den Bauern bis in die letzten Jahrzehnte als die einzigen Leute der Gegend, die Wein tranken; dazu verstieg sich der schlichte, däftige, sparsame Bauer nicht.

12. Über die Herkunft des Ortsnamens Obspringen (bei Waldfeucht) geht im benachbarten Haaren folgendes Stückchen: Ehemals stand an der Stelle des heutigen Dorfes nur ein Bauernhof. Arme Haarener Leute gingen jeden Winter dorthin dreschen. Die geizige „Halvəšo“ (Bäuerin, Frau des Pächters) kochte in dieser Zeit für die armen Drescher, die einen sprichwörtlichen Hunger entwickeln — „hē osū hōl wī onə šūrədəšər“ (hohl = hungrig wie ein Scheunendrescher) —, schlechtes Essen, nicht einmal lajnk on māghər, sondern wenig und schlapp; es fehlte an beiden Seiten, an Güte und Menge. Sobald die hungrigen Drescher zu Tisch gingen, sagten sie mit sauersüßer Miene zueinander: „dōmet kōnə wir wal opšprenje“. Nahte die Dreschzeit wieder, so hiess es deswegen bald allgemein: „ghont wər bau nō Opšprenje?“

13. Zu erwähnen wäre auch „rōər on karkər wēint“ (Braunsrather und Karkener Wind, d. h. Windschneider, Windbeutel).

14. Dass die holländische und preussische Grenzjugend wenig Freundschaft gegenseitig bekundet, dürfte wohl selbstverständlich sein. Wir schimpften die Holländer, die grossenteils keine Schule besuchten, und besonders in „Pötbrök“ (Putbroek, ein Dorf in der gleichnamigen Sumpfniederung zwischen Echt und Roermond) als halb wilde Wald- und Naturmenschen aufwuchsen: „hōlənjer, brōbenjer, špekvrētər, kukük!“ (Holländer, Brabanter, Speckfresser, Kuckuck!) Sie entgegneten mit: „rōtə prūs!“ (fauler, schlapper Preusse!)

Diese Proben selfkántischer Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien mögen fürs erste genügen. Die vorstehenden vermochte ich ohne weiteres aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, da ich sie als Knabe und Bursche hundertmale vernommen und wiedererzählt habe. Sie lassen sich bei einigem Nachforschen bedeutend vermehren.

Anführen will ich noch eine Anzahl Spitznamen, deren sich viele Dörfer in näherer und weiterer Entfernung von Rur und Maas erfreuen.

Die Bewohner von Stahe (bei Gangelt) schimpft man „Stōer Sant“, weil dort viel weisser Sand (Dünensand) gegraben wird, den die Staher Fuhrleute mit der Karre in der

ganzen Gegend von Haus zu Haus feilhalten; man streut ihn in die frisch geschrubbten Zimmer. Ähnliches müssen sich die Einwohner des benachbarten Gilrath gefallen lassen, wo dieser Sand ebenfalls reichlich gefunden wird: „Gellröer Santhaase“. Da die Staher Fuhrleute mit alten, abgerackerten Gäulen ihren Sand von Tür zu Tür fahren, heisst in meiner Heimat ein unbrauchbar gewordenes, abgetriebenes Pferd „ēnə štöer zanthens“ (Staher Sandhengst). „dän kanə ānə zantkār španə“ (noch gut genug für die Sandkarre). Die von Grotenrath (Kr. Geilenkirchen) sind die „Heelapper“ (Heideabhauer), weil das Aushacken des ganze Strecken bedeckenden Heidekrautes, das wegen Mangels an Stroh zu Viehstreu, auch wohl als Brennstoff dient, dort gang und gäbe ist. Grotenrath, früher teils nach Teveren, teils nach Scherpenseel eingepfarrt, feierte Christi Himmelfahrt als besondern Festtag; wie eine Dorfkirmess. Das Fest hiess kurz und bündig „dər ūs“, d. h. unseres lieben Herrn Tag, den wir von altersher als unsern besondern Festtag feiern. Davon ging in der Umgegend die Rede: „löt qs nō ghrötərō ghōnə, dō virən zə dər »ūs«, dō ghēfd-ət bəkəškōkəvlā met ęrpəlskrütšə!“ (Lasst uns nach Grotenrath gehen, da feiern sie „dər ūs“, da gibt es Buchweizenkuchenfladen mit Kartoffelkraut! Darin liegt Spott und Hohn, da um Christi Himmelfahrt Dörrobst und Apfelschnitzel längst aufgebraucht waren, also keine Apfeltorten gebacken werden konnten.) Schaufenberg (bei Alsdorf) und Dürwiss (bei Eschweiler a. d. Inde) sind berühmt als „Kaafsäck“, also steife, feste Bauern; denn mit Kaaf bezeichnet man die Hüllen und Deckblättchen des Getreides, der Halmfrüchte, die beim Wannern (Reinigen) hinten herausfliegen und als Viehfutter und zum Füllen der Betten Verwendung finden. Die Einwohner von Höngen (Landkreis Aachen) sind die „Hünjer Köh“ (Kühe), d. h. plump und habsüchtig, ebenso „Häaler Köh“ (Hehrath bei Eschweiler). Von letztgenanntem Orte ist folgendes Stückchen bekannt. In der 1/2 12 Uhr-Messe im Aachener Münster, die bekannt ist durch ihr unendlich langes, bandwurmartiges Gesänge der Lieder der sogen. deutschen Singmesse, sang ein Hehrather (ēenə Häaler) im Schlussgesang (Nun ist das Lamm geschlachtet)

statt „Du bist bei uns zugegen“, „Du bist aus unserer Gegend“. Ein neben ihm stehender Aachener fragte ihn darob harmlos, woher er komme. „Uuss Hääler.“ Darauf meinte der Aachener Schalk: „Nu weess ech och, wu van dann use Häärghott ess“ (aus Hehrath). Dasselbe wird von der Erkelenzer Gegend erzählt. Als eitle Gecken gelten in der Stolberger Gegend die Leute von Weisweiler und Langerwehe (Kr. Düren) „Wiswiler Rään (Regen) enn Langerwier Wenk“ (Wind).

Die Mausbacher heissen „de Wölleklöss“. Die Bewohner von Büsbach, Dorf, Freund usw., die ehemals zum Münsterland (Reichsabtei Cornelymünster) gehörten, sind „de Mönsterlänjer“. Während der Büsbacher Sommerkirmess, die von der benachbarten Stadt Stolberg sehr besucht zu werden pflegt, ist Reisbrei das althergebrachte Lieblingsgericht. Darüber sagt der Volksmund: „Modder, düen der Knävel op de Düer, söns komme di pästelingse Stolberger un vrässe onz der Bri!“ (Mutter, tu den Knebel [Wirbel, Riegel] auf die Tür, sonst kommen die porzellanenen [d. h. Händler] Stolberger und fressen uns den Brei!) Die Bewohner von Linden-Nausen (bei Höngen) erfreuen sich des Spitznamens „Klööse“, weil St. Nikolaus ihr Pfarrpatron ist. Hastenrath (bei Eschweiler) hat sich den Beinamen der „Böeschknäpper“ erworben, wohl weil die Bewohner nicht allzu redlich in den benachbarten grossen Waldungen Brandholz mausen sollten. Ferner werden sie „Krammetsvöggel“ zubenannt; ihre Herbstkirmess führt den Namen „Krammetsvogelkirmess“, die abgeschaffte Stolberger Frühkirmess war die Nesselkirmess oder Brennesselkirmess, vermutlich weil um diese Zeit des Jahres ausser den jungen Nesseln noch kein grünes Gemüse zu haben war. Die St. Martinikirmess in dem oben erwähnten Mausbach heisst die „Vrässkermess“; sie hat den Ruf, dass dort mächtig geschmaust wird. Ähnlich lautete im Selfkant eine tropische Figur „de vrät-zint-Märte“ (Fress-Sankt-Martin), weil für die damit verbundene Kirmess ausserordentlich viel gebacken, also sehr viel gegessen wird. St. Tönes (bei Krefeld) gilt als „Süp-zin-Tüünes“ wegen der angeblich starken Trinkgelage. In Teveren wird St. Antonius (17. Januar) ver-

ehrt. Ehemals verzehrten die Bauern an seinem Festtage halbe Schweinsköpfe, Schinken usw.; man sprach vom „Verøkøs Tünøs“ (Schweine-Ant.).

Andere der von Herrn Dr. Jos. Müller nach Schmitz, Gierlichs u. a. wiedergegebenen Streiche kehren im Limburgischen wieder. So gemahnen die sieben Schöffen zu Eis (Südlimburg) an die sieben klugen Schwaben; sie steckten vor und nach jeder Sitzung eine Faust in den weichen Grund und zählten die Löcher, dieweil der alte Schulze nie die Zahl 7 beim Abzählen erreichte. Sie beschlossen auch, ihre Kirche zu verschieben, weil sie zu weit ablag. In der überlangen Rats-sitzung, in der dies Werk beschlossen wurde, schliefen einigen die Beine ein, so dass sie in helle Verzweiflung gerieten. Ein Schweinehirt machte der Not der weisen Mannen ein Ende, indem er mit einer Gerte zwischen sie fuhr, worauf sie erschreckt aufsprangen und glücklich ihre Beine wiederfanden. Als sie die Kirche verschoben, legten sie ihre Röcke an die andere Seite, um die Bewegung genau feststellen zu können. Ein Dieb stahl sie, und die hocheufreuten Rats-mannen meinten, die Kirche wäre über sie weggerutscht. Sie feierten fröhlich. Den Mond, den sie im Wasser des Baches sich spiegeln sahen, hielten sie für einen fetten hol-ländischen Käse. Den konnten sie wegen der steilen Ufer und des tiefen Wassers nur erreichen, indem sie sich an eine Weide hängten, die schräg hinüberraigte. Im Nu hing das gesamte Schöffentum von Eis am Weidenbaum, Jan, der Schmied obenan. Aber dem war die Last zu schwer; er konnte sich nicht mehr halten und wollte wie sonst mal kräftig in die Hände spucken. Und alle ertranken; daher gibt es in Eis keine Schöffen mehr. (Jos. Habets in Welters „Limburgsche Sagen“ I. S. 221/222.)

Was E. Giesecking im 2. Heft des 3. Jahrg. 1906 in seinem hübschen launigen Gedicht „De giftge Wörm“ erzählt, teilt mit unerheblichen Abweichungen Welters I S. 192/195 unter der Überschrift mit: „Weerter Heldenmoed of de Rog-stekers“ (Weert in Holl.-Limburg bei Roermond). Ein Fisch-händler brachte einen Stör aus Holland nach Roermond. Auf dem holperigen Pflaster des Städtchens Weert fiel der Fisch

von der Karre, ohne dass der Führer es bemerkte. Die braven Weerter hielten das unschuldige Tier für ein schreckliches Ungetüm und rückten ihm eben mit Mistgabeln, Dreschflegeln und ähnlichen Waffen zu Leibe, als der durch das Geschrei aufmerksam gewordene Händler seinen Verlust gewahrte und den Fisch lachend auf sein Fahrzeug legte.

Diese Übereinstimmung wundert uns weiter nicht, da die Limburger Bürger uns in Herkunft, Sprache und Sitte so nahe verwandt sind.

Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden *)

Von **Paul Sartori**.

I. Hexen, Werwölfe und andere dämonische Gestalten.

a. Hexen.¹⁾

1. Kreuzwege im Walde, alleinstehende alte Bäume, Hohlwege, Teiche, Übergänge über Bäche waren Aufenthaltsorte für Hexen. Auch unheimliche Geschichten aller Art, namentlich von Bann- und Werwölfen, knüpfte man an solche Orte (Kr. Halle).

2. Am 1. Mai, wenn die Hexen nach dem Blocksberge ziehen, muss man auf einen Kreuzweg eine Egge legen und sich darauf setzen, dann kann man die Hexen auf Besenstielen und Ziegenböcken vorbeireiten sehen. Die oberste

*) Die königl. Regierung in Minden hat in den Jahren 1904 bis 1905 in ihrem Bezirk eine Umfrage nach volkskundlichen Überlieferungen veranstaltet, wobei die in unserer Zeitschrift I, S. 3 ff. abgedruckte Anweisung zugrunde gelegt worden ist. Der hauptsächlich von Amtmännern, Gemeindevorstehern, Geistlichen und Lehrern gesammelte Stoff ist in dankenswertem Entgegenkommen vom Herrn Regierungspräsidenten Dr. Kruse unserem Verein zur Bearbeitung überwiesen worden. Die hier begonnenen Zusammenstellungen beruhen ausschliesslich auf diesen Sammlungen.

¹⁾ Vgl. unsere Zeitschrift II, S. 82 ff. Dazu noch: Hartmann, Bilder aus Westfalen, S. 124 ff. Weddigen und Hartmann, Der Sagenschatz Westfalens, S. 177 (Hexentanzplätze), 329 ff.

der Hexen fährt in einem mit vier Ziegenböcken bespannten Glaswagen. Am andern Morgen bei der Rückkehr kann man alle Hexen erkennen (Ovenstädt, Kr. Minden). Oder: Man stellt zwei Eggen auf einen Kreuzweg und setzt sich darunter (Heimsen, Kr. Minden).

3. Wer in der Nacht auf Maitag an einem Kreuzweg unter einer Egge sitzt, kann den Marsch der Hexen zum Blocksberg beobachten. Ein Witzbold wollte das versuchen. Zufällig kam seine Frau, die Abendluft zu geniessen, in Begleitung ihrer Katze. Diese brummte und schmiegte sich um den Mann herum, als wollten alle drei zum Blocksberg wandern (Neuenknick, Kr. Minden).

4. Zwei Schwestern waren Hexen und ritten in der Maitag in der Nacht zum Blocksberg, wollten aber ihre jüngste Schwester nicht mithaben. Sie sagten: „Stipp in, stipp an, aber keinerwärts an“, und dann ging es durch die grosse Tür und geradenwegs zum Blocksberg. Die Schwester hatte durch das Schlüsselloch geguckt und es falsch verstanden. Sie sagte: „Stipp in, stipp an, stipp allerwärts an“. Da kam sie ganz müde auf dem Blocksberg an (Heimsen, Kr. Minden).

5. Wo jetzt Tiemann Nr. 55 wohnt, soll früher eine Scheune gestanden haben, daher heisst der Ort noch „Schürenplatz“. Hier kamen früher jeden Abend um 12 Uhr alle Hexen des Dorfes zusammen und tanzten auf dreibeinigen Ziegenböcken. Die Hexen hatten die Gestalt von Tieren, die meisten waren schwarze Katzen (Südlengern, Kr. Herford).

6. Beim Tiemannschen Hause liegt eine dreieckige Wiese, die noch heute der Hexenplatz heisst. Hier haben die Hexen in der Walpurgisnacht getanzt. Einst ging in dieser Nacht ein Junge mit einem Mädchen dort vorbei. Der Junge blieb stehen und sagte zum Mädchen: „Siehst du deinen Hexenmeister dort tanzen?“ Sofort kamen die Hexen heran. Der Junge sprang über die Hecke bei Tiemann und wurde gerettet, dem Mädchen aber kratzten sie die Augen aus (Südlengern).

7. Die Einwohner von Fürstenberg (Kr. Büren) werden noch jetzt als „Hexenverbrenner“ geneckt. Dort soll früher

ein Hexengericht bestanden haben, und die Verurteilten sollen auf einem noch jetzt bekannten Platze verbrannt worden sein.

8. Auf zwei grösseren alten Grenzsteinen im Berge auf der Scheide zwischen Lübbecke und Gehlenbeck ist je ein Kreuz eingemeisselt und zwar auf der Lübbecke Seite. Die Sage geht, dass man den von Gehlenbeck kommenden Hexen durch die Kreuze den Weg nach Lübbecke unmöglich machen wollte.

9. Legt man einen Besen vor die Tür, so kann keine Hexe hinüber. Sie nimmt ihn darum auf, und daran kann man sie erkennen. Die Hexen behexen gewöhnlich durch Sachen, die sie entleihen. Kommt eine ins Haus, so schlägt man drei Kreuze, dann kann sie nicht schaden. Übrigens starb die letzte Hexe vor 15 Jahren (Heimsen, Kr. Minden).

10. Um das Brot gegen Hexerei zu schützen, wurde beim Anmengen des Teiges sowie beim Abschneiden des Brotes ein Kreuz gemacht (Heepen, Kr. Bielefeld).

11. Vor langen Jahren war in Südlengern (Kr. Herford) eine Frau, von der man sagte, dass sie dem Vieh etwas antun könnte. Eines Morgens waren bei einem Bauern den Pferden die Mähnen geflochten, und sie wollten nicht fressen. Da fiel dem Bauern ein, dass er der Hexe noch nichts von einer geschlachteten Kuh gebracht habe. Er schickte die Magd mit einem schönen Stück Fleisch hin. Abends stand der Bauer in der Häckselkammer, da kam die Hexe ganz leise ins Haus, trat vor den Pferdestall, murmelte einige unverständliche Worte und ging dann fort. Sogleich fingen die Pferde wieder an zu fressen.

12. Allgemein ist der Glaube, dass das Vieh des Landmannes leicht behext werden kann, und noch heute glauben viele, dass gewisse Menschen die Gabe besitzen, ihrem Vieh durch Berührung oder blosses Besehen oder geheime Zaubersprüche Schaden zuzufügen. Die Wirkungen sind Krankheit, Verweigerung der Annahme des Futters, Blauwerden der Milch u. dergl. Man nimmt dann seine Zuflucht zu Zaubersprüchen und solchen Menschen (Hexenmeistern, Teufelsbändigern), die durch Besprechen den bösen Geist bannen und im Ständerloch des Stalles zukeilen oder zupflöcken

(Kr. Halle). Auch Dill, im Stalle aufgehängt, hilft gegen Hexerei (Ovenstädt, Bierde, Kr. Minden).

13. Dem Heuerling N. in Friedewalde (Kr. Minden) gaben die behexten Kühe blaue, lange Milch, so dass er nicht buttern konnte. Auf Anraten eines Hexenmeisters stellte er eine Satte Milch auf den Kreuzweg des Dorfes. Wer die Satte anrührte oder umwarf, der hatte auch den Zauber auf seine Kühe übertragen. In Leteln bei Minden herrschte derselbe Brauch. Wenn die Milch dagegen rot gefärbt war, so musste die Kuh durch einen Astring (Knorren) von Eichenholz gemolken werden.

14. Blaue Milch von behexten Kühen wird in gute umgewandelt, wenn man eine Schale voll in der Geisterstunde von 12—1 Uhr auf einen Kreuzweg trägt und sich hütet, irgend einem zu begegnen und ein Wort zu sprechen (Ilvese, Kr. Minden). Behexte Milch, die nicht buttert, muss man im Butterfass in ein Nachbarhaus bringen und da buttern (Heimsen, Kr. Minden). Oder die Hausfrau stellt sich mit der Butterkarre auf einen Kreuzweg, wo die Hexen ihre Macht verlieren (Ostscheidt, Kr. Herford). Oder man holt einen Strohalm vom Hause dessen, den man im Verdacht hat, die Milch behext zu haben, und tut ihn in die Butterkarre (Rahden, Kr. Lübbecke).

15. Wenn man von andern Leuten Milch geholt hat, so kann man nur dann ungefährdet vor Hexenspuk über die Strasse kommen, wenn man damit über einen Kreuzweg geht und etwas Salz hineintut, sonst ist sie giftig (Ovenstädt, Leteln, Kr. Minden). In Leteln wurde früher auch den Kühen beim ersten Austrieb auf die Weide ein schmales, mit Salz gefülltes Säckchen um die Hörner gebunden, um die Hexen abzuwehren.

16. Wenn die Kuh kalbt oder ein Schwein seine Jungen wirft, so darf kein Wort im Hause gesprochen werden, der eintretende Fremde wird mit keinem Worte begrüsst, auch darf ihm kein Stuhl angeboten werden, sonst müssen die neugeborenen Tiere, auch das Muttertier, sterben (Todtenhausen, Kr. Minden).

17. Wenn eine Kuh nach dem Kalben etwas zu saufen

bekommt, so wird eine Schere oder sonst ein Gegenstand von Stahl hineingeworfen gegen Behexung. Auch wird die melk gewordene Kuh mit Salz überworfen. Wird Milch von einer solchen Kuh über den Weg hin verkauft, so muss Salz hineingeworfen werden, damit bei der Kuh sich die Milch nicht verliert. Geht eine melk gewordene Kuh aus dem Hause, so wird ein Gegenstand von Stahl, etwa ein Beil, hingelegt, worüber sie gehen muss, um nicht behext zu werden (Eisbergen, Kr. Minden).

18. Um Behexung des Viehes zu hindern, legt man, wenn die Hexe kommt, zwei Strohhalme in Kreuzesform übereinander auf die Tenne. Oder man legt auf die Schwelle der Stalltür einen scharfen Gegenstand, Beil oder Messer (Rahden, Kr. Lübbecke). Auch neugekauft Vieh muss über ein Beil in den Stall treten (Blasheim, Kr. Lübbecke; Ovenstädt, Kr. Minden).

19. Wer am 1. Mai etwas leiht, der hat Unglück im Viehstall (Rahden, Kr. Minden.)

20. Am Abend vor dem 1. Mai wurden an den Stalltüren drei Kreuze gemacht, damit die Hexen den Tieren nichts anhaben könnten (Kr. Herford). Auch sonst macht man an die Stalltür Kreuze von Kreide (Spenge, Enger, Kr. Herford; Brackwede, Kr. Bielefeld) oder von Holz und Eisen (Ostscheidt, Kr. Herford). Auch an den Stirnketten der Kühe bringt man kleine Eisenkreuze an (Ostscheidt, — Jöllenberg, Kr. Bielefeld. — Kr. Halle). Auch wenn beim Buttern die Butter nicht kommen wollte, wurde an die Kuhkette ein Kreuz gehängt (Heepen, Kr. Bielefeld).

21. Vor etwa 60 Jahren starb im Amte Borgholzhausen (Kr. Halle) ein Mann, der nebenbei Kuhhandel trieb. Jede Kuh, die er kaufte und in den Stall brachte, musste am Eingange des Hofes über ein paar Strohhalme gehen, die kreuzweise übereinander gelegt waren. Auf den Eingang in den Stall wurde wieder ein Kreuz gelegt und an der Kette, mit der sie angebunden wurde, hing am Kopfstück ein aus Stahl geschmiedetes Kreuz.

22. Wenn ein Schwein behext ist, dass es nicht frisst, schneidet man ihm Haar ab, wirft es ins Feuer und sagt:

„Da, Hexe, dar zappele uppe“. Das wird dreimal wiederholt (Bierde, Kr. Minden).

23. Wenn die Ferkel früher nicht frassen, so glaubte man, sie seien behext, und ging mit ihnen zu einem Manne in der Nachbargemeinde Wüsten, der sie von den Hexen befreite. Jetzt ist man dahintergekommen, dass den Ferkeln die Zähne abgekniffen werden müssen, was denn auch immer geschieht (Exter, Kr. Herford).

24. Ein buntes Schwein kann nicht behext werden (Ovenstädt, Kr. Minden)²⁾.

b. Werwolf.³⁾

1. Zwei Eheleute kamen von einer Hochzeit in Päpinghausen. Plötzlich verschwand der Mann hinter einem kleinen Busche. Alsbald sah sich die Frau von einem Werwolf verfolgt, der fortwährend in ihren Duffert (roten Rock) biss. Die Frau suchte den Unhold durch Weissbrotstücke, die sie ihm nach und nach hinwarf, von sich fern zu halten. Die „Stutenplocken“ wurden von dem Werwolf gierig verschlungen. Als die Frau in die Nähe menschlicher Wohnungen kam, war er verschwunden. Bald fand sich auch der Mann wieder ein und wollte von dem Geschehenen nichts gesehen haben. Als beide in ihrer Wohnung angelangt waren und die Frau ein Licht anzündete, sah sie an den roten Wollfasern, die ihr Mann zwischen den Zähnen sitzen hatte, wer der Werwolf gewesen war (Dankersen, Kr. Minden).⁴⁾

2. Eine Frau ging von Südlengern nach Kirchlengern (Kr. Herford). Auf der Brücke begegnete ihr ein Werwolf, der sie nicht vorbeigehen lassen wollte. Da fiel

²⁾ Zu den Mitteln gegen Behexung des Viehes vergl. noch Kuhn, Westfäl. Sag. 2, S. 28, 62. Hartmann, Bilder aus Westfalen, S. 122 f. Hüser im Jahresber. d. Gymnas. zu Warburg, 1898, S. 9.

³⁾ Vergl. unsere Zeitschr. 2, S. 85. Dazu noch Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, S. 112, 171 f., 324 ff. Aus dem Reg.-Bez. Minden werden noch Werwölfe erwähnt in der Ebenöde von Oeynhausien bis Vlotho und auf dem Wege von Enger bis zur Babilonie (in der Neujahrsnacht): Niedersachsen, 8, S. 90.

⁴⁾ Vergl. Hüser, a. a. O. S. 9.

sie auf ihre Kniee und betete das Vaterunser. Sofort verschwand der Wolf.

3. Ein Schuster zu Lahde (Kr. Minden) war ein beherzter Mann und rühmte sich: „Ich fürchte mich vorm Deubel nich“. Eines Abends ging er nach Hause. Im Felde stand ein Pflug im Acker, darauf sass der „Büxenwulf“ mit drei brennenden Kerzen auf dem Hute. Der Schuster fasste seinen Knotenstock fester und ging auf das Ungetüm los. Als er aber zum Schlage ausholen wollte, flog der Stock aus seiner Hand, und mit einem mächtigen Satze sass der Büxenwulf auf dem Rücken des Schusters. Der konnte sich nicht von dem Ungetüm befreien und musste es die ganze Nacht im Felde herumschleppen. Am andern Morgen fand man ihn ohnmächtig am Eingange des Dorfes. Nach drei Tagen war er tot.

4. In der Gemeinde Heimsen (Kr. Minden) gibt es jetzt zwei „Böxenwölfe“. Durch den neu zugezogenen hat der alte Ruhe. Sonst hätte er einen suchen müssen, der es von ihm lernte, oder er hätte nicht sterben können. So hatte der alte die Kunst auch von seinem Vater erst angenommen, als der in den letzten Zügen lag und nicht sterben konnte. Ein Böxenwolf trägt einen ledernen Riemen, durch den kann er sich in einen Hund oder in ein Fohlen ohne Schweif verwandeln. Des Nachts hängt sich der Böxenwolf den Wanderrern² hinten auf den Rücken und treibt sie wild umher. Von beiden Böxenwölfen werden genaue Einzelheiten erzählt, und ein Mädchen schlug den jüngeren mit der Begründung aus, sie nähme keinen Böxenwolf.⁵⁾

c. Hackelberg.⁶⁾

1. Drei Tage vor und zwölf Tage nach Weihnachten zieht Hackelberg mit seinen Hunden umher und sucht in die Häuser einzudringen. Darum muss man die Türen stets geschlossen halten. Gelingt es ihm, in ein Haus zu kommen, so lässt er einen seiner Hunde am Feuerherde liegen. Dieser

⁵⁾ Über den Böxenwolf s. Herz, Der Werwolf, S. 87 f.

⁶⁾ Vergl. Kuhn a. a. O. 2, S. 6 ff. Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, S. 15 f., 371 f.

nährt sich von dem Rauch des Herdes. Im nächsten Jahre wird er von Hackelberg wieder abgeholt (Ovenstädt, Kr. Minden). Kolon Deerberg in Dankersen Nr. 15 hat ein Jahr lang einen von Hackelberg gebrachten Hund hinter dem Herde gehabt.

2. Hackelbergs Frau wollte an einem Weihnachtstage zum Abendmahle gehen. Ihr gottloser Mann aber sagte, er wolle seinen Teil am Himmel lieber verjagen. Zur Strafe dafür muss er in den dunkelsten Nächten des Jahres die Lüfte durchziehen (Dankersen, Kr. Minden).

3. Zwischen Weihnachten und Neujahr darf man das Haus nicht offen lassen, sonst kommt Hackelberg ins Haus mit sieben Hunden (Heimsen, Kr. Minden).

4. Hackelberg bringt Segen und Unsegen, je nachdem wie er einem Menschen gesinnt ist. So nimmt er z. B. dem einen das Geld ab, um einen andern, Bedürftigen, damit zu beglücken (Ilvese, Kr. Minden).

d. Ewiger Jude.

Der ewige Jude heisst bei den Dorfbewohnern der „Laufjude“. In einem Dorfe bei Warburg trieb man mit einem alten, kindischen Manne, der ihn zu sehen wünschte, den Scherz, dass man ihn von einem Hause ins andere schickte. Wo er hinkam, wurde ihm gesagt, der Laufjude sei schon nach einem anderen Hause gegangen.

e. Feuriger Drache.⁷⁾

1. Wenn der „Schlingsteert“ (feuriger Drache, auch Langwams genannt) über jemandem in der Luft schwebt, dann werden seine Wünsche erfüllt (Bierde, Kr. Minden).

2. Zwischen Weihnachten und Neujahr schwebt Langwams in der Luft herum, so lang wie ein Windelbaum (Heimsen, Kr. Minden).⁸⁾

⁷⁾ Vergl. Kuhn a. a. O. 2, S. 26 f. Hüser a. a. O. S. 22.

⁸⁾ In „Niedersachsen“ 2, S. 9 heisst es dagegen (aus der Mindener Gegend): „Den Wodan stellt man sich als wilden Jäger mit feurigem Schweif und kurzem Wams vor und nennt ihn daher auch wohl etwas despektierlich „Kortwämken“.

3. Brände, deren Entstehung nicht zu erklären war, glaubte man früher vielfach durch „Heerbrand“ verursacht, d. h. durch Sternschnuppen, die sich vor Zeiten einmal auf die betreffenden Häuser niedergelassen hatten. Sah daher jemand eine Sternschnuppe fallen, so ergriff er, um das Unglück wenigstens auf längere Zeit von seinem Hofe fern zu halten, sein Haupthaar und sagte dabei: „Heerbrand, stoh! seo vil Hoore, seo vil Johre!“

f. Irrlichter.

Hatte sich jemand des Abends verirrt, so gab er den Irrwischen und Irrlichtern, die angeblich aus den Sümpfen aufstiegen, die Schuld, da er glaubte, diese in weiter Ferne sich zeigenden Lichter hätten ihn verführt und wären nur durch das Anzünden der Pfeife verschwunden.⁹⁾

g. Korndämonen.

1. Damit die Kinder sich nicht im aufwachsenden Korn umhertollen und es zertreten, werden sie bange gemacht mit dem „Tittewif“. Um Erbsenstehlen zu verhindern, wird bloss an den Erbsenbock erinnert Beide nehmen unartige Kinder mit (Friedewalde, Kr. Minden).

2. Kinder, die sich beim Blumenpflücken zu weit ins Korn wagen, reisst das Roggenweib an sich und verdirbt sie (Otscheidt, Kr. Herford).¹⁰⁾

h. Mahr.

1. Es gibt Menschen, die sich nachts in ein tierartiges Wesen verwandeln. Im vergangenen Sommer bezeichnete

⁹⁾ Feuer bricht den Zauber. „Geht man irre, so kommt das meist von einem bösen Geiste. Man soll dann auf irgend eine Weise Feuer machen, und sofort hört die Einwirkung desselben auf (Düdinghausen)“. Hüser, a. a. O. S. 15 — Irrlichter machen sich davon, als einer Stahl und Schwamm nimmt und Feuer schlägt: Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, 166. Stiftung eines ewigen Lichtes scheucht Irrlichter: Schönwerth, A. d. Oberpfalz, 2, S. 101. Man kann diese unschädlich machen, wenn man Schwefel oder Schwefelhölzchen bei sich trägt und ihnen zu geben verspricht: Grohmann, Abergl. a. Böhmen u. Mähren, S. 21.

¹⁰⁾ Vergl. Wuttke, D., Deutscher Volksabergl. 53. Mannhardt, D. Korndämonen, S. 19 ff. (Hier die Bezeichnung Tittewif aus der Harzgegend).

man in Lahde (Kr. Minden) öffentlich einen Mann, der als „Nachtmurd“ sein Wesen treiben sollte. Er kam nachts durch verschlossene Türen in die Schlafzimmer, legte sich auf die Brust der Schlafenden und suchte sie zu ersticken. Die gequälten Menschen erwachten beim Morgenrauen, waren in Schweiss gebadet und konnten tagelang nicht arbeiten. Ein Büschel Jakobskreuzkraut schützt vor dem „Nachtmurd“.

2. Wenn man das Schlüsselloch zustopft oder die Pantoffeln so vor das Bett stellt, als ob man aufstehen will, können einem die Nachtmorden (Nachtmarder) nichts anhaben. Sonst reitet der Nachtmorte auf einem und drückt einem den Hals zu (Heimsen, Kr. Minden).

i. Zwerge.¹¹⁾

1. Allgemein war der Glaube, die in der Erde wohnenden Zwerge hätten ein besonderes Wohlgefallen an den neugeborenen Kindern der Menschen, nähmen in der Dunkelheit das Kind aus den Armen der Mutter und legten ihren eigenen Säugling, den Wechselbalg, hinein. Weil sie das Licht scheuen, erhellte man den Raum, in dem das neugeborene Kind sich befand, sorgfältig, und so macht man es in den meisten Fällen gewohnheitsmässig noch bis auf den heutigen Tag (Kr. Minden).

2. Unglück unter dem Vieh ist häufig darauf zurückzuführen, dass die aus dem Stalle in die Erde sickernde Jauche die unterirdischen Zwerge belästigt. Wechselt man die Stallungen, so ist das Übel vorbei (Seelenfeld, Kr. Minden).

3. Wenn ein Bäcker am Abend gesäuert hatte und am andern Morgen in die Backstube trat, so war das Brot fertig geknetet und in den Ofen geschoben. Er brauchte es nur herauszuziehen. Der Bäcker liess sich das gern gefallen und ermahnte seine Frau nur ja nicht neugierig zu sein. Da diese aber ihre Neugier nicht zügeln konnte, schlich sie sich eines Nachts leise zur Backstube. Da sah sie zwölf kleine

¹¹⁾ Zwerge im Minden-Ravensbergischen: Weddigen und Hartmann, Sagenschatz Westfalens, 12 ff.

Männchen fleissig bei der Arbeit. Als aber die Zwerge die Frau bemerkten, verschwanden sie auf Nimmerwiedersehen (Friedewalde, Kr. Minden).

Die Wollindustrie zu Dudeldorf.

Von **J. Schreiber** in Trier.

I. Die Wollspinnerstube.

Dudeldorf, ein 800 Seelen zählender Flecken der Vorder-eifel, im Kreise Bitburg gelegen, hat eine nicht unbedeutende Vergangenheit, die es neben dem Freiheitssinne seiner Bewohner einer für ihre Zeit bedeutenden Wollindustrie verdankte, die jedoch, weil blosse Hand- und Hausindustrie, unterging, als um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich Maschinen- und Fabrikbetrieb alles Gewerbes bemächtigten. Die dürftigen Überreste derselben verdienen ihre Erhaltung, welche sie in der Ausstellung des roten Hauses zu Trier, wenn auch nur teilweise, gefunden haben, und mögen im Folgenden eines Schriftdenkmals gewürdigt sein.

Weber und Spinner bildeten in bürgerlicher Hinsicht eine vereinigte Korporation, deren Zunftbuch, welches bis vor wenigen Jahren erhalten war, Aufschluss über Zahl und Aufnahme der zünftigen Mitglieder, über Gewährung und Ursprung verschiedener Zunftrechte und Privilegien, sowie über Zubilligung von Darlehn und Unterstützungen an Mitglieder gab.

In kirchlicher Beziehung bildeten sie zwei getrennte Bruderschaften mit besondern Schutzheiligen, deren Standbilder sich bis heute in der Kirche vorfinden. Die Weber verehrten den heiligen Paulus als ihren Patron, weil die Apostelgeschichte erzählt, dass dieser zu Korinth sich als Zelttuchweber seinen Unterhalt erworben. Die Spinner dagegen hatten mit den Schuhmachern gemeinsam den heiligen Chrispinus als Patron, der eine kleine Garnwinde als Symbol in der Hand trägt, welche daran erinnern soll, dass die Christenverfolger dem Heiligen, der seines Zeichens ein

Schuster gewesen, die Därme auf eine Haspel gewunden hätten. Die Weber galten als die bedeutendere Klasse, wie sie überhaupt das Patriziertum des alten Städtchens darstellten; stolz und protzig schauten sie auf die Spinner herab und nannten sie „Pläckerten“, welcher Schimpfname bis heutigen Tages eine geringe, ärmliche Volksklasse bezeichnet. Dass ihnen diese das zu ihrem Gewerbe unentbehrliche Material lieferten, erhöhte deren Wert in ihren Augen nicht, gab ihnen vielmehr das Bewusstsein, dass sie als die Ernährer der Pläckmächer diese in gehörigem Respekt erhalten müssten. Wir folgen den Leuten einmal in ihre Werkstätten und treten zunächst in eine Spinnstube ein, um die primitive Einrichtung sowohl als das emsige Treiben daselbst in Augenschein zu nehmen. Der Raum ist so beschränkt, dass kaum Platz für ein paar Stühle übrig bleibt, denn die Spinnstube ist zugleich Wohnstube, in welcher alles, selbst der Tisch der handwerksmässigen Beschäftigung weichen muss. Derselbe ist länglich rund, mit einem schmalen Schnabel in einem drehbaren Charniere an die Wand befestigt und zum Aufhängen eingerichtet. Der zweibeinige Fuss hängt ebenfalls an einem Holzcharniere, so dass er am aufgehängten Tische, den ein hölzerner Vorreiber in die Höhe hält, glatt herunterfällt, beim Niederstellen dagegen eine breite, sichere Stütze gewährt. An der Wand vorbei befindet sich eine niedere, schmale Sitzbank, die während des Essens zwei Personen Platz gewährt, nach dem Abräumen und Aufhängen des Tisches den Pflöcknern, Pläckmächer genannt, als Werkbank dient. Von der Decke des Zimmers hängt der Lichtschwengel herab; in einer am Balken befestigten Holzrosette bewegt sich in wagerechter Drehung ein einarmiger Hebel, sehr leicht aus Holz gearbeitet, und ein sauber geschnittener Träger, der sich beliebig verlängern und verkürzen lässt, hängt von demselben herab. In die unten eingestochene Öse wird mit ihrem Aufhängehaken die eiserne Öllampe, Oligsammel, eingehakt, um sie mittels der beschriebenen Einrichtung dahin zu schieben, wohin man das spärliche Licht der Rüböllampe zu konzentrieren für notwendig hält; denn die Winterabende werden regelmässig bis nach 10 Uhr, oft

sogar bis spät in die Nacht hinein für die Arbeit ausgenutzt. Ein in die Wand eingelassener gusseiserner Ofen, dem man gewöhnlich einen nicht aufreissbaren Stock oder Wurzelknorren durch den weiten Mund von aussen einschiebt, unterhält eine dürftige Wärme, welche durch das beim Kochen der Mahlzeiten gleichfalls von aussen angeheizte Takeneisen nur zeitweise etwas erhöht wird, falls nicht die Sparsamkeit so weit getrieben wird, das Ofenfeuer während der Kochzeit erlöschen zu lassen. Über der Takennische ist der sogenannte Takenschrank, welcher in wohlhabenden Häusern zuweilen Glasfüllungen besitzt und dazu dient, das bessere Tischzeug zur Schau zu stellen, hier jedoch hinter einer aus Gitterstäbchen gezimmerten Holztüre nur wenig wertvollen Hausrat birgt. Auch Pater Martin von Cochems Heiligenlegende und ein Bündel vergilbter Familienpapiere finden ihren Platz in demselben. Von Zimmerschmuck kann kaum die Rede sein; wenn solcher überhaupt im Hause anzutreffen ist, so findet er sich „ob der Komer“, dem Schlafzimmer der Hausleute. Über der niedern Stubtüre, in welche, um dem abendlichen Besucher die Richtung zu zeigen, ein handgrosses rundes Glas eingesetzt ist, hängt ein etwa fusslanges, mit Bleiverzierungen überdecktes Holzkreuz, welches vor vielen Jahren wohl bei einer Volksmission oder auf einem Wallfahrtsmarkte erstanden und seitdem in Ehren gehalten wurde, da es mit einem besondern Haussegen belegt sein soll. Am Fenster der gegenüberstehenden Wand haben ein paar vergilbte Heiligenbilder und auf einem Eckbrettchen noch ein Gypsstatuett, den Namenspatron des „Hausmans“ vorstellend, Platz gefunden; alles andere gilt der handwerksmässigen Beschäftigung der Hausleute.

Mitten in der Stube wird die Schlumpbank aufgestellt; sie hat einen pultartigen Aufsatz, die eigentliche Schlump (de Bock), welcher mit hakenförmigen Zähnen aus Stahldraht bürstenartig besetzt ist. Auf der Bank sitzt rittlings eine stärkere Person und führt in zwei Händen eine dem Schlumpulte konforme grosse Drahtbürste, die Kratz (Krätsbisch) genannt. Ihr zur Rechten ist ein Haufen Wolle aufgestapelt, die, um sie leicht lösbar zu machen, mit Rüböl durchtränkt

ist. Eine Hand voll Wolle wird unten anfangend an den Hakenzähnen der Schlump aufgetragen, dann mit der Kratz kräftig darüber hergezogen, dass sich die krause Wolle in Fäden auflöst und ziemlich gleich auf beide Stücke verteilt. Den Drahtzähnen folgend hebt der Schlumper nunmehr die Wolle von beiden Teilen ab und legt die sich deckenden Platten links neben sich hin.

Dort sitzen auf der bereits beschriebenen Bank ein oder zwei weitere Familienglieder, welche in beiden Händen gestielte Drahtbürsten (Streichen) führen, die sie in entgegengesetzter Richtung übereinander hinziehen und aus der geschlumpten Wolle fingerdicke Röllchen formen, welche sie Pläck, Pflöcke, nennen und dem Spinner zur Hand legen.

An die rechtsseitige Stubenwand gelehnt ruht das Spinnrad auf einer niedern Bank, von welcher nur einseitig ein Gestellbrett emporragt, das an einer dünnen, sehr glatten Welle das ungefähr 120 cm hohe Schwungrad trägt. Eine elastische Schnur, (seet) Seite genannt, umspannt Rad und Spille, welche letztere zwischen zwei geflochtenen Strohbandern, die kurzweg flüchten, Flechten, heissen, rotiert. Der Spinner ergreift linkshändig eines der bereitliegenden Wollpflöckchen, verbindet es, während seine Rechte das Rad in Schwung setzt, mit dem an der Spille haftenden Anfaden und zieht, indem er's über die Spitze derselben gleiten lässt, einen ca. 120 cm langen Faden daraus, während er erst langsam ein bis zwei Schritte rückwärts geht, dann den Faden auflaufen lassend wieder voranschreitet. Der Vorgang wiederholt sich in regelmässiger, ziemlich rascher Folge, bis der um die Spille aufgerollte Faden eine ansehnliche, birnförmige Spule bildet, die der Spinner sachte abstreift und auf die vor ihm stehende Bank oder aufs Fensterbrett setzt. „Schlauch“ wird eine solche Spule genannt, wohl weil sie wegen ihrer Durchbohrung einem Schlauche ähnelt, wahrscheinlicher jedoch, weil man in der Eifel jedes Abstreifen, das Abhülsen bei Krebsen z. B. mit „schlauchen“ zu bezeichnen pflegt. Eine solche Schlauch muss sehr regelmässig und fest aufgesponnen sein und dabei noch recht vorsichtig behandelt werden, damit sie nicht zu einer unentwirrbaren „Schluber“

zusammenfällt. Das zur Webkette bestimmte Garn muss eine entsprechend stärkere Drehung (e festeren droht) erhalten, während das Einschlag- und Strumpfgarn nur schwach gedreht wird, damit es besser flaumt und sich dichter zusammenwebt. Das Strumpfgarn wird noch auf dem Spinnrade gezwiligt, wobei die Schnur in Achterschlinge um die Spille gelegt wird, damit diese rückwärts rotiert und ein Aufdrehen des Garns verhindert wird. Zu Strümpfen verwendet man meistens das sogenannte schafgraue Garn, welches durch Zusammenschlumpen von naturschwarzer und weisser Wolle gewonnen wird.

Die geschilderte Spinnarbeit ist keine so anstrengende, dass sie nicht eine Unterhaltung gestattete, deren Kosten hauptsächlich die Pflöckner zu tragen haben, da sie ihrer Arbeit bei einigem Geschick nur geringe Aufmerksamkeit zuzuwenden brauchen. Aus diesem Grunde waren die Wollspinnerstuben, wie anderwärts die Flachsspinnstuben, von jeher die Heimstätten alter Sagen, vom Pfalzer- und Schöpermannchen, vom Pestflämchen usw. sowie vieler lustiger Geschichten, vom Niese Mäthes, vom weisse Kläschen usw., zugleich aber auch die Brutstellen mancher Schelmenstreiche, welche die Eigenbezeichnung „Neipetsigkeiten“ in Dudeldorf behaupten.

II. Die Webkammer.

Gleichfalls sehr interessant, wenn auch vielleicht weniger unterhaltend, finden wir es in der Webkammer; dort werden die Spinn Schlauche wieder aufgespilt und auf einen Rahmen gestellt, von welchem die Fäden durch ein zweireihig gelochtes Brettchen gezogen und spiralförmig auf- und absteigend auf ein drehbares Wurfgestell (de wërbröhm) gespannt. Die Stärke dieser Wurfkette bedingt die Breite des Tuches; sie wird an beiden Enden sorgfältig unterbunden und dann mit den Armen eingreifend zur Häkelkette eingezogen. Um das Garn zu glätten und so gegen die Reibungen des Webkamms unempfindlich zu machen, wird die Kette in Leimwasser gelegt, später an der Luft getrocknet und jetzt erst auf den Webstuhl aufgezogen.

Hierbei sitzt eine Person, die Kette vor sich liegend, am Sitzende des Stuhls und lässt dieselbe, nur langsam nachgebend, über die Querbalken desselben gleiten, während der Meister, den Leitkamm führend, dafür sorgt, dass sie sich glatt und ebenmässig auf den Garnbaum aufrollt, welcher von zwei starken Leuten mittels Hebels gedreht wird. Jetzt werden die Fäden angedrummt und die Knoten durch den Webkamm hindurchgezogen, was durch Schräghaltung desselben ermöglicht wird, worauf endlich das Weben beginnen kann. Ein Stück grobes Tuch, Esel genannt, muss für den Anfang an den Tuchbaum gespannt werden, bis sich das Gewebe um denselben gerollt hat und eignen Halt gewährt; ebenso muss der Esel am Schlusse aushelfen, wenn das Garn nicht mehr reicht. Da die Schnellerlade noch nicht erfunden und die ausserordentliche Breite des Gewebes ($1\frac{5}{10}$ bis $1\frac{2}{10}$ m) das rechts- und linkshändige Auffangen des Schiffleins, wie es bei den Leinwebern bräuchlich ist, nicht gestattet, müssen zwei Weber am Stuhle sitzen und die Schemel im Takte tretend, sich dasselbe gegenseitig zuwerfen.

Das roh gewebte Tuch wurde zu Unterbettzeug anstatt Barchent für Feder-, Haar- und Flockenkissen verwandt; meistens aber brachte man es zur Follmühle, welche dem Namen nach heute noch existiert. Dort wurde es mittels eingestreuten Tons und Stampfens in durchfliessendem Wasser entfettet und filzig gemacht, hierauf die herausgestampften Flaumfasern, welche als Bettflocken (flökebēt) Verwendung fanden, abgeschoren und mit Kardendistel apretiert. Dieses fertige, aber noch ungefärbte Tuch wurde Hosen-, Strumpftuch genannt, weil es meistens zu Nahtstrümpfen Verwendung fand, doch wurden auch Arbeitskleider daraus gefertigt.

Meistens wurde es jedoch in Indigo blau gefärbt; besseres Tuch, namentlich Militärtuch, wurde in der Wolle mittels der sogenannten Warmkippe gefärbt. Der Verkaufspreis war dem Werte des Tuches und dem damaligen Wollpreise entsprechend ein guter: 1,50 Mk. bis 3,00 Mk. die Elle (62 cm).

Von den über 100 Spinnern und zirka 30 Webern, welche 1840 das Zunftbuch noch aufwies, ist heute nur mehr

eine Familie vorhanden, die notdürftig noch einen Wollfaden spinnen kann.

Ausser Dudeldorf waren auch Manderscheid und Neuerburg in der Eifel Tuchproduzenten.

Einiges über Schauspiele und Volksbelustigungen in Warburg in vergangener Zeit.

Von **Dr. Hüser.**

Die Auszüge aus alten Kameralrechnungen Warburgs enthalten auch die Beträge, die seitens der Stadt für die Aufführung von Schauspielen ausgegeben worden. So erfahren wir: Dem schuldiener (d. h. dem Lehrer) novi oppidi (der Neustadt) vor die Comedie divitis epulionis (also vom reichen Prasser) zu agiren gegeben 1 Mk. (1557.) — Als der altstädter schuldiener ein teutsch Spiel von dem verlorenen Sohn auf der Rahtstube gespielt, den Actoribus zu Drinkgeld 1 Mk. gegeben. (1558.) — Den neustädter schülern, so die historie von dem David und Goliath agiren, gegeben 10 $\frac{1}{2}$ sch. (1565.) — Etlichen Knaben von Paderborn von dem stern, so den Magiern erschienen, ein Spiel gespielt. 6 $\frac{1}{2}$ sch. 2 Dg. (1572.) — Denen von Volkmissen (Volkmarsen), da sie hier eine Comedie agirt, 1 Mk. — Etlichen Knaben von Dringenberg alhier Komedie agirt 6 sch. — Etliche Knaben von Niedermeissen ein Spiel gespielt 4 sch. (1579.) — Neben der „teutschen Comedie“, für welche den scholaribus novae civitatis im Jahre 1559 10 $\frac{1}{2}$ sch. gegeben wurden, geschieht aus demselben Jahre auch der Aufführung eines Stückes des klassischen Altertums Erwähnung: M. Liborii discipulis vor die Comedie Plauti Aulularia genant zu agiren geschenkt 10 $\frac{1}{2}$ sch.

Belustigungen anderer Art boten die Schodüvel-, Bügel- und Schwerttänzer.

1. Schodüvel bedeutet Teufelsantlitz, Maske, Larve. (S. Lübben, Niederdeutsches Wörterbuch.) Schodüveltänzer waren also Tänzer in Masken. Es heisst u. d. J. 1540:

„In Fastnacht den Schodüveltänzern von Wehten und Wormeln gegeben $\frac{1}{2}$ Mk.“ Ob die Vorfürhungen bezw. der Umzug einen bestimmten Charakter gehabt, ist mir nicht bekannt. Der erwähnten Rechnungsnotiz folgt fast unmittelbar: „Drei Dohdenkasten schuddeuht genant haben unsere Herrn in dieser schrecklichen Zeit machen lassen und davon Mstr Adrian gegeben 7. Schill.“ Im Jahre 1539 nämlich waren vorzüglich im oberen waldischen Distrikte starke Überschwemmungen, auf welche eine grosse Teuerung und in den beiden folgenden Jahren pestartige Krankheiten erfolgten, die besonders in den Städten Brakel, Driburg, Nieheim und Steinheim und durch das ganze Bistum wüteten. (Bessen, Geschichte des Bistums Paderborn, II. Bd. S. 49.) Selbst wenn sich auch nachweisen liesse, dass Fastnacht 1540 die Pest in Warburg zahlreiche Opfer gefordert hätte, dürfte uns das Auftreten der Schodüveltänzer nicht wundern. Im Gegenteil wurden in schweren Zeiten Veranstaltungen, die zur Ablenkung der Gedanken und Erheiterung des Gemütes geeignet schienen, auch von der Obrigkeit getroffen und begünstigt. (S. d. folgende.)

2. Was die Bügeltänzer betrifft, so erscheinen sie in einer Rechnung von 1608: „Den Bügeldänzern von Wormeln gegeben 1 Mk.“ Bügel ist gleichbedeutend mit Reif, und der Bügeltanz war also von derselben Art wie derjenige, den die Schäffler oder Böttcher noch jetzt in München alle sieben Jahre am Dreikönigstage aufführen, ein feierlicher, mit Tanz verbundener Aufzug, angeblich zum Andenken an die Seuche von 1517, während der die genannten Handwerker einen öffentlichen Aufzug mit Musik zum Zwecke allgemeiner Ermutigung veranstalteten. Die Tänzer tragen bunte Reifen (Bügeln), vermittels derer sie allerlei Figuren bilden. (Konversationslexikon von Brockhaus unter Schäffler.)

3. Auf uralte Zeiten geht bekanntlich der Schwerttanz in Deutschland zurück, von dem Tacitus berichtet: „Es gibt nur eine einzige Art von Schauspielen, die bei jeder Zusammenkunft in derselben Weise vor sich gehen. Jünglinge, für die das eine Kurzweil ist, schwingen sich im Tanze zwischen den auf sie gerichteten Schwertern und Framen hin und her. Durch Übung hat man es zur Fertigkeit, durch

Fertigkeit zur Anmut gebracht, nicht um Verdienstes oder Lohnes willen. Für den äussersten Wagemut fühlen sie sich durch das Vergnügen der Zuschauer belohnt.“ (Tac. Germania 1. 24.)

Dass eine Art dieses Waffenspieles, wobei die Tänzer in allerlei künstlichen Windungen und unter Musikbegleitung sich bewegten, in einigen Gegenden Deutschlands (Hessen) bis ins 17. Jahrhundert sich erhalten (Anmerkung in der Ausgabe der Germania von Eduard Wolff), findet in den Warburger Stadtrechnungen insofern Bestätigung, als unter anderen 1609 „den Schwerttänzern von Everschütz (benachbartes hessisches Dorf) 6 Sch. gegeben wurden“. Spezialwerke über diesen Gegenstand, die mir nicht zu Gebote stehen, werden Genaueres bringen. Westfalen hat auch im Festhalten an dem alten Nationalspiele seinen Charakter bewährt. „Des hochwürdigsten Fürsten (nämlich von Paderborn) und Herrn Herrn Dietrich Adolph etc. Policeyordnung von 1655“ (abgedruckt in: Hochfürstlich Paderbörnische Landes-Verordnungen mit gnädigster Erlaubnis usw. in einer Sammlung herausgegeben. Erster Theil. Paderborn 1785.) sollten manche Gebräuche, die zu Ausschreitungen geführt hatten, zum Opfer fallen. „... weilen dann auch an einigen Orten die Ackerknechte den Missbrauch haben, dass sie die einkommende Knechte mit ihren Peitschen durchs Rad jagen, es sei dann, dass solches mit Geld von ihnen abgekauft und ein Zech dafür ausgelegt werde, so wird solches auch hiermit verboten, und soll ein jeder, so darwider handelt, in Zwei Mark Straf verfallen seyn.“ — „Der Ämter Gilden und Bruderschaften Beysammenkunft soll des Jahres einmal bey jedem Amt und Bruderschaft, da es hergebracht, und zwar über zweyen Tage an einander nicht geduldet, auch also angestellt werden, dass es auf die gemeine Amts Umkosten, und nicht des Wirths Schaden ausgehe, die Rechnung auch vormittag des andern Tags und nicht bey absonderlicher Zeche vorgenommen werden, die dagegen handelnden Ämter und Bruderschaften aber sollen Unserm Fisko mit Zwölf Marken verfallen seyn. Die Mässig- und Ehrbarkeit soll auch dabey also beachtet werden, damit keiner die darauf

vorhin gesetzte Strafe absonderlich verwirkt, das Zechen derowegen, des Bierprüfens, des Schlachtens, des Lichtmachens, der Abrechnung bey den Aemtern und Gilden, Bruderschaften und anderen, soll hiemit gänzlich abgethan, noch auch der Wirth dafür anderwärtig gleich an Korn oder Gelde zu thun gehalten seyn, bei Straf“ usw. — Die Zechen der Pfingst- und Maygeläge, der Johannisknechten, der Markgenossen, und was deren in Städten und Dörfern mehr bisher vorgegangen, sollen nunmehr auch bei gleicher Straf verboten seyn.“ — Dem Schwerttanze nun wird in diesen Verordnungen eine besondere Stellung eingeräumt: „Die Fastnachtsversammlungen der Ackerknechte, Handwerker Gesellen wie auch deroselben Umlaufen, Würste und Geld sammeln, Mummerey und dergleichen, soll auch hiemit verboten sein, bey Drei Mark so ein jedweder Verbrecher, er sey Wirth oder Gast, Unserm Fisko erlegen soll. Das Schwerdtanzen aber, wanns in Ehrbarkeit hergeht, und nicht unterm Gottesdienst geschieht, auch darum gehörig angesucht wird, kann zugelassen werden.“ Es steht also fest, dass der Schwerttanz in der Mitte des 17. Jahrhunderts im Hochstifte Paderborn noch weit, vielleicht allgemein verbreiteter Volksbrauch war. Aber noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts ist er in einem Dorfe des Kreises Büren, Atteln, nachweisbar. Der Bericht, den mir ein Augenzeuge vor einigen Jahren erstattete, wird willkommen sein, da er ein ziemlich anschauliches Bild des Spieles gibt. An den eigenhändigen Aufzeichnungen, die ich hier nochmals veröffentlichte, habe ich nichts Wesentliches geändert: „Das letzte Spiel, das ich gesehen habe, war im Jahre 1828; ob es später noch aufgeführt ist, weiss ich nicht, glaube es aber nicht, da ich später nichts weiter darüber gehört habe. Was ich von dem in Atteln aufgeführten Schwerttanze in der Erinnerung habe, ist folgendes:

Es nahmen nur Mannspersonen, in unbeschränkter Zahl, teil. Dieselben trugen gepudertes Haar ohne Kopfbedeckung, ein buntseidenes Halstuch, weisses feines Hemd mit vielen seidenen Tüchern, Bändern usw. behangen, die Ärmel in Puffen ebenfalls mit seidenen Bändern usw. bespickt, kurze

weisse Hosen mit Schnallen und bunten Riemen, weisse Strümpfe und Schuhe mit Schnallen, in der Hand den entblössten Degen führend; eine Scheide führten sie nicht. So versammelten sich die jungen Leute Fastnachtsmontag schon um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr in unserem Hause auf dem Saale, wo sie gemustert und in Reih und Glied gestellt wurden. Nachdem sie vorher Eierbier anstatt Kaffee zu sich genommen, ging der Zug, gewöhnlich 40 bis 50 Mann, die Musik voran, im Gänsemarsch ins Dorf hinein, wo meist beim Vorsteher der erste Schwerttanz stattfand. Vorab fand auf der Diele, je nachdem sie klein oder gross war, ein mit Musik begleitetes Tanzen (einzeln) in verschiedenen Touren, wie bei der Polonaise, statt. Auf das Kommando, welches der erste Tänzer führte, „Rangieren“ und „Gewehr über“ ordneten sich die Tänzer, stets zur Musik tanzend, enger hintereinander. Auf das Kommando „Gewehr über“ legte jeder Tänzer seinen Degen mehr auf die rechte Schulter geneigt, während auf das Wort: „Fasst an“ jeder Träger das Schwert seines Vordermanns an der Spitze mit der linken Hand fasste, so dass der erste Tänzer mit dem letzten durch das Schwert in Verbindung war. So bewegte sich der stets im Takte der Musik bleibende Zug im Bogen, bis der erste Tänzer seinen Degen (ich meine, sich mit dem Körper umdrehend) gerade aushielt, jedoch wieder so, dass das Gesicht in die Mitte des sich bildenden Kreises blickte, und so der folgende, bis zum letzten Mann. Sodann — die Schwerter wurden da natürlich von dem Hintermann losgelassen, sobald sie die gerade Richtung erhalten — bildete sich, wie ein Korbgeflecht geflochten, durch die von den Tänzern am Griff festgehaltenen Schwerter, ein festes, rundes, starkes Flechtwerk, welches je nach der Zahl der beteiligten Tänzer einen grösseren oder kleineren Kreis bildete. Auf dieses Flechtwerk sprang der wie die Tänzer gekleidete „Redner“ und hielt von da herab eine längere oder auch kürzere humoristische Rede, je nach dem Range des Hausbesitzers. Dann löste sich das durch die Schwerter gebildete Flechtwerk umgekehrt wieder auf, indem der letzte der Truppe zuerst seinen Degen von dem Flechtwerk abzog, und so der Reihe nach die übrigen,

so dass der erste Tänzer zu allerletzt seinen Degen wieder los hatte. Dann ging es tanzend wie im Anfang, ohne Anfassen der Schwerter, zum nächsten Hause, wo dann das Schauspiel sich wiederholte. Wie sich das wirklich künstliche Flechtwerk bildete, weiss ich nicht.“ —

Das Spiel, das nach dem Berichte des Tacitus einen ausserordentlichen Wagemut der germanischen Jugend bekundete, war ganz zahm und harmlos geworden. So war es gewiss auch bereits mit den Schwerttänzen, deren in den Stadtrechnungen zweimal Erwähnung geschieht, nämlich 1558! „Den Schwerttänzern von Bühne gegeben 6 Schill.“ und das andere Mal, wie bereits erwähnt, 1609. Auch darin liegt ein grosser Unterschied, dass nicht mehr das Vergnügen der Zuschauer der einzige Lohn war.

Vielleicht haben sich Überreste des früheren National-spieles auch noch in Westfalen erhalten, wie dies in Überlingen am Bodensee der Fall ist.

Kinderlieder aus Elten.

Von **Freiherr Lochner von Hüttenbach.**

Gelegentlich meiner letzten Anwesenheit ersuchte ich die dortige Lehrerin, Fräulein Gockel, die Güte zu haben, bei ihren Kindern Umfrage nach Liedern und Reimen in plattdeutscher Mundart zu halten. Das Ergebnis war das folgende.

Das erste, Jan, minne mann, was tambœr, gehört wohl zu den Trommelfersen. Merkwürdig ist das Liedchen vom Luistervink = Luisteraar, Lauscher oder Horcher. Ob der Jan van Spaij auf Spoiij bei Cleve hindeuten soll? Interessant ist wohl das „goit“, er wirft, das jedenfalls gleichbedeutend mit unserm bayerischen er „keit“ ist; die gleiche Bedeutung hat ja bekanntlich „schmeissen“. Fuckepotterei ist mir unklar; es scheint dem Sinne nach ein Bettelleutlied zu sein. „Blauw, blauw Fingerhœd“ ist wohl ein Auszählreim. „Kukereku“ ist wohl ein reizendes Tiermärchen, das sogar eine feine Persiflage zu enthalten scheint. Der kleine, kleine

Klöttersack ist auch Herrn Wehrhan bekannt. Er bringt in Heft II, 1905 S. 103 Nr. 77—80 seiner lippischen Kinderlieder 4 Variationen.

Im Fastelovent es een Geck, Posse es een Eierbeck, ist uns Posse für Paaschen, Paschen, Ostern jedenfalls interessant. Das zweite erinnert in Text und Inhalt genau an die von Rademacher mitgeteilte Probe, conf. 1. Jahrgang unserer Zeitschrift S. 192. Nur kommen da noch zu den Würsten die Eier dazu.

Im Fingerreim dürfte wohl die Benennung der Finger interessant sein. Der gekochte Poch ist wohl ein gekauftes „Bökske“, wie ich die Kinder dorten sich ausdrücken hörte, ein Spanferkelchen.

Das Krame, krane erinnert wieder an Wehrhan S. 126 No. 225. Hier tritt wieder der weisse Schwan auf, der ja in der Clever Gegend eine Rolle spielt. Auch passt der Sinn viel besser, als in Wehrhans Reim mit der weissen Bohne. Wer erinnert sich übrigens bei diesem Lied nicht sofort des uralten ich bin din, du bist min, in dem es sich im weiteren Verlaufe um einen zum Herzen verlorenen Schlüssel handelt.

Von den drei Knireiterliedchen ist wohl das letzte wegen seines Inhalts interessant, das wiederum auf den Weg nach Amsterdam und nach Cöln hinweist. Die „Appele van Oranje“ = Orangen bilden noch heute einen wichtigen Einfuhrartikel in Holland. Man sieht, es liegt oft ein tiefer Sinn nicht bloss im kindlichen Spiel, sondern auch im kindlichen Lied.

Da ich den Sommer über mich wieder längere Zeit in Elten aufhalten werde, hoffe ich noch auf eine reichere Ausbeute. Besonders interessiert es mich auch, den Märchen nachzuforschen. Über meine Ausbeute werde ich wieder berichten.

Jan, minne man, was tambœr,
Ik was tambœrs wijf,
Tœn Jan, minne man, de trommel slœg,
Kloppte minn het hart in het liyf.

Jan, minne man, woll kersen plukken,
Fiel uit den boom aan duisend stukken.
Jan, minne man, was hast wer klaar,
Tœn trok hij zinn wijf bij t'haar.

Luistervink sat op de klink
Had een fleske, waaruit hij drinckt.
Is er dan niets in, dan wille wij wat haale,
Jan van Spaij zal alles betaale.
Jan van Spaij is een gāde heer,
Die gooit voor ons de wijnstof neer,
Wijnstof, die er kraakte,
Manetje, die er waakte,
Vrouwetje dat de trommel slēg, rāpte:
Rōp. ons geldje is op,
Het zackje es naar de meule.
Wij hebbe noch duitje, om te vullen.

Fuckepotterei*), Fuckepotterei,
Gev minn een Zentje. dann go'ck vörbei
Eck hebb so lang met den Fuckepott geloope
En noch keen geld, öm Brot te koope,
Fuckepotterei, Fuckepotterei,
Gev minn een Zentje, dann go'ck vörbei.

Blaauw, blaauw Fingerhād
Hebben wij geld, dann sinn wij gād,
Jufrouw. gij mōt knielen,
Jufrouw, gij mōt stille staan,
Driemaal in de ronde gaan,
Al weer een ander kiesē.

Nooit verlegen, nooit verlegen,
Wij sijn Jongentjes, wij kunnen et betalen.
Nooit verlegen, nooit verlegen,
Wij sijn Jongentjes, wij kunnen dertegen,
Wij sijn frij, wij sijn freij,
Wij heuren onder de Maatschappij.

Kukereku sij onsen haan,
Trok de gouden spooren aan,
Madametje was niet t'huis,
Gingen naar een ander huis
Het hondje kernde de Boter,
Het katje lekte de schotel
Het Kāitje zat bij het vuier en spon,
Het Kalfje legde in de wieg en zong,

*) „Fuppdüppen“ heisst der Rummelspott — um diesen dreht es sich hier — bei Ohligs-Wald, unweit Köln. Man vergl. O. Schell, Über den Gebrauch des „Rummelspotts“ in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XIII, S. 226 f.

De Vaarkens keerden het huis,
De Zwolven drēgen den drek uit huis,
Maar het is allemaal gelogen.

Kleine, kleine Klötersack
Wat dōet gij in minn Hoffje
Gij plōekt minn alle Blēmjes af
Gij maakt et vōlste grof
Papatje die zaal keike
Mamatje die zaal slaan
Als kleine, kleine Klötersack
Die Blēmjes niet lat staan.

At et Sonndag es, at et Sonndag es,
Dann es et den Dag des Heern,
Dann krig ik an schoon hemdje aan,
En all mijn moje klee'r'n.

Fastelovent es een Geck,
Posse es een Eierbeck,
Pengste es en gēje heer,
St. Jan brengt ons de Sommer weer.

Heit es Fastelovent*)
Wij komme nit t'huis vōr Ovend
Wij komme nit t'huis vōr mārgen vrēg
Dann es et ook noch tid genēg.
Vrouw goot noor de Kammer
Do hange de Mättworst samme
Gef minn de lange,
Loot de kotte mor hange,
Wenn de lange gegāte sinn,
Dann sōlle de kotte well bāter sinn.
Vrouw goot noor de Nester
Do leege de Eier met sāster
Gef minn de deke
Loot de dōnne mor legge,
Wenn de deke gegāte sinn.
Dann sōlle de dōnne well bāter sinn.

Däumling had een Poch gekocht
Sondermann hat et noor Huis gebrocht
Lankmann hat em gestoke
Fingerling hat de Worst gemakt
En de kleine Mann hed alles obgemakt.

*) Man vergl. Zeitschrift für Volkskunde IX, 91 f. Die Red.

Krune, krane*)
Wette Schwane (Zwane)
Wij well dermet noor England vare
England es gesloote
De Slötel es gebrooke
Es er dann geen Smed in't Land
De de Slötel make kann.

Hopp Mariänneke
Den Bär es loss,
H'eim ook höre bromme,
Schneed öm Kopp en Ohre af,
En stopt öm en de Knolle.

Hopp Mariännecke
Den Bär es loss,
Leg öm aan en Täuke
Sät öm Møeders Mötzke of
Dann es et Vaders Fräuke.

Hopp Perdje ob den Drab
Märke es et Sonndag,
Dann komme de heere met de bonte Kleere
Dann komme de vrouwe met de witte Maue
Dann kömmt den Ackersmann met et Perdje achter aan.

Hob Perdje Mühle
Rijter met no (naar noor) Köhle
Rijter met no Amsterdam
Van Amsterdam no Spanje
3 Appele van Oranje
3 Peere van den hoogen Boom
Die sinn vör onse kleine Soon!

Als die Sammlung schon im Druck war, kam mir die neue Ausgabe von des Knaben Wunderhorn in die Hand. Im letzten Teil, den Kinderliedern, kommt auch das eine oder andere der angeführten Liedchen vor, wenn auch etwas verändert.

*) In verschiedenen Varianten in Elberfeld und Umgegend bekannt.
Die Redaktion.

Kleinere Mitteilungen.

Volksrätsel.

(Mündlich aus der Eifel.)

Von **Th. Ehrlich-Sayn**.

Volksrätsel, jene alten Lieblinge des germanischen Volkes, erfreuen sich auch in der Eifel grosser Beliebtheit. Häufig äussert sich der Volkswitz in derber Weise, wie z. B. in folgendem Rätsel: „Et hät kën Lewe on kriegt kën Lewe, on wenn et of de Welt kimmt, grunzt et doch“. Sehr gross ist auch die Zahl der zweideutigen Rätsel, welche „absichtlich auf Zweideutigkeit ausgehen, um den Ratenden zu einer derben oder gar obscönen Lösung zu verleiten, während der Rätselsteller dann selber voll überlegenen Humors mit einer ganz artigen und harmlosen herausrückt“.

Nachstehend folgen einige Proben solcher Rätsel, welche mehr indifferenten Charakters sind.

Welches Pferd sieht hinten so viel als vorn? — Das Pferd, welches blind ist.

Woher kommen alle Vögel geflogen? — Dorther, wo der Schwanz hinzeigt.

Welches Tierchen geht am genauesten? — Die Laus; denn sie geht aufs Haar.

Auf welche Seite fällt der Hase, wenn er geschossen ist? — Auf die äussere Seite seines Felles.

Wie weit läuft der Hase in den Wald hinein? — Bis in die Mitte, dann läuft er wieder heraus.

Warum schaut der Hase hinter sich, wenn er läuft? — Weil er hinten keine Augen hat.

Was macht der Hahn, wenn er auf einem Bein steht? — Er hebt das andere in die Höhe.

Warum macht der Hahn die Augen zu, wenn er kräht? — Weil er es auswendig kann.

Wie kann man verhüten, dass die Hühner über den Gartenzaun fliegen? — Man macht ein Loch in den Zaun, dann können sie in den Garten gehen.

Wie kommt der Floh über die Mosel? — Braun.

Wie geht der Floh auf einen Scheffel? — Er geht nicht, sondern er hüpfht hinauf.

Wie liegt die Katze auf einer Mauer? — Hart.

Wohin hat Adam den ersten Nagel geschlagen? — Auf den Kopf.

Wo hat Adam den ersten Löffel gefasst? — Am Stiel.

Wo hat Adam die erste Rose geschnitten? — Auf seiner Mutter, der Erde.

Was hat der Jäger, wenn er geschossen hat? — Eine leere Flinte.

Wie haben unsere Altväter geraucht? — Dass es dampfte.

Wieviel Nägel hat jeder in seinen Schuhen? — Fünf, nämlich die Nägel an den Zehen.

Wann ist es am gefährlichsten, in den Garten zu gehen? Dann, wenn die Bäume ausschlagen und der Salat schiesst.

Vorne platt und hinten platt, flatterat wer rät datt? — Fensterscheibe.

Es hängt an der Wand und hat zwei Taler in der Hand? — Kohlenzange.

Man wirft es weiss aufs Dach, und es kommt gelb herab! Was ist das? — Das Ei.

Was geht den ganzen Tag und kommt doch nicht von der Stelle? — Die Uhr.

Loch auf Loch und hält doch? — Kette.

Es kam ein Mann von Hämpelepämp, der hatte einen Rock von tausend Stück und ein knochiges Angesicht. — Der Hahn.

Was ich sehe, das darf ich sagen;

Ich sah Zwei einen Dritten tragen.

Sie hatten acht Beine und zwei einen Sterz;

Nun kannst du raten bis in den halben März. —

Zwei Raben, die einen Frosch tragen und sich darum streiten.

Michelsfeuer in Prüm.

Am Tage vor Michaeli (29. September) ziehen die Schulknaben heute noch von Haus zu Haus und sammeln für das Michelsfeuer, das sie am Abend anzünden. Bei dem Sammeln der Gaben singen sie folgendes Liedchen:

Jēt es jēt tse štīere (steuern)
fir je mecheltsfeār!
jēt es en ālā kōrāf
odər en ālā bīsəm (Besen)!
hi, hi, hi!
jēt es en biärt štrī (Stroh)!
jēt es en biärt sāntsən
mer wōlən dərffūr dāntsən!

Das Martinsfeuer kennt man hier nicht.

Prüm (Eifel).

Kreuzberg.

Volkssprache.

Plattdeutsche Aussprüche der Gegend der Niederwupper.

Von J. H. Klein.

Datt Vüggelchen sengt, die Zick die kütt.
Für'den Duhd ess ken Kruck gewahsen.
Hück om Pähd, mon om Ässel.
Hä schlieft nit ohne Wasser.
Hä kann nit üffer'en Strühspier mieh.
Kehr' jeder für singer Dhür.
Hä kütt nit op'en gröhn Ries.
Et ess ken Döpchēn su schehf, et fengt sech' en Deckelcheu.
Van Nuht zu Bruhd.
Kumm'ech üffer't Pähd, kumm ech ohch üffer'n Stähz.
Su kummen die Heiden nit an' die Hemder.
Für' et lohfen gonn, sind' die Behn goht.
Die Aehlster verliht dat Höppen nit.
Hä hät' et van'der Bennen!
Hä göhf em gähn Barschkruck enn.
Hä kritt et op den Luhrschohn.
Hä kümt no Much an die Kirche.
Hä ess su stiefstöhdig wie Schöppenbuhr.
Wo'et mode ess, sengen'se Pompernickel en'de Kirche.
Et ess ken Bruleff su klehn, et gütt'er noch ehn.
Hä fihrt met'der Daukahr.
Kom, sie spillen om Brett!
Paff goht, raff goht, Deufel halt'den Sack op.
Hä säht nit Buff noch Baff.
Hä muss en'den Hohnpott.

Hä hät'den E-ckick.
Lang Hohr, kuhd Verstank.
Hä ess lehfer en'den Riesern, wie en den Isern.
Hä geht op et Heu.
Huffart lickt Ping.
Hä süht su dühster wie et Rähnloch.
Kruhs Hoor, kruhs Verstank.
Wer well dat ganze Matzegebäcks noch?
Hä ess'ne drühe Dröpzipfel.
Wenn et Riesbrei rähnt, hät hä denn Löffel vergessen.
Hä lähft van'der Hank op'te Zanck.
Hä rücht no'der Schöppe.
Wer et lank hätt, löht et lank hangen.
Der Buhr ess'er geplohcht Minsch.
Hä schühst met'ner Wurscht en Schenke aff.
Riche Vahr, riche Muhr, riche Kenger.
Hä ess noch schlächter wie'er falsch Kastemänche.

Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben.

Das „Schwören mit dem Blitzableiter“ (vergl. Jahrgang II dieser Zeitschrift S. 204) ist auch in Lippe bekannt. Der Meineid wird durch den Körper zur Erde geleitet, lastet demnach nicht mehr auf dem Gewissen.

Vor dem Schöffengericht in Horn in Lippe wurde vor einigen Jahren ein junger Mann aus dem Dorfe Kohlstädt bestraft, weil er den Volksbrauch getübt hatte, in der Mairnacht vor den Häusern kinderloser Eheleute mit der Peitsche zu knallen.

Die bekannte Annahme, dass Zigeuner Kinder rauben, soll darin begründet sein, dass die Zigeuner „helleres Blut“ (Hautfarbe) in ihr Geschlecht bringen wollen; sie vermeinen auch nach dem Glauben der Leute beim Betteln das Mitleid der Leute mit solchen Kindern um so mehr zu erregen.

Das Begehen von Unzucht mit einem noch unberührten Mädchen soll schwere Geschlechtskrankheiten heilen. Infolge dieses Glaubens machte um die Mitte des 19. Jahrhunderts

ein Angestellter einer Fabrik in Barmen nicht nur das betr. kleine Mädchen, sondern dessen ganze Familie unglücklich. Auch Thun erwähnt in seiner „Geschichte der Industrie am Niederrhein“ (in Schmollers „Staats- und sozialwissenschaftl. Forschungen“) diesen Aberglauben für den ganzen Niederrhein.

Aus Lippe. — Wehrhan.

Zu 2. Den Ausdruck „Wächter“, „Nachtwächter“ habe ich in meiner Kindheit oft für menschliche Exkrementen gebrauchen hören. Es war dies in Neuwied. In Verbindung mit der Verbrecherwelt wurden diese Ausdrücke nicht gebracht.

Zu 7. Der Glaube, dass Zigeuner Kinder stehlen, war früher an Rhein (Mittelrhein) und Mosel sehr verbreitet. Heute findet er sich wohl noch bei alten Leuten. Tatsachen, dass wirklich Kinder gestohlen wurden, sind mir keine bekannt.

Zu 8. Der Glaube an das 6. und 7. Buch Mose war früher an Mittelrhein und Mosel wohl viel verbreitet. Heute wird darüber gelacht.

J. Speth, Enkirch (Mosel).

Zu 2. Diebe verrichten oft am Tatorte ihre Notdurft. Es wurde im Jahre 1903 in die Geschäftsräume eines Hauses in Mengede eingebrochen. Die Waren (Weisswaren) wurden z. B. umhergeworfen. Vor dem Zahltisch hatten die Diebe eine Schürze auf die Erde ausgebreitet und darin die Notdurft verrichtet. Das sei, so wurde gesagt, Gewohnheit der Diebe, die glaubten, dass ihre Entdeckung bezw. Ergreifung dadurch verhindert werde. Auch in der Mark, im Kreise Bochum ist dieser Glaube verbreitet. Auch die Namen Wächter und Nachtwächter sind bekannt

Zu 7. Im Sauerlande wird den Kindern als Schreckmittel gesagt: „Pass auf, dass dich die Kötten (Zigeuner) nicht kriegen, sie nehmen dich mit.“ In Westfalen ist im allgemeinen der Glaube beim Volke verbreitet, dass die Zigeuner Kinder mitnehmen, teils um sie zum Betteln zu erziehen und sich selbst dadurch eine bequeme Einnahme zu verschaffen, teils auch, um sie zu leichteren Schauspielstücken — Akrobatenstückchen — zu verwenden.

Synann, cand. hist., Münster.

Zu 2. Der Ausdruck „Nachtwächter“, „Wachtmeister“ ist in Dormagen bei Köln für menschliche Exkremente wohlbekannt, indessen ohne direkte Verbindung mit dem Verbrecherleben. Jedoch glaubt man, dass jeder, der einen derartigen „Nachtwächter“ überschreitet oder zertritt, an den Augenlidern eine allgemein mit Gerstenkorn, medizinisch unter Kriethe, Hordekum bekannt, bezeichnete Entzündung davonträgt.

Zu 4. Schwangere Frauen dürfen keinen mit einem äusserlichen, ekelerregenden Übel behafteten Menschen anschauen, da sonst das Kind von derselben Krankheit ergriffen wird.

Zu 7. Dass Zigeuner Kinder rauben, ist eine am Niederrhein verbreitete Ansicht.

Zu 8. Bohnen hält man allgemein für ein sicheres Mittel zur Vertreibung von Warzen, besonders sollen die grossen, in Süddeutschland Saubohnen genannt, am besten geeignet sein.

Oscar Gans, Crefeld.

Gegen Schwindsucht und Krebs gebrauchen die Leute in der Gegend von Detmold den Stengel und besonders die Wurzeln von *Chelidonium majus* [L., Schellwurz oder Schellkraut, wegen des reichlichen gelben Saftes auch sonst geschätzt. Frische Stengel und Wurzeln lässt man in altem Kornbranntwein gut ausziehen. Wer an Schwindsucht und Krebs leidet und trinkt regelmässig davon, kommt wieder „auf die Beine“.

Wehrhan.

Gegen Warzen wird der Saft derselben Pflanze gebraucht. Den frischen Saft lässt man auf den Warzen eintrocknen. Das muss bei abnehmendem Mond geschehen, am besten an einem Freitag. (Lippe.)

Wehrhan.

Ein anderes **Mittel gegen Warzen**. An einem Freitag bei abgehendem Mond und bei untergehender Sonne macht man soviel Knoten in einen Faden, als man Warzen hat, und vergräbt diesen Faden stillschweigend in die Erde, den Dunghaufen oder sonstwo. Sobald die Knoten vergehen (verwesem), vergehen auch die Warzen. (Heidenoldendorf bei Detmold.)

Wehrhan.

Berichte und Bücherschau.

Hoenig, Fritz, Wörterbuch der Kölner Mundart. Herausgegeben von seinen Freunden und Verehrern. Druck von J. P. Bachem, Köln. 1905. XXVI und 312 S. gr. 8°.

Ein Werk der Dankbarkeit gegen seinen leider vor Herausgabe der Sammlung verstorbenen Verfasser wird das Wörterbuch mit Dankbarkeit von allen Freunden mundartlicher Forschung entgegengenommen werden. Es enthält mehr, als es im Titel verspricht. Zunächst stellt uns eine mit Wärme abgefasste Biographie des für die Kölner Lokalliteratur bedeutenden Verfassers in das Milieu, das ihn wachsen liess und zur Sammlung des Wortschatzes befähigte. Dann folgt eine kurze Darstellung über das Verhältnis der kölnischen Mundart zum Hoch- und Niederdeutschen mit Hinweisen auf ihren geschichtlichen Werdegang. Seite XV bis XXVI finden wir eine übersichtliche Darstellung „über die Laute der Kölner Mundart und deren Bezeichnung“ nach Fr. W. Wahlenberg, worauf das eigentliche Wörterverzeichnis Seite 1 bis 211 einnimmt. Der nun folgende Anhang umfasst bis Seite 310 die Wandlungsformen der gebräuchlichern Zeitwörter der Kölner Mundart, dargestellt an 435 Beispielen. — Das schöne, nicht nur für die Kölner Lokalliteratur, sondern auch für die wissenschaftliche Sprachforschung wichtige Werk ist von Freunden und Verehrern des Verfassers herausgegeben, die die Vollendung und druckfertige Bearbeitung dem Rektor Heinrich Hack anvertrauten, der die nicht unbedeutende Arbeit mit Liebe und Eifer ausführte. Was für eine Bedeutung dem Wörterbuche zukommt, wird am besten aus den Worten des Universitätsprofessors J. Franck, dem Herausgeber des neuen umfassenden Wörterbuchs der fränkisch-riparischen Mundarten, zu dessen Bearbeitung die Akademie der Wissenschaften in Berlin die Mittel bereit stellt, hervorgehen, der sich äussert: „Hoenig, dem auch die Gabe einer überlegenen Selbsterkenntnis in hervorragendem Masse eignete, war weit entfernt davon, mit seinem Werke wissenschaftliche Ansprüche zu erheben. Im Gegenteil ironisierte er in seiner humorvollen Art etwaige Anforderungen, die die »Philologen« stellen könnten, und

betonte, dass sein Buch für die Kölner bestimmt sei, wobei er ganz besonders den rein praktischen Zweck eines Hilfsmittels für die, die „Kölsch“ schreiben wollen, im Auge hatte. Trotzdem verschmähte er nicht, den Rat der Philologen einzuholen, und hatte Freude, auch ihren Zwecken dienen zu können. Die wissenschaftliche Mundartenforschung wird denn auch seinem Wörterbuche die Anerkennung einer höchst dankenswerten Stoffsammlung nicht versagen, und ganz besonders dürfte das in Aussicht stehende grosse rheinische Wörterbuch die neue Ausgabe, die für die wichtigste Stadt seines Gebietes einen wesentlichen Teil der Arbeit vorwegnimmt, freudig begrüßen.“ Das prächtig ausgestattete Werk sei allen Freunden der Mundart bestens empfohlen.

Wehrhan.

Franz Jostes, Roland in Schimpf und Ernst. Die Lösung des Rolandrätsels. Dortmund, Ruhfus 1906. 39 S. 8^o.

Mit dieser Untersuchung eröffneten wir das 1. Heft unserer Zeitschrift. Wir können uns darum hier kurz fassen, indem wir den Verfasser mit einem Teil seines Vorworts zu Wort kommen lassen. Er schreibt: „In einer Sonderausgabe meines Aufsatzes zu antworten, haben mich verschiedene Gründe bestimmt, nicht am wenigsten die Ergebnisse meiner fortgesetzten Forschungen, die meine Ansicht zwar in allem wesentlichen bestätigt, aber im einzelnen doch auch berichtigt und noch mehr ergänzt haben. So ist das, was ich hier biete, kaum zur Hälfte bereits bekannte Ware, der ganze zweite Teil ist völlig neu geworden. Weggeblieben ist alles, was dem Nachweise der Geschichtsfälschungen des Bremer Bürgermeisters Hemeling diente, nicht weil ich anderer Meinung geworden wäre, sondern weil es dieses Nachweises nicht mehr bedarf. Sogar Sello hat es vorgezogen, von der Verteidigung Hemelings abzusehen und die Mohrenwäsche einem anderen zu überlassen. Dann aber hat mir auch das Friesenprivileg Karls d. Gr., auf das mich der Artikel „scutum“ bei Du Cange führte, den Bremer Rolandschwindel in einem etwas anderen, und zwar hellerem Lichte erscheinen lassen. Endlich bin ich der Literatur über die mittelalterlichen Spiele weiter nachgegangen, und auch davon werden sich manche Spuren auf

den folgenden Blättern finden. Hingegen habe ich auf eine persönliche Auseinandersetzung mit meinen Gegnern im allgemeinen verzichtet, so nahe sie mir auch gelegt war. Welches Interesse könnte es auch haben, dass ich diesem oder jenem Gelehrten eine grössere oder geringere Anzahl von Irrtümern und Versehen nachwies, wenn damit zugleich nicht eine Förderung unseres Wissens erzielt würde, und wieviel ist nicht in die Diskussion hineingezogen worden, das für die Entscheidung der Sache tatsächlich ohne jede Bedeutung ist! Vielleicht ergibt sich zu einer Abrechnung auch später noch eine passende Gelegenheit, jedenfalls habe ich nicht vor, wie Heldmann, mitten im Kampfe vom Schauplatze abzutreten, sondern werde auf dem Plane standhalten, bis die Sache endgiltig zum Austrag gebracht ist.“

Gillhoff, Johannes, Bilder aus dem Dorfleben. Dresden, Carl Reissner. 1905. 314 S. 8°. 3.— Mk.

Es sind herzerquickende Bilder aus dem Leben und Treiben der Dorfbewohner Mecklenburgs, die uns hier geboten werden. Der Verfasser hat es verstanden, in die Geschichten ungezwungen alles hineinzuwoben, was den Landbewohner im Herzen bewegt und er für gewöhnlich dem „studierten“ oder gebildeten Manne verbirgt: Glaube, Sitte und Brauch. Als Probe möchten wir hier nur das „Böten“ anführen, wie es S. 311 ff. geschildert wird: Es war 1860 ein Viehsterben im Dorfe. „De Swin hebben dat FÜR“, sagten die Leute Eine als „Dorfhexe“ gefürchtete alte Frau wusste Rat. Dort, wo die Dorfstrasse am breitesten war, ward über ihre ganze Breite hin viel Reisig und Stroh geschichtet. In einiger Entfernung schlugen die jungen Burschen zwei starke Pfähle in die Erde, deren obere Enden weit ausgebohrt waren, so dass eine starke Welle, die durch diese Bohrungen gesteckt war, unter Anwendung einiger Kraft in schnelle Umdrehung gesetzt werden konnte; dann wurden starke, noch nie gebrauchte Stricke um die hervorstehenden Zapfen der Welle geschlungen, und nun ging die alte Frau zum Ansagen des Bötens durchs Dorf. Alle Herd- und Ofenfeuer im ganzen Dorf mussten gelöscht werden, und die Alte sah Haus bei Haus nach, dass

auch keine lebendige Kohle in den Dorfgrenzen blieb. Als sie ihren Rundgang vollendet hatte, traten vier junge Männer an die Welle; es mussten Brüder sein, Söhne eines Vaters und unverheiratet. Je zwei traten an die Enden, fassten die Stricke und begannen aus Leibeskräften zu drehen. Die Stricke rollten auf und rollten ab. Immer schneller rollten die Brüder, der Schweiss floss ihnen in Strömen von der Stirn, die Hände wurden rot und heiss. Mit rasender Geschwindigkeit flog die Welle herum, die starke Reibung entzündete das Holz, und nun kam der feierlichste Moment. Unter geheimnisvollem Raunen trat die Alte hinzu und fing einen der herausfliegenden Funken mit Zunder und Schwefelfaden auf, denn nur durch junges Feuer durfte gebötet werden, entlehntes half nicht. Endlich standen die Stroh-, Reisig- und Holzhaufen in schönstem Brand, und nun trat die Jugend in ihr Recht. Unter lautem Halloh trieb sie die ganze Schweineherde des Dorfes durchs Feuer. Da mussten die gesunden Tiere hindurch wie die kranken; die gesunden: damit das Feuer sie schütze gegen Feuer, die kranken: damit das Feuer sie heile von ihrem eigenen Feuer. An den gefüllten Trögen durften sie sich hernach vom ausgestandenen Schreck erholen und ihrer Genesung entgegensehen. Die Alte sagte, es habe „ganz gewiss up'n glännigen Stein“ geholfen. —

So wird weiter erzählt über Heilung mit Teer, mit frischem, warmem Stalldung u. a. auch bei Menschen, z. B. Erlenblätter bei offenen Wunden, Wegerich gegen jegliche Eiterung, Geranium bei Brandwunden, Löwenzahn gegen Lungenleiden und Kamillen gegen Husten aller Art usf.

Wehrhan.

Brinkmann, John, Kasper-Ohm un ick. Neu herausgegeben von Wilhelm Schmidt, Rostock, illustriert von Adolf Johnssen. E. Nister, Nürnberg. 176 S. 4°. geb. 3 Mk.

Der schon in vielen Auflagen herausgekommene Roman des auch neben Reuter noch bedeutenden Mecklenburger Dichters liegt hier in einer neuen, der ersten illustrierten Ausgabe vor. Der Verfasser wollte gewisse Familientüberlieferungen zur Darstellung eines Charakterbildes einheitlich formen,

er wollte den grotesken Typus einer verschwundenen Rasse, wie Brinkmann selbst sagt, den baltischen Seemann des 18. Jahrhunderts, der in seiner spezifischen Erscheinung eine Teniersgestalt ist und in gewisser Beziehung in die Tom Bowling- und Captain Kearney-Kategorie gehört, zu einem einheitlichen Bilde skizzieren. Das ist ihm auch vorzüglich gelungen. Echt niederdeutsches Leben ist es, das aus dieser Erzählung frisch, lebendig und lustig herauschaut, so echt und humorvoll, dass der „Kasper-Ohm“ unmittelbar neben dem „Unkel Bräsig“ Reuters gehört. Und wenn Klaus Groth selbst über das Werk sagte: „Der »Kasper-Ohm un ick« ist ein Roman von solcher Vollendung, dass man prophezeien darf: Man wird ihn lesen, solange man plattdeutsch liest, und die Zahl seiner Verehrer wird wachsen mit den Jahren“, so ist des Lobes genug. Der hübsche Bildschmuck trägt wesentlich dazu bei, sich in das eigentliche Leben und Treiben der Mecklenburger, besonders der Rostocker, hineinzufinden, dass man bald auch im volkstümlichen Denken und Tun dieser Gegend heimisch wird.

Wehrhan.

Haage, R., Die Mühle im Hagental. Gelsenkirchen, E. Kannegiesser. 31 S. 12°. Preis?

Das kleine Büchlein enthält in recht ansprechender Form die poetische Bearbeitung einer Sage, die den aus dem Nibelungenliede bekannten Hagen von Tronje mit dem Nibelungenhort und Zwergen des Rheins sowie mit dem Hagental bei Gernrode am Herz in Verbindung bringt. Das Tal soll seinen Namen eben jenem Hagen verdanken.

Wehrhan.

Rafael, L. (H. Kieseckamp), Vom alten Sachsenstamme. Novellen. Leipzig, C. F. Amelang. 1905. 210 S. 8°. brosch. 2.—, geb. 3.— Mk.

Die Verfasserin ist den Freunden heimatlicher Literatur kein Fremdling, hat sie doch schon oft mit sicherer Hand aus dem Schatz der heimischen Volkskunde geschöpft und Land und Volk der Westfalen uns lebendig vor die Seele gestellt. Hier bietet sie sechs Novellen: Die Letzte vom

Hochhof; Seine Mutter; Die Klarkamps; Beim Musikantenpeter; Auf dem Harpenhofe; Fockmanns Zwillinge. Wie man den Erzählungen anmerkt, hat die Verfasserin frisch ins Leben hineingegriffen und Gestalten geschaffen, wie sie noch häufig genug im Lande der alten Sachsen anzutreffen sind: selbstbewusst und voll inneren Kraftgefühls der Ansicht der Leute trotzend wie Kathrin, die Sobbenbäuerin, packend die schwächste Stelle auch der Westfalen schildernd, wenn das Herz mit dem Kopfe durchgeht, wie bei eben derselben Kathrin. Die Schilderung des Volkstums ist wahr und plastisch.

Wehrhan.

Ruben, R., Widukindssagen. Gedichte. Verlag von Bruno Feigenspan, Pössneck i. Thür. 32 S. 8°. Preis?

Das Büchlein enthält nur bekannte Widukindssagen: Porta Westfalika, Widukinds silberne Wiege, Lindberg und Reineberg, Widukinds Schlaueit, die Widukindsquelle zu Bergkirchen, der Kirchenbau zu Enger, das „unechte“ Begräbnis Widukinds, die Kapitulare zu Herford, Widukinds Beisetzung. Der fließende Rhythmus und glatte Reim bewirkt ein leichtes Lesen der Gedichte. Freunden von Sagen in poetischer Form wird die kleine Sammlung willkommen sein.

Wehrhan.

Heine, Gottfried, Krümeln un Knasten. Nigge Vertellekes iutem Surlande. Paderborn, Ferdinand Schöningh VIII und 143 S. 8° geh. Mk. 1,40. (Wörterverzeichnis. S. 140—143.)

Die heimatliche Literatur des Sauerlandes ist in den letzten Jahrzehnten in fruchtbringender Weise gepflegt und seit Friedrich Wilhelm Grimme auch weiterhin bekannt und beachtet worden. Hier liegt ein neues kleines Werkchen vor, das der Verfasser, wie das Vorwort besagt, im Auftrage des Vereins von Sauerländern in Münster herausgegeben hat. Die netten „Vertellekes“ und schönen „Dönekes“ aus dem Volksmunde des Sauerlandes sind hier gesammelt, um sie nicht der Vergessenheit preiszugeben, gewiss ein dankbares Bestreben der heutigen Zeit. Die Erzählungen, die oft ein herzhaftes Lachen auslösen, sind in der Mundart aufgeschrieben und entstammen besonders den Kreisen Marsberg, Meschede,

Brilon und Olpe. Freunden köstlichen, zuweilen derben Humors können wir das Büchlein empfehlen. Auch der Mundartforscher wird auf seine Rechnung kommen, das kleine Idiotikon kann ihm Dienste leisten, wenngleich durch die weiteren Kreisen angepasste Schreibung die Qualität der Laute verwischt ist.

Wehrhan.

Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Köln am 1. Juli 1906.

Nach Eröffnung der Versammlung um 12 Uhr mittags verlas der 1. Vorsitzende, Prof. Sartori, den Jahresbericht. Der Verein zählt 577 Mitglieder (darunter 4 lebenslängliche und 50 körperschaftliche). Der erfreuliche Zuwachs an körperschaftlichen Mitgliedern ist in erster Reihe auf die dankenswerte Empfehlung der Regierungen beider Provinzen zurückzuführen, die eine Anzahl von Städten und Behörden — hauptsächlich im Rheinlande — veranlasst hat, dem Verein beizutreten. Die Ehrenmitgliedschaft haben angenommen die Herren Se. Exzellenz Freiherr v. d. Recke v. d. Horst, Oberpräsident von Westfalen, in Münster; Regierungspräsident Schreiber in Düsseldorf und Regierungspräsident Dr. Kruse in Minden. — Die Bibliothek umfasst 47 Nummern. Der Verein steht mit 42 anderen Vereinen und Gesellschaften gleicher und ähnlicher Richtung in Schriftenaustausch. Der Vorsitzende schloss seinen Bericht mit dem Ausdrucke des Dankes an die Mitglieder des Vorstandes, besonders an die beiden Schriftführer, und bat um weitere rege Werbetätigkeit. — Die Kassenrechnung schliesst ab mit einer Einnahme von 1822,15 Mk. und einer Ausgabe von 2025,33 Mk. Die Rechnung ist von den Herren Dr. Trense und Dr. Wrede geprüft und richtig befunden worden. Dem Kassenführer wurde Entlastung und Dank ausgesprochen. — In den Vorstand wurden die Herren Prof. Dr. Franck-Bonn, Dr. Trense-Rheydt, Dr. Wrede-Köln und Grüttefen-Elberfeld gewählt. — Die nächste Hauptversammlung soll möglichst in der Woche nach Pfingsten an einem noch vom Vorstande zu bestimmenden westfälischen Orte stattfinden. — Zum Schluss hielt Herr Dr. Wrede-Köln

einen längeren, inhaltsreichen Vortrag über: „Feiern zu Ehren der Geburt und der Taufe des Königs von Rom im Roerdepartement 1811“. — Um 1/2 Uhr schloss der Vorsitzende die Versammlung.

Der Vorstand besteht jetzt aus folgenden Mitgliedern:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29	} Vor-
Univ.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32	
O. Schell, Lehrer, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	} Schrift-
K. Wehrhan, Lehrer, Elberfeld, Arminiusstr. 5	
O. Grüttefien, Elberfeld, Herzogstr. 33,	Kassierer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar,	} Beisitzer.
Münster i. W.	
Univers.-Prof. Dr. J. Franck, Bonn	
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.	
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier	
Reg.- u. Baurat v. Pelzer-Berensberg, Arnsberg	
Schriftsteller K. Prümer, Münster i. W.	
Rektor C. Rademacher, Köln	
Oberlehrer Dr. Trense, Rheydt	
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld	
Oberlehrer Dr. Wrede, Köln	

Der Verein steht im Schriftenaustausch mit:

1. Egerland, Eger.
2. Schlesische Gesellschaft für Volkskunde, Breslau.
3. Sächsischer Verein für Volkskunde, Leipzig.
4. Hessischer Verein für Volkskunde, Giessen.
5. Verein für Schweizerische Volkskunde, Basel.
6. Deutscher Volksgesangverein, Wien.
7. Globus.
8. Heidelberger Jahrbücher, Heidelberg.
9. Warendorfer Blätter für Heimatskunde.
10. Oberhessischer Geschichtsverein, Giessen.
11. Blätter für Bayerische Volkskunde, Würzburg.
12. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, Kassel.
13. Diözesanarchiv von Schwaben, Ravensburg (Württemb.).
14. Niedersachsen, Bremen.

[Unser

15. Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertums-
kunde in Schwerin i. M.
16. Deutsche Volkskunde im östl. Böhmen, Braunau.
17. Blätter des Schwäbischen Albvereins, Tübingen.
18. Deutscher Böhmerwaldklub, Budweis (Böhmen).
19. Verein Heimat, Kaufbeuren (Bayern).
20. Verein für Badische Volkskunde, Freiburg i. B.
21. Westpreussischer Geschichtsverein in Danzig.
22. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
23. Verein für ostniederländische Volkskunde, Utrecht.
24. Verein für österreichische Volkskunde, Wien.
25. Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Volks-
kunde, Gross-Schenck i. S.
26. Société belge de Folklore, Woluwe (Brabant).
27. Gesellschaft für jüdische Volkskunde, Wien.
28. „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und
Literatur.
29. „Sauerländischer Gebirgsbote“ u. „Tourist“, Frankfurt a. M.
30. Zeitschrift für deutsche Mundarten, Ettlingen (Baden).
31. Konincklijke vlaamsche Academie voor Taal en Letter-
kunde, Gent.
32. Bayerischer Verein für Volkskunst und Volkskunde,
München.
33. Agram, Zbornik.
34. Berlin, Königliche Bibliothek.
35. Berlin, Universitätsbibliothek.
36. Société Neuchâteloise de Géographie à Neuchâtel (Suisse).
37. „Národopisný Vestník“, Monatschrift des cechoslawischen
ethnographischen Museums in Prag.
38. „Smithsonian Institution“ und „National Museum“ in
Washington.
39. Svenska Landsmål ock Svenskt Folkliif, Stockholm.
40. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und
Geschichtsforschung, Wiesbaden.
41. Verein für Heimatkunst und Heimatsschutz, Kaufbeuren
(Bayern).
42. Société Liégeoise de Littérature Wallonne, Lüttich.



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Das Volkslied „Ich liebe dich, so lang' ich leben werde“. Eine literar- und musikhistorische Studie. Von E. K. Blümmel (Wien)	Seite 177
Schildbürgerstückechen und Ortsneckereien im Salkant. Mitgeteilt durch Franz Kapell, Eschweiler	„ 190
Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Von Paul Sartori. I. Hexen, Werwölfe und andere dämonische Gestalten	„ 200
Die Wollindustrie zu Dudeldorf. Von J. Schreiber, Trier	„ 210
Einiges über Schauspiele und Volksbelustigungen in Warburg in vergangener Zeit. Von Dr. Hüser	„ 216
Kinderlieder aus Elten. Von Freiherr Lochner von Hüttenbach	„ 221

Kleinere Mitteilungen:

Volksrätsel (Mündlich aus der Bifel.) Von Th. Ehrlich, Sayn	Seite 226
Michelsfeuer in Prüm. Von Kreuzberg	„ 227
Volksprache. Plattdeutsche Aussprüche der Gegend der Niederrupper. Von J. H. Klein	„ 228
Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben	„ 229
Verschiedene kleinere Mitteilungen	„ 231

Berichte und Bücherschau:

Hoenig, Fritz, Wörterbuch der Kölner Mundart. Von Wehrhan	Seite 232
Franz Jostes, Roland in Schimpf und Ernst. Von S.	„ 233
Gillhoff, Johannes, Bilder aus dem Dorfleben. Von Wehrhan	„ 234
Brinkmann, John, Kasper-Ohm un ick. Von Wehrhan	„ 235
Haage, R., Die Mühle im Hagental. Von Wehrhan	„ 236
Rafael, L. (H. Kiesekamp), Vom alten Sachsenstamme. Novellen. Von Wehrhan	„ 236
Ruben, R., Widukindssagen. Gedichte. Von Wehrhan	„ 237
Heine, Gottfried, Krümeln un Knasten. Nigge Vertellkes lutem Surlande. Von Wehrhan	„ 237
Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde in Köln am 1. Juli 1906	„ 238

☛ Unserer einer Schriftführer, Herr K. Wehrhan, wohnt vom 1. Oktober d. J. ab in Frankfurt a. M., Günthersburg Allee 76¹. Die von ihm versehenen Geschäfte werden vorläufig noch unverändert weiter geführt.

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel je 7.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.







DD
801
R 725
Z 48
V. 3
Pt. 2



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

A. Frümer, Dortmund, Prof. F. Hartori, Dortmund,
D. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Elberfeld.

3. Jahrgang
1906

Zweites Heft

Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung W. Martini & Brüttesien, G. m. b. H.
(vorm. Bardelersche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.



Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang.

1906.

Zweites Heft.

Zur Bedeutung der Wörter raitmeister, hauberg und jahn im Siegerlande.

Von **K. J. Ley**, stud. phil., Irmgarteichen (Kreis Siegen).

Das Siegerland, seit 1815 die äusserste Südspitze der Provinz Westfalen, gehörte von alters her zur ehemaligen Grafschaft Nassau-Dillenburg. Das Land ist ein Gebirgskessel zwischen den Systemen des Westerwaldes und der Rothaar, auf allen Seiten von hohen Randgebirgen umgeben und nur nach Süd-Westen hin geöffnet. Von hier aus wird die Besiedelung erfolgt sein; in wirtschaftlicher Hinsicht unterhielt die Bevölkerung während des ganzen Mittelalters fast nur Beziehungen mit dem Süden und Westen. Daher wird es zu erklären sein, dass im Siegerlande Sitte, Tracht und vor allem Sprache grundverschieden sind von denen Westfalens. Die Nordgrenze des Siegerlandes ist zugleich die Scheide zwischen dem Mittel- und Niederdeutschen. In sprachlicher Hinsicht gehört das Siegerland zu dem sogen. Rheinfränkischen.

Wichtige Nahrungsquellen für den Siegerländer waren von jeher Bergbau, Hüttenwesen und Haubergswirtschaft. Unter den technischen Ausdrücken der beiden letztgenannten Erwerbszweige fallen uns besonders auf „Reit- oder Raidtmeister, Hauberg und Jahn“. Sie nehmen im Siegerlande eine Bedeutung an, die wir in keinem anderen deutschen Gebiete wieder finden. Ganz eigenartig ist die Bedeutung des Wortes Raitmeister; Hauberg kommt nur hier allein vor, das Wort Jahn, das man zwar in vielen deutschen Gauen kennt, hat im Kreise Siegen seine eigene Bedeutung. Diese drei Worte seien im Folgenden einer näheren Betrachtung unterworfen.

I. Raitmeister.

In den ehemaligen Zünften der Eisenmassenbläser und Hammerschmiede, der Stahlmassenbläser und Stahlschmiede im Fürstentum Siegen unterschied man einerseits Zunftgenossen, die das Handwerk mit der Faust erlernt hatten und betrieben, nämlich Bläser und Schmiede, anderseits solche, die nur Handel mit den von den ersten gefertigten Produkten trieben; diese letzten nannte man „Raitmeister“.

Nach Grimm ist reiten oder raiten = computare = rechnen, bezahlen. Lexer deutet raiten abs. und trans. als zählen, rechnen, berechnen: „man reitet von Christes gepurt“; raitemeister ist Vorsteher des Rechenamtes oder Stadtrechner.

Die nhd. Schriftsprache hat das Wort ganz aufgegeben, der Stamm ist nur mehr erhalten in „bereit“. Im ahd. geht reiten zurück auf „reiti = paratus, got. garaidjan, griech. διατάττειν. Im mhd. ist überall raiten oder reiten = rechnen, berechnen, abrechnen, zählen. Im Schwabenspiegel 212 § 2 heisst es:
„owê, swer sus mit gelte scheidet von der welte
der muoz dem wirt reiten mit Sorge âne beiten.“

Beim schwäbischen Dichter Hugo von Langenstein, Matina: „und tuot im denn ein klain zil baiten und darnach bald mit ihm raiten“. In vielen Städtechroniken kommt ausserdem raiten = rechnen oder bezahlen vor.

Nach Schmeller 2, 170 ist in der Bergmannssprache raiten = Rechnung ablegen über den Grubenhaushalt, raitung = Rechnung oder Rechenschaft. Vergl. Mathesius, Sarepta: „denn vur dir bestehet kein mensch in seiner raitung, ein armer bergkman, haspelzieher, ertzpocher, schmelzter oder hüttenarbeiter und was sonst mit raitung zu tun hat“. Bei G. Mauritius: „sechzig gulden hast bei mir verzehrt die raitung bringts zahls unbeschert“.

Dieselbe Bedeutung Rechnung hat das Wort in den Zusammensetzungen reitbrief, reitbouch, reitholz, reittac u. a.

Im Ostfriesischen¹⁾ ist rêden = parat, fertig machen, rüsten, zurüsten, ausrüsten, instandsetzen, in Ordnung bringen.

¹⁾ J. ten Doornkat Koolmann: Wörterbuch der Ostfriesischen Sprache. Norden 1879–84.

Eine Nebenform dazu ist redden = zurechtmachen, das Iterativum dazu reddern = ordnen. Das Adjektivum rêde meist rêe und rê, rêi, reje, flekt. rêer, rejer, rêste und rêiste = bereit, fertig, bei der Hand, z. B. „hê steid rê um mit to gân“. rê! Kommandoruf des Kapitäns an die Matrosen, das Schiff zu wenden oder umzulegen. Reede ist der Ort, wo die Schiffe zur Ausfahrt fertig gestellt werden. Im Osnabrückischen Lande ist rée (= rede) geld = bares Geld und: „et mäk sik rêe“ = es macht sich bezahlt, lässt sich in bares Geld umsetzen. Dasselbst gab es auch Redemaier. Es waren die Inhaber höriger Haupthöfe, die den Gutsherrn den übrigen Hörigen gegenüber bei Auflassungen und dergl. zu vertreten hatten.

Heinsius²⁾ führt noch andere Bedeutungen für reiten und die dazu gehörigen Worte an. So ist Reite = Rinne, durch welche das Erz in den Hüttenwerken in den Pochkasten rollt, reitel, nd. wreil = dicker Stock, mit dem man die Stricke um die Waren, oder die Ketten um einen mit Holz beladenen Wagen fest zusammenzieht.

In der Forstwirtschaft bedeutet Reitel einen jungen Baum, der zur Fortpflanzung stehen bleibt. Reitrat = Rechnungsrat, Reitmeister = Rechenmeister. Abweichend von Grimm, Lexer und Doornkat Koolmann ist nach Heinsius 1. reiten = mit sein, mitreisen an einen entfernten Ort (mit Wagen oder Schiff); 2. reiten = mithaben, reitend von einem Orte zum andern schaffen.

Der erste Zunftbrief für die Siegerländer Massenbläser und Hammerschmiede vom Jahre 1492 ist nicht mehr erhalten, im zweiten, vom Dienstage nach dem hl. Ostertage 1516, werden im Artikel 7 schon Bestimmungen für die Raitmeister getroffen. Massenbläser waren diejenigen, die den Eisenstein verhütteten und in „massas“ (= grosse, ungeformte Klumpen) gossen. Hammerschmiede waren solche, die diese noch ungeläuterten „massen“ zu Schienen, Stangen, Ankern und dergl. schmiedeten. Raitmeister endlich waren Zunftgenossen, die den Eisenstein auf den Gruben aufkauften und denselben den

²⁾ Th. Heinsius: Volkstüml. Wörterbuch der deutschen Sprache. Hannover 1819.

Massenbläsern verkauften, oder auch solche, die Handel mit Roheisen trieben, d. h. den Bläsern die Massen abnahmen und damit die Schmiede belieferten; die weitaus grösste Mehrzahl der Raitmeister waren diejenigen, die den Handel des fertigen Eisens vermittelten. Alljährlich zogen sie mehrere Male auf die grossen Messen in Frankfurt, Worms und zu den oberländischen Städten. Die Bedeutung „Vorsteher des Rechenamtes“ oder „Stadtrechner“ wird also hier gar nicht in Betracht kommen können, zumal die Raitmeister als solche mit der Verwaltung der Zunftgeschäfte nichts zu tun hatten.

Jährlich wurden zwei Vorsteher der Zunft gewählt (Alt- und Jungmeister), die mit der Verwaltung der Geschäfte betraut wurden, solche konnten aber gewählt werden aus dem Kreise der Massenbläser, Hammerschmiede oder Raitmeister.³⁾ Ein Massenbläser oder Hammerschmied konnte zugleich auch Raitmeister sein, denn wer als solcher die Zunft gewinnen wollte, musste entweder das Handwerk mit der Faust erlernt haben, oder aber im Besitze von 6 Hütten- oder 2 Hammertagen sein. Im letzten Falle war der Raitmeister dann Hütten- oder Hammerbesitzer, der das Handwerk nicht selbst betrieb, sondern als Verleger von Lohnschmieden seine Arbeit verrichten liess. Im Laufe der Zeit wurden die Raitmeister durch den Segen, der aus dem Handel erspross, die kapitalkräftigeren und setzten sich allmählich in den Besitz sämtlicher Hütten- und Hammertage, sie wurden die eigentlichen Gewerken, und die Massenbläser und Hammerschmiede spielten ihnen gegenüber nur mehr die Rolle der Lohnarbeiter.

Im bergischen Lande, besonders in der Solinger Gegend, gab der Schmied der Waffe die Form, der Schleifer das Aussehen, der Ätzer und Vergolder die Verzierungen. Den Griff lieferte der Kreuz- oder Knaufschmied, die Scheide der Schwertfeger; der Reider oder Reidmeister endlich setzte alle Teile zusammen und machte die Waffe für den Verkauf bereit.

Von einer derartigen Arbeitsteilung war im Siegerlande niemals die Rede und hier können wir unter Raitmeister nur einen Händler verstehen, der den Eisenstein oder das Roheisen, hauptsächlich aber das Schmiedeeisen

³⁾ Zunftbriefe im Staatsarchiv zu Münster i. W. von 1516, 1616, 1728.

im Handel vertrieb, es bedeutet also „Eisenhändler“, der anfangs zuweilen, später aber stets zugleich auch Hütten- oder Hammerbesitzer war. Ob Raitmeister aus dem bergischen Lande entnommen ist, lässt sich schwerlich entscheiden, da die Siegerländer Industrie ebenso alt, wenn nicht älter als die der Solinger Gegend ist. Der Gebrauch des Wortes Raitmeister für Eisenhändler im Siegerlande wird aus folgendem Umstande zu erklären sein. Da die Raitmeister den Handel mit Eisenstein, Roheisen und sogar auch der Holzkohle fast ganz in den Händen hatten, werden sie in jedem Jahre auch die Preise für diese Materialien berechnet und festgesetzt haben, wie denn auch alle Raitmeister vor jeder grossen Messe sich zu einigen hatten über den Preis, für den sie ihre Ware auf dem Markte loszuschlagen gedachten⁴⁾.

II. Hauberg.

Nach J. ten Doornkat Koolmann bedeutet ostfr. hau: 1. Hieb, Stoss, Schlag, Biss, z. B. „he hed dr n goden hau ut dân“, ferner Wunde. 2. hau = Abhauen, Schneiden, Mähen usw. von Getreide, Gras, Holz u. dergl. in der Bedeutung Ernte, oder auch in der Bedeutung des Einhauens oder Einbeissens ins Essen. z. B. „hê sitt in de vulle haue“ = „eine gute Ernte haben“ oder so situiert sein, dass man hauen und schneiden kann, wo man will = „eine gute Schüssel vor sich haben“, „im Überfluss leben“. Im got. ist es hawi, ahd. hawi, hewi, houwe, hau, mhd. houwe, hōuwe, hou, heu, altfr. ha, hai, hê, nld. hooi, as. houwe, ags. heg, hig, engl. hay, an. hey, mhd. houwe, hawe = Haue, Hacke. hauen = schlagen, klopfen, schneiden, mähen, hacken usw.

⁴⁾ Nachträglich finde ich in einer Aufzeichnung der Gewohnheiten der Siegener Stahlschmiedszunft aus dem 15. Jahrhundert reyden = einen Lohnschmied dinge und beschäftigen, es heisst daselbst:

Item wers sache eyner queme uss fremdem lande vnd wolde by vns vmb lone smyde de en solde nymand reyden er thede das mit der bruder willen.

Vergl. v. Achenbach: Aus des Siegerlandes Vergangenheit I S. 40. Diese Bestimmung bezog sich auf jene Eisenhändler, die Besitzer von Hütten- oder Hammerwerken waren und als Verlagsherrn von Lohnschmieden ihre Materialien verarbeitete liessen.

Das Wort geht zurück auf Wurzel ku, im Sanskrit allerdings nur in der Bedeutung sonare, gemere belegt, woraus sich indessen leicht die Bedeutung Stoss, Schlag, Hau usw. entwickeln konnte; lit. kowâ = Kampf, Streit, Schlacht, kslv. kowa, kuja, kowati hauen, oder es geht zurück auf Wurzel sku, skasecare, scam töten, verletzen.

In den Marschländern Schleswig-Holsteins bedeutet nach Heinsius Hauberg ein mit einem hohen Rohr- oder Schilfdache versehenes Gebäude, das zugleich Wohnhaus, Stall und Scheuer ist. In späterer Zeit erst wird das Wort diese Bedeutung angenommen haben und ursprünglich wohl nur einen Heuschuppen bezeichnet haben. Abgesehen von dieser Bedeutung existiert das Wort „Hauberg“ nur im Siegerlande und den angrenzenden Gebieten und scheint eine Bildung des 15. Jahrhunderts zu sein. Nach Philippi, Siegenger Urkundenbuch, Einleitung XIX, ist das Wort zuerst in einer Urkunde von 1498 erwähnt. Ohne Zweifel kannte man den Begriff schon in früheren Jahrhunderten unter der Bezeichnung: hulze, holze, busche, gegenüber dem Hochwalde = howalde oder walde. Aus Grenzbeschreibungen von Dorfgemarkungen im Siegenschen lässt sich als sehr wahrscheinlich annehmen, dass im 14. Jahrhundert die Scheidung zwischen Hoch- und Niederwald schon bestand, wie sie heute noch besteht. In einigen Urkunden wird der Niederwald auch im Gegensatz zum Hochwalde erwähnt:

Am 8. Mai 1325 erhalten Philipp und Konrad von Bicken vom Grafen Heinrich von Nassau Güter zum Hainchen als Lehen: „it sie an walde, an holtze, an velde . . . usw.“⁵⁾

Am 9. Mai 1342 verkauft Wilhelm von Amelungisdorf Güter in Eiserfeld an den Grafen von Nassau, es heisst daselbst: „als wir hatten an holtze, an walde, an velde . . . usw.“⁶⁾

Graf Otto von Nassau verkauft 1345 Güter an den Erzbischof von Köln, unter diesen: „ . . . busche, wald ind veld, wasser ind wede.“⁷⁾

Mit diesen Bezeichnungen „holtze“ und „busche“ kann

⁵⁾ Philippi, Siegenger Urkundenbuch S. 101.

⁶⁾ Ebenda S. 149.

⁷⁾ Ebenda S. 177.

nichts anderes gemeint sein als Hauberg. Wenn die Haubergswirtschaft in jener Zeit auch noch in erster Entwicklung stand, so wurde sie doch im Siegerlande allorts betrieben; über ihre Entstehungszeit sind die Meinungen verschieden⁸⁾, sicher ist, dass die Betriebsart in frühe Jahrhunderte zurückreicht. Einerseits lieferte der Hauberg der weit verbreiteten Industrie das einzige Brennmaterial in der Holzkohle, andererseits war er Brotschrank für eine relativ sehr dichte Bevölkerung, die bei dem mageren und steinigten Boden ihren täglichen Unterhalt in dem Ackerbau allein nicht hätte finden können. Wenn nun im verflossenen Jahrhundert Steinkohle und ausländische Gerbhölzer die Rentabilität der Haubergswirtschaft arg eingeschränkt, ja fast ganz untergraben haben, so wird dieselbe doch noch von einem sehr grossen Teile der Bevölkerung neben anderen Erwerbstätigkeiten betrieben.

Die Hauberge sind Niederwaldungen, deren Holzbestand sich hauptsächlich aus Eichen und Birken, daneben auch aus Erlen, Hainbuchen, Ahorn und Haseln zusammensetzt. Das grösste Gewicht wurde allzeit auf die Schonung des Eichenholzes gelegt, weil dieses neben Kohle auch zugleich Lohe für die Gerbereien lieferte. Daneben durfte die Birke nicht ausgerottet werden, weil man ihrer Reitel zum Einbinden der Holz- und Lohbürden bedurfte.

Alle 16 bis 20 Jahre wird das Holz mit Ausnahme der Eichenreitel bis auf den Wurzelstock abgehauen, sodann der Rasen mit einer Haue oder Hacke losgeschält, getrocknet und verbrannt. Die Asche dient als Düngmittel für eine einmalige Winterroggensaart. Bis in die 40er Jahre des 19. Jahrhunderts wurde, neben dem Roggen, auch noch Buchweizen (im Siegerlande „Heidlof“ genannt) in den Hauberg gesät. Die Wurzelstöcke schlagen wieder aus und zwischen den jungen Loden gedeiht recht üppig die Besenpfrieme, die im Siegerlande „Ginster“ genannt wird. Ist diese Pfrieme nach 3 bis 4 Jahren fruchttragend geworden, so wird sie abgetrieben und als Streu benutzt; ihr Same fällt aus und ruht im Boden, bis er nach abermaligem Abtriebe des Holzes,

⁸⁾ v. Achenbach: Die Siegerländer Haubergsgenossenschaften. Bonn 1865.

nach 15 Jahren zum Keimen kommt. Nach Entfernung der Pfieme, wird dem Bestande noch eine 3 bis 4 jährige Schonung zuteil, dann gibt der Boden dem Vieh (Rindern und Schafen) eine fette, saftige Weide bis zur nächsten Abholzung. Der ganze Betrieb ist ein genossenschaftlicher. Jeder Besitzer hat an dem, einer Gemeinde oder Genossenschaft zubehöri gen ungeteilten Gesamteigentume, welches man allgemein mit „Hauberg“ bezeichnet, einen ideellen Anteil. Zwecks Bearbeitung ist dieser Komplex in 16, 17, 18, 19 oder 20 Teile = „Haue“ „Schläge“ oder „Schaaren“ geteilt. In jedem Jahre wird ein Hau abgetrieben. In diesem wird dann jedem Teilhaber, entsprechend der Grösse seines ideellen Anteiles, ein Gebiet zur Abholzung und Besamung zugewiesen. Diesen Teil, der jährlich von der Genossenschaft bearbeitet wird, nennt der Siegerländer ebenfalls „Hauberg“ oder auch „Hau“ oder „Berg“ allein. Am verbreitetsten ist die letzte, abgekürzte Form „Berg“. Hierbei ist in der Siegerländer Sprache genau zu unterscheiden: zwischen Berg = Hauberg und Berg = Erzgrube. So geht der Siegerländer z. B. „in den Berg“, um auf waldigen Höhen Holz zu fällen, und er geht „auf den Berg“, um aus tiefem Schachte Erze zu bergen d. h. zu fördern.

Grimm und Sanders kennen das Wort „Hauberg“ in ihren Wörterbüchern gar nicht. In A. F. C. Vilmar's: Idiotikon von Kurhessen, Marburg 1883, in Ludwig Schmidt's: Westwäldisches Idiotikon, Hadamar 1800, wird es vergeblich gesucht. In der Eifel, an der Saar und im Odenwald, wo eine ähnliche Niederwaldwirtschaft betrieben wird, hat man dafür andere Bezeichnungen wie: Hackwälder, Lohhecken u. dergl. Nach M. Lexer, Mhd. Wörterbuch, ist im Mhd. „hauberg“ in keiner Form belegt. Hauberg ist demnach eine Bildung des 15. Jahrhunderts im Siegerlande und bedeutet daselbst:

1. den gesamten Niederwald des ganzen Landes,
2. den Komplex, der als Eigentum einer Genossenschaft angehört,
3. den Teil, der von dieser Genossenschaft im Laufe eines Sommers gemeinschaftlich bearbeitet wird.

III. Jahn.

J. und W. Grimm führen in ihrem Wörterbuche folgende Bedeutungen an:

Schweizerisch: jän = jahn = jon m. = vorgesteckter Raum für eine Feldarbeit. Tirolisch: jahn = Strich noch stehenden Getreides. Fränkisch: jahn = gohn = eine in die Länge sich erstreckende Fläche bei der Arbeit, in Feld, Wiese oder Weinberg. Hessisch: jahn = langgestreckte Fläche, die man beim Gras- oder Getreidemähen vornimmt. In der Winzersprache bedeutet jahn ein Stück Reben, das von einem andern durch einen Graben getrennt ist. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen: jâne = Reihe, Linie, z. B. im Kornschnitt, Heumähen u. dergl. So bedeutet „im jâne stehen“ in der Reihe stehen von Bäumen und Menschen. Im Thüringischen gone, gonmeister ist der Knecht, der das Mähen besorgt. Jänig = der Reihe nach. Im Hessischen wird es auch oft jône und im Schmalkaldischen jüne gesprochen und ist durchgängig femininisch. Im Osnabrückischen gêne und im Münsterlande geine = Reihe gemähten Grases. Im oberdeutschen Forstwesen bedeutet jahn (wie Schwade beim Getreide) in langen Reihen hingelegtes, abgehauenes Holz. Im Mhd. ist jän stm. = Reihe, Reihe gemähten Grases oder Getreides. Vergl. „Mariengrüsse“, herausgegeben von Pfeiffer in Haupts Z. 8, 274—98: „dâ endet sich der rîme jân“.

Das mhd. jân wird mit französ. gagner in Zusammenhang gebracht, dieses hängt mit dem altfrz. gaaigner, mit dem altspan. guadanar = mähen zusammen. Der Ausdruck würde demnach auf einem Fremdworte beruhen und das mhd. jân eine Erweiterung des älteren Sinnes erfahren haben. Dieser Deutungsversuch, von Grimm schon angezweifelt, entbehrt jeglicher Haltbarkeit. Die Etymologie des Wortes ist dunkel. Doch viel eher als mit frz. gagner lässt sich jân in Verbindung bringen mit „Gang“. Gehen, laufen, in Bewegung sein = got. gaggan, ahd. gân, kân, gên, mhd. gân, gên, as. und ags. gân und gangan, wird fast allseitig auf Wurzel gâ zurückgeführt und dabei angenommen, dass die Form gangan durch Reduplikation entstanden ist, wie wahrscheinlich auch der Flussname „Ganges“. Gang bedeutet neben Bewegung,

Lauf usw. auch Weg, Pfad, schmale Gasse. Erzgang, ein schmaler Streifen Erz, der das Gebirge durchzieht, Fuchsgang, ein schmaler, enger Weg, der den Fuchs zum Kessel seines Baus führt, in gleicher Weise redet man vom Gang des Maulwurfs, der Ratte u. a. Wildgang, ein schmaler Pfad, den Rehe von und zu ihrer Weide gehen. Das aufgespannte Gewebe am Webstuhl wird, je nach der Feinheit der Fäden, in 30—40 schmale Streifen von je 40 Fäden eingeteilt, die man allgemein Gänge nennt. Bei allen diesen ist stets die Vorstellung des „Langgestreckten, Schmalen“ wie beim Jahn.

Nach Heinsius ist jân der leere Raum, den ein Gras- oder Getreidemäher hinter sich lässt, und der eine lange, schmale Bahn vorstellt. Im Thüringischen ist jân = Reihe von Bäumen oder Gewächsen, dann auch gleich einer Reihe gehauenen Holzes, weshalb die Holzhauer daselbst auch Jahnhauer heissen. Im Hennebergischen sind Jähne Striche vermessenen Holzes, das zum Abhauen bestimmt ist. Diese letzte Bedeutung kommt der im Siegerlande gebräuchlichen am nächsten.

Wie bereits oben erwähnt, ist der Siegerländer Hauberg Genossenschaftseigentum; Privateigentum kommt sozusagen gar nicht vor. Der einer Genossenschaft zugehörige Haubergskomplex von 16—20 Hauen ist in 3—12 Stammjähne eingeteilt. In diese gleiche Anzahl von Jähnen, in die der ganze Komplex eingeteilt ist, wird nun auch in jedem Jahre der abzutreibende Hau eingeteilt. Entsprechend seinem ideellen Anteile am Ganzen wird dann jedem Interessenten im Hau 1, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$ Jahn usw. als Privateigentum für 2 Jahre zur Abholzung und Besamung zugeteilt. In bezug auf den einer Genossenschaft zugehörigen ganzen Komplex ist der Jahn ein Flächenmass von beliebiger Gestalt und Grösse, in bezug auf den Hau ist der Jahn die der Grösse des Haus entsprechende Fläche, die dem Interessenten zur Bearbeitung zufällt, der im ganzen Komplex einen Jahn als ideellen Anteil besitzt. Soll ein Hau zwecks Abholzung geteilt werden, so wird erst sein Flächeninhalt, und darnach die Grösse eines Jahnes festgestellt. Ist in dem Hau überall gleichmässiger Holzbestand, so ist die Teilung eine einfache; die Unregelmässigkeit des Holzbestandes verlangt aber über-

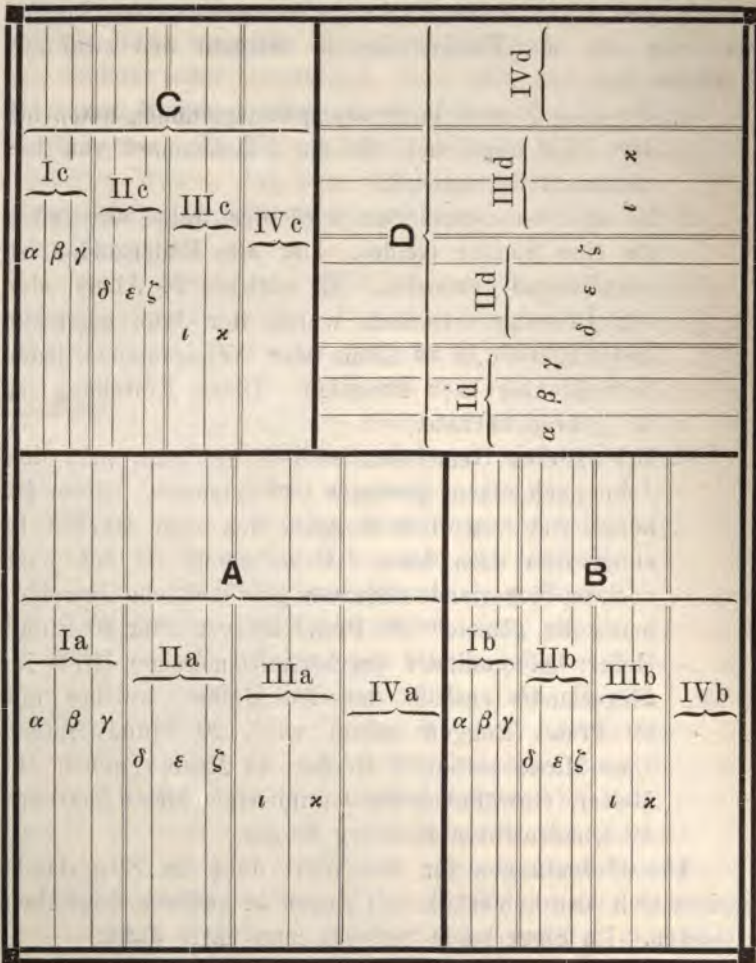
all zuerst eine Teilung in Parzellen. Jede Parzelle wird dann in die gleiche Anzahl von Jähnen eingeteilt. Je nachdem die Parzellen liegen, unterscheidet man: Spaltjähne, Trummjähne und Wersch- oder Querjähne. Da die einzelnen Interessenten, infolge der Teilung des väterlichen Erbes, nicht Besitzer eines ganzen Jahnnes sind, wird jeder Jahn wieder in Unterabteilungen zerlegt, diese nennt man „Haine“. In einem Hau stellt der Jahn eine langgestreckte schmale Fläche dar, die einem oder mehreren Interessenten zur Bearbeitung zugewiesen ist. Hier hat der Jahn stets lange schmale Gestalt. Im ganzen Haubergskomplexe dagegen wird auf Gestalt und Form keine Rücksicht genommen, hier kommt der Jahn nur als Flächenmass in betracht und zwar auf dreifache Art:

1. Wo eine genaue Vermessung stattgefunden hat, wird der Jahn angesehen als ein Flächenmass von bestimmtem Rutengehalt.
2. In anderen Gemeinden wird der Jahn angesehen als eine Summe Geldes. Der alte Rädergulden ist grundlegend geworden. Er enthielt 24 Albus oder 192 Pfennige. Danach wurde der Jahn bestimmt und eingeteilt in 24 Albus oder Weisspfennige, jeder Weisspfennig in 8 Pfennige. Diese Einteilung ist die gebräuchlichste.
3. Bei anderen Gemeinden endlich bestimmt man den Jahn nach einem gewissen Getreidemass. Dieses ist hergeleitet von dem Roggen, den man jährlich in einen Hau säen kann. Grundlegend ist das jetzt noch im Siegerlande allgemein gebräuchliche Getreidemass, die „Meste“ (30 Pfund Roggen oder 20 Pfund Hafer; bei qualitativ durchschnittsmässiger Ernte im Siegerlande enthält dasselbe Gefäss, welches mit 30 Pfund Roggen gefüllt wird, 20 Pfund Hafer). Eine Meste enthält 8 Becher, 16 Mesten geben ein Malter. Gewöhnlich werden mit einer Meste Saatkorn 40 Quadratruten Hauberg besäet.

Die Bedeutungen für das Wort Jahn im Siegerlande decken sich also keinesfalls mit denen in anderen deutschen Gebieten. Im Siegerlande versteht man unter Jahn:

1. ein Flächenmass von stets langgestreckter Gestalt und beliebiger Grösse, die abhängig ist von der Grösse der Parzellen eines Haues, der jeweilig bearbeitet wird;
2. ein Flächenmass von beliebiger Gestalt und bestimmter Grösse, nach welchem ein ganzer Komplex bestimmt wird. Je grösser der Komplex bestimmt wird. Je grösser der Komplex und je geringer die Anzahl der Stammjähne, um so grösser sind letztere und umgekehrt.

Schema zur Einteilung eines Haubergs in Jähne.



Der ganze Hauberg oder Hau, bezeichnet durch doppelt fette || Umrandung, in natura durch Mark- oder Grenzzeichen, ist hier eingeteilt in 4 Jähne, weil die Grösse des ganzen Komplexes durch 4 Jähne gegeben ist. Vorstehende Figur bezeichne den 18. Teil des Komplexes, oder den Hau, der in einem Sommer bearbeitet wird. Zwecks Einteilung unter die einzelnen Interessenten, deren in diesem Falle 9 sind, bezeichnet durch griechische Buchstaben, ist wegen unregelmässigen Holzbestandes der Hau in 4 Parzellen A, B, C, D eingeteilt, diese sind bezeichnet durch fette | Striche, in natura durch Holzpflocke. Jede Parzelle ist eingeteilt in 4 Jähne I, II, III, IV, hier bezeichnet durch doppelt feine || Striche, in natura durch Jahnpflocke. Da nun nicht alle Interessenten Besitzer eines ganzen Jahnes sind, werden die einzelnen Jähne, in den Parzellen sich entsprechend, wieder in Unterabteilungen, die sogenannten „Haine“ geteilt, diese sind hier angedeutet durch feine | Striche und griechische Buchstaben, in natura durch Pflöcke, die sogenannten „Hainzeichen“. Der Jahn Ia Ib Ic Id gehört 3 Interessenten, ist also in 3 Haine α , β , γ eingeteilt, ebenso der Jahn IIa IIb IIc IIId in δ , ϵ , ζ , der Jahn IIIa IIIb IIIc IIIId ist nur für 2 Interessenten in 2 Haine geteilt ι , κ und der 4. Jahn bleibt ungeteilt, weil ein Interessent am ganzen Komplex den ideellen Anteil eines ganzen Jahnes hat. In jeder einzelnen Parzelle sind alle Jähne gleich gross und gleich dicht mit Holz bewachsen. In A und B sind Spaltjähne, in C Trummjähne, die Jähne in D nennt man „Quer- oder Werschjähne“.

Kinderlieder und Kinderspiele.

Gesammelt in Hünxe bei Wesel.

I. Kreisspiele.

1. Eck un doj, wej send nit schoj (schen),
Wej send en par Noberwiewer,
Die Koffijmöll, die Koffijmöll
Verdreijt so männegen Stüwer.

2. En Pertjen op den Drapp,
Margen ös et Sonndag,
Dann rijen de Heeren,
Met de bonte Kleeren,
Dann rijen de Frauen,
Met de bonte Mauen (Ärmel),
Dann rijt der Ackersmann,
Met sin Pertjen dr' achter an.

3. Herr Edelmann reitet zum Tore hinaus,
valdri, valdra, valdralala.
Eine Schäferin weiðet ihre Lämmer aus.
Herr Edelmann setzte sein Hütchen ab
Und sagte der Schäferin guten Tag.

Schäfersfrau: Herr Edelmann setzen Sie's Hütchen nur auf,
[: Ich bin ja nur eine Schäfersfrau. :]

Edelmann: Wenn du auch nur eine Schäfersfrau bist,
[: So will ich meinen Sohn zum Manne dir geben. :]

Schäfersfrau: Deinen Sohn zum Manne, den will ich nicht,
[: Der ist ja nur ein Bösewicht. :]

Edelmann: Wenn mein Sohn ist ein Bösewicht,
[: So musst du sterben vor Gericht. :]

Schäfersfrau: Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben.
[: Ich will ihnen all' meine Lämmer geben. :]

Edelmann: All' deine Lämmer, die will ich nicht,
[: Und du musst sterben vor Gericht. :]

Schäfersfrau: Herr Edelmann, schenken Sie mir mein Leben,
[: Ich will Ihnen 1000 Taler geben. :]

Edelmann: Tausend Taler, das ist kein Edelmannsgeld,
[: Und du musst sterben, wann mir's gefällt. :]

4. Im fröhlichen Kreise, im fröhlichen Sinn,
Wenn's eine verschwindet, kommt's andre in den Sinn.
Errate, errate, errate, wer's ist. —
Freundin, du hast falsch geraten,
Komm, verbessere deine Taten,
Komm und rate noch einmal.

5. Wollt ihr wissen, wie der Bauer,
Wollt ihr wissen, wie der Bauer

a. Seinen Hafer aussät?
Seht so, so tut der Bauer,
Seht so, so tut der Bauer,
Wenn er seinen Hafer sät.

b. Wenn er seinen Hafer mäht.

c. Wenn er seinen Hafer drischt.

- d. Wenn er seinen Schnaps austrinkt.
 e. Wenn er sein Geld bezahlt.
 f. Wenn er aus dem Wirtshaus kommt.
 g. Wenn er sein Weibchen schlägt.

6. (Kreis, darin 2 Mädchen, 1 Mann und sein Esel; der Esel hat ein Tuch auf den Rücken und wird durch den Kreis geführt).

Et kohm ön Bur üt O - ber - land, o - ho, et
 kohm ön Bur üt O - ber - land, kil - lo, kil - lo, ho, ho, et
 kohm ön Bur üt O - berland kil - lo, kil - lo, ho.

Mädchen: Et kom en Bur üt Oberland, kilo, kilo, ho,
 Der führt seinen Esel an der Hand, hoho,
 Der führt seinen Esel an der Hand, kilo, kilo, hohoho,
 Kilo, kilo, ho.
 Da ging er zur Frau Schneiderlein, hoho,
 Da ging er zur Frau Schneiderlein, kilo, kilo, hohoho,
 Kilo, kilo, ho.

Mann: Ach, machen Sie mir dies Kittlein, hoho
 (vergl. oben)
 In einer Stund' muss es fertig sein, hoho
 (vergl. oben).

Frau: Ich hab's gemacht im Sonnenschein, hoho
 (vergl. oben).

Mann: Warum denn nicht im Mondenschein, hoho
 (vergl. oben).

Mädchen: Da ging er zu Frau Hannebeck, hoho
 (vergl. oben).

Mann: Wie steht ihm dieses Kittlein? hoho
 (vergl. oben).

Frau: Das steht ihm wie ein Türkenschwein, hoho
 (vergl. oben).

7. Rundgesang:

Woll'n Sie weisse Frauen haben,
 Müssen Sie bares Geld bezahlen.
 Nehmen Sie, nehmen Sie, welche woll'n Sie haben?

Mädchen:

Diese, diese will ich nicht, diese, diese mag ich nicht,
Diese will ich haben. —

8. Hänschen sass im Schornstein und flickte sich die Schuh,
Da kam ein schönes Mädchen, und setzte sich dazu.
Hänschen, wenn du freien willst, so freie doch an mir,
Ich hab noch einen Taler, den schenk ich dir.

9. Tuck, tuck, tuck, min Händerkes,
Wat dont gej op onsen Hof?
Gej plöckt mej all de Blümkes af,
Gej makt et mej de groff.
Mamma, de sall well kiewen (schelten),
Papa, der sall well sslohn.
Tuck, tuck, tuck min Händerkes,
Wu sallt ons Kender gohn?

10. Herum den Baum, herum den Baum,
Mit Gold und Silber beschlagen;
Wer hatte das getan? Wer hatte das getan?
Dem König seine Tochter.
Wo kriegen wir sie denn? Wo kriegen wir sie denn?
Der letzte muss bezahlen.

11. Es kamen zwei dicke Kartoffeln heran, ade, ade, ade,
Was sollen wir mit den Kartoffeln tun? ade, ade, ade,
Ist euer Vater nicht zu Haus? ade, ade, ade,
Was soll er denn zu Hause tun?
Er soll ein kleines Brieflein schreiben.
Was soll denn in dem Brieflein stehn?
Dass N. N. die Braut soll sein.
Wer soll denn ihr Bräut'gam sein?
Das soll wohl N. N. sein.
Jetzt haben wir die Braut,
Sie ist getraut;
Mit 70 Jahr, mit 80 Jahr,
Sie heisst Viktoria.

12. Annemarie hätt' Muss gestohle
In de Pastor sinne Gaden.
Pastor de gong no Cöln,
Un woll se dor verklage,
Annemarie, de wor so bang,
Sprong vör Angs in de Koffijkann.

13. Schön Hannchen in der Mühle,
Sie sang und sprang ins Grüne,
Und sang ein Lied dazu.

Kaum hat sie ausgesungen,
Da kam ein Herr gesprungen,
Ein Ritter stolz und fein.
„Was machst du da?“
„Ich mache ein Geschmeide,
Von Samt und von Seide,
Von Perlen und von Gold.“
„Hast du auch noch Eltern?“
„Ach nein; ich habe keine;
Ich bin so ganz alleine,
Früh nahm sie mir der Tod.“
„Nun komm, mein liebes Hannchen,
Und lass uns einmal tanzen.“ Vidralala.

14. Es war einmal ein kleiner Mann, hei, juchheidi!
Der hatte eine grosse Frau; hm, hm, hm!
Die Frau, die wollt zum Tanze geh'n, hei, juchheidi!
Der kleine Mann wollt auch mitgehn, hm.
Allein, du bleibest mir zu Haus,
Und wäschest mir die Schüsseln aus! —
Allein zu Hause bleib ich nicht,
Und als die Frau vom Tanze kam,
Ach, lieber Mann, was hast getan?
Ich habe mir die Welt besehn,
Und hab die Schüsseln lassen stehn.
Da holt die Frau den Besenstiel,
Und schlug dem Mann ein Loch in den Kopf,
Da kroch der Mann ins Butterfass,
Und wenn du herauskommst, kriegst du was.
15. Gestern Abend war Vater Michel da,
Vater Michel, der war da,
Vater Michel in dem bunten Rock,
Der tanzte wie ein Ziegenbock.
16. Schnidderwepphipp, Schnidderwepphopp,
Wor hest doj din Scheer?
In de Kuhstall, in de Pettstall,
Dor stück se dej wer.
17. O Popp, wor geht de Sonn op?
O Popp, wor geht se nehr?
Dat düt se alle Märgen, vor Anna öhre Dör.
Anna ös de Rose, se bleujt den ganzen Dag,
Van Selver on van Gold.
Un wenn de Schnur gebrocken ös,
(oder: Un wenn dat Gold verloren geht),
Wer gefft öhr dat denn wer?

Dat sall well Wellem N. N. duhn,
Denn hett dat Gold noch mehr.
Wellem, wat wes de met Anna duhn?
Se kann net spennen of neißen, [vör,
Se hett son werken (von Werg) Scholduck (Schürze)
Dor kann m' en Tau van dreijen,
Swatte, swatte Schüntjes (Schühchen),
Brunne, brunne Höskes (Strümpfe)
Die send so beloten,
Do kann man van Nacht bej schlopen.
Schönstes Mädchen, das ich kenn,
Dat sall well Anna N. N. senn.

18. Mädjen, plöck dej Kränsekrutt (zum Kranz),
Tukunft Johr bös doj de Brutt;
Kränsekrutt, dat plöck eck nit,
Eck sin jonk on hierot nit.
Bös doj jonk on hierots nit
Sin eck stolz on nöhm dej nit.
De Moder geng met de Hond noh de Märt (Markt)
Dorför koff se Kantenwerk (Spitzen).
Hondert Daler, an bares Geld,
Wonnen för ene Kant getellt.
Der Vater sagg met gut Verzun (Façon):
Et kös ock wat gelender duhn.
De Moder sagg: Dat möt so sen,
Et ös en enzeg Döchterken.

19. Als ich einmal reiste, da reist ich nach Jerusalem,
Da war ich die Kleinste, die Kleinste im ganzen Land,
Herren und Damen standen drausen vor der Tür,
Wollten mich beschauen, ich armes Murmeltier.
Murmeltier muss wählen, wählen, wen es will:
Hast falsch gemacht, hast falsch gemacht, darum
wirst du ausgelacht.

20. Kenderkes, Kenderkes, kommt no Hus!
Moder, Vater, rupt noch es.
Sall eck met dat Stöckske kommen? Jo oder Ne?
Wo bös doj hen gewes? No min Bestemoder.
Wat hes doj dor gedohn? Et Kend geweg.
Wat hes doj dorför gekrege? En Plätzken.
Wo hes doj dat gelote? Half opgegeten, half en
den Dreck geschmeten.

(oder: Wat hes doj dorför gekrege? Ein Daler.
Wo hes doj den geloten?
Half heb ick em de Engelkes gegewe,
Un half heb ick em dej metgebrach.)
Gohn mer; jag mej äwer nit de Tückskes.

21. Ens, dä kom der en Frejer gegohn,
Denn hat en sijen Hut opstohn,
An jede Sitt en Plümme derför.
Die Dochter liep geswent för de Dör;
Die Moder kreg de Pann bej de Hand,
Dat wor den Frejer rech nor den Tant
(Zahn, Geschmack)

De Dochter snej et Speck derin,
Dat wor den Frejer rech nor den Sinn.
Un es sej wollen hen trauen gohn,
De Schenk, den moss op den Toffel (Tisch) stohn,
Un es sej wollen hen slopen gohn,
Die mossen sej bei et Bett ingohn. —

22. In einer Grube liegt ein Ball; die Knaben stehen umher; der Spruch geht rund:

Habakuk — Schneck schnack schnuck —
Kont verbrannt — In wat van Hand?
In mine Hand.

Der, auf den dies letzte Wort fällt, greift nach dem Balle und ruft, während alle anderen weglaufen: Stand! Jeder bleibt stehen. Der Ballwerfer versucht, einen zu treffen.

Als der Grossvater die Grossmutter nahm, da warder Grossvater der
Bräu - tigam und die Grossmutter die Braut; da war'n sie beide ge-
traut. Mit dir, mit dir ins Federbett, mit dir mit dir ins
Stroh; da beisst dich keine Fledermaus, da beisst dich kein Floh. Floh.

23. Aftellstöckskes:

- a. Ich und du, Müllers Kuh, Müllers Esel, das bist du.
b. Sot en Dükken op dat Dak,
Het seck bold kapot gelach;
Tin, twentig, detig, vetig, fiftig, sesstig, sewentig,
achtig, negentig, hondert.
Du bist davon frei.

- c. Min Vater woll en Perd beslohn,
Wuvel Nägel sallen dortu gohn? (Es wird eine Zahl
Du bist davon frei. [angegeben.]
- d. Ohne, dohne, dott, quente, quante, gente, fott.
- e. Ohne, dohne, Tintenfass.
Geh zur Schul und lerne was,
Wenn du was gelernet hast,
Steck die Feder in die Tasch.
Bauer, bind den Pudel an,
Dass er mich nicht beissen kann,
Beisst er mich, verklag ich dich,
Tausend Taler kost es dich.
Ein, zwei, drei, du bist davon frei.

I. Rojstöckskes (Rätsel):

- a. Kikeriki sät onse Hahn,
Trock seck de Stewels met Sporen an
On geng dormet hen freijen
No Nommero dreien;
Nommero dreien sliep,
Die Kuh sott bej et Für on spann,
Dat Kalf log in de Wieg on sang,
De Hond, de kennt (kernen) de Botter,
De Katt, de fegt de Schöttel,
De Flärmus kehrt öhr Hus
Met öhre lange Flögels,
De Schwalf, de drug den Dreck herut:
Sind dat kenn Dutzend Löges?
- b. Holder kabolder geng öwer den Sölder,
Hat de Mull voll Menssenfleiss.
Roj ös, wat ös dat? (Holzschuh.)
- c. Kromm on Scheef, wor west doj hen?
Kahlkopp, wat frogs de dorno?
Eck senn nit so döck kahl geschoren,
Es dej de Fott ös tugefrozen. (Wiese und Bach.)

II. Wiegenlieder und Koselieder, Kniehoppser.

1. Bim, bam, beier,
De Köster mag kein Eier.
Wat mag hei dann?
Speck en de Pann,
O du verleckerte Köstersmann.

2. Hopp, sopp, söllen,
De Köster op et Föllen,
De Paster op de bonte Kuh,
Dat geht no Rommeln (Sapsöllen) tu.
Rommeln ös gesloten,
De Slöttel ös debroken,
Wej wollen öm wer loten maken,
Van Selver on golde Platen,
Van Lenderkes (feiner gewebte Bänder) on Benderkes
Van all de leckre Dengerkes.
3. Heija, popeia, slohn Händerkes dod;
Leg se int Pöttjen, dann wonnen se nit grot;
Dann leggen se genn Eikes on freten genn Brot.
Heija, popeia, slohn Händerkes dod.

III. Fingerspruch:

(¹) Dämmeling, (²) Fengerleng, (³) Lange Raw, (⁴) Kotte
Knaw, (⁵) Weg-hopp Hänsken öwern Tun;
den (⁵) haut Holt kott, den (⁴) stockt an, den (³) rührt
de Papp, den (²) sceppt op, on den (¹) decken, den fret
alles op.

IV. Beim Fliegenlassen des Marienkäfers:

Liewe Heerswörmken flieg;
Din Vader ös im Krieg;
Din Moder ös im Pommerland,
Pommerland ös afgebrannt;
Liewe Heerswörmken flieg.

V. Spruch:

Hermen schleit Lärmen,
Schleit Piepen, schleit Trummen,
Franzosen sind kummen,
Mit all öre Mannen,
Wulln Hermen ophangen.

VI. Wenn die Dorfjugend das Holz zum Osterfeuer
zusammenholt:

Onser Posfür ös so kolt (od. Onser Pössen),
Gewt ons doch en büssken Holt (od. en bettjen),
Gej könnt oj ock bij wärmen (od. könnt oj der ock bij wärmen),
Lot oj doch erbärmen (Gott sall sech erbärmen);
En Büssken min of mehr,
Wij dunnt et jo tu Gottes Ehr (dunnt ons doch tu Gottes Ehr).
Lot ons doch so lang nit stohn,
Wej mötten noch en Hüsken wijer gohn.

VII. Alliteration:

- a. Mölder, moss mej moj (gut) Mehl mahlen, min Moders Mad mot mej morgen moje Mecken (= Stuten, Weissbrot) maken.
- b. Wej Wasswiewer wollen well wette Wäss wassen, wenn wej wössen, wor wärm Wasswater wär.

Mutter und Kind in den Weistümern des Mosellandes.

Von Lic. theol. **Markgraf**, Leipzig-R.

In abgelegenen Gegenden südlich und nördlich der Mosel, von der Nahe bis zu den Nordabhängen der Eifel, vom Rhein bis zur Alzette, an der Luxemburg gelegen ist, hat sich bis auf unsere Generation im Volksleben ein Stück Mittelalter erhalten. Nicht bloss Tirol und Altbayern, nicht bloss deutsche Gegenden im Norden haben mittelalterliches Volksleben treu erhalten, wie L'Houet, der jüngste gründliche Erforscher deutsch-bäuerlichen Volkstums meint,¹⁾ auch das Gebiet, das wir hier kurz als Moselland bezeichnen wollen, kann sich dessen rühmen.

Dieses Motiv treibt uns dazu, die Moselbauern alter Zeiten anzuschauen. Wollen wir sie kennen lernen, sie unter dem Gesichtspunkte moderner Volkskunde beobachten in ihrem Leben, ihren Sitten, ihrem Empfinden, wie sie sich bekunden bei Schwangerschaft und Geburt, gegenüber der Jugend und ihrem frohen Spiele, dann sind die einzige unmittelbare Quelle fast nur die Weistümer, das vermeintliche ländliche Volksrecht. Das vermeintliche sage ich; denn durch Jakob Grimms Hervorkehren des rechtlichen Gesichtspunktes ist dieser Irrtum entstanden. In Wirklichkeit geben die Weistümer dem ernstlich Forschenden doch hie und da wertvollen Aufschluss auch über das sonstige Volksleben. Freilich kann man zuweilen hundert Seiten lang durch dürre Wüste wandern, aber schliesslich erreicht man doch eine fruchtbare Oase.

¹⁾ Zur Psychologie des Bauerntums. Tübingen 1905.

Das Wenige, das die Weistümer an Ertrag liefern, will ein Kenner derselben im Folgenden darbiehen. Es sind meist kurze Notizen, keineswegs darauf berechnet, späteren forschenden Geschlechtern Aufschluss über das Volksleben zu geben. Nur beiläufig werfen sie einen erleuchtenden Strahl in das Dunkel der Vorzeit; und es bleibt der Kombination des Historikers überlassen, das nur umrissene Bild abzurunden. Das gilt sogleich vom Ersten, was wir über die Vorgänge bei der Geburt eines Kindes erfahren. Das Weistum von Alfien an der Untermosel (1499) sagt nebenher: Hat eine Kindbetsfrau ein Tönnchen Wein, so mögen ihre Nachbarn mit ihr trinken und mit ihr bezahlen. Wir wissen sonst, dass sich die Nachbarinnen bei der Geburt eines Kindes im Hause einfanden, teils helfend, teils schmausend. Aus diesem Weistum gewinnen wir das Bild einer fröhlich zechenden Nachbarschaft, welche sich mitfreute und nach bauerlicher Art bei dem freudigen Anlass ihrem Leibe gütlich tat. Wir ersehen aber auch, dass dem Kindesvater die ohnehin beträchtlichen Unkosten allein zu tragen nicht zugemutet ward. Die nachbarliche Gesinnung und Hilfe betätigte sich dadurch, dass die Nachbarschaft die Kosten für den vertrunkenen Wein selbst bestritt. Und wo sich die nachbarliche Gesinnung so rücksichtsvoll erwies, da haben die Nachbarn wohl auch sonst sich hilfreich erwiesen, besonders durch Lieferung von Naturalien, gekochten Speisen und dem nötigen Geschirr, soweit dies nicht im Hause selbst vorhanden war.

Besonderer freundlicher Rücksicht erfreute sich die Mutter vor und nach der Entbindung, die Schwangere und die Kindbetterin. Oft wird ausgesprochen, dass man das starke natürliche Gelüsten der Schwangeren nach besonderer Speise befriedigen muss. Schon das uralte Weistum von Rommersheim (1298) untersagt bei Strafe alles Fischen in den Bächen der Abtei (Prüm) und der Vogtei von Schöneck; die Herrschaft behielt sich dieses Recht vor. Nur eine Ausnahme wurde gemacht: Die Schwangere und die Kindbetterin darf fischen, „mit einem Fuss im Wasser und dem andern auf dem Lande“. Das Weistum von Galgenscheid an der Untermosel (1460) bestimmt die Grenzen eines Bezirkes, in

dem niemand ohne Erlaubnis der Herrschaft von Schöneck fischen oder stricken oder einiges Wild fangen darf. Nur die eine Ausnahme wird gemacht: Wenn eine Frau schwanger ginge mit einem Kinde und des Wildes gelüstet, die mag einen Mann oder Knecht ausschicken, des Wildes soviel greifen und fahen, dass sie ihren Lüsten gebüssen möge. Nach dem Weistum von Coenen am linken Saarufer (1508) durften die Leute aus dem am rechten Ufer gegenüber liegenden Filzen, wenn das aus der Gemeinde von nöten war, gegen eine jährliche Gebühr von 10 Schilling eine Reuse benutzen; besonders wird dabei daran gedacht, dass man für Kranke oder für schwangere Frauen Fische brauchen könnte. In Zozenheim (Hunsrück, vor 1500) wird dem Bäcker Auftrag erteilt, der Sitte gemäss, er solle der schwangeren Frau, wenn sie backen will, den Teig kneten und in das Backhaus führen und der Frau daselbst einen Sessel mit einem Kissen darstellen. In Münstermaifeld wurde, wer nicht zum Sendtag erschien, gepfändet. Auch hier wird des Falles gedacht, dass die Frau des Straffälligen schwanger oder Kindbetterin sein könnte und hinzugefügt: Jedoch soll die Pfändung also bequem geschehen, ob eine schwangere Frau ging oder in dem Kindbett sässe, dass sie nicht ein Schrecken davon bekäme und Unrat daraus entstünde.

Ähnlichen Inhaltes sind sonst die Stellen, welche der Kindbetterin gedenken. In Schöneck (Eifel) durfte Wein nicht verzapft werden, bevor ihn die Schöffen, die Ortsbehörde, geprüft und aufgetan hatten. Nur zweierlei vermochte diese Satzung zu ignorieren: Das Begehren des Herrn oder einer Kindbetterin. In Herbizheim (Saargegend, 1458) genoss der Mann der Kindbetterin den Vorzug, dass er bei Landgeschrei nur soweit mitzuziehen brauchte, dass er nachts wieder zu Hause war. Für die Kindbetterin durfte der Hofmann in Wetteldorf (Eifel) straflos fischen. Oft²⁾ kehrt die Bestimmung wieder, dass im Hause einer Kindbetterin vom Zinshuhne nur der Kopf genommen wird; das übrige,

²⁾ Vgl. die Weistümer von Crittenach und Obermennig (Hochwald), Dommershausen um 1580, südöstlich von Treis an der Mosel, Niederprüm 1576 (Eifel), Kobern an der Mosel, vor 1585.

also die Hauptsache, bleibt dem zinsenden Haushalte; und in Holzheim (1593), zwischen Gemünd und Münsterëifel, wird offen ausgesprochen, dass das Haus der Kindbetterin von der Entrichtung des Rauchhuhns befreit ist. Der Zinshafer sollte so gütlich erhoben werden, dass sich die Kindbetterin nicht erschreckte.³⁾ Auf gewissen Grundstücken und sonstigen Lokalitäten wie Hofgütern, Schöffenhäusern, Brücken u. a. m. ruhte in der Zeit der mittelalterlichen Rechtsunsicherheit das Privileg der „Freiheit“. Dort fand der flüchtige Verbrecher Schutz vor den Verfolgern, meist für 45 Tage. In Wormeldingen (1597) nun, einem Luxemburgischen Orte, waren alle Häuser der Kindbetterinnen mit diesem Privileg auf 45 Tage ausgestattet.

Es wäre also ganz verkehrt, in dieser Hinsicht von Rohheit oder Gefühllosigkeit zu reden; der Bauer des Mittelalters hatte gewiss eine rauhe Schale, aber in dieser ebenso gewiss einen guten Kern, ein gutes Gemüt.

Über die Tauffeier schweigen die Weistümer, auch die kirchlichen, die „Sendweistümer“, so gut wie vollständig. Einige kirchliche Bräuche nur, die mit der Taufe zusammenhängen, werden erwähnt. Die Sendweistümer von Barweiler und Olef (1546, beide in der Eifel) setzen als Taufgebühr für ein unehelich geborenes Kind die Höhe von 6 Albus fest; das letztere sagt ausserdem, der Pastor solle in diesem Falle die Taufe nicht verweigern. In Barweiler ging am Gründonnerstag der Pastor samt dem Küster „mit der alter tauff“ von Haus zu Haus durch das ganze Kirchspiel und teilte das Taufwasser aus; jeder Haushalt gab dabei dem Pastor 2, dem Küster 1 Ei.

Mit Schulunterricht war die ländliche Jugend nicht geplagt; die Weistümer gedenken seiner überhaupt nicht.⁴⁾ Welches Los sonst den Kindern beschieden war, wie sie ihr Dasein verbrachten, darüber geben unsere Quellen öfters Aufschluss. Sie arbeiteten für die Eltern; sie holten Holz

³⁾ Esch-Hetzerad vor 1561.

⁴⁾ Näheres über die Entwicklung des Volksschulwesens im Mosellande siehe bei Markgraf, Das moselländische Volk in seinen Weistümern. 1906. S. 49 ff.

aus dem Walde, sie halfen, wenn der Vater pflügte; sie fuhren den mit Kohle beladenen Wagen; sie hüteten das Vieh. Jugendlicher Übermut machte sich früher ebenso wie in unsern Tagen geltend. In Müllenbach (Hocheifel) konnte (nach der geschriebenen Schulchronik) die Schuljugend den Winterlehrer einmal aus dem Unterrichtslokale hinausjagen. Die Naturfeste gaben Gelegenheit zu fröhlicher Ausgelassenheit. Der Hof auf dem Karthäuserberg in Moselweiss gab am Johannistage den Kindern und den gedungenen Knechten des Ortes ein Fest. Die Knechte schossen; Feuer wurde im Busche angezündet; mit hartem Käse und Brot wurden sie bewirtet; fünf Kuchen wurden von 50 Eiern hergestellt. Auch 2 Mass Wein und 6 Weisspfennige gab man ihnen. Beim Schlusse der Heuernte tanzte das junge Volk um einen Heuhaufen, den sie dann als Lohn behalten durfte (Gillenfeld). Ebenda erhielten am Gerichtstage die Kinder Gebäck, hergestellt aus Teig im Werte von 6 Heller. Dieses wurde in 12 Teile zerlegt und den Kindern von den Lehnleuten in Gillenbeuren geschenkt zum Zeichen, dass die letzteren in den Hof von Gillenfeld gehörten. Nach dem Weistum von Idenborn und Falscheid erhielten die Kinder, wenn an Gerichtsstätte, unter der Linde, ein Gutsverkauf vollzogen wurde, für 4 Pfennige Weissbrot „zu zeugnuss“, d. h. um den Vertrag in aller Form rechtskräftig zu vollziehen. In Bockenau hatten die jungen „Knechte und Knaben“ das Recht, am Abend des Walpurgistages im Walde Holz zu holen, offenbar um damit ein Maifeuer anzuzünden. Im Bezirke des Hochgerichts Alflen hatten die Kinder Anspruch auf Holz für das „Königsfeuer“, das am Niklastage begann.

Die Weistümer geben nach der ihnen eigenen Weise diese Bestimmungen kurz, knapp, sachlich. Sie wollten einst nichts weiter als allgemein bekannte Sitten fixieren und für die Zukunft festlegen. Aber es ist nicht schwer, mit Hilfe der Phantasie die skizzierten Sittenbilder zu ergänzen, und auszumalen, wie allgemein liebevolle Rücksicht gegen das Weib im Zustande der Schwachheit herrschte und allenthalben sich die Jugend frohem Spiele hingab.

Die Moselbauern alter Zeit gönnten also der Jugend

Recht auf Frohsinn und Spiel. Aber das nicht allein. Wie man auf die Schwangeren und Kindbetterinnen besondere Rücksicht nahm um des Kindes willen — einer der besten natürlichen Vorzüge des deutschen Bauernvolks —, so traf man auch Bestimmungen zum Wohle des hilflosen Kindes in den ersten Lebenstagen. In Ransbach (bei Saarbrücken) sagt im Jahre 1532 das Weistum: Die Frau soll erst ihre Kinder versorgen und dann zur Fronarbeit kommen; abends darf sie zeitiger heimgehen, damit sie Kind und Vieh versorgen kann. Nach dem Weistum von Walmünster (1497) kann die Frondienst verrichtende Mutter ihr Kind mitbringen und ihre Magd, die das Kind hütet. Und diese empfangen von der Herrschaft dieselbe Kost wie die andern Fronarbeiter. In Wiltingen (Saargegend) musste der Müller, wenn die Frau, die mahlen liess, zu den Kindern heimgehen wollte, einstweilen die Mühle schliessen und der Mutter den Schlüssel mitgeben, damit sie „ihre Notdurft und ihre Kinder bestellen“ konnte. Konnte dem Bauer, der zur Mühle kam, nicht sofort gemahlen werden, so musste einstweilen wenigstens soviel Getreide gemahlen werden, dass der Mann seinen Kindern einen Kuchen backen konnte, damit sie nicht Hunger litten. In Ravengirzburg (Hunsrück) lieferten die Hofleute am Zinstage zusammen 84 Weisswecken. Aber jedem wurden zwei zurückgegeben, „dass er seine Frau und Kinder mit erfreue“.

Die Beispiele freundlicher Rücksichtnahme auf die Kinder liessen sich leicht vermehren. Die Weistümer von Buch (Hunsrück), Lenningen (bei Luxemburg) und Langsur (Obermosel) liessen sich noch anführen; aber etwas wesentlich Neues besagen sie nicht. Deshalb will ich nur noch die späteste Nachricht mitteilen, aus dem Weistum von Hünsdorf (Luxemburg) im Jahre 1607. Dort wird Witwern und Witwen gestattet, kürzere Zeit im Frondienst zu arbeiten, damit sie morgens und abends Kind und Vieh versorgen können.

Bekanntlich wurden früher die beiden Geschlechter sehr verschieden gewertet. Noch jetzt tritt diese Auffassung bei den Sachsen Siebenbürgens, die aus dem Mosellande stammen und alte deutsche Traditionen treu bewahrt haben,

deutlich zutage. Sie nennen die Tochter das arme Würmchen, den Sohn Leibeserbe. In zwei Weistümern erkennen wir noch diese verschiedene Wertung. In Alflen (1507) und in Steinecken (1506) wurden der Frau, die einen Sohn gebar, zwei Frontage, bei der Geburt eines Mädchens aber nur einer erlassen.

Die liebevolle Rücksicht auf die Kinder und Mütter ist einer der sympathischsten Züge im bäuerlichen Rechte. Man kann sich nur schwer vorstellen, dass dieselben Bauern, die den Verbrecher oft grausam zu Tode quälten, so gemütvoll sein konnten. Um so mehr verdient es hervorgehoben zu werden, dass die Bauern einst diese Punkte für so wichtig erachteten, dass sie ihnen in ihren Weistümern Ausdruck gaben. Wer den deutschen Bauern des Mittelalters für ganz gemütlös hält, tut ihm bitter Unrecht. Das zeigt nichts so deutlich wie die hier angeführten Stellen aus den bäuerlichen Weistümern des Mosellandes.

Hundert emsländische Pflanzennamen.

Gesammelt von **H. Schönhoff**, Münster i. W.

Literatur: 1. Flora des Emslandes. Von Dr. Conrad Hupe. Vierter Jahresbericht über die höhere Bürgerschule zu Papenburg. Pap. 1878, S. 3—53. — Fünfter Jahresbericht. 1879, S. 3—18. — 2. Über die Bodenbeschaffenheit des Emslandes. Von H. Brandi. Meppen 1867, S. 4, 24 u. a. a. O. — 3. Pflanzen- und Fruchtbenennungen im Emslande. Von H. Abels. Korrespondenzbl. d. Vereins für Niederd. Sprachforschung, Bd. X, 1885, S. 59.

Zur Bestimmung der Pflanzen sind ausser eigenen Sammlungen benutzt: die Angaben von Hupe und Abels (s. o.); Ndd. Pflanzennamen (Vest Recklinghausen) von G. Lugge, Ndd. Korr.-Bl. XVIII, 1894/95, S. 11—13; Ten Doornkaats Ostfries. Wörterbuch; ders. im Ndd. Jb. XI, S. 111 ff.; mdl. Mitt. d. Herrn Joh. Schwenke in Ahlen.

1. Bääveske:¹⁾ Zitter-Pappel, *Populus tremula*. — Hupe Nr. 222, 1.

¹⁾ ei ist als e + i zu lesen, nicht wie hd. ei = a + i; ää wie hd. ä in „Gerät“; ä ist kurzer oder langer Vokal, der zwischen a und e klingt.

2. *Backpruume: Zwetsche, *Prunus domestica*. — Hupe 64 Anm.
3. Biekbääre: Heidelbeere, *Vaccinium Myrtillus*. — Hupe 156, 1.
4. *Bitterkässe: Gartenkresse, *Lepidium sativum*. — Hupe 16 Anm.
5. Botterbloume: Gemeine Kuhblume, *Taraxacum officinale*. — Hupe 150, 1.
6. Botterkärne: Gelbe Teichrose, *Nuphar luteum*. — Hupe 7, 1.
7. Braom: Besen-Pfriemen, *Sarothamnus scoparius*. — Hupe 52, 1. — Mit dem „Braombessem“ wird die Küche ausgefegt, während der „Riisbessem“ (von Birkenreis) die Tenne reinigen muss; Töpfe und Fässer säubert man mit dem „Bössel“ (Heidbesen, in Meppen „Beckenwiip“ genannt).
8. Brinkgres: Jähriges Rispengras, *Poa annua*. — Hupe 276, 1.
9. Brümmebääre: Gemeine Brombeere, *Rubus fruticosus*. — Hupe 67, 2.
10. *Bruunsteert: Fuchsschwanz, *Amarantus caudatus*. — Hupe 210 Anm.
11. Bubbekes: Weisse Seerose, *Nymphaea alba*. — Hupe 6, 1.
12. *Buckesbääre: Schwarze Johannisbeere, *Ribes nigrum*. — Hupe 89 Anm.
13. Buddeln oder wilde Rouse: Hundsrose, *Rosa Canina*. Hupe 72, 1.
14. *Buuskool: Weisskohl, *Brassica oleracea*; „rooen Kool“ (Ahlen, Kr. Aschendorf: „blauen Buuskool“) „Rotkohl“ — Hupe 23 Anm. — Der eingemachte Weisskohl heisst „Suurmous“.
15. *Danne, fiine: Edeltanne, *Picea*. — Hupe 288, Anm. Danne, graove: Rottanne, *Pinus Abies*. — Hupe 288, 2. — Das Holz der Rottanne heisst „grainen Holt“ (zu graien: grünen, gedeihen).
16. Docke: Teichrohr, *Arundo Phragmites*. — Hupe 268, 2.
17. Donnerloof (Papenburg, b. Hupe, 1878, S. 25): Breitblättrige Fetthenne, *Sedum Telephium*. — Hupe 89, 1.

18. Doofnettel: Taubnessel, *Lamium*. — Hupe 191.
19. Döörn: Gemeine Stechpalme, *Ilex Aquifolium*. — Hupe 161, 1. — Von den Blättern wandt man Kränze zu kirchlichen Festen.
20. Doppphaide: Gemeine Heide, *Calluna vulgaris*. — Hupe 159, 1.
21. Dräspel: Ackerlolch, *Lolium remotum*. — Hupe 285, 2.
22. Dreiblät: Bitterklee, *Menyanthes trifoliata*. — Hupe 162, 1. — Die Wurzeln wurden gegen den Husten gebraucht.
23. *Dreigunne: Dragen-Beifuss, *Artemisia Dracunculus*. — Hupe 153 Anm. — Küchenkraut, wurde besonders in Bohnensuppen gebraucht.
24. Dullwottel: Gemeiner Wasserschierling, *Cicuta virosa*. Hupe 93, 1.
25. Dunsenttaeken: Schafgarbe, *Achillea Millefolium*. — Hupe 134, 1. — Die Kinder suchten die Pflanze und brachten sie zur Apotheke, wo sie an Stelle der Zahlung „Houskouken“ (Lakritzen) bekamen.
26. *Elbääre: Rote Johannisbeere, *Ribes rubrum*. — Hupe 89 Anm. — Daneben auch witte Elbääre „weisse Johannisbeere“.
27. Else: Schwarze Erle, *Alnus glutinosa*. — Hupe 224, 1.
28. *Fläsknappel: Flaschenkürbis, *Cucurbita lagenaria*.
29. *Frangenwottel (b. Hupe, 1878, S. 7): Grüne Nieswurz, *Helleborus viridis*. — Hupe 5 Anm.
30. Fuulbäärnboom: Faulbaum, *Rhamnus frangula*. — Hupe 51, 2.
31. Fütüre: Kiefer, *Pinus sylvestris*. — Hupe 288, 1.
32. Gäälkensaot, auch wilde Rööven: Gebauter Leindotter, *Camelina sativa*. — Hupe 16, 1. Von dem Samen wurde Öl zum Brennen gemacht.
33. Gäste, wilde: Hühner-Fennich, *Panicum crus galli*. — Hupe 263, 2.
34. Geeske: Gemeiner Gersch, *Aegopodium Podagraria*. — Hupe 95, 1. — Von den Blättern kochten manche Leute eine Art Kohl.
35. Glinbääre: Himbeere, *Rubus idaeus*. Hupe 67, 1.
36. *Goldbloume: Gebräuchliche Ringelblume, *Calendula*

- officinalis. — Hupe 153 Anm. — Der Saft wurde bei Schnittwunden auf den Finger geträufelt.
- *Hännep: Gemeiner Hanf, *Cannabis sativa*. — Hupe 216 Anm.
6. Haoverflöøe (Ahlen), in Lathen Lütse genannt: Dreiteiliger Wasserdost, *Bidens tripartitus*. — Hupe 131, 1.
7. Houtbääre (Geeste, b. Hupe, 1878, S. 22): Hügel-Erdbeere, *Fragaria viridis*. — Hupe 68, 2.
8. *Huuslook: Dach-Hauslauch, *Sempervivum tectorum*. — Hupe 89 Anm. — Galt als Heilmittel gegen Taubheit.
9. Kärmsewottel: Gemeiner Kalmus, *Acorus Calamus*. — Hupe 240, 1. — Die Leute nehmen beim Besuch von ansteckenden Kranken (z. B. bei Nervenfieber) die Wurzel in den Mund, um sich vor Ansteckung zu schützen.
10. *Kastainge: Gemeine Rosskastanie, *Esculus Hippocastanum*. — Hupe 45 Anm.
11. Keiskes: Rundblättrige Malve, *Malva rotundifolia*. — Hupe 43, 2.
12. Klatten: Klette, *Lappa*. — Hupe 141. — Die Wurzel wurde gegen den Veitstanz gebraucht.
13. Klöckskes: Rundblättrige Glockenblume, *Campanula rotundifolia*. — Hupe 155, 1.
14. Klöøwer, münsterl. Klaower: Klee, *Trifolium*. — Hupe 56.
15. Krammesbäärnboom: Vogelbeerbaum, *Sorbus aucuparia*. — Hupe 75, 1.
16. Krunsbääre: Kronsbeere, *Vaccinium Vitis Idaea*. — Hupe 156, 2.
17. *Kruuper: Zwergbohne, *Phaseolus vulgaris*. — Hupe 53 Anm.
18. Kruutbäärntuun: Gundelrebe, *Nepeta Glechoma*. — Hupe 190, 1. — Die Blätter wurden von einigen zur Erbsen- und Bohnensuppe verwandt.
19. Kwääke: Quecke, *Triticum repens*. — Hupe 283, 1.
20. Lilla: Gemeiner Efeu, *Hedera Helix*. — Hupe 114, 1.
21. Luusemelle: Gänsefuß, *Chenopodium*. — Hupe 210.
22. Maone, in Ahlen Maonkappe: Mohn, *Papaver*. — Hupe 8.
23. *Melle: Garten-Melde, *Atriplex hortense*. — Hupe 210 Anm.

56. Nachschaar oder wilde Tüffelkes: Schwarzer Nachtschatten, *Solanum nigrum*. — Hupe 173, 2.
57. *Näängelkes oder Pinksterbloume: Gemeiner Flieder, *Syringa vulgaris*. — Hupe 161 Anm.
58. Näöte (fem. sing.): Gemeine Hasel, *Corylus avellana*. — Hupe 219, 1.
59. *Pääskappel: Gemeiner Pfirsich, *Persica vulgaris*. — Hupe 64 Anm. — Mit der Frucht ist im 18. Jahrh. zugleich der Name aus dem Münsterlande nach Lathen eingeführt worden; msterl. Pääsk geht auf mndd. persik zurück, während im emsl. ein *Peersk zu erwarten stände.
60. Pioon: Blaue Molinie, *Molinia coerulea*. — Hupe 277, 1. — Mit dem „Pioonbessem“ wird die Asche am Herd zusammengefügt; vgl. Braom, Nr. 7.
61. Possem: Gemeiner Gagel, *Myrica Gale*. — Hupe 225, 1. Der Busch hat einen widerwärtigen Geruch, weshalb die Hausfrau ihn in die Betten legt, um Flöhe daraus zu vertreiben.
62. *Prunkers: Türkische Bohnen; s. oben Kruuper, Nr. 49.
63. Püüskes, in Ahlen Moorpüüskes oder Möörkers: Wollgras, *Eriophorum*. — Hupe 257. — Aus den weissen, wolligen Blumenköpfen werden Kränze auf Fronleichnam gewunden.
64. Rait: Kopfriet, *Schoenus*. — Hupe 255.
65. Riishaide: Sumpf-Glockenheide, *Erica Tetralix*. — Hupe 160, 1.
66. *Roobeite: Rote Beete, *Beta vulgaris*. — Hupe 210 Anm.
67. *Röüve: Rübe, *Brassica Rapa*. — Hupe 23 Anm. — Man unterscheidet a. Mairöüve, davon roe R. „Sommerrübe“; lange R. „weisse Rübe“; b. gäale Härströüve „Winterrübe“.
68. *Runkelröüve, von Fresenburg bei Lathen emsabwärts Mangelwottel: Runkelrübe, *Beta vulgaris*. — Hupe 210 Anm.
69. Rüske: Gemeine Binse, *Juncus effusus*. — Hupe 254, 1. — Zu Stühlen und Dochten (für Tran- und Öllampen) benutzt.
70. *Sammetbloume: Kranzlichtnelke, *Lychnis coronaria*.

Sandhaaver (Hupe, 1879, S. 12): Sandrohr., *Arundo arenaria*. — Hupe 268, 1.

Segge: Segge, *Carex*. — Hupe 258. — Im Emslande gibt es 37 verschiedene Arten dieser Gattung.

*Selve: Echter Salbei, *Salvia officinalis*. — Hupe 187 Anm. — Die Salbeiblätter in süsser Milch gelten als gut für den Magen und gegen Leibweh.

Siide: Flachs-Seide, *Cuscuta epilinum*. — Hupe 167, 3.

Slabbergres: Mannagras, *Glyceria fluitans*. — Hupe 281, 1.

*Smaalloof (Ahlen): Schnittlauch, *Allium schoenoprasum*. — Das erste Grün wird in die Suppe getan, später auch zwischen Kartoffeln.

7. Smölkes: Gemeiner Weissdorn, *Crataegus oxyacantha*. — Hupe 74, 1.

8. Sneiball: Gemeine Schlinge, *Viburnum Opulus*. — Hupe 118, 1.

9. Speckwottel (b. Hupe, 1878, S. 40): Gebräuchliche Wallwurz, *Symphitum officinale*. — Hupe 169, 1.

0. Spelge: Eierpflaume, *Prunus domestica*. — Hupe 64 Anm. — Mndd. spelling, mhd. spillinc und spinline „gelbe Pflaume“, verwandt mit alts. spinela „crinalis acus“ (St. Petrier Bibel- und Mischglossen b. Wadstein 86, 5), mndd. spelle „Nadel“, und beides urverwandt mit lat. spīna „Dorn“.

1. *Steckbääre (Heede: Krüusbääre): Gemeine Stachelbeere, *Ribes Grossularia*. — Hupe 89 Anm.

2. Steifmööerkes, wilde: Hunds-Veilchen, *Viola canina*. — Hupe 24, 5.

3. Stoorkesbloume: Wasser-Schwertlilie, *Iris Pseudacorus*. — Hupe 247, 1.

4. Suckerai: Gemeine Wegwarte, *Cichorium Intybus*. — Hupe 145, 1. — Die Zichorie, auch „Sucksack“ genannt, bildete im 18. Jahrhundert in Meppen den Gegenstand eines blühenden Handels, vgl. Diepenbrocks Gesch. d. Amtes Meppen, S. 614 ff. In Lathen nannte man sie nach dem Namen des dortigen Zichorienbrenners auch wohl scherzhaft „Rüskenhinnerk“.

85. Stürken: Kleiner Sauerampfer, *Rumex Acetosella*. — Hupe 211, 8.
86. Swiinebloume: Wiesen-Dotterblume, *Caltha palustris*. — Hupe 5, 1.
87. Swiinsbössel (b. Hupe, 1879, S. 6): Krötenbinse, *Juncus bufonius*. — Hupe 254, 8.
88. Träämsel, in Ahlen Krüllkes genannt: Kornblume, *Centaurea Cyanus*. — Hupe 142, 2.
89. *Tüffelkes (Lathen und emsabwärts), Tüffelken (Sögel), Tuffeln (Haren), Eeräppel (Börger): Kartoffel, *Solanum tuberosum*. — Hupe 173 Anm.
90. Uneit: Acker-Schachtelhalm, *Equisetum arvense*. — Hupe 289, 1. — Während es die Pferde gern fressen, wird es von den Kühen verschmäht; daher auch der Name un-ēt „ungeniessbar“.
91. Wääe: Weide, *Salix*. — Hupe 221. — Eine recht schwanke Weidengerte, die durch langes Liegen im Wasser geschmeidig geworden ist, wird in Ahlen „Dreijaoren-waotersunger“ genannt und von den Knaben mit Vorliebe beim Prügeln verwendet.
92. Wäänträämlär: Grosser Wegerich, *Plantago maior*. Hupe 209, 1. — Die Blätter werden auf den wunden Fuss gelegt, um ihn offen zu halten, wenn er eitert.
93. Waatergell: Feld-Spark, *Spergula arvensis*. — Hupe 35, 1.
94. *Weite, Boukweite: Buchweizen, *Polygonum Fagopyrum*. — Hupe 212 A. — Buchweizen, der auf den Mooren gebaut wird, heisst „Moorweite“; Buchweizen anbauen heisst dort „boukweitken“.
95. *Wichterkes: Kriechenpflaume, *Prunus insititia*. — Hupe 64 Anm.
96. Wille Wilgen, d. i. wilde Weiden: Floh-Knöterich, *Polygonum Persicaria*. — Hupe 212, 4.
97. Windelwääe (Ahlen), in Lathen Winne: Ackerwinde, *Convolvulus arvensis*. — Hupe 166, 1.
98. *Wittweite, in Ahlen Waite: Gemeiner Weizen, *Triticum vulgare*. — Hupe 283 Anm. — Weizen wird

im Emslande beinahe gar nicht angebaut; deshalb wurde in Ahlen die Bezeichnung dafür aus der msterl. Mundart entnommen (waite, mndd. wēte, alts. hwēti), da aus Münster von den dortigen Kornhändlern in den 40er und 50er Jahren der Weizen bezogen wurde.

Wormkruut, wilde: Rainfarn, *Chrysanthemum vulgare*. — Hupe 137, 1. — Es wurde auf Wasser gesetzt und galt als gut für den Magen.

- D. Wottel: Gemeine Möhre, *Daucus Carota*. — Hupe 107, 1. Spielarten: a. „Tapp- oder Sommerwottel“, kurz, rot; b. „Härstwottel“, lang, gelb, in Münster „Stückwoardel“ genannt.

Anhang.

Einige ausländische Gewürze und Früchte.

- a. Aolewei: *Aloe soccotrina*, als Abführungsmittel beliebt.
- b. Beschaoten Näöte: Muskatnuss.
- c. Kamiin: Kümmel, wurde beim Wurstbrot verwendet. — Vgl. ndl. komijn, aus dem lat. cuminum.
- d. Seimesblär: Sennesblätter, von der Kassie, als Abführungsmittel benutzt.

Das Burscheider Pflingstlied und anderes.

Von **Dr. Fassbender**, Altona.

Was das von Schwander im 2. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 248 aus Sonnborn mitgeteilte Rommelsdöppelied (so heisst es in B., von „rummeln“) anbelangt, so scheint es aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt:

1. Zeile 1 und 2 haben augenscheinlich Verwandtschaft mit einem Kindertanzverschen:

Leiendäker (od.: Kafup, kafup) em linge Kiddel,
Mqøn kütt de Schnider widder,
Mät dem Keng en Bötzen (Hemchen usw.)

Die Mutter hält das Kind stehend oder auch sitzend an den Händen auf dem Schosse und lässt es dazu „fuppen“.

2. Zeile 3 und 4 scheinen aus der Fortsetzung des eigentlich mit Zeile 5 anfangenden Fastnachtsliedes zu stammen, von denen ich noch beibringen kann:

1. Fasselqøvend kütt herån,
Spille mer op der Büssen. (Büchse = Rommelsdöppen?)
Alle Mäddcher krijen en Mann,
Ech on och ming Söster.

Refrain: Zem Schlenderdiderdender.

2. Fasselqøvend kütt herån,
Welle mir de Frau (de Mann?) opsetzen. (Das heisst?)
Frau, hesstet Geldchen?
Hättset nit, dann zältset (kritset) nit,
Fäldeder durch de Fengern nit.

Dieser Teil des von Schwander Mitgeteilten könnte von uns Burscheidern als „Rommelsdöppenlied“ bezeichnet worden sein, denn dieses wunderbare „Musik“-Instrument wurde besonders auch Fastnacht gebraucht. Es mag im Bergischen auch wohl zu anderen Zeiten des bäuerlichen Schweineschlachtens gespielt worden sein, jedenfalls ist es in ganz Europa und sicher darüber hinaus verbreitet gewesen. Auf einer Reihe von Bildern der holländischen Malerschule ist der „Rappelpot“, wie er dort heisst, dargestellt. Man vergl. dazu: H. Leuss, Zur Volkskunde der Inselfriesen, Globus, Bd. 84, S. 223. — In Spanien heisst das Ding La Zambomba und wird in Madrid besonders zur Weihnachtszeit benutzt. (Vergl. dazu Globus, Bd. 88, S. 30 f., Arauzadi, Weihnachtliche Tonwerkzeuge in Madrid.)

Das Rommelsdöppen wird hergestellt, indem man einen 15—20 cm weiten, oben etwas ausgekragten irdenen Topf mit einer Membrane von nasser Schweinsblase glatt überspannt. In die Mitte derselben hat man vorher ein Glied von einem starken Roggenhalme (beide Knoten bleiben am besten daran, jedenfalls der an der anzuheftenden Seite, weil dann der Faden besser hält, an der anderen aber auch, weil dann der Halm grössere Festigkeit hat) oder ein feines, je nach der Weite des Topfes etwa 25—30 cm langes Riedstöckchen mit dem einen Ende eingebunden. An den Stock

heidet man an dem Ende, mit dem er in der Haut sitzen
ein kleines Knöpfchen*). — Bei der Zambomba scheint
in der Abbildung unter der Membrane der grösseren Halt-
barkeit wegen noch ein kleiner Pflock durch das Stäbchen
gedeckt zu werden. In B. geschah es nicht, ebensowenig
wie ich gesehen, dass zur Zierde an der Spitze des Stöckchens
ein kleines Fähnchen befestigt war. — „Gespielt“ wird,
wenn man im Takte des Gesanges an dem Halme mit der
rechten Hand kräftig herauf und herunter streicht, nachdem
derselbe angefeuchtet worden ist, was natürlich durch kräftiges
Aneinspucken geschieht. Die „Musik“ erinnert in etwa an
das bekannte Hm-ta-ta der Begleithörner unserer Strassen-
Musikbanden, nur dass das Rommelsdöppen immer nur eine
Tonart und nur zwei Taktzeiten kennt: Herauf und herunter.

Ende der sechziger Jahre wohnten wir in Geilenbach
bei Burscheid, wo besonders im Frühjahr zur Fastnachts-
zeit viel armes katholisches Volk (B. war damals fast rein
evangelisch), Frauen und Kinder aus Blecher, wo sonst auch
der Mittelpunkt der Jelqæchslück — Jelqæchsjongen war, und
weiterhin aus den „Bergen“, wo noch viel Armut war, am
Hause vorbeizog. Aus einem der von ihnen zur Rommelsdöppen-
begleitung gesungenen Lieder ist mir noch im Gedächtnis:

Da kam der Jong wall für de Düer,

Da juckte dem Hären sein Weib herfür.

Es wurde damals dem Bettelvolke häufig Brot gegeben
und zwar ein oder mehrere „Rongseröm“ (ringsherum = volle
Brotscheiben, mit der Brotmaschine abgeschnitten), dicker
oder dünner, je nach der Mildtätigkeit des Gebers. Kamen
sie gegen Abend den Berg herunter aus Burscheid zurück,
hatten sie meist alle Bettelsäcke voll dicker Brotscheiben
gepackt, und Jungen und Mädchen spielten dann wohl zur
Unterhaltung „Pöhlcheschiessen — nõhjagen“ damit, ein Spiel,
das gewöhnlich mit handtellergrossen Eisenplatten vollführt
wird: der erste wirft seine Platte etwa 10 m auf dem Wege
voraus, der zweite muss sie zu treffen suchen. — Berüchtigt

*) Die Beschreibung des Rommelsdöppens aus Rheinbach bei Bonn
(Zeitschr. I, S. 122) muss auf einen Irrtum beruhen.

war auch der Dank, der dem Geber wohl wurde: Laut und innig: „Der liebe Gott“, dann weggehend leise „sall öch widder ne Steen en de Wech lejen, dadder Hals on Been zerbrächt“.

Beim Vorüberziehen ging es ohne Schimpfen der Strassenjugend und der Bettelkinder gewöhnlich nicht ab: „Luttische Deckkopp!“ „Katollesche Seckpott!“, mit welcher Reihenfolge der Grüsse natürlich nicht gesagt sein soll, dass die Bettelkinder immer zuerst geschimpft hätten.

Arauzadi (a. a. O.) gibt übrigens die Abbildung und Beschreibung noch eines anderen Instrumentes, das ich anfangs der siebentziger Jahre einmal in B. im Gebrauche gesehen habe, der Madrider Rabel, „einer Stockgeige aus einer Darmsaite, die mit einem Ende über eine Tierblase geht und am anderen Ende mit einem Wirbel gespannt wird. Gespielt wird mit einem Bogen“. — Die ehemalige „Paffrath'sche Kapelle“, eine Familie Paffrath, deren Mitglieder ein ganzes Tanzorchester ausmachten und auf allen Bällen der Umgegend spielten, „machten Fastnacht einmal einen Dollen“ und zogen von Wirtshaus zu Wirtshaus, zu ihrem eigenen und anderer Leute Vergnügen spielend. Dabei hatten sie sich selbst ein solches Instrument zurecht gemacht: „En Backsplickter“ oder „en Schangberämmel“ war oben mit einer Schraube versehen, die Saite unten am Kopfe an einem starken Nagel befestigt und dazwischen an einem Ende über eine luftgefüllte Tierblase sozusagen als Steg geführt. Es ist eine Art „Trummscheit“ und früher vielleicht häufiger im Gebrauche gewesen. — Auf den kleinen Hofkirmessen spielen bei der Tanzmusik wohl noch immer die zwei Rindsrippenstücke, die zwischen die drei mittleren Finger der rechten Hand geklemmt werden, als Rassel mit und die hölzerne Giebelwand des Saales ersetzt die grosse Trommel.

3. Zeile 9–12 sind Teile des jedes Jahr am Martinstage noch wiedergesungenen Mäatesmessenliedes:

1. Mäatesmesse, juøde Mann,
2. Dä oss jätt bedure (od. bedue? = beschenken?) kann.
3. Äppelcher on de Biercher,

4. Nösscher hüre metterzu.
5. Frau, löf de Trabberop,
6. Täss en den Hotschelesack,
7. Täss nit dernäver,
8. Söss wüädet och jätt jäven. (!)
9. Jäf jätt, halt jätt,
10. Ange Jøør och widder jätt.

Pause. Dann mahndend:

1. Frau, lqet oss nit lang mih stönn,
2. Mi hant noch wick on breet ze jönn,
3. Hifandänne bess üver de Rhing,
4. Mohn da müsse mer drüver sinn,
5. Hifandänne bess üver de Wupper,
16. Mohn da müsse mer drüver fuppen.
17. Fupp! Fupp! Fupp!

Pause, dann in Erwartung, mahndend, hochdeutsch:

18. Hier wohnt ein reicher Mann,
19. Der uns was geben kann.
20. Ewig soll er leben,
21. Selig (gedankenlos auch: Ewig) soll er sterben
22. Und den Himmel erben.

Dann, nachdem Geschenke ausgeteilt sind:

23. Dä N. N. ess ne juæde Mann,
24. Dä jütte Jongen (Kengern) watte kann.

Wenn keine Geschenke gegeben werden, anstatt

Zeile 23—24:

25. Dat Huhss, dat steht op Müren,*)
26. Hi wonnen de jicksige Büren.
27. Dat Huhss, dat steht op Pennen,
28. Hi wonnen de Jicksigen ennen.

Zeile 6 ff. lauten auch, je nach dem Hause, vor dem man singt,

6. Täss en de Schorrestehn,
Wo de Wüeschte hangen.
Täss nq de langen,
Lōæss de kuøten hangen.

*) Des Reimes wegen. Mauern = Muæren. Ursprünglich ist aber wohl dieses gemeint.

melsdöppen!) und Eier sammelnd. Es gab Anlass zu allerhand Lust und Scherz, aber auch zu allerhand Unfug. Sollte jemand keine Eier herausrücken, rasselten sie wohl so lange an der Haustür, bis der sie schliessende „Penn“, ein Holzkeil, der durch eine auf dem Pfosten sitzende Öse gesteckt wurde, (Hausschlösser gab's nicht überall) innen herausfiel und sie dann im Erdgeschoss allerhand Allotria trieben. Das gab dann Anlass zu Schlägereien, Anklagen wegen Hausfriedensbruch usw., abgesehen von sonstigen nächtlichen Ruhestörungen „friedlicher Bürger“, so dass das Peisseiersingen ganz und gar verboten wurde. Doch ist es bis auf den heutigen Tag immer noch erlaubt, „wenn sie sich nicht kriegen lassen“. Einer meiner Altersgenossen aus der Elementarschule, Wilhelm Lichtenberg aus Strässchen, brach in einer Pfingstnacht, als er vor dem verfolgenden Gensdarm über eine Hecke springen wollte, das Genick. — Von Pfingstmaiensetzen habe ich nie etwas gehört.

Hier in Hamburg-Altona schmückt sich am Tage vor dem Feste alles mit Birkenreisern, die Haustüren, die Wirtsstuben, die Eisenbahnlokomotiven, die Elektrischen usw. Ein Pfingstfrühspaziergang gehört hier mit zu einer ordentlichen Feier. Tausende und Abertausende ziehen schon vor und mit der Sonne hinaus in die weiteren und näheren Vororte, wo bei schönem Wetter ein unglaublicher Trubel herrscht. In allen Biergärten fängt je nach der Lage schon um 3 bis 4 Uhr das Frühkonzert an. Die Kehrseite der Medaille ist nur, dass man, wenn vormittags etwa um 10 bis 11 Uhr der Rückstrom einsetzt, unglaublich vielen blassen, übernächtigten Gesichtern, namentlich auch von Kindern begegnet und den ganzen Tag über recht vielen „dunen“, da manche sich zusammmentun, Wagen und Pferd mieten, natürlich alles hübsch mit Pfingstmaien besteckt, und ein tüchtiges Bierfass auf Schritt und Tritt mitnehmen. —

Es ist hier noch etwas anderes mit dem Frühaufstehen verbunden, was am besten der Eingang einer kleinen Erzählung von Albert Rolf-Hamburg zeigt: Hans um Pfingsten. „Wer morgen am längsten schläft, wird ausgelacht und heisst Hans um Pfingsten,“ hatte die Mutter am Abend vorher gesagt,

und die alte Nachbarin hatte geheimnisvoll hinzugesetzt: „der verschläft sein ganzes Leben lang die Zeit und verträumt immerdar sein Glück.“

Am Pfingstmorgen aber war er es gewesen, der noch im Bette lag und sich schlaftrunken die Augen rieb, als die anderen lachend und spottend in das Schafzimmer gestürmt kamen und ihn umtanzten. Sein jüngster Bruder schleppte eine Schale Wasser herbei, und unter Jubel und Geschrei wurde er auf den Namen „Hans um Pfingsten“ getauft. —

In B. ist davon nichts bekannt, eine ähnliche Taufe aber an einen anderen Tag geknüpft, den 21. Dezember, St. Thomas, der die längste Nacht hat. Wer an diesem Morgen zuletzt aus dem Schlafzimmer herunterkommt, wird feierlich mit einer Schlafmütze gekrönt und das ganze Jahr bis zum nächsten 21. Dezember als „Schlœf-Tommes“ geneckt.

Sagen und Geschichten von Mesenich an der Mosel.

Von **St. Weidenbach**, Andernach.

Der Schiffer an de Ley.

Zwischen den beiden Moselorten Senheim und Mesenich befand sich ein schroffer Schieferfelsen, die „Ley“ genannt. Sie schied beide Gemarkungen voneinander.

Kein Wunder, wenn die früher abwärts kommenden Schiffer an dieser Stelle den hl. Nikolaus, ihren Schutzpatron, dessen Bildnis in einer Nische des vorspringenden Felsens stand, um Hilfe anriefen. Ja, noch vor einiger Zeit, als der schreckliche Felsen schon gewichen, fuhr kein Schiffer an dem unterhalb erbauten Heilighäuschen, in dessen Vordermauer über der Türöffnung die Statue des hl. Nikolaus Aufstellung fand, vorbei, der nicht daselbst Mütze oder Hut abzog und dem Heiligen seinen Gruss entbot. Waren Schiffer unten im Schiffe beschäftigt, so kamen sie an dieser Stelle herauf und grüssten durch Abnehmen der Kopfbedeckung ihren Schutzpatron, um dann wieder ihre unterbrochene

Arbeit aufzunehmen. Kein Wunder, wenn früher die Schiffer bei Hochwasser auf dem Deck niederknieten und gelobten, in dem nahen Kapellchen (das dadurch reichliche Einkünfte genoss) unterhalb des Felsens eine Kerze oder sonst eine Gabe darzubringen, denn gar manches Schiff ist zerschellt an dem harten Schieferfelsen, gar mancher Schiffer hat hier seinen Tod gefunden oder ihn in Armut und Not zurückgelassen, denn gleich unterhalb des Felsens begann eine starke Strömung, die heute noch den aufwärtsfahrenden Dampfern grosse Mühe macht. Wie mag das erst früher gewesen sein?

Einstens, bei Hochwasser, kommt ein Schiffer mit einer wertvollen Ladung bergab, dieser gefährlichen Stelle zu. Schon sieht er klopfenden Herzens das Unglück vor Augen, denn mit aller Gewalt treibt ihn der reissende Strom diesem Riffe entgegen und unrettbar muss sein Schiff mit der kostbaren Ladung an dem harten Felsen zerschellen. Da lässt er in seiner Angst das krampfhaft umfasste Ruder fahren, wirft sich auf die Knie, hebt die Hände gegen das Bild des hl. Nikolaus und ruft mit dem Schweisse auf der Stirne: „Heiliger Nikolaus, wenn du mich jetzt errettest, so opfere ich dir eine Kerze, so dick wie ein Schorbaum“ (der Schorbaum, heute noch allen Segelschiffen wohlbekannt, dient u. a. zu folgendem: Wenn das Schiff Gefahr läuft, an dem Lande, Felsen usw. widerzustossen, so wird dieser Schorbaum gegen das Land, den Felsen, gerichtet, auf dem Schiffe schnell mit einem Taue festgemacht und somit das Schiff von dem Lande, Felsen, abgehalten). Auch der Schiffsknecht war niedergesunken, denn durch die starke Strömung versagte der Schorbaum seine Dienste. — Kaum hatte der Schiffer das Gelöbniß gemacht, siehe da! wie ein Wunder dreht sich das Schiff dicht vor der Ley herum und treibt gar bald ganz ruhig im schönsten Fahrwasser. Darob grosses Erstaunen des Schiffers, des Schiffsknechtes und der in Senhals zuschauenden Leute. Jedoch schon in kurzer Zeit hatte der Schiffer sein Versprechen vergessen, und in seinem Übermute und seiner Freude ruft er, als er an dem Kapellchen vorbeitreibt, sich zu demselben hinwendend: „Niklösche, no kriegst

de nit esu lang“, wobei er den einen Zeigefinger über das erste Glied des andern legte. Aber der hl. Nikolaus lässt seiner nicht spotten. Gleich unterhalb Mesenich, wo er schon so oft gefahrlos vorüber gefahren ist, wird das Schiff mit übernatürlichen Kräften so gegen den Riverberg geschleudert, dass das Schiff in einigen Augenblicken im Wasser mit Mann und Maus verschwunden ist. Nur mit der äussersten Mühe und Not gelang es dem Schiffsknechte, schwimmend das Land zu erreichen.

Der „Telliger-Mann“.

Das Kelterhaus in der Kirchstrasse, früher dem Joh. Ad. Fuchs, jetzt dem Friedrich Andres gehörig, war ehemals einem Manne von Briedern bei der Teilung zugefallen. Er verkaufte dasselbe der „Gemeinde“ Mesenich, welche das Haus zur Wohnung des Viehhirten einrichten liess. Eines Tages kam der Mann von Briedern nach Mesenich, um das Kaufgeld in Empfang zu nehmen. Ein anderer Briederner Mann hatte dieses in Erfahrung gebracht. Sofort ging er gegen Abend an den „Telliger Bach“ (ein kleines Bächlein, das die beiden Gemeinden voneinander trennt), um dem Manne bei seinem Heimwege aufzulauern. Nun führten aber zwei Wege von einem Orte zum andern: der untere, auf derselben Stelle, wo der jetzige Hauptweg ist, war so breit, dass man nur mit einer Handkarre herfahren konnte; der obere war nur ein schmaler Fusspfad, der von dem jetzigen Pfarrhause hinter den dortigen, neuerbauten Häusern und dem Schulhause in Mesenich her direkt an dem „eisernen Herrgott“ vorbei und über den unteren „Wackholder“ auf Briedern zu führte. Der Bösewicht wusste nun nicht, welchen Weg der andere, von Mesenich kommend, einschlagen würde. Um dieses zu erfahren, spannte er eine Kordel über den unteren Weg bis zu dem oberen Pfade. In der Dunkelheit konnte der nichts ahnende Mann die Schnur nicht sehen, musste dagegen stossen und somit dem Auflaurer vermelden, dass er den unteren Weg komme. Bald darauf kam denn auch wirklich der Mann den unteren Weg, hatte aber aus irgend welchem Grunde das Geld nicht erhalten und somit nur

1 Batzen“ in der Tasche. Der Räuber fiel über den Menschen her und ermordete ihn mit einem Weinbergspfahle. Enttäuscht untersuchte er alle Kleider, und als er nur das eine Geldstück vorfand, nahm er einen Zettel und schrieb darauf die Worte: „Um 1 Batzen ermordet“. Diesen Zettel befestigte er an des Ermordeten Hut und steckte denselben auf einen Pfahl. Dann schleppte er sein Opfer zur Mosel und warf es hinein. Aber der Leichnam wollte nicht fortreiben, er kam zum Lande zurück. Von neuem hineingestossen, warf ihn das Wasser immer und immer wieder ans Land, „die Mosel wollte den Leichnam nicht aufnehmen“; erst gerade vor Briedern, an der Schiffbauerei, trieb endlich die Leiche ab.

Der Mord blieb ungestüht und der Täter unbekannt. Jahre vergingen, die nächsten Verwandten des Ermordeten waren schon ins Grab gesunken. Da lag ein Mann von Briedern auf dem Sterbebette „und konnte nicht zum Sterben kommen“. Endlich liess er eine Frau aus dem Dorfe rufen, welche die Schwägerin des Ermordeten war. Als diese in das Sterbezimmer trat, fragte sie den Sterbenden: „Seid Ihr an dem Morde meines Schwagers beteiligt?“ Der Sterbende nickte mit dem Kopfe und in demselben Augenblicke hauchte er seine Seele aus.

Seit dieser Zeit geht der Mörder abends glühend an „der Telliger-Baach“ umher und der „Telliger-Mann“ soll nachts schon gar manchem Wanderer in die Quere gekommen sein. Er ist nicht bössartig, sondern sucht nur die Leute zu erschrecken. Furchtsame Leute atmen noch heute erleichtert auf, wenn sie nachts glücklich an „der Telliger-Baach“ vorbei sind und den Kindern dient der Telliger-Mann heute noch als Abschreckungsmittel durch den Ruf: „Der Telliger-Mann kriegt dich“, oder „der Telliger-Mann holt dich!“

Der Eid.

Die Einwohner von Mesenich waren wegen eines Weideplatzes hinter dem Wachholder mit den Bewohnern von Briedern in Streitigkeiten geraten. Es kam zum Prozesse zwischen den Bürgern beider Gemeinden. Ein Einwohner

ch die tollsten Sprünge. Kein Mensch konnte über denselben wegschreiten, aber auch kein Jäger wäre so kühn gewesen, diesen „Hous“ zu schiessen, hätte ihn aber auch nicht treffen können. An andern Abenden kam er nicht zum Vorschein, tat auch nie jemand etwas zuleide. Seitdem in den letzten Jahren die Mauern um die Gärten aufgeführt sind, ist der Hase verschwunden.

Der eiserne Herrgott.

Wenn man aus dem Orte nach dem Wach- (oder Wack-) Wald hinaufgeht, so heisst am Ende der Weinberge eine Stelle „Am eisernen Herrgott“. Der Name rührt von einem kleinen, etwa handgrossen, eisernen Kreuzchen her, das daselbst an einer Eiche befestigt ist. Die Leute wissen davon zu erzählen: An dieser Stelle ist vor langen Zeiten ein Mann mitgeschlagen worden; nach anderer Erzählart soll dort „jemand etwas passiert sein“. Zum Andenken daran liess man daselbst ein hölzernes Kreuz errichten, auf dem das kleine eiserne Kruzifix befestigt war. Nachdem das Holz verwittert war und somit das Kruzifix nicht mehr halten konnte, befestigte man letzteres an einer dabei stehenden jungen Eiche, die dasselbe dann später mit ihrer Rinde und ihrem Holze ganz umschloss. Jahrzehnte dachte man an das Kreuzchen nicht mehr. Erst als die alte Eiche gefällt und das Holz zu „Wingertspölen“ gerissen und gespalten wurde, fand sich das Kruzifix wieder. Man trug es wieder auf seinen alten Platz und befestigte es abermals an einer jungen Eiche, und nicht manche Jahre werden vergehen, so hat die emporstrebende Eiche es wieder ganz eingehüllt mit ihrem Holze.

Die Erbauung des Brauweiler-Hauses.

Im Jahre 1088 schenkte die Königin Richenza dem Kloster Brauweiler u. a. auch den Ort Mesenich mit allen Gerechtsamen und Gefällen. Die Abtei besass daselbst ein Haus mit Kellerei, in welche die Bürger den Teiltrauben abliefern mussten. Zu dem „Brauweiler-Haus“ sahen die Einwohner mit gemischten Gefühlen empor, zumal oft der Hofmann nicht „ganz fein“ mit den Leuten umging. Dieses

wann diese „Geschichte“ an Mächtigkeit. Beim Einrücken der Franzmänner nahmen diese selbstredend von dem grössten und schönsten Hause mit den reichen Kellerschätzen Besitz und stellten ihre Pferde in das Kelterhaus. Aber bald verurten auch sie den nächtlichen Spuk in dem Kelterhause und waren morgens oft schweisstriefend. Kein Franzose hätte es bei noch so viel versprochenem Gelde gewagt, nach Eintritt der Dunkelheit das Kelterhaus, ihren jetzigen Pferdehall, zu betreten, denn der „Djabel“ (diable = Teufel) sei darin. Als sich dieser „Djabel“ immer mehr und mehr bemerklich machte, da entschloss sich eine Frau, die unter dem Namen „Schooffs-Wäsche“ im ganzen Orte bekannt war, recht fromm lebte und jeden Abend an die Heiligenhäuschen beten ging, das Gespenst zu bannen. Nachdem sie sich eines Morgens recht von ihren Sünden gereinigt, dann die hl. Kommunion empfangen und den ganzen Tag mit Fasten und Beten zugebracht hatte, begab sie sich des Abends allein in das Kelterhaus. Was dort vorgegangen, wie sie nach Bullay gekommen ist, kein Mensch hat es je erfahren.

Nur der dortige Fährmann erzählte später, dass diese „Schooffs-Wäsche“ nachts gekommen sei und hätte von ihm verlangt, über die Mosel gesetzt zu werden. Der „Ferge“ habe den Nachen nehmen wollen; die Frau aber verlangte, dass er die Ponte nehmen müsse, was er schliesslich denn auch getan habe. Aber kaum sei diese Frau auf die Ponte gekommen, so sei das Fahrzeug so tief eingesunken, dass das Wasser fast in die Ponte gekommen sei. Noch nie habe der Ferge eine so schwere Last übergesetzt und noch nie mit solchen Gefahren die Mosel überquert, wie diesmal, so dass ihm der Angstschweiss auf der Stirne geperlt habe und er durchnässt gewesen, als er das jenseitige Ufer mit knapper Not erreichte. Nachdem er sich dann dreimal bekreuzte und die Frau die Ponte verlassen und diese wieder aus dem Wasser in die Höhe gegangen sei, habe er erleichtert aufgetatmet und gesagt: „Das war etwas Übernatürliches.“

Die „Schooffs-Wäsche“ kehrte erst nach einigen Tagen wieder nach Mesenich zurück. Kein Mensch hat je erfahren,

wo sie die Tage gewesen ist. Der „Djabel“ aber war seit diesem Tage aus dem Kelterhause verschwunden.

Der Flurbegang.

Noch vor 35 bis 40 Jahren versammelten sich am Gründonnerstage auf ein gegebenes Glockenzeichen die Schulkinder des Ortes vor der Kirche. Einzelne Gemeinderatsmitglieder führten nun die Kinder an der „Hochheitsgrenze“ entlang, d. h. er ging mit ihnen an der ganzen Grenze der Gemarkung vorbei, damit die Kinder dieselbe genau kennen lernen sollten. Kam man dann wieder ins Dorf zurück, so erhielt jedes mit dabei gewesene Schulkind einen Weck. Später unterliess man diesen „Flurbegang“; die Kinder versammelten sich an dem Tage bei dem Glockenzeichen in der Kirche und beteten den Rosenkranz, worauf sie dann vor der Kirchtüre einen 3 Pfg.-Weck bekamen. Das Geld für diese Wecken rührte von einem Vermächtnisse her. Da die Zinsen dieses Vermächtnisses nicht mehr hinreichten, einem jedem Kinde einen Weck zu verschaffen, so unterliess man das Austeilen derselben und verwendet nun das Geld zu anderen guten Zwecken.

Volksgebräuche in der Karwoche und um Ostern an Rur und Maas.

(Selfkant und Limburg.)

Von **Franz Kapell**, Eschweiler.

Religion und Leben sind bei dem Tun und Lassen der stillen Grenzbewohner aufs engste miteinander verbunden; das tritt in der ernstesten Fastenzeit so recht hervor. Am Palmsonntag weiht die Kirche den „Paumwösch“ (Palmbüschel). Vorher haben die Kinder in Bruch und Heide „Rut“ geschnitten, nämlich die schlanken, rotbraunen Zweiglein des Rautenstrauches; oder die Mutter hat von einem armen, zerlumpten Pötbröcker (Putbroek, eine im Holländischen gelegene Sumpfstrecke) Kinde für einige Pfennig ein Sträusslein er-

nden. Dazu kommen „Paumə“, flaumweiche, graugrüne
eidenkätzchen, die, mit glänzendgrünem „Boschboom“
(Buchsbaum) eingefasst, einen prächtigen Strauss bilden:
Paume, Rut und Boschboom. Die Kinder, die den „Paum-
büsch“ zur Weihe tragen, erhalten drei farbige „Pöscheier“
für ihre Mühewaltung. Darum haben wir uns in der Jugend
für diese Ehre gestritten. Selbstbewusst schritten die daher,
die zwei segnen lassen konnten, einen zweiten von „Päterüöm,
Möön, Üöm, Tant, Bestövädər af Beesch“ (Patohm, Patin,
Patohm, Tante, Grossvater oder Grossmutter). Die mit zwei
Palmzweigen stolzierenden Knaben sicherten sich also, abgesehen
von dem üblichen Anteil, ein halb Dutzend Ostereier. Am
Nachmittage oder in den Ostertagen geht der Vater „Paume
täkä“; er steckt in jeden Acker, in Wiese und Garten ein
Reislein. Es gilt als heilsam Mittel gegen Hagelschlag und
Misswachs; natürlich wird dem Gebet der Kirche und dem
Gebet vertraut, nicht dem Zweiglein. Als günstiges Zeichen
wird das angesehen, wenn ein Reis im Acker Wurzel schlägt
und lustig wächst, gleichsam als Anzeichen nahenden Segens.
Sorgfältig wird es in den Garten verpflanzt. Auch Zimmer,
Scheune und Ställe erhalten ihr Palmzweiglein. Frommer
Sinn erhofft Schutz und Schirm für Menschen und Vieh, Haus
und Hof. In manchen Häusern ist es Sitte, einige Reislein
„ennət Wiwatəschpöttshə“ (Weihwasserbecken) zu stecken.
Wird ein Kranker versehen, so stellt man ein Buchsbaum-
zweiglein, gewöhnlich aus dem Palmbüschel, in ein Glas mit
Weihwasser, damit der Priester mit demselben den Kranken
besprenge. Derselbe Brauch wird da geübt, wo ein Toter
„obbət Schoof“ (aufgebahrt) liegt. Sowie jemand kommt,
ihn zu sehen, betet er ein Vaterunser für seine Seelenruhe
und besprengt ihn zuletzt mit Weihwasser. In Limburg,
z. B. in Venlo und Roermond, bringen die Kinder ebenfalls
die „palm-bessesms“ (Palmbesen) zur Kirche. Dort huldigen
noch hin und wieder die Bauernburschen der Sitte, an Hut
oder Mütze ein geweihtes Palmzweiglein zu stecken. Am
Palmsonntage 1793 zogen die österreichischen Soldaten durch
Valkenburg mit Palmzweigen am Tschako. (Welters „Feesten,
Zeden“ S. 38). Aus geweihten Palmbüscheln des Vorjahres

wird die Asche gebrannt, aus der am Aschermittwoch der Priester das Aschenkreuz macht.

Die Karwoche heisst „im Selfkant“ (westlicher Vorsprung des Kreises Heinsberg in die holländische Provinz Limburg) „de goə Wäk, de Kaarwäk, de stell Wäk“ (gute, Kar-, stille Woche); in Limburg auch wohl Judas-, Pilatus-, hooge-, pijnweek. Die Bauern behaupten, dann herrsche gewöhnlich schlechtes Wetter. Den Namen „stille Woche“ soll sie von Kaiser Konstantin haben, der den Bauern jede Arbeit während derselben verbot. Am stillsten sind die letzten drei Tage. Zwar sind sie keine Feiertage, aber ernst und still geht der Bauer seiner Arbeit nach und vermeidet Lärm und Geräusch; ein Friedhof mit stummen Besuchern scheint der Selfkant, vornehmlich am Karfreitage, „op goə Vrideg“. Wohl jeder besucht, wenn möglich, mehrmals die Kirche. Kein Orgelton, kein Glockenklang erschallt, jeder fröhliche Ton ist jäh abgerissen; nur die Rasseln schnarren. Die Glocken sind nach Rom zum Papst, hört die Jugend von den Eltern; und mancher Blick wird zu den engen Schallöchern emporgesandt, deren schräge Schallplatten indes jeden Einblick verwehren. „Wat dont die e Ruəm (Rom)?“ „Bäe (beten). Sall ech dech enz Ruəm kiekə lötə?“ „Joə!“ Und an Kopf und Ohren hob uns der Vater hoch, dass uns Hören und Sehen verging. „Hästə Ruəm gesienə?“ „Näə.“ „Worömm häs tä och de Ooghe tugemackt?“ Ob uns damit gezeigt werden sollte, wie weit der Weg sei, wie hoch man steigen müsse, wie mühsam und beschwerlich also die Fahrt sei; ich glaube es. Aber nur einmal lief man so an. „Winnä kommə de Klökkə trück?“ „Om Pösche“ (Ostern). Die Leute werden mit „Kleppe“ und „Rauspele“ zur Kirche gerufen; von jeher war dies Sache der Jugend, vor allem der Messdiener. Das Lärmen der Rasseln, Schnarren und Klappern ersetzt den Dorfbewohnern Morgen-, Mittag- und Abendglocke. In Cörrenzig (Rur) erscheint pünktlich eine Knabenschar, die sich frühzeitig an der Kirche versammelt hat, geführt von den ältern Jahrgängen, und ruft singend mit eigenartigem steigenden Interwall in unaufhörlicher Wiederholung: „Morghensklóck, Medáach, Ovendsklóck“, eine halbe Stunde vor dem Gottes-

erst: „Eschtə Moəl“ (Zeit des ersten Läutens, wenn es
it ist), „Zesáamə“ (d. h. Zusammenläuten mehrerer Glocken
Zeichen des Gottesdienstanfanges). In ehernem Gleich-
schritt und Gleichklang trabt die sonst so muntere Knaben-
har ernst und gemessen durch alle Strassen, von einem
nde zum andern. Bemitleidet und missachtet ist der Knabe,
er keine Rassel sein eigen nennen kann. Wer sich kein
solches immerhin kostspieliges Lärmgerät leisten konnte, be-
nützte sich mit einer Klapper. Das erstrebte Ideal blieb
reilich eine schnarrende Holzrassel, deren Handgriff in einem
Kammrädchen endigte, worüber eine starke Holzfeder, befestigt
n einem handlangen Holzstück, beim Schwingen schnarrend
infuhr. In Weert und Thorn (Maas) ass man am „witten
londerdag“ (Gründonnerstag) mittags die „discipelen-“ oder
„apostelensoep“ (Suppe), in die „twaalferlei“ (zwölferlei)
Kraut kam. Wer zuerst den Löffel in die Schüssel steckte,
hiess der Judas (Welters, S. 38). Die limburgischen Bauern
glauben, es gebe gute Frucht, wenn sie am „goeden vrijdag“
geweihtes Wasser an die Obstbäume giessen; wenn es an
diesem Tage regnet, steht ein gutes Jahr in Aussicht.

Am Karsamstag, „goə Sodeschdeg“ (guter Satertag),
kommen die Glocken von Rom wieder und bringen die
„Pöscheier“ mit. Die Kinder werden hinausgeschickt, um
nach ihnen auszuschauen und mit aufgehaltener Mütze oder
Schürze etwa unterwegs herabfallende Eier aufzufangen.
Aber von Glocken und Eiern zu ihrem Leidwesen keine
Spur. In Limburg werden Eier hinter Sträuchern, im Gras,
unter dem Zaun verborgen und nach langem Suchen endlich
glücklich gefunden und jubelnd vorgezeigt. Vom Osterhasen
kennt unsere Jugend nichts.

In meiner Heimat werden die Eier am „Pöschsondeg“
(Sonntag) gefärbt; nach „autvränksche Maneer“ (altfränkischer
Sitte) nahm die Mutter die schon lange sorgsam aufbewahrten
Zwiebelschalen, die die Eier so hübsch gelbrot färbten; sie
verschmähete die bunten, fremden Farben. Andächtig sahen
wir zu. Mitunter machten wir uns das Vergnügen, mit Rüböl
ein Wort oder Sprüchlein drauf zu schreiben, das beim
Sieden mit der Zwiebelschale zu hübschen gelben Linien

verschwamm. Im Limburgischen verziert man die Eier wohl mit einem Christuskindchen oder Lamm Gottes; der Brauch bezieht sich auf das in alter Zeit bestehende Verbot des Genusses von Eiern während der 40tägigen Fasten. Früher wurde alle Welt mit Ostereiern beschenkt, heute holen Pfarrer, Küster und Messdiener noch ihre Ostereier ab, je drei; wir trugen sie in unserer Jugend auch dem Lehrer; vielerorts haben heute noch die Mühlknechte dieses Recht; es wurde und wird von allen bereits zu Anfang der Karwoche ausgeübt, zumeist am Montag. Die Messdiener, an andern Orten auch die übrigen Knaben, beanspruchen die Eierspende für das von ihnen gegebene Schnarrenzeichen an Stelle von Glockengeläute vor dem Gottesdienste. Der gewöhnliche Satz betrug drei Eier, in Ermangelung solcher Geld. Der Erlös wurde später an herkömmlich bestimmtem Orte nach ebenso althergebrachter Abstufung verteilt. Osterfeuer gibt es nicht mehr an der Grenze, wohl werden noch „de Vauste utgebrannt“ (die Fasten ausgebrannt), nämlich durch das aus dem Stein geschlagene Feuer an der Kirchtür durch den Priester. Die Bedeutung liegt darin, dass jetzt gleichsam die Dornenkrone, also Kummer und Leid, verbrannt, dass Entbehrung und Entsagung jetzt ein Ende haben.

Die Jugend holt bei den Verwandten ihre Pöscheier, besonders bei den Paten. Es wird damit gekippt und getippt, wer das stärkste habe. In meiner Jugend kippten Burschen und Knaben noch draussen auf dem Kirchplatze um Gewinn. Wem ein Loch in die Schale geschlagen wurde, der verlor sein Ei. „Jösch opper Kopp, dann oppè Vott.“ Wem beide durchschlagen waren, der verlor sein Ei an den andern; sonst war man quitt. Mitunter genügte ein Loch. Wir liessen mehr Spielraum, wir „roddelten“ auch noch, d. h. prüften die Stärke der Seiten. In Sittard riefen die Knaben dabei: „Een Ei, det es geen Ei, et twedde, det es een hauv Ei, et dridde, det es e gaunz Ei, en het verde, det es e Pöschei.“ (Ein Ei, das ist kein Ei; das zweite, das ist ein halb Ei; das dritte, das ist ein ganzes Ei; das vierte, das ist ein Paaschei.) So auch in Venlo; es hiess auch wohl kürzer in Limburg: „Een ei is geen ei, het tweede ei det is een ei, en het derde ei is het ware paaschei.“

Allenthalben setzt man dem Besuch Ostereier vor. Selbst in den Wirtshäusern „herbergə“ werden den Gästen ostereier nebst Brot und Salz vorgesetzt. In Buggenum (Limburg) bestand noch in den achtziger Jahren der Brauch, dass die Wirte von der Zeit nach der Vesper bis Abend eine Tafel für alle Gäste gedeckt hatten; darauf prangte ein vorbereiteter Schweinekopf nebst Brot und Eiern. Am Abend wird der Tisch abgeräumt und den später kommenden Gästen „een Koppel Eier“ (2 Eier) angeboten.

Die letzten Ostereier werden „om Brookə-Pöschə“ (weisser Sonntag) gekocht und verzehrt, aber ungefärbt, weiss, der Bedeutung des Tages gemäss.

Um Ostern beginnt auch ein beliebtes Spiel der halbwüchsigen Knaben: „krütz-vlaakə“ (Kreuz = Vorderseite der Münze, vlaak = Rückseite), in Limburg „schreumke“ oder „schreefje“ genannt. Sie werfen Ein- oder Zweipfennigstücke (Zentè) nach einem Striche. Wer am nächsten liegt, fängt an. Der betreffende Knabe nimmt alle Münzen, schüttelt sie in der hohlen Hand durcheinander und wirft sie in die Höhe. Die Kreuz zeigen, sind sein. Die übrigen wirft der zweitnächste usf. Oft rät der Werfende, was er gewinnen will, „krütz“ oder „vlaak“. Ein Spiel, für das wir all unsere sauern Pfennige opferten.

Eifeler Sprichwörter und Redensarten.

Von **Heinrich v. d. Ihren**, Duisburg.

Die hochdeutschen Wörter und die Endungen en, em, er und el behielten ihre Schreibart.

Längen	= aa, oo, ee, ää, ie.	Bsp. Woasser (Wasser)
Halblängen (abgestossen)	= ah, oh, eh, ih.	„ geliehrt (gelehrt)
Kürzen	= ll, nn, mm, rr.	„ geschlaff (geschliffen)
Überkürzen (unbetont)	= ə = e	„ annərə (andere)
Ausklingende n, m, l	= n-n, m-m, l-l wie in	konnte, Ampel
Offenes e = ä	= ɛ	Bsp. hɛn (er)
Offenes o = oa	= ɔ	„ mɔtt (mit)
ei	= e-i	„ Bre-i (Brei)
ou	= o-ū	„ Ho-us (Haus)
ouw	= ouh	„ wouh (wo)

I. Aus Ihren, Kreis Prüm.

1. Et qss besser, alles jëess qss wih alles jesqot.
2. Watt mër dën Drëck mih rihrt, watt heh mih stenkt.
3. Dëh jelofft welt sen-n, dëh muhss säch aan ə Stërəwə¹⁾ jën-n.
4. Wouh kee Riggder²⁾ qss, dɔ qss och keen Diggder³⁾.
5. Mër dɔrəf net hopsa sōhn, bōss mër ihwer d'Baach qss.
6. Mër soll säch net ouszihgen, bōss mër schlōhfe jeht.
7. Dën Erspahrer qss ihwer dën Erwen-ner.
8. Wën-n seng Schuhn net schmärtt, schmärtt däm Lëdder-man-n⁴⁾ də Jëldbeggdel⁵⁾.
9. Besser jele-iert qss wih jefe-iert.
10. Besser Mecke jefangen, qss wih mihssig jangen.
11. Besser jeblohnen, qss wih də Mon-nd verbrannt.
12. Wën-n zum Ströck jebqoren qss, dën-n erse-ift net.
13. Wën-n ennər dər Bank soll le-ijen, də ke-nt net drob.
14. Wën-n zum Kiddel jebqoren qss, ke-nt net zum Rōck, on-n wq̄n-n hën-n d'Stofft be-im Schneggder⁶⁾ hat.
15. Ohwen hui, ennə fui.
16. Vill Jeschrei on-n winnig Woll.
17. Besser, ə Steck Bruggt⁷⁾ qn-n dər Teisch, qss wih ən Fëdder ob däm Huht.
18. Besser, schlecht jefahren, qss wih jrouhssartig jangen.
19. Dën-n d'Jleck hat, fährt d'Brout qn-n d'Kiräch.
20. Ehnem kalwen d'Oossen⁸⁾, däm annären d'Kih nõch net.
21. Schwarz jebqoren, qss all Weische verlqoren.
22. Də Wolləf verliht seng Hq̄hr, ähwer net seng Nuppen⁹⁾.
23. Firr d'Jeld krecht mër dën Zocker qn-n d'Tut jedqon.
24. Jihder ehne seggt¹⁰⁾ aa senge Birrə, wq̄n-n dën-n annərə Leggden hirr re-if sen-n.
25. Klehn on-n wacker bocht ə juhden Acker.
26. Wën-n säch net satt fresst, lëckt säch och net satt.
27. Ehne jrouhssen Hëhr be-isst dën-n annären net.
28. Hëhrekääch¹¹⁾ on-n Millerschwen-ng soll mër lq̄hssən, wouh sə sen-n.
29. Klehn Kq̄nner on deck Le-ihs¹²⁾ maachen dën Narre we-ihs.
30. d'Jon-ngtomm¹³⁾ qss jëckig. [weise = klug.
31. Schuhsterfrähcher¹⁴⁾ on-n Schmidspëhrdcher muhssə loggter¹⁵⁾ bahrbəs¹⁶⁾ jōhn.

Mær hat dæ Stank firr dæn Dank.

Et oss besser zweemöhl verbrannt, oss wih ehkihr¹⁷⁾ erkahlt.

d¹⁸⁾Liht¹⁸⁾, dih oss jrouhss, sæ fällt əsouh juht ob ən Kihflapp¹⁹⁾, wih ob ən Rouhs²⁰⁾.

E Kalləf, dat juht se-ift, brocht net vill zu freessen.

Et oss kee Schaad ə souh jrouhss, ət oss ə klehnen Notzen dərbe-it.

O-us əm Bo-uer oss jenger²¹⁾ ən Həhr jemaat, oss wih o-us əm Həhr ə Bouer.

Dorəfjongen on-n frəmm Honn lijhsst mər johñ.

En juht Kremm²²⁾ jeht net emm.

Jəlechə Vih beleckt säch, sōht dæn De-iwel zum Kolləbriher. (Köhler.)

Konnerwərək jett Konnerjaaren.

Wəh səlwer ne-isst hat, jett səhle satt.

Vill Hänn*maachen jəng ən Enn.

Die louhs²⁴⁾ Fihss²⁵⁾ jən-n och jefangen.

Fescher on-n Jähger sen-n anner Leggs²⁶⁾ Speicherfäher.

Besser, duggt²⁷⁾ geboss oss wih duggt geleckt.

Virr däm De-iwel kaa mər säch hihden²⁸⁾, əhwer net virr bijhse²⁹⁾ Leggden.

Wən-n uhsem Herrjött ən ahrəmə Man-n schellig oss, muhss himm ən och jən-n.

49. Wən-n ən ihrligə³⁰⁾ Mənsch ihwer ən Breck jeht, kaan den De-iwel noch drenner setzen.

50. Də Beddler hat jrahd əsouh juht 365 Dəhg zu verzerren, wih dæ Rechə.

51. Ihrlich währt am langsten, wəll et aam winnigstən jebrocht jett.

52. En Ehsel doocht ne-isst zum Patrouillen johñ.

53. Mər jeht besser be-i dæ Bäcker, oss wih be-i dæn Dokter.

1) Sterben. 2) Räter, Berater. 3) Töter, Mörder. 4) Lederhändler
5) Geldbeutel. 6) Schneider. 7) Brot. 8) Ochsen — Kühe. 9) Naupen.
10) sieht. 11) Pastorsköchinnen. 12) Läuse. 13) Jugend. 14) Schusterfrauen
und Schmiedepferde. 15) lauter = immer. 16) barfuss. 17) einmal. 18) Die
Liebe. 19) Kuhfladen. 20) Rose. 21) schneller. 22) Krümmung. 23) Kinder-
werg — Kindergarn. 24) klugen. 25) Füchse. 26) anderer Leute Speicher-
feger. 27) tot. 28) hüten. 29) bösen. 30) ehrlicher.

II. Aus Weinsheim, Kreis Prüm.

1. Vill Menn¹⁾ seh jeschwenn²⁾ ähwel dər De-iwel holl dih vill Zänn.
2. Ehne reift də Stehn, dən annərə wirrəft sə.
3. Mər muhss eent sqhn on daat annərt och.
4. All Legg³⁾ seh juht, wah mər ne-isst matt hən zu duhn hat.
5. Amm Bännel⁴⁾ vamm Saak muhss mər sparren, amm Keggel⁵⁾ ahss et zu späht.
6. Waat matt dər Vijhelinn (Vijouhl) gewonnə jett, jeht matt dər Fleet verlorren.
7. Eh Wandbeggel⁶⁾ ass nach lang kee Jeldbeggel.
8. Wq Jeld ass, ass der De-iwel, wq keent ass, ass hən zweemohl.
9. Dər De-iwel sche-isst ob kehne klehnen Hoof, wəll kehn Plaaz drob ass.
10. Wəen ət Jenn⁷⁾ muhss qhwqhrden, ass en arrəmə Maan.
11. Wann də Mo-us dəs Mell saat ass, dah schmecht ət batter.
12. Wann də Schwen-ng recht jefreess hann, stouhssen sə də Kemp⁸⁾ emm.
13. Nqh allem Fallə lihren də Kanner jəhn.
14. Mər muhss kehn ahl Vijhel matt Kqhf⁹⁾ wellə fänken.
15. Də Legg bejəhnen səch, də Bərag ble-iwe leijen.
16. Et ass besser ən haalef E-i, ass wih ən leddig Schall.
17. Jədellig¹⁰⁾ Schqhf jəh vill ann ə Staal, onjedellig nach mijh; die klammen alt ob əneen.
18. Et Waasser verdirrəft də beste Kaffee.
19. De Kaich¹¹⁾ jəh vamm Lecke saat.
20. Daat ass ən schlecht Mo-us, diə nemmen ee Lauch hat.
21. Dəh kehn Jedaanken hat, muhss Been hann.
22. Də Kaazen lihren ət Mo-uhsen net, bass sə Jong hann.
23. Wəh kehn Hon-nd kann hahlen, dəh soll ə Meppchen hahlen.
24. Mər muhss duhn, wih diə annərə, dah jeht ət ehnem och, wih den annəren.
25. Juht jeklqopt¹²⁾ ass haaləf jeschlaff (bei der Sense).

- Deh schrappt¹³) et matt ehner Haand hørbe-i, on matt dər annərəer wirrəft hən et əwəgg.
- Klehn onn deck, zu allem Jescheck, jrouhss onn schlaank, jōqr ke Staand.
- Weęn dən Nammə „Wolləf“ hat, behāht hən, on wann hən och alt ə Schohf ann də Staal brāächt.
- Em Besoffənə soll ən Wōhn Hei¹⁴) o-us də Fihssə jōhn. Heęt mər zweemōhl zu bauen onn zweemōhl zu stərəwə, mər mihch et jihdeskihr annəsch.
- Warrəmen Daamp ass besser ass wih kahlen Nəhwel¹⁵). Deęn esouh aalt jett wih ən Kuhh, lihrt all Daag zu.
- En Strepp ob ər Hedləschbrōhch¹⁶) ass jerahd esouh juht, wih ən Grihf¹⁷) ob ər Jromper¹⁸).
- Rouht¹⁹) Hōhr on Irdəllenholz²⁰), die wōssen ob kehnem juhde Bōddem.
5. Deh juht schmiert, deh juht fiert.
6. Deęk²¹) setzt ən juht Beih²²) ann ər klehner He-ip²³).
7. Ob də Kanner kah mər sōch net verlōhssen, ən jong Kaaz brāngt keess²⁴) ər ahler jett.
38. En Schfēck²⁵) ken-nt əsouh schetzig²⁶) zum Jōhr, ass wih ən Hahsen.
39. Ob Frauleggskrānkten²⁷) on Honnslāmmen²⁸) stellt mər net vill.
40. Krijhen²⁹) Huhhner on fletə³⁰) Mādcher on daanze Paafen, dih soll mer ohschaafen.
41. Et ass besser be-im Klāhger³¹) ass wih be-im Jebāhger³²).
42. Wēh net fällt, brocht och net obzustōhn.
43. Wēh jett, waat hən hat onn deet, waat hə kann, ass wert, daat hə lēfft
44. Wōh ne-isst ass. dōh brennt de Spahss³²).
45. E leddig³⁴) Schaaf³⁵) brēngt Onvertraag³⁶).
46. Wēęhn nett welt ho-uhse³⁷) matt sengen³⁸), muhss ho-uhsen matt anner Leggs Schwengen³⁹).
47. Waat dən ehnen net maag, ass dem annərən ən juht Saach.
48. Mannichmōhl jett Lomp⁴⁰) firr Lack⁴¹) Birəgen⁴²).
49. Bestadden on stərəwen brāngt vill Wihrwahr an et Ho-us.
50. Weęn am letzten dō ass, krecht et Jrompərəslaand all.

51. En jonge Maan on ən abl Mōhd jett ən rehchə Stōht⁴³).
52. Es ass nōher Ho-ut wih Hemm⁴⁴).
53. En bəsoffənə Mon-nd sprecht də Iron-nd⁴⁵).

1) Mund im Plural. 2) geschwinde. 3) Leute. 4) Bündel, Band, oben. 5) unterer Teil des Sackes. 6) Windbeutel. 7) geben. 8) Tröge. 9) Kaff, Spreu. 10) geduldig. 11) Köchinnen. 12) geklopft, gedengelt. 13) schrappt, scharrt. 14) Heu. 15) Nebel. 16) Heidekornbrache. 17) Fettstückchen, die Griebe. 18) Kartoffel. 19) rotes. 20) Erlenholz. 21) Oft. 22) Bienenschwarm, Volk. 23) Bienenkorb. 24) keinmal, niemals. 25) Schnecke. 26) schnell. 27) Frauenkrankheiten. 28) Hunde-Lähmungen. 29) krähende. 30) flötentende. 31) Klager, der sich beklagt. 32) Prahlschans. 33) Spiess, das Ende, das Letzte. 34) leerer. 35) Schrank. 36) Streit, Zwietracht. 37) hausen. 38) scinen. 39) Schweinen. 40) Lump. 41) Lack = Lump. 42) Bürge (ein Lump für den anderen Bürge). 43) Staat. 44) Hemd. 45) Grund.

III. Vergleichende Nebeneinanderstellung von Sprichwörtern aus Ihren und Weinsheim.

Dən ahrəmə Man-n leggt¹) ihwerall ennen, be-im Jrompərə-
sətze ke-nt hən-n qhwen ərlahst²).

Dən arrəmə Maan le-it ihweraal ennen, be-im Jrompərəsääze
ke-nt hən ohwən dər langst.

Dəh veraat³) weltt sen-n, muhss səch bestaaden⁴).

Dəə verōōcht weltt səh, muhss səch bestadden.

Wōh mər vaam Wolləf schwätzt, setzt hən hōnner dər Heck.

Wah mər vamm Wolləf schwääätzt, setzt hēen hanner dər Hēek.

Liet jelaaden on-n schetzig⁵) jefahren fährt də Besch fort.

Liecht jeladden on-n schetzig jefarrə fiert də Besch fort.

E Bo-uer, dən-n ob d'Jaad⁶) jeht, schihsst səch d'Fett vaan
dər Zopp əwēeg.

En Bo-uer, dēen ob də Jōōcht jeht, schihsst səch ət Fēet
vann der Zopp əwēeg.

Wēh weggt⁷) jeht, muhss weggt hōnnesch⁸) kun-n.

Wēeh we-it jeht, muhss we-it hannesch kunn.

Mər kaan dən Ehsel aan də Burren dre-iwen, ähwer⁹) net
duun drōnken.

Mər kann dən Ehsel ann də Borren dre-iwen, ähwel net
duhn dranken.

d'Kōnner on d'Jēcken sōhn d'Wōhricht¹⁰).

Də Kanner o-n də Jēcken sōhn də Wōhrheet.

ten on-n Hatten, datt wõhren zwing¹¹⁾ ahræmer Männ.
ten on Haaten, daat wõhren zwijn arræmer Männer.
uhde Mijher¹²⁾ hat seng Sçhssen¹³⁾ loggter¹⁴⁾ scharraf.
juhde Mähder hat seng Sçhnssel lo-uhter scharraf.

1) liegt. 2) vorbei, entlang. 3) verachtet. 4) heiraten. 5) schnell.
6) gd. 7) weit. 8) zurück. 9) aber. 10) Wahrheit. 11) zwei.
12) näher. 13) Sense. 14) lauter = immer.

IV. 53 Redensarten.

- Fleissige „jeht moßt dæn Huhhnæra schlohfen on-n steht moßt dæ Vjihelen¹⁾ ob“, „ijh uhser²⁾ Herrjoßt d'Schuhhn aan hat“ „on-n ernährt sæch ob æm plackige³⁾ Stehn“.
- r Faule arbeitet „wih æn aajebonnænen Ooss⁴⁾“ on-n „erhengært be-i ær Hoßt⁵⁾ voll Bruggt;“ „hëh ken-nt oghends⁶⁾ net schlohfen on-n moßges net ob, oßs fo-ul on-n jelott⁷⁾“ on-n „ken-nt ob kehne jrihne Zweeg.“ „Dæ Judd⁸⁾ hat hæm ob d'Box⁹⁾ gesputzt¹⁰⁾“ on-n „ob dæm Jacken seh Sonnæflecken.“
- r Tölpel „sprengt wih æ Ble-ivouhel¹¹⁾“; „dæ Jacke steht hæm wih der So-u¹²⁾ æ Sattel¹³⁾“ on-n „passt hæm wih æn Fo-ust¹⁴⁾ ob æn O-uh¹⁵⁾“; „hëh behählt dæ Kalløwerstroçk¹⁶⁾ se-i Lëhwæ lank“ on-n „verliht d'Kalløwerzänn och net.“
- r Dumme „kaan hickstens¹⁷⁾ nõch æn Insektøpolløwer erfõnnen;“ „versteht æsouhvill vaam Lijhæra¹⁸⁾ wih æh Wolløf vaam Heifreßsen;“ „æn oßs æsouh domm, dat hæ billt¹⁹⁾. „Ob der Strøhss²⁰⁾ jøhn d'Huhhner aan hæh pecken“ on-n „d'Schohf aan hæh be-issen;“ „hæh weess ne-issst vaam Te-iten²¹⁾ on-n Bløhsen.“ Ob man ihn belehrt oder nicht „oss eenduun²²⁾, jrahd, oss wie wõh mør on-n ehn Hand sputzt on-n klatscht et on-n dih annør.“
- r Kluge „hijhert²³⁾ d'Kriebs²⁴⁾ on-n dær Baach niehsten²⁵⁾“ on-n „weess, wouh d'Kromm²⁶⁾ hønner dær Heck le-it“ on-n „Barthel d'Mostert²⁷⁾ helt;“ hæh „hat emmer æn Deckel firr ob d'Deppchen“ on-n „jett loggter se-i Neckelchen²⁸⁾.“ „Hënn hat mijh Leggd jesien²⁹⁾ oßs wih Kirøchtier³⁰⁾.

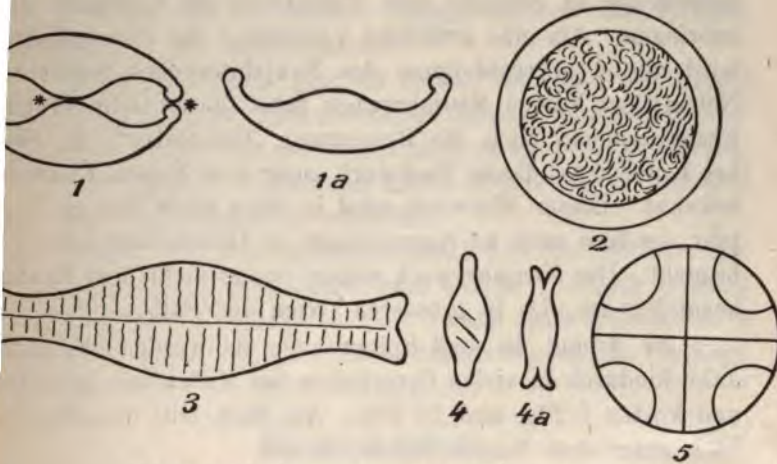
Der Kranke „hijert də Kuckuck net mih sungen“ on-n „seggt d'Burəg³¹⁾ net mih brihen³²⁾“; „emməsoß³³⁾ oß dən Duggd³⁴⁾ on-n dēh kooß³⁵⁾ hēn-n d'Lehwen³⁶⁾.“ „Hēn-n hat də Leffel nidder jelaat.“ Hat „d'Schwijhermuher d'Huhfe-isen³⁷⁾ verlooren“ „on-n d'Seel³⁸⁾ jōh jelohssen“; dah „kre-ischt dən Ehdem³⁹⁾ odder d'Schno-uer⁴⁰⁾ mōtt ehnem O-uh⁴¹⁾ on-n laacht mōtt dəm annəren“ on-n „ənzennt⁴²⁾ səch wih ən Ehsel, dəmm də Sack ontfällt.“ d'Schwijhermuher hat sie „ob dər Muck⁴³⁾ jehatt on-n kruch⁴⁴⁾ sə net mih on-n də Juck⁴⁵⁾“.

Der Hinterlistige „schmārrt ehnem Hunnig emm də Mon-nd on-n Dreck drōn-n“; „hən-n oß net Schāfchə, wih hōh Woll dreet“ „on-n verjonnt⁴⁶⁾ ehnem alles vaam Huhhn, āhwer nemme keen E-i.“ „Wēh be-i himm ə juhde Rōht⁴⁷⁾ sihcht⁴⁸⁾, jeht en Brōhtwuscht⁴⁹⁾ on-n ən Honnsko-ull⁵⁰⁾ sihchen, on-n wēn-n hēm jētt Wichtiges verzällt, jeht be-i dən De-iwel bechten⁵¹⁾).

Der Kleine „oß net jihden Daag jewaass“; „hōh wuhss wih ən Noss om-m Schreng⁵²⁾“; „jett hən alt, dah wāāsst hēh wih ə Kihschwanz⁵³⁾, dat oss honnen erahwen⁵⁴⁾.“ „Mōtt Jewalt konnt hēh friher ən Jeess⁵⁵⁾ hōnnen eremm⁵⁶⁾ setzen“ on-n „ən Vijhelinn aan əm Eeche-bohm⁵⁷⁾ zərschlōhn,“ āhwer net seng Frau an d'Stel-l-hahle⁵⁸⁾ kre-ijen, wōn-n hēn he-i on zədōh⁵⁹⁾ besoffen heem kuhm. „Seng Lehwer⁶⁰⁾ huhng⁶¹⁾ aan dər Sonnseggt⁶²⁾ on-n wōhr dahfirr⁶³⁾ loggter drechen⁶⁴⁾ on-n senge klehne Boch hat jrouhss Ecken“; wōhren „d'O-uhēn nuh jrousser wih də Boch“, dan-n dronk hən dəs blōhgen⁶⁵⁾ Zwieren⁶⁶⁾ zu vill on-n kruch⁶⁷⁾ ehnen drihwer. Wōhr hən ə nieter⁶⁸⁾. „dah muhch⁶⁹⁾ hən ə Gesiet⁷⁰⁾, wih ehnen, dēh firr ahl Schold⁷¹⁾ aagehōl-lt wōhr“ oder „se-i Schätzche ver-looren hat.“

1) Vögel. 2) unser. 3) kahlen Stein. 4) Ochse. 5) Kiepe. 6) abends. 7) ein Feinschmecker. 8) Jude. 9) Hose. 10) gespuckt (d. h. ein Loch in der Hose). 11) Bleivogel. 12) Sau. 13) Sattel. 14) Faust. 15) Auge. 16) Kälberstrick. 17) höchstens. 18) Lernen. 19) bellt. 20) Strasse. 21) Tuten. 22) einerlei. 23) hört. 24) Krebs. 25) niesen. 26) längliches Beil. 27) Senf. 28) Nickelchen = 5 ₰. 29) gesehen. 30) Kirchtürme.

Burgfeuer i. d. Eifel. ³²⁾ brennen. ³³⁾ umsonst. ³⁴⁾ Tod. ³⁵⁾ kostet.
Leben. ³⁷⁾ Hufeisen. ³⁸⁾ Seil. ³⁹⁾ Eidam. ⁴⁰⁾ Schwiegertochter.
Aug. ⁴²⁾ betrübt sich. ⁴³⁾ auf dem Strich, mag nicht leiden.
kriegt, bekam. ⁴⁵⁾ Hühnerstall, ins Gehege, Vertrauen. ⁴⁶⁾ ver-
nt. ⁴⁷⁾ Rat. ⁴⁸⁾ sucht. ⁴⁹⁾ Bratwurst. ⁵⁰⁾ Hundestall. ⁵¹⁾ beichten.
Schrein, Lade, Schrank. ⁵³⁾ Kuhschwanz. ⁵⁴⁾ hinten herunter.
Geiss, Ziege. ⁵⁶⁾ hinten(herum). ⁵⁷⁾ Eichbaum. ⁵⁸⁾ Stillschweigen.
hie und da, he-i on zedoh. ⁶⁰⁾ Leber. ⁶¹⁾ hing. ⁶²⁾ Sonnseite.
dafür, deshalb. ⁶⁴⁾ trocken. ⁶⁵⁾ blauen. ⁶⁶⁾ Zwirn (Schnaps).
kriegt, erhielt, bekam. ⁶⁸⁾ nüchtern. ⁶⁹⁾ machte. ⁷⁰⁾ Gesicht-
alte Schuld.



Mittelrheinische Gebildbrote.

Von **Theodor Ehrlich**, Sayn bei Bendorf.

Nr. 1 ist ein Gebildbrot, welches in Adenau (Hocheifel) hergestellt wird. Es wird das ganze Jahr hindurch gebacken und führt den Namen Boobeschenkel (Bubenschenkel). Dieses Gebäck besteht aus zwei symmetrischen Teilen, die an den mit * angedeuteten Stellen lose zusammengebacken sind und vor dem Verspeisen an diesen Stellen auseinandergebrochen werden. 1a stellt einen halben Boobeschenkel dar.

Nr. 2 ist ein kuchenartiges Backwerk aus der Mittlereifel und wird Fladden (Fläden) genannt. Der Fladden ist kreisrund und hat einen erhöhten Rand. Die Oberfläche dieses Gebäcks wird mit einem Birnobstbrei versehen, der auf folgende

Weise hergestellt wird: Im Ofen getrocknete Birnen werden aufgekocht und dann durch die Siebe geschlagen. Der so gewonnene, kaffeebraune Brei wird mit Zucker und Zimmt vermischt und auf den Fladden aufgetragen, nur der erhöhte Rand bleibt frei. Dieses Kuchengebäck wird an Festtagen hergestellt; auch den Dreschern wird vielfach damit aufgewartet.

Nr. 3 stellt ein Gebildbrot dar, welches als Neujahrsweck fast am ganzen Mittelrhein bekannt ist. Die Grösse ist verschieden; meist kostet solch ein Weck 50 Pfg. Besonders in Landorten besteht die festeingewurzelte Sitte, solche Neujahrswecke zu Neujahr dem Patenkinde als Geschenk darzubringen. Als eine gröbliche Verletzung der Patenpflichten wird die Nichtverabfolgung des Neujahrsweckes betrachtet. Neben dem Namen Neujahrsweck führt dieses Gebildbrot im Kreise Adenau auch die Benennung „Gensdarm“. In Sayn bei Koblenz ist dieses Backwerk unter dem Namen Eierweck bekannt. Dieser Eierweck wird in Sayn nicht nur zu Neujahr, sondern auch an Namenstagen zu Geschenkwzwecken gebraucht. Der Neujahrsweck weicht immer mehr dem Kranze, besonders ist dies in grösseren Orten der Fall.

Nr. 4 und 4a sind Spitzwecke; sie werden das ganze Jahr hindurch in vielen Ortschaften am Mittelrhein gebacken und kosten 5 Pfg. und 10 Pfg. Am Main tritt dasselbe Gebäck unter dem Namen Stutzweck auf.

Nr. 5 ist ein Neujahrplatz aus Niederbreisig. Er ist halbkugelförmig und wurde wenigstens früher zu Neujahr in dem angegebenen Orte gebacken. Ein ganz ähnliches Gebildbrot aus feinerem Weissbrotteig wird in der Vordereifel als Festtagskuchen (Platz) auf den Tisch gebracht.

Auch in rheinischen Kasernen sind schon Backwaren von besonderer Form und Benennung zu finden. So bieten in Trier die Kantinenwirte stangenartige, mit Korinthen durchsetzte Gebäcke feil, welche der Soldatenwitz wohl der Gestalt wegen „Blendgänger“ (Blindgänger sind unkrepierte Artillerieschosse) nennt. Dasselbe Gebäck wird in Koblenz von den Marsjüngern „Schängel“ genannt. („Schängel“ ist von Jean abgeleitet und in Koblenz der Name für die Eckensteher und Gelegenheitsarbeiter.)

Gebildbrote in Bendorf bei Koblenz sind ausser den schon währnten Neujahrswecken und Neujahrskränzen, folgende:

a. Hase (pl.: sgl. Has; dem. Häsje,*) Juffere (Jungfrauen; sgl. Juffer; dem. Jüfferche) und Ditzze (Kinder; sgl. Ditz = Kind; dem. Ditzje = Kindchen), welche für Nikolausfest und Weihnachten gebacken werden.

b. Fastenbrezel im Preise von 5 Pfg., welche nur zur Fastenzeit hergestellt werden. Bevor die Fastenbrezel gebacken werden, kocht man sie in Aschen- oder Salzlauge. Dadurch werden die Fastenbrezel knusperig und erhalten eine glänzend braune Farbe. Häufig ist auf den Brezeln Kümmel und Salz eingebacken.

c. An Fastnacht gibt es Nauze (pl.: sgl. die Nautz), welche den Berliner Pfannenkuchen ähnlich sind und ausser vom Bäcker auch von den Hausfrauen selbst bereitet werden.

d. Hörnchen. Dieselben haben Hufeisenform und sind das ganze Jahr hindurch erhältlich.

In Höhr***) werden allsonntäglich von den Bäckern Gebildbrote zum Verkauf ausgebaut, welche Flechten genannt werden. Diese Flechten haben die Gestalt eines Zopfes, der in der Mitte breit ist und sich nach beiden Enden hin verzweigt.

Peters-Kuchen.

Von Hofrat **Dr. M. Höfler**, Bad Tölz.

Der St. Peters-Stuhlfeier-Tag ausserhalb Rom, Festum cathedrae Petri — 1421 sinte Pieters dach in die Zelle (= sella, Stuhl); 1474 sant peters stülung; 1574 sinte Pieters dach in Zulle (vermutlich angelehnt an sulle = Februar als Seelen-Monat; s. Weinholds, Monatsnamen 55) wurde besonders vom Volke am Niederrhein gefeiert.

Um die Bedeutung dieses dort volksüblichen Festtages zu würdigen, muss vorausgeschickt werden, dass in der Zeit

*) sgl. = Einzahl; pl. = Mehrzahl; dem. = Verkleinerungsform.

**) Höhr, der Provinz Hessen-Nassau angehörend, ist der Hauptort des Kannenbäckerlandes und liegt hart an der Grenze des Bezirkes Koblenz, ungefähr zwei Stunden von Bendorf und noch näher bei Vallendar.

vom 17. bis 21. Februar die alten Römer ein allgemeines Totenfest, die Parentalia, feierten, deren letzter Tag Feralia hiess (s. Döllinger, Heidentum und Judentum I. 541; Neue Jahrb. f. klass. Altertum VIII. 1905 S. 194). Dasselbe ging dem altrömischen wirtschaftlichen Neujahr unmittelbar voran. Die alten Römer speisten dann die beim Jahreswechsel eingehenden Seelen der Ahnen (parentes) mit Broten und sonstigen Gerichten ab; dies bezeugen die Ovid'schen Fast. II. 565: „Nunc animae tenues et corpora functa sepulcris

Errant, nunc positu pascitur umbra cibo“; dies ist ein bekannter Neujahrsbrauch (s. Zeitschrift für Österr. V.-K. 1903 S. 187). Die römische Kirche musste diesen volkstümlichen Feiertag unter dem Namen der Caristia mitfeiern, und so ward dieses Fest zum „Festum Petri epularum“, weil es an die Stelle der Totenschmause der Heiden eingesetzt wurde. Petri Stuhlfeier (ausserhalb Rom*) d. h. das Fest der Inthronisation des Apostels St. Peter (St. Peterstag in der sella) war die kirchliche Form der römischen Parentalia und Caristia. Schon 567 feierten die Christen im alten Gallien diesen St. Peterstag; sie kamen zur Messe und nahmen das Abendmahl, brachten aber dabei zugleich ihren Toten Speisen dar; von der Messe heimgekehrt, verzehrten sie die den Toten geweihten Speisen und begingen die alte Opfermahlzeit um des heilsamen Opfersegens (für die neue Aussaat?) teilhaftig zu werden (Jahn, Opfergeb. 116; Lippert, Christentum 268). Auch die alten Friesen des VIII. Jahrhunderts brachten an diesem altrömischen Neujahrstage dem Wêda (= Wode) auf einem heiligen Wodansberge ein feierliches Opfer dar, an dem der Seelenanführer Wodan selbst mitzehren sollte (Herrmann, Deutsche Mythol. 340).

Dieser Tag hat auch sonst noch verschiedene volkstümliche Benennungen: Im Niederdeutschen Peterstag, als man den plog utwerpet (Grotefend 68) (= Beginn der Pflug- oder Saatzeit); Peterstag ter couder messe (im Luxemburgischen); St. Peterstag am stul, Stultag, setelinge, St.

*) „Petri cathedra Romae, am 18. Januar tritt für das Mittelalter ganz in den Hintergrund“. (Grotefend.)

terstag in der fasten, vor vaschang, by vastavende, im lenz, im Hornung, Peterstag als he gehoget, gekrönt, gethedert, gestült ward, als he pawes wart, als hy uterwelt to einem pavese (Papstwahltag), Peterstag binnen selle, er verhoginge (= Erhöhung usw.). Das Breslauer Monatsgedicht (XV. Jahrh.) sagt vom Märzmonate: „Yn dyssem monde der lenze uns entspringet an sinte Petirstag, wenn man dy messe synget“ (Weinhold, l. c 49). In Dänemark war am „pøjersdag“ der Dienstantritt der Ê-halten (Feilberg, Danske Bondeliv I. 317). Nach Meyer, Badisches Volksleben 75, war der Peterlistag der erste Tag des (früheren) Gemeindejahres; auch in Dortmund war an diesem Tage die Ratswahl für ein neues Gemeindejahr (Zeitschr. f. rhein. u. westf. V.-K. 1906 S. 51). In Schleswig wird an demselben schon das Abendbrot bei Tageslicht gegessen, aber das Abendwirken hört auf; der Tag selbst heisst dort Petri-thing (vom Frühlings-„Herrengeding), auch St. Peters Zech; in Westfalen: St. Peter in den üt-dagen, entsprechend dem süddeutschen Auswärts, d. h. den Tagen, in welchen die Aussenarbeit beginnt mit neugegedingtem Dienstpersonal. Im Bergischen wechselte an diesem neuen Wirtschaftstage im Frühjahre das Gesinde seinen Dienst (Zeitschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XI, 86); kurzum, man sieht, dass innerhalb der römischen Rheingrenzen vorwiegend ein neues Wirtschaftsjahr begann; auch die römische Kirche feiert nach dem Winterschlusse am 23. Februar den Frühlingsanfang, und der folgende Matthiastag (24. Februar) ist wie St. Sylvester vor dem Neujahrstag und St. Thomas vor Weihnachten (altes Neujahr) ein Lostag, wie auch der 22. Februar selbst (Wudtke § 96). Am St. Peterstag früh wurde in Westfalen 1668 durch Schlagen auf die Haustüren der sog. Schwellenvogel (Hausdämon in Gestalt einer Madenlarve, die sich zum fliegenden Falter, Lichtvogel, entpuppt), ein im Simmentale durch Niederlegen von Weihnachts(= Neujahrs)Brot mit Raute und Salz an der Türschwelle verscheuchter Krankheitsdämon aus seinem Nistplatze im Türholze ausgetrieben (s. Bauernregeln von F. Oberleitner 1766 S. 145; Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch II. 167; Praetorius, Blocksberg 117; Zahler, Krankheiten im Volksglauben 44;

Lippert, Christentum 597); darum heisst auch (nach Grotefend 69) St. Peterstag Vogelgeniste (an dem die Frühlingsvögel zu nisten anfangen), „so allermenleiche ze wasser gat“ (wenn die eisfreie Schifffahrt wieder beginnt) (Grotefend 82, 69). 1348 findet sich (nach Friedreich, Symbolik 258) das Datum „St. Peterstag als man (Meer-)Rettig weilit“. Dieser Meerrettig (ahd. meri-ratih), der in Süddeutschland „Kreen“ genannt wird (mhd. Krene zu altfries. krene = Geruch; er sollte durch seinen scharfen beizenden Geruch vor allem Gifte sichern), ist eigentlich ein Oster- oder Frühjahrsgericht, das in Bayern noch zur kirchlichen Speiseweihung auf Ostern gebracht wird; er hat also einen alten einheimischen Volksbrauch hinter sich, der sich an die Frühjahrszeit knüpft.

Dem bisher Angeführten entsprechend kann es also nicht auffallen, dass am Rhein ein St. Peterskuchen oder St. Petri-Pfannkuchen als eine Art Neujahrskuchen noch volksüblich ist; ersterer ist ein (wie Z. d. V. f. rh. u. westf. V.-K. 1906 S. 51 angegeben ist) hartes Flachgebäck aus Mehl und Honig, kreisrund, 12—13 cm im Durchmesser, also ein Honigfladen, wie er auch beim germanischen Neujahrsfeste üblich war bzw. ist; er ist sicher durch das altrömische wirtschaftliche Neujahr auf diese Frühlingszeit festgelegt gewesen. Der Thüringische Kräppel, der auf St. Peterstag dort üblich ist, ist vermutlich ein in der Pfanne hergestelltes Schmalzgebäck (vielleicht ein Faschingskrapfen); im übrigen Deutschland hat dieser Tag keine besonderen Gebäckbrote aufzuweisen; denn der Henneberg'sche Scheidewecken, den die ausscheidenden Dienstboten erhalten, ist vermutlich eigentlich nur ein zeitlich verlegtes Lichtmess- oder Neujahrsgbäck.

Über die am 17. und 19. Februar in der Schweiz üblichen Susanna- oder Theodulbrote, alte Toten- bzw. Armen-Spendebrote muss an anderer Stelle berichtet werden.

Das altfriesische Wêda-Fest dieses Frühjahrsstages kann kaum anders als durch römischen Kultureinfluss in bezug auf die zeitliche Fixierung erklärt werden, der sich längs des schiffbaren Rheins fortgesetzt hatte; in dieser örtlichen Ausdehnung finden sich auch die Spuren des altrömischen Neujahres auf germanischem Boden am längsten erhalten.

Kleinere Mitteilungen.

Drei Erzählungen aus Volksmund.

Aus der Koblenzer Gegend mitgeteilt von **Georg Löcher-Sayn**.

I.

Es war vor vielen Jahren, als ein Mann nachts von Weisenthurm nach Bassenheim wanderte. Gern hätte er sich seine Pfeife angezündet. Da er aber nur ungeschnittenen Tabak bei sich führte, so musste er auf dieses Vergnügen verzichten. Sein Weg führte ihn durch die „Kettger Holl“, wo rechts und links in der Böschung viele Eichenstümpfe standen. „Aha“, denkt der einsame Wanderer, „hier kannst du ja deinen Rollentabak schneiden“, tritt an einen der Eichenstümpfe und zerschneidet auf demselben den Tabak. Eben wollte er seine Pfeife mit dem zerkleinerten Tabak füllen, als der Stumpf sich bewegte, grösser wurde, die Gestalt eines ihm bekannten Verstorbenen annahm und mit hohler Stimme sprach: „Sieh, wie du mir den Kopf zerschnitten hast; wärest du nicht ein so guter Freund von mir gewesen, so müsstest du auf dem Fleck sterben.“ Kaum waren diese Worte verklungen, so schrumpfte die unheimliche Gestalt wieder zum Stumpfe zusammen.

Schweisstriefend langte unser Wanderer zu Hause an. Er wagte es nicht mehr, in der Dunkelheit und allein an dem verzauberten Stumpfe vorbeizugehen.

II.

In der Nähe des Dorfes Heimbach liegt das mit einer Ringmauer umgebene Gut Rommersdorf, von welchem ein Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Gladbach führt. Ein anderer Weg, der von Heimbach nach dem Wölbersberg geht, kreuzt den vorigen in unmittelbarer Nähe des Gutes. An dem Kreuzungswege stehen zwei sehr alte Lindenbäume und ein Kastanienbaum.

Einstmals nun kam ein Mann in der Geisterstunde vom Wölbersberg her. Als er an den Kreuzweg kam, sprang ihm plötzlich ein grosser, kohlschwarzer Hund auf den Rücken, der trotz aller Versuche nicht abzuschütteln war, aber auch

keinen Laut von sich gab. Die unheimliche Last musste der erschreckte Wanderer tragen bis an Heimbach. Hier verschwand der Hund ebenso plötzlich, als er auch erschienen war.

Dieses Vorkommnis wiederholte sich jedesmal, wenn einer in der Geisterstunde die Kreuzung passierte.

III.

Es war an einem Sonntag Nachmittag des Monats März, als ein Heimbacher Bauersmann nach dem am Kirchhofe vorbeiführenden „Burggraben“ ging, um dort auf einem ihm gehörigen Acker nach dem Stande des Kornes zu sehen. Als er die Ackerfurche, in welcher seine Tritte lautlos verhallen, entlang schreitet, vernimmt er plötzlich ein eigenartliches Geräusch. Er schaut nach der Richtung, von welcher her dasselbe zu ihm dringt, und sieht hier eine hohe Gestalt, die sich ihm anfangs langsam, dann aber allmählich mit immer schnelleren Schritten nähert. Der Bauersmann, die Gestalt scharf beobachtend, traut kaum seinen Augen, denn in derselben erkennt er einen vor ungefähr einem halben Jahre verstorbenen Nachbar. Lautlos schreitet derselbe an ihm vorüber, bis er in der Nähe des Kirchhofes plötzlich verschwindet. Als der Bauersmann sich von seinem ersten Schrecken erholt hat, eilt er sofort zum Pastor, dem er das Erlebte mitteilt. Der Pastor sagt ihm, er solle nur ja nicht den Namen des Erschienenen nennen, wenn er vielleicht die Geschichte einem anderen erzähle.

Der verlorene Sohn.

(Mündlich aus dem Rietberg'schen.)

Von **Wilhelm Oeke**, Kühsen.

Es war ein Bauer gewesen, der hatte einen Jungen gehabt, und dieser bummelte so herum, und es wurde nichts von ihm. Und da kriegt er's in den Kopf und sagt zu seinem Vater, er möchte sich wohl bei den Soldaten annehmen lassen. „Du und Soldat,“ meinte der, ob er denn wohl dächte, hinter der Trommel könnten sie Nichtstuer gebrauchen. Aber bei dem Jungen mochte anders nichts helfen, und er wurde den Gedanken nicht los. Eines Tages musst' er mit

alten Stiefeln zum Schuster, da bedacht' er sich nicht länger mehr, liess das Leder in einer Ecke stehn, schnitt sich einen tüchtigen Hagenstock und ging durch das Feld von dannen.

„Siehst du wohl,“ sagte der Vater, als er's hörte, „das hab' ich mir gleich gedacht; nun soll's mich auch nicht wundern, wenn er mir zu einer Zeit nackt und bloss wieder nach Hause kommt.“

Der Junge wurde richtig Soldat. Da gab's Krieg, und er musste mit. Von den Offizieren wurden viele totgeschossen, und er machte sich 'raus mit Kommandieren, und da hat's nicht lange gedauert, so ward er Oberst. Als nun wieder Frieden war, da wohnte der Oberst in einem schönen Hause, und grade gegenüber wohnte die Königstochter. Die kriegte ein gutes Auge auf diesen Obersten und wurde ganz verliebt in ihn. Einst war in der Stadt ein grosses Fest, und der Oberst war hingegangen und die Königstochter auch. Bald kommt sie auf ihn zu und fragt ihn, ob sie nicht auch mal zusammen tanzen sollten. Er wurde erst ganz verlegen, aber das gab sich völlig, als sie ihn ein paarmal holte.

Ja, und was weiter? Sie wurden Mann und Frau, es war die reine Glorie. Als sie wohl ein Jahr verheiratet waren, da fällt's der Frau mal ein, und sie fragt ihn nach seiner Verwandtschaft, und sie wollten doch mal hinmachen in seine Heimat. Dem Manne kam das ganz verkehrt. Endlich willigt er ein, aber er müsste erst drei Wochen vorausreisen und wollte dann wohl schreiben. Der Oberst steckte gehörig Geld ein und trat die Reise an. Spät am Abend und von keinem erkannt traf er im Heimatsorte ein und nahm Quartier im Gasthause, da seine Angehörigen nach der Art der Landleute doch schon zu Bette gegangen waren. Gegen zwölf Uhr bumst was an die Thür der Schlafkammer, und eine grobe Stimme rief, er solle sofort aufmachen. Am Sprechen konnt' er hören, dass die Sache nicht stimmte, und schnell entschlossen springt er im blossen Hemde zum Fenster hinaus. Der Wirt selbst mit zwei Diebskollegen brachen darauf die Thür auf und hingen die feine Montierung des Obersten in einen Schrank hinter die alten Plunnen. Das Geld wurde geteilt.

Der verlorene Sohn im blossen Hemd war nun doch gezwungen, zu seinen Eltern hinüberzulaufen. Der Vater schmunzelte, dass seine Voraussagung eingetroffen war.

Andern Tags liess er seinem Sohne einen weissleinenen Anzug machen und tat ihn hinter die Schweine, wo er nur halbsatt kriegte.

Der Schweinehirt war bald wieder in der alten Gewöhnung, und sein Herrenleben kam ihm vor wie ein Traum. Als die drei Wochen um waren und die Frau keinen Brief erhalten hatte, wartete sie zuerst noch 14 Tage. Dann brach sie mit grossem Gefolge auf, kam in dasselbe Dorf und nahm Wohnung bei ihren Schwiegereltern, ohne sich zu erkennen zu geben. Der Oberst war bei den Säuen im Walde.

Am Abend nach dem Eintrieb soll er der Gesellschaft das Essen auftragen. Wie er nun seine Frau und die vornehmen Leute wiedersah, kamen ihm der alte Mut und Sinn zurück. Er trat ganz anders auf, teilte seinen Eltern alles mit und zog die Diebe zur Verantwortung.

Die alten Leute mussten nach dem Willen des jungen Paares ihr Werks verkaufen. Alle reiseteten dann wohl und zufrieden nach der Königsstadt.

De giftge Wörm

oder

Wie de Rehbörger tau'ner Grafft kamen sünd.

(Hagenburger Mundart.)

In't Fröhjahr was't, et rögt sick äwerall
un't gräunt un't bläucht mit Macht;
de Hewen schüt't Paradies herdahl
un schmüect de Eerd mit groter Pracht.

Un in'er Eerd rögt sick dat Ungeziefer,
wat Minschen argert un sin Wark verstört;
et wäuhlt un graaft un graaft un wäuhlt mit Iwer,
bet et de Ogen up tau'n Hewen bört.

De Minschen ok wölt nich in Stuwen sitten,
sei freut sick, dat't sau prächtig is;
sei gaht sau allgemach bi lütten
in't Frie, wenn't ok dreckig is.

Uk Bangebüx, de tappere Snieder,
is Fründ van Godes frier Welt;
geiht in Gedanken jümmer wier,
denkt na, wi't Tüg hei woll behölt.

Up eis da stutzt hei: „Jes' Marie!
„dat Unglück wör tau grot för üsch!“
Hei kiekht un kiekht. — 'ne olle Wie
nich alltauwiet steiht in't Gebüsch.

„Ja, düsse ole, holle Wie! —
„För Jahren, wi as Wannerburb
„mit Sack un Pack eck tog in't Wie,“
(mit Eel un Bügelisen blos).

„Da heff eck't jümmer — Jes' Marie!
„jetz rögt't sick! — seggt, neemt jück in acht,
„ut düsser olen hollen Wie
„kümmt Unglück för üsch öwer Nacht.

„Den Anfang makt in jennen Tien,
„as eck wegtog, dat Wespennest;
„dat harr nix Godes tau bedüen
„un heff eck't jück schon jümmer seggt,

„neemt jück in acht! de Wespen brüden
„nix Godes ut. Nu hefft wi't jo!
„Wat fang eck an? Lat Sturm eck lüden?
„Raup eck de Schütten all tauhop?“

Wieldeß was in den Oort hei kamen,
kum drögen öhm noch sine Bein,
tau'n Rathus hett den Weg hei namen,
tau'n Glück kreg hei den Vagt tau seihn.

„Herr Bürgermeister! Bür-ger-mei-ster!
„Herr Gott, de Schreck bringt mi den Dod!“
„Nun Bangebüx, was ist? was schreit er?“
„Ach Gott, das Unglück is tau grot!

„Das Wespennest in'n Wienbome —
„för Jahren heff eck't schon gesagt,
„doch glaubten all, ich sei in'n Drome
„un hewwen all mi utgelacht;

„Doch habe ich in letzen Nächten
„die Eule immer hören schrein
„van'n Baume, un sau ganz mit Rechten
„konnt's nimmer in der Gegend sein.

„Datau sleek Schultens schwarte Kater
„allnächtlich na den Baume hin.

„Un wat denn, du allgüt'ger Vater,
„bedütt de helle Füerschin,

„de sick de letzten düstern Nächte
„in'n Wienbom hett laten seihn?

„Tau'r Strafe lett Gott de Gerechte
„den gift'gen Wörm up Eren teihn.“

„Den giftgen Wörm?! Gevadder Snieder!“ —

„Ja, ja, wenn eck't mi öwerlegg,
„de Wespen, Kater, Uhl un Fier —
„drut kamm de giftge Wörm torecht.

„Bi'r Warmniss is hei utekrapen;
„nu heit't, wi wi de Statt bewohrt!“
De Börger warden tausamen rapen,
'n Graben tögen sei üm den Oort.

Nu schall de Wörm woll buten bliewen,
denn öwer't Water kummt hei nich. —
As sei de Reddung sau bedriewen,
kümmt sei en Fohrmann tau Gesicht:

„Je, Lüe, sünd ji buten wesen?
„hefft min Podentke*) ji nich seihn?
„van'n Wagen heff'k sei fallen laten
„un lange is't noch nichescheihn.“

„Podentke hen, Podentke her —
„de giftge Wörm krüppt up der Straten;
„neemt jück man düchtge Hülpe mee,
„wölt ji sei nich in'n Stiche laten.“

Un Bangebüx, de tappere Snieder,
föhrt nu den groten Heertog an;
hei wiest de Lüe jümmer wier.
bett hei tau'r Wie kümmt heran. —

Da krüppt de Wörm: De tapperen Schütten
smiet't flink de Waffn in 'nen Dreck;
de Fohrmann kreg sien Wost tau faten
un dormit was de Wörm ok weg.

Scharwemels**) harr'ner ünnerseten
un harrn sei rögt un harrn sei böhrt,
un kennt 'n Buer nich sau'n Freten,
denn ward hei faken anneföhrt.

E. Giesecking.

*) Podentke = Blutwurst, in den Teil des Darms, an welchem der Blinddarm sitzt, gefüllt.

**) Scharwemels = Mistkäfer.

Spruch, um rechtzeitig aufzuwachen.

Zu S. 90 Heft 1 des letzten Jahrgangs.

Heilijər zəṇə Vit
roup mī morəjən vrū de rēchstə tid,
nich tə vrū on nich tə lāt (spāt)
jəradə öm də tid
fif (5) ūər.

Aus Frintrop bei Essen.

Kreuzberg.

Fastnachtsbräuche in Prüm¹⁾.

Am „fetten Donnerstag“, dem Donnerstag vor Fastnacht, ziehen die Knaben der Stadt von Haus zu Haus, teils in kleinen Trupps, teils einzeln; sie gehen héiṣən. Dabei singen sie folgendes Liedchen:

Hier kommt ein kleiner König,
Gebt ihm nicht zu wenig,
Lasst ihn nicht zu lange stehn,
Denn er muss noch weiter zehn!

Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann,
Selig soll er leben,
Selig soll er sterben,
Das Himmelreich erwerben.

Oft singen sie auch statt der ersten Strophe eine der folgenden Strophen:

he komt en jrusən hont,
ən ös net recht jəzont,
jət əm e štök špek
da jət hə van dər dūər əwəg.

he kōmt e klēn höntjen
et hēs ma¹ sönjən
jət em jət on lōt et jōn
et hat noch hönzər mī tse jōn.

Mit Ausnahme der vorletzten Strophe singen auch die Mädchen, die am Fastnachtssonntage heischen, die vorstehenden Verse. Als Gaben erhalten die Sänger Mutsən, Äpfel, Nüsse, Brötchen usw.

¹⁾ Vgl. C. Rademacher, Fastnachtsbräuche. Jahrg. I d. Zeitschr.

Die maskierten Kinder und Burschen singen auf der Strasse:

Bierbrei, Bierbrei zur Flöte
Mit seiner Kosterflöte!
Hanswürst het ke' jeld em beggel,
hanswürst ös en lomp.

Prüm (Eifel).

Kreuzberg.

Berichte und Bücherschau.

Leithaeuser, Julius. Volkskundliches aus dem Bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. Teil 1. Beilage zum Jahresbericht des Reform-Realgymnasiums in Barmen. Barmen 1906. 24 S. 8°. 0,50 Mark. Zu beziehen durch den Verfasser oder durch die Lehrerbibliothek des Realgymnasiums in Barmen.

Das Heftchen, die volkstümlichen Tiernamen in alphabetischer Reihenfolge bis zum Buchstaben M (Milbe) behandelnd, ist ein neuer, dankenswerter Versuch, diese Überreste volkskundlicher Art zu sammeln und so vor dem Untergange zu schützen, zugleich auch eine wichtige Vorarbeit für das Wörterbuch der rheinischen Mundarten. Das vorliegende reiche Material ist unter fleissiger Mitarbeit einer Reihe von im Volksleben stehenden Männern, besonders von Lehrern, zustande gekommen, bedarf aber trotz grosser Reichhaltigkeit noch sicherlich mancher Ergänzung, weshalb wir eine weitere Mitarbeit jedem Freunde und Kenner volkstümlicher Sprache dringend ans Herz legen können. Wie reichhaltig der Stoff trotzdem schon ist, zeigt uns die Behandlung von etwas über 100 verschiedenen Tiernamen. Da auch der naturkundliche Unterricht eine Reihe Anregungen dem dargebotenen Material wird entnehmen können, wünschen wir dem Heftchen auch in weiteren Kreisen freundliche Aufnahme. Wehrhan.

Kisch, Dr. Gustav. Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart nebst siebenbürgisch-nieder-rheinischem Orts- und Familiennamenverzeichnis sowie einer

Karte zur Orientierung über die Urheimat der Siebenbürger Deutschen. Hermannstadt, Druck und Verlag von W. Krafft. 1905. 8°. 274 S. und 1 Karte (Rheinprovinz und Luxemburg). (A. u. d. Titel: Forschungen zur Volkskunde der Deutschen in Siebenbürgen. Im Auftrage des Vereins für siebenbürgische Landeskunde hrsg. v. Adolf Schullerus. 1. Heft. Preis 1.40 Kr.)

Bekanntlich ist ein grosser Teil der Bewohner Siebenbürgens und angrenzender Gebiete germanischen Ursprungs, gewöhnlich bezeichnet man sie näher als Sachsen. Nachdem vor fast 150 Jahren besonders Geographen auf die Verwandtschaft des Siebenbürger Sprachidioms mit dem Luxemburger aufmerksam gemacht hatten, bezeichnete Fr. Marienburg 1845 das heute mittelfränkisch genannte Sprachgebiet („zwischen Elberfeld, Krefeld, Aachen, Trier, Koblenz, Westerwald und Siebengebirge“) als das Auswanderungsgebiet der Siebenbürger Sachsen. Die Forschungen wurden seit der Zeit eingehender, die Erfolge bestimmter, und heute bezeichnen die eifrigen Siebenbürger Sprachforscher (unter denen wir Keintzel, Kisch, Scheiner nennen) das Gebiet der moselfränkischen Mundart als die Heimat der Siebenbürger deutschen Sprache.

Trotz mancherlei Vorarbeiten, denen ja wegen der Entfernung der beiden in Vergleich zu bringenden Sprachgebiete besondere Schwierigkeiten im Wege stehen, liegt eine gründliche grammatische und lexikalische Untersuchung in der angedeuteten Richtung noch nicht vor. Das vorliegende Werk will nun zu der von demselben Verfasser schon vorhandenen Lautlehre ein (im Titel genauer bezeichnetes) Wörterbuch bieten. Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner auch der moselfränkischen Mundart, die er in den letzten Jahrzehnten durch verschiedene Reisen in deren Gebiet eingehend untersuchte. Durch Einreihung der Orts- und Familiennamen in das lexikalische Verzeichnis erhält das Wörterbuch eigenartigen Wert, wenn auch das Hauptgewicht mit Recht auf die Umgangssprache gelegt ist. Die für die moselfränkische Mundart schon vorhandenen Wörterbücher (z. B. Büsch, Über den Eifeldialekt; Jardon, Grammatik der Aachener Mundart; Müller, Die Aachener Mundart; Schmitz, Sitten usw. des Eifeler Volkes; Wegeler, Koblenz in seiner Mund-

art, und manche andere) sind vergleichsweise reichlich herangezogen; wenn möglich, ist jedem siebenbürgischen Worte das entsprechende moselfränkische beigefügt, auch finden wir mancherlei weniger sprachlich, als für die Kunde von Sitte und Brauch interessierende Bemerkungen. Auch in der mit Hilfe der Sprache wiedergefundenen Heimat der siebenbürger Sachsen wird das Werk von allen Volkstumforschern, besonders den Philologen, willkommen geheissen werden; denn wie auf dem Gebiete der geschichtlichen Volkskunde überhaupt, so ist auf dem der Sprachwissenschaft der gegenseitige Austausch des Sprachgutes für die Lösung bestimmter Probleme von grösster Wichtigkeit. Wehrhan.

Euling, Karl. Die Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. Heft 25 der germanistischen Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, hrsg. von Friedrich Vogt. Breslau, M. u. H. Markus. 1905. VIII und 583 S. gr. 8°. 12.— Mark.

Die von dem verdienstvollen Karl Weinhold begründeten germanistischen Abhandlungen bringen grammatische und literargeschichtliche Untersuchungen, berücksichtigen auch die Geschichte des Lebens unseres Volkes in seinen verschiedenen Stämmen und Zeiten. Wengleich die vorliegende Arbeit in erster Linie auf literarischem Gebiet liegt, kommen aber auch die anderen der genannten Gebiete nicht zu kurz, im Gegenteil, es ist für alle ein so reiches Material geboten, dass es staunenswert ist. Nur ca. die letzten hundert Seiten handeln von Hans Rosenplüt, der übrige Raum ist der Zeit vor ihm gewidmet.

Der Verfasser entwickelt folgende Definition der fertigen, klassischen Priamel: Die Priamel ist eine im fünfzehnten Jahrhundert selbständige Gattung ursprünglich epigrammatischer Improvisation, die eine Reihe paralleler Einzelheiten in bestimmten Formen mit künstlerischer Absicht zu einer inneren Einheit zu verbinden sucht. Bei ihr läuft eine Reihe von Vordersätzen in einen zu ihnen insgesamt gehörigen, den Spruch wie mit einer epigrammatischen Spitze schliessenden

Nachsatz aus, z. B. Alter Weiber Minne, Junger Leute Sinne, Kleiner Rosse Laufen: Soll niemand teuer kaufen.

Nachdem unterscheidende Vergleiche der Priamel mit verwandten Gattungen gemacht sind, u. a. mit Prosasentenzen, Tiraden, Sprichwort, Gnome, Spottlied, Kinderreim, Schnaderhüpfel, Quodlibet, Rätsel, Epigramm, Madrigal, Ghasel, Sonett usw., wird S. 40—62 der Name und S. 63—80 die Überlieferung der Priamel dargelegt, auch ferner die Weltliteratur herangezogen. Vor allem interessieren den Forscher des Volkstümlichen die Untersuchungen über die Priamel in der Volkspoesie, bei der auch der reiche Schatz rheinischer und westfälischer Volksweisheit herangezogen wird. Gerade dem Niederdeutschen ist neben dem niederländischen Elemente eine hervorragende Rolle in der Vertiefung des Denkens und der Veredelung der Empfindung zugeteilt, welche die bürgerliche Gesellschaft um das 14. Jahrhundert erlebt hat, und die Priamelliteratur hat einen bedeutenden Anteil daran: in ihm entbinden sich Witz, Humor und Satire und entfalten sich zu ungestörter Selbstherrlichkeit, eine unabsehbare Menge priamelhafter Verschen zieht durch die populäre Spruchliteratur seit jener Zeit, der auch der klassische Virtuose der Priamel, Hans Rosenplüt, angehört. Mit grossem Interesse wird auch der Folklorist die eingehenden, mit Beispielen reich belegten Darlegungen des Verfassers verfolgen, zeigen sie doch, wie jene in der Volkspoesie eine bedeutende Rolle spielende Dichtungsform, der Priamel, ihre historische Entwicklung genommen und einen glänzenden Höhepunkt erreicht hat, auch heute noch längst nicht verschwunden ist.

Wehrhan.

Eingegangene Bücher — Besprechung vorbehalten — :


August Meininghaus, Die Grafen von Dortmund. Ein Beitrag zur Geschichte Dortmunds. Dortmund, im Verlage des Historischen Vereins Dortmund. 1905. XI und 265 S. 8°. Mit Karte der Grafschaft Dortmund 1804. (Die Regesten S. 217 bis 248, aus den Jahren 1269 bis 1548 stammend, enthalten eine Reihe alter Sprachformen aus der Dortmunder Gegend.)

Mathäus Friderich, Wider den Sauffteuffel. Nach dem ersten Drucke (Leipzig 1552) neu herausgegeben. Kötzschenbroda und Leipzig. H. F. Thalwitzer [1903]. 51 S. 16°. 0,30 Mark.

Joco-Serius, Allamodische Artzney-Affen. Nach der Ausgabe von 1710 (Frankfurt und Leipzig) neu herausgegeben. Ebenda. 56 S. 16°. 0,25 Mark.

Feldhaus, Franz Marie, Geschichte der grössten technischen Erfindungen. Mit zahlreichen Abbildungen nach den Originalen. Ebenda. 69 S. 16°. 0,60 Mark.

Alle drei Büchlein sind in der Kulturgeschichtlichen Bücherei erschienen, deren erstes Heft wir schon angezeigt haben und die sich u. a. zum Ziel gesetzt hat, Neuauflagen älterer, schwer zugänglicher, für die Entwicklung bedeutender oder für eine Zeitspanne eigentümlicher Druckschriften mit Einführungen und Anmerkungen und ferner allgemeinverständliche knappe Bearbeitungen kulturgeschichtlicher Vorwürfe herauszugeben. Der geringe Umfang der Heftchen lässt keine erschöpfende Darstellung erwarten, doch bietet das Gebotene, weil es nur gewisse Gebiete herausgreift, für den Laien des Interessanten manches. Für den Folkloristen sind die beiden erstgenannten in erster Linie von Wert, besonders Joco-Serius' „Allamodische Artzney-Affen“, da wir darin eine Unmenge von volkstümlichen Heilmitteln angegeben finden, die um 1700 in Deutschland gebräuchlich waren, z. T. es heute noch sind. Das Heftchen „Wider den Sauffteuffel“ lässt uns einen Blick in das damals unter Landsknechten u. a. sehr verbreitete Laster tun und führt alle möglichen Gründe dagegen ins Feld. Beide Hefte sind in der ursprünglichen Orthographie gedruckt. Wehrhan.

 **Generalversammlung:** Sonntag, **1. Juli**, mittags 12 Uhr in **Köln**, Komödienstrasse 32—36 („Fränkischer Hof“). Tagesordnung: 1. Jahresbericht. 2. Rechnungsablage. 3. Vorstandswahl. 4. Verschiedenes. 5. Vortrag. — Um zahlreiches Erscheinen wird dringend ersucht.



Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen:

Zur Bedeutung der Wörter raitmeister, hauberg und jahn im Siegerlande. Von K. J. Ley, stud. phil., Irmgartischen	Seite 97
Kinderlieder und Kinderspiele. Gesammelt in Hlaxe bei Weesl Mütter und Kind in den Weistümmern des Mosellandes. Von Lic. theol. Markgraf, Leipzig-B.	" 109
Hundert emständische Pflanzennamen. Gesammelt von H. Schönhoff, Münster L. W.	" 118
Das Burscheider Pfingstlied und anderes. Von Dr. Passbender, Altona	" 124
Sagen und Geschichten von Mesenich an der Mosel. Von St. Weidenbach, Andernach	" 131
Volksgebräuche in der Karwoche und am Ostern an Rur und Maas. (Siefkant und Limburg.) Von Franz Kapell, Eschweiler	" 138
Eiffeler Sprichwörter und Redensarten. Von Hejnr. v. d. Ithern, Duisburg	" 146
Mittelrheinische Gebäckbrote. Von Theodor Ehrlich, Sayn bei Bendorf	" 151
Peters-Kuchen. Von Hofrat Dr. M. Häfler, Bad Tölz	" 159
	" 161

Kleinere Mitteilungen:

Drei Erzählungen aus Volksmund. Aus der Koblenzer Gegend mitgeteilt von Georg Löcher, Sayn	Seite 165
Der verlorene Sohn. (Mündlich aus dem Rietberg'schen.) Von Wilhelm Oeke, Kühlsen	" 166
De giftge Wörm oder Wie de Rehbürger tan'ner Grafft kamen sind. (Hagenburger Mundart.) Von E. Gieseking	" 168
Fastnachtsbräuche in Prüm. Von Krenzberg, Prüm (Eifel)	" 171

Berichte und Bücherschau:

Leithacuser, Julius, Volkskundliches aus dem Bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. Von Wehrhan	" 172
Kisch, Dr. Gustav, Vergleichendes Wörterbuch der Nöser (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart usw. Von Wehrhan	" 172
Euling, Karl, Die Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. Von Wehrhan	" 174
Generalversammlung	" 176

Vorstand des Vereins:

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystrasse 29	}	Vorsitzende.
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32		
O. Schell, Bibliothekar des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31	}	Schriftführer.
Lehrer K. Wehrhan, Elberfeld, Arminiusstr. 5		
Schriftsteller O. Hausmann, Elberfeld, Kassierer.	}	Beisitzer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.		
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostas, Münster i. W.		
Oberlehrer Dr. Jos. Müller, Trier		
Reg.- und Baurat v. Peizer-Berensberg, Arnsberg		
Schriftsteller K. Prümer, Dortmund		
Rektor C. Rademacher, Köln		
Prof. Dr. Tumpel, Bielefeld		
Lehrer Jak. Zender, Kaisersesch (Eifel)		

Sämtliche Herren des Vorstandes nehmen Anmeldungen zur Mitgliedschaft des Vereins entgegen.

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.





DD
01
R725
248
.3
H.1



Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von

A. Prümer, Dortmund, Prof. P. Garfort, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Elberfeld.

~~3. Jahrgang
1906~~

ml

Erstes Heft



Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttesen, G. m. b. H.
(vorm. Baedeker'sche Buchdruckerei).

Die Zeitschrift wird bei direktem Bezuge für den Mitgliedsbeitrag von 3 Mk.
(korporative Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:

Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

Inhaltsverzeichnis 1. Jahrgang 1904.

Geleitwort

Abhandlungen.

Dirksen, Karl †, Volksmedizin am Niederrhein	89. 198
Hüttenbach, Freiherr Lochner von, Zur Grammatik des Elten- Emmericher Platt	126
Jostes, Dr. Franz, Univ.-Professor, Roland in Schimpf und Ernst. (Mit 6 Abbildungen)	6
Müller, Dr. Jos., Die Prägnanz der Ausdrücke des Tadels und Un- willens in den rheinischen Mundarten	108
— Lockrufe für Tiere, aus dem Siobengebirge	207
— Rheinische Schilda	250
Prümer, Karl, Das Bauernhaus auf dem Hellwege	169
Rademacher, C., Fastnachtsbräuche. I. Teil. Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtzeit in Lied und Brauch	120. 189
Sartori, Paul, Professor, Todansagen	36
Schell, O., Beiträge zum Baumkultus im Bergischen	55
— Bergische Gebildbrote	210
Wehrhan, K., Die Gebiete der Volkskunde	3
— Ein Detmolder Tierprozess von 1644 und die Bedeutung des Tierprozesses überhaupt	65
— Kinderlied und Kinderspiel	175
Zender, Jakob, Der Gruss und seine Formen in der Eifel	293

Grössere und kleinere Mitteilungen.

Bethany, M., Ärzte, Krankheiten und deren Heilung nach Cäsarius von Heisterbach	154
Busch, P. J., Volksgebräuche in der Eifel	137
Clément, Rud., Ein Martinsabend in Düsseldorf	181
Gierlichs, Hubert, Das alte Eifeler Bauernhaus	145
Hackland, E., Et kruse Bömken	159
Höns, Henn van, Aus Hünxe a. d. Lippe (Rheinl.): Nejohr. Dat Holleien. Dat Schöngelbrot. Die „Tubaat“	79
Laven, Ph., Zwei Gedichte in trierischer Mundart	233
Oeke, Wilhelm, Werwolfgeschichten	160
— Der Schatz bei der Linde	161
— Volksrätsel	235
— Die verzauberten Hasen	236
— Wie ein Irrlicht aussieht	237
— Wie der arme Mann zu Gelde kam	302
Prümer, Karl, Volksweisheit aus der westfälischen Mark	77
Rademacher, C., Fastnachtsbräuche. Eine Umfrage	162
Sartori, Paul, Professor, Volkssegens aus Westfalen	151. 300
— Volksmedizin und Besprechungen aus Westfalen	215
Schell, O., Zwei Sagen aus Burg Ockenfels	158
— Einige Bemerkungen über die Zitrone im Glauben und Brauch des Volkes	220
Wehrhan, K., Miscellen	231
Zender, J., Fragebogen zur Sammlung der in der Eifel über das Kind verbreiteten Sitten und Gebräuche	226
— Rheinische Haus- und Eigentumsmarken	237

Ausserdem bringt jede Nummer jedes Jahrgangs eine Bücherschau,
Berichte usw.



Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

A. Prümer, Münster i. W., Prof. F. Sartori, Dortmund,
G. Schell, Elberfeld, und A. Wehrhan, Frankfurt a. M.

3. Jahrgang

1906



Elberfeld.

Buchdruckerei und Verlagshandlung A. Martini & Grüttesien, G. m. b. H.
(vorm. Baedekersche Buchdruckerei).

Inhaltsverzeichnis des 3. Jahrgangs.

	Seite
Abhandlungen und grössere Mitteilungen.	
Blümmel, E. K., Das Volkslied: „Ich liebe dich, so lang ich leben werde“. Eine literar- und musikhistorische Studie	177—190
Ehrlich, Theodor, Aus dem Sagenschatze der Vordereifel (Erzählungen aus Volksmund)	55—59
— Mittelrheinische Gebädbrote	159—161
Esser, Volksetymologie und Volkskunde	78—79
Fassbender, Das Burscheider Pfingstlied und anderes	131—138
Höfler, M., Peters-Kuchen	161—164
Hüser, Einiges über Schauspiele und Volksbelustigungen in Warburg in vergangener Zeit	216—221
Ihren, Heinr. v. d., Eifeler Sprichwörter und Redensarten	151—159
Kemp, Jakob, Zur Geschichte der Kölner Fastnacht	241—272
Kapell, Franz, Volksgebräuche in der Karwoche und um Ostern an Rur und Maas	146—151
— Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien im Selfkant	190—200
Ley, K. J., Zur Bedeutung der Wörter raitmeister, hauberg und jahn im Siegerlande	97—109
Lochner von Hüttenbach, Kinderlieder aus Elten	221—225
Markgraf, Lic. theol., Mutter und Kind in den Weistümern des Mosellandes	118—124
Michel, Gustav, Brautkrönchen aus der Gegend von Trier. (Mit 2 Abbildungen)	39—44
Pessler, Willi, Das altsächsische Bauernhaus in der Rheinprovinz. (Mit Abbildungen)	272—282
Prümer, Karl, Altdortmunder Gebädbrot und Gebäck	49—54
Sander, Hermann, Kinderlieder und Kinderspiele aus Hünxe bei Wesel	109—118
Sartori, Paul, Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden:	
I. Hexen, Werwölfe und andere dämonische Gestalten	200—210
II. Sagen	289—300
Schell, Otto, Das bergische Haus und seine Zukunft	282—289
Schönhoff, H., Hundert emsländische Pflanzennamen	124—131
Schreiber, J., Die Wollindustrie zu Dudeldorf	210—216

	Seite
Wehrhan, Karl, Lippische Kinderlieder (Fortsetzung aus Jahrgang II)	66—78
Weidenbach, St., Sagen und Geschichten von Mesenich an der Mosel	138—146
Weimann, Der Naunenbaum	45—49
Wiedemann, Alfred. Mumie als Heilmittel	1—38

Kleinere Mitteilungen.

Ehrlich, Theodor, Der unglückbringende Hase	87
— Volksrätsel (mündlich aus der Eifel)	226
Gans, Oskar, Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben (aus Krefeld)	231
Giesecking, E., De giftge Wörm oder Wie de Rehbörger tau 'ner Grafft kamen sünd (Hagenburger Mundart)	168
Hellwig, Albert, Umfrage über kriminellen Aberglauben (vgl. S. 229)	87
Klein, J. H., Volkssprache. Plattdeutsche Aussprüche der Gegend der Niederwupper	228
Kreuzberg, Fastnachtsbräuche in Prüm	171
— Michelsfeuer in Prüm	227
Mayer, Joseph, Der hölzerne Jäger	300
Löcher, Georg, Drei Erzählungen aus Volksmund. Aus der Koblenzer Gegend	165
Müller, Jos., Das Furren. Ein Namenstagsbrauch aus dem Siebengebirge	83
— Schäälén Zacheies	85
— Die Pek. Aus dem Siebengebirge	86
Oeke, Wilh., Ein Kuhhirtenreim und ein Schäferreim	89
— Der verlorene Sohn (mündlich aus dem Rietbergschen)	166
Prümer, Karl, Westfälische Osterbräuche	80
— Westfälischer Aberglauben (Freien und Hochzeit)	81
— Ein Beitrag zur „Kindtaufe in Westfalen“	82
Schell, Otto, Symbole bei Verkäufen	90
— Der Strohwich als Bierwich	90
— Spruch, um rechtzeitig aufzuwachen	90
Speth, J. und Synann, Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben	230
Wehrhan, Karl, Dienstantritt einer Magd	90
— Erkennung einer Hexe	90
— Zur Umfrage über kriminellen Aberglauben	229
— Mittel gegen Schwindsucht und Krebs	231
— Mittel gegen Warzen	231
— Heilmittel gegen die sogen. Abzehrung	301
— Heilmittel gegen die sogen. Bose	301
— Lichtmessfeier	302

Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde	176. 238
--	----------

Bücherschau.

- M. Bethany, Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach. Aus dem Lateinischen. S. 94. — John Brinkmann, Kasper-Ohm un ick. S. 235. — H. Conventz, Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. S. 304. — G. Dütschke, Beiträge zur Heimatkunde des Kreises Schwelm. S. 93. — Karl Euling, Die Priamel bis Hans Rosenplüt. Studien zur Volkspoesie. S. 174. — Johannes Gillhoff, Bilder aus dem Dorfleben. S. 234. — R. Haage, Die Mühle im Hagental. S. 236. — Gottfried Heine, Krümeln un Knasten. Nigge Vertelkes intem Surlande. S. 237. — Fritz Hoenig, Wörterbuch der Kölner Mundart. S. 232. — Karl Hübler, Vom Stamm der Eiche. Westfalenbuch. S. 95. — Wilhelm Idel, Irmgard von Berg. S. 92. — Th. Imme, Die Ortsnamen des Kreises Essen. S. 91. — ~~Alois John, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen. S. 91.~~
— Franz Jostes, Roland in Schimpf und Ernst. S. 233. — Otto Kares, Poesie und Moral im Wortschatz. S. 95. — Gustav Kisch, Vergleichendes Wörterbuch der Nösnen (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart. S. 172. — P. J. Kreuzberg, Pfingstgebräuche an der unteren Agger. S. 94. — Derselbe, Blüten der Volkslyrik von der unteren Agger. S. 94. — Julius Leithauser, Volkskundliches aus dem bergischen Lande. I. Tiernamen im Volksmunde. S. 172. — Willi Pessler, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Bedeutung. S. 302. — Ernst Rabben, Die Gainersprache (chochum loschen). S. 303. — L. Rafael (H. Kiese-kamp), Vom alten Sachsenstamme. Novellen. S. 236. — Hermann Ritter, Von der Höhe. Eifeler Skizzen und Erzählungen. S. 96. — R. Ruben, Widukindssagen. S. 237. — Ludwig Schröder, Riägenbogen. S. 93. — Aug. Tonnar und Wilh. Evers, Wörterbuch der Eupener Sprache mit sprachvergleichenden Worterklärungen von Wilh. Altenburg.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

3. Jahrgang.

1906.

Erstes Heft.

Mumie als Heilmittel.

Von Professor **Dr. Alfred Wiedemann**, Bonn.

Ein reiches und vielseitiges Material an volkstümlichen Vorstellungen ist in den Schriften der alten Mediziner erhalten geblieben. Zwar beanspruchen dieselben zum grossen Teile auf wissenschaftlicher Grundlage zu stehen, tatsächlich sind sie so gut wie überall von den jeweiligen Volkssanschauungen ihrer Zeit beherrscht und suchen nun diese in ein mehr oder weniger abgerundetes System zu bringen. Ihren Ausgangspunkt nehmen sie meist, zustimmend oder auch widersprechend, von den Schriften der antiken Ärzte, vor allem des Galen, die ihnen teils in der Ursprache, teils durch die Vermittelung der arabischen medizinischen Werke zugänglich waren. In die Angaben, die sie diesen Schriften entlehnten, fügten sie die Rezepte ein, welche sie von ihren Zeitgenossen als vom Volke erprobte kennen lernten, und verknüpften das Ganze mit den Theorien, welche sich im Kreise des Volkes im Laufe der Jahrhunderte über medizinische und physiologische Vorgänge entwickelt hatten.

Auf den folgenden Seiten möchte ich die Art und Weise, wie sich dieser Prozess im Einzelfalle abspielte, an den wechselnden Vorstellungen zu verfolgen suchen, welche sich an ein bestimmtes Heilmittel anknüpften. Als solches möge die Mumie dienen, die mir als eine Arznei, die zeitweise aus Ägypten bezogen ward, fachlich besonders nahe steht. Eine Bearbeitung dieser Mumien-Medizin fehlt, soweit ich sehe, bisher, obwohl ihr einstiges Vorhandensein sogar

in die Konversationslexika Aufnahme gefunden hat.¹⁾ Es ist dabei davon abgesehen worden, jeweils im Einzelfalle auf die Parallelerscheinungen hinzuweisen, welche die Volksvorstellungen bis in die Neuzeit hinein zu den erörterten Punkten bewahren. Wenn man sich die Gedankengänge vergegenwärtigt, die sich auch bei unserer rheinischen Bevölkerung noch immer, wenn auch langsam abklingend, an die andauernde Lebenskraft der Leiche und ihre zauberische Gewalt anknüpfen, so wird man in diesen alten Schriften auf Schritt und Tritt entsprechende Anschauungen antreffen. Und auch zu andern Volksansichten, zu der Auffassung der Rothhaarigen, der Übertragung von Krankheiten usf. bieten sich mannigfache Beziehungen dar.

Unter den in verhältnismässig reinem Zustande von der Natur selbst dargebotenen mineralischen Stoffen hat der Asphalt die Schriftsteller des Altertums vielfach beschäftigt. Man gewann ihn in dickflüssigem Zustande an den verschiedensten Orten, in Babylonien, am Toten Meere, in Griechenland, und verwendete ihn bei Bauten als Bindematerial, wie wir unsern Mörtel, und dann auf ägyptischem Boden zur Erhaltung der Leichen²⁾. Daneben diente er als Arznei; die beste Qualität war die stark riechende, glänzende und schwere, während die schmutzig-schwarze leichtere als mit Pech vermischt angesehen und häufig als pissasphaltos, als Pechasphalt, bezeichnet wurde.³⁾ Gegen die verschiedensten Krankheiten ward Asphalt verwendet, bei schwerem Atem, Engbrüstigkeit, Husten, Jucken, Ausschlag, Flechten, Rose, Schmerzen der Nerven, Glieder, Zähne, Seitenstechen, Gicht, Epilepsie, Wechselfieber, Menstruations-

¹⁾ Th. J. Pettigrew, A History of Egyptian Mummies, London. 1834. S. 7 ff., auf welchen die neueren Angaben sich zu stützen pflegen, lässt infolge eines unvollständigen Auszuges aus Guyon und der Nichtbenutzung der älteren medizinischen Literatur den Gebrauch der Mumie gerade in dem Augenblicke aufhören, in dem sie in Europa ihre Hauptrolle zu spielen begann.

²⁾ Blümner, Technologisches. Schwefel, Alaun und Asphalt im Altertum, in Festschrift für die Züricher Philologenversammlung. 1887. S. 30 ff.

³⁾ Dioscorides I. 99, 100; Plinius, Hist. nat. 35. 180.

störungen, Geburtsschmerzen, Entzündungen, Geschwüre, Eiterungen, Blutungen, um das geronnene Blut zu zerteilen und Wunden zu schliessen.⁴⁾ Auch für erkrankte Tiere ward er bei Räude und eiternden Geschwüren empfohlen.⁵⁾ Um Schlangen zu vertreiben, mischte man ihn in ein Räuchermittel.⁶⁾

Mit den Schriften der griechischen Mediziner gelangte die Kenntnis des Heilwertes des Asphalts zu den Orientalen, bei denen er unter den Begriff Mumie eingereiht ward. Dieses Wort geht zurück auf das persisch-arabische *mûm*, *môm* „Wachs“ und bezeichnet dann den Asphalt, später den Stoff, dessen man sich zur Erhaltung der Leichen bediente, da dieser wesentlich aus Asphalt bestand, endlich diese Leichen selbst.⁷⁾ Für Asphalt verwenden bereits die dem 10. Jahrhundert entstammenden pharmakologischen Grundsätze des Persers Abu Mansur Muwaffak das Wort. Nach ihnen⁸⁾ ist *Mûmjâj* heiss und trocken im zweiten Grade, wirkt zerteilend und verdünnend, nützt gegen Knochenbrüche und Quetschungen, unterdrückt die Blutflüsse und beseitigt, wenn man sie mit einem Öl vermischt in die Nase einführt, den durch Kälte entstandenen Kopfschmerz.

Von der Heilwirkung der Mumie, also des Asphalts, ist in Persien in der Folgezeit viel die Rede. Die beste Mumie träufelte bei Erradjân oder nach andern Quellen bei Derabdjerd in einer Höhle aus dem Felsen, aber nur in sehr geringer Menge. Daher ward die Höhle verschlossen und versiegelt, und nur einmal im Jahre, im Monat September, zogen die höchsten Beamten in feierlichem Zuge hierhin, um für den König den wertvollen Stoff zu holen. Seine Wirkung war nach den Berichten der europäischen Reisenden eine wunderbare. Ein gebrochenes Bein heilte bei seiner Anwendung

⁴⁾ Diosc. I. 102; Plinius 20. 140, 22. 47, 30. 106, 35. 180—182; Celsus III. 27. 2, V. 3, 11; Galen an verschiedenen Stellen; Josephus, Bell. Jud. IV. 8. 3.

⁵⁾ Plinius 35. 179; Virgil, Georg. 3. 451; Calpurnius, Eccl. 5. 78 ff.

⁶⁾ Nicander, Theriaca 44.

⁷⁾ R. Dozy, Oosterlingen. 1867. S. 68 f.

⁸⁾ Übersetzt bei Kobert, Hist. Studien aus dem pharmakol. Institute zu Dorpat. III. S. 277.

bei einem Huhn in etwa einem Tage, bei Kindern in etwa drei Tagen und bei Erwachsenen in sehr kurzer Zeit. Daneben half er bei Blutungen, Quetschungen, Schnitten, Wunden, und innerlich genommen bei bösartigen Pusteln. Es galt als besondere Auszeichnung, wenn fremden Herrschern Mumie übermittelt ward. So erhielt Ludwig XIV. zwei goldene Schachteln, die mit ihr gefüllt waren, die Kaiserin Katharina von Russland eine Unze in einer goldenen Schachtel und 1809 die Königin Charlotte von England ein ähnliches Geschenk. Die an andern Orten in Persien gefundene Mumie war weniger wirkungsvoll, aber doch immerhin brauchbar.⁹⁾ Die medizinische Verwendung der Droge sollte nach einer persischen Angabe der Prophet Daniel gelehrt haben,¹⁰⁾ während andere behaupteten, ein Jäger habe zufällig beobachtet, wie ein verwundeter Hirsch mit Mumie sein Bein heilte, und so ihren Wert erkannte.¹¹⁾

Den übrigen mohammedanischen Völkern war naturgemäss die persische Mumienhöhle verschlossen, aber als Heilmittel war der Asphalt auch bei ihnen beliebt. Sie erhielten ihn dann, wie beispielsweise die Syrer,¹²⁾ meist aus dem Toten Meere. Aber bald lernte man eine andere Bezugsquelle kennen, welche für die ganze Entwicklung dieser Arznei von folgeschwerer Bedeutung wurde. Als die Araber

⁹⁾ D'Herbelot, *Bibliothèque Orientale*. Paris. 1697. S. 647. (Maestricht. 1776. S. 646); Engelbert Kaempfer, *Amoenitates exoticae*. Lemgo. 1712. S. 516 ff.; de Ferrières-Sauveboeuf, *Mém. hist. des Voyages*. II. Maestricht. 1790. S. 27 f.; Bomare, *Dict. d'Hist. nat.* VIII. Lyon. 1791. S. 542; William Ouseley, *Travels in Persia*. II. London. 1821. S. 117 ff., 475 ff.; Barbier de Meynard, *Dict. géogr. de la Perse*. S. 19 f., 227; vgl. Kazwini. II. S. 94, 126.

¹⁰⁾ Chardin, *Voyages en Perse* [wo er zwischen 1664 und 1681 war] herausgeg. von Langlès. III. Paris. 1811. S. 309 ff. Chardin spricht dabei auch von einer zweiten Art persischer Mumie, von einbalsamierten, im trocknen Sande in Chorassân gefundenen Leichen, doch beruht dies wohl auf einer Verwechslung mit den afrikanischen „weissen Mumien“.

¹¹⁾ G. Schober, *De Mumia persica* in *Acta Physico-Medica Academiae Leopoldinae Nat. Cur.* I. 1737. Appendix. S. 150 ff.

¹²⁾ K. Ahrens, *Das (syrische) Buch der Naturgegenstände*. Kiel. 1892. S. 67.

im Niltale die alten Gräfte öffneten, um in ihnen nach Schätzen zu suchen, fanden sie in reicher Fülle die einbalsamierten Körper der alten Insassen des Landes. Sie erkannten ohne weiteres, dass diese mit Asphalt behandelt worden waren, und nahmen an, dass eine besonders gute Sorte dabei verwendet worden sein müsse, um den Körpern die Kraft zu geben, Jahrtausende lang der Verwesung Trotz zu bieten. Bald erklärte man, der Asphalt sei dabei allein wirksam, bald schrieb man den beigemischten aromatischen Substanzen, Myrrhe, Aloe usf. einen Teil der Kraft zu. Den zur Verwendung gelangten Stoff fand man nicht selten in Tropfen und Stücken am Boden der Säрге und der Gräber liegen und glaubte, er sei aus den Leichen herausgeträufelt. Diese Annahme war sachlich unrichtig; die Temperatur der Gräber ist nicht hoch genug, um den Asphalt der Mumien zum Schmelzen zu bringen. Es handelt sich hier um Asphalt, der bei der Einbalsamierung verschüttet worden ist.

Die falsche Erklärung blieb aber herrschend und meinte man, dieser Asphalt, den man auch im Innern der Körper finden könne, enthalte beigemischt auch die Säfte des Menschen, aus dem er ausgeflossen sei. Ihn nannte man nunmehr *Mumia* und verwendete ihn bei allen Krankheiten, bei denen früher Asphalt und Pech gedient hatten. So benutzte man ihn zunächst bei Brüchen, Stößen und Verletzungen durch Fall, dann bei Kopfschmerzen infolge von Erkältung, Epilepsie, Schwindel, schwerer Zunge, Husten, Blutspucken aus der Lunge, Halsschmerzen, Herzklopfen, Ohnmachten, Erstickungsanfällen, Magen- und Milzschwäche, Geschwüren, Vergiftung, Skorpionenstichen usf.¹³⁾

¹³⁾ *Isaachus Judaeus* (um 900), bei späteren Arabern oft erwähnt; *Rhases* (850—930), *Opera*. Basel. 1544. S. 84, *Liber Almansoris*. Venedig. 1494. S. 106; *Avicenna* (980—1037), *Opera*. Venedig. 1564. S. 146, 151, 182, 343; *Serapion* (um 1050), *Practica*. Leiden. 1525. fol. 105, 167; *Abd-Allatif* (um 1150), *Relation de l’Egypte*, herausgeg. von de Sacy. Paris. 1810. S. 200 f., vgl. S. 271 ff; *Ibn Baithar* (gest. 1248), *Grosse Zusammenstellung über die Heil- und Nahrungsmittel*, übers. von Sontheimer II. Stuttgart, 1842. S. 537 und von Leclerc in *Notices et Extraits des Manuscrits, etc.* 26. I. S. 346 ff. — Dass die angebliche Wirksamkeit der ägyptischen Mumien wesentlich

Es dauerte nicht lange, so entwickelte sich ein anderer Gedankengang. Wenn die wirksame Arznei aus dem toten Körper floss, so konnte man sie ebenso gut an ihrer Quelle suchen, und so begann man statt des abgeträufelten Asphalts die Leichen selbst zu verwerten. Der um 1047 lebende ägyptische Arzt Ibn Rodhwân¹⁴⁾ erklärt bereits, man verwende den menschlichen Körper als Arznei, und zwar habe man früher, wenn ein bestimmter Körperteil erkrankte, aus dem entsprechenden Teile eines Gesunden einen Saft ausgezogen und diesen benutzt.¹⁵⁾ Seither habe man erkannt, dass es besser sei, sich nicht auf die Einzelmedizinen einzulassen. Man zerschneide vielmehr die einbalsamierten Mumien, vermische sie mit Getreide, Wein, Balsam und anderem, lege sie in ein Gefäß und bereite daraus ein Salz oder einen Saft, der als Universalmedizin für alle Krankheiten diene. Da bei seiner Zubereitung alle Körperteile ausgezogen worden waren, so konnte er auch allen helfen.

Sonderbarerweise hat man im Oriente gelegentlich ganz vergessen, dass der Asphalt der Ausgangspunkt der Medizin war, und hat die Heilkraft der Mumie lediglich dem entsprechend behandelten menschlichen Körper zugeschrieben. In einem handschriftlichen Kommentar unbekanntes Alters zu dem persischen Alexandergedicht des Nizâmi wird die vortreffliche Wirkung der Mumie besonders bei Knochen-

auf dem Asphalt beruhe, haben auch neuere Schriftsteller öfters betont, so z. B. Jourdan, *Pharmacopée universelle*, deutsch. Weimar. 1829. I. S. 292; G. F. Most, *Encyclopädisches Handwörterbuch der Arzneimittellehre*. Rostock. 1842. S. 147.

¹⁴⁾ Auszug bei Kircher, *Oedipus* II. 2. Rom. 1653. S. 374. — Kircher, a. a. O. III S. 396 erwähnt einen arabischen Arzt Haly (derselbe wie Ibn Rodhwân?), der über den medizinischen Wert des menschlichen Körpers gehandelt und dabei der Mumie gedacht habe. — Für Ibn Rodhwân vgl. Wüstenfeld, *Gesch. der arabischen Ärzte*. Göttingen. 1840. S. 80 ff, 78.

¹⁵⁾ Dieser Gedanke tritt noch Jahrhunderte lang im Abendlande auf. Giuseppe Donzelli, *Theatro Farmaceutico*. Venedig. 1704. S. 621 erwähnt, übereinstimmend mit andern Schriftstellern, manche wollten bei Krankheiten stets den entsprechenden Körperteil der Mumien verwenden, so bei Fallsucht den Schädel, usf. Für diese Verwendung der Schädelknochen vgl. auch diese Zeitschrift II S. 283.

brüchen geschildert und dabei angegeben, wie man dieselbe künstlich herstellen könne.¹⁶⁾ Man nehme einen rötlichen, rothaarigen Menschen und ernähre ihn bis zum dreissigsten Jahre mit Früchten. Dann ertränke man ihn in einem Steingefäss, das mit Honig und Drogen gefüllt sei, und versiegle das Gefäss. Wenn man es nach 120 Jahren wieder öffne, so sei aus dem Leichnam und dem Honig Mumie geworden.

Bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein ward die Mumie gelegentlich im Orient als Arznei verwertet. Der Kosmograph Thevet, der eine gute Schilderung ihres Fundortes in den Gräbern bei den Pyramiden hinterlassen hat,¹⁷⁾ wurde beispielsweise in Ägypten bei einer Krankheit von einem jüdischen Arzte, freilich ohne Erfolg, mit Mumie behandelt.¹⁸⁾ In neuerer Zeit scheint der Gebrauch im Orient abgekommen zu sein. Freilich gibt der Reisende Madden^{18a)} an, die Araber vermischten pulverisierte Mumie mit Butter, nannten dies Mantey und verwendeten es, wie die Italiener, bei innerlichen und äusserlichen Geschwüren. Allein diese Behauptung scheint auf Irrtum zu beruhen, denn die Wörterbücher¹⁹⁾ erklären vielmehr Manti als einen mit zerhacktem Hammelfleisch gefüllten Buttermig. Dagegen benutzen die jüdischen Volksärzte in Palästina noch jetzt bei langwierigen Krankheiten ein Pulver, welches man aus den Knochen der in der Wüste verendeten Menschen und Tiere herstellt und mit Meth gemischt trinkt.²⁰⁾ Wir werden sehen, dass dem entsprechende „weisse Mumien“ im Mittelalter im Abendlande ein grosses Ansehen genossen.

Interessanter für unsere Zwecke als die Geschichte der Mumie im Oriente sind ihre Schicksale im Okzidente. Hier-

¹⁶⁾ Angeführt bei Ouseley, a. a. O. II. S. 476.

¹⁷⁾ André Thevet, *Cosmographie de Levant*. Lyon. 1554. S. 154 ff.

¹⁸⁾ Loys Guyon, *Les diverses Leçons* II. Lyon. 1625. S. 23 ff.

^{18a)} *Travels in Turkey, Egypt, Nubia and Palestine in 1824—27*. London. 1829. II. S. 90.

¹⁹⁾ so Redhouse, *A Turkish and English Lexicon*. Constantinopel. 1890, unter dem Worte.

²⁰⁾ Bernhard Stern, *Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei*. Berlin. 1903. I. S. 209, der dabei erwähnt, dass das Pulver von Totenknochen in Marokko als Gift gelte.

hin gelangte ihre Kenntnis im Laufe des elften Jahrhunderts durch Vermittlung der arabischen medizinischen Schriften.²¹⁾ Sie findet sich bereits bei dem um 1080 gestorbenen Constantinus Afer,²²⁾ bei einem Manne, der nach weiten Reisen in den Orient, insbesondere nach Ägypten, in erster Reihe den Einfluss der arabischen Medizin auf die Salernitaner Schule und damit auf das übrige Europa vermittelte. Ihm ist Mumia eine besonders gute Art Asphalt, welche man in alten Denkmälern finde und mit der die Alten ihre Toten salbten, damit sie nicht schnell faulten und Würmer hervorbrächten. Sie helfe bei Brüchen und Quetschungen, stille, wenn man sie mit Siegelerde gemischt trinke, innere Blutungen; als Niesemittel heile sie die durch Kälte entstandenen Kopfschmerzen. Ihr Rauch bringe zum Schwitzen.

Der um 1300 als Arzt in Konstantinopel tätige Nikolaus Myrepsicus aus Alexandrien fasst Mumie anders auf. Er verwendet „das Blut eines verstorbenen Menschen, welches von den Italienern Mumia genannt wurde“ zur Herstellung einer Arznei gegen Dysenterie und Menstruationsstörungen. Mit Recht bemerkt sein Erklärer, der später nochmals zu erwähnende Leonhard Fuchs, es seien hier nicht das Mumienfleisch und die Mumienknochen gemeint, sondern das Blut oder die verwesende Flüssigkeit, die sich mit Aloe und Myrrhen vermischt in einer (Körper-)Höhlung sammelt²³⁾. Dieselbe zersetzte Flüssigkeit, welche sich in den Gräbern

²¹⁾ Guyon, a. a. O. S. 23 behauptet, ein Jude aus Alexandrien, Elmagar, habe zuerst um 1100 oder 1300 die Kreuzfahrer und ihre mohammedanischen Gegner bei Wunden und Krankheiten mit Mumie behandelt. Seinem Beispiel seien dann die Ärzte aller Nationen gefolgt. Diese sehr unbestimmten Angaben entsprechen nicht den Tatsachen.

²²⁾ Lib. de Gradibus in seinen Opera. Basel. 1536. S. 372. Vgl. für den Mann und seine Quellen M. Steinschneider in Virchow's Archiv für pathol. Anatomie 37 (1866) S. 351 ff.

²³⁾ Nikolaus Myrepsus Alexandrinus Medicamentorum Opus, aus dem Griechischen übersetzt von Leonhard Fuchs. Basel. 1549. S. 11; vgl. auch Salmasius, De homonymis hyles iatricae. Utrecht. 1689. S. 160 f. — Das angeblich 754, tatsächlich nach 1000 verfasste, dem Anastasius zugeschriebene Epitome Chronicorum Casinensium bei Muratori, Rerum Italicarum Scriptores II. Mailand. 1723. S. 349 erklärt Mumia für die aus Leichen fließende übelriechende Flüssigkeit.

der Einbalsamierten bei den Heiden und Sarazenen in der Nähe des balsamreichen, ägyptischen, bei Memphis gelegenen Babylon finde, empfiehlt Matthäus Sylvaticus in seinen im Jahre 1330 dem Könige Robert von Sizilien geweihten Pandekten. Nach ihm ist sie äusserlich oder innerlich angewendet dienlich bei Kopfschmerzen, Lähmungen, Epilepsie, Schwindel, Schmerzen der Ohren und der Kehle, Husten, Blutsputten, Herzleiden, Blähungen, Schlucken, Brüchen, Quetschungen, Geschwüren, Vergiftungen, Skorpionstichen²⁴). Eine Krankheitsliste, die sich mit der der Araber (vgl. S. 5) deckt.

Nicht lange nach Sylvaticus tritt im allgemeinen an Stelle dieser Flüssigkeit der Mumienkörper selbst. Guy de Chavillac, ein hervorragender Chirurg und Leibarzt des in Avignon lebenden Papstes Clemens, nennt in einem 1363 verfassten Werke²⁵) als Heilmittel Mumie, das Fleisch der einbalsamierten Toten. In diesem Sinne wurde die Droge in Frankreich sogar hoffähig. Der bekannte Zoologe Pierre Belon, der selbst die Heilkraft der Mumie nicht bezweifelt, berichtet²⁶), König Franz I. habe sich von seinen Dienern auf allen Reisen in einer Tasche Mumie, mit Rhabarber gemischt, nachtragen lassen, und sie auch selbst bei sich geführt.

Die Verwendung der menschlichen Körper fand jedoch auch ihre Gegner. Amatus Lusitanus²⁷), ein geborener Portugiese, der um 1547 als Professor in Ferrara wirkte und dann als Jude in Saloniki starb, führt Mumie als Heilmittel an. Aber sie ist nach ihm der Pissasphaltos der Alten, der sich in den ärmeren ägyptischen Mumien finde und die Wirksamkeit von Pech und Asphalt besitze. Er leiste aller Zersetzung und Verwesung, besonders in Pestzeiten Widerstand und helfe bei zahlreichen Krankheiten, deren Verzeichnis

²⁴) Opus Pandectarum Medicinae. Leyden. 1534. Fol. 133.

²⁵) La grande Chirurgie, publ. von Nicaise. Paris. 1890. S. 651.

²⁶) Les Observations de plusieurs Singularitez trouvées en Grèce, Asie, Judée, Egypte. Antwerpen. 1555. S. 208. — Vgl. für den Mann Carus, Gesch. der Zoologie. S. 332.

²⁷) In Dioscoridis de medica materia librum. Strassburg. 1554. S. 91 ff.